
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Redakteure:

J. Huemer, E. Hauler, L. Radermacher.

Fünfundsechzigster Jahrgang 1914.
Erstes Heft.

Ausgegeben am 31. Jänner 1914.

Erscheint zwölfmal jährlich.

(Dazu ein Beiblatt „Zeitschriftenschau".)

WIEN 1914.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Hofrat Dr. **J. Huemer** (XVIII., Hofstattgasse 19), an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Währinger Gürtel 88) oder an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XIX., Kreindlgasse 8) zu adressieren.
Die Redaktion.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—

ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, L. RADERMACHER.

FÜNFUNDSECHZIGSTER JAHRGANG.

1914.

WIEN.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Inhalt des fünfundsechzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien".

(1914.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Seite

Literarische Miszellen.

Programmenschau.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.



Inhalt des ersten Heftes.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Eingesandte Bücher.

Zeitschriftenschau Nr. 23

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Bürgers, Millers und Vossens Gedichten.

I.

Max Berbig hat in den „Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung" 1903, S. 88 bis 111 interessante Nachrichten über den Genossen des Göttinger Dichterbundes Schack Hermann Ewald veröffentlicht und über Ewalds handschriftliche Gedichtsammlung berichtet. Seither konnte Wilhelm Michael („Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Höltys", Halle a. S. 1909, S. 168 f.) diese Sammlung benutzen und ihr Lesarten zu zwei Gedichten Höltys entnehmen. Herr Max Berbig, Seminarlehrer in Gotha, hatte die große Liebenswürdigkeit, mir das Buch zu übersenden und seine Benutzung zu gestatten.

Das in braunen Pappendeckel gebundene Buch besteht aus 16 Lagen von Quartblättern (20·5 × 16·5 cm), die aus quergefalteten und gehefteten Foliobogen entstanden sind [1]). Die gleichmäßige Stärke der Lagen II—VIII läßt sie gegenüber den ungleich starken folgenden als Einheit erscheinen. Sie enthalten in sehr sorgfältiger, steifer Schrift eine Sammlung von Gedichten verschiedener dem Hain angehöriger oder nahestehender Dichter. Eine Fülle von sinnlosen Schreibfehlern, von denen die unten abgedruckten Titel und Texte Proben darbieten, bezeugt die schwere Lesbarkeit der Vorlagen und die Unbildung des Abschreibers, der also nicht, wie Berbig und Michael meinen, Ewald selbst sein kann. Das vorletzte Blatt der Lage VIII fehlt, das letzte enthält auf Seite *a*

---

[1]) Die Lagen II bis VIII bestehen aus je 2 Bogen (8 Blättern) [Lage VIII, Blatt 7 fehlt]; es folgen Lagen von ungleicher Stärke: IX: 6 Blätter; X: 4; XI: 8 (Blatt 2 ausgerissen); XII: 6 (Blatt 2 zum größeren Teil, Blatt 4 ganz ausgeschnitten); XIII: 8; XIV: 8 (Blatt 8 ausgeschnitten); XV: 8 (Blatt 1 und 2 ausgeschnitten); XVI: 4 (Blatt 4 ausgerissen). Lage I besteht aus einem halben Bogen (2 Blättern). Die Lagen II bis VIII sind im äußeren oberen Eck der Seiten mit Bleistift von 1 bis 106 paginiert (Berbigs Hand?); zwischen S. 95 und S. 96 sind zwei Seiten übersehen worden.

eine alkäische Strophe mit der Bezeichnung „zwischen die 5te und 6te Strophe einzurücken“, die offenbar zu dem auf das fehlende Blatt geschriebenen Gedichte gehört, auf S. *b* „An Donna [Done], seine dritte Geliebte (von Klopstock)“ aus den „Lippischen Intell. Blättern von 1771. Nr. 35“. Diese Niederschriften rühren zweifellos von Ewald her, wie ein Vergleich der ausgeschriebenen, flüchtigen Züge mit früheren Gesuchen Ewalds beweist, die mir Herr Berbig zur Verfügung gestellt hat. Von derselben Hand stammen die lyrischen Skizzen und Brouillons der folgenden Blätter, wenn auch die ungleichmäßige und sorglose Handschrift manche Abweichungen aufweist. Nach der durch Herrn Berbig mir überlieferten Familientradition sind diese poetischen Versuche „von Ewalds Sohn, dem Geheimen Hofrat und Oberbibliothekar“. Abgesehen davon, daß der Ductus der Handschrift ebenso wie der Stil der Gedichte auf das XVIII. Jahrhundert deutet, beweist das Gedicht Lage XIV, S. 2 f. „An Madam Mecour, als Elektra“ die Autorschaft des Vaters. Susanne Mecour wirkte vom Mai 1774 bis 1776 in Gotha und starb am 18. Februar 1784; „Orest und Elektra“ von Gotter wurde von der Seylerischen Truppe in Gotha nur am 12. Juli 1774 gespielt[1]).

---

[1]) R. Hodermann, Geschichte des Gothaischen Hoftheaters. Ham-
Gegenstand poetischer Huldigung. Der Gothaische Theaterkalender 1775
von Werthes, das die anmutige Darstellerin der Lisetten nach ihrer Rolle
Schinks Gedicht „Ueber Madam Mecour: als Sie der Dichter als Elektra
S. 186), hat die Aufführung in Leipzig (25. Oktober 1774) gesehen; vgl.
auffallend sind die Ähnlichkeiten zwischen den Gedichten von Schink
von Schink **nicht** gekannt hat:

Ewald.

I. Wo ich stehe, wo ich gehe,
Wachend oder träumend, sehe
Ich Elektra noch.

II. Götter! ...
. . . .
Trocknet ihr die thränennaßen
Blauen Augen....

III. ... des Bildes ...
Es verfolget allenthalben mich;
Denn ach! unaussprechlich gräbet sich
So ein Bild voll Schönheit und voll Schmerzen
In die offnen weichen Herzen;

IV. Nur du, die Thalia selbst in ihren beyden
Zauberkünsten unterwies, allein
Wandelst schnell durch deine Zaubereyn
Süßen Schmerz in süße Freuden.

Die letzten $3^1/_2$ Seiten der Lage XIII, die letzten $2^3/_4$ Seiten der Lage XIV (deren letztes Blatt fehlt, s. S. 1, Anm. 1) sind leer, Lage XV ist ganz unbeschrieben (Blatt 1 und 2 fehlen, s. S. 1, Anm. 1), mit Ausnahme der ersten erhaltenen Seite, auf der einige Zeilen Prosa von einer viel späteren Hand stehen. Lage XVI enthält dramatische Skizzen und auf der ersten Seite den Anfang einer wissenschaftlichen Betrachtung. Aus diesem Leerbleiben gerade der letzten Seiten der letzten Lagen darf geschlossen werden, daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt (Lage I—XIII bilden eine Gruppe für sich) erst aus den beschriebenen Lagen zusammengeheftet worden ist. Dies angenommen, ist die Datierung des für uns allein wichtigen ersten Teiles (Lage I—VIII) mit Zuhilfenahme des Gedichts an Madame Mecour nicht ohneweiters gestattet. Immerhin darf man vermuten, daß Ewald die Lagen in einer halbwegs chronologischen Reihenfolge aneinander schließen ließ, daß also der erste Teil vor Juli 1774 geschrieben wurde. Dem scheint zu widersprechen, daß, allerdings in einer älteren Fassung, Bürgers „Ständchen" aufgenommen ist, das der Dichter in der Ausgabe von 1778 „Im Julius 1775" datiert und dessen Abschrift Boie am 2. Juli 1775 verlangt (Strodtmann I 232). In beiden Fällen muß die Umarbeitung

---

burg und Leipzig 1894. S. 141. — Madame Mecour war wiederholt der bringt S. 16 ein anonymes Epigramm auf sie, S. 18 ein Widmungsgedicht in Gotters Drama „Elektra!" anruft, der Theaterkalender 1776 enthält S. 20 gesehn". Schink, der damals in Halle studierte (Theaterkalender 1776, R. Bitterling, J. F. Schink. Leipzig und Hamburg 1911. S. 5 f. Sehr und Ewald, die für mich überzeugend bekunden, daß Ewald das Gedicht

Schink,

I. Ha! wo bin ich? — wach ich? — träum ich? — wie
Ist es Täuschung . . .
ach! noch immer seh' ich sie,
. . . .
Wachend, träumend, schwebet sie mir vor . . .

II. . . . wie von ihrem blauen Aug' herab
Eine Thräne steigt . . .

III. Immer noch verfolget mich ihr Bild.
. . . diese Blike, diese Töne . . .
Ha! so lang ich lebe, werden sie
Feurig in der Seele brennen —

IV. Sage Zauberin! wie nennen
Dich die Götter, nennen sie
Dich Melpomene, Thalie? —
. . . keine . . .
Riß mich so zu gewaltigem Entzüken . . .
Hat mich so mit Götterlust erfüllt,
Brachte mich der Seeligkeit so nah . . .

1*

des älteren Gedichtes gemeint sein; Bürgers Datierung ist übrigens in jedem Falle ungenau, da er schon am 29. Juni 1775 die Komposition des „Ständchens“ an Göckingk sendet (Vierteljahrschr. f. Litg. III 67). Man muß also die älteste Fassung des „Ständchens“ zurückdatieren und annehmen, daß dieses ursprünglich nicht an Molly gerichtet war. Sonst findet sich bei Ewald kein Gedicht, das später als 1773 entstanden ist. Der erste Teil muß aber noch früher, nämlich vor dem 12. November 1772, geschrieben sein. An diesem Tage dankt Ewald Bürgern für sein schönes „Danklied“ im Musenalmanach für 1773 (Strodtmann I 76); in der handschriftlichen Gedichtsammlung finden sich nun drei andere Gedichte Bürgers aus dem gleichen Musenalmanach, „Winterlied“ („Der Winter hat mit starker Hand“, im Musenalmanach S. 55: „Minnelied“), „Minnelied“ (im Musenalmanach S. 115: „Die Minne“) und „An die Hoffnung“ (Musenalm. S. 24), ferner Vossens Gedichte an Pastor Brückner (im Musenalmanach S. 119: „Der Winter“) und „An einen Pfeifenkopf“ (Musenalm. S. 106) in einer dem Almanach vorausliegenden Fassung. Der so gewonnenen Datierung scheint der Umstand zu widersprechen, daß drei aufgenommene Gedichte („An Themiren“ von Bürger, „An Liesgen“ und „An Daphnen“ von Miller) von den Verfassern in ihren Gedichtsammlungen von 1778, bezw. 1783 mit der Jahreszahl 1773 (Bürger: „Im Frühjahr 1773“) versehen worden sind. Bürgers Datierungen sind nicht immer zuverlässig, Miller dürfte bei dem Gedicht „An Liesgen“ die Datierung daraus gewonnen haben, daß das Gedicht in der Deutschen Chronik 1774 zuerst erschienen ist. Die Annahme, daß die Sammlung im Herbste 1772 entstanden ist (vgl. auch unten S. 7), wird überdies durch den Umstand gestützt, daß Ewald bis Oktober 1772 als Hofmeister des Gothaer Studenten Schulthes in Göttingen lebte. Daß er nach seiner Abreise von Göttingen ungedruckte Gedichte in größerer Zahl von den Genossen des Hains erhalten haben sollte, scheint mir, trotz seiner Bitte an Bürger (Strodtmann I 76), sehr unwahrscheinlich. Es ist die Möglichkeit nicht völlig auszuschließen, daß Ewald nach Abschriften, die er aus Göttingen mitgebracht hatte, die Sammlung in Gotha angelegt hat[1]); dann könnten immerhin die anderwärts mit dem Jahre 1773 bezeichneten Gedichte zu dem Göttinger Konvolut später hinzugekommen sein. Aber es scheint mir sehr unwahrscheinlich, daß Ewald seine alten Fassungen der Musenalmanach-Gedichte Bürgers und Vossens hätte nochmals abschreiben lassen zu einer Zeit, da der Musenalmanach ihm bereits bekannt geworden war.

---

[1]) Daß die Lagen IX ff. erst in Gotha beschrieben wurden, beweist außer dem Gedicht an Madam Mecour (Lage XIV, S. 2 f.) ein anderes (Lage IX, S. 6—Lage X, S. 1): „Lied unter dem Lindenbaum bey Kindleben gesungen“. Am Schlusse: „Gotha“. Kindleben liegt bei Gotha.

Die Handschrift enthält folgende, im Original nicht numerierte Gedichte, deren Titeln ich die überlieferte Datierung beifüge:

1. S. 1—6 Huldigungs-Lied. An Lilla [von Bürger, 1770].
2. S. 6—8 Minnelied [Lust am Liebchen, von Bürger, 1769].
3. S. 8—10 An die Lerche (Willkommen liebe Lerche hier).
4. S. 11—12 Ermunterung an die Teütschen, nach der Schlacht Hermanns: von Kretschmann.
5. S. 13—15 Hochzeitlied [von K. F. Kretschmann].
6. S. 15—17 An Liesgen ein Bauernlied [von J. M. Miller, 1773].
7. S. 18—20 Trauer-Lied Eines Bauren [Klagelied eines Bauren, von Miller, 1772].
8. S. 20—24 An die Flöte (Wie viele süße Stunden).
9. S. 24—27 Minnelied von B** (Ich will das Herz mein lebenlang) [von Bürger, 1772].
10. S. 27—32 An die Hofnung von Hrn.[1]) B** [von Bürger, 1770].
11. S. 32—36 [15 Epigramme] von Kästnern.
12. S. 37 Aus dem Wands Becker Bothen 72. St. 11 Als die Beede ausgesungen hatte [Als der Barde ausgesungen hatte, von Claudius?].
13. S. 37—38 Aus denselben 1772 [korrigiert aus: 1722]. Stück 12 Lied einer Bergnymphe die den jungen Herkuls [aus: Zerkuls] sahe. von Schönborner [Schönborn].
14. S. 39—50 [40] Sinngedichte von Kästnern.
15. S. 50—52 *Ulla si tibi iuris peierati etc.* von B. [An Themiren, von Bürger, 1773].
16. S. 52—53 An die Nachtigall von Hrn. X. [von Miller, 1772].
17. S. 54—55 Das Gewitter vom Hrn. X. (Der Donner rollt — Es schallt Gebeth).
18. S. 56—57 Der teütsche Jüngling an sein Mädchen Vor der Schlacht. von Hrn. X. (Noch einmahl Adelgund schließ ich).
19. S. 57—59 Der deütsche Jüngling nach der Schlacht id. (O Adelgund! nun sink mit Lust).
20. S. 59—60 Wunsch von H. (Ein Mätgen schöner als der May).
21. S. 60 Auf den Franckfurthischen Zeitungsschreiber [3 Epigramme].
22. S. 61 An Hrn. B. Als er die Nachtfeier der Venus sang. (Sandte, Cytheerens Heier [Cythereens Feier]).
23. S. 62—63 Minnelied v. Hrn. B. [Winterlied, von Bürger, 1772].
24. S. 63—67 Auf den Herzog von Gloneester [Gloucester] Bei seiner Anwesenheit in Göttingen Von Hrn. B. in der deütschen Gesellschaft vorgelesen.
25. S. 68—69 Lied an ein Mädchen, das mir im Traum erschien von Hrn. Y. [Das Traumbild, von Hölty, 1771].
26. S. 70—72 Ballade Unter seines Liebchens Fenster gesungen. Von Hrn. B. [Ständchen, von Bürger, 1775].
27. S. 72—74 Auf Klotzens Tod [31. Dezember 1771] (Hinweg, du Schwarm verhaßter Thoren!).
28. S. 75—76 Zum Anfang des 1772. Jahres vom Hrn. M. (Schwing dich aus tiefer Mitternacht).
29. S. 77—79 Daphnis Klagen [von Miller, 1772]
30. S. 80—81 (O hätten doch im duftenden Lorbeerhayn) [An Oerz = Oertzen, J. G. F. Seebachs Zögling; vgl. Goedeke IV 401, Nr. 24].
31. S. 81—83 An Hrn. Pastor Brückner [unterzeichnet]: V. P. [= VB.?]. [Der Winter. An Herrn Pastor Brückner, von Voss, 1771].
32. S. 83—85 *Quod summum formae decus [est] eccidere [= cecidere] Capilli Vernantesque comas tristis abegit hiems.* (aus dem Wandsbek. Bothen [1772. Nr. 76, von Heinse]). St. ... (Herabgefallen sind). [Petronius, Saturae 109 und 55].

---

[1]) So transkribiere ich H mit Schnörkel.

33. S. 85—87 Prolog Vor Emilia Galotti ein [im] Character des Marinelli (aus dem Wandsbecker Bothen) [16. Mai 1772, von Joh. Chr. Bock].
34. S. 87—88 Epilog im Character des Odoardo [Wandsbecker Bote, 16. Mai 1772, von Joh. Chrn. Bock].
35. S. 88—89 Der Traum [von Miller, 1772].
36. S. 90 An Daphnen (Schön, wie die junge Rose, blüht) [von Miller, 1773].
37. S. 90—92 Maylied (Tanzt dem schönen Mai entgegen) [von Hölty, 1771].
38. S. 92—94 Nachtgebeht von Thomsen.
39. S. 94—95 An die Muse im May v. Thomsen.
40. S. 95, 95 a, 95 b, 96 An die Zärtlichkeit von Ebend.
41. S. 96—98 Ode am Geburts-Tage von Tomsen.
42. S. 99—100 Ode, an die Frau Karschin. von Thomsen.
43. S. 100—104 An ein Thal von Hrn. X. [von Miller, 1771].
44. S. 105 Gloe [Cloe] und der Priester aus dem Wandsb. Bothen [1772, Nr. 86] (Wie kömt es doch, Herr Pastor, sprach) [von Friedrich Schmit].
45. S. 105—106 An einen Pfeifenkopf (Nach Horazens Ode: *O Fons Blandusiae* [*Bandusiae*]) [von Voss, 1771?[1])].

Da die Varianten zu Höltys Gedichten von Michael S. 168 f. verzeichnet wurden (hinzuzufügen: Halm Nr. 67, Zeile 13 *wenn*] *wann* 23 *doch dich*] *dich, o* — Halm Nr. 68, Zeile 38 *Zephyrn*] *Zephyrs*), die Schönborn, Thomsen usw. eine nähere Betrachtung nicht verdienen, die zum Teil ungedruckten Epigramme von Kästner aber nur an der Hand seines in Göttingen aufbewahrten Nachlasses, also von dem Bearbeiter der angekündigten Kästner-Ausgabe der Göttinger Akademie der Wissenschaften behandelt werden können, beschränke ich mich auf die Gedichte von Bürger, Miller und Voss.

II. Bürger.

Ich vergleiche die Lesarten Ewalds mit dem Text der Bürger-Ausgabe von A. E. Berger (Leipzig, Bibliographisches Institut), da diese die ältesten bekannten Fassungen wiedergibt; wo noch ältere Fassungen seither erschienen sind, wird der Vergleich mit diesen vorgenommen.

1. Huldigungslied.

Ewald Nr. 1. Berger Nr. 19.

Die Abweichungen sind so bedeutend, daß ich Ewalds Fassung hier ganz abdrucke. Sie stimmt an allen vergleichbaren Stellen mit der Fassung überein, die Bürger am 2. August 1772 an Boie sandte (Strodtmann I 61) und welche dieser am 6. August rezensierte (Strodtmann I 62 f. — Nur in Zeile 69 hat Boie: *Gottes Strafe*; das kann aber ein Gedächtnis- oder Schreibfehler sein). Da

[1]) Voss an Brückner 15. November 1772 (Briefw. I 104): „Ich hatte einmal mit meinem Pfeifenkopf den ganzen Parnaß beinah zu Tobackssängern gemacht. Ewald hat auch dieses edle Kraut besungen, und macht sogar zum Tobacksgott — wen denken Sie? — den Apoll! Die Menschen sterben häufig an der Pest, Apoll erbarmt sich ihrer, läßt Toback wachsen, und die armen Sterblichen müssen ihn lecken oder kauen, und siehe, sie genesen“.

Bürger am 13. September das Huldigungslied (d. h. die Umarbeitung) für „diese Woche“ verspricht (an Boie, Strodtmann I 70), muß Ewalds Vorlage, und wahrscheinlich auch seine Abschrift, älter sein.

Huldigungs-Lied[1]).

An Lilla.

Wär' ich doch so hold wie jener
Freund der Liebeskönigin;
Oder nur ein bißchen schöner,
Als ich Armer itzo bin!

Denn von einem hübschen Knaben
Dauerte dich wohl der Schmerz,
Und mit jenen süßen Gaben
Wähltest du sein ehrlich Herz.

Rührt dich auch aus blassem Munde
Eine fromme Huldigung:
O so murmle meiner Wunde
Deines Segens Linderung!

Nimmer soll kein Schäfer treuer
Dienen als dein Agathon.
Diese huldigende Leier
Sagt die Hälfte nicht davon.

Nimmer, Lilla, will er trüben
Deiner Augen Heiterkeit,
Liebend aber ewig üben
Duldende Verträglichkeit.

Liebes sei es oder Leides![2])
Wäre nur die Gabe dein,
Holde Lilla, alles beides
Sollte mir willkommen sein.

---

4 jetzo. *Diese Schreibung des Kopisten kann nicht für das Original zeugen, wie Ewald S. 71, Zeile 6 beweist, wo sich der Reim* anjetzo : sitzt *findet (vgl. unten S. 15, Lesart 19).*

[1]) Hier und in den folgenden Gedichten verbessere ich stillschweigend offenbare Fehler der Vorlage, deren üble Orthographie und Interpunktion ich nicht wiedergebe. Nur, wo meine Konjektur nicht ganz sicher ist, setze ich die Fassung der Handschrift unter die Zeile.

[2]) B. Hoenig, der (Zeitschr. f. deutsche Philol. XXVI 501 f.) nach Boies Bemerkungen eine Rekonstruktion der älteren Fassung versucht hat, schreibt von diesem Vers (in der späteren Fassung V. 49): „Formeln weisen auf späteren Ursprung: Sei es Liebes oder Leides!“ Ebenso kühn behauptet Hoenig (S. 499) beim „Minnelied“ („Lust am Liebchen“), das ich unten (Nr. 2) behandle, V. 21 ff. „bis zum Schluß tragen inhaltlich wie formell den Stempel der späteren Zeit“; sie finden sich wenig abweichend schon in der ältesten Fassung. Eine Warnungstafel für alle, die auf Grund von Stiluntersuchungen die Chronologie der Werke eines Dichters feststellen wollen!

Flügelschläge von dem Weibchen
Trägt des Taubers frommer Sinn;
Auch von dir, geliebtes Täubchen,
Nähm' ich jede Strafe hin.

Heißet mich dein Blick entweichen,
Zürnet mir dein Angesicht,
Traurend werd' ich von dir schleichen,
Widerstreben könnt' ich nicht.

Winkest du, so eil' ich wieder,
Schmecke deinen Friedenskuß,
Sink' an deinen Busen nieder
Und verschlummre den Verdruß.

Darf ich keine Lippe küssen,
O so gönne mir die Hand!
Wird auch diese mir entrissen,
Nur ein kleines Busenband!

Mit dem Bande will ich spielen;
Ach, das Bändchen hält mir still!
Williger soll dieses fühlen,
Was nicht Lilla fühlen will.

Alles, was nur dir behagte,
Süße Lilla, gäb' ich dir.
Schande, wenn ich's dir versagte,
Hohn und Schande wär' es mir!

Weiße niedliche Kaninchen,
Schöne bunte Vögelchen,
Zahme Tauben, kirre Hühnchen
Sollen dich beschäftigen.

Emsig warten jeder Rebe,
Pflegen will ich jeden Baum,
Daß er süße Früchte gebe,
Nur für deinen zarten Gaum.

Schattengänge, kühle Lauben
Wölb' ich dir zur Sommerruh',
Trage Ananas und Trauben
Dir in Binsenkörbchen zu.

Neben deinem Lager stehen,
Wenn du schlummerst, werd' ich hier.
Angenehme Kühlung wehen
Soll ein Myrthenfächer dir.

Unermüdet will ich dienen,
Deines Lebens Genius,
Und erforschen aus den Mienen
Wohlgefallen und Verdruß.

---

35 deinem.

37 keine Lippe *von Ewalds Hand gestrichen und ersetzt durch*. deinen Mund nicht.

Gottes-Rache müss' ergehen
Über mich verworfnen Mann,
Wenn ich Lilla weinen sehen,
Ohne mit zu weinen, kann.

Flieh, beseligende Freude,
Wenn ich je die Munterkeit
Meiner trauten Lilla neide!
Räch' an mir den finstern Neid!

Lilla, rühret dich die Weise
Dieses Liedes? Hörest du?
Ach, die Ahndung lispelt leise
Meiner bangen Seele zu:

Daß die Lockung holder Wangen
Und verliebter Heuchelei
Mächtiger als das Verlangen
Einer guten Seele sei.

Schöne Buhler werden kommen
Und um deine Liebe flehn.
Ach! der Schöne wird den frommen
Zärtlichen bald übergehn.

Rasen wird, um dich zu rühren,
Künstliche Verzweifelung.
Eide werden dich verführen,
Eide falscher Huldigung.

Himmel! blühte meine Wange,
Leuchtete mein Auge noch,
So verargte dem Gesange
Niemand seine Klage doch!

Denn von schönern Lippen flösse
Die Beschwerde lieblicher,
Und ihr Klagerecht genösse
Meine Laute billiger!

Aber itzo darf ich nimmer
Murren über deine Wahl,
Beten aber will ich immer,
Mitten unter meiner Qual:

Daß dein Herz nicht übel wähle,
Was dein Auge wohl erkor.
Gott bewahre, liebe Seele,
Gott bewahre dich davor!

2. Minnelied (Lust am Liebchen).

Ewald Nr. 2. Berger Nr. 6.

Ewalds Abschrift stimmt überein mit der aus Maltzahns Nachlaß publizierten Fassung (Gegenwart 55, S. 70); Abweichungen: 20 *Lippe rum*] *Lipp herum* 31 *Lilla*] *Chloe*

---

76 der finstre.
101 jetzo. *Vgl. oben S. 7, Lesart zu V. 4.*

3. Minnelied.

Ewald Nr. 9. Berger Nr. 21.

Ältere Fassungen: Strodtmann I 59—61, dazu S. 55, 56; Zeitschrift für Bücherfreunde IX 2, S. 290 (von E. Ebstein aus dem Gleim-Archiv mitgeteilt). Beide Fassungen stammen aus dem Juli 1772. Ewalds Abschrift stimmt mit der älteren, von Ebstein mitgeteilten überein. Abweichungen (wenn sie mit dem Druck im Göttinger Musenalmanach für 1773 übereinstimmen, mit M bezeichnet): 2 *trauten*] *holden* M 18 *Vor stillen*] *Um stille* M 47 *Und flattert zephyrlich*] *Und trippelt dann geschwind* 49 *Kömmt schön, wie eine Braut,*] *Kehrt drauf im holden Schmuck* 58 *ein wenig*] *nicht minder* 65 *Dann will*] *Dann werd'* 69 *Will durch des Baches*] *Und durch des Baches* 70 *Durch Blätter*] *Und Blätter*

4. An die Hoffnung.

Ewald Nr. 10. Berger Nr. 22.

Am 30. Januar 1772 sendet Boie die ältere Fassung an Knebel (Knebels Nachlaß II 116, 118). Bürger sendet das Gedicht im Juli 1772 verbessert an Boie. „Die Strophen sind versetzt" (Strodtmann I 54). In dieser Form wird es für den Musenalmanach auf 1773 noch vor dem 6. August gedruckt (Strodtmann I 62). Ewalds Fassung, welche die Strophen noch in der alten Reihenfolge zeigt, ist daher vor dem Juli 1772 anzusetzen. Berger druckt die Fassung des Musenalmanachs, verbessert aber V. 27 *im erbostem* zu *im erbosten*

14 *Des frommen Danks*] *Des Frommen Dank* 27 *im erbosten*] *nach erbostem* 34 *für den Schmerz*] *mit dem Schmerz* 35 *Wehen*] *Weben* (hier liegt offenbar ein Druckfehler des Almanachs vor; beide Gedichtsammlungen Bürgers haben *Weben*) Auf 40 (Strophe 5) folgt 57—72 (Strophe 8 und 9): 58 *dunklen*] *dunkeln* 61 *Mit ihm vereint das schwere* 62 *Bestählte Ruder hebst* 68 *Noch oft*] *Allein* Auf 72 (Strophe 9) folgt 49—56 (Strophe 7): 49 *Du stählst den Mut der Krieger* 50 *Zu fürchterlichem Streit* 51 *Du*] *Und* 52 *In dürrer Mangelzeit* Auf 56 (Strophe 7) folgt 41—48 (Strophe 6), auf 48 (Strophe 6) folgt 73—120 (Strophe 10—15): 74 *O guter Himmel! Wann* 75 *Nicht Hoffnung ihr noch bliebe,* 76 *Wer tröstete sie dann?* 77 *Du schläferst ihre* 78 *O milde Göttin, ein* 79 *ihr die*] *neue* 80 *Ihr vor mit sanftem Schein.* 86 *Liebe schuf*] *Lieb' erschuf* 90 *Die Zähre, die jetzund* 91 *Die bleiche Wange* 97 *Und wird sie dir* 105 *Wann* 109 *Wann* 113 *lohnt sie*] *sieget*

5. *Ulla si tibi iuris peierati etc.* (An Themiren).

Ewald Nr. 15. Berger Nr. 30.

Die Varianten einer Fassung, die Bürger an Goeckingk gesandt hat, veröffentlichte nach einer Abschrift Sauers Erich Ebstein (Zeitschr. f. Bücherfr. IX 2, S. 288). Da der Briefwechsel Bürgers

---

14 Der Frommen

mit Goeckingk erst im Frühjahr 1775 beginnt, handelt es sich hier um „die verbesserte Themire", die Boie am 10. August 1777 für Voss reklamiert (Strodtmann II 112). Das beweisen auch die von der Fassung des Erstdrucks (in der Ausgabe von 1778) wenig abweichenden Lesarten Ebsteins.

3 *Verfärbte*] *Entfärbte* 5 *O, daß*] *Ach, wenn* 6 *Vermessene! wenn nur* 10 *Auf unverletzte Pflicht* 11 *Mädgens* 13 *Doch deinen Reiz erheben* 19 *Auch nicht das kleinste Wölkgen* 20 *Von Unmut zeigt sich! Nein!* 21 *Und Himmel,* 22 *Die Freveltat* 25 *Daher*] *Noch mehr* 26 *sich täglich* 27 *Ein neuer Schwarm von Buhlen* 29 *Die jungen Gecke zollen* 30 *Dir freilich nicht so knapp* 31 *Allein die Alten* 32 *Deswegen noch nicht ab* 34 *Nun Tag und Nacht* 35 *und lärmet* 41 *Dich fürchten* 44 *Das ihnen nur gehört.*

6. Auf den Franckfurthischen Zeitungsschreiber.

Ewald Nr. 21. Ungedruckt.

Bürgers „Dörfchen" erschien im Musenalmanach für 1772. Der „Franckfurthische Zeitungsschreiber" ist der Rezensent der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" von 1772, S. 149 (Scherer-Seufferts Neudruck S. 125 f.), nach Morris (Goethes und Herders Anteil an dem Jahrg. 1772 der Frankf. Gel. Anz. S. 371) und Bräuning-Oktavio (Beiträge zur Geschichte .... der Frankf. Gel. Anz. 1772, S. 102) Merck. Die auf Bürger bezügliche Stelle der Kritik lautet (Neudruck S. 125, Z. 31): „und das Dörfchen des Herrn U. setzen wir auch nicht in unsre Geographie des Geschmacks".

Ob die folgenden Epigramme von Bürger sind, wie es zumal nach dem Wortlaut des dritten („mein einsam Dorf") scheint, ist nicht ganz sicher. An den alten Geographen und Schulmeister Johann Hübner wollte er noch in seiner Theorie der Reimkunst „*Hübnerus redivivus*" mit Selbstironie erinnern. Aber der Spott über diesen pedantischen Lehrmeister war in Göttingen nichts Seltenes; vgl. Therese Forster an Bürger (Strodtmann IV 6 f.).

Auf den Franckfurthischen Zeitungsschreiber.

Im Lande des Geschmacks soll nicht das Dörfchen sein?
Wo gibst du ihm denn sonst die Stelle?
Geschmacksgeographie scheint nicht dein Fach zu sein;
Besonders nicht die spezielle.

Auf eben denselben.

An deines Urteils Rand schrieb ich gewiß die Glosse:
Johannis Hübners Zeitgenosse.

Auf eben denselben.

Da du durch des Geschmackes Land
Einmal die Reise vorgenommen,
Bist du wohl nicht vom Heerweg abgekommen;
Drum ist mein einsam Dorf allhier dir unbekannt.

---

11 Mädgens 19 Wölkgen *Schreibgewohnheit des Kopisten.*
26 *Schreibfehler?*

7. Minnelied (Winterlied).
Ewald Nr. 23. Berger Nr. 23.

Schon am 29. März 1772 von Boie an Knebel gesandt (Knebels Nachlaß II 124). Ewalds Fassung stimmt mit der von Ebstein (Zeitschrift für Bücherfreunde IX 2, S. 289) mitgeteilten überein. Abweichungen: 12 *Die roten*] *Die Rosen* 21 *Ach! Lilla*] *Ihr Kehlgen* 30 *lebt und webt*] *webt und lebt*

8. Auf den Herzog von Gloucester.
Ewald Nr. 24. Ungedruckt.

Am 15. August 1769 besuchte William Henry Herzog von Gloucester, der Bruder Georgs III. von England, die Universität Göttingen. Studenten brachten ihm eine Abendmusik und überreichten ihm ein Gedicht (E. Ebstein, Hannoverland 1907, S. 152 ff.). Nun schreibt Bürger in einem schon 1825 publizierten, von Schüddekopf (Euphorion, 3. Ergänzungsheft S. 126) wieder entdeckten, von Ebstein (Süddeutsche Monatshefte IV 2, S. 408) zum drittenmal gedruckten, undatierten Briefe an Kästner, er habe eine Ode auf den Herzog von Gloucester gemacht; Prof. Dietze, dem er sie gezeigt habe, habe gemeint, Bürger solle sie künftigen Sonnabend in der deutschen Gesellschaft deklamieren. Ebstein (Hannoverland a. a. O.) identifiziert diese Ode mit dem von den Studenten überreichten und sowohl in einem Einzeldruck ohne Unterschrift als in den Hamburger Unterhaltungen mit der Unterschrift G—r. erschienenen Gedichte, das er mitteilt. Consentius hat dieses Gedicht in seine ausgezeichnete Ausgabe von Bürgers Gedichten (Berlin, Bong & Co.) aufgenommen. Es ist ihm entgangen, daß in demselben Jahrgang 1907 der Zeitschrift Hannoverland S. 209 ff. Karl Nutzhorn auf Grund eines Briefes von Gotter diesen als Verfasser der Ode nachwies, worauf neuerdings A. Nutzhorn aufmerksam gemacht hat (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. III 1, S. 75). Ohne diesen Hinweis zu kennen, hat G. Schaaffs (*The modern language review* V 128 ff.) Bürgers Autorschaft angezweifelt.

Das Gedicht in Ewalds Album ist durch die Bezeichnung „von Hrn. B.“ als Bürgerisch gesichert. Denn die Chiffre B. tragen in der Sammlung die Nummern 9, 23, 26, die sämtlich von Bürger stammen; ferner lautet der Titel von Nr. 22: „An Hrn. B. Als er die Nachtfeier der Venus sang“, wodurch auch hier B. = Bürger gesichert ist. Überdies stimmt der Zusatz „in der deutschen Gesellschaft vorgelesen“ mit Bürgers in dem Brief an Kästner ausgesprochener Absicht überein[1]). Die Anekdote von

12 *Lesefehler des Kopisten?*
30 *Wohl Schreibfehler des Kopisten, da schon Knebel (s. oben) das alte* lebt und webt *lobt.*

[1]) Die Akten der Göttinger Deutschen Gesellschaft, die Prof. R. Weissenfels für mich durchzusehen die Güte hatte, enthalten gar keine Notizen aus dem August 1769.

Edmund Waller und Karl II., auf welche Bürger in diesem Briefe anspielt, bietet der Interpretation keine so großen Schwierigkeiten, wie Schaaffs meint. Waller hatte auf Cromwell ein besseres Gedicht gemacht als auf Karl II. und verteidigte sich: Den Poeten glückt es in Fiktionen allemal besser. Bürger will das auf sein Gedicht anwenden, das er auch eine Fiktion nennt, weil er Georg III. so geschmeichelt hat, wie Waller dem Protektor von England, und weil er ebensowenig dafür einstehen will wie jener.

Einer Stiluntersuchung zur Sicherstellung der Urheberschaft steht — abgesehen von allgemeinen methodischen Bedenken, die ich gegen solche Untersuchungen bei fest in der Tradition stehenden Dichtern und Dichtungen hege — der Umstand im Wege, daß wir von Bürger sehr wenig Gedichte aus dieser frühen Zeit besitzen, und diese wenigen in einem durchaus verschiedenen Ton und Metrum gehalten sind. Abgesehen von einzelnen Distichen hat Bürger nur zweimal antike lyrische Maße verwendet: in einer Parodie von Horazens „*Ne sit ancillae tibi amor pudori*" (Berger Nr. 15), die Strodtmann in den Herbst 1771 setzt (Sapphicum minus) und in einer Ode an Friedrich von York (Berger Nr. 146) vom September 1786 (wie hier, Alcaicum).

Auf den Herzog von Gloucester.
Bei seiner Anwesenheit in Göttingen.
Von Hrn. B.
in der deutschen Gesellschaft vorgelesen.

O siehe, von Georgens Thron senket sich,
Augusta[1]), sieh! ein göttlicher, heller Geist
Und schwebt dein stilles Tal herunter.
Zeuch ihm entgegen mit Opferschalen!

O hätt' ich nun aus Patareus'[2]) Sonnensaal
Das Hymneninstrument des verherrlichten,
Am frohen Tisch des Wolkenzwingers
Seligen thebischen Göttersängers![3])

Und könnte dann die glühende Seele schnell
Im Sturme des Gesanges die Lippen ganz
Hinüber jagen! O wie wollt' ich
Steh'n vor dem herrlichen Königsbruder,

Mein Haupt in hoher Bardenbegeisterung
Gewaltsam in den Nacken gebogen, und

---

4 Opferschallen.
5 Potareus Sonnensäll (*vgl. Ewald S. 61:* Sandte, Cythereens Feier Zu besingen, seine Leier Phöbus dir vom Sonnensälle: Mahle).
12 Königes Bruder.
13 banden Begeisterung.
[1]) Georgia Augusta = die Universität Göttingen.
[2]) Apollon Patareus nach seiner Kultstätte Patara in Lykien, wo er — wie auch sonst öfter — mit Helios zusammenwuchs.
[3]) Pindaros.

Empor die Augen brennen, mit der
Eilenden Hand in [die] Saiten fahrend.

Dein Sohn, Augusta, einer der Jüngsten [noch],
Würd' ihm Gesang weih'n, männlicher Barden wert,
Der übers Meer bis in der Britten
Selige Insel hin schallen sollte,

Von wannen manches Edlen Lob süß zu uns,
Wie Spezereienhauch von dem glücklichen
Arabien, herüber wallet,
Wo der erhabenste Szepterführer

Georg in hauptumflammender Glorie
Vom Thron, den ihm mit hellen Kleinodien
Der Schwinger des Tridents behangen,
Wonne den westlichen Zonen ausgießt.

Um seinen Stuhl her schimmern im lichten Chor
Die hohe Weisheit, Güte, Gerechtigkeit
Und Großmut — — — Welche Zunge nennet
Mir der Olympischen Töchter alle?

Ach! seit dem menschenfreundlichen Titus, seit
Trajan dem Guten, seit den vortrefflichen,
Des Himmels werten Antoninen
Haben die glänzenden Schwestern selten

Auf einen Purpurmantel so sanftes Licht
Gegossen! — Ach, drum ist er den Britten auch
So wert; drum jauchzt selbst ihre Göttin
Freiheit, entzückt von ihrem Liebling

Und Ober-Schutzgott, rundherum wonniglich
Von edlern Patrioten umstanden, hoch,
Wie Krieges-Heerposaunen klingen:
Donnerer, segne der Britten König!

Die Göttin, die sonst, wenn sie von ferne her
Das eh'rne Joch kaum hallen hört, eilend den
Heillosesten Dämonen winket!
Meuterei wandelt dann aus dem Orkus

Empor, in schwarzen Klauen den schäumenden,
Mit Gift gefüllten Becher gewaltigen
Beherrschern kühn entgegen stoßend.
Hinter ihr raset der wilde Aufruhr,

16 in Saiten.
17 Jüngsten |
18 männlicher Beiden. *Diese Lesart wäre an und für sich nicht unmöglich, paßte vielmehr in den Klopstockischen Stil: der beiden männlichen, mannhaften (Fürsten) wert. Doch scheint mir ein Gegensatz zu* Jüngsten *erforderlich.*
26 den ihn.
32 den 33. 34 sich Tragen dem Guten 38 darum 39 jauzt 41 Und ob er Schutz-Gott 42 edleren 43 Kriegs...klingen; 44 des 46 Das eherne Zoh kom 48 wandelt den ... Orkus 50 Gewaltigen 51 Beherscharen.

Der bitter, markdurchdringend mit Zähnen knirscht
Und tobend, stracks, wie Gottes verderbliche
Gewitter, an die Häuser, Tempel,
Selbst zu den fürstlichen Burgen aufbraust,

Sich ungeberdig, kollernden Rossen gleich,
Hinan bäumt an den heiligen Herrschertron
Und Königsblut, sein Nektar, in den
Jauchzenden Rachen hinunter gießet.

Hohn euch, ihr Ungeheuer des Tartarus!
Sein Blick der Güte, sonst so beseligend,
Ist euch statt drohenden Geschosses,
Zwinget zurücke euch, Höll' hinunter!

Sein freu'n darob Getreue sich inniglich,
Die für ihn in teutonischer Zunge an
Der Weser, Aller, Leine beten.
Aber sie trauren, daß ihre Augen

Nie den geliebten Vater des Landes sah'n.
Doch — Balsam ihrer schmachtenden Sehnsucht ist
Der Anblick dieses Bruders, gleicher
Göttlicher Tugenden holden Lieblings.

Ach! daß er gleich Olympern Minuten nur
Sie dieses Schauens würdiget! — Schaut ihn denn,
Eh' sein Gespann ihn von euch reisset,
Bis in Entzücken eu'r Blick entschlummert!

9. Ballade (Ständchen).

Ewald Nr. 26. Berger Nr. 47.

Wegen der Datierung s. oben S. 3 f. Eine ältere Fassung hat E. Ebstein (Zeitschrift für Bücherfreunde IX 2, S. 291) veröffentlicht, die bei Consentius S. 214 ff. wieder abgedruckt ist. Unsere Fassung stimmt im wesentlichen mit dieser überein. Abweichungen:

Ballade] *Ballade. Unter seines Liebchens Fenster gesungen von Hrn. B.* 1 *O süßes Mädchen*] *Mein süßes Liebchen* 11 *Mich wehte*] *Mich hauchte* 18. 30 *Mädchen*] *Liebchen* 31 *Singet noch*] *Singet dich* 32 *dich nicht*] *noch nicht* 36 *schwüng'*] *schwäng* 38 *auch*] *gleich* 44 *Ihr Seufzer, hingelangen,* 45 *Wallt auf, ihr warmen Seufzerchen,* 46 *Erhitzet ihre Wangen!* 47 *Befeuert in der schönen Brust*

III. Miller.

Ich vergleiche die Lesarten Ewalds mit Sauers Auswahl aus Millers Gedichten (Deutsche Nationallitteratur, 50. Bd., 1. Abt.), welche die ältesten bekannten Texte gibt.

---

54 Und sabelnd ... Verderbliche 55 Gewißen 63 Ich euch 65 Sein freun dar es Getreu 71 Bruders gleiches 74 dann! 76 eins Blick
19 anitzt] anjetzo: sizt *vgl. oben S. 7, Lesart zu Vers 4.*

1. An Lieschen, ein Bauernlied.

Ewald Nr. 6. Sauer Nr. 78.

Titel: *An Liesgen ein Bauerlied.* 26 *trefflich*] *herrlich* 31 *Seht, er kann, was er getan,* 32 *Nicht einmal verhehlen.* 33 *Denn es glühte* Nach 36 *Nur vergeblich angewandt | War mein Widerstreben, | Denn ich mußte dir das Band | Zitternd wiedergeben.* 49—52 *Liebes Liesgen! wenn ich dir | Etwas nur gefalle, | O! dann bin ich, glaub' es mir, Glücklicher als alle.*

2. Trauer-Lied (Klagelied) eines Bauren.

Ewald Nr. 7. Sauer Nr. 11.

2 *Zum Kirchenmess-Tanz in Reihen* 7 *Und statt der fröhlichen* 8 *Hör' ich ein Klag-Lied* 13 *Sie war so fromm als wie* 14 *niemand nichts* 16 *Zu ihrer Eltern* 18 *Und weicher* 21 *Sah sie mich nur verstohlen an* 22 *So konnt' ich's* 28 *Dann ward ein Lied gesungen.* 30 *ich's*] *ich* 32 *Und gab ihn mir* 33 *da*] *das* 41—44 fehlen 45 *Das Grab will ich* 47 *mit Versen*] *und Verse* 51 *Und unten soll* 53 *Und jeden Sonntag* 58 *Ihn meine Bitte rühret,* 60 *bringet.*] *führet.*

Daß die Varianten von 18. 32. 45. 47. 51, abweichend von dem Druck im Almanach, mehr oder weniger nah zu Millers Gedichtsammlung von 1783 stimmen, scheint mir — wie auch bei einigen der folgenden Gedichten — auf willkürliche Änderungen der Almanach-Herausgeber (in diesem Falle Boies, des Herausgebers des Göttinger Musenalmanachs für 1773) hinzuweisen. Daß Ewalds Fassungen zwischen den Almanach-Drucken und der Ausgabe von 1783 liegen, ist — abgesehen von der oben (S. 3 f.) gegebenen Datierung des Albums — mit Hinblick auf die Beschaffenheit der übrigen Lesarten in diesem und in den folgenden Gedichten ausgeschlossen.

3. An die Nachtigall.

Ewald Nr. 16. Sauer Nr. 15.

1 *Ah*] *Ach* *fernte*] *ruhte* 2 *Im schmeichelhaften* 5 *Und rettest meinen* 10 *Die trunkne Seel'* 18 *trauervollem*] *schmerzerfülltem* 20 *eilte*] *bebte*

Dieses Gedicht und Ewald Nr. 43 „An ein Thal" tragen die Chiffre X.; sie sind beide von Miller. Nr. 16 ist im Almanach der deutschen Musen 1773 unter der Chiffre Ll., Nr. 43 im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde 1774 mit der Signierung M. erschienen. Nach Redlichs Chiffernlexikon haben Millers Almanachbeiträge nur einmal (im Göttingischen Musenalmanach 1774, S. 44 „Aufmunterung zum Trinken") die Chiffre X., die im übrigen von den Herausgebern für alle möglichen Beiträge verwendet wurde. Ich möchte daher Ewald Nr. 17—19 trotz dieser Bezeichnung nicht für Miller in Anspruch nehmen.

---

2 *Schreibfehler des Kopisten?* 14 *von Ewald korrigiert:* niemand was.

4. Daphnis' Klagen.

Ewald Nr. 29. Sauer Nr. 17.

8 *tausendfachem*] *mannigfachem* 12 *süße*] *holde* 15 *Aller Unmut*] *Alle Kummer* 16 *Herzen*] *Busen* 19 *allgemeine*] *feierliche* 21 *meinem*] *meinen* 23 *Daphnen, die der Liebe stille Freuden* 25 *Zwar die Liebe lacht aus ihren Zügen,* 30 *stete*] *ewige* 34 *Feierliche Stille war im Tal,* 35 *Zephyr schlief, gehüllt in* 36 *flötete*] *trillerte* 43 *als ich bange* 44 *Näher zu* 51 *Wann, o wann* 52 *Falsches Mädgen, wann vergess' ich dich!* 55 *Sendet euren Donner, den Erretter* 56 *Schleudert mich hinunter in das Grab!*

5. Der Traum.

Ewald Nr. 35. Sauer Nr. 32.

6 *junges*] *weiches* 8 *vor mir*] *silbern* 35 *Dann*] *So*

6. An Daphnen.

Ewald Nr. 36. Fehlt bei Sauer.

Keine Abweichung von der Ausgabe von 1783.

7. An ein Tal.

Ewald Nr. 43. Sauer Nr. 5 und 6.

Das Gedicht, von Miller mit der Jahreszahl 1771 bezeichnet, erschien im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde 1774, I 113 f. (Sauer Nr. 5), „eine neue Umarbeitung" ebd. III 121 f. (Sauer Nr. 6). Nr. 6 (44 Verse) entspricht Nr. 5, Vers 1—24, wäre also eine erweiterte Umarbeitung dieser ersten Hälfte von Nr. 5. In der Ausgabe von 1783, S. 17 f. erscheint nur Nr. 5, unwesentlich verändert. Das ist auffallend. Warum kehrt Miller zu der älteren Fassung zurück? Das besungene Mädchen heißt Nr. 5, Vers 5 *Dorine*, Vers 41 *Seline*; Nr. 6, Vers 5 *Seline*, Vers 33 *Dorine*; 1783 Vers 5 und 41 *Seline*. Ewald Nr. 43 gibt die Lösung. V. 1—44 stimmen mit Nr. 6 überein, V. 45—80 entsprechen Nr. 5, V. 25—52; das Mädchen heißt V. 5, 33 und 73 *Dorine*. Ewalds Fassung ist die älteste, sie wird zu Nr. 5 umgearbeitet, wobei besonders der erste Teil gekürzt wird; während der Niederschrift dieser Umarbeitung wird das Mädchen umgetauft und in V. 5 die Korrektur des Namens vergessen. Die Verse 1 bis 44 der älteren Fassung, von denen nur 1—12 in Nr. 5 bewahrt worden sind, ergeben mit leichten Änderungen ein selbständiges Gedicht (Nr. 6); hier wird der Name, entsprechend Nr. 5, in Seline geändert, die Stelle V. 33 aber übersehen. Die Ausgabe von 1783 hält sich natürlich an Nr. 5, führt aber die Namensänderung konsequent durch.

---

44 Nacher

V. 1—44 entsprechen Sauer Nr. 6. Abweichungen:

5 *Seline*] *Dorine* 8 *Und mit dem harten* 10 *Ein tugendlich Gedicht* 11 *Mein Herz war frei und fühlte* 12 *Der Liebe Macht noch nicht* 19 *Mein Herz soll deinen Schlingen,* 20 *O Liebe! stets entflieh'n.* 23 *Bringst Traurigkeit und Schmerzen* 24 *In die zufriedne Brust.* 27 *deinem*] *so dem* 31 *Und schauerndes* 32 *Ruhe*] *Freiheit* 35 *Band sie zusammen, schmückte* 42 *Mit trunk'nem Auge* 44 *Zauberin*] *Huld-Göttin*

V. 45—80 entsprechen Sauer Nr. 5, V. 25—52. Abweichungen:

25 *Dann aber ging ich, klagte* 28 *Blieb meine Flöte stumm.* | *Denn keine frohen Lieder* | *Ertönten mehr im Tal* | *Von meiner Flöte wieder.* | *Ich fühlte nur die Qual* 29 *Der Liebe; schlich alleine* 31 *Durchseufzte Flur und Haine,* 32 *Sah keine Freuden mehr.* | *Wann dann die Sonne fliehet* | *Und nur der letzte Strahl* | *Noch an den Bergen glühet,* | *Dann sitz ich hier im Tal* 33 *Und seh' nach jener Stelle,* 34 *Mein zärtlich Auge weint* 35 *So lange, bis* 36 *herab*] *erscheint.* 37—40 *Dann freu' ich mich der bleichen* | *Und grämlichen Gestalt,* | *Der meine Wangen gleichen,* | *Von*[1]) *Kummer blaß gemalt.*

Es folgt 45—48 mit folgenden Abweichungen:

45 *Ich liebe dich, du* 46 *Veilchental,* 47 *Und dennoch schuf mir* 48 *Wie du so viele Qual.*

Es folgt 41—44 mit folgenden Abweichungen:

41 *O! wenn mir einst Dorine* 42 *Hier Liebe zugesteht* 43 *Und ihre holde* 44 *Mich ganz beseliget,*

Es folgt 49—52 mit folgenden Abweichungen:

49 *Dann bau'* 50 *An diese Stelle* 51 *scherz'*

IV. Voss.

Ich vergleiche die Lesarten Ewalds mit Sauers Auswahl aus Vossens Gedichten (Deutsche Nationallitteratur, 49. Bd.), welche den Text der ältesten Drucke wiedergibt.

1. Der Winter. An Herrn P[astor]. Br[ückner].

Ewald Nr. 31. Sauer S. 168.

Ein älteres Manuskript in Vossens Nachlaß „An Hrn. Pastor Brückner" dürfte unserer Abschrift näher stehen. Es wurde am 4. Februar 1772 an Boie gesandt. Ewalds Text ist ohne Versteilung geschrieben.

Titel: *An Hrn. Pastor Brückner.* 3. 4 *rufet, erbost umher Schauend*] *ruft mit betäubendem Brüllen* 5 *lärmend*] *fluchend* 6. 7 *im Donnersturm Durch den Äther*] *im krachenden Donnersturme* 13 *Berg'*] *Berge* *der Terra*] *Tellus* 15 *murmelnd sich schlängeln wird*] *silberne Wellen rollt* 17 *grauser*] *schwarzer* 21 *Br*] *Brückner* 22 *o*] *und* 24. 25 *gestreckt auf dem Sofa, sein Lied* 26. 27 *den*

---

[1]) Vor.

22 *Fehler des Kopisten?*

zögernden Abendstunden den Lauf mit Gesängen 29 *umschließet* 30 *Dorine*] *Aglaien* 32 *glühende*] *rosene* 33—35 *Wange quillet; doch bald, wenn sie der Schlummer deckt, aus der kämpfenden Hand tändelnd das Lied ihm dreht, und mit schalkhaftem Hauch plötzlich die Lampe löscht.*

2. An einen Pfeifenkopf.

Ewald Nr. 45. Sauer S. 169.

Zwei ältere Fassungen im Vossischen Nachlaß, von deren ältester Sauer in den Anmerkungen die Abweichungen vermerkt. Unsere Fassung stimmt näher zu der Fassung des Musenalmanachs 1773, die Sauer in den Text stellt. Abweichungen:

Titel: *An einen Pfeifenkopf (Nach Horazens Ode, O Fons Bandusiae)* 5 *Und bestimmt war, die Brust blühender Mädchen einst* 6 *Zu umflattern:* 8 *würdigern* 9 *Du verjagest*

Wien. Stefan Hock.

---

30 Aglauen.
Titel: Blandusiae.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Sappho und Simonides, Untersuchungen über griechische Lyriker. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913.

Ein Miszellanbuch von 330 Seiten, durchwegs Ergebnisse von überraschender Neuheit enthaltend, übersät mit einem Heer von Konjekturen und ganz neuen Erklärungen (das zweite Register S. 326 ff. weist 326 Stellen aus) — wie sollte einem solchen Werke eine räumlich beschränkte Rezension erschöpfend gerecht werden, sowohl durch Mitteilung des Neuen als auch dessen Beurteilung! Es bleibt ihr wahrlich nichts übrig, als sich das Auskunftsmittel des *ἀπανθίζειν* zubilligen zu lassen.

Das Buch segelt unter Welckers Flagge, dessen Andenken es gewidmet ist. Wenn es die Sappho im Titel führt, so weiß jeder, was die Widmung zu sagen hat. Die Beweisführung wendet sich 'an die Kreise, die wissenschaftlichen Beweisen zugänglich sind', nicht an jene Modernen, die, von französischem Gifte *(Chansons de Bilitis)* verdorben, beim bloßen Namen der Sappho an geschlechtliche Perversion denken, noch an jene, die, auf die *σκυτίνη ἐπικουρία* der Milesierinnen auf Vasen hinweisend, für den um den Ruf einer griechischen Frau sich mühenden Philologen nur ein überlegenes Lächeln übrig haben. In ihrem sieghaften Lichte offenbart sich uns die große Dichterin reiner denn je, zerrinnt die *Σαπφικὴ διαβολή* wie Eis in der Sonne: wir haben dem Porphyrio zu glauben, daß Horaz die Sappho *mascula* nennt '*quia in poetico studio est, in quo saepius mares*'; *mascula* bedeutet *mares aequiperans*.

Wo immer v. Wilamowitz der Sappho huldigt, der Hohen, Reinen, webt über seiner Sprache der Zauber der Poesie. Hochpoetisch ist auch seine Auffassung des Phaon. Er ist ihm der Abendstern, den Frauen lieben können, der aber das Liebesverlangen nimmer zu erfüllen vermag. In dieser Lage ist der Sprung vom 'weißen Felsen' der einzige Trost, denn er bringt die *λῆστις κακῶν* [1]). In meiner Abhandlung über Sappho Wiener Studien XIX 2 (1897), S. 194 f. war ich, wenn auch auf anderem Wege, zu dem ähnlichen Ergebnisse gelangt, daß Phaon die Natur in der Blütezeit sei, die sich schwärmerisch lieben läßt, aber die

---

[1]) Sappho sprach von diesem Sprunge, indem sie 'mit einer Metapher Ernst machte', die andere Dichter von Personen gebrauchen, die in der Verzweiflung den Sturz von einem Felsen wünschen (= Versinken in die Erde, verwandt unser 'aus der Haut fahren'). Erst später wurde der Sprung in Leukas lokalisiert, weil der dortige Kultgebrauch gut stimmte. Und auch die Liebe zu Phaon ist eine solche Metapher.

Liebe nicht erwidern kann. Aber ich hatte diese Deutung des Phaon nur für jene Gedichte der Sappho angesprochen, in denen von Phaon die Rede war, wobei Sappho nicht einmal unter den handelnden Personen zu sein brauchte: dann wäre ihr der Phaon durch ein Mißverständnis zugeschoben. Für den Verf. ist aber Phaon-Phaethon der Schlüssel, der uns das Um und Auf von Sapphos wahrer Seelenstimmung aufschließen soll, ihr stets unbefriedigtes Liebessehnen. Diese Hypothese hat aber vor allem in der Überlieferung so gut wie gar keinen Anhalt: nur daß Sappho den Abendstern besungen, wissen wir. Es scheint mir aber auch unwahrscheinlich, daß die Dichterin mit ihren Liebesliedern an die Mädchen ihrer eigenen Liebeshitze (im 'gefährlichen Alter'?) gleichsam nur ein Ventil geöffnet habe (vgl. S. 78). Ich meine, daß sie, damals Witwe und Mutter, ganz gut mit ihrem Herzen schon Frieden gemacht haben konnte, wohl aber, daß die Erinnerung an Lust und Leid der eigenen Liebeszeit ihren Liedern Nahrung zuführte.

Dagegen hat Verf. darin sicher Recht, daß die Liebe, die Sappho von ihrer Schülerin im ersten Gedichte fordert, in Wahrheit bloß *φιλία* sei: 'Das Mädchen soll ihr gut sein, der Lehrerin zutunlich werden, ihr ihre Seele erschließen'. Nur kann ich wieder nicht zustimmen, wenn er mit *φιλότας* (19) und *φιλεῖν* (23) eben jene *φιλία* 'scharf und klar und mit den deutlichsten Worten' bezeichnet sieht. Sappho, die Herrin und Lehrerin einer *μουσοπόλος οἰκία*, fordert Liebe im selben Sinne, wie eine Institutsvorsteherin unserer Tage von ihren Zöglingen Liebe, nicht Freundschaft, fordert und sie ihrer Gegenliebe versichert. Der Unterschied ist nur der, daß Sappho so spricht, wie es ihr als Dichterin zukommt, überschwenglich, der Eingebung ihrer Phantasie (Erscheinung der Aphrodite) folgend. Und ebenso, nur wieder mit dichterischem Überschwang, schildert sie im zweiten Gedicht, wie sie auf den Mann, der ihr eines ihrer Schäfchen entführt — natürlich ist der *κῆνος ἀνήρ* der Bräutigam — eifersüchtig sei (s. meinen Aufsatz S. 205 f.). 'Bitterer Ernst' ist dies aber ebensowenig wie die Versicherung im zweiten Gedicht des Berliner Buches, daß sie den Tag der Trennung von ihrer Schülerin nicht überleben wolle [1]): wie oft sagt man so was, ohne ans Sterben nur auch nur zu denken! Im fünften aber ist V. 9—14 sicherlich nichts als erschöpfende Ausmalung des vorhergehenden Bildes (Sappho schil-

[1]) Verf. behält 14 *παρ-εθήκαο* des Pap. bei (*περ-* Jur.), weil es in fr. 78 (77), 1 *παρ-θέσθ'* (*περ-* Seidler) eine Stütze habe. Aber auch dort kann die ungewöhnliche Elision des *ι* von *περί* die Verderbnis herbeigeführt haben. Dagegen ist Alc. fr. 36 (28, 29) übereinstimmend überliefert *ἀνήτω περὶ ταῖς δέραισιν | περ-θέτω πλέκταις ὑποθυμιδάς τις*, dazu kommt Anacr. 39 (38) *πλεκτὰς δ' ὑποθυμίδας περὶ στήθεσι λωτίνας ἔθεντο*. — Die erste Zahl in den Zitaten bedeutet jedesmal die der Poetae lyr. Gr. von Bergk, 4. Ausg. 1882, die zweite jene der Hiller-Crusiusschen Anthol. lyr. 1907 und 1911.

dert wie jeder Dichter mit Hingebung die Natur) und hat mit ihr persönlich gar nichts zu tun [1]).

Vielleicht ist es mir, ehe wir von Sappho scheiden, gestattet, meinen obigen Aufsatz dem Interesse der Leser zu empfehlen, in welchem ich eine neue, allerdings weniger poetische und daher damals, vor 15 Jahren, wenig beachtete Lösung der Sapphofrage versucht habe.

Im zweiten Kapitel 'Die sprachliche Form der lesbischen Lyrik' zeigt Verf., daß die literarische Überlieferung, die wir für den lesbischen Dialekt besitzen, seitens der modernen Textkritik mehr Respekt verdient hätte, als sie gefunden hat. Alles, was zeitlich später ist als die Aristophanes-Ausgabe der lesbischen Dichter, geht auf diese zurück und sie selbst wieder beruht am letzten Ende auf den durch die Dichter selbst (schon damals bestand die Nachfrage nach ihren Gedichten und sie werden verstanden haben, sie zu befriedigen) im ionischen Alphabet niedergeschriebenen Urtexten. Verf. bekämpft daher alle Prinzipienreiterei, alles Normalisieren und sucht das, was uns in den Texten auffällig, ja bisweilen ganz unerklärlich erscheint, verständlich zu machen. Ionismen und Vulgarismen seien zum allergeringsten Teile eingedrungen; was uns störe, erkläre sich daraus, daß 'erstens die Orthographie zur Zeit der Dichter noch gar nicht fest sein konnte und zweitens jede Sprache einer alten Kunst ältere und jüngere Formen nebeneinander verwendet'. — Auch die Lesbier standen unter dem Einflusse des Homer; aber eine wichtige Erscheinung zeige, daß ihnen der Unterschied der epischen und ihrer lyrischen Weise sehr klar bewußt war: die verschiedene Behandlung des langvokalischen und diphthongischen Auslautes vor vokalischem Anlaut. Homer verkürze ihn, die Lesbier greifen im allgemeinen zur Synalöphe: *ὠράνω αἰθέρος, κείσεαι οὐδὲ* usw. Folgende Konjektur des Ref. diene zur Illustrierung. 2, 17 verbessert der Verf. das überlieferte *ἀλλὰ πᾶν τολματόν, ἐπεὶ καὶ πένητα* so: *ἀλλὰ π. τ., ἐπεί κεν ἦ τά* 'wenn es einmal so weit ist'. Näher der Überlieferung (*πένητα*) kommt aber bei gleichem Sinne *ἐπεὶ ἂν γένηται⟨ι⟩* 'wenn es einmal geschehen ist'. *ἐπεὶ ἂν* (*σύ γε* ...) ist bei Homer Z 412 Anapäst, bei Sappho Iambus (= *ἐπήν*); *καὶ* ist Verkleisterung des Hiatus. — Auch von der äolischen Barytonese und Psilose dürfen wir nicht mehr zu wissen uns einbilden, als aus den neugefundenen Resten alter Bücher bekannt wurde, und dürfen daher auch hier nicht uniformieren [2]).

---

1) Verf. schreibt 3 *ὠς πεδεζώομεν* (*ὠς ποτ' εὖ ζώομεν* Jur., danach *ποτ' ἐζώομεν* Blass) 'als wir zusammenlebten'. Aber das müßte m. E. *συνεζώομεν* heißen (wie *συζῆν, συμβιοῦν, συνδιαιτᾶσθαι, συνεῖναι* u. s. f.). *μεταζώειν* oder *-ζῆν* (übrigens ist keines von beiden irgendwo nachweisbar) hieße entweder 'nachleben' (vgl. *μεταβιοῦν* Plut. Mor. 908 D) oder 'mit oder unter andern leben, mit ihnen zusammenleben' (vgl. *μετεῖναι*, das auch niemals 'zusammensein' bedeutet).

2) Vgl. des Verf. 'Textgesch. d. gr. Lyriker' S. 51 ff.

Ich meine indes, daß der Analogieschluß hier unausweichlich ist, und zwar so sehr, daß wir uns selbst über das Schweigen und die Schwankungen in den Papyri hinwegsetzen dürfen. Man wird doch nicht im Ernste glauben wollen, daß z. B. die Retrahierung des Akzentes im *gen. plur* der A-Deklination — gewiß ein starkes Stück —, die durch Sapphos *ὤνίαν λύγραν* (in der Ode an den Bruder) bezeugt ist, einmal stattfand, ein andermal wieder nicht. Und weiter, daß zwar gerade in diesem Falle der Akzent zurückgezogen wurde, in vielen anderen jedoch nicht.

In der Abhandlung über Anakreon führt Verf. zunächst aus, daß der Dichter ein anderer war, als sich ihn, auch in der bildenden Kunst, schon das Altertum auf Grund seiner Liedchen von Wein und Liebe mit ihrer Selbstironisierung dachte: ein *θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος* (als er in Abdera gegen die Thraker focht) *καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος*, wie ihn 'in heroischer Nacktheit', die Statue der Villa Borghese darstellt. Es folgen geistvolle und ganz neue Deutungen dieser Liedchen (besonders interessant fr. 75 [70]); sie sind Kinder des Augenblicks, Improvisationen für das Symposion bestimmt, und nur so gefaßt können sie verstanden werden. Freilich ist es nicht sicher, ob diese Erklärungen die unbestreitbar richtigen sind, ob z. B. fr. 1 (1) wirklich für das Ohr eines beim Trinkgelage anwesenden Magneten bestimmt war; das läßt sich ja bei solchen Gedichten nicht ausmachen. Aber während wir jetzt doch eine Erklärung haben, die ausreicht, wußte man bisher mit dem Liedchen überhaupt nichts anzufangen und hat es entweder für unvollständig erklärt, trotzdem Hephästion das Gegenteil behauptet, oder gar durch schlechte Konjektur entstellt. — Es folgt die Interpretation von Ibykos fr. 1 (1) und 2 (2) und daran schließt sich eine Darlegung der Stilgegensätze: einerseits die Einfachheit (das *ἀφελές* bei Hermog. II 351 Sp.), Klarheit und Wahrheit, also Klassizität der Ostgriechen, der Lesbier und der Ionier Archilochos und Anakreon, anderseits das Übermaß an Redeschmuck und die oft raffinierte Künstlichkeit bei dem Westhellenen Ibykos. Sie stammen aus der Chorlyrik des Mutterlandes und seien bei Simonides und Pindar bereits gemäßigt. Hier muß ich widersprechen. Die reiche Schmückung der Rede, das *διθυραμβῶδες*, bildet freilich einen wesentlichen Unterschied: sie liegt am greifbarsten in der Fülle von schmückenden Beiwörter vor, die aus dem homerischen Gebrauche des *epitheton ornans* stammt und im jüngeren Dithyrambos und der Komödie ausartet. Daß aber dieses Element bei Ibykos (und Stesichoros) stärker vertreten war als bei Simonides und Pindar kann ich nicht finden. Dagegen was die Künstlichkeit anlangt und das *γριφῶδες*, so zeigen Simonides und Pindar bloß die ersten Ansätze. Erst in viel späterer Zeit, bei den *docti poetae*, schießt es in die Halme: die *γλῶσσαι* der alten Epen und die Umsetzung aller Teile des Satzes in rätselhafte Umschreibungen.

Die zwei Bruchstücke des Simonides (?) 23 (21) und Pindar 87 (Schr.) reichen gewiß nicht hin, um es auch ihnen zuzuschieben, sie brauchten also nichts zu mäßigen. Was aber Ibykos anlangt, so begegnet dem Verf. Ähnliches wie bei Timotheos. Wie dort ein gut Teil des γριφῶδες erst durch seine Textergänzungen hereingebracht ist (s. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1903, S. 583), so bei Ibykos durch seine Interpretation. Fr. 1 kann φλέγων (und hier in Verbindung mit ὑπὸ στεροπᾶς muß es wohl) 'leuchtend' bedeuten; in ἄσσων steckt das *tertium comparationis,* Eros erobert des Dichters Seele jedesmal im Sturm, die er dann φυλάσσει 'besetzt hält'; bei ἀζαλέαις μανίαις hat man an Boreas nicht mehr zu denken, endlich ist Eros ἐρεμνὸς 'finster', d. i. 'schrecklich' (diesen Nebensinn hat das Wort fast immer), weil ἀθαμβὴς 'erbarmungslos'. Fr. 2 aber bringt zwei Bilder, die man nicht durcheinander mengen muß.

Nun reiht sich die Tetrade der Simonidesaufsätze an. Der erste, 'Simonides', gilt dem Nachweis, daß der Dichter im Gegensatze zu Pindar nicht in seinen Gedichten fortlebte, sondern als Person. Diese interessierte am meisten: die Weisheit des Mannes, der den sizilischen Tyrannen als Ratgeber zur Seite steht wie Platon dem Dionysios, seine keïsche κοσμιότης ('die ehrbare und mäßige Haltung'), seine Habsucht und endlich körperlich seine Häßlichkeit. Daher las man eine Menge von Geschichten und Aussprüchen von ihm schon sehr früh (Platon) in einer Art Volksbuche, vergleichbar dem Leben Homers, Äsops, dem Gastmahl der sieben Weisen. Man wußte natürlich, daß er ein Dichter gewesen, aber seine Gedichte, die schon bei seinen Lebzeiten durch Pindar in Schatten gestellt waren, haben auf die Nachwelt nicht stark gewirkt. Daher der gegenwärtige an sich nicht reiche Bestand (von den Epigrammen abgesehen, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat), von dem Verf. noch manches abzieht. Die Grammatiker vernachlässigten ihn fast ganz, weshalb die Spuren von Kommentaren äußerst spärlich sind, und so kam es, daß er auch beim Publikum als Dichter in Vergessenheit geriet.

Die beiden folgenden, 'Das Skolion an Skopas' und 'Simonides als Epigrammatiker', waren schon früher (1898, bezw. 1897) erschienen. Der Erklärung des Skopasgedichtes habe ich meine eigene entgegengestellt Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1906, S. 865 ff.[1]). In dem zweiten Aufsatze befreit Verf. durchaus einleuchtend fr. 69 (81), dessen Original auf Stein von Dragumis gefunden ist, 97 (82) und 141 (127) von unechten Zusätzen, den

---

[1]) Jene des 14. Bakchylideischen Gedichtes (S. 183 ff.) stand, als Verf. sie schrieb, bereits in meiner Ausgabe (s. Philologus LVIII 353, A. 1). Auch daß Πυρριχος V. 22 nicht der Name des Vaters des Siegers sein könne, hatte ich dortselbst festgestellt. W. Süß (4. Ausg. 1912) wiederholt den alten Irrtum.

Prahlereien einer späteren Zeit, der die 'stolze Bescheidenheit' der Originale nicht genügte. Dagegen kann ich nicht glauben, daß fr. 140 (126) der erste Pentameter, der nur in den Pariser Handschriften des Plutarch fehlt, interpoliert ist. Gegen den Vers selbst läßt sich sicher nichts einwenden: sehr schön tritt zu den zwei göttlichen Helfern als dritter (*τὰ τρία καλά*), *last not least*, das Vertrauen auf den eigenen Wagemut hinzu. — Nun erst kommt Verf. zu dem eigentlichen Thema, der Überprüfung der Frage, ob Simonides wirklich der große Epigrammatiker war, für den wir ihn halten. Schon Kaibel Rhein. Mus. XXVIII 459 hatte es bestritten, aber den Widerspruch Bergks PLGr. III⁴, p. 441—446 hervorgerufen. Verf. geht auf die Sache neuerdings ein und gelangt zu dem wohl für jedermann überraschenden Resultate, daß der große Epigrammatiker Simonides eine *fable convenue* ist: die epigrammatische Einfachheit und Präzision, die wir als Simonideisch preisen, war vielmehr der allgemeine Stil der großen Zeit, wie die vielen Epigramme des VI. und V. Jahrhunderts lehren, die wir jetzt besitzen (s. Wilhelm, Österr. Jahresh. II 221, III 98).

Wenn nun, wie es scheint, die alexandrinische Grammatik für Simonides nicht so viel Zeit aufbrachte, um eine feste ἔκδοσις seiner Epigramme zu machen, so war dem Eindringen von Unechtem Tür und Tor geöffnet. Man wird sich das am besten so denken, daß es ein echtes Simonidesbuch gab, ἐλεγεῖα (oder ἐπιγράμματα) genannt, das aber nicht bloß Steininschriften enthalten mußte. In der Theognissammlung haben wir dann ein Analogon dafür, wie sich Fremdes an den alten Bestand ansetzen und ihn schließlich überwuchern konnte. Der Aufsatz 'Epigramme' setzt sich zunächst die Aufgabe, echte Simonidea, die für fiktiv gehalten wurden, weil sie nicht für den Stein passen, für ihn zu retten und dem betreffenden εἶδος zuzuweisen: fr. 131 (bei dem Verf. irrtümlich 113) ([120]), ein Trinkspruch, 113 (nicht 131) (96), 114 (97), von Kallimachos (17) nachgebildet, wie das vorhergehende beim Weine vorgetragen. Endlich behandelt Verf. zahlreiche unechte Simonidea, wobei Textkritik und Exegese, letztere mit starkem archäologischen Einschlag, reiche Förderung erfahren: Dem. Kranzrede § 289, fr. 112 (95), 164 (142), 155 (135), 148 (146), 183 f. (118 f.) (auf Anakreon), Anthol. Pal. VII 21 f. (auf Sophokles), Erinna fr. 5 und 6.

Die Untersuchung über 'Pindars Päan für Abdera' war schon geschrieben, als Verf. meine Abhandlung über denselben Gegenstand Philol. LXXI 173 ff. erhielt; er konnte sie 'eben noch einsehen'. Hätte er Zeit gefunden, sich näher mit ihr zu beschäftigen, so hätte er (so hoffe ich) V. 29 ἔτεκον nicht mehr für sinnlos erklärt. Aber auch sonst kann ich mit meinen Erklärungen vor dem Verf. nicht die Segel streichen. Insbesondere vermag ich mir jene von V. 64 ff. nicht zu eigen machen: ich kann nicht glauben,

daß mit *καλόν τι πονήσας* und *ὑπέρτατον ἦλθε φέγγος* auch von einer Niederlage gesagt sein kann. Wenn ferner mit *ἀλλά νιν* ... wirklich das Orakel in direkter Rede ohne jede Ankündigung, daß direkte Rede folge, eingeführt, das *νιν* erst zwei Verse später durch *μέγαν στρατὸν* erklärt, dann durch *ἐν δὲ μηνὸς πρῶτον τύχεν ἆμαρ* gesagt wäre, daß der durch das Orakel vorhergesagte Neumond, an dem die Niederlage der Feinde stattfinden sollte, wirklich eintraf, so frage ich, wer das alles ohne beigegebenen Kommentar hätte verstehen können. In der Konjektur endlich *βαιὸς* (für *βαιοῖς*) *σὺν ἔντεσι ποτὶ πολὺν στρατὸν* 'ein schwaches (Heer) in Waffen gegen ein großes Heer' wäre *σὺν ἔντεσι* doch wirklich recht überflüssig. — Die Zeit der Abfassung des Päan (nach 474, vielleicht in der ersten Hälfte der Sechzigerjahre) und jene der Kämpfe am Melamphyllon und am Nestos (vor 512) ist einleuchtend dargetan. Aber daß durch die Anfangsworte *Ναΐδος Θρονίας Ἄβδηρε* ... *καὶ* Lokrer als Besiedler von Abdera erwiesen werden, glaube ich auch jetzt noch.

Sehr schön, auch für das Gefühl von ergreifender Wirkung ist die Erklärung von 'Solons Elegie *εἰς ἑαυτόν*' (fr. 13), 'der einzigen großen Elegie aus archaischer Zeit'. 'Dem Reichtum gilt das ganze Gedicht', die Schwierigkeit des Verständnisses im einzelnen erkläre sich (abgesehen von den der archaischen Herbheit des Gedichtes beizuzählenden sprachlichen Inkonzinnitäten V. 29, 31 u. a.) daraus, daß bei Solon die Fähigkeit zu denken der Ausdrucksfähigkeit voraus ist: mit den Mitteln der *εἰρομένη λέξις* war es ihm nur möglich, die Gedanken nebeneinanderzustellen, alle Figuren gleichsam auf derselben Fläche erscheinen zu lassen, die er in verschiedener Tiefe stehend dachte. Jene Gedanken, die über den logischen Rahmen hinausschießen, so daß sie der Dichter wieder fallen lassen und noch einmal anfangen muß (so V. 3 *ὄλβον μοι* ... *δότε* und *χρήματα δ' ἱμείρω ἔχειν* nach der Abschweifung *καὶ πρὸς ἁπάντων* bis *δεινὸν ἔχειν*, gleich darauf *ἀδίκως πεπᾶσθαι* und *μετίωσιν ὑφ' ὕβριος*, dazwischen *πλοῦτον* bis *κορυφήν*, endlich V. 71 ff.) und die in ihrer Parataxe den Leser so leicht in die Irre führen, und noch manches andere (V. 58—63, die breite Ausführung des Gleichnisses 19—24) möchte ich übrigens auf das Konto der *Ἀττικὴ στωμυλία* (in gutem Sinne: Plut. Kim. c. 4) des Atheners buchen. Verf. gibt zunächst den Text mit einem kurzen, ebenso für die Textkritik (V. 29, 61, 75) wie für die Exegese (47, 50 ff.; aber 10 wären für einen Haufen Korn sowohl *πυθμήν* als auch *κορυφήν* zu starke Ausdrücke) ertragreichen Kommentar, dann folgt eine griechische Paraphrase, endlich die Begründung des in derselben aufgezeigten Gedankenganges. Man kann Verf. überall zustimmen (die schwerste, aber auch am schönsten erklärte Stelle ist V. 17 ff.), nur der *locus conclamatus*, den er unerledigt läßt, verlangt noch ein Wort. Mir scheint der Weg zum Richtigen über 42 *δοκεῖ*

und 36 χάσκοντες zu führen. Δόξα bedeutet 'Erwartung' (κτήσεσθαι πάντως χρήματα πολλὰ δοκεῖ), und wenn wir nun schreiben ἣν δεινὴν αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει, so erhält auch χάσκοντες seinen Sinn. 'Jeder hat, so viel auf ihn ankommt (αὐτὸς), seine große Erwartung, bis von außen die Enttäuschung kommt (πρίν τι παθεῖν): dann aber folgt der Jammer. Bis dahin freuen wir uns offenen Mundes (χάσκοντες betrifft jenes δεινήν) an nichtigen Hoffnungen'; κ. ἐλπίσι τερπόμεθα wiederholt und erklärt also jenes ἣν—ἔχει. Das Ganze ist das bekannte 'es reden und träumen die Menschen viel usw.'.

In der Abhandlung 'Mimnermos und Properz' wird auf Grund der Erklärung von fr. 14 (12) und aus Hermesianax 37 ff. gezeigt, daß die altionische Elegie sich durchaus nicht bloß in den Gemeinplätzen bewegte, die naturgemäß in den Florilegien vorwiegen, sondern ganz wie der Iambus persönliche, konkrete Dinge behandelte. Wenn Mimnermos nicht wie Archilochos und Alkaios *dura navis, dura fugae mala* beschreibt, so lehrt das nur, daß er seiner sozialen Position als Flötenspieler, also als Plebejer gemäß an der Politik des Tages keinen Anteil nimmt, sondern behaglich im Schatten der großen Stadt lebt (vgl. fr. 7 [7]). Er gehört zeitlich in die Epoche der sieben Weisen, fr. 20 betrifft die Sonnenfinsternis des Thales 585. Seine Heimat ist Kolophon, erst in der Kaiserzeit hat sich die benachbarte Großstadt Smyrna den berühmten Dichter annektiert, um so mehr, als Kolophon damals verkommen war. Das wird aus fr. 9 (9) erschlossen, wo ich jedoch nicht zustimmen kann, wenn Verf. V. 4 unter den ἡγεμόνες ἀργαλέης ὕβριος Aristokraten versteht. Theognis 1082 ἄνδρα | ὑβριστὴν χαλεπῆς ἡγεμόνα στάσιος lehrt, daß ὕβρις hier soviel bedeutet wie στάσις, Aristokraten sind aber in der Regel keine ἡγεμόνες στάσιος 'Rädelsführer der Revolution' (nicht, wie Verf. deutet, 'sie gingen voran auf dem Wege der Zuchtlosigkeit'). Diese ὕβρις der Demokraten, anfangs sich gegen die ὕβρις 'Überhebung' der Aristokraten richtend (vgl. Theogn. 40 κακῆς ὕβριος ἡμετέρης), hatte die ἁβροσύνη (τρυφή) im Gefolge, die Xenophanes fr. 3 (3) schildert und die die Unterwerfung Kolophons durch die Lyder herbeiführte (Theogn. 1103), denn οὐδεμίαν ἀγαθοί πόλιν ὤλεσαν ἄνδρες (Theogn. 43), s. Philologus LXXI 173 ff. Bevor also die pylischen Ansiedler kamen, hatte es in Kolophon ein aristokratisches Regime gegeben, das sie niederwarfen. — Mimnermos' Nanno ist schon den Alexandrinern als eine Sammlung größerer und kleinerer Stücke vorgelegen, benannt (vielleicht auch zusammengestellt) wurde sie nach dem Vorbilde von Antimachos' Λύδη. Wir können uns das Buch ähnlich denken dem ursprünglichen, vom Dichter selbst zusammengestellten Theognisbuche, das mit Fug und Recht den Titel Κύρνος tragen könnte. Es bot ein Bild von dem Leben, das Mimnermos mit seiner Nanno, die dasselbe Handwerk ausübte, und seinen Freunden trieb. Ein solches Lebensbild geben auch die

Gedichte des Properz: 'Die Liebe zu Cynthia ist der Leitstern seines Lebens und seine Dichtung dieses Lebens Widerklang'. Den Titel Cynthia zur Benennung eines einheitlichen Buches von solchem Inhalt konnte ihm außer Mimnermos kein griechischer, aber auch kein römischer Dichter, auch Tibull nicht, bieten, und das ist der sprechendste Beweis dafür, daß Properz den Mimnermos benutzt hat, was sich ja sonst nicht nachweisen läßt (freilich auch nicht das Gegenteil). Ehe der Aufsatz in diesen Schlußakkord ausklingt, bewegt er sich wie ein Tonstück komplizierter Faktur in mancherlei Ausweichungen: sie gehören alle zur Beweisführung und wachsen aus dem Zusammenhange hervor, aber ihr Inhalt ist so mannigfaltig, daß ich ihn hier nicht erschöpfen kann. Am meisten hervorhebenswert ist der Nachweis, daß es zwischen Epos, Elegie und Epigramm keinen Gattungsunterschied gibt, alles sind *ἔπη*, von einem elegischen Stil zu sprechen, sei ein Unding, ebenso von einem epigrammatischen. Aber auch sonst sei der Inhalt eines Gedichtes durch die Form keineswegs bestimmt. Catull hat ganz gleiche Regungen des Herzens in völlig verschiedenen Versmaßen zum Ausdruck gebracht. 'Er fragte eben nicht danach, ob er es dürfte, wenn ihm in der schöpferischen Stimmung des Augenblicks diese oder jene Form der griechischen Poesie auf die Lippen kam'. Der elegische Teil seines Buches sieht genau so aus, wie Nanno und Kyrnos aussahen. 'Kein Gedanke an bewußte Nachahmung der klassischen Elegie, keine Spur davon, daß er sie gekannt hätte: nur weil er sich mit voller Freiheit der elegischen Form bediente, kam er unwillkürlich den Klassikern nahe, die dasselbe getan hatten'.

Ein wahres Schatzkästchen neuer Erkenntnis ist das letzte Kapitel 'Horaz und die griechischen Lyriker'. Zuerst wird die Frage aufgeworfen, warum Horaz weder die Versmaße der griechischen Chorlyrik, noch auch die des Anakreon angewendet hat, obwohl ihn doch auf jene die Stoffe seiner Oden höheren Stils, auf diese die seiner Wein- und Liebeslieder hinwiesen. Die Antwort lautet, daß die ersteren überhaupt zu kompliziert, aber auch die letzteren wegen ihrer Anaklasen der Ioniker und anderer metrischen Freiheiten, insbesondere aber ihrer *περίκοποι ἄνισοι* statt fester Strophen für die Leser seiner Buchlyrik nicht recht verständlich waren. Er entschied sich daher für die silbenzählenden Verse und kurzen Strophen der Lesbier, obwohl er für die weibliche Lyrik der Sappho überhaupt kein Verständnis besaß und der stets rauf- und sauflustige Alkaios ihm bei seiner Friedenssehnsucht und Mäßigkeit nicht kongenial sein konnte. Aber außerdem zog ihn noch etwas zu Alkaios hin und das war dessen Stil, das *μέσον* des Dionysios *π. συνθέσεως* 24, 'dessen Charakteristik in *π. μιμήσεως* 2, 8 *μεγαλοφυὲς καὶ βραχὺ καὶ ἡδὺ μετὰ δεινότητος* sich Wort für Wort auf die Oden des Horaz übertragen läßt'. Quintilian X 1, 63 sagt (außer *brevis et magnificus*) noch

diligens und auch dies Lob (man denke an '*operosa carmina*') fügt einen recht Horazischen Zug hinzu. Um sich dieses Stils zu bemächtigen, hat Horaz Übersetzungsstudien aus Alkaios gemacht, aber nur zu diesem Zwecke, und daher erklärt es sich, daß wir in einzelnen Gedichten wörtliche Anklänge an jenen vorfinden, während der Gedanke gar nicht stimmt, so in *nullam, Vare, sacra,* wo Horaz doch die Trunksucht verurteilt, so daß der Grundgedanke vielmehr Anacr. fr. 63 (45) wiedergibt. Als er sich dann höheren Aufgaben (ethische Popularphilosophie) zuwandte, konnte er die feierliche Pracht der griechischen Chorlyrik unmöglich bei Seite lassen. Aber er wollte die äolische Liedform nicht aufgeben und da mußte er wieder Studien machen, Umsetzungen der chorischen Poesie ins äolische Lied (z. B. *pastor cum traheret* aus Bakchylides' Dithyramben, *sunt quos curriculo* aus Bakchyl. 10, *quem virum aut heroa* aus Pindar Ol. 2). Unter solchen Umständen dichtete er die Römeroden [1]). Aber er blieb seinem Stile auch treu, als er 17 v. Chr. den 'pindarischen' Auftrag erhielt, ein wirkliches Chorlied zu liefern *(carmen saeculare),* und im vierten Buch der Oden, wo wir ihn auf der Höhe seiner künstlerischen Einsicht und seines Könnens angelangt sehen: er zeigt, daß er sich aufs Pindarisieren verstehe, aber nicht nachäffend (was er IV 2 nicht ohne Hohn dem Iullus überläßt), sondern in voller Freiheit und in seinem selbstgeschaffenen Stile, nicht mehr bloß als Dichter des *Aeolium carmen,* sondern als *Romanae fidicen lyrae.* — Indem so Verf. die Entwicklung der ganzen Dichtung des Horaz am chronologischen Faden verfolgt, streut er allerorten tiefeindringende, meist die höhere Exegese betreffende Bemerkungen über einzelne Gedichte ein, die zwar da und dort Widerspruch finden dürften [2]), gleichwohl aber jeden Horazerklärer zu durchgreifender Nachprüfung seiner Ansichten verpflichten müssen, besonders (in der Reihenfolge des Buches) über I 23, Epod. 13, I 10 (Hermes), III 22, I 17, 38, IV 3, 6, 11, 15.'

Unser Buch ist eine Abschlagzahlung auf die seinerzeit vom Verf. versprochene Ausgabe der griechischen Lyriker, die er, seitdem ihm die preußische Akademie der Wissenschaften die Leitung der *Inscriptiones Graecae* übertragen hat, erklärt nicht mehr leisten zu können. Diese Mitteilung werden alle, die dem großen Gelehrten freudig den Zoll ihrer Bewunderung steuern — *et meae vocis accedet bona pars* — mit aufrichtigem Bedauern vernehmen. Wer soll nun den schweren Hammer weiterschwingen bis zur Vollendung des Werkes, nachdem er des Meisters Armen entsunken?

Wien. Hugo Jurenka.

---

[1]) Daß sie keine politischen Gedichte sind, was Verf. S. 313 Anm. betont, hatte ich schon Philol. LVII 303 ausgeführt (wo ich S. 298 die bekannten Erklärungen Mommsens ablehnte) und ebendort den starken Einfluß der griechischen Chorlyrik Stelle für Stelle nachgewiesen.

[2]) Inzwischen schon geschehen: s. Reitzenstein, Rhein. Mus. 1913, S. 253 (über Carm. I 32).

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig, C. Schaper und P. Deuticke. Zweites Bändchen: Buch I—VI der Äneis. 13. Auflage, bearbeitet von Paul Jahn. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. VI und 341 SS. Preis Mk. 3·20.

Nach P. Deutickes Hinscheiden hat Paul Jahn die Fürsorge für die Ladewig-Schapersche Vergil-Ausgabe übernommen. Das wird gewiß allseitig mit Vergnügen vernommen werden, denn J. ist als gründlicher Kenner der Vergilliteratur bekannt.

Auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung blieb zwar dem Buche sein bisheriger Charakter möglichst belassen, doch hat J. sich bemüht, es durch Ergänzungen nach bestimmter Richtung hin für wissenschaftliche Kreise in noch höherem Grade brauchbar zu machen.

An den Lesearten und der Interpunktion des Textes ist wenig geändert. In den Anmerkungen unter dem Text blieben die Inhaltsangaben unverändert. In den erklärenden Bemerkungen sind unpassende Belegstellen gestrichen, neue passendere hinzugefügt worden. Besonders wertvoll ist die Ergänzung der Muster Vergils, die bisher nur gelegentlich erwähnt waren; man findet sie jetzt hier ziemlich vollständig zusammengetragen. Wichtig sind auch die Parallelstellen aus Vergil selbst; sie wurden nicht abgedruckt, sondern nur angegeben, um Raum zu sparen. Es ist ein sehr richtiger Gedanke J.s, daß Vergil aus seinen Mustern und Zeitgenossen, vor allem aber aus sich selbst heraus verstanden werden müsse. Hier konnte der Bearbeiter aus seinen reichhaltigen Sammlungen manches Neue bringen. Der Anhang ist im wesentlichen unverändert gelassen worden; das ist zu bedauern, denn hier hätte eine gründliche Revision einsetzen müssen. Hoffen wir, daß der Bearbeiter Zeit findet, diese lästige und mühevolle Arbeit auf sich zu nehmen, wenn die nächste Auflage vorbereitet wird.

Es kann somit festgestellt werden, daß das Buch durch die Neubearbeitung an Wert nur gewonnen hat.

Wien. Karl Prinz.

Die Rezeptsammlung des Scribonius Largus. Eine kritische Studie von Dr. phil. Wilhelm Schonack. Jena, Gustav Fischer 1912. IX und 95 SS. Preis 3 Mk.

Der Verf. will, wie er in dem Vorwort dieser ‘Prodromosschrift’ seiner künftigen Scriboniana erklärt, denen, die sich mit der Geschichte der antiken Medizin beschäftigen, die Methode der Forschung und Darstellung aufzeigen; denn fast sämtlichen neueren Untersuchungen auf diesem Arbeitsgebiete hafte die unzureichende Kenntnis und, damit notwendig verbunden, die unzulängliche Benutzung der umfangreichen medikohistorischen Literatur an. Demzufolge stellt er den gewiß von jedermann gebilligten methodischen

Grundsatz auf (S. VIII): „Es ist . . das vorhandene Quellenmaterial in möglichst großer Vollständigkeit herbeizuschaffen. Erst wenn dieses gesammelt, gesichtet und geprüft ist, dann gehe man unter dessen ständiger Heranziehung an die eigene Produktion heran". Dazu möchte ich den, wie ich glaube, nicht weniger beherzigenswerten Satz hinzufügen: „Zeigt sich hiebei, daß man nichts oder nur wenig Neues aus Eigenem beibringen kann, so soll man kein Buch darüber veröffentlichen, sondern sich trotz der aufgewendeten Mühe so viel Entsagung auferlegen, daß man das gesammelte Material ruhig in seinem Schreibtisch liegen läßt oder sich höchstens mit einem Zeitschriftenaufsatz zufrieden gibt". Dazu veranlaßt mich gerade die vorliegende kritische Studie; denn wirklich Neues findet man hier nur sehr wenig. Daß trotzdem die Seitenzahl die immerhin stattliche Höhe von 95 erreicht, erklärt sich, abgesehen von der fast verschwenderisch zu nennenden Ausstattung der Schrift, aus der Art der Darstellung; der Verf. bringt nämlich längst aufgegebene Ansichten wieder ans Tageslicht und unterzieht sich der Mühe, sie durch alte und neue Gegenbeweise zu widerlegen. Ob diese Art der Darstellung die richtige ist, ist mir wenigstens sehr zweifelhaft und ebenso skeptisch stehe ich einer Ansicht gegenüber, wie sie Sch. S. 27 äußert: „Obgleich wir heute seine Ansicht (nämlich die in der Praefatio des Marcellus Empiricus vom Jahre 1526 niedergelegte des Janus Cornarius, Scribonius habe griechisch geschrieben) . . als unrichtig erkannt haben, so lohnt es doch, den Gedankengängen des . . Späthumanisten nachzugehen". Man vergegenwärtige sich nur, zu welchem Umfang ein Werk anwachsen müßte, wenn es jemand einfiele, z. B. über eine von den geleseneren Schriften Ciceros eine ähnliche Studie zu verfassen, wie es Sch. über die Sammlung des Scribonius tat. Ein Zufall will es, daß wir gerade über unseren Scribonius zwei Aufsätze besitzen, von denen man, obwohl sie viel weniger umfangreich sind, m. E. mehr Methode lernen kann als von der Schrift des Verf.s — ich meine Büchelers Aufsatz im Rhein. Mus. XXXVII (1883) S. 321 ff. und den im gleichen Jahre erschienenen des verdienstvollen Scriboniusherausgebers Helmreich in den Blättern f. d. Bayer. Gymnasialschulwesen XVIII S. 385 ff. und 460 ff. Was hier auf verhältnismäßig geringem Raum gesagt ist, enthält alles Wesentliche über unseren Autor und besteht noch heute größtenteils zurecht.

Aber das Verfahren des Verf.s scheint mir sogar eine Gefahr in sich zu bergen: Durch den vielfach überflüssigen Ballast älterer Ansichten und Irrtümer beschwert, kann es geschehen, daß man die neuere Literatur übersieht. So scheint Sch. von M. Wellmanns ausgezeichneten Artikeln in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie nichts zu wissen; denn sonst müßten seine Angaben über Dionysius, Euelpistos (S. 49), Andron (S. 50), Ambrosius und namentlich Cassius (S. 51) anders lauten und einem so peinlich

genauen Forscher, wie es offenbar Sch. sein will, sollte es nicht entgangen sein, daß außer den von ihm angeführten J. G. Stolle (1731), J. N. Funccius (1736), Bernhold (1786) und Helmreich (1882) auch die 'Prosopographia imp. Rom. s. I II III' (1898) darauf hinweist, daß Scribonius nebst dem uns erhaltenen Werke noch andere Schriften verfaßt hat (III S. 183).

Ich möchte hier gleich noch eine Kleinigkeit berühren. S. 14 liest man folgendes: „Wie Bücheler gezeigt hat, unternahm der Kaiser Claudius im Jahre 43 n. Chr. einen Feldzug nach Britannien, kehrte nach sechs Monaten zurück und nahm ihn im Jahre 44 wieder auf". Nach diesen Worten muß man doch annehmen, daß die hier gegebenen Daten auf einer Kombination Bücheler beruhen. Daß dem nicht so ist, zeigt ein Blick auf *Sueton. Claud.* 17. Weil ich gerade Bücheler erwähnt habe, so möchte ich an dieser Stelle einen zu schroffen Ausdruck Schonacks zurückweisen, der S. 11 schreibt: „Als haltlos muß die Vermutung Büchelers bezeichnet werden, Scribonius sei vielleicht ein geborener Siculer gewesen; dazu nämlich reichen die von ihm genannten Stellen nicht aus". Ob solche Stellen ausreichen oder nicht, dies zu beurteilen, muß man dem subjektiven Ermessen anheimstellen und daß sich Bücheler voll bewußt war, nur eine Vermutung zu äußern, zeigen deutlich seine eigenen Worte a. a. O. S. 321 '*haud scio an Scribonius quoque Siculus fuerit origine*', worauf die Begründung der Vermutung folgt. Nach Anführung mehrerer Gründe fährt er fort: '*collyriis quibusdam* (c. 29, 30) *crocum Siculum .. immiscet* [sc. *Scribonius*], *solent autem etiam medicamentis quae inveniunt medici suae originis vestigia imprimere .. certe quidem Aetnaearum regionum notitiam illa collyria prae se ferunt sive a Scribonio sive ab Appuleio vel Philonide inventa*'. Mir ist es durchaus nicht unklar, wie Bücheler die Kapitel 29 und 30 als Stütze seiner Vermutung heranziehen konnte; dagegen scheint mir Sch.'s Widerleguug lächerlich (S. 11): „Ebenso könnte man .. aus c. 121, wo 'syrisches Johannisbrot', und aus den cc. 81 und 208, wo 'syrische Galläpfel' angeführt werden, schließen, daß Scribonius ein Syrer oder aus c. 47 ('ägyptischer Alaun'), daß er ein Ägypter oder aus c. 70 ('kretische Osterluzei'), daß er ein Kreter gewesen sei".

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu den von Schonack im Inhaltsverzeichnis mit „Einiges über das Verhältnis des Scribonius zu Nikander" überschriebenen Ausführungen, die einige Ergebnisse einer von dem Verf. in Aussicht gestellten Arbeit vorwegnehmen. Hier wendet er sich mit Recht gegen diejenigen, welche Scribonius einen Nachtreter des Nikander nennen, meint aber, daß „eine teilweise Benutzung ohne weiteres zugestanden werden kann". ich möchte, bewogen besonders durch O. Schneiders Urteil in seinen 'Nicandrea' S. 198 die Übereinstimmungen des Griechen und Römers eher auf Benutzung einer gemeinsamen Quelle, d. h.

auf Apollodor zurückführen (vgl. M. Wellmann, Hermes XXIV [1889] S. 564 und namentlich E. Rohde, Rhein. Mus. XXVIII [1873] S. 271 = Kleine Schriften I 388), wobei ich allerdings die Frage offen lasse, ob Scribonius den Apollodor unmittelbar herangezogen hat (vgl. jetzt M. Wellmann, A. Cornelius Celsus S. 43. 46 Anm. 1. 54 ff. 56 Anm. 1).

München. Dr. H. Lackenbacher.

Hans Philipp, Die historisch-geographischen Quellen in den Etymologiae des Isidorus von Sevilla. Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. 25. I 1912. 90 SS. 26. II 1913. 236 SS.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die unmittelbaren geographischen Quellen der Origines des Isidorus von Sevilla zu bestimmen. Obgleich in der Servius-Ausgabe von Thilo und Hagen, in Mommsens Solin und sonst gelegentlich zahlreiche Hinweise auf Benutzung durch Isidor gegeben waren, die sich der Verf. zunutze gemacht hat, so fehlte doch eine zusammenfassende Behandlung der Frage, durch die sie allein wirklich gelöst werden könnte.

In einem einleitenden Abschnitte wird die Arbeitsweise des Isidor in seinen antiquarischen und grammatischen Schriften richtig charakterisiert, und das Verhältnis der drei für geographische Bemerkungen in Betracht kommenden Schriften, der *libri XX Originum sive Etymologiarum, libri II Differentiarum*, des *libellus de natura rerum*, zueinander untersucht. Der Verf. stimmt hier den Ergebnissen der Arbeit von Schenk *De Isidori Hispalensis rerum de natura libelli fontibus* 1909 bei, daß bei Berührungen zwischen den einzelnen Isidorischen Schriften in der Regel nicht ein Ausschreiben der früheren in der späteren, sondern gemeinsame Benutzung desselben Zettelexzerpts anzunehmen ist. Auch die Frage, ob Isidor eine Karte zu Rate gezogen hat, wird erörtert und richtig verneint. Die Annahme einer Kartenbenutzung wird — unwahrscheinlich ist sie ohnehin — namentlich dadurch unmöglich, daß sich für das meiste, was Isidor an geographischem Wissen bietet, die literarischen Quellen nachweisen lassen. Freilich hebt der Verf. die richtige Erkenntnis teilweise wieder auf, wenn er mittelbar die Benutzung einer Karte — natürlich der des Agrippa, die auch bei ihm öfters herumspukt — annimmt für einige Fälle, in denen Küstenstädte als Inseln bezeichnet sind: Orig. XIV 6, 35 ∼ Serv. Aen. III 689, wo bei Isidor ein Vergilkommentar benutzt ist; XIV 6, 17, XIV 4, 14, wo als Grenze

der Provinz Achaia[1]) im SW und W *Cassiopae insulae* genannt werden. Hier liegt lediglich eine flüchtige Wiedergabe von Oros. hist. I 2, 58 vor, wo *Cephallenia et Cassiopa insulae* angegeben sind. Warum aber der Irrtum, durch den Cassiope, ein Ort auf Corcyra, als Insel bezeichnet wird, gerade auf irrtümlicher Kartenlesung beruhen soll, wie Sieglin annimmt, ist nicht ersichtlich, da doch andere Möglichkeiten nicht geringere Wahrscheinlichkeit haben.

Überhaupt entgeht der Verf. nicht der Versuchung, überall Kartenbenutzung zu wittern, und besonders die Agrippa-Karte taucht wie ein glänzender Meteor an vielen Stellen auf, an den meisten ohne Berechtigung; die *commentarii* Agrippas[2]) werden ignoriert. Ja, sogar von der Reichsvermessung Agrippas ist die Rede (p. 18), trotz der vom Verf. gesetzten Anführungszeichen ein arg irreführender Ausdruck.

Den Stoff teilt der Verf. nach den benutzten Quellen ein, indem er zunächst die Kirchenväter, dann die Scholien, an dritter Stelle die profanen Prosaschriftsteller und schließlich die Dichter behandelt. Dabei ergibt sich, daß Hieronymus die Hauptquelle für biblische Ortsnamen ist (besonders die Schriften *de situ et nominibus locorum hebraicorum* und *quaestiones in genesim),* daß sonst Orosius das Gerippe geboten hat, der aber nicht, wie p. 33 adn. 2 fälschlich angenommen wird, eine Karte benutzt hat. Außerdem sind gelegentlich herangezogen Ambrosius' Exameron, Hegesippus, Augustin, *De civitate dei.* Von Scholiasten hat Isidor Vergil-Kommentare ausgebeutet, und zwar kennt er nicht nur den Servius, sondern, wie der Verf. mit Recht annimmt, auch dessen Vorgänger Donat. Die meisten Stellen waren schon in der Servius-Ausgabe von Thilo-Hagen zitiert. Der Verf. hätte, da sich hie und da bei Isidor gegenüber unserm Servius-Text ein kleiner, oft ganz unbedeutender Überschuß findet, daran erinnern können, daß unser Servius stellenweise verkürzt ist[3]). Die Scholien zu den übrigen Dichtern sind nicht benutzt. Das ist besonders für die Lucanscholien auffällig, da Isidor, wie der Verf. mir mit Unrecht zu

---

[1]) 'Gemeint ist etwa der Peloponnes,' sagt der Verf p. 15. Hier ließe sich aber mit Leichtigkeit Klarheit gewinnen. Da Orosius in letzter Linie auf Agrippa zurückgeht, müssen wir fragen, was dieser unter *Achaia* verstanden hat. Aus Plin. Nat. IV 32 ergibt sich, daß Mittelgriechenland bei Agrippa mit dem Peloponnes als Achaia zusammengefaßt wurde (vgl. Gött. Gel. Anz. 1910, p. 483).

[2]) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1910, p. 407 sq., wo ich die Gründe zusammengestellt habe, die zur Annahme einer Schrift Agrippas nötigen.

[3]) Wenn der Verf. p. 47 behauptet, daß 'über die von Servius und den anderen Vergilscholiasten herangezogenen mittelbaren und unmittelbaren Quellen noch keine Untersuchung vorliegt,' so stimmt das nicht ganz. Seine Erörterung über die Vergil-Kommentare zeigt, daß es ihm trotz seiner Bemühungen nicht gelungen ist, sich von den allerdings verwickelten Beziehungen zwischen ihnen ein klares Bild zu machen. Das Schema p. 46 bedarf daher einiger Korrekturen.

bestreiten scheint, den Dichter selbst gelesen hat[1]) Hingegen sind die Glossen des Placidus auch in den geographischen Teilen der Origines vereinzelt herangezogen.

Von sonstigen Prosaschriftstellern sind Solin und Justin fleißig benutzt[2]). Mit Recht weist der Verf. die Annahme ab, daß neben Justin auch Trogus benutzt sei. Aber wenn er, um einen Überschuß bei Isid. XVIII 1, 1 gegenüber Just. I 1 erklären zu können, zu der Ausflucht greift, daß hier ein Trogusstück aus der Scholiastenüberlieferung dem Isidor zugeflossen sei, so kann ich nicht beistimmen. Denn was Isidor über Justin hinaus bietet, sind bloße Worte, keine Tatsachen, abgesehen davon, daß die Serviusnotiz (Aen. VI, 772 *de hoc autem loco et Trogus et Probus quaerunt)* vereinzelt ist und den Weg zeigt, auf dem hier Trogus in die Vergil-Kommentare gekommen ist; außerdem ist es nicht ausgemacht, daß die Angabe aus dem Geschichtswerke stammt[3]). Plinius' Naturalis historia ist nur für die Kapitel über Quellen (Orig. XIII 12, 13) unmittelbar benutzt: Isidor fand das Material bei Orosius und Solin bequemer zubereitet vor.

Nicht überzeugt hat mich der Verf. von seiner Ansicht, daß Sallusts *Historiae* dem Isidor vorgelegen hätten. Daß er, wenn er Sallust in seinen Quellen, d. h. den Vergil-Kommentaren, zitiert fand, ihn ab und zu selbst eingesehen haben sollte, entspricht sonst nicht Isidors Arbeitsweise. Wahrscheinlich ist in allen diesen Fällen die Kenntnis Sallusts durch reichere Vergil-Kommentare, d. h. wohl Donat, vermittelt, deren Benutzung sonst sicher steht. Daß Sallusts Jugurtha direkt benutzt ist, läßt sich nicht als falsch erweisen, obwohl auch eine mittelbare Benutzung denkbar ist. Eine gesonderte Überlieferung der geographischen Exkurse der *Historiae*, wie sie der Verf. im Anschluß an v. Gutschmid an-

---

[1]) Nebenbei: Comm. Bern. Lucan. I 689 *ἀπὸ τοῦ πυρά* ist ganz sicher *πυρός* zu lesen. *pira* ist überliefert, d h. *a* = *oc*.

[2]) Isid. Orig. XIII 13. 6 ist allerdings Solin 35, 2 benutzt, aber einfach mißverstanden. Daher die 'Variation' von *animal* und *animam* (p. 75). Wenn der Verf. p. 75 adn. 2 glaubt, daß dem Isidor ein stellenweise vollständiger Solintext vorgelegen habe, so irrt er augenscheinlich. Die Stellen, die er anführt (XIV 8, 2 ~ Solin. 38, 12, 49, 6. IX 2, 65 ~ Solin. 25, 5. XIII 16, 5 ~ Solin. 23, 14, nicht 23, 12), enthalten nichts, was nicht bei Solin steht. An der letzten Stelle wird das *mare Siculum* ja auch bei Solin genannt; man braucht also nicht auf Plin. Nat. IV 51 zurü kzugreifen.

[3]) Weil Solin. 56, 5 und 27, 2 *Babylonia* als Stadtnamen gebraucht, leitet der Verf diese Stellen aus Trogus ab 37, 2 stammt, wie Mommsen notiert, aus Plin Nat. V 90, die andere Stelle aus Plin VI 121. Die Behauptung v. Gutschmids die Form *Babylonia* als Stadtnamen sei eine Eigentümlichkeit des Trogus, ist irrig, wie ein Blick in den Thes ling. lat. II 26, 55, 21 sq. den Verf. hätte lehren können. Mit welchem Rechte er übrigens p 78 die Benutzung Melas bei Solin bestreitet, sehe ich nicht ein. Daß Timagenes unmittelbar bei Mela benutzt sei — wenn anders der Verf. p. 78 adn. 8 dies meint — ist nicht erwiesen, bei Melas Charakter ganz unwahrscheinlich.

nimmt, will mir nicht glaubhaft erscheinen. Auf die Sonderüberlieferung der Reden und Briefe darf man sich nicht berufen; hierbei ist der Zweck ersichtlich: sie wurden als Musterbeispiele verwendet, ähnlich wie es eine Redensammlung aus Livius gab (Suet. Dom. 10, 3, eine Stelle, auf die mich aus anderem Anlaß F. Münzer freundlichst hinwies).

Eine gelegentliche Benutzung des Florus möchte ich hingegen so wenig bestreiten, wie sie der Verf. für Rufius Festus nicht abweist.

Von Dichtern endlich zitiert Isidor Vergil zweifellos aus unmittelbarer Kenntnis, ebenso Paulinus Nolanus. Auch für Lucan scheint mir die Annahme unabweislich, daß Isidor ihn selbst gelesen hat[1]).

Im zweiten Teile wird nun den einzelnen Isidor-Stellen das Material, das benutzt ist oder Berührungen aufweist, gegenübergestellt. Hier wird viel geboten; es ist oft eine beinahe überwältigende Fülle. Da wäre es vielleicht nicht unpraktisch gewesen, wenn die unmittelbaren Quellenstellen auch durch den Druck von den übrigen Parallelen unterschieden worden wären. Wenn wir also anerkennen können, daß der Verf. seiner Aufgabe im großen und ganzen gerecht geworden ist, so darf doch eine wenig zu billigende Gewohnheit nicht verschwiegen werden. Er liebt es, bei mehr oder weniger großen Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Stellen, diese ohne weiteres in direkte Beziehungen zu setzen. Das ist in den meisten Fällen mindestens irreführend. So wenn er p. 31 den Nicagoras[2]) als die Quelle von Mela I 54 bezeichnet, weil dieser den Nil *ἀπὸ τῶν ἀντοίκων* fließen läßt, was bei Mela als Variante mit aller Vorsicht angegeben ist, ohne die verschiedene Bezeichnung (*anticthones* Mela, *ἄντοικοι* Nikagoras) zu berücksichtigen, und diese Quelle nun gar noch für Mela I 4 in Anspruch nimmt, wo einfach von den *anticthones* die Rede ist. Besonders p. 29 leistet sich der Verf. in solchen blendenden Einfällen allerlei. Was er über Beziehungen zwischen Hegesipp und Timagenes und zwischen Iosephus und Tacitus und gar zwischen Solin und Tacitus sagt, ist völlig aus der Luft gegriffen. Merkwürdige Widersprüche enthält auf dieser Seite Anm. 2: erst konstatiert der Verf. mit Sieglin, daß Artemidor bei Caesar benutzt sei, während Posidoius ihm erst im Jahre 56 bekannt geworden sei, und spricht Sieglin die Priorität dieser Entdeckung vor meinen 'Caesarstudien' zu. Diese Priorität könnte ich ohne Rücksicht auf die Chronologie um so bereitwilliger zugestehen, als ich jene Behauptung weder getan habe noch billige. Denn die Sieglinsche Auffassung setzt voraus — selbst wenn sie richtig wäre —, daß Caesars Bücher Jahr für

[1]) Daß Donat im Terenz-Kommentar häufig den Lucan zitiere, ist eine falsche Behauptuug (p. 88).
[2]) Schol. Apoll. Rhod. IV 269 (296 irrig der Verf.).

Jahr geschrieben sind, eine Ansicht, die mir wegen des literarischen Charakters der Commentarii ausgeschlossen erscheint[1]). Auch daß Orosius I 2, 99 vielleicht auf Sallust zurückgehe, entbehrt jeden Anhalts. Woher weiß weiter der Verf., daß Sall. Catil. 6, 1 bei Isid. orig. XV 1, 1 durch Servius = Asper vermittelt ist? Isidor schreibt Serv. Aen. VII 678 aus. Mehr läßt sich nicht sagen. Wenn der Verf. meint, daß Servius' Weisheit auf Asper zurückgeht, er mußte er Gründe anführen. Sonst kann er keinen Glauben verlangen. Es ist schade, daß der Verf. durch derartige windige Einfälle seine sonst sorgfältige, eher zu umständliche als oberflächliche Darstellung verunziert hat.

Prag. Alfred Klotz.

G. Michaut, Histoire de la comédie romaine. Sur les tréteaux latins. Paris, Fontemoing & Cie. 1912. VI und 455 SS. 8⁰.

Für den Inhalt ist weniger der allgemeine erste Titel als der besondere zweite bezeichnend. Denn eine vollständige Geschichte der römischen Komödie wird nicht geboten, insbesondere würde man eine literarische Würdigung ihrer Vertreter vergebens suchen. Der Inhalt ist vielmehr folgender: In der Einleitung knüpft der Verf. an Gedanken an, die er in seinem interessanten Buche „*Le génie latin*" 1900 ausgeführt hatte, und zeigt uns, wie bei der *Gravitas Romana* das Aufkommen eines heiteren Bühnenspiels überhaupt möglich war. Dann wird der ganze Stoff in drei Abschnitte eingeteilt: 1. die heimischen Grundlagen der römischen Komödie, 2. ihre verschiedenen Formen, 3. das römische Theater. In dem ersten dieser Abschnitte kommen die Versus Fescennini, die Satura, das Exodium zu ausführlicher Besprechung. In dem zweiten bringt der Verf. zunächst Licht in die Verwirrung der Bezeichnungen der römischen Komödie und behandelt dann in drei umfangreichen Kapiteln die Palliata, die Atellanen und den Mimus, während die Togata keine ausführliche Behandlung erfährt. Diese drei Arten des Lustspieles werden jede für sich als etwas Selbständiges behandelt, und zwar, soweit unsere Überlieferung reicht, etwa nach dem Schema: Definition, Ursprung, Entwicklung, Arten, Aufbau und Gliederung, Inhalt, Form. Durchgeführt ist diese Untersuchung weniger auf Grund des uns vorliegenden, allerdings sehr lückenhaften Materials an Resten der alten Komödie, als vor allem auf Grund der Schriftstellerzeugnisse, von denen bei jeder Einzeluntersuchung ausgegangen wird. Die wichtigsten derselben sind zur Bequemlichkeit der Leser in Übersetzung wörtlich angeführt, wodurch die Bildung eines eigenen Urteils

---

[1]) Vgl. auch Norden, *Agnostos theos* 1912, p. 318.

wesentlich erleichtert wird. Es folgt dann jedesmal eine Erörterung und Kritik der neueren Ansichten über die einzelnen Probleme und schließlich die wohlbegründete Entscheidung des Verf. selbst. Angenehm fällt hierbei die reichliche und sorgfältige Berücksichtigung auch der ausländischen, insbesondere deutschen Literatur auf, so daß der Leser den Eindruck gewinnt, über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf das genaueste unterrichtet zu werden. In der richtigen Erwägung, daß ein volles Verständnis der Eigenart und Entwicklung der römischen Komödie ohne Kenntnis der Bühnenverhältnisse und der Einrichtung des Theaters nicht möglich ist, hat der Verf. einen dritten Abschnitt, wie gesagt, diesem Gegenstande gewidmet. Er bespricht darin die kultlichen Grundlagen der Aufführungen, die Art der Veranstaltung, die Verhältnisse der Schauspieler, das Theatergebäude und seine Ausstattung und alle sonstigen Fragen, die damit zusammenhängen. All das wird klar und übersichtlich und in überaus geistreicher und fesselnder Weise dargestellt. Bei der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung und der Schwierigkeit des Gegenstandes wird man in manchen Punkten, insbesondere in den beiden erstgenannten Abschnitten, verschiedener Meinung sein können; als Ganzes ist das Buch entschieden mit Freuden zu begrüßen, und da es auch bei uns an einer neueren zusammenfassenden Darstellung des Gegenstandes gebricht, sind ihm auch in deutschen Landen recht zahlreiche, eifrige Leser zu wünschen.

Innsbruck. Julius Jüthner.

Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung. Bd. IV, Heft 2 (1912) und Bd. V, Heft 1 (1913).

Den umfangreichsten Beitrag zum erstern dieser beiden Hefte liefert Rudolf Meringer in seiner Studie über „Lateinisch *cucurbica ventosa*, italien. *ventosa*, franz. *ventouse* „Schröpfkopf“. Von den beiden volkstümlichen Arten, dem Körper zu Heilzwecken Blut zu entziehen, dem Aderlaß und dem Schröpfen, wird der letztere Vorgang, der durch Aufsetzen eines Gefäßes mit durch Ansaugen oder durch Verbrennen leicht entzündlicher Stoffe verdünnter Luft, allenfalls verbunden mit vorherigem Aufritzen der Haut, Hyperämie oder gar Austritt von Blut oder Eiter bezweckt, ausführlich in seiner volkstümlichen Ausbildung verfolgt. Sehr alt ist dabei die Verwendung von Hörnern, neben welche dann auch metallene und gläserne Schröpfköpfe treten. Die griechische Bezeichnung *σιχύα*, *σιχυώνη*, *σιχυωνία* regt die Frage an, ob melonen- oder gurkenähnliche Früchte hier wirklich ebenfalls als Schröpfköpfe in Verwendung kamen oder ob bloß die Ähnlichkeit der Form Anlaß zur Bezeichnung gab. Wie auf griechischem Boden, wo der

Schröpfkopf geradezu Symbol des Asklepioskultus war, treffen wir auch auf italischem Boden eine entsprechende Bezeichnung. Bei Juvenal *cucurbita ventosa;* eine Isidor-Stelle zeigt, daß die an sich leer gedachte *cucurbita* durch ein, wie wir sagen würden, die Luftverdünnung hervorrufendes Feuerchen als beseelt (d. h. nun zur Saugwirkung angeregt) vorgestellt wurde, so daß *ventosa* etwa „mit Feuerluft ausgestattet" meint. Der schwerfällige Ausdruck *cucurbita ventosa* wurde in den Kreisen der Ärzte zu *cucurbita* gekürzt oder dafür auch *cucurbitula* gesagt, wo die Deminutivbildung eine Verwechslung mit der Frucht erschwerte. Die Volkssprache dagegen verselbständigte in umgekehrtem Vorgange das zweite Glied *ventosa* zur Bezeichnung des Schröpfkopfes, dessen Verwendung an der Hand der Literaturstellen ausführlich dargelegt wird.

Noch in zwei anderen Beiträgen nimmt Meringer das Wort: der eine, „Zur Technik der alten Öfen", bespricht an der Hand von Funden aus Vindobona die Konstruktion und Verwendung der römischen Kachelöfen; der andere, „Englisch *smokejack* ‚Rauchhansl', eine Erfindung Leonardo da Vincis", führt uns in jüngere Zeiten; er behandelt die geistreich-einfache Erfindung Leonardos, durch welche ein im Kamin angebrachtes und durch die aufsteigende Warmluft in Drehung versetztes Flügelrad seine Drehung auf den neben dem Feuer angebrachten Bratspieß überträgt.

Vom übrigen Inhalt des Heftes bewegen sich K. Oštirs „Etymologische und grammatische Versuche" auf dem Gebiete der armenischen und litauischen Etymologie, ohne daß sie durch ihren Inhalt nähere Beziehung zu dieser Sachzeitschrift zeigten; wohl aber war vom Standpunkte der Zeitschrift • vollberechtigt die Aufnahme von R. Rieglers „Miszellen", aus denen folgendes erwähnt sei: ***mus araneus*** heißt die Spitzmaus, weil sie nach dem Volksglauben giftig wie eine Spinne ist. *Wiesel*, für dessen Beurteilung die steirische Form *Wies* von Bedeutung ist, ist als das Stinktier benannt, sei es, daß man an Verbindung mit lat. *vis(s)io* oder allenfalls mit *vīrus* zu denken hat. Span.-portug. *cabra saltante* „Irrlicht" gibt Veranlassung, an des Aristoteles *αἶγες* für Sternschnuppen und an die im XVII. Jahrhundert begegnende Bezeichnung der Meteore als Geißen oder springende Geißen sowie an die Rolle der Ziege als Symbol des Blitzes in den Urmythen der meisten Völker zu erinnern.

Von den im 1. Hefte des V. Bandes veröffentlichten Arbeiten knüpft die erste an Meringers Abhandlung über die Schröpfköpfe an. M. Murko verfolgt speziell „Die Schröpfköpfe bei den Slaven. Slav. *baňa baňka*, lat. *balnea*", in der Absicht, eine befriedigende Erklärung der Bedeutungsübergänge „Bad, Badewanne, Gefäß, Schröpfkopf" in diesen slav. Wörtern zu gewinnen, die auf den lat. Plural *balnea* zurückgehen. Ganz merkwürdige Bedeutungs-

entwicklungen sind dem Umstande zu verdanken, daß für das äußere Bild der römischen Bäder die Kuppeln besonders charakteristisch waren und dieser architektonische Typus sich in den Gebieten des byzantinischen Kulturkreises bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so daß Bäder, Kirchen und Moscheen sich sehr ähnlich sehen. So erklärt es sich, daß *baňa* bei Südslaven und Russen nicht bloß „Bad, Badhaus, Quelle", sondern bei den Nordslaven auch die „Kuppel" als das kennzeichnende Merkmal der Kirchen und Bäder bedeutet, ferner in begreiflicher Bedeutungsverschiebung auf den Turmknopf und endlich auf die verschiedensten Gegenstände von halb oder ganz kugelförmiger Gestalt und speziell auch auf bauchige Krüge angewendet wird. Auch die verbreitete Bedeutung „Bergwerk, Saline" ist von dem Begriffe der kuppelförmigen Wölbung ausgegangen, indem beim sogenannten Glockenbau zuerst ein Stollen bis zum Salzstocke abgeteuft und der Stollen dann in der Salzmasse glockenförmig ausgeweitet wird. Während diese ganze reiche Bedeutungsentfaltung auf der Kuppel, also einem rein akzessorischen Merkmal der römischen *balneae* beruht, ist von *balnea* in der Bedeutung „Badewanne" nur auf slowenischem Boden ein Ableger vorhanden, indem *banja, banjka* hier eine Bezeichnung für wannen- und bottichartige Gefäße ist.

In einer weiteren umfangreichen Untersuchung über „Omphalos, Nabel, Nebel" sucht R. Meringer den Nachweis zu erbringen, daß die Worte für Nabel ursprünglich die Nabelschnur bezeichneten und daß diese, da sie dem Embryo das Blut zuführt, als die „bewässernde" benannt sei, indem etymologischer Zusammenhang mit der Sippe von Nebel bestehe. Die Bedeutung „Nabelschnur" ist für *ὀμφαλός* wie für *umbilicus* nicht nur unmittelbar bezeugt, sondern es ist Meringer auch zuzugeben, daß die Anwendung des Wortes z. B. auf den Stiel von Früchten auf das Bild der Nabelschnur, nicht des Nabels hinweist. Andererseits ist natürlich auch die Bedeutung „Nabel" und die Anwendung auf runde, knollige Gegenstände verschiedener Art reichlich zu verfolgen. Überraschenderweise stellt es nun aber Meringer entschieden in Abrede, daß bei der Anwendung unserer Worte auf solche runde, knollige Gegenstände das Bild des Nabels vorgeschwebt habe; vielmehr sei überall an das Bild der spiralig zu einem Knöllchen zusammengerollten Nabelschnur zu denken, indem der Brauch, die Nabelschnur in so zusammengerolltem Zustande getrocknet aufzubewahren, im Volksaberglauben tatsächlich eine bemerkenswerte Rolle spielt. Der Gedankengang, der Meringer zu dieser befremdlichen Annahme führt, ist der, daß höchstens krankhafte Näbel vorgestülpt seien, der normale Nabel aber gerade umgekehrt eine Vertiefung in der Leibesmitte darstelle, also nicht die Bezeichnung für aufgewölbte Gegenstände abgegeben haben könne; in der Anwendung auf solche müsse daher vielmehr das Bild des zusammengerollten Nabelschnurklümpchens Gevatter ge-

standen haben. Ich meine, es bedarf keiner eindringenden Beschäftigung mit vergleichender Nabelkunde, um Meringers Vordersatz abzulehnen: allerdings ist der normale Nabel als Ganzes in der Bauchfläche vertieft eingelagert, aber für sich betrachtet ist er doch — wenn man will, turbanartig, mit etwas eingezogener Narbe in der Mitte — leicht aufgewölbt. Damit entfällt jeder Anlaß, bei der Anwendung der Worte *ὀμφαλός*, *umbilicus*, *umbo* auf gewölbte, knollige Gegenstände an etwas anderes zu denken, als an dieses Bild des normalen Nabels. Gerne räume ich aber ein, daß Meringers sachkundige Ausführungen über den göttlich verehrten *ὀμφαλός* der Griechen auf einem anderen Blatte stehen und mir zum größten Teil sehr einleuchtend erscheinen.

Auch Meringers Etymologie von „Nabel", der die ganze Abhandlung zustrebt, kann ich nicht überzeugend finden. Selbst angenommen, daß von den Bedeutungen „Nabelschnur" und „Nabel" unserer Wortsippe gerade die erstere der namengebende Faktor gewesen sei — was mindestens unerwiesen ist und auch Meringer nicht so sicher erscheinen dürfte, wenn ihn nicht die Lautähnlichkeit mit der Sippe von „Nebel" im Banne hielte —, wäre es doch für die Indogermanen alles eher als naheliegend gewesen, den blutzuführenden Nabelstrang als „Bewässerer, Befeuchter" zu benennen; man erwäge ferner, daß in der Sippe von „Nebel" (idg. *enebh-*, *embh-*. *nebh-*) nur die gegenständliche Bedeutung „Wolke, Nebel, Regen, Wasser" als urindogermanisch gesichert ist und verbale Anwendungen im Sinne von „benetzen" bisher nur aus dem Iranischen bekannt sind, also gewiß nicht ohne weiteres in die idg. Urzeit zurückzuverlegen sind. Endlich ein lautliches Bedenken: wenn auch *e* und *o* im bekannten Ablautverhältnis stehen könnten, so ist doch bemerkenswert, daß in der Sippe von *Nebel, nebula, νέφος* stets *e*-Vokalismus oder Schwundstufe der Wurzel erscheint, in der Sippe von „Nabel" dagegen nur *o*-Vokalismus (**ombh-*, **nobh-*, **nōbh-*) und Schwundstufe (*mbh-*) gesichert ist, und man daher allen Grund hat, beide Sippen auseinanderzuhalten.

In einem Aufsatze „Über Tiermasken" behandelt Fritz Krapf den Kopfschmuck, den das Vieh beim Abtrieb von der Alm bekommt, und die Gebräuche, die sich daran knüpfen, und zeigt, daß es sich hierbei nicht bloß oder in erster Linie um einen Schmuck handelt, sondern daß die vom Vieh getragene Maske ursprünglich ein Schutz gegen dämonische Einflüsse war. Er stützt dies durch eine reichhaltige Zusammenstellung der Mittel, welche bei verschiedenen Völkern gegen Schädigungen des Viehs durch Dämonen angewendet werden. Speziell der Gebrauch von Masken hat entweder den Sinn, den Dämon irrezuführen und zu täuschen, oder auch den unmittelbaren, ihn durch die groteske, fratzenhafte Vermummung abzuschrecken. Daß die Vermummung des Viehs nicht bereits beim Auftrieb auf die Alm erfolgt, sondern

erst beim Abtrieb, sucht Krapf daraus zu erklären, daß die Vermummung nach dem Verblassen des dämonscheuchenden Zweckes im Volksglauben bloß mehr zum Ausdruck der Freude wurde und daher auf die Rückkehr eingeschränkt wurde. Ich weiß nicht, ob das eine abschließende Antwort ist. Da der Brauch, das Vieh in aller Stille aufzutreiben, nicht bloß in den Alpen herrscht, sondern auch in Norwegen wiederkehrt, scheint er doch ein ursprüngliches Motiv zu enthalten. Und zwar dürfte der Gedanke zugrunde liegen, daß erst durch den Abtrieb von der Alm das Vieh dem Machtbereich der da droben hausenden Dämonen entzogen wird, wogegen sich diese durch Schädigungen in letzter Stunde wehren würden, wenn man sie nicht durch Vermummung der Herde täuschen oder abschrecken würde. Im Anhange wird die Etymologie des Wortes *Maske* behandelt, wobei der Verf. die Herkunft aus dem Germanischen (langobardisch *masca,* belegt 643) mit guten sachlichen Erwägungen stützt.

Den Schluß des Heftes bildet ein Nachtrag von Leo Spitzer zu seinem früheren Aufsatz über die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen.

Innsbruck. A. Walde.

Goethe-Schriften.

1. **Propyläenausgabe von Goethes sämtlichen Werken.** Georg Müller Verlag, München. Band 1—25 nebst einem Supplementbande.
2. **Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. 6 Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
3. **Über Goethes Gedichte.** Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
4. **Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes.** Nach den Quellen bearbeitet von Ernst Schulte-Strathaus Erster Band, erste Abteilung. Mit 81 Abbildungen München 1913, erschienen bei Georg Müller.
5. **Wilhelm Meisters Wanderjahre.** Von J. F. W. Pustkuchen. Mit einer Einleitung: Goethe und Pustkuchen von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Berlin 1913, Hermann Barsdorf Verlag.

Nur eine bescheidene Auslese aus der überreichen Goethe-Literatur, die uns Jahr um Jahr beschert wird, und die bereits zu solchen Massen angewachsen ist, daß zu ihrer bibliographischen Verzeichnung drei stattliche Bände des Goedekeschen Grundrisses dienen müssen, soll an dieser Stelle vorgeführt werden, durchwegs Werke, die die Erkenntnis der Lebensarbeit des Dichters fördern und nichts mit der turmhoch angehäuften Goethe-Literatur gemein

haben, die sich immer erschreckender vermehrt, die nichts Neues und nichts Wissenswertes enthält, nur bereits Gesagtes mit anderen Worten nochmals sagt, nur den Zwecken der Verfasser, aber nicht denen Goethes dient. Die fünf Werke, die oben angeführt sind, nehmen ihre bedeutenden Plätze in der Goethe-Literatur ein; jedes einzelne verdient eingehendste Betrachtung und Beachtung.

Die Propyläenausgabe der Werke (1), bis zum 25. Bande gediehen, ist seit dem Erscheinen der Weimarer Sophienausgabe die erste Gesamtausgabe, die wirklich einen Fortschritt auf diesem überreich bebauten Gebiete bedeutet. Sie schließt sich in der Textgestaltung aufs innigste an die Sophienausgabe an, modernisiert die Orthographie, unterdrückt den Lesartenapparat, verzichtet auf den Kommentar und will nur eines, ein Wichtiges, erreichen: die chronologische Anordnung der Werke, Briefe und Tagebücher. Sie will die synchronistische Betrachtung der Entwicklung Goethes ermöglichen, ein Unternehmen, das in höchstem Maße verdienstlich zu nennen ist. Für kaum einen anderen Dichter ist dieses Eindringen in seine Lebensarbeit anschaulicher zu gestalten. Es ergibt sich dadurch eine Synthese von plastischer Lebendigkeit, dem Wachsen eines Baumes vergleichbar, der Wurzeln schlägt, allmählich Äste treibt und endlich im vollen Schmucke seiner Laubkrone vor uns steht. Nur in der Vorführung der dichterischen und prosaischen Werke ist es auf restlose Vollständigkeit abgesehen (sogar die Farbenlehre wird in vollster Ausführlichkeit mit allen Tafeln Goethes abgedruckt). Die Briefe findet man in einer sehr charakteristischen Auswahl, die nichts Wesentliches übersieht, ebenso die Tagebücher. Die strengste Nachprüfung des Textes und der chronologischen Anordnung ergibt die absolute Korrektheit der Ausgabe, die auch vermöge ihrer bibliophilen Ausstattung zu den besten Leistungen zu rechnen ist. Die verdienstvollen Bearbeiter der einzelnen Bände nennen sich vorläufig nicht; sie haben Anspruch auf die höchste Anerkennung. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in Karl Schüddekopf den Organisator des großen Unternehmens sieht (dem bis zu seinem Abschlusse noch 15 Bände fehlen). Er hat Unübertreffliches geleistet, hat sich in der Goethe-Philologie mit dauerndem Ruhme beladen. — Die wertvollste Ergänzung findet dieses Unternehmen in einem von Schulte-Strathaus herausgegebenen Supplementbande, der die Bildnisse Goethes 1762—1832 enthält. Diese Bildersammlung — im ganzen 167 Tafeln — geht weit über die Friedrich Zarnckes hinaus; sie ist in ihrer Vollständigkeit bisher unübertroffen und wohl kaum zu übertreffen. Eine ausgezeichnete Beschreibung ergänzt das Bildermaterial auf das beste; ein knappes Verzeichnis der Künstler schließt sich verdienstlich an. Der Band, dem zwei weitere folgen sollen, bietet durch die Darstellung der äußeren Erscheinung Goethes in den verschiedenen Lebensaltern die notwendige Ergänzung zu der der gewaltigen inneren Persönlichkeit des Dichters. Man

empfängt durch ihn einen Anschauungsunterricht von packendster Lebendigkeit. Wer sich für Goethe interessiert, erhält hier die wertvollste Belehrung. Zur Belebung des literarhistorischen Unterrichtes ist die Vorführung der Bildnisse Goethes ein sehr wirksames Mittel, das man wärmstens empfehlen darf.

Die Briefe Goethes, die von der Hellen (2) ausgewählt und ausgezeichnet kommentiert hat, bieten in sechs handlichen Bänden einen wohlgesichteten Überblick über des Dichters Korrespondenz. Nichts Wesentliches ist übersehen, jede der vielverzweigten Beziehungen durch die charakteristischen Episteln vortrefflich illustriert. Musterhaft gearbeitet ist der Kommentar. Die Behandlung der Orthographie muß als sehr klug bezeichnet werden. Von der Hellen druckt die Jugendbriefe in Goethes Orthographie, uniformiert aber in denen der späteren Zeit, indem er charakteristische Eigenheiten der Goetheschen Schreibung beläßt, nur gelegentliche Abweichungen von den allgemein giltigen Schreibweisen tilgt. Dadurch erfährt die Form der Briefe eine wohltuende Vereinheitlichung; sie lesen sich besser, das Bild erfährt durch einzelne, oft unbeabsichtigte Willkürlichkeiten keine Trübungen und Störungen. Die Ausgabe der Briefe, die der Verlag in gewohnt musterhafter Weise ausgestattet hat, erfüllt den Zweck, den sie sich stellt, vortrefflich: sie stellt Goethes Leben in seinen Briefen dar, läßt des Dichters Gestalt in möglichster Treue plastisch vor Augen treten.

Demselben Herausgeber, von der Hellen, verdanken wir die Erweckung eines wichtigen Werkes aus dem Nachlasse eines der verdienstlichsten Goethe-Forscher: von der Hellen hat Viktor Hehns Kommentar zu Goethes lyrischen Gedichten (3) an die Öffentlichkeit gebracht. Es wäre ein beklagenswerter Verlust gewesen, wenn ihr dieses aufschlußreiche Werk entzogen geblieben wäre. Schon um der packenden Einleitung Hehns willen wäre dies bedauerlich gewesen. Mit größter Prägnanz, die sich nie in kleinliche Details verliert, die nur die größten Gesichtspunkte anerkennt, schildert der Verf. die Entwicklung der Lyrik zunächst nach Schillers und Goethes Tode. Die feinsten und tiefsten Bemerkungen fallen über die Romantiker, die Schwaben, vor allem über Heine, dessen lyrische Kunst niemand glücklicher charakterisiert hat. Hehn hält Heine in der geistigen Geschichte Deutschlands für wichtiger als dessen Gegner zugeben wollen und hat den Mut, den unbestreitbaren Satz auszuprechen, daß wir noch mitten unter den Wirkungen stehen, die von ihm ausgingen. Wie Hehn Heines Kunstmittel charakterisiert, wie er auch sehr objektiv zugibt, daß die fehlende Macht der Gesinnung keine ungetrübten Genüsse bei Heines Lyrik aufkommen lasse, das gehört zu dem Fesselndsten und Richtigsten, was in den unzähligen Darstellungen über Heine jemals gesagt wurde. Ebenso glücklich urteilt Hehn über Heines Zeitgenossen; er geht ungetrübten Blickes an ihre

Schilderung, läßt sich von keinem Schlagworte und keinem Effekte blenden und stellt immer wieder die Frage, wie der und jener Lyriker zu Goethes Kunst stehe, die natürlich Mittelpunkt dieser weitausgreifenden Darstellung ist. Die Erklärung der Gedichte Goethes ist nach Materien und chronologisch geordnet; beide Gesichtspunkte fließen manchmal ineinander. Die Erläuterungen sind gelegentlich sehr knapp, vielleicht zu knapp, erheben sich aber namentlich bei den Beschreibungen der Hymnen, der Kunstlieder, der Lili-Lieder zu bewunderungswürdiger Höhe. Kein überflüssiges Beiwerk stört den Fluß der Darstellung, die auch sprachlich zu dem Schönsten gehört, was je über Goethe gesagt wurde. Anmerkungen des Herausgebers von der Hellen ergänzen diesen wertvollen Kommentar auf das beste, der so recht zeigen kann, wie weit wir in der Erkenntnis Goethes über die Düntzerschen Eselsbrücken hinausgelangt sind.

Nur unmittelbar bis an die Zeit Goethes, die erst in den folgenden Bänden ihre Behandlung finden soll, reicht Schulte-Strathaus' Bibliographie (4), die den dankenswerten Versuch macht, die Originalausgaben der deutschen Dichtungen zur Zeit der Stürmer und Dränger zu verzeichnen, die Titelblätter entweder genauestens zu beschreiben oder in wohlgetroffenen Faksimiles nachzudrucken. Der erste Band beschreibt die Erstdrucke aller Werke Hamanns, Hippels, Herders, Jung-Stillings, Lavaters, Mercks, Goués, Fritz Jakobis, Wagners, Lenz', Klingers, Heinses, des Malers Müller, Schubarts und Ludwig Philipp Hahns, der zweite soll Goethe und Schiller, der dritte die Romantiker umfassen. Das Werk trägt in gleicher Weise den Zwecken des Literarhistorikers wie des Bibliophilen Rechnung, indem es zum ersten Male nach Autopsien die Titelblätter beschreibt und sich nicht, wie es sonst geschieht, auf Angaben aus zweiter Hand verläßt. Daraus ergibt sich die vielfältige Berichtigung mancher bisher von Handbuch zu Handbuch geschleppten Irrtümer, und die Mitteilung der Standorte aller Werke selbst an entlegenen Bibliotheken (Stadtbibliothek Ulm usw.) ist eine wesentliche Erleichterung für das Auffinden der oft sehr seltenen Erstausgaben. Es steckt in dieser Bibliographie ein wertvolles Stück Arbeit und man darf sehnlichst wünschen, daß nach diesem richtunggebenden Vorbilde auch andere Perioden der deutschen Literatur ihre bibliographische Aufhellung erfahren mögen.

Ein interessantes Kuriosum aus der Goethe-Zeit hat Ludwig Geiger ausgegraben (5). Er druckt die falschen Wanderjahre des pietistischen Pfarrers Pustkuchen neu ab und versieht sie mit einer instruktiven Einleitung „Goethe und Pustkuchen“, die manches Interessante enthält. Die Zusammenstellung aller Äußerungen Goethes über das Machwerk seines Nebenbuhlers ist ebenso dankenswert wie die der zeitgenössischen Stimmen, die sich über diesen Roman äußerten. Wertvolle Vorarbeit hatte für Geiger schon Goedekes

Grundriß geleistet; über seine Angaben vermag der Herausgeber in keinem Punkte hinauszugehen. Aber es ist sein Verdienst, daß er alle Ausführungen, die über den Roman und dessen Verfasser Pustkuchen laut wurden, bequem zugänglich gemacht hat. Wozu er den Roman, den er ohnehin vollständig abdruckt, inhaltlich breit analysiert, ist unerfindlich. Wer sich mit dem Werke beschäftigen muß, wird es wohl ganz lesen und kann die Inhaltsangabe vermissen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn Geiger diese Fälschung mit den zahlreichen anderen derselben Zeit zusammengestellt hätte. Sie steht ja keineswegs isoliert da, wie es nach seiner Einleitung den Anschein haben könnte, sondern erklärt sich aus der ganzen Richtung der Zeit. Wer sich für die Geschichte solcher literarischen Fälschungen interessiert, der kann sie jetzt in meiner Einleitung zu den von Hermann Schiff verfälschten „Lebensbildern" von Honoré de Balzac (München 1913) nachlesen. — Ein paar Irrtümer der Einleitung hätten sich vermeiden lassen. Die Bemerkung, daß die Besprechung der falschen „Wanderjahre" in der „Leipziger Literaturzeitung" 1822, Nr. 280 bei Goedeke nicht verzeichnet sei, ist unrichtig; sie findet sich 3. Auflage, IV. Band, III. Abteilung, Seite 436, Nr. 2 ξ. Der Name Ruckfuhl (Seite 30, letzte Zeile) beruht wohl nur auf einem Druckfehler und ist Ruckstuhl zu lesen.

Wien. Friedrich Hirth.

K. F. v. Kummer und K. Stejskal, Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur. Fünfzehnte, umgearbeitete Auflage. Wien 1913. Preis geb. K 4·40.

Ein Buch, das, wie das vorliegende, in kurzer Zeit 15 Auflagen erlebt, hat den Beweis seiner Brauchbarkeit und Gediegenheit erbracht. Es reiht sich den Hilfsbüchern an, die durch die neuen Vorschriften für den literaturgeschichtlichen Unterrichtsbetrieb in unseren Mittelschulen ins Leben gerufen wurden, und nimmt unter ihnen einen hervorragenden Platz ein. Schon bei seinem erstmaligen Erscheineu ist mir das Buch ein lieber Freund geworden und mit Freude bemerkte ich, wie die Verf. von Auflage zu Auflage die bessernde Hand daran legten. Den neuen Normallehrplänen entsprechend, ist nun aus der früheren Sammlung von Literaturbildern eine Literaturgeschichte geworden. Die mit diesem Wandlungsprozeß verbundene Vermehrung des Stoffes ließ dessen Verteilung auf zwei Bändchen wünschenswert erscheinen. Von diesen schließt das erste (X, 259 S.) mit Herder und seinen Zeitgenossen (Sturm und Drang, Göttinger Hain); das zweite (248 S.) beginnt mit Goethe, führt die Literatur bis herauf in die Gegenwart und schließt mit einer Zeittafel und einem Namen-

und Sachenverzeichnis. Weise Beschränkung auf das Wesentliche in der Auswahl des Stoffes, feines, künstlerisches Empfinden und Objektivität in der Wertung der literarischen Erzeugnisse, gefällige Art der Darbietung und Vertrautheit mit den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung sind die Vorzüge, die uns für das Werk gewinnen und es uns lieb machen. Erwünscht werden dem Lehrer wie dem Schüler die kurzen Inhaltsangaben der bedeutenderen literarischen Denkmäler sein, und insbesondere verdient das Streben der Verfasser hervorgehoben zu werden, die poetischen Schöpfungen mit den für die jeweilige Kulturstufe wichtigen Faktoren in Verbindung zu bringen. Diesem Zwecke dienen die mit kräftigen Farben gemalten Welt- und Kulturbilder, die an der Spitze der einzelnen Zeitabschnitte stehen und den Hintergrund bilden, auf dem die deutsche Literatur sich gebildet, entwickelt und verändert hat. Der „Geschichte der deutschen Literatur" geht eine „Einleitung" voraus, die über den Begriff der Literaturgeschichte, über die Sprache, die arische Sprachenfamilie, den germanischen Sprachstamm und die Entwicklung der deutschen Sprache sehr gut unterrichtet. Über die Behandlung des literarischen Stoffes im einzelnen zu berichten, hält Ref. für überflüssig; die Namen der Verfasser bürgen für deren Gediegenheit. Nur das eine möge hervorgehoben werden, daß es den Autoren gelungen ist, auch die verschiedenartigen Strömungen der neuesten Literatur übersichtlich zu ordnen und die maßgebenden Erscheinungen in die richtige Beleuchtung zu rücken. Wir erwähnen noch die liebevolle Darstellung, die die deutsch-österreichische Literatur der letzten 40 Jahre gefunden hat, und schließen mit dem Wunsche, daß die Lehrer und Schüler unserer Mittelschulen wie auch andere Freunde der deutschen Literatur die Verfasser zwingen mögen, ihr in jeder Beziehung tüchtiges und brauchbares Werk bald in neuer Auflage erscheinen zu lassen.

Seitenstetten. Dr. Anselm Salzer.

K. Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. (VIIIe—XVe siècles), accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Onzième édition entièrement revue et corrigée par Leo Wiese, professeur à l'université de Münster i. W. Leipzig C. W Vogel 1913.

Die elfte Auflage dieser vielgelesenen Sammlung ist ein fast unveränderter Abdruck der zehnten; daher ist den bisherigen Referaten wenig hinzuzufügen. Bei einem Buche wie dem vorliegenden ist ja überhaupt der Erfolg zugleich Kritik: nur weil es im ganzen eine vorzügliche Leistung ist, behauptet es diesen hervorragenden Platz neben mehreren gleichwertigen, dem gleichen Zwecke gewidmeten Werken. Einige Verbesserungen wären jedoch noch am Glossar anzubringen.

Für jedes Glossar, das aus verschiedenen Texten Varianten eines Wortes aufzuführen hat, besteht natürlich die prinzipielle Frage, welche Form an den Kopf zu stellen ist? Der Leser (in unserem Falle zumeist Anfänger) muß sich in der Fertigkeit üben, das Glossar nachzuschlagen, soll also in die Lage versetzt werden, bald herauszufinden, nach welchem Prinzip die Formen angeordnet sind. Es handelt sich selbstverständlich darum, ihm einzuprägen, welche Form die maßgebende ist, unter der er das Gewünschte finden kann. Das Prinzip der Anordnung muß also durchsichtig, konsequent durchgeführt und in wenigen Worten am Eingang klar auseinandergesetzt sein. Den ersten zwei Anforderungen ist in der B.-W.schen Chrestomathie nicht ganz, der dritten gar nicht entsprochen.

Es gibt mehrere Gesichtspunkte, aus denen die Anordnung der Varianten gemacht werden kann:

I. Die älteste in dem Buche belegte Form steht als Kopf. Da die Chrestomathie chronologisch geordnet und da auch anzunehmen ist, daß der Studierende, der sich ein Bild der sprachlichen Entwicklung einer literarischen Gattung machen will, der Reihe nach lesen wird, ist diese Anordnung nicht nur vom praktischen, sondern auch vom rein wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkt aus sehr empfehlenswert. Sie ist aber in unserem Glossar bei weitem nicht immer durchgeführt. Wir finden z. B. als Kopf *sejorner* (nicht *sojorner, sujurner*). Der Glossator verfährt also ab und zu nach dem entgegengesetzten Prinzip, nämlich:

II. Die dem Neufranzösischen ähnlichste Form steht als Kopf. Diese Anordnung kann viel weniger verteidigt werden; sie kommt dem des Neufranzösischen Kundigen insofern entgegen, als er bei einer selbständigen Durcharbeitung des Glossars leichter zum Verständnis der alten Formen kommen könnte. Aber wie Wenige gehen diesen Weg! Man befragt doch das Glossar eben dann, wenn man den Zusammenhang zwischen dem alten und dem modernen Wort nicht errät, und wird nun von der alten Form erst auf die moderne oder (jedenfalls spätere) verwiesen. Es liegt nahe, daß der Leser den Verweis als genügende Auskunft hinnimmt und die bessere Belehrung, die am anderen Orte steht, übergeht (vgl. *poissance* zu *puissance, pourfit* zu *profit*).

III. Die ursprüngliche Form wird vor der analogischen (oder halbgelehrten) bevorzugt. Eine pädagogisch äußerst wirksame Anordnung; doch auch sie ist nicht rein durchgeführt: Wir sehen *signefier* und *pior* als Kopf, obzwar *senefier* und *peor* vorhanden sind.

IV. Die franzische Form steht vor der aus jedem anderen Dialekt. Dieser Grundsatz, der sich natürlich mit den früher genannten verträgt, ist überall befolgt, soweit es sich um den Kopf handelt, aber nicht in der Reihenfolge der aufgezählten

Formen. Die Rücksicht auf alle eben genannten Punkte erfordert folgende Anordnung: 1. Die franzische älteste (ursprünglichste) Form; 2. die franzische spätere (analogische) Form; 3. die betreffende älteste dialektische Form; 4. die spätere Form desselben Dialektes; 5. die etwa vorhandene älteste Form eines anderen Dialektes u. s. f. in festgehaltener Reihenfolge der Dialekte. Nun finden wir z. B. *signefier*, *segn-*, *signif-*, *signiff-*, *senef-*. Die Anordnung müßte sein: *senefier* (im Texte belegt im 13. Jh.), *segne-* (14. Jh.), *signe-* (agln., 12. Jh.). *signif-* (lothr. 12. Jh.). *signiff-* (ebd. 15. Jh.). Oder: *vaslet*, *varlet*, *vallet*, *valet*, *vadlez*. Die folgerichtige Anordnung wäre: *vaslet*, *valet*; *varlet*, *vallet*; *vadlez*. Oder statt *proiier*, *proier*, *preier*, *priier*, *prier*, *proyer*, müßte stehen: *proiier*, *proier*, *proyer*; *priier*, *prier*; *preier*, d. h. erst alle franzischen ursprünglichen Formen mit ihren graphischen Varianten, dann die franzischen analogischen Formen, zum Schluß die Dialektform. Daß die Formen *prier* usw. auch in den anderen Dialekten vorkommen, wird wohl niemand als Einwand vorbringen wollen.

Auf alle Fälle müßte das Prinzip der Anordnung festgehalten werden und in einigen Worten mitgeteilt sein. Der Anfänger würde daraus wesentliche Vorteile schöpfen.

Wien. Elise Richter.

Cours supérieur de langue française. (La France et les Français.) Littérature-Histoire-Géographie Colonisation. Par Louis Bize et Werner Flury, professeurs à l'École cantonale de Zurich. Zurich, Schulthess et Co. 1913. IV und 268 SS. 8°.

Das vorliegende Lehrbuch ist zunächst für den Gebrauch der oberen Klassen der Mittelschulen, dann aber auch für alle jene Leser bestimmt, welche sich über Frankreich und die französische Sprache unterrichten wollen. Es ist mehr als ein bloßer „*cours supérieur de langue française*", denn es will in den Geist des Volkes, in seine historische und kulturelle Entwicklung einführen. Die Abhandlung über die Sprache selbst nimmt nur die ersten 40 Seiten ein, dann folgen eine Darstellung der französischen Literaturgeschichte (100 Seiten), ein Abriß der französischen Geschichte (70 Seiten), ein solcher der französischen Geographie (30 Seiten) und der Kolonisation (15 Seiten). — Der Abschnitt über die Sprache betrachtet die Dinge sehr erfreulicherweise von einem etwas höheren Standpunkte, als sonst in derartigen Lehrbüchern üblich ist. Die Verfasser handeln kurz über die Herkunft des Französischen, über die Dialekte (Patois), treiben ein wenig Etymologie, sprechen über Suffixe und Präfixe, Homonyme und Synonyme, über Gallizismen, die wichtigsten Redefiguren und die Elemente der französischen Metrik, alles dies in recht guter

und bisweilen anregender Weise. — Die Literaturgeschichte ist für die älteren Zeiten allerdings dürftig ausgefallen und nicht immer einwandfrei. Seite 41 wird z. B. das Leodegarlied erwähnt, der viel wichtigere Alexius dagegen nicht. Der darauf folgende Paragraph über die altfranzösische Ependichtung wird denjenigen, der sich mit diesem Thema beschäftigt hat, durchaus nicht befriedigen; er könnte bei aller Kürze viel besser sein. Vom XVII. Jahrhundert an gibt die Darstellung weniger Anlaß zu Bedenken. Allerdings ist die Literatur für die Schule gereinigt, und daß Molières „Don Juan“ und Lafontaines „Contes“ fehlen, sind nicht die ärgsten Unterlassungssünden, welche sich die Verf. zu Schulden kommen ließen. In anderen Fällen nehmen sie sich kein Blatt vor den Mund (vgl. über Bossuets „Discours sur l'histoire universelle“, S. 68). Schade, daß sie mit den Jahreszahlen so sparsam sind, und daß nicht wenigstens eine Zeittafel beigefügt wurde, aus welcher der Leser die chronologische Aufeinanderfolge der Werke innerhalb einer Epoche entnehmen könnte. — Der Abriß der französischen Geschichte kann im ganzen als ziemlich gelungen bezeichnet werden. — Die Kapitel über Geographie und Kolonisation enthalten alles Notwendige.

Wien. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie, unter Mitwirkung von L. Luick, A. Pogatscher, R. Fischer, L. Kellner, R. Brotanek und A. Eichler, herausgegeben von J. Schipper. B. XL. Orpheus in der Englischen Literatur von Julius Wirl, Dr. phil. (Wien). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1913. X und 102 SS. Preis 4 Mk. = K 4·80.

Nachdem der Verf. die ursprünglichen Elemente der Orpheus-Sage festgestellt hat, bespricht er die Verwertung dieser Sage durch Vergil (*Georgica* IV 454—527), Ovid (Metamorphosen, X. XI.), Boethius (*De consolatione philosophiae*). Sodann wendet er sich der Behandlung der Sage auf englischem Boden zu. Der erste Bearbeiter in altenglischer Zeit ist König Alfred, der in seiner Übersetzung des Boethius auch die Erzählung von Orpheus und Eurydice bringt. Während diese Übersetzung so frei und künstlerisch ist, daß wir sie beinahe als eine Nachdichtung bezeichnen können, ist Chaucers Boethiusübersetzung eine trockene Wiedergabe des lateinischen Originals. Die erste selbständige englische Dichtung, welche die Orpheussage zum Gegenstande hat, ist *Sir Orfeo* (um 1330). Es ist dies eine freie Übertragung eines französischen Originals; als echtes Feenmärchen hat sie ein heiteres Ende, indem Orpheus und seine Gemahlin unversehrt aus dem Feenlande zurückkehren und glücklich weiter leben. Im Gegen-

satze zu dieser lustigen Spielmannsdichtung steht das anderthalb Jahrhunderte später erschienene Gedicht „*Orpheus and Eurydice*“ von dem Schotten Robert Henrisoun (1430—1507), völlig unter dem Einfluß der Scholastik. Der Dichter nennt als seine Quellen Boethius und einen Theologen Dr. Nicholas, der uns völlig unbekannt geblieben ist. Das Gedicht zerfällt in die eigentliche Fabel und eine „Moralitas“, worin die Sage in allegorischer Weise erklärt wird. Orpheus stellt die Vernunft (*ressoun*), Eurydice die Lust (*affectioun*) dar; wie Orpheus und Eurydice sich innig lieben, so sind auch Vernunft und Lust im Menschen innig miteinander verbunden. „Wenn der Mensch mit *ressoun* als Waffe — Orpheus mit seiner Harfe — gegen die Laster der Hölle ankämpft, kann er sie überwinden: Habgier (Tantalus), Anmaßung (Theseus), Überhebung (Ixion) etc. Einzig der fleischlichen Lust gegenüber bleibt die sonst siegreiche Vernunft machtlos; denn Orpheus wendet sich nach Eurydice um“.

Welcher Beliebtheit sich die Sage auch in der Neuzeit erfreut, ersehen wir daraus, daß nicht nur jeder große Dichter von Bedeutung von Shakespeare bis Browning das Orpheusmotiv wiederholt erwähnt und benützt, sondern daß im 19. Jahrhundert drei größere Dichtungen ausschließlich dem wunderbaren Sänger und seinen Schicksalen gewidmet sind, nämlich die „Orpheus“-Dichtungen von Shelley, Lord Tabley und Arthur Dillon. Alle drei werden eingehend analysiert und besprochen; ebenso einige Operntexte aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Die Abhandlung, die mit großem Fleiße und liebevollem Versenken in den Stoff gearbeitet ist, wird Literarhistorikern gute Dienste leisten und ist allen Freunden der englischen Literatur aufs beste zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Karl Lamprecht, 1809, 1813, 1815. Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. 170 SS. 8°.

Der berühmte Verf. der deutschen Geschichte bietet in dem vorliegenden Büchlein „einen vollen, nach Inhalt und Form durchgesehenen Abdruck der Erzählung der Freiheitskriege in der dritten Auflage des 9. Bandes des genannten Werkes.“ Der erste Teil: „Die Freiheitskriege 1809, 1813“, schildert Österreichs Fall 1809 und den Tiroler Aufstand (dessen nationale Bedeutung sehr gut herausgehoben ist), dann die Steigerung der nationalen Bewegung, besonders in Norddeutschland (außer den Persönlichkeiten eines Dörnberg, Schill u. a. und den politischen Vorgängen und Verhandlungen werden auch die Freiheitsdichter gebührend gewürdigt), hierauf das System Napoleons und das Unternehmen gegen Rußland,

endlich den Freiheitskrieg des Jahres 1813. Auch hier ist das Einzelne stets in den rechten Zusammenhang mit dem Ganzen gestellt und tritt die Tätigkeit des Freiherrn von Stein, eines York, Scharnhorst und der übrigen Freiheitshelden in die rechte Beleuchtung. Der Anteil der einzelnen Mächte ist sorgsam hervorgehoben. Sehr gut ist Metternichs Tätigkeit im Sinne der Vermittlung und im Hinblick auf seine staatsmännischen Ziele gewürdigt; mit Recht auch wird die schwächliche Verfolgung der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig getadelt, aber man darf freilich nicht vergessen, daß außer der Furcht vor dem Schlachtengewinner, den man nicht zur Verzweiflung bringen wollte, auch die verschiedenen Ziele in Betracht kommen, die die Verbündeten im Auge hatten. Jene Österreichs waren aber völlig verschieden von denen Preußens und Rußlands. Ebenso sachgemäß wie im ersten Teile wird der Gegenstand im zweiten behandelt; er schildert die Stimmungen und Verhandlungen bis zum Manifest vom 1. Dezember 1813, den Winterfeldzug und den ersten Frieden von Paris, dann den Wiener Kongreß, endlich die hundert Tage, den zweiten Pariser Frieden und die Heilige Allianz. Es trägt wesentlich zur Belebung der Erzählung bei, daß der Verf. reichliche Zitate, sei es aus den Freiheitsliedern oder den zeitgenössischen Kampfbroschüren, wie die aus dem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", beigibt. An vielen Stellen finden sich treffliche Reflexionen, welche die Zeitenlage gut illustrieren. Man beachte namentlich die gehaltvollen Ausführungen auf S. 162 u. ff., in denen die Ergebnisse der Freiheitskämpfe ebenso knapp als durchsichtig dargestellt sind. Wir wünschen dem Buche einen recht weiten Leserkreis.

Graz. J. Loserth.

Dr. Anastas Ischirkoff, Oro- und Hydrographie von Bulgarien. Aus dem Bulgarischen übersetzt von A. Kassner. Mit 1 Karte und 35 Abbildungen im Text. 17. Heft der von Dr. C. Patsch herausgegebenen Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Sarajevo 1913.

Die Abhandlung enthält eine reiche Fülle rein topographischen Materials. Die nur selten über das Niveau der Aufzählung und schlichten Beschreibung hinausgehende Darstellung zeigt deutlich, wie viel geographische Arbeit selbst noch auf dem Boden des alten Bulgarien, über dessen Grenzen der Verf. nicht hinausgreift, zu leisten ist. Orographie und Hydrographie werden getrennt voneinander behandelt. Die Würdigung der Flußläufe erschöpft sich zumeist in der Angabe der Länge, des Einzugsgebietes und des Gefälles, lauter Angaben, die nur auf der Auswertung des Karteninhaltes fußen und weitestgehender Ergänzung bedürftig

erscheinen. Was über die Seen gesagt wird, ist fast durchwegs recht allgemeiner Natur. Die beigegebene Übersichtskarte ist ein Ausschnitt aus Blatt 51 und 52 von Stielers Handatlas. Zur Verfolgung der Einzelheiten des Textes reicht sie nicht aus. Mehrfach stehen auch Namen und Zahlen nicht im erwünschten Einklange mit diesem. Eine eigene *ad hoc* entworfene Karte wäre zweckentsprechender gewesen.

Wien. J. Müllner.

Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung. Zum Schulgebrauche in der Prima höherer Lehranstalten, bearbeitet von Dr. W. Erler, weil. Professor am kgl. Pädagogium Züllichau. Siebente Auflage, besorgt von Dr. M. Zacharias, Oberlehrer am Humboldt-Gymnasium zu Berlin. Mit 81 Figuren im Text. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1911. 66 SS. Preis in Leinwand geb. Mk. 1·50.

Dem neuen Bearbeiter ist die schwere Aufgabe gelungen, aus dem Büchlein Erlers ein brauchbares Hilfsbuch zu machen. Zahlreiche Sätze und Sätzchen aus der Lehre von den Kegelschnitten werden hübsch und genügend streng mit ganz elementaren Mitteln bewiesen. Es wirkt wohltuend, zu sehen, daß sich jemand an diese simplen Dinge auch ohne den Flitter der projektiven Geometrie heranmacht.

Die Figur 21 ist nochmals mißlungen. Auf S. 6 ist der Verf. dem Satze: „Der Umkreis eines Dreieckes, dessen Seiten Tangenten einer Parabel sind, geht durch den Brennpunkt der Parabel“ so nahe, daß ich es empfehle, den Satz in der nächsten Auflage auch zu bringen. Er würde sogar einige Winkelbeziehungen übersichtlicher gestalten.

Das Büchlein sei warm empfohlen.

Wien. R. Suppantschitsch.

Die Physik des täglichen Lebens. Gemeinverständlich dargestellt von Leopold v. Pfaundler, emeritierter Professor der Universität Graz. Mit 467 Abbildungen. Dritte, vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1913. Preis geb. 5 Mk.

Wenn der Verfasser behauptet, daß unser gesamtes Geistesleben durch die Verbreitung naturwissenschaftlich geschulten Denkens einen wesentlichen Fortschritt erfahren hat, wenn er andererseits die Klage führt, daß noch häufig akademisch Gebildete anzutreffen sind, die nicht imstande sind, die einfachsten physikalischen Vorgänge des täglichen Lebens zu erklären, so können wir ihm nur vollständig beistimmen. Noch immer werden in den ver-

schiedenen Schulgruppen die nächstliegenden Anwendungen der Physik zu wenig berücksichtigt, der Physik des täglichen Lebens wird leider nicht in entsprechendem Maße Aufmerksamkeit zugewendet; es wird — wie der Verfasser zutreffend bemerkt — oft nur Schulweisheit, aber wenig Lebensweisheit erreicht. Der Verfasser hält es mit vollem Recht nicht für ganz ausreichend, dem Schüler das physikalische Laboratorium mit seinen Apparaten und anderen modernen Hilfsmitteln zur Hervorrufung der zu studierenden Erscheinungen zu eröffnen, sondern fordert auch Rücksichtnahme auf die im täglichen Leben sich abspielenden physikalischen Erscheinungen. Er schuf aus diesem Grunde schon vor längerer Zeit das vorliegende Buch, das nunmehr in dritter Auflage erschienen ist und sich einer wachsenden Beliebtheit erfreut. Es soll dieses Buch nicht den gründlichen Unterricht im Laboratorium ersetzen, sondern jenen, die eines solchen nicht teilhaftig werden können, einen Notbehelf bieten. Die Versuche, welche in dem Buche angegeben werden, sind mit den einfachsten Hilfsmitteln auszuführen; rechnerische Erörterungen sind in geringer Zahl vorhanden; sie sind meist durch ganz einfache Raisonnements ersetzt worden. Das Hauptziel war für den Verfasser, den Leser seines Buches zu befähigen, daß er die ihn umgebende Welt mit offenen Augen und mit Aufmerksamkeit betrachte und den sich darbietenden Erscheinungen nicht nur reges Interesse, sondern auch volles Verständnis entgegenbringe. Es muß anerkannt werden, und ist ganz besonders hervorzuheben, daß der rühmlichst bekannte Verfasser auch dem Lehrer der Physik die Wege angibt, wie er seinen Unterricht gestalten muß, um das Interesse der Schüler für ihn zu fördern und das große Anwendungsgebiet dieses Lehrfaches ihm zu eröffnen.

Der Lehrstoff, der in dem Buche vorgetragen erscheint, ist in 80 Lektionen aufgenommen worden, von denen jede einzelne zusammengehörige und verwandte Erscheinungen umfaßt.

Der Verfasser hat es auch verstanden, selbst schwierigere Partien, die sonst streng wissenschaftlich behandelt werden müssen, dem Studierenden seines Buches verständlich zu machen, wobei keine besonderen wissenschaftlichen Kenntnisse vorausgesetzt werden. In dieser Beziehung seien besonders hervorgehoben: die Betrachtungen aus der mechanischen Wärmetheorie, die Darlegung des 1. Gesetzes der Energetik (Erhaltung der Energie) und des 2. Gesetzes der Energetik (die Entartung der Energie), ferner jene Vorlesungen, welche von den Farben, von den atmosphärischen Lichterscheinungen, von den Induktionsströmen und deren Anwendungen, von der Übersicht der Energieformen, deren Zurückführung auf die Sonnenstrahlung, vom Kreislaufe der Stoffe im Pflanzen- und Tierleben handeln.

Ref. möchte wünschen, daß die Art und Weise, wie der Verf. den zu behandelnden Lehrstoff sich zurechtlegt und ihn mit

seinem Auditorium verarbeitet, vorbildlich für den elementaren Unterricht in der Physik an unseren Schulen werde. Im einzelnen sei besonders Nachstehendes hervorgehoben: In der dritten Lektion ist es dem Ref. aufgefallen, daß der Verf. die spezifischen Gewichte der Körper in unbenannten Zahlen angibt. Vielfach hat der Verf. auf Versuche Bezug genommen, die in der lesenswerten Schrift: „Tom Tit, la science amusante“ angegeben sind. In sehr klarer Weise werden die Gesetze des freien Falles entwickelt und auf Grund sehr einfacher Betrachtungen die Beziehung zwischen Kraft, Masse und Beschleunigung aufgestellt. Als Masse eines Körpers bezeichnet der Verf. die Menge seines materiellen Inhaltes. Sehr gelungen sind gelegentlich der Besprechung der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte jene Auseinandersetzungen, die sich auf die Überfuhren (über einen Strom), auf die Bewegung der Segelboote, auf die Bewegung der Fische beziehen. — Besonders instruktiv möchte Ref. auch jene Erörterungen bezeichnen, die sich auf den physikalischen Begriff der Arbeit beziehen, ferner auf die gegenseitige Umwandlung der Arten der Arbeit. Die in diesem Kapitel durchgeführten Rechenbeispiele sind jedenfalls zum Verständnisse desselben außerordentlich nützlich. — In der 24. Lektion hat der Verf. auch eine Besprechung der Wasserwellen, der Seiches und Gezeiten vorgenommen. — Wichtig erscheinen uns jene Darlegungen, in denen die besonderen Eigenschaften des Wassers besprochen werden; es haben dieselben auch großes hygienisches Interesse. — In der Aerostatik ist auf die vielen praktischen Anwendungen in sehr lichtvoller Weise eingegangen worden. — In der Lehre von der bewegten Luft hat der Verf. die Windräder, Windfahnen, Schalenkreuze, Anemometer, Ventilatoren eingehend berücksichtigt. — Ganz besonders dankbar wird der Studierende des Buches dem Verf. sein, daß er in demselben das Wesentlichste über Luftschiffahrt, Luftballons, Gefahren der Luftschiffahrt, über die lenkbaren Luftschiffe starren und unstarren Systems, ferner über das Fliegen ohne Ballon aufgenommen hat. Es sind so wenigstens die Grundzüge der Aviatik dem Leser nahegelegt worden. Auch die Bewegung der Raketen hat der Verf. besprochen. — Medizinisch-hygienisch wichtig ist jener Abschnitt, in dem der Verf. über die atmosphärische Luft, deren Zusammensetzung und deren Wirkung auf den menschlichen Organismus spricht.

Im Anschluß an die Wärmelehre sind die wesentlichsten Erörterungen über die absolute und relative Feuchtigkeit, wobei auch auf die Gesundheitsregeln bezüglich der Luftfeuchtigkeit aufmerksam gemacht wird, angegeben worden. — Der sich daran schließende Abschnitt über die atmosphärischen Niederschläge ist ebenfalls sehr lesenswert. Mit großer Ausführlichkeit ist auf die Einrichtung der Dampfmaschinen und der zu ihr gehörigen und aus ihr abgeleiteten Vorrichtungen und Maschinen, ferner auf Ofenkonstruktionen usw. eingegangen worden.

In der Lehre vom Schall ist der Verf. auf die Beziehungen der transversalen Wellen und der Longitudinalwellen genau eingegangen und hat — allerdings für einen einfachen Fall — auch die Bildung stehender Wellen klargemacht.

In der Lehre vom Lichte ist nachstehendes besonders hervorzuheben: Es ist vorteilhaft, daß bei der Erörterung der Beleuchtung einer Fläche sowohl auf die Entfernung von der Lichtquelle, als auch auf die Neigung der Lichtstrahlen gegen die Fläche Rücksicht genommen wurde. Die Konstruktion der Bilder eines Gegenstandes im Winkelspiegel ist eine sehr klare und zum betreffenden Gesetze führende. Auf die Huygens-Theorie der Elementarwellen ist gelegentlich der Besprechung der Brechungserscheinungen Bedacht genommen worden. Gelegentlich der Erörterung der totalen Reflexion hätten die auf ihr beruhenden Feldstecher betrachtet werden können. Verhältnismäßig sehr eingehend wurde jener Abschnitt behandelt, der von der Photographie und den modernen Reproduktionsverfahren handelt, in dem ferner die Projektionsapparate der verschiedensten Art (darunter auch das Episkop) zur Sprache kommen. — Allzu kurz erschien dem Ref. das in der Elektrizitätslehre über das Potential angegebene. Dieser Begriff wäre auf Grund von Versuchen dem Verständnisse des Lesers nahezubringen gewesen. Wir vermissen ferner Ausführungen über elektrische Schirmwirkung, die doch auch eine praktische Bedeutung erlangt hat. Die Angabe eines empfindlichen Elektroskops zur Bestimmung der Potentialverhältnisse in einem offenen Voltaschen Elementes wäre wünschenswert gewesen. Die Wärme- und Lichtwirkungen des elektrischen Stromes sind relativ ausführlich zur Sprache gebracht worden; namentlich ist der Schaltung der Glühlichtlampen in einem Stromkreise besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Recht beachtenswert sind die Ausführungen, die sich auf die Maschinen beziehen, in denen die Induktionsströme als wesentlicher Faktor auftreten, ferner auf die Anwendungen der so gewonnenen Ströme, namentlich bei der elektrischen Kraftübertragung, und auf die elektrische Strahlung. Mit dem sehr lehrreich geschriebenen Aufsatze über die Energieformen, deren Zurückführung auf die Sonnenstrahlung, ferner über den Kreislauf der Stoffe im Pflanzen- und Tierleben schließt der bekannte Verf. sein schönes Buch, dem wir im Interesse der Erwerbung physikalischer Kenntnisse recht viele Leser wünschen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Huber Hans, Grundlehren der Chemie und Mineralogie für die vierte Klasse der Gymnasien und Realgymnasien. Wien, Alfr. Hölder. Preis K 1·60. Approbiert mit Erlaß vom 27. August 1910, Z. 32.825.

Huber Hans, Grundlehren der Chemie für die Oberklassen der Realgymnasien. I. Teil: Anorganische Chemie. Wien, Alfr. Hölder. Preis K 2·12. Approbiert mit Erlaß vom 19. März 1912, Z. 11.445.

Huber Hans, Grundlehren der Chemie für die Oberklassen der Realgymnasien. II. Teil: Organische Chemie. Wien, Alfr. Hölder.. Preis K 2·10. Approbiert mit Erlaß vom 19. März 1912, Z. 11.445.

Regierungsrat H. Huber war der erste, welcher in seinen für Realschulen bestimmten Lehrbüchern der Chemie einen natürlichen Lehrgang einschlug, indem in seinen Lehrbüchern nichts dogmatisch vorgetragen wird, sondern alles ausgehend vom Naturobjekt und vom Experiment unter Anleitung des erfahrenen Lehrers vom Schüler erarbeitet werden muß; und schon lange bevor die Forderung des Arbeitsunterrichtes allgemein erhoben wurde, war dieser bei einem Unterricht an der Hand seiner früheren Lehrbücher verwirklicht. Es ist daher nur zu begrüßen, daß nun auch Lehrbücher für Gymnasien und Realgymnasien von demselben Verfasser erschienen sind.

Das Lehrbuch für die IV. Klasse beginnt mit einer Besprechung des Schwefels, an dem die mineralogischen Grundbegriffe gut abgeleitet werden und an dem der Begriff der physikalischen und chemischen Erscheinungen festgelegt werden können. Es folgt dann die Besprechung des mineralogischen Vorkommens von Kohlenstoff und einigen metallischen Grundstoffen. Mit Hilfe dieser nun besprochenen Elemente werden neue chemische Verbindungen dargestellt und einige chemische Grundgesetze abgeleitet. Anschließend an die Darstellung einiger Sulfide behandelt das Buch die wichtigsten natürlich vorkommenden Sulfide. Auf eine Besprechung der atmosphärischen Luft folgt ein Kapitel über Oxydation und daran anschließend eine Besprechung der natürlich vorkommenden Oxyde. Es folgt auf diesen Teil eine der schwierigsten Aufgaben des Unterrichtes in der IV. Klasse, nämlich dem Schüler Klarheit über die ziemlich schweren Begriffe: Atom, Molekül, Atom- und Molekulargewicht, chemische Formeln und chemische Gleichungen usw. zu geben. Das vorliegende Lehrbuch erreicht diese Aufgabe in einfacher, leicht verständlicher Weise und zeigt die Hand des erfahrenen Lehrers.

Weiterhin folgt eine Besprechung der wichtigsten chemischen Verbindungen und der häufigsten Mineralien. Den Schluß bildet eine kurze Besprechung einiger wichtiger organischer Verbindungen, welche in drei Wochen zu erledigen sein dürfte und welche dem Schüler die wesentlichen Merkmale organischer Verbindungen erläutert. Es wird nach dem im Huberschen Lehrbuche eingehaltenen Vorgange leicht gelingen, auch schwache Schüler bei einigem Fleiße so weit zu bringen, daß sie Klarheit über die chemischen Grundbegriffe und über die wichtigsten Gruppen chemischer Verbindungen (Säuren, Basen, Salze) bekommen und daß ihnen chemische Formeln und Gleichungen kein zweckloses Schreiben von

Zeichen sind, sondern daß sie sich bei allem etwas zu denken vermögen. Bezüglich des mineralogischen Teiles, welcher mit der Chemie harmonisch verknüpft ist, sei noch auf die einfache und klare Ableitung der kristallographischen Grundbegriffe hingewiesen.

Bezüglich der Lehrbücher für die Oberklassen möchte der Ref. folgendes bemerken. Der Lehrplan für die anorganische und organische Chemie ist an Realschulen und Realgymnasien, wie es ja die Natur der Sache mit sich bringt, fast derselbe; doch steht dem Realgymnasium für den Unterricht in der anorganischen Chemie um eine Stunde wöchentlich weniger zur Verfügung als der Realschule und außerdem liegt zwischen dem im Verhältnis verkürzten vorbereitenden Unterricht in der IV. Klasse und dem Unterrichte in der VI. Klasse ein volles Jahr, in welchem, wie wir alle wissen, viel von den Schülern vergessen wird. Es ist daher auch beim Unterrichte in der Chemie ganz besonders darauf zu achten, daß der Schüler, wie schon in den Bemerkungen zum Normallehrplan erwähnt wird, nicht mit Lehrstoff überladen werde. Vieles mag ja dem Fachmanne wichtig scheinen, aber es handelt sich darum, das für den Schüler Wichtigste auszuwählen; auch ist es nicht empfehlenswert, daß das Buch mehr enthalte, als man wirklich mit Erfolg durcharbeiten kann. Diesen Anforderungen entspricht das vorliegende Buch, es enthält kurz und bündig und in klarer Weise alles, was der Normallehrplan verlangt, und ohne Überbürdung der Schüler wird es gelingen, das im Lehrbuche Enthaltene auch zu erarbeiten.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher einige Grundbegriffe abgeleitet werden, folgt die Besprechung des Wasserstoffes und der Metalloide; an der Hand von leicht ausführbaren Versuchen werden die wichtigsten Eigenschaften der einzelnen Elemente besprochen; gelegentlich werden die Grundbegriffe der Ionentheorie und Thermochemie, die Reaktionsgeschwindigkeit usw. erläutert, ohne daß der Verfasser mehr bringt, als in der Mittelschule verständlich und notwendig ist. Das letzte Drittel des Buches ist den Metallen gewidmet; auch dieses Kapitel, welches weniger Gelegenheit zu Versuchen bietet und dadurch leicht eintönig werden könnte, ist durch stete Berücksichtigung der chemischen Technologie anregend gestaltet. Vielleicht ließe sich bei einer Neuauflage dieses Kapitel noch etwas gedrängter fassen.

Das Lehrbuch der organischen Chemie behandelt in den ersten 15 Seiten die Elementaranalyse, auf den nächsten 100 Seiten die aliphatischen und auf den letzten 45 Seiten die zyklischen Verbindungen. Der Verf. hat auch hier aus der großen Fülle organischer Verbindungen in genauer Beachtung des Normallehrplanes eine solche Auswahl getroffen, daß das im Buche Behandelte leicht in den zwei Stunden wöchentlich durchgearbeitet werden kann. Das Experiment, welches in der organischen Chemie mehr zurücktritt, ist so viel als möglich berücksichtigt, so daß der

Schüler wenigstens von einigen Arbeitsmethoden der organischen Chemie einen Begriff bekommmt. Die das praktische Leben berührenden Fragen der organischen Chemie finden im Lehrbuch gleichfalls entsprechende Berücksichtigung.

Die Anlage der vorliegenden Lehrbücher zeichnet sich durch große Übersichtlichkeit aus; durch Fettdruck werden die wichtigsten Verbindungen und Begriffe hervorgehoben; die Sprache ist schlicht und leicht verständlich, und Stichwörter am Rande ermöglichen dem Schüler bei Wiederholungen ein schnelles Zurechtfinden. Am Ende eines jeden größeren Gebietes wird der Schüler durch zusammenhängende Fragen und kleinere Aufgaben zu selbständiger Arbeit angeregt. Der Druck und die Abbildungen der Bücher sind klar und deutlich und machen dem Verlage alle Ehre.

Wien. H. Brunnmayr.

Exkursionsbuch. Im Auftrage des k. k. niederösterr. Landesschulrates herausgegeben von Hofrat Dr. Ignaz G. Wallentin, k. k. Landesschulinspektor. Wien 1913, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 438 SS. Preis geb. K 7.

Die Anschauungslehrmittel für den naturkundlichen Unterricht, wenn sie noch so zahlreich vorhanden, noch so instruktiv und „naturgetreu" hergestellt sind, können niemals die direkte Anschauung in der Natur ersetzen. Wie schon ein ganz anderes belehrendes Bild gewinnt jeder, wenn er z. B. lebende Seetiere in einem größeren Aquarium beobachten kann, als wenn er dieselben Tierarten als entfärbte Kadaver in Spiritus aufbewahrt ansieht. Namentlich die Wiener Studenten wissen von den gewöhnlichsten Vorgängen in der Natur aus eigener Anschauung äußerst wenig. Sie haben in der Mittelschule fleißig Zoologie und Botanik gelernt, kommen sie aber einmal ins Freie, dann sind sie oft nicht imstande, manche unserer verbreitetsten Baumarten und Kulturpflanzen, viele unserer häufigsten Singvögel, Süßwasserfische, Schmetterlinge etc. zu erkennen und zu benennen. Niemand wird den didaktischen Wert der dem theoretischen Unterrichte dienenden Anschauungsmittel leugnen, aber jeder wird zugeben müssen, daß im Anschluß an diesen Unterricht Lehrwanderungen in der Natur unter guter, fachmännischer Führung von mehrseitigem, großem Nutzen sein werden. Welche Summe von praktischen und bleibenden Kenntnissen kann dabei erworben werden, wie sehr kann das Interesse an den Vorgängen in der Natur, die Liebe zu ihr und zu der Heimat geweckt werden, wie erweitert sich der Gesichtskreis, wie klären sich die Vorstellungen. Nun fehlte es aber bisher an einem geeigneten Buche, welches als Führer, als Vademekum für solche Lehrwanderungen und Studiengänge dienen würde.

Gerade Niederösterreich bietet wegen seiner geologischen Gliederung, seiner reichen Fauna und Flora, Wien in seinen mehrfach großartigen natur-, kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen, seinen Gärten, Baudenkmälern etc. eine fast unerschöpfliche Quelle der Belehrung.

In richtiger Erkenntnis dieser Umstände hat der k. k. n.-ö. Landesschulrat die Anregung zur Schaffung des vorliegenden „Exkursionsbuches" gegeben und Hofrat Dr. J. G. Wallentin mit der Redaktion und Herausgabe desselben betraut. Dem Herausgeber ist es gelungen, hiefür eine große Zahl ausgezeichneter Mitarbeiter zu gewinnen. Das Buch ist in erster Linie für Lehrer und Schüler an den niederösterreichischen Mittelschulen bestimmt; bei seiner Anlage und Durchführung wurde aber auch auf die Bedürfnisse der niederösterreichischen Bürgerschulen und der militärischen Bildungsanstalten Rücksicht genommen.

Der Stoff gliedert sich in folgender Weise: Die Gruppe *A* umfaßt Exkursionen zu naturgeschichtlicher und geographischer Belehrung, und zwar *a*) allgemein naturgeschichtliche Exkursionen; *b*) geographische, geologische und mineralogisch-petrographische Lehrausflüge; *c*) Besuche von Gärten, Museen, Instituten. Hauptsächlich sind (bei *a* und *b*) der Prater, der Wiener Wald und das Südbahngebiet, von weiteren Wanderungen der Schneeberg, die Rax, die Hohe Wand, der Ötscher, Wechsel und die Wachau einbezogen. Bei der Zusammenstellung der allgemeinen Ausflüge ist deren Verteilung auf die Jahreszeiten berücksichtigt; die einzelnen Gebiete der Wiener Umgebung sollen mehrmals und immer zu der geeigneten Jahreszeit besucht werden. — Die Gruppe *B* enthält Exkursionen zu geschichtlichen und kunsthistorischen Zwecken in Wien und außerhalb der Stadt. — Die Exkursionen der Gruppe *C* gelten dem Besuche von physikalischen Instituten, die der Gruppe *D* der Besichtigung von Etablissements, welche chemischen und chemisch-technologischen Betrieben dienen. Die letzte Gruppe (*E*) gibt Anweisungen für praktisch-geometrische Schülerübungen (Unter- und Oberstufe), im Freien (Feldmessung, Geographie, Astronomie).

Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis mit Beifügung des Gruppenbuchstabens nebst der Seitenzahlen ermöglicht es dem Ausstellungsleiter leicht, eine Exkursion für verschiedene Unterrichtszweige dienstbar zu machen. Eine Zusammenstellung der Exkursionen nach der hiefür erforderlichen Zeitdauer, Angabe der Verkehrsmittel und Fahrpreise und anderes sind willkommene Beigaben dieses vortrefflichen und nützlichen Buches, dessen handliches Format auch die Mitnahme bei den Exkursionen erleichtert.

Wien. A. Burgerstein.

Michelangelo. Eine Einführung in das Verständnis seiner Werke von Edmund Hildebrandt. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1913.

Obschon es nicht an populären Schriften über Michelangelo und seine Werke mangelt, so fehlt doch ein allgemein verständliches Buch über die Arbeiten des gewaltigen Renaissance-Meisters, welches etwas mehr als flüchtige Bemerkungen bietet und geeignet ist, auch dem Nichtfachmann über das Wesen seiner Kunst Aufschluß zu bringen. Der Verf. ist dieser Aufgabe in vorzüglicher Weise nachgekommen. Er bringt von den Hauptwerken zwar Abbildungen, wenn auch klein, doch genügend zur Erinnerung an die Originale oder die großen photographischen Publikationen; in seinem Buche führt jedoch das Wort die Herrschaft. Er beginnt sogleich mit dem Hauptwerke des Meisters, den Fresken der Sixtinischen Kapelle und widmet den Erörterungen über den Inhalt und die Ausführungen der Bilder nahezu die Hälfte des Buches. Bei einzelnen Gestalten sind bildliche Vergleiche mit Raffael von besonderem Interesse. Nach diesem monumentalen Hauptwerke der Malerei folgen die Skulpturen, und zwar nach den Lebensperioden des Meisters. Kurzgefaßte biographische Daten verbinden die Betrachtungen der einzelnen Werke. In die Florentiner Frühzeit fallen: Der Kentaurenkampf, der Bacchus, die Pieta, der kolossale David in Florenz und die Florentiner Madonnen.

Es folgt der Abschnitt der Mannesjahre und das Schaffen des Meisters unter Papst Julius II. Der Grabmalentwurf und die Mosesstatue, die Louvre-Sklaven, die Madonna Medici und die Grabmäler von Giuliano und Lorenzo de' Medici mit ihren gewaltigen allegorischen Bildwerken bilden den Hauptinhalt dieses Kapitels. Zum Schlusse folgen dann die Bauten Michelangelos: Das Kapitol und der Bau der Peterskuppel. Eingestreute biographische Schilderungen, namentlich über sein Hausleben, erhöhen das Interesse in diesem Abschnitt. Die fast vergötternde Liebe zu seinem Sklavenmodell Tommaso Cavalieri bezeichnet Hildebrandt als sinnlich-unsinnliche Freundschaft. Auch des Seelenbündnisses mit Viktoria Colonna wird gedacht und der ihr angeblich gewidmeten Gedichte. Achtzig Jahre nach dem Tode des Meisters hat ein Neffe dessen Dichtungen publiziert, an Stelle Tommasos jedoch den Namen Colonna eingesetzt. Erst in jüngster Zeit ist man bei der Auffindung des Original-Manuskriptes auf diese Fälschung gekommen. Übersetzungen von einigen Gedichten des Meisters von Hermann Grimm u. a. bilden den Schluß der mit Sorgfalt und gediegener Sachkenntnis verfaßten Arbeit.

Wien. J. Langl.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Hugo Mareta.

Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik des deutschen Unterrichtes.

In einem Jahre betrauert das Stift Schotten und der ganze große Kreis treu anhänglicher Schüler seines oft und hoch gefeierten Gymnasiums den Hingang zweier Männer, die an dieser Bildungstätte vor allen andern erfolgreich und segensvoll gewirkt haben. Unauslöschliche, unvergängliche Eindrücke haben beide, P. Klemens Kickh und P. Hugo Mareta, der anvertrauten Jugend ins Leben mitgegeben; es bleibt fast zu bezweifeln, ob künftige Geschlechter die Kraft, Innigkeit und Eintracht des Fühlens werden begreifen können, mit der die ehemaligen Schottengymnasiasten das Andenken ihrer Lehrer verehrungsvoll hochhalten. Gerade darum will ich, solange noch ein ganzer Chor von Zeugen und Eideshelfern die Wahrheit meiner Worte bereitwilligst bekräftigen wird, wenigstens in einem kurzen Abriß festhalten, was ich über das Leben und Schaffen meines verehrten Lehrers Schulrats P. Hugo Mareta ermitteln konnte: einer überragenden Persönlichkeit, eines Mannes, der auf eine von reichsten Erfolgen gekrönte, hundert und drei Semester umspannende Tätigkeit im höheren Schuldienst zurückblicken konnte, eines schlichten Professors, der als gern und aufmerksam gehörter Berater der Behörden dem Unterrichtsbetrieb unseres Landes, unseres Kaiserstaates und mittelbar selbst über dessen Grenzen hinaus in wichtigen Fragen zielbewußt den Weg gewiesen hat. Dem Werden und Wachsen dieser Persönlichkeit nachzugehen, ist uns freilich nicht in gleichem Maße möglich wie bei dem zweiten wahrhaft Großen unter den Schottenlehrern, P. Klemens Kickh, dessen Biograph[1]) einfach durch Mitteilungen aus seinem Tagebuche die Wurzeln seiner glühenden Fröm-

---

[1]) P. Klemens Kickh, von P. Cölestin Wolfsgruber. Wien, Mayer 1913.

migkeit und seines grundgütig herzlichen Wesens bloßlegen konnte. Ich muß mich auf äußere Angaben[1]) beschränken.

Hugo Mareta wurde am 10. April 1827 als Sohn des Gärtners der dem Stifte Melk gehörigen Herrschaft Leesdorf bei Baden geboren, besuchte die Trivialschule in Tribuswinkel, legte im August 1838 an der Normal-Hauptschule zu Sankt Anna eine Prüfung ab und trat im Herbst desselben Jahres in die erste grammatische Klasse des Gymnasiums zu den Schotten ein. Nachdem er dessen sechs Jahre sowie die zwei Jahre des philosophischen Kurses mit vorzüglichem Erfolg zurückgelegt hatte, wurde er 1846 in das Stift aufgenommen und nach Vollendung der theologischen Studien 1851 zum Priester geweiht. Hierauf widmete er sich durch fünf Semester dem Studium der lateinischen und deutschen Philologie unter Bonitz und Grysar, Hahn und Pfeiffer, wurde schon seit dem 14. April 1852 als supplierender Lehrer des Deutschen in der V. und VI. Klasse verwendet und, nachdem er im April 1855 die Lehramtsprüfung[2]) mit sehr gutem, zum Teil ausgezeichnetem Erfolge bestanden hatte, im Jahre darauf (1856) zum definitiven Lehrer ernannt. Als Nachfolger Berthold Sengschmitts, des ersten gelehrten Germanisten im Schottenstifte, hatte Mareta alle Kräfte aufzubieten, sich seiner Aufgabe gewachsen zu zeigen. Wenn wir hören, daß Sengschmitt, der Lehrer Robert Hamerlings, der heimischen Mundart nachforschte und für ein Wörterbuch sammelte, sich der „uralt-gotischen" Überreste, die unsere Volkssprache bewahrt habe, freute und sich in stillen Versuchen als ebenso gewandten Dialektdichter bewährte, wie er ein begeisterter und begeisternder Verehrer unserer klassischen Dichtung war, so sehen wir ein Beispiel für die starke Kraft der ungestörten Tradition, die der Entwicklung des Schottengymnasiums so oft zugute gekommen ist, auch darin, daß Hugo Mareta das Werk seines unvergeßlichen Lehrers und Vorgängers in allen Teilen fortsetzte. Er selbst hat bekannt, daß er zur Richtschnur seiner wissenschaftlichen Beschäftigung den Schlußsatz einer gelehrten Arbeit[3]) Sengschmitts machte: „Meine Absicht war, die Ehre unserer Volkssprache, soviel ich es mit meinen geringen Mitteln vermöchte, zu retten und vielleicht zugleich tüchtigere Kräfte zu vermögen, etwas Gediegenes über diesen Gegenstand zutage zu fördern". Wie sehr dieser Gegenstand mit seinen persönlichen Neigungen überein-

---

[1]) Zur Ergänzung verweise ich auf meinen Nachruf in dem Bericht der „Österr. Mittelschule" über die Vereinsversammlung vom 13. Dezember 1918. Andere Mitteilungen wird das Programm des Schottengymnasiums bringen.

[2]) Hausarbeiten: Vergils Aeneis VI 548 ff. zu kommentieren (Topographie der Unterwelt); die Lehre von der Zusammensetzung im Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. Klausuren: eine Übersetzung ins Lateinische; Charakteristik der deutschen Literatur des XII. Jahrhunderts.

[3]) Über den Zusammenhang der österreichischen Volkssprache mit drei älteren deutschen Mundarten. Programm des Obergymnasiums zu den Schotten, 1852.

stimmte, offenbart sich wohl auch in den kurzen Aufzeichnungen[1]) — Tagebücher kann man sie in ihrer Dürftigkeit nicht nennen —, in denen P. Hugo in den Jahren 1848 bis 1856 seine Ferienwanderungen durch Niederösterreich, ins Salzkammergut, in die Kärntner Alpen bis in das Maltatal und zur Pasterze skizzierte und aus denen doch soviel hervorgeht, daß er in seiner herzhaften und frischen Art sich mit Dorfbewohnern und Wirtsleuten rasch anfreundete; das offenbart auch die unverhohlene Freude, mit der er in jungen und alten Jahren in der freien Zeit sein heimatliches Baden oder Mödling immer wieder aufsuchte.

Die gelehrte Beschäftigung mit der heimischen Mundart führte zu genauerem Studium der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung, auf das ihn übrigens auch die Anforderungen seines Lehramtes verwiesen. Kleine Beiträge in Wiedemanns Katholischer Literaturzeitung[2]) geben Kunde davon, wie sich schon damals seine geistigen Züge immer bestimmter ausprägen. In einer Rezension von Reichels mittelhochdeutschem Lesebuch[3]) spricht er schon damals den methodischen Lehrsatz aus, der sich ihm aus seiner gründlichen Ablehnung alles falschen Scheines mit einleuchtender Selbstverständlichkeit ergab, daß in einem Lesebuch die literarischen Hauptrichtungen durch Hauptwerke — keineswegs durch mannigfache, verwirrende Beispiele — vertreten sein sollen. Ferner klagt er, daß die Grammatik den Schüler mit gotischen und althochdeutschen[4]) Formen plage. Jeder Lehrer solle und dürfe nur so viel davon nehmen, als für die Schüler unumgänglich nötig ist, wenn sie sich selbsttätig vorbereiten sollen; alle übrige Zeit wird auf die Lektüre verwendet, die doch immer die Hauptsache ist und bleibt.

Vier Jahre später beurteilt er Weinholds mhd. Lesebuch, 2. Aufl.[5]) nach denselben Grundsätzen und weist mit großer Entschiedenheit die abfällige Äußerung eines früheren Rezensenten über die Pflege der deutschen Sprache und Literatur an unsern Schulen zurück: „Man braucht bloß ein österreichisches Gymnasialprogramm mit dem nächstbesten bayrischen oder preußischen zu vergleichen und man wird sogleich finden, daß bei uns die deutsche Sprache mit einer weit größeren Stundenanzahl, namentlich der lateinischen und griechischen Sprache gegenüber, bedacht ist, als anderswo. Ferner wird man sehen, daß an allen besseren rein deutschen Gymnasien das Mittelhochdeutsche gelehrt wird, und zwar an den meisten ein ganzes Jahr“. Die mittelhochdeutsche Schullektüre ist Mareta schon seit den frühesten Jahren zur persönlichsten

[1]) Im Nachlaß. Für die Erlaubnis, die Korrespondenz und nachgelassene Aufzeichnungen P. Hugos zu benützen, sowie für vielfache Auskünfte bin ich meinem verehrten Lehrer P. Albert Hübl, Bibliothekar des Stiftes Schotten, vielfach verpflichtet.

[2]) Konzepte im Nachlaß!

[3]) Kath. Lit.-Z. 1859, S. 76. Viel ausführlicher Z. f. d. ö. Gymn. 1859, S. 70—78.

[4]) Nur bei der Lehre vom Umlaut, der Brechung und der Reduplikation sind (nach Mareta) althochdeutsche und gotische Formen heranzuziehen.

[5]) Kath. Lit.-Z. 1863, S. 233.

Herzenssache geworden. In berechtigtem vaterländischem Stolz weist er anläßlich der Ausgabe der Genesis und Exodus, die Diemer besorgt hat [1]), darauf hin, daß im Anfang des 12. Jahrhunderts im Südosten Deutschlands, in Österreich, Steiermark und Kärnten, sich die ersten Anfänge epischer Dichtung zeigen. Und wenn sich der Referent besonders mit dem beigegebenen Wörterbuch beschäftigt und Nachträge aus Stelzhamer und dem Eipeldauer, aus Behaims Buch von den Wienern und anderen Werken bringt, so kündigt sich hier das Ziel an, dem fast während eines ganzen Jahrzehnts seine Arbeit vor allem galt.

Schon im Jahre 1861 hatte P. Hugo „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache mit Berücksichtigung der älteren deutschen Mundarten" [2]) herausgegeben, denen 1865 ein zweiter Versuch [2]) folgte. Diesmal ließ der Verfasser „allen gelehrten Aufputz aus dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen" weg, die Etymologie war ihm zunächst Nebensache, da es ihm hauptsächlich darauf ankam, zu zeigen, wie viel noch für die rein lexikalische Behandlung der bayrisch-österreichischen Mundart zu tun sei.

Dieser Versuch fand rückhaltlose Billigung in Briefen berufener Beurteiler wie Weigand und Hildebrand [3]), die zur Fortsetzung ermutigten. Eine Rezension Schröers [4]) aber machte dem Werkchen schon, bei aller Anerkennung des umsichtigen Sammelfleißes, den Ausschluß etymologischer Erläuterungen zum Vorwurfe. Freilich konnten die Proben auch deshalb [5]) kein treues Bild des Ganzen, das zu erwarten stand, geben, weil P. Hugo in ihnen umfangreichere Artikel gar nicht mitteilte und vor allem die bei Schmeller fehlenden Stichwörter, also seltene Ausdrücke fremder Herkunft, berücksichtigte. Wenn er hauptsächlich den Bestand der lebenden Sprache — der Landbewohner und ebensosehr der Städter — festlegen, die Bedeutungen erklären und die Grenzen ihrer Verbreitung angeben wollte, so war er damit eigentlich seiner Zeit ein Stück voraus, der nur Drucke und Handschriften altberühmter Werke ein würdiger Gegenstand philologischer Forschung schienen. Daß etymologische Deutungsversuche zurückstehen müssen, solange nicht die Aussprache, Bedeutung und Verbreitung eines Wortes tunlichst genau ermittelt ist, ist heute allgemein anerkannt. P. Hugo hatte sich von der Aufgabe, die ihm als treuem Sohn seiner ländlichen Heimat am nächsten lag, schon einigermaßen abbringen lassen, als er sich in rastloser Exzerpierarbeit vor allem um die gedruckten Belege bemüht; immerhin hat er auch da zwar nicht das Beste, was gerade er geben konnte, aber eine höchst wertvolle Vorarbeit geleistet: sein Zettelkasten, der mehr als 100.000 Belege aus der österreichischen Literatur vom 14. Jahrhundert bis zu den Heften der Volkssänger und den mundartlich gefärbten

[1]) Kath. Lit.-Z. 1863, S. 252.
[2]) Programmaufsätze des Obergymnasiums zu den Schotten.
[3]) Im Nachlaß.
[4]) Germania, herausg. von Pfeiffer, 1865, S. 235—239.
[5]) Vgl. die sachlich treffende, aber persönlich ungerechte Besprechung von Petters in der Z. f. d. ö. Gymn. 1866, S. 45—47.

Druckschriften unserer Tage umfaßt, ist von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften dankbar übernommen worden und wird dem bayrisch-österreichischen Wörterbuch, das unter Seemüllers planvoller Leitung ein ganzer Stab geschulter Mitarbeiter und durch alle Gaue verteilter Vertrauensmänner eben jetzt in Angriff nimmt, als wertvolle Vorarbeit ebenso zugute kommen, wie sich auch bisher schon einzelne Schüler Maretas, die für ihre gelehrten Arbeiten Nachweise über das Vorkommen mundartlicher Ausdrücke und Wendungen brauchten, niemals vergebens an ihn um Mitteilungen aus seiner Schatzkammer gewendet haben.

Wenn aber Mareta das ursprünglich mit so großem Eifer geförderte Werk in den nächsten Jahren ganz ruhen ließ, so lag die Schuld nicht nur daran, daß seine Gesundheit in den folgenden Jahren mehrfach bedrohlichen Schwankungen unterworfen war, sondern noch mehr in verständnislosen Beurteilungen seines Werkes in einigen Tagesblättern. Wenn er die „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kagran“ [1]), die auch heute jeder Kenner als ergiebige Quelle schätzt, fleißig benützt hat, so war er sich doch ganz gewiß darüber klar, daß er es hier nicht mit Kunstwerken und Stilmustern zu tun hatte; daß er auch derbe Ausdrücke nicht ausschloß, daß er ferner gerade durch seine Sammlungen zeigen wollte, wie die Sprache der Großstadt ein Gemisch der verschiedenartigsten Einflüsse darstellt und die Mundart hier zum Jargon wird, lag doch im ganzen Plan seiner Arbeit begründet; daß ein Schulprogramm keineswegs für die liebe Jugend bestimmt ist, hätte auch erst keiner bestimmten Versicherung bedürfen sollen, und schließlich ist gewiß auch kein Junge dadurch verdorben worden, daß er Wörter wie Geserres oder Schlamastik in einigen Belegen gedruckt gelesen hat. So läppisch alle diese Vorwürfe sind, so sah es sich P. Hugo in seiner Stellung als Lehrer und Ordensgeistlicher doch sehr erschwert, sich selbst zu verteidigen. Da er schon früher einmal wegen einer sehr vorsichtigen und besonnenen Bemerkung über die Königinhofer Handschrift [2]) von einem tschechischen Blatte gröblich angegriffen worden war, wirkte all dies zusammen, um ihm, der bei seinem temperamentvollen Wesen natürlich auch in seiner schriftstellerischen Betätigung sich nicht zu vorsichtiger Leisetreterei entschließen konnte, jedes Hervortreten in die Öffentlichkeit dauernd zu verleiden. Nur zweimal noch hat er seine grundsätzliche Zurückhaltung wieder aufgegeben: im Jahre 1875, wo er in einer Abhandlung über Abraham a Sancta Claras Hauptwerk „Judas der Erzschelm“ [3]) die Eigenart dieses oft gänzlich verkannten und schief beurteilten Werkes durch eine lichtvolle Analyse klarstellte und sich den Dank Erich Schmidts [4]), des künftigen Meisters literarhistorischer Charakteristik, verdiente; und im Jahre 1907, wo die Festschrift des Schottengymnasiums einen kleinen Beitrag [5]) aus seiner Feder brachte.

[1]) Wien 1785 ff., Fortsetzungen bis 1819.
[2]) Kath. Lit.-Ztg. 1859, Nr. 51.
[3]) Programm des O.-G. zu den Schotten.
[4]) Brief an P. Hugo vom 1. Dezember 1884, im Nachlaß.
[5]) Festgabe zum 100j. Jubiläum. Wien, Braumüller. S. 179—186: „Woher hat Schiller den Stoff zu seinem 'Taucher' genommen?“

Um so mehr kam nun seine ganze Kraft und Schaffenslust der Schule zugute. Und er hatte hier die Freude, seine Mühe, so schön er es nur wünschen konnte, belohnt zu sehen. Für viele seiner Schüler ist seine Hingabe und Begeisterung für deutsche Sprache und Dichtung bestimmend gewesen, ein ganzes Geschlecht von Germanisten wuchs heran, denen er schon in frühen Jahren ihre einstigen Erfolge vorausgesagt hatte. Jakob Minor und August Sauer, Seemüller und Kraus, Nagl, Zeidler, Wießner und noch mancher andere, sie bilden eine Reihe von Schülern, auf die auch ein Universitätslehrer, obgleich da die Verhältnisse anders liegen, stolz sein dürfte. Die Widmung der Wiener Neudrucke[1]), eines Unternehmens, das Sauer begründete, und die Festschrift[2]) von 1892 weisen im einzelnen nach, wie die Anregungen der Gymnasialzeit der gelehrten Tätigkeit seiner Schüler auf lange hinaus die Richtung wiesen. Das heimische Schrifttum, das Professor Hugo so sehr am Herzen lag, kam in den Studien seiner Schüler vor allem zu Ehren, und wenn Minor den spitzfindig-gelehrten und überscharfsinnigen Erklärern des „Faust" nachdrücklichst einschärfen mußte, daß allzu helles und von allen Seiten einfallendes Licht den künstlerischen Eindruck aufhebt, so hat er — sein Beitrag zur Mareta-Festschrift[3]) beweist das unwiderleglich — lebenslang den Standpunkt seines Lehrers eingenommen, der, auch darin an Otto Ludwigs prächtigen Erbförster gemahnend, niemals allein mit Kopf und Hirn kühl dachte, sondern immer das Herz mitsprechen ließ. Mit den treffendsten Worten hat Seemüller[4]) ausgesprochen, warum P. Hugos Unterweisung den Schülern, die ihre Gelehrsamkeit ja anderswo beziehen konnten, ein einzigartiger, durch nichts ersetzbarer Gewinn blieb: „Sagen Sie mir nichts von einem Hinauswachsen Ihrer Schüler über Sie! Wenn ich mir in die Erinnerung rufe, mit welcher innerlichen Erregtheit Sie in vergangenen Jahren von allen Angelegenheiten und Fragen unserer Wissenschaft sprachen, wie daraus die wärmste persönliche Teilnahme mit aller Kraft hervorschimmerte, die Ihnen in Ihren eigenen Studienjahren das Studium zur eigensten geistigen Anelegenheit machte: so sage ich mir mit Bedauern, um wie vieles

---

1) 12 Hefte in 4 Bänden, Wien, Konegen 1883—1886.

2) Dem hochwürdigen Herrn P. Hugo Mareta .... zum vierzigjährigen Dienstjubiläum, von alten Schülern.

3) S. 8: „Schiller in seinen ästhetischen Schriften hat, soviel ich weiß, zum erstenmal darauf hingewiesen, daß der Poet durch das Unbestimmte und Geheimnisvolle, das die Phantasie des Lesers zu energischer Mitarbeit herausfordert, oft sicherer und stärker wirke als durch die künstlichste Schilderung. Sie erinnern sich hier sogleich des schwarzen Ritters in der 'Jungfrau von Orleans' und des unbestimmten Es im 'Taucher': 'Da kroch's heran'; das Unfaßbare wirkt hier mit übermenschlicher Gewalt zugleich auf den Taucher und auf die Phantasie des Lesers. . . ." S. 10: „Auch das neueste Drauflosuntersuchen mancher Kritiker verfehlt den Standpunkt. Denn auch der Dichter arbeitet mit den Mitteln der Perspektive. . . . Dankbar erinnere ich mich der Zeiten, wo Sie uns diesen Standpunkt den Dichtungen unserer Klassiker gegenüber angewiesen haben."

4) Brief vom 8. Mai 1892, im Nachlaß.

nüchterner, abstrakter, losgelöst von volkstümlichen Bewegungen uns Jüngeren die germanistischen Fragen erschienen und erscheinen. Was wir davon noch haben, ist Feuer, das Sie angezündet haben! Ich gedenke dabei auch, um wie vieles belebender Ihr Ausgangspunkt im Unterricht war als unser heutiger. Und dabei haben Sie das erwärmende Persönliche und Subjektive doch in einer Form uns nahetreten lassen, welche die Vorstellung von der Notwendigkeit und dem Wert strenger sachlicher Forschung uns erweckte und einprägte."

Aber nicht nur Fachgelehrte — die eben mehr als bloß Gelehrte waren — hat P. Hugo herangebildet. Alfred und Wilhelm Borger haben bereitwillig bekannt, daß vor allem Hugo Mareta sie zu dem gemacht hat, was sie waren; Heinrich Friedjung erfreute sich schon als Gymnasiast seiner besonderen Schätzung und Förderung und E. Pernerstorfer weiß sich, wie ich einem Briefe [1]) entnehme, seinen Stunden, seinen Anregungen, seinem Tadel und seinem Lob lebenslänglich dankbar verpflichtet, Scheindler [2]) erinnert sich gern der gütigen Aufnahme, die der zugewanderte Landgymnasiast fand — ich müßte das ganze Inhaltsverzeichnis der Festschrift des Schottengymnasiums ausschreiben, wenn ich nur die hervorragendsten Schüler alle nennen wollte. Wohl das schönste Denkmal treuer Erinnerung aber hat seinem verehrten Lehrer Max Liebenwein im Schlußwort der eben genannten Jubelfestgabe errichtet; mögen einige Stellen dieser wahrhaft klassischen Schilderung [3]) auch hier ihren Platz finden:

„... Das war also meine Umgebung, als ich zu meinem Heile in der sechsten Klasse in die Hände meines lieben und hochverehrten Freundes und Lehrers Professor Hugo Mareta kam, der an mir vollbrachte, was die Familie nie gekonnt hätte: die Erziehung zum Manne. P. Stephan war zwar wieder unser Ordinarius, aber das Ereignis dieses Jahres war Hugo! Wir kannten ihn schon vom Sehen aus und ein Ruf war ihm vorausgegangen, der wie ein schneidiger Wind vor ihm herblies.

Wir sollten den schneidigen Wind auch gleich in der ersten Stunde zu spüren bekommen:

Meine Klasse war der erste jener Jahrgänge, denen durch einen — wie sich später zeigte, verfehlten — Versuch des Unterrichtsministeriums das Mittelhochdeutsch entzogen war. Und so eröffnete Professor Hugo den deutschen Unterricht mit einer gewappneten Rede gegen die neue Verordnung, so voll Witz und Schärfe, daß sie sein Liebling Abraham a Sancta Clara nicht besser hätte halten können.

Wenn es einen Maria Theresien-Orden für Schulmänner gäbe, den man bekommt, wenn man zum Nutzen der Allgemeinheit gegen den Befehl handelt, P. Hugo hätte ihn mehr als einmal verdient; denn unkluge Verordnungen hat er immer als Luft betrachtet und ist ruhig zum Heil der ihm anvertrauten Jugend den Weg gegangen, den er für gut fand.

---

[1]) 4. Mai 1892, im Nachlaß.
[2]) Ebenda, 6. März 1892.
[3]) Festgabe, S. 393, 395.

Wie lauschten wir Buben und wie zwinkerten wir uns lustig mit den Augen zu, wenn er einen seiner glänzenden Witze machte! Und uns Lausbuben auf den letzten Bänken liebte er ganz besonders. Die, die blitzende Augen, rechtschaffene Fäuste und eine laute Stimme hatten, die ihm offen ins Gesicht sahen, nicht allzubrav waren und ein gutes Deutsch schrieben, die hatten es bei ihm gewonnen.

Wie zersplitterten vor ihm alle Scheingrößen in tausend Scherben, wie erbarmungslos zog er gegen jede Schwäche des Geistes und des Charakters zu Felde!

Er wußte die Bildungsmöglichkeiten der Großstadt für seinen Unterricht meisterhaft zu nützen und verlangte von uns kategorisch den Besuch des Burgtheaters und der öffentlichen Sammlungen. Mich und viele andere, die zuhause noch wie Wickelkinder behandelt wurden, befreite er dadurch aus der geistigen Knechtschaft des Vaterhauses; und mein junges Herz hat dem Befreier zugejubelt, wie es noch heute tut, wenn ich seiner gedenke!

Und jeder Tag brachte nun Überraschungen und ich ging so gern zur Schule wie noch nie. Was war das für ein Festtag, wenn eine deutsche Schul- oder Hausarbeit zurückkam! Freilich, für manchen meiner Mitschüler, besonders in den vorderen Reihen, oft ein Tag des Zornes und des Schreckens; denn seit Professor Hugos Regiment hatte eine „Umwertung aller Werte“ angefangen. Wie lustig war es, wenn der Stoß Hefte vor ihm lag und der vernichtende Feldzug gegen alles schlechte Deutsch, gegen Zeitungs- und Amtsschimmelstil, Gartenlaubenstil und Backfischstil, gegen alle „diesbezüglich“, „anläßlich“, „vorstehend“, „nachstehend“ und „umstehend“, gegen die „Gemeinplätze“ und „Bandwurmsätze“, die Inversion mit und, gegen die „Jetztzeit“, das „Platzgreifen“ [„in Händen haben“, „zur Erörterung kommen“ oder „gelangen“ u. dgl.] begann! Es gab ein ganzes Verzeichnis verbotener Dinge: Adam und Eva, Demosthenes, [Napoleon], das arme Reh in Winterschilderungen, [moralisierende Betrachtungen am Schlusse eines Aufsatzes] u. s. f.

Ich will nur einen konkreten Fall erwähnen, der mich selbst betraf. Mein Lieblingsdichter war damals Scheffel und ich ahmte ihn einmal in einer Schularbeit aus Leibeskräften nach. Als die Arbeit zurückkam, stand darunter:

Kaum genügend!

„Scheffeln S' nicht so! Hätten Sie weniger gescheffelt, so hätten Sie eine bessere Note bekommen. Nachahmung fremder Art ist immer schimpflich, verfehlt und unwürdig. Goethe sagt: Das höchste Glück ist die Persönlichkeit!“

Diese Korrektur habe ich mir für mein Leben gemerkt und die darin enthaltene künstlerische Wahrheit auch auf meinem Gebiete — der bildenden Kunst — zu meinem Heile befolgt. Wie kläglich nimmt sich dagegen der armselige Rat eines meiner akademischen Lehrer aus: ich solle mich stets vor dem Einschlafen mit großen Gedanken beschäftigen! Von jener Korrektur aber galten für mich die Verse Liliencrons:

Schwamm ich viele Jahre lang
Steuerlos im Leben,
Hat mir heut der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben!

Den höchsten Triumph feierte Hugos Lehrkunst bei der Lektüre des Nibelungenliedes, das wir ja doch nur in Inhaltsangaben und Verwässerungen lesen sollten. Denn er half nach und las uns die schönsten Stellen aus dem Urtext vor oder zitierte sie aus dem Gedächtnis; und da geschah etwas, das uns noch nie geschehen war: des Liedes Recken, durch die neue Verordnung verdammt, in den Gräbern zu schnarchen, wuchsen lebendig aus ihrer Gruft hervor und schritten gewaffnet durch die Schulstube. Und mit ihnen wuchs des Lehrers Gestalt auf zur Reckengröße!

Breit was er zen brusten, diu bein im wâren lanc
und eislich sîn gesihene, er hete hêrlichen ganc.

Das große Lied hat mich seit jenen Tagen durchs Leben geleitet, ich kann's heute halb auswendig, und wenn ich eine Donaureise mache, so gehört die Ausgabe von Bartsch und Pfeiffer stets zu den Inventargegenständen meines Rucksacks. Mein Leben lang werd' ich mich freuen, daß uns in alten Maeren so 'wunders vil geseit'."

So weisen diese Schülererinnerungen immer wieder auf den einen Punkt hin, wo Professor Hugo noch einmal und gerade im rechten Augenblick und in der richtigsten Weise über den gewohnten Kreis segensreichen Wirkens hinausgegriffen und der Allgemeinheit unserer Mittelschulen einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. Seit Jahren schon hatte sich die Behörde wiederholt des fachmännischen Rates und der reichen Erfahrung Professor Hugos bedient, Gutachten[1]) über neu einzuführende Schulbücher von ihm eingeholt und ihn in die Kommission für die Umarbeitung der Lesebücher für Volks- und Bürgerschulen berufen. So ersprießlich auch da sein Wirken war: seine eigentliche Großtat ist seine Stellungnahme zum Lehrplan des Deutschen auf der Oberstufe des Gymnasiums.

Im Jahre 1884 war der Unterricht im Mittelhochdeutschen abgeschafft und durch eine sprachwissenschaftlich-psychologische Unterweisung ersetzt worden, deren Programm Seemüller in Schriften, die jedem Fachmanne bekannt sind[2]), entwickelte. Professor Hugo, der ja schon ein Vierteljahrhundert früher eifervoll für mittelhochdeutsche Schullektüre eingetreten war[3]), empfand es fast wie eine persönliche Kränkung, daß gerade einer seiner Schüler zu diesem Zerstörungswerk die Hand geboten hatte und die lebensvolle Klarheit eines Dichtwerkes in

[1]) Entwürfe dazu im Nachlaß.

[2]) Zur Methodik des deutschen Unterrichts in V.; Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Grammatik am Obergymn. Wien 1885.

[3]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1859, S. 70: „Die Überzeugung, daß die Kenntnis einiger der wichtigsten Erscheinungen der mittelhochdeutschen Literatur in der Ursprache für unsere Gymnasialschüler unerläßlich ist, scheint endlich so allgemein zu werden, als Referent es schon längst gewünscht hat."

der alten Sprache durch die graue Theorie eines modern-grammatischen Systems ersetzen wollte. Und als im Jahre 1887 der niederösterreichische Landesschulrat im Auftrage des Ministeriums[1]) unmittelbar aus den Kreisen der beteiligten Schulmänner[2]) zu hören wünschte, welche Beobachtungen und Erfahrungen in bezug auf den abgeänderten Lehrplan des Deutschen im Obergymnasium gemacht worden seien, da führte Professor Hugo in einem Gutachten, das die Registratur des niederösterreichischen Landesschulrats als einen ihrer kostbarsten Schätze verwahrt[3]), den unwiderleglichen Beweis, daß die versuchte Änderung den Schülern Steine statt Brotes reiche und jedenfalls sobald als möglich wieder rückgängig zu machen sei. Wohl hat das Ministerium die ganze Angelegenheit damals in einem mit Professor Hugos Ansichten wesentlich übereinstimmenden Sinne entschieden und das Mittelhochdeutsche wieder eingeführt; doch scheint es mir, daß auch heute wiederum, wo durch die Lehrpläne von 1909, noch viel mehr durch das Erscheinen der neuen Lehrbücher vieles in Fluß gekommen ist, es der Schule sehr zum Heile gereichte, wenn sie auch in Einzelheiten Maretas Ratschläge und Meinungen recht aufmerksam hören und erwägen wollte.

In der Kritik der versuchten Änderungen will Prof. Hugo zunächst zeigen, daß Phonetik und Sprachpsychologie in der V. und VI. Klasse dem Unterricht in der Somatologie in VI, der Physik und Propädeutik in VIII vorgreife und verfrühte Anforderungen stelle. Bei der Lehre vom Lautwandel aber dürfe man bei Beschränkung auf das neuhochdeutsche Sprachmaterial keinen Erfolg erwarten. Denn „daß ohne Herbeiziehung älterer Formen eine Erklärung des Umlauts, des Rückumlauts, der Brechung, des Ablauts nicht erreicht werden kann, beweisen indirekt alle diejenigen, welche Leitfäden für den grammatischen Unterricht nach dem neuen Lehrplan verfaßten"; auch sie müssen ältere Formen anführen, doch drücken sie sich ihrem Grundsatz zuliebe so unbestimmt aus, daß die Schüler doch keinen Nutzen davon haben[4]). Scharf wendet sich Prof. Hugo gegen das Verfahren, das doch auch sonst dem Aufbau unseres Lehrplans in den anderen Sprachen durchaus widerspricht, Auszüge und Übersetzungen an Stelle der möglichst vollständig zu lesenden Originale treten zu lassen und so den Stoff scheinbar in größerer Vollständigkeit zu bewältigen, während doch bei der Hast des Durchjagens der Segen ausbleibt. Die Uhlandschen Auszüge aber, die von ihrem Verfasser niemals für den Druck bestimmt waren, und ebenso die Simrock-

---

[1]) Min. 11. Oktober 1887, Z. 20.469

[2]) Außer Mareta wurde auch Prof. Johann Schmidt am Staatsgymnasium Wien III befragt, der nur kühl für mittelhochdeutsche Lektüre eintrat. Ferner setzten sich die Lehrkörper der Gymnasien Wien II, Wien V, Wien IX und Bielitz in Eingaben für die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen ein.

[3]) Beilage zum Normale des Ministeriums vom 14. Jänner 1890, Z. 370 (Prot.-Nr. 596 L. S. R.). — Entwurf im Nachlaß.

[4]) Ich darf der Kürze halber auf meinen Vortrag: „Sprachwissenschaft und Mittelschule" verweisen. „Österr. Mittelschule" XXV, S. 176 ff., besonders 183.

sche Übersetzung sind vielfach nur dem verständlich, der die mittelhochdeutschen Bedeutungen der Worte kennt; sie leiten den Schüler in die Irre und wirken schädlich auf seine Ausdrucksweise beim Sprechen und Schreiben. Mit zwingender Notwendigkeit geht aus diesen Erwägungen P. Hugos Antrag hervor, die mittelhochdeutsche Lektüre wieder aufzunehmen.

Gestützt auf Darlegungen Burdachs[1]), Müllenhoffs[2]), Hildebrands[3]) und österreichischer Schulmänner[4]), beweist Mareta, daß ohne historische Kenntnis unserer älteren Sprache auch viele Worte Lessings oder Goethes mißverstanden werden. „Die Schüler, welche Livius und Cicero übersetzten, nehmen leicht die Gewohnheit an, lange Perioden zu machen. An der mittelhochdeutschen Syntax kann man nun dem Schüler zeigen, wie einfach und unverschnörkelt, wie frei von Verrenkungen der deutsche Satzbau einst war und was seine eigentliche Natur ist.“ Jetzt erst werden die Schüler die Prosa unserer Meister recht würdigen können. Nur durch das Studium des Mittelhochdeutschen bekommt der Schüler eine Vorstellung vom Leben und Werden der deutschen Sprache. „Er lernt begreifen, daß die Sprache geradeso wächst, stark wird und vergeht, wie der einzelne Mensch, wie das einzelne Volk.“ Ferner wird die Lektüre des Nibelungenliedes und einiger Gesänge Walthers Geist und Sinn der Jugend erfrischen, ihr Gemüt veredeln, auf die Charakterentwicklung einwirken. „Der Lehrer muß sich aber damit begnügen, fleißig zu lesen, und den Inhalt des Gelesenen ungestört auf das Gemüt der Schüler wirken lassen, dann wird die Bildung des Geschmacks und das Verständnis der Kunstform von selbst kommen.“ Für den Österreicher sind die hervorragendsten Schöpfungen der Poesie des Mittelalters — die Nibelungen und die Lieder Walthers, da die Schule auf dieser Stufe eben doch von den höfischen Epen absehen muß — ein Gegenstand vaterländischen Stolzes. Zudem ist für uns das Mittelhochdeutsche weder eine fremde, noch eine ganz neue Sprache. Unsere Mundart hat in der Aussprache und im Wortschatz vieles bewahrt, was unsere Schriftsprache nicht mehr besitzt, so daß sich unsere Schüler schnell einlesen und recht befriedigende Fortschritte machen.

Soll aber innerhalb eines Semesters in der Lektüre etwas geleistet werden, so müssen Grammatik und Literaturgeschichte auf das Unentbehrlichste beschränkt werden. In den ersten Stunden liest, übersetzt und erklärt der Lehrer selbst, erst nach etwa 30 Strophen gibt er eine Präparation auf, nach beiläufig drei Wochen kann er dann schon ein rascheres Tempo einschlagen, ohne aber dabei oberflächlich zu werden,

---

[1]) Zeitschr. f. deutsches Altertum XXX, S. 134—163.
[2]) Berliner Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1854, S. 177—199.
[3]) Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. 1887.
[4]) Kummer, Prosch, Smolle, Knieschek in Kummers Stimmen über den österr. Gymnasiallehrplan vom 24. Mai 1884, S. 95—200; Khull in den Verhandlungen des Vereins „Innerösterreichische Mittelschule“ in Graz 1886, S. 72—92.

ohne gelegentliche Hinweise auf Eigentümlichkeiten der Formenlehre und Syntax zu versäumen. Besonders muß er unter allen Umständen, so oft ein Wort eine andere Bedeutung hat als das entsprechende neuhochdeutsche, darauf aufmerksam machen. Alle neuhochdeutschen Lesestücke und Auszüge sind auszuschließen. Auch der Lesestoff des zweiten Semesters ist besonnen einzuschränken. Von Lessings Literaturbriefen und der Dramaturgie kommen für diese Stufe nur Stücke biographischen Inhalts in Betracht, die andern sind zu schwierig oder setzen sachliche Kenntnisse voraus, die dem Schüler abgehen. So müßte ein Teil des Stoffes der VIII. Klasse zugewiesen und dort dadurch Platz geschafft werden, daß man Schillers Schrift „über naive und sentimentalische Dichtung“, in der vieles über den geistigen Horizont der Schüler hinausgeht, aus dem Kanon der zu lesenden Werke streicht. Die Biographien von Klopstock, Wieland und Lessing, noch mehr aber die literarhistorischen Schilderungen jener Zeiten, die die Schüler nicht aus großen zusammenhängenden Werken kennen lernen, müßten bedeutend gekürzt werden [1].

Diese Anregungen sind damals teils durch die Ministerialverordnung, teils durch Umarbeitungen der Lehrbücher so gut wie sämtlich verwirklicht worden. Auch ein anderer Lieblingswunsch P. Hugos, daß nämlich für die literarischen Werke, die im Gymnasium gelesen und besprochen werden, unter keinen Umständen bei Goethes Tod eine Grenze gezogen werden dürfe — schon deshalb nicht, weil uns Landsleuten Grillparzers und Roseggers damit bitter Unrecht geschähe —, wurde nach und nach erfüllt. Freilich blieb Mareta auch da unbeirrbar und gab sich darüber, was die Schule in diesen frühen Lebensjahren und bei der beschränkten Unterrichtszeit leisten könne, keinerlei Täuschungen hin. In einem Gutachten, das er noch 1904 über Lampels Lesebuch, 2. Auflage, mit einem Anhange über die Literatur der neuesten Zeit [2]), erstattete, begrüßt er die Erweiterung des Stoffes, die lobenswerte Objektivität, mit der Hebbel charakterisiert wird, stellt fest, daß das Buch noch keine Werke neuerer Dichter bringe, daß dies aber jedenfalls baldigst werde geschehen müssen, verlangt eine ausführlichere und treffendere Charakteristik Stelzhamers und verbessert sonstige irrtümliche Angaben; er wendet sich aber sogleich auch gegen das Übermaß von Namen, das dieser Abriß über den Schüler ausschüttet, und verlangt, daß Frankl, Prutz, Sallet, Herz, Fröhlich, Karoline Pichler, Luise Mühlbach, Ida Hahn-Hahn, Büchner, Raupach. Haffner, Lortzing, Gottschall, Brachvogel, Mosenthal, Nissel u. a. gestrichen werden. Im Lesestoff erwägt er eine Kürzung der allzu reichlich bemessenen Auswahl aus Rückert und Platen

---

[1]) Aus ähnlichen Gründen empfahl Schmidt, den literarhistorischen Unterricht erst im 2. Semester von den ersten Anfängen an zu beginnen, „weil durch die mittelhochdeutsche Lektüre erst manches klar geworden ist, was die Schüler sonst auf guten Glauben hinnehmen müssen.“ Auch diese Forderung ist für unsere heutige V. Klasse ebenso berechtigt wie damals für die VI.

[2]) Aufgefordert mit Min.-Erl. 2. März 1904, Z. 6205; Entwurf im Nachlaß.

und einige andere Streichungen und schreibt sich ins Konzept die vielsagende und bezeichnende Bemerkung: „Die Schüler würden mit diesen Änderungen zufrieden sein“.

Dieses Gutachten, das Prof. Hugo bereits im Ruhestande erstattete, ist die letzte Stellungnahme zu Fragen des Unterrichts, die ich nachweisen kann. Seitdem hat uns das Jahr 1909 neue Lehrpläne auch für unseren Gegenstand gebracht, die von dem deutschen Unterricht eine wesentlich umfangreichere Leistung verlangen, ohne ihm die geringste Vermehrung der Stundenzahl zu gönnen, Lehrpläne, die es keineswegs beabsichtigen und anordnen, die aber im Verein mit den neu erschienenen Lehrbüchern leicht dazu verleiten, die Literaturgeschichte über das Lesen zu stellen, eine Vollständigkeit anzustreben, die uns im Rahmen der bestehenden Einteilung versagt bleiben muß, und so, indem man entferntere Ziele ins Auge faßt, sogar die näherliegenden zu verfehlen. Und ich wünschte, — ich habe mich schon bei anderen Anlässen[1]) auf die Gefahr hin, unmodern und reaktionär zu heißen, zu solchen Ansichten bekannt — daß Hugo Mareta als Mahner und Warner wieder unter uns aufstünde und jeden Lehrer des Deutschen verantwortlich machte, die Auswahl seiner Lektüre, die immer die Hauptsache bleibt, so zu bemessen, daß sie ohne Hast und Drängen bewältigt wird. Bekommen wir, was wir sehnlichst hoffen, mehr Stunden: um so besser! Können wir sie jetzt noch nicht bekommen, dann werden wir den besonderen und überragenden Wert unseres Gegenstandes nicht durch die Büchertitel und Inhaltsangaben beweisen, die wir unsern Schülern abfragen, sondern durch die Begeisterung, die der vertraute Umgang mit den großen Denkmälern deutscher Vergangenheit und deutschen Geisteslebens gerade ohne alles Drängen und Pressen am sichersten erzeugt. Schelte niemand die oben mitgeteilten Ratschläge Maretas allzu einfach und selbstverständlich! Freilich kennen wir diese Lehren alle, aber soweit ich sehe, fehlt uns heutigen Lehrern der Mut und das große Vertrauen, unsere Saat in geduldigem Warten reifen zu lassen, und darum auch der nachhaltige Erfolg. Die Kritik und sachliche Belehrung drängt dem aufkeimenden Gefühl allzu eifrig nach, wenn sie ihm nicht überhaupt von vornherein den Boden abgräbt. Hier heißt es Maß halten; ist doch eine Beschränkung, die der Meister im rechten Augenblicke übt, kein grundsätzlicher und dauernder Verzicht; denn wen die Liebe zum Nibelungenlied so treu durchs Leben geleitet wie die ehemaligen Schottengymnasiasten, der wird auch an Hebbel und Keller, an Raabe und Fontane selbsttätig wieder gut machen, was die Schule diesen und andern Großen unseres Volkes — vor allem, aber nicht ausschließlich wegen Zeitmangels — schuldig bleiben mußte. Nur wenn wir im Geiste Maretas fortschrittlich sind, ohne uns von modernen Schlagworten täuschen, von Eitelkeiten blenden zu lassen, wird die österreichische Mittelschule wieder so wie damals, als Mareta ihrem deutschen Unterricht die Wege wies, über das gesamte deutsche Sprachgebiet hin eine führende Stellung behaupten.

[1]) Z. B. auf dem 10. Mittelschultag. Vgl. Österr. Mittelschule XXIV, S. 441 ff. = Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1910, S. 830 ff.

Dem ersprießlichen Wirken Hugo Maretas fehlte es auch nicht an äußeren Zeichen der Anerkennung. Wiederholt zeichnete ihn der Landesschulrat durch ehrende Zuschriften [1]) aus, kaiserliche Entschließung verlieh ihm im vierzigsten Jahre seiner Lehrtätigkeit (1892) den Titel eines Schulrats und im Jahre 1901 schmückte ihn, wieder durch die Gnade Seiner Majestät, das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens. Der Verein Mittelschule, dem Mareta seit der Gründung des Vereines angehörte, erkannte ihm 1911 die höchst sparsam vergebene Würde eines Ehrenmitgliedes zu. Seiner nimmermüden Tätigkeitsfreude zuliebe hob das Ministerium in vier aufeinander folgenden Jahren das Gesetz, daß das erreichte Alter von 70 Jahren vom Lehramte ausschließt, zu seinen Gunsten auf; selbst nach erfolgter Pensionierung suchte das Schottengymnasium in vorübergehender Lehrernot, natürlich wieder mit besonderer Bewilligung der Behörde, Aushilfe bei Prof. Mareta und erst im Sommer 1903, nach mehr als einem halben Jahrhundert anstrengendster Lehrtätigkeit, nachdem ihm das Ministerium nochmals die besondere Anerkennung und den Dank für vieljähriges, vorzügliches Wirken ausgesprochen hatte, gönnte er sich Ruhe, die für ihn kein behagliches oder müdes Ausruhen, sondern eben nur ganz ungestörte eigene Arbeit bedeutete. Das Schuljahr blieb auch weiter die Richtschnur seiner Zeiteinteilung, er ging nicht vor dem Dankgottesdienst aufs Land und rückte pünktlich zum Geistamt wieder ein. Wie er seine Zeit anzuwenden wußte, bezeugt ein umfassendes und überaus reichhaltiges Lektüreverzeichnis im Nachlaß. Nichts blieb ihm fremd, auch nicht die Werke jener Männer, deren Art und Richtung er ablehnte; und als ihn in der Nacht zum 31. Oktober 1913 ohne eigentliches Kranksein der Tod hinwegnahm, standen schon die für den nächsten Tag umgetauschten Bücher auf seinem Pult. Nie hat er sein Leben kümmerlich gefristet, sein Dasein war die Kraft und Regsamkeit eines Jünglings. Er lebt fort in seinen Werken und Verdiensten, die Segnungen seines vorbildlichen Schaffens genießen Tausende, die ihn nie gekannt haben; möge in unsern Herzen, bei seinen Schülern, nicht nur die Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihn, sondern vor allem das Feuer seiner Begeisterung, die Reinheit seiner Überzeugung, der Adel seiner Seele fortleben! Kein schöneres Denkmal hat er sich je selbst gewünscht, dieses aber soll ihm werden!

Wien. Richard Findeis.

---

[1]) So heißt es in einem Schreiben vom 20. April 1901: „Mit besonderer Befriedigung hat der Landesschulrat aus dem Berichte ..... neuerlich entnommen, daß Euer Hochwohlgeboren in beneidenswerter körperlicher und geistiger Frische den deutschen Unterricht in mustergiltiger Weise erteilen. In Würdigung der Vortrefflichkeit des von Ihnen eingehaltenen Unterrichtsverfahrens findet sich der k. k. Landesschulrat veranlaßt, Ihnen seine volle Anerkennung auszusprechen.“

Arbeiten des Bundes für Schulreform, Allgem. Deutschen Verbandes für Erziehung und Unterrichtswesen. Erster Deutscher Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde zu Dresden am 6., 7. und 8. Oktober 1911. I. Teil: „Die Arbeitsschule.“ Vorträge und Verhandlungen am Freitag, dem 6. Oktober 1911. — II. Teil: „Intelligenzproblem und Schule.“ Vorträge und Verhandlungen am Sonnabend, dem 7. Oktober 1911. 94 und 105 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1912.

Es ist ein verdienstliches Werk des Bundes für Schulreform, die Verhandlungen des I. Deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde auch denjenigen zugänglich gemacht zu haben, denen es nicht gegönnt war, an ihnen teilzunehmen. Bringen die Berichte auch denen, die die ganze Angelegenheit der Schulreform dauernd mit Interesse verfolgen, kaum etwas wesentlich Neues, so erfreuen sie ihn doch durch die geistige Höhe, auf der sich Vorträge und Verhandlungen bewegen, und liefern zugleich ein wertvolles Gesamtbild des augenblicklichen Standes der verhandelten Fragen. Auch die vielfachen Literaturnachweise fördern den Leser.

Der erste Teil behandelt das Problem der Arbeitsschule. Die Einleitung bilden zwei Vorträge Kerschensteiners und Gaudigs, die, in vielem übereinstimmend, doch auch wesentliche Unterschiede aufweisen. Kerschensteiner hat vornehmlich die Volksschule und die an diese sich anschließenden Einrichtungen (Fortbildungsschulen u. dgl.) im Auge, Gaudig mehr die Mittelschule (höheren Schulen); jenem ist das Endziel der Erziehung der tüchtige Staatsbürger, diesem die geistig-sittliche Persönlichkeit. Ist auch dem einen nur ein sittlicher Mensch ein guter Staatsbürger, fordert auch der andere von der sittlichen Persönlichkeit die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten, so ergeben sich doch aus dieser Verschiedenheit der Zielsetzung Verschiedenheiten der praktischen Folgerungen. So hat denn auch der Begriff 'Arbeit' bei Kerschensteiner eine etwas andere Färbung als bei Gaudig, eine — wenn ich so sagen soll — mehr materialistisch-sozialistische. Es wird die körperliche Seite stärker betont — ganz gemäß dem Lebens- und Erfahrungskreise, dem K.s Lebensarbeit gilt — freilich findet auch die selbständige geistige Arbeit ihr Recht — während Gaudig die geistige Selbstbetätigung des Schülers mehr in den Vordergrund stellt, wenn auch er den Wert der 'manuellen' Arbeit anerkennt. Der Gang der Verhandlungen zeigte im allgemeinen neben vermittelnden Stimmen eine gewisse größere Geneigtheit, sich den Auffassungen und der Ausdrucksweise Gaudigs anzuschließen.

An diese allgemeine Erörterung schloß sich eine Reihe von Vorträgen, in denen die Anwendung des Prinzipes der Arbeitsschule gezeigt wurde: auf den Gesamtunterricht der Unterstufe (Prof. Wetekamp-Schöneberg — Lehrer P. Vogel-Leipzig); auf den Sprachunterricht (Prof. O. Anthes-Leipzig, Neuendorff-Mühlheim a. Ruhr). Der historische Unterricht wird von Dr. Paul Rühlmann-Leipzig behandelt, der mathematisch-naturwissenschaftliche von Grimschl-Hamburg, Fricke-Bremen, Herding-Hamburg. Die erziehliche Handarbeit besprachen Pabst-Leipzig, Franck-Berlin, Lamverіks-Hagen i. W., Margot Grupe-Berlin. Allen diesen Vor-

trägen ist gemeinsam eine ruhige Besonnenheit in der Zielsetzung, in der Erwägung der Möglichkeiten der Anwendung des Arbeitsprinzips auf die einzelnen Fächer, verbunden mit der Anerkennung dessen, was schon die bisherige Schule geleistet, eine klare, auch dem Fachlehrer anderer Gegenstände, ja auch dem gebildeten Laien wohl erfaßbare Verdeutlichung der Begriffe durch geschickt gewählte und gut ausgeführte Beispiele. Der Verlockung, auf Einzelheiten einzugehen, muß der Berichterstatter an dieser Stelle widerstehen; nur so viel sei bemerkt, daß bei uns in Österreich manches schon geworden oder doch in siegreichem Vordringen begriffen ist, um dessen Anerkennung draußen noch hart gekämpft werden muß.

Die Verhandlungen des zweiten Tages drehten sich um das Intelligenzproblem und die Schule.

Der bekannte Breslauer Psychologe W. Stern besprach Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse der Intelligenzprüfung. Der sehr interessante Vortrag weist zunächst die Notwendigkeit des Strebens nach einer gesicherten Methode einer Intelligenzprüfung nach, d. h. einer Prüfung, die es ermöglicht, nicht nur das Vorhandensein oder Fehlen einzelner Begabungen (Talent) festzustellen, sondern die Gesamtbefähigung eines Kindes, und zwar mit möglichster Ausschaltung aller das Bild verändernden und darum täuschenden äußeren Umstände, zu erkennen. Als die vorläufig beste erscheint ihm die Binet-Simonsche Methode[1]). Doch warnt er vor ihrer Überschätzung und will ihr nur ihre Bedeutung als ergänzendes Moment im System der Individualitätsuntersuchung anerkannt wissen. Interessant ist, daß statistisch das Ergebnis der Binet-Simonschen Intelligenzprüfungen ungefähr mit der Klassifikation der Schule übereinstimmt. Mit der Forderung von Instituten für Jugendkunde an den Universitäten und schulpsychologischer Ämter schließt der bedeutsame Vortrag.

Prof. Meumann-Hamburg behandelte die Untersuchung der Denktätigkeit als Methode der Intelligenzprüfung. Er gibt den Prüflingen einzelne Wörter, aus denen Sätze zu bilden, Schlagwörter, nach denen eine Geschichte zu formen ist. So interessant die Ergebnisse dieser Prüfungen sind, so leiden sie doch — und das wurde auch in der Verhandlung hervorgehoben — an dem Fehler, daß sie allzu sehr von der Sprachgewandtheit des Kindes, ja auch von gewissen Charaktereigenschaften abhängen, um einen sicheren Schluß zu gestatten. Über die Intelligenzprüfungen bei psychopathischen und kriminellen Kindern referierte Privatdozent Dr. Franz Kramer-Breslau. Es handelt sich im wesentlichen um die Anwendung der Binetschen Methode, jedoch mit dem besonderen Bemühen, den Einfluß der Umwelt und der Erziehung auf die Prüfungsergebnisse zu erkennen. Für den reichen Inhalt dieses Vortrages muß auf den Bericht verwiesen werden. Bemerkenswert ist, daß Kinder, die

[1]) Die deutsche Fassung dargelegt von O. Bobertag in der Zeitschr. für angewandte Psychologie u. ps. S., Band V, Heft 2, genannt in der auch sonst wichtigen Anm. S. 20.

schwere sittliche Mängel aufwiesen, hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten (Intelligenz) sich als durchaus normal zeigten, daß in anderen Fällen, wo Mängel beiderlei Art vorhanden waren, durchaus kein Parallelismus festzustellen war. Ähnliche Ergebnisse zeigten auch die Untersuchungen Dr. Chotzens bei Hilfsschulkindern. Auch hier wurde nachgewiesen, daß zwischen dem Grade des Intelligenzdefektes und der Hilfsschulbedürftigkeit kein festes Abhängigkeitsverhältnis nachzuweisen ist, daß hiefür auch andere Anomalien in Betracht kommen.

Aus den Verhandlungen sei hervorgehoben, daß von allen Seiten der hohe Wert der dauernden planmäßigen Beobachtungen der Schule betont wurde, freilich auch eine entsprechende Befähigung und Neigung der Lehrer vorausgesetzt — erscheint doch auch die Übereinstimmung von Schulurteil und Intelligenzprüfung als Beweis für deren Richtigkeit. Daher die Forderung des Zusammenarbeitens von Psychologen und Pädagogen im Interesse der Jugend und der Wissenschaft. Gegenüber den Befürchtungen, daß das 'Schulpsychologische Amt' eine neue Beschränkung der Lehrerselbständigkeit, neue Inspektoren bedeute, gab Professor Stern im Schlußworte beachtenswerte, beruhigende Aufklärungen über die Aufgaben eines solchen Amtes.

Die folgende Vortragsreihe war der Bedeutung des Intelligenzproblems für die Schulorganisation gewidmet, d. h. der Frage, durch welche Schulorganisation die Übelstände am ehesten gemildert werden können, die die Vereinigung allzu ungleicher Begabungen in derselben Klasse zur Folge hat. Unter dem Titel: 'Intelligenz und Schule' besprach Universitätsprofessor G. Deuchler-Tübingen das Mannheimer System gedankentief und gründlich, Prof. Dr. Petzold-Spandau forderte Sonderschulen für hervorragend Begabte in der Begründung dreier Thesen, die den Haupteinwänden gegen diese Einrichtung entgegentreten, und endlich entwickelte Prof. Dr. Hermann Raschke-Wien seine den Lesern dieser Zeitschrift ja wohlbekannten Vorschläge über Mindestlehrstoff und Normallehrstoff. Die Erregung, in welche die ersten zwei Vorträge einen großen Teil der Versammlung versetzt zu haben scheinen, hatte zur Folge, daß in der Verhandlung auf die inhaltlich wertvollen und klaren, überzeugenden Auseinandersetzungen Raschkes nur wenig Rücksicht genommen wurde. Um diese Stimmung der Versammlung zu begreifen, brauchen wir uns nur an dasjenige zu erinnern, was wir vor nicht allzu langer Zeit anläßlich der Einführung eines etwas abgewandelten Mannheimer Systems in Wien erlebt haben. Was an Gründen für und gegen dieses und die 'Sonderklassen für Begabte' in Büchern, Zeitschriften und Tageszeitungen vorgebracht wurde, erschien auch hier wieder. Namentlich erwies sich die Verquickung der Volksschul- und Mittelschulfrage als schädlich, und so kamen gerade diejenigen Ideen zu kurz, die die größte Beachtung verdient hätten, die Vorschläge Raschkes.

Jedes Bändchen enthält außer dem eigentlichen Texte den Bericht über die einleitenden Förmlichkeiten sowie am Schlusse die Liste der Kongreßteilnehmer. Noch eines: Der Wortlaut der Reden wie der Ver-

handlungen zeigt wieder einmal das Fremdwörterelend[1]) unserer Sprache! Beide Bändchen seien der Aufmerksamkeit aller Lehrer und aller Freunde der Schule dringendst empfohlen.

Wien. Dr. Ludwig Singer.

Ad. Matthias, Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung. Berlin, Weidmann 1913. VI und 319 SS. Preis 6 Mk.

Das neue Buch von Adolf Matthias ist ein Seitenstück zu Wilhelm Münchs „Zukunftspädagogik". Während aber Münch greifbare Vorschläge für die Zukunftsschule vermissen läßt, steht Matthias hier wie in seinem „Benjamin" oder in der „Praktischen Pädagogik" auf dem sicheren Boden eigener Erfahrung und geschichtlicher Voraussetzung. Von seinen Erfahrungen als Lehrer, Direktor und vortragender Rat erzählt er nun in diesem Buche, und wo sich an die Erfahrungen Zukunftsfragen anknüpfen, geht er auf diese ein und gibt Richtlinien, wie sie ihre Lösung, ihre Verwirklichung finden könnten. Das Buch geht von den Konferenzen von 1890 und 1900 aus, mit denen in Preußen das amtliche Reformwerk der Mittelschulen einsetzte. Im 2. und 3. Abschnitte behandelt er die verschiedenen Mittelschultypen, besonders genau die Schulen nach dem Frankfurter System. Auf Grund seiner reichen Erfahrung ist der Verfasser zur Überzeugung nicht nur von der Gleichberechtigung, sondern auch von der Gleichwertigkeit dieser Schulen gelangt. Seine Vorliebe für das Frankfurter System erklärt auch sein warmes Eintreten für den einheitlichen Unterbau der höheren Schule, dessen Notwendigkeit aus pädagogischen und wirtschaftlichen Ursachen begründet wird. Sodann werden die Organisation des Kultusministeriums und des Provinzialschulkollegiums sowie die Stellung des Direktors und des Oberlehrers besprochen. Wie in Österreich ist auch in Preußen die unverhältnismäßig bescheidene Rolle zu beklagen, welche die Lehrer in der Leitung des Schulwesens spielen, und die unglückselige Doppelstellung des Lehrers als Erzieher und Beamter. Auch das, was hier über die soziale Stellung des Mittelschullehrers, das Inspektionswesen, die Lehramts- und Reifeprüfung gesagt wird, läßt auf eine Ähnlichkeit zwischen den österreichischen und preußischen Verhältnissen schließen, zeigt aber, daß die preußischen Mittelschullehrer noch manches zu erwarten haben, was uns bereits gewährt wurde. Im zweiten Teile gibt Matthias eine treffliche Charakteristik der gegenwärtigen Stellung der einzelnen Lehrgegenstände und weist darüber hinaus, wie Ziel und Methodik der einzelnen ausgestaltet werden könnten und sollen. Am meisten scheint dem Verfasser der Deutschunterricht reformbedürftig zu sein, für den er eine ausgiebige Stundenvermehrung verlangt. Im Kapitel 'Ge-

---

[1]) In dieser Besprechung sind meist die von den Rednern angewendeten Ausdrücke beibehalten.

schichte und Geographie' werden die Probleme der Bürgerkunde, der Quellenlektüre, des Zahlenkanons und der Heimatkunde gewürdigt. Der staatsbürgerlichen Erziehung ist der letzte Abschnitt gewidmet. Matthias erblickt in der Selbstachtung die Voraussetzung aller moralischen Regeneration. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler reformiert werden. Erziehung zur Selbstachtung, Wahrheitsliebe und Selbsterziehung werden als die erzieherischen Hauptaufgaben der Mittelschule hingestellt und Matthias betont mit Recht, daß für die Lösung dieser ethischen Aufgaben von Seite der Mittelschullehrer bisher ungleich weniger geschehen ist als für die der intellektuellen. Sein Rat nun, zur Lösung dieser Fragen es im Sinne Försters und der Amerikaner mit der Schulgemeinde zu versuchen, wird nach den Erfahrungen, die in Österreich gemacht wurden, wenigstens im Augenblicke nicht auf viel Zustimmung rechnen dürfen. Matthias' neuestes Buch ist weder eine Biographie, in der sich nur schwer Unwesentliches vom Wesentlichen, Besonderes vom Allgemeinen scheiden läßt, noch eine Reformschrift mit verstiegenen, allgemeinen Forderungen in der Art, wie sie uns in der letzten Zeit so vielfach beschert und zur Qual geworden sind Es fußt vielmehr auf dem Leben und den vorhandenen Voraussetzungen und eben darauf beruht der Reiz, den seine Lektüre dem Schulmanne bietet. Und solcher Bücher können nicht genug geschrieben werden; denn

'Erdachtes mag zu denken geben,
Doch nur Erlebtes kann beleben.'

Innsbruck. H. Montzka.

Über die Notwendigkeit der Ausbildung der Lehrer in Gesundheitspflege. Von Dr. G. Leubuscher, Geh. Medizinalrat in Meiningen. (Schriften des Deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Heft 7.) Leipzig, Teubner 1911. 14 SS. 8⁰. Preis Mk. —·50.

Da die tägliche und stündliche Kontrolle der schulhygienischen Einrichtungen der Schule Sache des Lehrers ist und bleiben wird, ferner der Lehrer die Schüler während der ganzen Schulzeit vor Augen hat, so plaidiert der in Fachkreisen rühmlich bekannte, um Hygieneunterricht und Schularzt verdiente Verf. für den einschlägigen Unterricht und bemerkt, wie geringe Verbreitung derselbe in den reichsdeutschen Staaten hat, daß Prüfung überhaupt nicht eingeführt ist. Auch für die Mittelschule betont er die Wichtigkeit der Sache. In diesen Hinsichten sind wir in Österreich bekanntlich dem Deutschen Reiche weit voraus, da nicht nur längst (1891) der Unterricht für Lehramtskandidaten der Volksschule samt Prüfung eingeführt ist, sondern auch für die Kandidaten der Mittelschule schon 1905 Prüfung obligat wurde und die neue Prüfungsvorschrift (1911) bei „Inhalt des Prüfungszeugnisses“ u. a. anführt: „Den Nachweis des Besuches der Vorlesungen über Schulhygiene (hygienische Pädagogik) und körperliche Erziehung“, was in praxi Vorlage des Kolloquienzeugnisses

bedeutet. Hinsichtlich des Hygiene-Unterrichts an den Mittelschulen tritt Leubuscher sehr richtig dafür ein, daß ihn der Naturhistoriker erteile; dafür sind die Vorbedingungen bei uns wohl günstiger als im Deutschen Reiche, einerseits wegen der gestreiften Vorbildung an der Hochschule, andererseits in Hinblick auf die Stellung der Naturgeschichte als Unterrichtsgegenstand. Dazu kommt im allgemeinen die gründliche biologische Ausbildung des angehenden Naturhistorikers. In unseren amtlich approbierten Schulbüchern, speziell jenen für Somatologie, sind seit lange systematische Darstellungen hygienischen Inhalts eingefügt, auch hie und da etwas in Schulbüchern für andere Fächer, und könnte in solchen für manchen Unterrichtsgegenstand jener Einschlag mehr berücksichtigt werden. Ferner ist zu wünschen, daß sich von unseren Kollegen an der Mittelschule eine größere Anzahl als bisher auch während der Dienstzeit mit dem anziehenden Thema mehr beschäftigen möchte, womöglich in jedem Lehrkörper eines Gymnasiums, einer Realschule, eines Lyzeums usw. ein Herr bezw. eine Dame. Hinsichtlich der Schulärzte betont Leubuscher deren Wichtigkeit auch für die Mittelschule und bemerkt, daß sie im Deutschen Reiche hie und da an den bezüglichen Schulen vertreten sind (übrigens auch bei uns); wir betonen nochmals unseren Standpunkt, daß der Schularzt wohl am ersprießlichsten wirken wird, wenn er dem Erziehungskörper der Schule angehört, was allmählich erreichbar wäre. — Prof. Leubuschers maßvolles Schriftchen sei bestens empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Xenophons Kyrupädie ins Deutsche übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Kurt Woyte. Leipzig 1911. Reclams Universal-Bibliothek 5281—5284. 431 SS. Preis 80 Pf. = 96 h.

Die Reclamsche Universal-Bibliothek hat sich ein neues Verdienst um die Verbreitung der antiken Literatur erworben, indem sie ihren Übersetzungen Xenophontischer Werke, von denen schon längst die Anabasis, die *Ἀπομνημονεύματα*, das *Συμπόσιον*, vor kürzerer Zeit auch der *Οἰκονομικὸς* und die *Ἑλληνικὰ* erschienen waren, nun auch die Kyrupädie hinzufügte. Das anmutige Werk wird in dieser gut lesbaren Verdeutschung gewiß manchem willkommen sein und einige genußreiche Stunden bereiten. Der Übersetzer hat die beste Ausgabe zugrunde gelegt, im allgemeinen den Sinn getroffen und, wo es zum Verständnis erforderlich war, auch kurze Erläuterungen beigegeben. Am wenigsten bin ich mit der Einleitung einverstanden: sie greift in der Deutung des Zweckes der Kyrupädie fehl, schließt etwas voreilig aus dem Schlußkapitel auf die Abfassungszeit des ganzen Werkes und läßt überhaupt eine tiefer eindringende, farbenreiche Charakteristik vermissen, wie sie gerade für weitere Kreise erwünscht wäre.

Innsbruck. E. Kalinka.

Cäsar von G. Veith. Wissenschaft und Bildung Nr. 75. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig 1912. X und 177 SS. Preis Mk. 1·—, geb. Mk. 1·25.

Der durch seine Geschichte der Feldzüge des C. Julius Cäsar (Seidel, Wien 1900) und durch seine Mitarbeit an Kromayers Antike Schlachtfelder III, Italien und Afrika (Weidmann, Berlin 1912) in Fachkreisen wohlbekannte Verf. hat sich in erfreulicher Weise entschlossen, in einem kürzeren Buche Leben und Wirken Cäsars dem weiteren Publikum zu schildern. Die ehrliche Begeisterung für den großen Staatsmann und Feldherrn und die packende, frische Darstellung — besonders gelungen sind die kriegsgeschichtlichen Partien — werden mit Recht dem Buche einen Leserkreis gewinnen.

Der große Stoff wird trefflich in folgende sieben Kapitel gegliedert: I. Pompeius, II. Der Parteiführer, III. Gallien, IV. Lucca und Carrhae, V. Der Kampf um die Herrschaft, VI. Die Monarchie, VII. Divus Julius. Hierauf folgt eine knappe chronologische Übersicht, in der den Daten aus Cäsars Leben die gleichzeitigen Ereignisse gegenübergestellt sind; ein Literaturverzeichnis bildet den Abschluß des Werkes; beigegeben sind noch am Schlusse folgende Kärtchen: Gallien, Italien, Mazedonien und Griechenland, Vorderasien, Spanien, der Kriegsschauplatz in Afrika; die Karten sind trotz ihrer einfachen Ausführung für die topographische Orientierung vollkommen ausreichend. Voran geht dem Buche als Schmuck eine gute Reproduktion des Marmorkopfes Cäsars im Camposanto zu Pisa.

Wie in seinem großen Werke bekennt sich auch im vorliegenden Buche Veith zur Schule und Geschichtsauffassung Theodor Mommsens, wie sie sich namentlich in dessen Römischer Geschichte widerspiegelt. Doch trotz seiner Verehrung für Mommsen scheut sich Veith natürlich nicht, sei es auf Grund eigener Forschung, sei es auf Grund der Arbeiten anderer, eigene Bahnen zu wandeln. So beurteilt er Pompeius als Militär günstiger und entschieden gerechter als Mommsen. Nur für Cicero hat er nichts übrig; es muß hier schon als besondere Konzession angesehen werden, wenn Ciceros Verdienste um die Unterdrückung der katilinarischen Verschwörung anerkannt werden. Viel zu romantisch wird meiner Ansicht nach über den Tod des Antonius geurteilt, S. 171.

An störenden Druckfehlern fielen mir auf: *C. Mallius* (S. 32) für den Bandenführer *C. Manlius* und das Pränomen *P* statt *Q* für den Bruder des Redners Cicero (S. 70 und 73). Ein nicht beabsichtigter Widerspruch ist es wohl, wenn es S. 144 heißt: „Gallien, das er als Barbarenland betreten, verließ er in mächtig aufstrebender Entwicklung“, dagegen S. 47 (und zwar richtig) gesagt wird: „In Wahrheit waren aber die Gallier ebensowenig wie die Perser Barbaren im landläufigen Sinne. Sie hatten eine Kultur .... und vor allem war .... ihr Land ein Kulturland und keine Wildnis“.

Wien. Dr. A. Kappelmacher.

Schülerkommentar zu Q. Curtius Rufus. Von Hermann Röhl. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1912. 272 SS. 8⁰. Preis geb. Mk. 2 = K 2·40.

'Die hauptsächlichste Absicht des [vorliegenden] Kommentars ist, dem Schüler zu sprachlichem Verständnisse zu verhelfen; die sachlichen Erklärungen sind auf das allernotwenigste beschränkt'. So lautet das Programm der Röhlschen Arbeit, das sich mit dem der übrigen Kommentare, die im Tempsky-Freytagschen Verlage erschienen sind, so ziemlich deckt. Ref. findet, daß Röhl zur Förderung einer geschmackvollen, gewandten Übersetzung sein möglichstes bietet und dem Jargon, wie er sich namentlich bei Verdeutschung altklassischer Schriftsteller in der Schule eingebürgert hat, sichtlich zu begegnen bestrebt ist. Auch dem mäßig begabten Schüler bietet R. genug Hilfen, um mit geringer Mühe den Schriftsteller in einem anständigen Deutsch wiederzugeben. Aber anderseits ist doch zu fürchten, daß R. bisweilen des Guten zuviel getan hat. Zunächst bietet R. vielfach fertige Übersetzungen, wo der Schüler mit einer lexikalischen oder grammatischen Angabe sein Auslangen fände. Man vergleiche sofort die erten Noten (zu III 1, 1): *inter* = *haec interea.* — *ad conducendum militem* 'um Soldaten zu werben'. — *res componere* 'die Verhältnisse ordnen'. — *exercitum admovere ad* 'mit dem Heere vor..rücken'. — Alsdann finden sich wieder Übertragungen, die ohne

erläuternde Bemerkung dem Schüler unverständlich bleiben müssen. So III 11, 23 *impotentis fortunae species* 'ein Beispiel von übermütiger Willkür der Glücksgöttin'. Namentlich vermißt man zu einzelnen Übersetzungen unentbehrliche grammatische Bemerkungen. So zu X 5, 9 *certamen quoddam maeroris edebat*, wo man liest: *quidam* 'eine Art von'. Das genügt nicht; es ist zu betonen, daß *quidam* oft zur Milderung eines ungewöhnlichen (bildlichen) Ausdruckes dient, wie Ref. zur Stelle in seinem Kommentar bemerkt hat. — Geradezu irreführend ist zu X 5, 36 die Note *exspectare aliquem* 'jemandem Zeit gönnen'. Der Schüler muß glauben, daß *exspectare alqm* in der erwähnten Bedeutung eine frei verwendbare Phrase sei, die sich öfter findet. Allein die Stelle lautet: *exspectavere eum fata, dum ... impleret.* Wie man sieht, haben wir's mit einer Prolepsis zu tun, insofern *eum* dem Sinne nach als Subjekt in den Nebensatz gehört. — Sachliche Noten vermißt man zu VIII 1, 26 *laude dignos esse, non qui Samothracum initia viserent, cum Asiam uri vastarique oporteret*, wo für das Verständnis die Bemerkung des Ref. unentbehrlich ist: 'Philipp hatte sich als junger Mann in die Mysterien einweihen lassen', und zu VIII 6, 5 *praecipuus honos habebatur, quod licebat sedentibus vesci cum rege*, wo *sedentibus* zu erläutern war. — III 10, 2 *clamor maior exercitus numero* ist nicht kühner gesagt als X 10, 14 *maiorem esse praefecti opibus.*

Röhl schließt sich an die Texte von Th. Stangl (1902) und H. W. Reich (1905) an.

Wien. J. Golling.

Dr. Hermann Sörgel, Bilder und Betrachtungen aus allerlei Zeiten. 55 Übungsstücke zur Wiederholung der lateinischen Syntax für Schüler der mittleren Gymnasialklassen. Berlin-Stuttgart-Leipzig, W. Kohlhammer 1912. 79 SS. Preis Mk. 1·50. Die Übersetzung dazu: 39 SS. Preis 80 Pf.

Der Haupttitel des Buches läßt in diesem nicht leicht ein Hilfsmittel zur Einübung der lateinischen Syntax vermuten; aber er ist bezeichnend für das Bestreben, reiche Abwechslung im Inhalt der Übungsstücke zu bieten und dadurch dem Interesse des Schülers entgegenzukommen. Zwar überwiegen auch bei Sörgel die Stoffe aus antiken Schriftstellern, daneben müssen ihm aber die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, das Leben bedeutender Männer, die Balladen Schillers und Uhlands solchen liefern; selbst Tagesereignisse wie ein Brand in der Münchner Vorstadt Sendling und der Tod Björnsons sind nicht ausgeschlossen, Zweirad und Lenkballon treten in Aktion. Man muß anerkennen, daß dem Verfasser trotz der Beschränkung auf den gleichmäßigen Umfang von etwa fünfundzwanzig Zeilen — ursprünglich sind die Stückchen für Schularbeiten hergestellt — inhaltlich ziemlich gut abgerundete Bildchen gelungen sind; ferner, daß trotz des sichtlichen Bemühens, viel Regeln zur Einübung zu bringen, die Sprache der Vorlagen echtes Deutsch darstellt; eher ist noch auf die Möglichkeit der Wiedergabe durch ein auch strengeren Anforderungen entsprechendes Latein verzichtet. Hilfen werden dem Schüler reichlich geboten, aber meist nur in Verweisen auf die bei uns kaum bekannte Lateinische Schulgrammatik von Landgraf.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

The Stevenson Text Book. Authorised Edition for German Schools. Ed. by F. Stoy (English Library, 40), mit Annotations by F. Stoy und Wörterbuch von F. Stoy und Dr. H. B. G. Speck. Dresden, Kühtmann 1911. 145, 20 und 72 SS.

Im Vorworte tritt der Herausgeber mit sicher etwas zu großer Schärfe gegen die Tauglichkeit der Werke Dickens' für die Schullektüre und für die „*lucidity* und *clearness*" der Prosa von Stevenson und Meredith ein. Eine knappe Einleitung entwirft ein recht ansprechendes Bild von Stevensons Leben und Persönlichkeit. Die Auswahl selber ist in folgende Abschnitte geordnet: *Childhood* (ausschließlich Verse), *Edinburgh* (Prosaschilderungen), *On the Tramp* (knappe Reisebetrachtungen, zumeist in sentenziöser Prosa), *Nature* (größeren Erzählungen entnommene Schilderungen), *Human Life* (sehr tiefsinnige Aphorismen über Zeit, Leben, Tod u. s. f., aber auch zusammenhängende Skizzen, wie die zwei aus der Idylle „*Will o' the Mill*"), *Reflections* und *Religion* (Verse und Prosa: Ausdrucksformen eines tiefgläubigen Gemütes, das jedem dogmatischen Begriffe fernesteht). Schließlich folgen noch zwei historische Romankapitel „*The Battle of Shoreby*" und „*The Flight in the Heather*" und ein schöner Bericht über Stevensons verklärtes Ende auf der Insel im Stillen Ozean.

Die Sammlung kann trotz ihres naturgemäß kleinen Umfanges wohl einen Begriff von Stevensons Wesen als Mensch und Dichter geben. Der Druck ist sauber und korrekt; Druckfehler sind unterlaufen: 73, Titel *Will' o the Mill* st. *Will o' the Mill*; 112, 3 *granc* st. *grant*; 112, 5 *Grand* st. *Grant*; 127, 8 *se* st. *see*; 127, 14 *slidering* st. *sliddering* (im Glossar berichtigt); 142, 1 *by* st. *but*; 142, 5 *to* st. *so*; *at* st. *as*; 144, 21 *locks* st. *blocks*. Was bedeuten die ...... 111, 5, wo man ein Substantiv syntaktisch braucht? — Die englischen Anmerkungen sind zutreffend und knapp; S. 18 fehlt bei der letzten die Seitenziffer 118. — Nicht ganz auf der Höhe steht hingegen das Wörterbuch. Zu 81, 13 *caustic* fehlt die Bedeutung „scharf, bitter". — 85, 18 *mopping and mowing* „Gesichter und Grimassen schneiden" fehlt im Wörterbuche, obwohl das *N. E. D.* gerade diese Stelle bringt; ebenso vermißt man 78, 20 *crying memories* „betrübliche Erinnerungen" im Wörterbuche; 89, 7 *bracing* = *strenghthening* fehlt im Wörterbuche; 119, 19 *unlatched* ist mit „bei verschlossener Türe" falsch übersetzt; es kann hier nur heißen „mit nicht zugeschnallten Schuhen"; 122, 12 *bestrides* wäre genauer mit „übersteigen" zu übersetzen gewesen; 129, 27 *cock* = „wie ein Hahn oben sitzen" fehlt im Wörterbuch; naiv mutet im Wörterbuch auch die Bemerkung an „*drammach* (schott. *drammock*)", wo doch gerade die erste Form die dem gälischen nähere ist; bei *sealoch* ist „Meeresbucht" allein zu wenig, man versteht doch nur „tiefeinschneidende, gewundene Buchten" darunter.

Graz. Albert Eichler.

Leopold Lampel, Deutsches Lesebuch für die vierte Klasse österreichischer Mittelschulen. Ausgabe A (für Gymnasien und Realgymnasien). 11. Auflage. Wien, Hölder 1912.

Mit diesem Bande ist die durch die neuen Lehrpläne bedingte Umarbeitung der Lampelschen Lesebücher zum Abschluß gelangt. Die Neuauflage bringt nun die geforderten Aufsatzmuster, weiters eine Beschreibung zu zwei bei Pichlers Witwe & Sohn erschienenen und an den meisten Anstalten vorhandenen Wandbildern österreichischer Denkmäler, dann für die Lektüre längerer Erzählungen die Novelletten „Krambambuli", „Herbsttage in den Berner Alpen", „Das Ereignis in der Schrun"

„Eine Nacht im Jägerhause“, von denen ich nur die letztgenannte als für Quartaner nicht gerade empfehlenswert bezeichnen möchte; auch Lenaus Gedichte „Die Heideschenke“ und „Die Werbung“, namentlich aber „Die drei Zigeuner“, würde ich den Vierzehnjährigen noch fernhalten. Erwähne ich endlich noch, daß mir „Prinz Eugen“ von Guido Görres recht unbedeutend und darum in einem Lesebuch ganz überflüssig erscheint, so habe ich alle Stücke genannt, gegen die etwa Einwendungen zu erheben wären. Sehr gut werden die Jungen mit Max Eydths „In der Gießerei“ und Jakob Löwenbergs „Auf der Straßenbahn“ in die Poesie des Alltags eingeführt, die neuerdings gewünschte Erweckung von Interesse für die Marine kommt auch nicht zu kurz und die gütig-klugen Paränesen von Friedrich Wilhelm Förster fangen mit Recht an, zum eisernen Bestand unserer Lesebücher zu gehören. So hat das altbewährte Werk, den Spuren neuerer Herausgeber folgend, ein modernes Röcklein angezogen, das ihm gar nicht übel steht und ihm weitere Verwendbarkeit sichert.

Triest. Alfred Nathansky.

Hölders Schulausgaben tschechischer Dichter und Schriftsteller. 3. Bändchen: Tschechische Novellen. I. Die humoristische Novelle im Vormärz: Langer, Rubeš, Tyl, Chocholoušek. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Oskar Donath. Wien 1913, Alfr. Hölder. 125 SS. Preis geh. 90 h, geb. K 1·20. — 4. Bändchen: Tschechische Novellen. II. Die Dorfgeschichte. Božena Němcová: Pohorská vesnice. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Oskar Donath. Wien 1913, Alfr. Hölder. 157 SS. Preis geh. K 1·10, geb. K 1·40.

Den in Hölders Schulausgaben tschechischer Dichter und Schriftsteller kürzlich erschienenen zwei Bändchen — 1. Bož. Němcova: *Babička. Obrazy venkovského života* (Auswahl). Herausgegeben von Dr. Norbert Fein; 2. Karel Jaromír Erben: *Kytice z pověstí národních.* Herausgegeben von Dr. Franz Taussig — sind rasch die Bändchen 3 und 4 gefolgt, jedes einzelne dem Lehrer des Tschechischen an deutschen Mittelschulen sehr erwünscht, da bisher zumeist die Lektüre während der ganzen vier Jahre des Obergymnasiums nur auf ein und dasselbe Lesebuch angewiesen war. Der Herausgeber der eben erschienenen Bändchen 3 und 4 will nun den Schülern, soweit dies in so engem Rahmen möglich ist, wenigstens annähernd ein Bild der tschechischen Belletristik im XIX. Jahrhundert bieten und schickt vor allem zur leichteren Orientierung im 3. Bändchen eine in mehrere Kapitel gegliederte, übersichtliche Darstellung des neuböhmischen Romans voraus (S. 1—13); und zwar soll von jeder einzelnen der vier Gattungen, die er hiebei unterscheidet (vormärzliche Belletristik, Dorfgeschichte, sozialer Roman und moderner historischer Roman), je ein gesondertes Bändchen Proben bringen. Nun nimmt zwar im Vormärz der historische Roman einen breiteren Raum ein als die humoristische Novelle; trotzdem werden mit Recht Proben aus der humoristischen Novelle gebracht, weil diese durch geringeren Umfang und leichtere Verständlichkeit — das Bändchen ist für die V. Klasse berechnet — eher geeignet ist, das Interesse und die Heiterkeit der Schüler zu erwecken. Vertreten sind mit Proben, die trotz unserem etwas geänderten Geschmack zumeist auch heute noch ergötzen, Jos. Jar. Langer (*Den v Kocourkově* §§ 11 und 12), Frant. Jarom. Rubeš (*Pan Trouba aneb, když chybí učený, chybí hodně* und *Ostří hoši*), Jos. Kajet. Tyl (*Několik lístků z mé staré tobolky*) und Prokop Chocholoušek (*Kocourkov či Pamětnosti převelikého*

města Kocourkova a obyvatelů jeho), deren Leben und Werke in der Einleitung gelegentlich einer allgemeinen Würdigung der humoristischen Novelle im Vormärz ausführlicher behandelt sind (S. 13—23). Es folgt noch auf S. 24 die Angabe der Literatur und im Anhang auf S. 119—125 ein Verzeichnis der unbekannten Bedeutungen.

Im 4. Bändchen (Tschechische Novellen. II.) bietet Donath an Stelle der Babička (Hölders Schulausgaben, Bd. 1), die ja auch als Beispiel des Dorfromanes dienen könnte, der Abwechslung halber — und eine solche ist sicher Lehrern und Schülern gleich erwünscht — die „*Pohorská vesnice*", welche die Němcová selbst für ihr bestes Werk gehalten hat. Dem Texte wird eine ausführlichere Erörterung des Lebens und der literarischen Tätigkeit der Dichterin vorausgeschickt (S. 1—5), dann folgt (S. 5—12) eine genaue Besprechung des vorliegenden Werkchens (Entstehung, Inhalt, ästhetische Beurteilung, Charaktere und Sprache) und die Angabe der Literatur. Einzelne minder wichtige Kapitel der Novelle wurden durch deutsche Inhaltsangaben ersetzt, damit der Umfang des Büchleins nicht allzusehr anwachse; jedem gebotenen Kapitel wurden ferner kurze böhmische Inhaltsangaben vorgesetzt, die der Koberschen Ausgabe entnommen sind. S. 140—151 enthält wieder das Wörterverzeichnis, schließlich S. 152—157 ein Verzeichnis der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die sich in der „*Pohorská vesnice*" sehr zahlreich finden, nach Kapiteln geordnet und ins Deutsche übersetzt.

Das Verständnis dieses Werkchens setzt zwar bei den Schülern schon eine größere Gewandtheit und Sicherheit in sprachlicher Hinsicht voraus; da es aber als Lektüre für die VI. Klasse in Aussicht genommen ist und der Herausgeber durch die ausführliche Einleitung und durch sachliche und sprachliche Erklärungen dem Schüler sehr an die Hand geht, wird das Büchlein zweifellos seinen Zweck ganz erfüllen.

Druck und Ausstattung beider Werkchen sind einwandfrei, Druckfehler gibt es fast keine.

Dem Herausgeber gebührt für seine gewissenhafte, einem tatsächlichen Bedürfnisse entgegenkommende Arbeit volle Anerkennung und wir sehen mit Interesse dem in Aussicht gestellten III. und IV. Teile der Tschechischen Novellen entgegen.

Brünn. Dr. Oskar Brieß.

Karl Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die Oberstufe der Realschulen. Mit 91 Abbildungen und zwei farbigen Tafeln. Wien 1912, Tempsky. 195 SS. 8⁰. Preis geb. 3 K.

Die Vorzüge, die Ref. an dem Lehrbuch desselben Verf. für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten rühmen konnte (in dieser Zeitschr. 1912, S. 336—342), gelten uneingeschränkt auch für den neuen Band, der den Bedürfnissen der Realschule entgegenkommen will.

Der Text ist im ganzen wenig geändert, er ist nur mit Rücksicht auf die weit geringere Stundenzahl, die in der Realschule für diesen Unterricht zu Gebote steht, gekürzt, allerdings nicht in dem vollen Ausmaß, das diesem Verhältnis entsprechen würde. Für den erfahrenen und geschickten Lehrer wird das gewiß kein Hemmnis im Gebrauche des Lehrbuches bilden.

Die in der erwähnten Anzeige angegebenen Versehen sind fast alle auch hier zu finden; der Verf. konnte wohl die darauf bezüglichen Hinweise nicht mehr berücksichtigen. So lesen wir z. B. noch immer von der Schlacht bei Arbela und Gaugamela (S. 108), die Einwanderung der Gallier in die Poebene wird in den Anfang des VIII. Jahrhunderts ge-

setzt (S. 116), was ich früher nur für einen Druckfehler gehalten hatte, die sehr überflüssige Sage von Decius Mus (S. 186) ist nicht verschwunden, S. 188 wird die frühere unrichtige Auffassung über die *Constitutio Antonina* vorgetragen, S. 189 die Bevölkerung Roms unter Augustus mit $1^1/_2$ Millionen angegeben, S. 192 Konstantins Alleinherrschaft 323—337 datiert; das S. 127, 2 gegebene Zitat aus Ed. Meyers Geschichte des Altertums scheint verdruckt zu sein.

Das Bildermaterial ist fast unverändert beibehalten, die wenigen Änderungen (z. B. Abb. 69. 80) bedeuten Verbesserungen.

Selbstverständlich hat der Verf. alles beseitigt, was dem Realschüler fremd bliebe, namentlich griechische Ausdrücke. Gleichwohl ist noch manches Entbehrliche stehen geblieben, z. B. S. 77. Bei Abb. 47 steht noch immer „Doryphoros", obwohl im Text dazu (S. 80) mit Recht dafür die deutsche Bezeichnung Speerträger gebraucht ist. Die Abb. 34 hätte hier überhaupt wegbleiben oder durch eine andere ersetzt werden können.

Immerhin wüßte ich von den bestehenden Lehrbüchern keines zu nennen, welches speziell für die Eigenart des Realschulunterrichtes in der alten Geschichte besser geeignet wäre.

Prag. Dr. A. Stein.

Rebhann A., Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die unteren Klassen der Mittelschulen, Ausgabe für Realschulen und Reform - Realgymnasien. 6., neubearbeitete Auflage. Wien 1913, A. Hölder. Preis K 1·90.

Ein gut geschriebenes und mit Bildern reich ausgestattetes Lehrbuch, das seine Brauchbarkeit längst erwiesen hat.

Rusch G., Lehrbuch der Erdkunde für österr. Mädchenlyzeen. I. Teil. 3., umgearbeitete Auflage. Wien 1913, A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis K 1·20.

Ich möchte dieses Buch hier nur als Musterbeispiel anführen, wie reich man ein Lehrmittel dieser Art mit Bildern ausstatten kann; auf 46 Seiten 15 Abbildungen, dazu 12 schöne Tafeln, das ist wohl ein Maximum, das schwer überboten werden kann. Ich für meine Person halte es für keinen Fehler — besser so als keine Bilder bringen; nur sollen es keine Wandbilder sein, die der Lehrer in das Klassenzimmer hängt, weil sonst das Interesse dafür verloren geht.

Graz. H. Pirchegger.

Himmelskunde. Von Prof. Dr. Adolf Marcuse in Berlin. Aus „Wissenschaft und Bildung", Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre. Band 106. Mit 24 Abbildungen. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1912. 135 SS.

Das Buch ist entstanden aus Vorträgen, die der Verf. im Auftrage des Berliner Vereines für volkstümliche Hochschulkurse schon längere Zeit hält. Es will seiner ganzen Anlage nach nicht so sehr ein populäres Lehrbuch der Astronomie sein, als vielmehr dem Leser ohne eine tiefergehende Erklärung der Erscheinungen am Himmel ein klares, übersicht-

liches Bild über die Ergebnisse deren Erforschung geben. Diesem engeren Ziele wird der Verf. in vorzüglicher Weise gerecht, so daß sein Buch gewiß sehr anregend wirken und zur Verbreitung astronomischer Kenntnisse in möglichst weite Kreise viel beitragen wird. Auch in der Hand des Schülers wird es seinen Zweck erfüllen, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß es infolge seiner mehr referierenden Darstellung beispielsweise dem in der Schmidschen naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek erschienenen Büchlein von Oberlehrer Rusch „Himmelsbeobachtungen mit bloßem Auge" weit nachsteht.

Wien. S. Oppenheim.

M. Ekrem Bei Vlora, Aus Berat und vom Tomor. Tagebuchblätter. Mit 12 Tafeln und einer Kartenskizze. Sarajevo 1911, Druck und Verlag von Daniel A. Kajon. Preis 3 K.

Der Verf., der erst kürzlich in Wien durch einen Vortrag im Deutschen Klub von sich reden machte, will in dem vorliegenden Werke das Interesse auf seine Heimat und auf sein Volk die Albanesen lenken. Und in der Tat, was er in der Einleitung sagt, „Albanien ist ein Land voller Neuigkeiten und Eigentümlichkeiten", das findet der Leser bestätigt. Im Rahmen eines kurzen Tagebuchauszuges weiß der Verf. eine Fülle von Einzelheiten zu geben: neben recht anschaulichen Naturschilderungen finden wir Übersetzungen albanesischer Lieder verschiedener Art, deren Urtext neben der übrigens prosaischen deutschen Wiedergabe steht; aber auch Märchen von schlicht treuherziger Art, die in ihrer Naivetät an uralte deutsche Muster erinnern, weiß Ekrem Bei geschickt einzuflechten. Den Höhepunkt der Reiseschilderung bildet die Besteigung des Berges Tomor im albanesischen Berglande. Jedenfalls ist das hübsch ausgestattte Buch eine willkommene Gabe für alle, die sich für das jetzt so viel genannte und so wenig gekannte Arnautenvolk interessieren.

Wien. B. Imendörffer.

Prof. Dr. Otto Handel, Einführung in die Differential- und Integralrechnung. Mit Übungsaufgaben. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1910. 116 SS. Preis 2 Mk.

„Auf Erfahrungen fußend, die in der Prima des hiesigen Realgymnasiums (Reichenbach in Schlesien) gemacht wurden, will das vorliegende Büchlein zur weiteren Klärung der Frage, inwieweit die Infinitesimalrechnung in den Schulunterricht eingeführt werden könne, beitragen und für dahinzielende Versuche einen Anhalt bieten". Es werden für eine große Menge von Funktionen Differentialquotient und Integral entwickelt (z. B. Differentiation von Produkten, Quotienten, der Funktion einer Funktion, Potenz mit beliebigen Exponenten, zyklometrischen Funktionen, gliedweise Differentiation von Reihen). An methodisch-didaktischen Bemerkungen, welche gerade bei der Behandlung dieser Materie sehr wertvoll wären, hat der Verf. leider sehr gespart. Dagegen hebe ich gerne als Vorzug des Buches seine reiche Auswahl an Beispielen hervor. Im Unterricht an unseren österreichischen Mittelschulen, deren Lehrpläne das Hauptgewicht darauf legen, daß der Funktionsbegriff schon von unten

auf den Unterricht immer stärker durchdringe und die Begriffe Differentialquotient und Integral nur an wenigen besonderen Funktionen erläutert werden sollen, kann dieses Büchlein nur mit Vorsicht Anwendung finden.

Wien. E. Dintzl.

Dr. R. Bertel, Anleitung zu den zoologischen Schülerübungen an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. Mit 7 Abbildungen im Texte. Wien und Leipzig, Verlag von A. Hölder 1913. Preis 90 h.

Das Büchlein soll den Leiter der Schülerübungen in der Weise unterstützen, daß ihm bei Beginn der Unterrichtsstunde längere Auseinandersetzungen erspart werden. Der Anleitung zu den physiologischen, anatomischen und mikroskopischen Untersuchungen gehen Bemerkungen über Fangen, Aufbewahren und Töten der Tiere voraus. Im Anhange werden die für die Übungen notwendigen Chemikalien und Reagentien aufgezählt.

Der Verf. hat mit vielem Geschick und großer Sachkenntnis die vorliegende Anleitung, die den meisten Fachkollegen ein willkommener Behelf bei den zoologischen Schülerübungen sein wird, zusammengestellt.

Wien. H. Vieltorf.

M. A. v. Lüttgendorff, Die Insekten. Ein Handbuch für Insektensammler und Freunde. Mit 60 Abbildungen. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1913. 165 SS. 8°.

Das hübsch ausgestattete Buch bringt allgemeine Anweisungen für das Sammeln, Untersuchen, Präparieren und Bestimmen von Insekten. Auch für das Züchten, für Kauf, Tausch und Versand werden praktische Anleitungen gegeben. Es ist eine übersichtliche Einführung in die Entomologie überhaupt. Zahlreiche meist sehr gute mikroskopische Abbildungen von Prenzlow beleben und unterstützen die klaren Ausführungen. Nicht billigen läßt sich eine Anleitung für die Herstellung mikroskopischer Dauerpräparate: „Ist das Material vollständig trocken, so braucht man es nur (?) mit einem Tropfen Kanadabalsam und einem Deckglas zu bedecken und das Präparat ist fertig". Ohne vorheriges Austreiben der Luft mittelst Alkohol usw. erhält man kein gutes Präparat. Von Druckfehlern wirkt besonders auf S. 90 „aufs Geradewohl" statt „aufs Geratewohl" störend.

Krems a. D. Franz Müller

Programmenschau.

Der Kunstunterricht in den Programmaufsätzen der österreichischen Mittelschulen.

Das folgende Sammelreferat macht nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Diese von der Redaktion dem Ref. überwiesenen Jahresberichte österreichischer Gymnasien und Realschulen spiegeln die dem Fachmann und dem Kunstfreunde gleich erfreuliche Tatsache, daß ästhetische, kunst-

philosophische, historische und technische Probleme in unseren Kreisen jetzt weit öfter besprochen und meist in tiefgründigerer Weise behandelt werden, als dies etwa bis vor einem Jahrzehnt der Fall war. Nicht daß diese für jeden mit der Entwicklung moderner Kunst und Kultur sich beschäftigenden Lehrer interessanten Themen früher über Gleichgiltigkeit zu klagen gehabt hätten. Keineswegs! Es ist aber eine auffallende, in die Augen springende Erscheinung, wie sehr das Interesse für Kunstfragen aller Art, besonders aber für den Kunstunterricht im Sinne der Mittelschule von heute seit ungefähr einem Jahrzehnt ebensosehr die Öffentlichkeit wie auch besonders unsere Kollegenkreise aller Disziplinen beschäftigt. Der Zeichen-, Mal- und Modellierunterricht hat, zweifellos durch seine energische Art von sich reden zu machen, vielfach auch bei den Vertretern der anderen Fächer, namentlich bei den Naturwissenschaftlern, anregend gewirkt. Die auch derzeit noch nicht zur Ruhe gekommenen Kämpfe um die Methode sowohl als auch darum, inwieweit und auf welchem Wege die Entwicklung der modernen Kunst, namentlich als „angewandte Kunst" dem praktischen Verständnis der Mittelschuljugend als einer in Zukunft wichtigen Intelligenzschicht vermittelt werden soll, beweisen, daß noch „alles fließt", und daß die Forderungen des Lebens und die Befriedigung seiner Bedürfnisse noch lange nicht Erfüllung gefunden haben. Und es wird — wenn man nach historischen Analogien auf anderen Gebieten schließen darf — noch wiederholt zu Kämpfen und einer Scheidung der Geister kommen, bis endlich eine alle befriedigende Resultierende aus den vielen Komponenten gefunden wird, die heute dem Kunstunterrichte weiter auf dem Wege helfen wollen, der ihm, da er sich durchzusetzen weiß, immer bereitwilliger auf der breiten Straße der allgemeinen Kultur eingeräumt wird.

Wie diese Lösung für die Mittelschule durch „Werkunterricht und Arbeitsschule" einmal aussehen wird, darüber läßt sich heute nur disputieren, sicheres aber nicht vorhersagen. Daß viel Praktisches, um nicht zu sagen Banausisches, Eingang fordern und vielleicht auch auf irgend einem Wege finden wird, scheint seine unwiderlegliche Begründung in dem immer härter werdenden Daseinskampf zu finden. Darüber wird sich auch die klügste Schulpolitik noch jahrzehntelang abnützen, da immer kompliziertere Formen des sozialen Lebens heraufwachsen.

Genug der Zukunftssorgen! Freuen wir uns, daß es wieder einmal eine Lust ist zu leben, wie zu des seligen Hutten Zeiten und aller anderen Humanisten, die, ganz so wie wir, auch nicht immer in der humansten Form ihre zeitbewegenden Kämpfe austrugen. Partei gegen Partei, Meinung gegen Meinung, Mann gegen Mann! So klingt es ganz deutlich aus dem Referat „Sechzig Jahre österreichischer Zeichenunterricht", das Regierungsrat Jos. Langl im 38. Jahresbericht der I. Staats-Realschule im II. Bezirke Wiens im Jahre 1909 erscheinen ließ. Dieses 26 Druckseiten umfassende Referat ist die weitere Ausführung des Festvortrages [1]), den der Verf. auf der außerordentlichen, anläßlich des Kaiserjubiläums gehaltenen Herbsttagung 1908 des Vereins österr. Zeichenlehrer sprach. Besonders das Kapitel über die Zeit des Kampfbeginnes bis zum Erscheinen des neuen Lehrplanes für Mittelschulen ist infolge ihrer stark subjektiven, für den Autor sehr charakteristischen Art interessant zu lesen, auch für den Gegner fügen wir hinzu. Der Aufsatz Langls schließt mit einer Klage darüber, daß am Gymnasium das Zeichnen in die Stellung der Nebengegenstände gedrängt wurde.

Von kunsthistorischen Referaten mit biographischem Hintergrunde erwähnen wir folgende Publikationen der Jahresberichte: „Die Kunst-

---

[1]) Als Quelle für die „Vorgeschichte" wird ein Artikel von B.-S.-J. Anton Weiß angegeben. Vgl. Zeitschrift f. d. österr. Volksschulwesen", X. Jahrgang, Heft 1 und ff.

schätze von Kukus in Böhmen". Von Prof. Karl Schnee (Jahresbericht des I. deutschen Staats-Gymnasiums in Brünn 1908/09, 15 SS.). In diesem Referat wird die Tätigkeit des Grafen Franz Anton Sporck (geb. 1662) besprochen. Zu wünschen ist, daß die interessante Arbeit in erweiterter Form mit Illustrationen erscheint. Denselben Wunsch haben wir für die anziehende Arbeit des Prof. Anton Mayr: „Der Plastiker Thaddäus Stammel" (Wien XII., Karl Ludwig-Gymnasium, 28. Jahresbericht 1911, 17 SS.). Der Verf. dieser schönen Studie, den wir in der Zeitschrift schon wiederholt rühmen konnten, beklagt sich mit Recht über die geringe Förderung, die er bei der Publikation seiner Untersuchungen in den Mitteilungen der Zentralkommission findet. Hier sollte das Land Steiermark eingreifen, da Stammels Wirken für Admont und seine Pfarreien im XVIII. Jahrhundert von größter Bedeutung ist. — Prof. Dr. Ewalt Hofer veröffentlicht im 30. und 31. Jahresbericht des Staats-Gymnasiums in Mährisch-Weißkirchen (1910/11 und 1911/12) zwei kunstkritische Würdigungen, die durch die Wärme der Empfindung, die sie ausströmen, sehr eindrucksvoll sind: „Jos. v. Führichs Holzschnitte zu Hartmann von der Aues Legende: Der arme Heinrich", 23 SS. (Verlag von Alfons Dürr, Leipzig 1878. 7 Bilder; man vgl. auch die neue Publikation von Führichs Werken bei Artaria, Wien I.), und „Eduard von Steinles Bilderfolgen", 26 SS. (Verlag Kösel, Kempten-München 1910). Der Autor bespricht mit feinem Verständnis „Schneeweißchen und Rosenrot" und „Der Kaufmann von Venedig". Daß die Bilder nicht in Reproduktion beiliegen, ist sehr zu beklagen. — Eine der schönsten und dankbarst zu begrüßenden Künstlerbiographien hat uns Prof. Dr. Eduard Katschthaler beschert; er betitelt sie: „Josef Neugebauer. Eine kunstgeschichtliche Studie" (62. Jahresbericht des k. k. Stifts-Gymnasiums der Benediktiner zu Melk 1912, 88 SS.). Die mit vielen Autographien nach Originalgemälden des Meisters geschmückte Würdigung sollte als Separatdruck auf Kunstdruckpapier erscheinen, um die zum Teil sehr guten Klischees recht zur verdienten Wirkung zu bringen. Die schon sehr ausführliche Arbeit Katschthalers, der das umfangreiche Lebenswerk Neugebauers objektiv schildert, wird eine Ergänzung in der Selbstbiographie Neugebauers, einem ganzen Verzeichnis seiner Werke, dem Briefnachlaß im Auszug und den Bildern aus Privatbesitz erfahren. Man darf sich darauf freuen.

Auch Kunsttechnisches und Kunsttechnologisches findet in den Jahresberichten eine oft sehr eingehende Behandlung. Dafür liegen zwei musterhafte Beispiele vor. Direktor Ferdinand Blumentritt, der bekannte Philippinenforscher, bringt im 44. Jahresbericht der Staats-Realschule in Leitmeritz 1910 ein „Alphabetisches Verzeichnis der gebräuchlichsten Aquarellfarben" (57 SS.). Der Verf. gibt die bescheidene Bemerkung dazu „Für Dilettanten zusammengestellt". Die Arbeist ist — auch in ihrer 13 SS. langen Einleitung — von einer solchen Gründlichkeit, daß sie auch in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen machen wird, wenn sie nur diese erreicht. Für eine Neuauflage möchten wir in der gediegenen Studie die Berücksichtigung der „kleinen" Paletten, d. h. der Auswahl weniger Farben, empfehlen (vgl. Handbuch der Malerei von Prof. K. Raupp. Leipzig, J. J. Weber, in dem sich Raupp sowie besonders Prof. H. v. Bartels und Petersen für die dem Anfänger besonders wichtige „kleine Palette", d. h. eine Auswahl von 6—10, höchstens 12 Farben aussprechen, um nicht Verwirrung hervorzurufen). Dabei spielt auch das ökonomische Prinzip eine Rolle. Die Berücksichtigung der Grundfarben fand am meisten Ausdruck in der auch von Blumentritt zitierten Normalskala des Vereines österreichischer Zeichenlehrer und in den Ergänzungs-, bezw. Ersatzfarben dieser Normalskala. Der Schreiber dieses Referats war im Anfange des Jahres 1904 der Urheber dieser seither in ihrer Reihe von 13 Tönen in ganz Europa verbreiteten Kollektion, die nach jahrelanger Erprobung ihren Weg in die Öffentlichkeit fand, und zwar sowohl für allen

malerischen Techniken (Aquarell, Tempera und Öl) als auch für die zeichnerischen Techniken mit trockenen färbigen Kreiden und fetten Ölkreiden und für reines Pastell. — Das vom Verf. als ihm unbekannt angeführte „Boeckweiß" ist eine Mischung aus gleichen Teilen Kremser(Blei-)- und Zinkweiß (Anreiter), und geht auch unter dem Namen „Pelikanweiß". Die neuen Anilin-, bezw. Eilidotöne konnten, da sie knapp nach dem Erscheinen der Schrift in den Handel kamen, noch keine Aufnahme finden. — Von einer wenigstens für größere Lehranstalten höchst nachahmungswürdigen, allgemein vorbildlichen Institution berichtet uns Prof. Ladislaus Velics S. J. im Jahresbericht 1910 und 1911 des Gymnasiums in Kalksburg. Auf 53, bezw. 54 SS. schildert uns der Verf. als Kustos „Das Kunstkabinett des Kollegiums Kalksburg". Es ist technisch und technologisch gleich wertvoll eingerichtet und besteht seit 1890. Interessenten verweisen wir auf die Publikation selbst, nur die Einteilung der reichen Sammlung fügen wir an: 1. Kunstbibliothek. 2. Reproduktionstechniken der Bilder, Malarten. 3. Bildersammlung. 4. Modellsammlung. 5. Medaillensammlung. 6. Serie der Metalltechniken: A. Kunstschlosserarbeiten, B. Goldschmiedearbeiten. 7. Serie der Emailtechniken. 8. Serie der Glasmalereien und Porzellanbilder. 9. Serie der Mosaiken. 10. Serie der Holztechniken. 11. Serie der Textilien. 12. Serie der Stickereien. 13. Serie der Weißstickereien und Spitzen. 14. Serie der Teppiche. Wie weitreichend die große Sammlung in den Dienst des Unterrichtes und der Belehrung gestellt ist, das will nachgelesen sein, um es ganz würdigen zu können, was eine solche Einrichtung wert ist, auf die jahrzehntelanges Denken und Sinnen und liebevolles pädagogisches Versenken in den Gegenstand konzentriert wurde. — Auf eine Anzahl kunstpädagogischer und kunstphilosophischer Schriften verweisen wir noch zum Schluß: Prof. Gustav Kaltnegger beschäftigt sich im 40. Jahresberichte des Kaiser Franz Josef-Gymnasiums in Pettau 1909 mit dem Thema: „Das Wesen der Malerei" (33 SS. und zwei Autotypien nach Mantegna und Correggio). Form, Inhalt, Aufbau und Technik des Bildes sind die Fragen, die der Verf. beleuchtet. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satz, daß bei der Betrachtung eines Bildes vor allem die Frage, wie es gemacht und nicht was gemacht worden ist, für das Urteil maßgebend ist. Was schon der junge Goethe bewies. — Prof. Hugo Soyka verbreitet sich auf 7 Seiten des 35. Jahresberichtes des öffentl. Unterrealgymnasiums in der Josefstadt in Wien (1912) über „Natur, Kunst und Schule". Er tritt für Kunstverständnis und Pflege des Schönheitssinnes durch den Kunstunterricht mit warmem Eifer ein. — Einen weiteren Rahmen zieht sich Prof. Franz Osbitsch in seiner Abhandlung „Über den Einfluß der bildenden Kunst auf den Menschen" (14 SS. im 3. Jahresbericht des städt. Jubiläums-Reform-Realgymnasiums in Hohenelbe 1912). Auch diese Arbeit verdiente, in sorgfältiger Weise durchgearbeitet, größere Verbreitung, namentlich in Schülerkreisen. — Zwei profunde Studien mögen als letzte besonders empfohlen sein: „Der Symbolismus Böcklins", ein Thema, das Prof. Kornel Jaskulski in vollendeter Darstellung behandelt (Jahresbericht 1909 des I. Staats-Gymnasiums in Czernowitz, 33 SS.). Dieses Opusculum entsprang dem echt humanistischen Geist klassischer Verstandes- und Herzensbildung, die, wenn sie sich in einem Lehrer vereinigt findet, ein bleibender Segen für seine Schüler wird. — Derselben harmonischen Grundlage, die pädagogisch von so großem Werte ist, verdankt seine Entstehung der fesselnd geschriebene Essay des Prof. Sigmund Bromberg-Bytkowski „Kontemplative und ekstatische Kunst", erschienen im Jahresbericht des II. Staats-Gymnasiums in Lemberg 1910 (39 SS.).

Wien. Rudolf Boeck.

1. **J. C. Rief, Zur Geschichte des ehemaligen Karthäuserklosters Allerengelberg in Schnals.** Progr. des öffentl. Obergymnasiums der Franziskaner in Bozen 1909. 32 SS.

In dem vorliegenden Hefte werden die auf das Kloster bezüglichen Urkunden auszugsweise vom 11. Mai 1500 bis 23. Mai 1503 mitgeteilt. Die Stücke haben auch diesmal vor allem lokalhistorischen Wert; einige sind auch wirtschaftsgeschichtlich von Interesse. Es mag hier auch auf „Das äußerst gestürmte, doch wundersam gerettete Tyrol“. Ein Singspiel in 5 Aufzügen aus dem Jahre 1797 aufmerksam gemacht werden, das den Einfall der französischen Truppen in Tirol und die Befreiung des Landes durch die österreichischen Truppen und dem aufgebotenen Tiroler Landsturm behandelt und mit Anmerkungen von J. C. Rief herausgegeben wurde.

2. **M. Binn, Verkettungen und Parallelen in der nordamerikanischen und der europäischen Geschichte.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im VI. Bezirke von Wien 1908. 30 SS.

Der Aufsatz verdient die vollste Beachtung aller Fachkollegen, denn er enthält nicht bloß eine gute, wenn auch sehr knapp gehaltene Geschichte der Besiedlung Amerikas durch die Europäer und gute Erörterungen über die verschiedenartigen Systeme der Kolonisation, sondern auch treffliche Bemerkungen zur Entstehung und Ausbildung der Union und den Verhältnissen, unter denen diese erfolgte. Auch über die Verfassungs- und Verwaltungszustände finden sich manche beachtenswerte Angaben. Im Anhange wird die einschlägige Literatur zum Thema vermerkt.

Graz. J. Loserth.

---

3. **K. Wittmann, Der Pyrit und seine Analyse.** Progr. der Staats-Realschule in Böhmisch-Leipa 1909. 16 SS.

Da der Pyrit das einzige Mineral ist, welches zur Herstellung der für die chemische Großindustrie so unentbehrlichen Schwefelsäure verwendet wird, so ist es für den Fabriks-Chemiker von großem Werte, den Gehalt des Pyrites an nutzbarem Schwefel kennen zu lernen. Der Verf. teilt nun die verschiedenen Methoden mit, welche dieses Ziel rasch und sicher erreichen lassen. Dieses Verfahren der Aufschließung des Pyrites teils auf nassem, teils auf trockenem Wege hat aber, wie der Verf. zeigt, auch ein theoretisch-wissenschaftliches Interesse namentlich in maßanalytischer Hinsicht.

4. **H. Tertsch, Vom Erdinnern.** Ein ergänzendes Kapitel zum Unterricht in der Geologie. Progr. der k. k. Staats-Realschule im XIII. Bezirke Wiens 1908. 30 SS.

Der Verf. behandelt ein in neuester Zeit viel besprochenes Thema. Man versucht neuestens, die Beschaffenheit des Erdinnern auf experimentellem Wege und durch Rechnung zu ergründen. Auch die exakte Erdbebenbeobachtung liefert wertvolles Materiale zur Lösung dieser schwierigen Frage. Besondere Beachtung verdienen die Berechnungen Wiecherts und die Experimente von Tammann. Ersterer kommt zur Annahme eines Steinmantels, darunter eine plastische Schichte und ein starrer Eisenkern. Tammann unterscheidet im Aufbau des Erdkörpers vier Zonen:

Die starre Rinde, die äußere flüssige Schichte, den Kristallisationsgürtel, die flüssige Kernmasse. Diese letztere Flüssigkeit kann auch unter Anwendung stärksten Druckes nicht mehr verfestigt werden und ist dichter, also schwerer als der Kristallisationsgürtel. Die Lektüre des interessanten Aufsatzes festigt aber im Leser die Überzeugung, daß wir von einer sicheren Erkenntnis des Wesens des Erdinneren trotz der geistreichsten Hypothesen noch sehr weit entfernt sind.

5. Dr. H. Graber, Die Erdbeben und ihre Erforschung. Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1909. 23 SS.

Eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Theorien über die Entstehung der Erdbeben, deren Einteilung, ihre Beziehungen zum Gebirgsbau und zur Gebirgsbildung, die Art ihrer Fortpflanzung und ihre Wirkungen. Den breitesten Raum nimmt die recht anschauliche Beschreibung der Seismometer ein, die bestimmt sind, von Fernbeben verursachte leichte Bodenschwankungen aufzuzeichnen. Ein zur ersten Orientierung in diesem schwierigen Gebiete ganz brauchbarer Aufsatz.

Wien. Dr Franz Noë.

Eingesendet.

Österreichs Alpen-Naturschutzpark.

Den vereinten Bemühungen des „Österreichischen Vereines Naturschutzpark", Sitz Wien, und des Vereines „Naturschutzpark" in Stuttgart ist es nunmehr erfreulicherweise gelungen, das gemeinsame Projekt — die Schaffung eines alpinen Naturschutzgebietes — in einer alle Erwartungen übertreffenden Weise zu verwirklichen.

Heute besitzt Österreich einen herrlichen Alpen-Naturschutzpark in der gewaltigen Ausdehnung von 120 Quadratkilometer Bodenfläche, der alles, was unsere Hochgebirgswelt an Naturschönheiten aufweist, wie prächtige Gebirgsbildungen, liebliche Seen und Wasserfälle, ursprüngliche, majestätische Wälder und eine mannigfache Tier- und Pflanzenwelt umfaßt.

Das Gebiet, das die Vereine zum geringeren Teile angekauft, zum Großteile aber vom Staate langfristig gepachtet haben, liegt in Salzburg, in den Hohen Tauern, am Nordfuße des Großglockners, und umfaßt das Stubachtal, die Dorfer-Öd und das Amertal, in Höhenlagen von 900 bis 3000 m und wird gegen Norden zu von der Granatspitzegruppe (3085 m) und dem Großglockner-Massiv (Eisklögele 3539 m) abgeschlossen.

Vom reizend gelegenen Uttendorf an der Bahnstrecke Zell am See —Krimml ausgehend, gelangt man in das Stubachtal, eines der schönsten Tauerntäler. Man erreicht nach sechsstündiger Wanderung zwischen steil aufragenden Hängen die 2242 m hochgelegene Rudolfshütte der Sektion „Austria" des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, welche, am Weißsee gelegen, gastfreundliche, behagliche Unterkunft bietet, nachdem man die Wirtschaft Schneiderau, den schönen Wurzbachfall und den Tauernfall, den romantischen Enzingerboden und den landschaftlich hervorragenden Grünsee mit seinem Zirben- und Latschensaum passiert hat.

Vom Stubachtale durch die Höhenzüge der Teufelsmühle (2508 m) gegen Westen getrennt, hat sich bald hinter der Schneiderau, als Seitental, die Dorfer-Öd abgezweigt, welche, begleitet von kaum begangenen, nahezu unberührten, dicht bewaldeten steilen Hängen, bis zum Ursprunge des Öd-Baches (1607 m) leitet.

Das andere Haupttal des Naturschutzparkes, das wild-düstere Amertal, erreicht der Wanderer von Mittersill im Pinzgau emporsteigend, wo bei der 1361 m hoch gelegenen Taimer Alm der Naturschutzpark beginnt. Von hier aus gelangt man nach kaum zweistündiger Steigung zur Perle dieses Tales, den Amertalersee, der seinesgleichen nur in den Meeraugen der Karpathen findet.

Besonders die Dorfer-Öd und das Amertal sind in ihrer Ursprünglichkeit bis auf den heutigen Tag nahezu unberührt geblieben und bieten mit ihren urwaldartigen Beständen, den gigantischen Felsstürzen und den prächtigen Wasserfällen und Seen Bilder unvergleichlicher Romantik und Naturschönheit.

Österreich kann auf seinen Alpen-Naturschutzpark stolz sein, die beiden rührigen Vereine haben die Kulturaufgabe der Errichtung dieses Schutzgebietes in vollendeter Form gelöst und gebührt ihnen der vollste Dank der Öffentlichkeit.

Unser schönes Vaterland hat mit dem alpinen Naturschutzgebiet nicht nur eine Reservation bekommen, in der unsere schwer bedrohte Tier- und Pflanzenwelt eine bleibende rettende Zufluchtstätte findet und wodurch auch späteren Geschlechtern Bilder reinsten Naturwaltens erhalten bleiben, sondern der Naturschutzpark bildet auch einen hohen wirtschaftlichen Faktor zur Belebung des Fremdenverkehrs und der Touristik.

Es wäre aufrichtig zu wünschen, daß der rührige „Österreichische Verein Naturschutzpark“ bei seiner hochbedeutenden Tätigkeit die vollste, weitblickende Förderung der Behörden und privaten Kreise finden möge, denn noch ist in der Naturschutzpark-Bewegung, außer der Ausgestaltung des Alpenparkes, ein gewaltiges Stück Arbeit in unserer vielgestaltigen Monarchie, wie u. a. die Verwirklichung des dalmatinischen Naturschutzparkes auf Meleda, zu leisten.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Wie gelang es Rom so schnell, Mittelitalien zu romanisieren?

Seit einer Reihe von Jahren ist die historische Forschung bemüht, die Ursachen aufzudecken, welche im V. Jahrhundert der Stadt Rom innerhalb zweier Menschenalter (350—280 v. Chr.) Rom zur Herrscherin von Italien gemacht haben. Die Bildung einer römisch-campanischen Eidgenossenschaft, der Eintritt Roms in das Verkehrsleben Süditaliens, der Beginn einer römisch-campanischen Münzprägung (etwa 338), der Abschluß der römisch-karthagischen Verträge, das Eingreifen griechischer Condottieren in die italischen Verhältnisse — Archidamos III., Alexander von Epirus, Kleonymos von Sparta, Agathokles von Syrakus — das sind so einige der wichtigsten Momente, die auf die Umgestaltung der politischen Lage Italiens bestimmend eingewirkt haben, zugleich Epochen, bei welchen die Erklärung einzusetzen hat.

In meinem Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung hatte ich bereits die Frage „Wie gelang es Rom, Italien zu unterwerfen?"[1]) der Lösung näher zu bringen gesucht und namentlich auf die zwar skrupellose, aber außerordentlich wirksame Diplomatie der Römer jenes Zeitalters hingewiesen. Die Art und Weise, wie die Römer durch Bündnisse und Unterhandlungen, durch freundschaftliche Beeinflussung wie durch Einschüchterung und Zwangsmittel ihre Herrschaft begründet haben, legt ein glänzendes Zeugnis für die politische Begabung dieses Volkes ab.

Eng verbunden mit dieser Erörterung, wie es Rom gelungen ist, sich in kurzer Zeit die politische Herrschaft über Mittelitalien, ja bald über ganz Italien zu erwerben, ist das andere Problem: „Wie gelang es Rom so schnell, Mittelitalien

---

[1]) Neue Jahrb. f. Philologie 1896, II 164 f.

zu romanisieren, und von da aus nach und nach die lateinische Sprache zur herrschenden von ganz Italien zu machen?"

Im allgemeinen steht über die Bedeutung dieses Vorgangs so viel fest: Sprachgemeinschaft ist eines der wichtigsten Mittel, um fremdartige Elemente, die durch Krieg bezwungen sind, dem leitenden Volke zu assimilieren und zu gewinnen. Verhältnismäßig leicht ist es geworden, die Slaven um Elbe und Oder zu germanisieren, nachdem ein starker Strom deutscher Einwanderer in jenen Gebieten die deutsche Sprache und Kultur zu vorherrschendem Einfluß gebracht hat. Auch Rom wäre es nicht gelungen, die tuskischen und sabellischen Völkerschaften sich anzugliedern, wenn es nicht die durch Sprache und Recht nahe verwandten Latiner nach dem blutigen Latinerkrieg 338 wieder gewonnen und zur Mitarbeit an der Kolonisationsarbeit herangezogen hätte.

Anderseits zeigen gerade die Vorgänge an der West- und Ostgrenze Deutschlands, wie sehr eine scharfe Sprachgrenze die Ausdehnung des politischen Einflusses zu hemmen imstande ist.

Die Sprachgrenze zwischen französischem und deutschem Sprachgebiet hat sich seit mehr als einem Jahrtausend nur um wenige Kilometer verschoben und folgeweise ist es auch nie dauernd gelungen, die französischen Grenzlande Burgund, Ober- und Niederlothringen dem Deutschen Reiche anzugliedern, wie ebensowenig umgekehrt durch Ludwig des XIV. siegreiche Kriege ein größerer Teil des deutschen Sprachgebietes zu einem integrierenden festen Besitz des französischen Reiches geworden ist. Wie wenig hat selbst in zwei Jahrhunderten die Französierung im Elsaß Fortschritte gemacht und wie leicht ist es gewesen, oder besser gesagt, wäre es bei einiger Konsequenz gewesen, die gesamte Bevölkerung des Elsaß auch politisch dem Deutschen Reiche wieder zu gewinnen, da die deutsche Sprache hier ihre Herrschaft behauptet hat. Ähnlich im Osten, wo die politische Ausbreitung des deutschen Herrschaftsbereichs so lange die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, als polnische Sprache und polnisches Volkstum siegreich vorschreiten.

Schon hieraus ergibt sich die Bedeutung des aufgestellten Problems für die Erklärung der politischen Umgestaltung Italiens, der festen Begründung der Hegemonie Roms. Daß die kleine Landschaft Latium innerhalb eines Jahrhunderts einen großen Teil Italiens nicht nur erobert, sondern so fest dem römischen Staatswesen eingefügt hat, daß ganz Mittelitalien selbst nach den Siegen Hannibals treu blieb, erscheint fast wie ein Wunder und wäre geradezu unverständlich, wenn Rom es nicht verstanden, neben den Waffen des Krieges auch die wirksamen Kampfmittel der Neuorganisation und Neuschöpfung des Zerstörten und Vernichteten anzuwenden.

Ehe hier auf die Beantwortung der Hauptfrage eingegangen wird, ist es nötig, zu präzisieren, in welchem Umfange und nach welcher Richtung hin die Antwort zu erteilen ist.

Es kann sich hiebei nicht um allerlei linguistische Erörterungen handeln, wie etwa die Sprachgrenze verschoben, wie die dialektischen Verschiedenheiten ausgeglichen worden sein könnten. Auch sollen hier nicht sprachliche Einzelheiten angeführt werden, wie das Oskische, das Umbrische, das Volskische allmählich sich dem herrschenden Idiom gefügt haben und latinisiert worden sind.

Gewiß ist hier auch nicht auf die verschiedenen Möglichkeiten einzugehen, wie Rom etwa durch polizeiliche Gewaltmittel, urch Verwaltungsmaßregeln oder gar durch zwangsweisen Unterricht das Lateinische den unterworfenen Volksstämmen aufoktroyiert haben sollte.

Derartige Dinge sind Erfindungen aus den Zeiten des modernen Polizeistaates und des Schulzwanges, die im Altertum noch nicht an der Tagesordnung gewesen sind.

Ganz andere, weniger friedliche Mittel und Mächte sind hiebei verwandt worden, ja waren unumgänglich, wenn das Ziel der Romanisierung des oskischen Volksstammes in Mittelitalien erreicht werden sollte. Denn um diesen handelt es sich im folgenden allein. Weder die griechisch redende Bevölkerung im Süden noch die Gallier im Norden oder gar Messapier und Veneter kommen hiebei in Betracht. Die Vollendung der Romanisierung von ganz Unteritalien und die Umwandlung des Keltenlandes in eine römische Provinz gehören erst einer spätern Epoche nach dem Bundesgenossenkrieg 90 an.

Unsere Frage lautet also bestimmter so: Wie gelang es Rom in etwas über 200 Jahren, vom Latinerkrieg 338 und vom zweiten Samnitenkrieg 304 bis zum Bundesgenossenkrieg 90 Mittelitalien zu romanisieren? Ja, auch hiebei ist noch ein Vorbehalt zu machen.

Augustinus (De civ. Dei IX 7) bemerkt einmal: *at enim opera data est, ut imperiosa civitas non solum iugum, verum etiam linguam suam domitis gentibus per pacem societatis imponeret.* Von einem solchen zwangsweisen Vorgehen Roms kann bei dem größeren Teil Italiens keine Rede sein.

In den griechisch redenden Landschaften Italiens trugen die Römer eingestandenermaßen der Sprache der Besiegten Rechnung; „dort wurde das Lateinische niemals volkstümlich“. Kaum mehr haben die Römer bis zum Sozialkrieg in dem Hinterlande dieses Küstengebiets für Ausbreitung der lateinischen Sprache wirken können. Denn abgesehen davon, daß an manchen Stellen, wie namentlich in Calabrien, Bruttium, Apulien, auch das Binnenland hellenisiert war, fehlte den Römern bis zum Sozialkrieg die gesetzliche Macht, in den oskischen Gebieten Unteritaliens einen Einfluß nach dieser Richtung auszuüben. Diese Gebiete waren im Besitz von *civitates foederatae*, die zu Truppenstellung und Geld-

leistungen verpflichtet, im übrigen aber staatsrechtlich selbständig waren. Und ein Gleiches gilt, wenn auch im einzelnen aus anderen Ursachen, für die Samniten und ihre Hauptstämme, die Frentani und Hirpini, ja auch für die im Binnenland wohnenden Osker, Lucaner und Bruttier, soweit diese letzteren nicht zum größeren Teil in den Bereich hellenischer Kultur einbezogen waren [1]).

Bei all diesen Völkerschaften darf, wenn von vereinzelten Ausnahmen abgesehen wird [2]), an eine frühe Romanisierung gar nicht gedacht werden.

Diese ist dort erst nach 90, zum Teil erst infolge der schrecklichen Bürgerkriege und der dann überall in diesen Gebieten gegründeten Soldatenkolonien durchgesetzt worden.

Das Beispiel von Capua ist hier besonders lehrreich. Trotzdem Campanien seit 338 in engerer Beziehung zu den Römern stand, wirtschaftlich namentlich durch die gemeinsame Münze in das Verkehrsleben Roms einbezogen ward, vom Liris bis nach Salernum wirtschaftlich eine Einheit bildete, ist hier das Oskische mehr und mehr Sieger geworden, selbst dann, als die Campaner seit 211 von römischen Magistraten streng regiert wurden. Eine Romanisierung und speziell eine Ausbreitung der lateinischen Sprache in Süditalien, östlich von einer Linie, die Liris und Sangrusmündung (im Gebiet der Frentaner) verbindet, hat vor dem I. Jahrhundert nicht stattgefunden. Und ebensowenig ist bis dahin Mittel- und Nordetrurien romanisiert worden.

Damit ist die Aufgabe, wie Rom die eroberten Teile von Italien romanisiert habe, bedeutend eingeschränkt.

Im wesentlichen handelt es sich nur darum, wie es Rom gelungen ist, die nordsabellischen Völker (Sabiner, Marser, Marruciner, die Volsker, Aequer, Umbrer) soweit zu romanisieren, daß wenigstens größere Teile jener Gebiete das römische Vollbürgerrecht erlangen konnten. Und das war ohne eine Kenntnis der lateinischen Sprache, ohne Annahme latinischen Rechtes nicht möglich.

---

[1]) Budinszky, Ausbreitung der lateinischen Sprache (Berlin 1881), S. 30: Bei dem unter griechischem Einfluß stehenden Stämmen, den Lukanern, Bruttiern, Mamertinern kommt das nationale Alphabet weder auf Münzen noch auf Inschriften vor und die spärlichen Denkmäler dieser Art, auf denen dort überhaupt die oskische Sprache erscheint, zeigen durchwegs den Gebrauch der griechischen Schrift selbst für das nationale Idiom. In diesen gräko-samnitischen Landschaften ist ausschließlich die griechische Art der Namengebung in Gebrauch .... Die Münzen weisen durchgängig (wie auch die Vasen) griechische Sprache, Schrift und Prägung auf.

[2]) Solche Ausnahmen betreffen die Gebiete der nicht zahlreichen *coloniae Latinae* Süditaliens (bis Anfang des II. Jahrh. Paestum, Luceria, Venusia, Beneventum, Aesernia, Brundisium, zusammen etwa 5000 km²) und der erst nach dem zweiten punischen Krieg konfiszierten Länderstrecken des *ager publicus* in Campanien und Bruttium.

Soweit es dafür noch eines Beweises bedürfte, zeigt dieses das Gesuch der früher griechischen, später oskischen Stadt[1]) Cumae ums Jahr 180 v. Chr.[2]), daß es ihr gestattet werde, Lateinisch als Amtssprache anzunehmen. Das war also eine der wichtigsten Vorbedingungen zur Erlangung des vollen Bürgerrechtes statt der bisherigen *civitas sine suffragio*.

1.

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen der Beantwortung der Hauptfrage zu.

Daß bei den Versuchen der Römer, die besiegte Bevölkerung zum Anschluß an römisches Wesen und Sprache zu bringen, gewiß nicht nur Mittel freundlicher und humaner Art angewandt sind, sollte von vornherein klar sein[3]).

Die erste größere Erweiterung des römischen Gebietes nach der Eroberung von Veji und der Bezwingung Südetruriens ist zweifellos mit einer gründlichen Ausrottung oder Austreibung der einheimischen Bevölkerung verbunden gewesen. Auf dem eroberten Gebiete wurden um 383 nicht nur zwei *coloniae Latinae* (*Sutrium* und *Nepete*) angelegt, sondern es wurden dort außerdem 387 vier neue Tribus geschaffen, was nur möglich war durch eine ausgedehnte Viritanassignation und durch eine Überführung von mehr als 10.000[4]) römischen Vollbürgern in jenes Gebiet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die Gründung der nächsten Tribus — der *Pomptina* und *Publilia* 358 im Volskerland — erst dann erfolgt ist, als nach dem Vernichtungskrieg gegen die Volsker das Land soweit entvölkert war, daß es mehrere Tausende römischer Bürger aufnehmen konnte.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die im Krieg besiegten Völkerschaften, in deren Gebiet neue Tribus errichtet worden sind, immer vertilgt sind. Z. B. ist es wohl nicht so arg zugegangen, als die Tribus *Falerna* (318 v. Chr.) in dem campanischen Gebiete gegründet worden ist, welches in mehr friedlicher Weise sich dem römischen Staatswesen angeschlossen und die *civitas sine suffragio* erhalten hatte. Ebenso wohl auch bei den 332 im Latiner-

---

[1]) Velleius I 4 *Cumanos Osca mutavit vicinia*.

[2]) Liv. XL 42 *Cumanis eo anno* (180) *petentibus permissum, ut publice Latine loquerentur et praeconibus Latine vendendi ius esset*. Die gewiß für die Petenten nicht sehr angenehme Bitte ward nur geäußert, weil Cumae damit angeben wollte, daß die Vorbedingungen zur Gewährung des Vollbürgerrechtes vorhanden seien.

[3]) Die fast gemütliche Art, wie Tenney Frank sich die Romanisierung Italiens vorstellt (Klio XI, 1911 367 f.), wäre fast naiv zu nennen, wenn sie nicht einer zu großen Bewunderung vor der friedlich-kulturellen Tätigkeit Roms entsprungen wäre.

[4]) Nach einer mäßigen Berechnung aus nicht viel späterer Zeit wird man die Zahl der Mitglieder einer Tribus nicht unter 5000 Bürgern ansetzen dürfen.

gebiet gegründeten beiden Tribus *Maecia* und *Scaptia*, wo die Mehrzahl der Bewohner jedenfalls dem latinischen Sprachgebiet angehörte, vielleicht durch weitere Ansiedler ergänzt wurde, nachdem zahlreiche Latiner in die neugegründeten Kolonien abgeführt worden waren.

Endlich ohne daß eine teilweise Beseitigung der alten Einwohner im Äquer- und Hernikerland, in der Sabina und in Picenum erfolgt ist, können in diesen Gegenden nicht die neuen Tribus (299 und 241) eingerichtet worden seien.

2.

Ein zweites Mittel, die unterworfene Bevölkerung in das römische Staatswesen einzufügen und sie dem römischen Staat zu assimilieren, ist die Dislokation der unterworfenen Bevölkerung gewesen. Man braucht dabei nicht gerade an die assyrische Art, die Völker durcheinanderzuwürfeln, und an jene Ausrottungsmethode zu denken; aber manche Härten hatte ein solches Vorgehen zweifellos im Gefolge und ohne ein solches ist es mehrfach auch in Italien nicht abgegangen. So namentlich bei der Gründung der zahlreichen *coloniae Latinae* mit einem nachweislich großen Ländergebiet. Das Areal der seit 383 bis zum ersten punischen Kriege gegründeten Latinerkolonien berechnet Beloch auf ca. 8500 km^2, das der in den nächsten 80 Jahren gegründeten Kolonien auf wenig größer (ca. 9500 km^2), zusammen 17.000 km^2 (also ein Gebiet größer als Baden oder das Königreich Sachsen), dazu des besten, günstigsten Bodens; das ist in der Tat nicht gering anzuschlagen für die Durchführung der Romanisierung, wenn er durch einige hunderttausend Kolonisten römischer und latinischer Abstammung besiedelt worden ist. So ausgedehnte Ländereien können aber doch nicht ohne Konfiskation des Grundeigentums auf friedlichem Wege, ohne eine zwangsweise Fortführung der eingeborenen Bevölkerung durchgeführt worden sein.

Glücklicherweise besitzen wir einige bestimmte Angaben, wie Rom in solchen Fällen, d. h. sowohl bei der Gründung von *coloniae Latinae* als auch bei der Konstituierung neuer Tribus gegen die bisherigen Bewohner vorgegangen ist.

Im Jahre 180 wurde die bisher förderierte Tuskerstadt *Pisae* gezwungen, die Hälfte ihres Gebietes herauszugeben, nicht etwa als Strafe, sondern allein, weil Rom dort die neue Latinerkolonie *Luca* gründen wollte zum Schutz gegen die vordringenden Ligurer. 3000 römische Kolonisten zogen in das geräumte Gebiet (von 2000 km^2) und so entstand *Luca*. Wo die verdrängten Einwohner geblieben sind, das erfahren wir nicht. Um so besser in einem anderen Falle aus derselben Zeit. Im Jahre 180 fürchtete der römische Senat das Vordringen der kriegerischen Apuaner, eines Ligurerstammes. Rom lies daher 47.000 Apuaner nach Samnium abführen

und 2000 römische Kolonisten dorthin führen, welche die *colonia Romana Luna* gründeten, die je 50 Morgen Landes erhielten, also wohl vielfach zu Grundherrn über die zurückgebliebene Ligurerbevölkerung wurden, jedenfalls nicht immer leichten Stand gegen die revoltierenden Apuaner hatten (Nissen II 1, 283).

Aber das genügte zum Grenzschutz nicht. Um die Ligurer dauernd in Zaum zu halten, gründeten die Römer, wie erwähnt, eine zweite Grenzfestung *Luca*, nur daß sie diesmal die mit ihnen förderierten Pisaner um die Hälfte ihrer Mark beraubten und dann 3000 römische Kolonisten dort in der *colonia Latina Luca* ansiedelten.

Ferner, wenn wir von der sagenumhüllten, aber gewiß geschichtlich richtigen Überführung der Bewohner der Stadt *Alba longa* nach Rom absehen, so ist das wichtigste Beispiel einer Dislokation ganzer Völkermassen das von Strabo V 251 erwähnte Ereignis aus dem Jahre 268, wo Rom, um die Eidgenossenschaft der Picenter zu vernichten und ein Territorium für die Latinerkolonie *Firmum* zu gewinnen, nur einen kleinen Teil förderiert beließ, die größere Hälfte zu Halbbürgern machte und den Rest nach Süditalien, an den Busen von Salerno verpflanzte. Strabo spricht von den *ἐπὶ τῇ Τυρρηνικῇ θαλάττῃ τὸ τῶν Πικέντων ἔθνος οἰκεῖ, μικρὸν ἀπόσπασμα τῶν ἐν τῷ Ἀδρίᾳ Πικεντίνων ὑπὸ Ῥωμαίων, μετῳκισμένον εἰς τὸν Ποσειδωνιάτην κόλπον, ὃς νῦν Παιστανὸς καλεῖται* [1]).

Auch erzählt Strabo alle möglichen Einzelheiten von der Gründung einer Stadt *Picetia*, von dem späteren Abfall dieser Picentiner und ihrer Bestrafung: *νυνὶ δὲ κωμηδὸν ζῶσιν ἀπωσθέντες ὑπὸ Ῥωμαίων διὰ τὴν πρὸς Ἀννίβαν κοινωνίαν· ἀντὶ δὲ στρατείας ἡμεροδρομεῖν καὶ γραμματοφορεῖν ἀπεδείχθησαν ἐν τῷ τότε δημοσίᾳ, καθάπερ καὶ Λευκανοὶ καὶ Βρέττιοι κατὰ τὰς αὐτὰς αἰτίας· ἐπετείχισαν δ' αὐτοῖς Σάλερνον Ῥωμαῖοι φρουρᾶς χάριν μικρὸν ὑπὲρ τῆς θαλάττης* (Geogr. V 251, Liv. XXXIV 45).

Weiter sei hier für das gewaltsame Vorgehen der Römer gegen die Unterworfenen hingewiesen, auf die Austreibung der Senonen aus dem *ager Gallicus in Piceno*, als sie dort das Land durch Viritanassignation an römische Bürger verteilten. Polyb. II 21, 7 *κατεκληρούχησαν ἐν Γαλατίᾳ τὴν Πικεντίνην προσαγορευομένην χώραν, ἐξ ἧς νικήσαντες ἐξέβαλον τοὺς Σήνωνας.* Und kaum kann es zweifelhaft sein, daß die Römer, als sie wenige Jahre darauf 218 in der eben erst eroberten Polandschaft Kolonien gründeten, einen größeren Teil der gallischen Einwohner jenes Kolonialgebietes ausgetrieben oder fortgeführt haben werden.

---

[1]) Nissen, Italische Landeskunde II 1, 474; II 2, 823; Plinius N. H. III 38, 70 bestätigt Strabos Angaben. Um so unbegreiflicher ist es, daß Tenney Frank, Klio XI 374, die Angaben eines Strabo als unglaubwürdig verworfen hat.

Die Überlieferung reicht nicht aus, um überall zu bestimmen, ob der römische Staat bei Gründung von neuen Tribus und besonders bei den *coloniae Latinae* mit geringerer oder größerer Härte vorgegangen ist. Die Einziehung des Gebiets von Firmum am Adriatischen Meer 264 (Vell. I 14) ist die beste Ergänzung zu der soeben erwähnten Dislozierung eines Teiles der Picener. Die gleichzeitige Anlage von Beneventum mit rund 1000 km² ist gleichfalls nur durch gewaltsame Einziehung des Gebiets erklärlich. Der *ager publicus*, auf den hier Beneventum deduziert ist, war offenbar schon früher, am Ende der Samniterkriege eingezogen worden. Nicht selten wird auch erwähnt, wie soviel Gebiet eingezogen sei, daß nach der Ackerverteilung an die Kolonisten noch ein größeres Gebiet an *ager publicus* übriggeblieben sei.

Wenn es nun auch nicht in jedem einzelnen Falle bekannt ist, wie Rom hier verfahren ist, um neue Gebiete für die Latinerkolonien, später für die Römerkolonien zu erhalten, so steht doch im allgemeinen fest und ist auch durch zahlreiche Berichte überliefert, daß Rom dieses dadurch erreicht hat, daß es bei einem siegreichen Feldzug den bezwungenen Völkern ein Drittel, die Hälfte oder zwei Drittel ihres Gebiets entzogen hat, um so Raum für die römischen, bezw. latinischen Ansiedler zu gewinnen. Es gehört geradezu zum Kolorit der Siegesberichte alter Zeit, dieses Verfahren rühmend hervorzuheben. Liv. I 15 sagt *agri parte multati*, II 25 *his data pax, ager ademptus*, II 45 *agri partes ademptae*.

Nach dem zweiten punischen Krieg wurden die Gemeinden, welche von Rom abgefallen waren, vielfach sogar mit der Einziehung ihrer ganzen Feldmark bestraft. So vor allem Capua, das nichts anderes blieb als *aliqua aratorum sedes* [1]); *ager omnis et tecta publica populi Romani facta;* das ganze Bruttiergebiet, abgesehen von den treugebliebenen Griechenstädten [2]) und Latinerkolonien, wurde so römisches Staatsland.

Auch mehrere Teile Lucaniens wurden zu *ager publicus* gemacht, das Gebiet der Picentiner, bei Salernum, wie soeben erwähnt, völlig beschlagnahmt.

Worauf es hier ankommt, ist das: Die Gebiete der Tribus und der Römer in den Latinerkolonien hatten zusammen wohl einen Umfang, der so groß war wie Baden und Elsaß-Lothringen zusammen [3]), also ein Zehntel des ganzen heutigen

---

1) Liv. XXVI 16, 7 f.

2) *Locri, Consentia, Terina, Pandosia.* Vgl. Beloch, Italischer Bund 62 f.

3) Im allgemeinen beziehe ich mich dabei auf Beloch, Ital. Bund 70 f., 72, der den *ager Romanus* nach dem zweiten Samniterkrieg auf rund 7700 km² schätzt, wozu dann die sehr umfangreichen Gebiete der vier letzteingerichteten Tribus *Teretina* (im Hernikergebiet), der *Aniensis* (im Aequerland), *Quirina* und *Velina* kommen. Dazu dann der bedeutende Umfang der Mark der *coloniae Latinae* und der geringere der *coloniae Romanae maritimae*.

Italiens und besaß damit einen gewichtigen Einfluß auf die Ausdehnung des römischen Sprachgebietes.

Dieser wurde noch dadurch erhöht, daß jene Ansiedlungen nicht nur zu den besten und durch ihre Lage an den Hauptstraßen und Verkehrsadern wertvollsten gehörten, sondern auch in der Weise angelegt waren, daß sie mehrfach miteinander kombiniert eine solche Stellung einnahmen, daß sie, d. h. also das römische Tribusgebiet, die *coloniae Latinae* und dazu manche in ihrer Nähe liegende Distrikte oder Parzellen des *ager publicus* politisch wie sprachlich eine Einheit bildeten, wo römische Sprache und römisches Wesen, römische Münze und römischer Handelsverkehr einen festen Stützpunkt fanden, von wo aus sie sich weiter ausbreiten konnten.

Auch waren die *coloniae Latinae* vielfach so angelegt, daß sie einen Festungsgürtel zwischen den feindlichen Gebieten bildeten. *Sutrium* und *Nepete* sollten das Römergebiet nach Norden schützen und vereint mit den neuen römischen Tribus von 387 einen Grenzwall gegen Etrurien bilden. *Narnia* und *Spoletium* waren zwischen das übrige Sabinergebiet und Etrurien geschoben und, durch größere Strecken des den Sabinern genommenen *ager publicus* verstärkt, bestimmt, Etrurien, Umbrien und das Sabinerland zu scheiden.

Diese schon strategisch wichtige Gruppierung der einzelnen römischen und latinischen Gebietsteile ist auch für die Ausbreitung der lateinischen Sprache von großer Bedeutung geworden. So erstreckte sich ein breiter Gürtel solch latinisierten Gebietes von Tarquinii bis nach Suessa nahe bei Capua, abwechselnd römische Tribusbezirke, Latinerkolonien und römisches Munizipalland größtenteils lateinischer Zunge. Hieran schließt sich ein zweiter, die ganze Halbinsel durchquerender Distrikt, der die Hirpiner von den nordsamnitischen Volksgenossen zu trennen bestimmt war; er ging von der Tribus Falerna längs des Nordufers des Volturnus aus, enthielt die Latinerkolonien *Cales, Saticula, Beneventum, Luceria* und den von den Römern ausgiebig besetzten und kultivierten *ager Taurasinus* im Norden Lucaniens.

In der Tat kann hiedurch erklärt werden, wie durch diese kombinierten Anlagen ein breiter Küstenstrich längs des Tyrrhenischen Meeres, landeinwärts 60 — 80 km breit, neben manchen mehr vereinzelt liegenden Ortschaften früh romanisiert worden ist.

3.

Das ist nun in der Tat wichtig genug, um hervorgehoben zu werden, aber gewiß noch nicht hinreichend, um das hier behandelte Problem in erschöpfender Weise zu lösen.

Weit ausgedehnter ist das bis zum Sozialkrieg — ja durchweg schon ein Jahrhundert früher — romanisierte Gebiet, das quer durch Mittelitalien sich hinzieht, das Land der Sabeller und Picener umfassend. Obenein ist hier das Problem noch besonders dadurch

erschwert, zugleich aber auch besonders der Lösung bedürftig, daß hier die Romanisierung offenbar schneller als irgendwo anders in Italien erfolgt ist. Denn von dem Grundsatz ist, wie gesagt, überall auszugehen, daß erst dann eine Aufnahme von eroberten Völkerschaften in das Vollbürgerrecht erfolgt ist, nachdem die lateinische Sprache bei ihnen vorherrschend geworden und sie zur Annahme römisch-latinischer Rechtsordnungen gefügig und befähigt waren. Gerade über jene Gebiete hin erstreckten sich später die beiden größten Tribus, die Quirina im Sabinerland und die Velina in Picenum, beide in einem Lande, das erst 290 v. Chr. unterjocht, 268 die *civitas sine suffragio* erhielt und bereits 241 zu vollgiltigen römischen Tribusbezirken geworden ist.

Hier erscheint die Schnelligkeit der Romanisierung fast wie ein Wunder, gerade hier ist daher Aufklärung dringend erwünscht.

Man hat vor allem — und, wie gezeigt werden wird, nicht ohne Grund — auf die für die Ausdehnung des römischen Machtbereichs wichtigen Gebiete der *cives sine suffragio* hingewiesen, namentlich auf die zahlreichen Municipia, die in Picenum, in der Sabina, in der Nähe des Marser- und Paelignergebiets, in den von Umbrien beschlagnahmten Gebietsteilen[1]) lagen.

Insoweit mit Recht, als es sich um die Ausdehnung und Befestigung der Römerherrschaft handelt; sicherlich aber mit Unrecht, wenn man geglaubt hat, daß durch Verleihung des Passivbürgerrechts schon ein wichtiger Schritt zur Erweiterung des römischen Sprachgebiets getan sei. Hier müssen neben der allerdings nicht unwichtigen Verleihung der *civitas sine suffragio* noch wichtige andere Ursachen tätig gewesen, noch andere Einflüsse sich geltend gemacht haben, um die geistige Eroberung jener Distrikte durch Rom zu vollenden.

Erst um die Mitte des IV. Jahrhunderts ist das Passivbürgerrecht geschaffen worden, gerade also um die Zeit, da Rom auf die Eroberung Mittelitaliens ausging. 381 soll Tusculum *municipium antiquissimum*, wie Cicero pro Planc. 8, 19 es nennt, in den Verband des römischen Staates aufgenommen sein[2]).

Etwa 20 Jahre später ist das Gebiet von Caere dem römischen Staate in der Weise einverleibt worden, daß die Caeriten *cives sine suffragio* wurden, sogar ohne kommunale Selbstverwal-

---

[1]) Ganz mit Unrecht hat Tenney Frank (Klio 1911, S. 367 f.) den Wert der Zeugnisse, welche von Einziehung größerer Gebiete im Sabiner- und Picenerland reden, zu verdächtigen gesucht und sich gesträubt, andere als humane Mittel der Romanisierung anzunehmen. Gegen einige dieser Versuche wandte ich mich bereits oben S. 101. In Wahrheit legt er damit ein Zeugnis dafür ab, wie wenig Verständnis er für derartige weltgeschichtliche Vorgänge besitzt. Blut und Eisen haben gewiß nicht allein so viele gesunde Neuorganisationen geschaffen, aber ganz ohne sie und ohne härtere Zwangsmittel bei der Kolonisation ist eine so schnelle Umgestaltung Italiens nicht denkbar.

[2]) Im einzelnen vgl. Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I 26 f.

tung zu behalten. Dabei war es nur natürlich, daß die *cives sine suffragio*, welche teils mit, teils ohne eigene Munizipalverwaltung dem römischen Staatswesen eingeordnet wurden, in ganz anderer Weise als die *socii* und die *coloniae Latinae* von den römischen Verwaltungsorganen abhängig wurden.

Aber gerade die besondere Art der Vorrechte, welche die einzelnen Halbbürgergemeinden hatten, stand ihrer schnellen Romanisierung im Wege.

Oft hat man sich die Rechtsstellung der Halbbürger als überall ziemlich gleichartig vorgestellt. Das war ein starker Mißgriff. Denn wenn auch eine solche Abhängigkeit nicht wie bei den *civitates foederatae* durch einen Vertrag bestimmt war, vielmehr das siegreiche Rom hier selbstherrlich alles ordnete, so hat es doch bei den Rechten der Munizipien gerade in Bezug auf Sprache und bürgerliches Recht weitgehende Konzessionen machen müssen, wenn es nicht seine Machtstellung aufs Spiel setzen wollte. Die große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, welche zwischen den von Rom den Munizipien gewährten Statuten bestanden, nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst von Mommsen, Römisches Staatsrecht III 1, 570 f., 583 f., 588 f.

Die Rechtsordnung für jede Halbbürgergemeinde beruhte einseitig auf Beschluß des römischen Volkes und demgemäß waren die Beschränkungen und Vorrechte der einzelnen Munizipien sehr verschieden. Das Provokationsrecht, das jedenfalls den meisten Munizipien gefehlt hat, wurde den Halbbürgergemeinden Campaniens gewährt, ebenso wie das *conubium*, das selbst der alten Hernikerstadt Anagnia versagt wurde, als sie die Zivität erhielt.

Wenn es somit auch möglich gewesen ist, einzelne Halbbürgergemeinden je nach Bedürfnis enger an Rom anzugliedern, so ist das doch gerade in der Sprachenfrage schwer durchführbar gewesen, da, wie Mommsen (III 574) treffend hervorhebt, die Erteilung des Halbbürgerrechts zuerst und vorzugsweise gegen stammfremde Gemeinden zur Anwendung gekommen ist. Selbst die Campaner, welche schon 338 dieses Recht erhielten, haben, wie erwähnt ward, in den nächsten zwei Jahrhunderten mehr Fortschritte im Oskischen gemacht als im Lateinischen.

Danach scheint es also fast, daß die Halbbürgergemeinden und die auf ihrem Gebiete wohnende Bevölkerung am wenigsten mi zur Romanisierung beigetragen haben könnten.

Und doch ist dem nicht so.

Mit einigem Erstaunen bemerkt allerdings Mommsen selbst (Röm. Staatsrecht III 575): „Während die Verleihung der *civitas sine suffragio* an die Sabiner 290 die unseres Wissens letzte ist, ist die Zulassung der Sabiner zum Stimmrecht schon im Jahre 268 erfolgt". 241 wurden aus dem weiten Gebiet der Sabina und von Picenum die beiden Vollbürgerbezirke, die *tribus Quirina* und die

tribus Velina gemacht. Das ist aber um so bemerkenswerter, da, wie wieder Mommsen III 577 ausdrücklich hervorhebt, „vielen dieser Gemeinden die natürliche Grundlage zum römischen Vollbürgerrecht, die Sprachgemeinschaft fehlte". Mommsen (III 575) suchte dieses Dilemma zu beseitigen, indem er darauf hinwies, daß wohl die vorschreitende Latinisierung mitgewirkt habe, um die Einwohner fürs römische Bürgerrecht reif zu machen. Das ist aber keine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung des Problems, wie das so schnell innerhalb 50 Jahren und so gründlich in den größten fremdsprachigen Gebieten Mittelitaliens, im Sabinerland und in Picenum, hat erfolgen können![1])

Hier gibt es nur eine ausreichende Antwort: Rom muß ebenso wie in Picenum, wo ja die Dislokation eines Teiles der Bevölkerung überliefert ist, auch im Sabinerland, in Umbrien und im Äquerland die Bevölkerung eingeschränkt, zum Teil ihrer Mark beraubt und dann planmäßig eine intensive Wiederbevölkerung durch römische Kolonisten erreicht haben, die es ermöglichte, auf diesen Gebieten Vollbürgerbezirke zu errichten.

Da dieses nicht durch Latiner- oder Römerkolonien erfolgt ist, so bleibt die einzige Möglichkeit, daß die den unterworfenen Völkerschaften abgenommenen Ländereien — wie üblich ein Drittel oder zwei Drittel ihres Gebiets — zu *ager publicus* gemacht[2]), und daß dieser dann durch zahlreiche römische Kolonisten, die ins Land zogen oder gezogen wurden, so bevölkert worden ist, daß dieselben wenigstens bald an Zahl und an Einfluß eine so bedeutende Stellung errangen, daß Rom es wagen konnte, die ganzen Bezirke in die Vollbürgerabteilungen, in die Tribus aufzunehmen.

Dieses Ziel konnte nur so erreicht werden, daß die Kolonisierung des weiteren Gebiets durch freiwillig herbeiziehende römische Bürger erfolgt ist, welche durch wirtschaftliche Vorteile angelockt wurden.

Die *pecuarii*, welche die an den Gebirgen liegenden Triften mit ihren Herden gegen ein geringes Hutgeld beziehen durften, die Gentilverbände, welche mit ihren Klienten und sonstigen Knechten große Strecken der verwüsteten Ländereien wieder besäen und neu kultivieren durften, die Gesellschaften der *publicani*, welche in jenen Distrikten gegen die Entrichtung des Zehnten des Ertrages sich niederlassen und größere Possessionen an *ager publicus* gewinnen konnten: diese alle müssen zur Wiederbevölkerung und

---

[1]) Vgl. Mommsen, C. I. L. IX 396. Völlig verkehrt polemisiert gegen Mommsen Tenney Frank, Klio XI 367.

[2]) An eine ausgedehnte Viritanassignation in jenen eben erst unterworfenen Ländern, von der übrigens nichts überliefert ist, kann in jenen ersten Zeiten nach den blutigen Samniterkriegen kaum ernstlich die Rede sein.

damit zur Romanisierung der unterworfenen Distrikte wirksam mit beigetragen haben.

Die Geschichte des römischen *ager publicus* und der gesetzlichen Ordnungen, welche bei ihm getroffen wurden, können allein eine wirkliche Aufklärung des hier vorliegenden Problems bieten.

4.

Die schnelle Kultivierung und Romanisierung des Volskergebietes, des weiten Areals südlich von Lanuvium bis nach Circeii, zeigt z. B., daß hier mit einer bloßen Verteilung von Ackerhufen an einige Tausend Bürger [1]) das Ziel dieser Ansiedlung, die Romanisierung und Umwandlung in neue Vollbürgerbezirke (Publilia und Pomptina) noch nicht erreicht worden sein kann. Und ebenso müssen ganz außerordentliche Mittel angewandt worden sein, um das erst 330/329 unterjochte Gebiet der Aurunker und der Privernaten so schnell zu romanisieren, daß dort schon im J. 318 die neue Tribus *Oufentina* errichtet und weitere Gebiete teils von römischen Ansiedlern besetzt, teils durch die in der Nähe errichteten *coloniae Latinae Circeii, Interamna, Fregellae* lateinische Sprache und lateinisches Recht angenommen hatten.

Aber das hier postulierte Verfahren ist nicht nur eine Konjektur, sondern es ergibt sich auch mit Notwendigkeit

1. aus dem, was über die Ausdehnung des *ager publicus* in Mittelitalien, speziell im Sabinerland, festgestellt werden kann, und

2. aus den gesetzlichen Ordnungen, welche hinsichtlich der Verwendung des *ager publicus* in jener Epoche bereits bestanden.

5.

Hier ist seit Nieses Aufsatz „Das sogenannte licinisch-sextische Ackergesetz" (Hermes XXIII 410 f.) der Forschung der richtige Weg geradezu verlegt worden. Niese bemühte sich bekanntlich zu zeigen, daß bis 367 v. Chr. die Ausdehnung des *ager publicus* so gering gewesen sei, daß er nicht ausgereicht habe, um eine größere Menge von Okkupanten zu befriedigen. Diese Behauptung ist völlig verkehrt [2]).

Demgegenüber ist noch einmal hier auf die Gewohnheit der Römer hinzuweisen, den Unterworfenen einen Teil ihres Gebietes ein Drittel, die Hälfte, zwei Drittel oder gar das ganze Gebiet

[1]) Eine Anzahl von 5000 Bürgern bildete wohl das Maximum der Tribulen in einer Tribus jener Zeit.

[2]) Meine Widerlegung Nieses (Hermes XXX 461 f.) hat längere Zeit nur teilweise Anerkennung gefunden. Jetzt mehren sich die zustimmenden Erklärungen. Vgl. auch meine Abhandlung: Rom und die Italiker. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1910, S. 709.

einzuziehen. Mögen die Einzelheiten vielfach unhistorisch sein [1]), so kann doch an dieser Gewohnheit Roms um so weniger gezweifelt werden, als, wie gezeigt ward, die Gründung von *coloniae Latinae* und die Bildung neuer Tribus nur nach Einziehung großer Strecken des eroberten Landes denkbar ist.

Aber es kommt für den vorliegenden Fall weniger darauf an, wahrscheinlich zu machen, daß im IV. Jahrhundert v. Chr. überhaupt *ager publicus* in hinreichender Menge vorhanden war, um eine Kolonisation in größerem Maßstabe durchzuführen, als vielmehr daß gezeigt wird, wo und in welchem Umfang derselbe in Mittelitalien sich befand, und wie er dort zur Verstärkung des römisch-latinischen Elements gedient haben muß.

Da hatte nun schon 1853 Mommsen [2]) mit genialem Blick erkannt, daß in dem Prodigienverzeichnis des Iulius Obsequens eine genügende Handhabe gewonnen sei, um dieses zu bestimmen.

Die römischen Pontifices legten peinliche Sorgfalt darauf, die auf römischem Staatsland beobachteten Wunderzeichen zu verzeichnen, und danach den durch sie eventuell geäußerten Unwillen der Götter zu beschwichtigen. Natürlich kümmerten sie sich nicht dabei um den *ager peregrinus* Italiens und die diesem zugerechneten Gebiete der *coloniae Latinae* [3]) und *socii*. Ebensowenig sorgten sie sich um die Wunderzeichen, welche auf dem Gebiete eines Privaten vorgekommen waren [4]).

Daraus folgt, daß nur Prodigien, die auf dem *ager publicus* Roms [5]) und der *coloniae Romanae* beobachtet worden waren, verzeichnet worden sind, und daß daher die sehr zahlreichen *prodigia,* die aus den Munizipien, den Halbbürgergemeinden gemeldet wurden, auch nur auf dem in der Nähe dieser Munizipien gelegenen *ager publicus* vorgefallen sein können.

Irrtümlich rechneten Mommsen und ihm folgend Schwarze hiebei die ganzen Territorien der Munizipien mit zum *ager publicus.* Das ist falsch, wie Mommsen übrigens später (Röm. Staatsrecht III 578) bei einem gelegentlich besprochenen Fall anerkannt hat [6]).

1) Einzelheiten hierüber sind gut zusammengestellt von Kurt Schwarze, Beiträge zur Geschichte altrömischer Agrarprobleme (Halle 1912), S. 47 f.

2) *Theodori Mommsenii epistula in Titi Livi ab urbe condita librorum CXLII periochae, Iulii Obsequentis ab a. u. c. DV prodigiorum liber* rec. et emend. Otto Jahn (Lipsiae 1853).

3) Die wenigen Ausnahmen von Prodigia in Latinerkolonien erklärt Mommsen richtig so, daß sie auf dem in der Nähe derselben befindlichen *ager publicus* beobachtet worden seien.

4) Liv. XLIII 13 *duo non suscepta prodigia sunt, alterum, quod in loco privato factum esset ..., alterum quod in loco peregrino.*

5) Natürlich auch auf den Straßen, Wegen, an heiligen Orten.

6) „Als Beweis dafür, daß der nicht Privaten zustehende Teil wenigstens des campanischen Gebiets als Eigentum der Gemeinde Capua galt, darf die Tatsache gelten, daß kurz nach der Auflösung der Gemeinde (211) die Römer hier Hafenzölle einrichteten, also erst durch diese Auflösung der campanische öffentliche Boden auf sie überging".

Denn den *cives sine suffragio* war ihr Privateigentum sicherlich nicht genommen [1]) und der öffentliche Grund und Boden, der den Munizipien gehört hatte, war, soweit er ihnen überhaupt entzogen war, entweder römischer *ager publicus* geworden oder als *ager quaestorius*, d. h. durch Kauf wieder aufs Neue Eigentum der Munizipien geworden.

Die allein richtige Schlußfolgerung, die hier aus dem so häufigen Berichten über Prodigia, welche aus den Munizipien nach Rom gemeldet wurden, gezogen werden muß, ist also die: Bei der Bezwingung dieser Ortschaften und der Einziehung eines bedeutenden Teils ihres Gebiets ist das Vorkommen von Prodigien daselbst ein untrügliches Zeichen dafür, daß nahe bei jenen Munizipien große Strecken von *ager publicus* vorhanden waren; denn die Halbbürgergemeinden selbst lagen gewiß nicht auf römischem Staatsland.

Damit ist festgestellt, daß abgesehen von dem in der Nähe der Hauptstadt zurückbehaltenen alten *ager publicus* ein bedeutendes Areal von *ager publicus* bei Privernum, Formiae, Frusino, im Hernikergebiet bei Anagnia, Arpinum, im Sabinergebiet [2]) überhaupt, besonders bei Reate, Nursia, Eretum, Amiternum, Trebula vorhanden war [3]).

Alle diese Distrikte muß Rom, bevor ihre Bewohner das Vollbürgerrecht erhielten (also vor 241), zum Teil viel früher, bei der Bezwingung jener zu Halbbürgergemeinden gemachten Munizipien eingezogen und zu *ager publicus* gemacht haben. Dabei ist hier noch ganz abgesehen von den ebenfalls beträchtlichen Gebieten in der Nähe der Latinerstädte [4]), welche das Halbbürgerrecht erhalten haben, da ja dieselben schon dem lateinischen Sprachgebiet angehörten [5]).

Hieher sind weiter zu ziehen die in Picenum, bei Auximum, Asculum, Urbinum und in Umbrien erwähnten Prodigien, welche auf große Strecken des *ager publicus* in diesen meist förderierten Distrikten schließen lassen [6]). Desgleichen kann die häufige Er-

---

[1]) Mommsen ebd.: „Wohl aber werden die Halbbürger das Eigentum an ihrem Boden ... nach eigenem Recht gehabt haben".

[2]) Auch sonst werden ohne Spezialangabe der Örtlichkeit aus manchen Gegenden der „Sabina" Prodigien erwähnt. Liv. XXII 36, XXIV 10, XXXI 12. — Eingehender behandelte diese Frage mein Aufsatz „Die Ausdehnung des *ager publicus* im IV. Jahrhundert v. Chr." Histor. Vierteljahrsschrift 1913, S 465 f.

[3]) *Ep. Mommsenii*, p. XXII.

[4]) Wie Tusculum, Lanuvium, Lavinium, Aricia, Velitrae, Ferentinum.

[5]) In diesem Zusammenhang kann nicht auf die auf diesem Wege feststellbaren Distrikte des *ager publicus* eingegangen werden, welche erst nach dem zweiten punischen Kriege beschlagnahmt und zu *ager publicus* gemacht worden sind.

[6]) Mommsen a. O. p. XXV.

wähnung von Prodigien aus den Städten Mitteletruriens[1]), die förderiert waren, nur so erklärt werden, daß in ihrer Umgegend größere Strecken von *ager publicus* vorhanden waren.

Nun aber ist es undenkbar, daß bei einer derartigen Ausdehnung des *ager publicus*, der in dem Jahrhundert nach Roms Eroberung von Rom beschlagnahmt worden ist[2]), keine gesetzliche Bestimmungen bestanden haben sollten, in welchem Umfange die Okkupation des *ager publicus* gestattet, welche Abgaben vom Ertrag abzuliefern, welche Garantien dem Staat gegenüber die Okkupanten zu leisten hatten.

Damit ist aber nicht nur die Existenz einer *lex agraria* erwiesen, welche Anordnungen über die *possessio* an *ager publicus* gegeben, sondern es fällt jetzt auch Licht auf das manchem fast unglaublich erscheinende höchste Maß von 500 *iugera*, das die Überlieferung für die Okkupanten angibt. Die *lex agraria* war kein Parteigesetz, welches zu Gunsten der Patrizier und der Reichen gegeben war, noch weniger anderseits ein Gesetz, welches wie das Sempronische Gesetz ihre Bestrebungen, Landbesitz zu erwerben, einschränkte. Es sollte, wie die stets zunehmende Ausdehnung von *ager publicus* dartut, ein großartig angelegtes Kolonisationsgesetz sein, *εἰς πολυανδρίαν* (Appian B. c. I 8) zur Wiederbevölkerung und Romanisierung der eroberten Territorien.

Ein solches Gesetz war in jener Epoche geradezu notwendig geworden, da die Römer mit dem bisher beachteten Verfahren nicht weiterkommen konnten, wenn sie nicht auf eine Vorherrschaft in Mittelitalien verzichten wollten.

Eine schnelle Vermehrung der Bürgerbezirke in weit entlegenen Gegenden hätte die Kraft des Römerstaates zersplittern und lähmen müssen. Mit den Latinern wie bisher zu teilen, war man in Rom nicht mehr gewillt. Seit der Gründung von Setia 382 ist bis nach dem Latinerkrieg keine *colonia Latina* mehr gegründet worden. Um die neuerworbenen Gebiete in den Kreis der römischen Machtsphäre einzubeziehen, bedurfte es der Anregung zu einer freiwilligen Kolonisation in großem Maßstabe.

Nur eine solche, welche die Hilfe der Gentilverbände, der Genossenschaften, der *publicani* und der Pachtgesellschaften mitverwandte, konnte zugleich den einzelnen Okkupanten die gehörige Sicherheit in der Fremde und der Staatskasse den nötigen finan-

---

[1]) So von *Falerii, Fregenae, Faesulae, Arretium, Perusia, Volaterrae.* Stellen aus Obsequens s. bei Mommsen a. a. O.

[2]) Die Hauptmasse von *ager publicus* ist allerdings erst nach dem Latinerkrieg 338 v. Chr. eingezogen worden, doch wäre es verkehrt, eine bedeutende Zunahme desselben in den Jahrzehnten vorher abzuleugnen. Die Territorien der 358, bezw. 332 und 318 konstituierten Tribus müssen vorher ebensogut *ager publicus* gewesen sein wie ein Teil des Volskerund Aequerlandes und größere Strecken Südetruriens.

ziellen Erfolg versprechen, eine solche auch dem Staate einen gewissen Ertrag sichern [1]).

Nur so endlich konnte das Ziel erreicht werden, was für die uns beschäftigende Frage in erster Linie von Bedeutung ist: Die allmähliche Romanisierung der eben erst unterworfenen sabellischen Landschaften Mittelitaliens. Indem ein Strom von römischen Ansiedlern in die sabellischen, picenischen, umbrischen Gebiete gelockt und zur Okkupation des eingezogenen Landes herbeigezogen wurde, konnte das oskische Sprachgebiet eingeschränkt, konnten die Sabiner innerhalb eines halben Jahrhunderts (290—241) so weit romanisiert werden, daß hier die Tribus Quirina und Velina konstituiert wurden.

6.

Die Verbindung, welche hier zwischen der agrarischen Gesetzgebung und der durch sie angeregten und durchgesetzten Neubevölkerung der eroberten Gebiete der Volsker, Sabiner, Picener klargelegt ist, gibt eine hinreichende Antwort, wie die erfolgreiche Romanisierung Mittelitaliens ins Leben gerufen ist. Die zusammenhängende Überschau über dieses Vorgehen Roms gewährt zugleich auch einen Einblick in die politische Bildung und staatsmännische Begabung des Römervolkes, vor allem seiner Regierungskreise.

Die einsichtsvolle Leitung des römischen Staates durch seine Adelaristokratie, welche die kriegerischen Erfolge geschickt auszunutzen verstand, tritt mehr und mehr aus dem Dunkel der vorgeschichtlichen Epoche hervor. Neben der hier geschilderten agrarischen Bewegung und der Romanisierung der bezwungenen Landschaften ist erkannt worden. wie Rom nur durch eine schlaue Politik, besonders mit karthagischer Hilfe, über die Seestädte am Tyrrhenischen Meer Herr geworden ist. Die *rostra*, welche die Rednerbühne auf dem Forum schmückten, sind nur durch die Unterstützung der punischen Flotte gewonnen worden. Der Anschluß der Griechenstädte ist anfänglich mehr aus Furcht vor Karthago als aus Neigung zur römischen Oberherrschaft erfolgt. Rom aber hat es verstanden, durch eine wohlwollende Behandlung der

[1]) Daß dieses daneben auch im Interesse der Staatsfinanzen das allein rationelle Vorgehen war, leuchtet ein. Hätte der römische Staat sogleich Tribus und *coloniae Latinae* gegründet, so hätte er das beste Gebiet unentgeltlich weggeben müssen; wollte er es verkaufen *(ager quaestorius)*, so brachte es meist nicht viel ein, diente eher zum Vorteil der Besiegten als der Sieger. Kleinere Parzellen des *ager publicus* konnten bei der weiten Entfernung von Rom den Ärmeren keinen Vorteil bringen. Wenn der Staat Ertrag haben, namentlich Geldmittel gewinnen wollte, um weitere Kriege zu führen, so mußte er sich vorzugsweise an große Unternehmer halten, wie das auch Hyginus p. 116 für einen verwandten Fall berichtet: *mancipes autem qui emerunt lege dicta ius vectigalis, ipsi per centurias* (eine Centurie = 240 *iugera*) *locaverunt aut vendiderunt proximis quibusque possessoribus.*

Griechenstädte, die meisten nach und nach auf seine Seite zu ziehen und ihre Flotten seinen politischen Machtbestrebungen dienstbar zu machen.

Großartig ist es, wie Rom bestimmend in das Verkehrsleben, erst Mittel-, dann Süditaliens, eingegriffen hat. Das lehren vor allem die Resultate, welche eine bessere und gesichertere Einsicht in die Geschichte des römischen und italischen Münzwesens seit Samwer, Kahrstedt, Häberlin ergeben haben. „Indem Rom Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr.", sagt Häberlin[1]), „in die Großmachtstellung übertritt und neue gewaltige Aufgaben sich ihm eröffnen, zeigt sich gerade auch auf dem für dasselbe völlig neuen Gebiete des Münzwesens bei seiner Leitung eine Weite und Klarheit des Blicks, die geradezu symptomatisch dafür erscheint, wie Rom es verstanden, durch innere Verbindung der äußerlich heterogenen Interessen die verschiedenen Stämme seines weiten Bereiches zu vereinigen und Südetruskern, Latinern, Oskern, Griechen gleichmäßig gerecht zu werden".

„Welch eine Fülle von Intelligenz[2]), von berechnender Klugheit und klarer politischer Beurteilung anderer Staaten und Machtverhältnisse ist in dem Rom des IV. Jahrhunderts vorhanden gewesen. Dieser Eindruck wird noch dadurch bestärkt und imponierender, wenn zugleich die Größe der Aufopferungsfähigheit und Vaterlandsliebe, die alle Klassen des damaligen römischen Volkes beseelte, beachtet wird, und wenn anderseits unser Blick bei den vortrefflichen kolonisatorischen Eigenschaften des römisch-latinischen Volksstammes verweilt, welche dem durch die schweren Kämpfe des IV. Jahrhunderts zerrütteten Italien zu einer glücklicheren und friedlicheren Entwicklung verholfen haben".

Ohne eine intensive Romanisierung hätte die römisch-latinische Eidgenossenschaft nicht den Sturm des zweiten punischen Krieges bestehen können, dessen Bewältigung erst die *Roma aeterna* geschaffen, erst wirklich zur dauernden Herrin Italiens gemacht hat. Eine Romanisierung konnte aber nur erzielt werden, wenn sie, wie hier gezeigt ward, Hand in Hand ging mit einer großartigen Neukolonisation des eroberten Landes, des *ager publicus,* der erst in den Zeiten des Verfalls einen verderblichen Einfluß auf die Schicksale Italiens ausgeübt hat, während er einst mehr als alles andere zur Stabilierung der Römerherrschaft mitgewirkt hat.

Zabern i. E. Wilhelm Soltau.

---

1) Häberlin, Zum *Corpus numorum aeris gravis* (Berlin 1905), S. 63.
2) Neue Jahrb. f. Philologie und Pädagogik 1896, II 166 f., 176.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Hermann Mutschmann, Tendenz, Aufbau und Quellen der Schrift vom Erhabenen. Berlin, Weidmann 1913. VI und 114 SS. 8⁰. Preis geb. Mk. 2·60.

Die Schrift vom Erhabenen stellt Probleme, um deren Lösung sich viele bemüht haben. Ihnen reiht sich Mutschmann mit einem guten Buche an, dessen Inhalt durch den Titel angegeben ist. Die drei Kapitel bauen sich aufeinander auf und bilden eine Einheit. Die Untersuchung bringt Neues und fordert zu genauer Prüfung ihrer Ergebnisse auf; denn diese kehren sich im dritten Abschnitt, dem Ausgangspunkte und zugleich dem Schwerpunkte der Arbeit, in der Caeciliusfrage gegen die landläufige Ansicht, wonach der anonyme Verfasser von *περὶ ὕψους* sein Material großenteils aus der Abhandlung des Kalaktiners geschöpft hätte. Doch ich greife vor.

Der Anonymus polemisiert bekanntlich gegen Caecilius, weil dieser in seinem den gleichen Stoff behandelnden Traktat nur die technisch-formale, nicht auch die praktische Seite des Gegenstandes erörtert habe (I 1); auch für die Sache wesentliche Dinge habe er ausgelassen (VIII 1), und zwar neben dem *πάθος*, wie mir M. mit Rothstein (Hermes XXIII 15) richtig zu sehen scheint, das *περὶ τὰς νοήσεις ἁδρεπήβολον*, also die natürlichen Vorbedingungen des Erhabenen. Den wahren Grund der Polemik des Anonymus sucht M. nicht in kleinlicher Nörgelei, sondern in einem prinzipiellen Gegensatz, den die *σύγκρισις ἀρετῶν* (XXXIII—XXXVI) offenbare; die Tendenz der Schrift richte sich gegen den 'verbohrten Attizismus' des Caecilius, der Lysias als Stilisten höher gewertet habe als Platon. Den prinzipiellen Gegensatz, der gewiß als Unterton mitklingt, zugestanden, darf man indes nicht vergessen, daß nach I 2 der unmittelbare Zweck der Gelegenheitsschrift der ist, in Ergänzung der bloß theoretischen Ausführungen des Caecilius eine praktische Anleitung zur Aneignung eines erhabenen Stils zu geben; daß Ankündigung und Durchführung des Themas sich nicht decken, gehört nicht hieher.

Der Quellenfrage mußte, um festeren Boden zu gewinnen, die Untersuchung des wegen der Lücken im Texte vielumstrittenen Aufbaus der Schrift vorausgehen. Die erste Schwierigkeit betrifft hier die Frage, ob das πάθος im Rahmen unseres Traktats behandelt war oder nicht. M. entscheidet sich mit anderen m. E. mit Recht dafür, daß es in einem besonderen ὑπόμνημα zur Darstellung gelangen sollte. Denn wo es nach der Reihenfolge der fünf πηγαὶ τῆς ὑψηγορίας stehen sollte (zwischen XV und XVI), steht es nicht, in den Lücken (in IX und XII) ist es nicht unterzubringen und das Schlußkapitel weist deutlich auf eine eigene Abhandlung hin (S. 85, 13 Vahlen[4], vgl. auch III 5). Lackenbachers Versuch, es in unsere Schrift einzureihen (Wiener Studien XXXIII 213 ff.), ist nicht gelungen: eine Differenzierung von πάθος und πάθη gilt für dieselbe nicht (s. Mutschmann S. 17[1]) und die πάθη im Schlußsatz (S. 85, 13) sind nicht die S. 83, 6 erwähnten, denn diese beziehen sich auf den βίος (S. 83, 5), jene auf den λόγος (S. 85, 15). Die Motivierung des Fehlens des πάθος dürfte in der Lücke des neunten Kapitels gestanden haben; Vahlen (zu XV 12) läßt die Frage offen. Die Gründe für die von vornherein geplante Ausschaltung des πάθος sieht M. einmal in den durch das Normalmaß der Buchrolle gezogenen Grenzen, die der Autor nicht überschreiten wollte, dann darin, daß das mit dem ὕψος fast identische πάθος ohnehin überall in der Schrift mitgewürdigt werde. Den Bedenken, welche die wichtige Teile übergehende Rekapitulation am Schlusse von Kap. XV hervorruft, sucht M. durch den Nachweis zu begegnen, „daß die vermeintlichen fehlenden Teile in Wirklichkeit gar keine solchen sind, sondern entweder sich einem der genannten unterordnen oder als Digression ausscheiden (S. 24)". Darnach würde (vgl. die Analyse S. 45 f.) die Besprechung der ersten πηγή (τὸ π. τ. ν. ἁδρ.) Kap. IX bis XV umfassen mit zwei Exkursen, σύγκρισις von Ilias und Odyssee (IX 11—15) und σύγκ. des Demosthenes und Platon (XI—XIII 1). Kap. X, in dem, wie treffend hervorgehoben wird, von zwei Funktionen die Rede ist, der ἐκλογή und der σύνθεσις τῶν ἐμφερομένων, wird dadurch zum Abschnitt über die μεγαλοφροσύνη geschlagen, daß M. die darin zur passenden ἐκλογὴ πραγμάτων kommende geschickte Gruppierung der ἐμφερόμενα durch die Fähigkeit der ἀρετή (X 1) des μεγαλόφρων erzielt werden läßt. Einleuchtend ist aber nur, daß der μεγαλόφρων diese ἀρετή vor anderen besitzt, eben weil ihm das ὕψος eigen ist, dessen eine Bedingung sie bildet. Der Abschnitt über die αὔξησις, die nach dem Autor (XII 1) nicht ganz in die Sphäre des ὕψος fällt, erscheint als ein mit der Vergleichung des Redners und des Philosophen ein zusammenhängendes Ganze darstellender bis XIII 1 reichender Exkurs, gehört also auch zur μεγαλοφροσύνη, eine Ansicht, in der sich M. mit Rothstein (a. a. O. 16) begegnet. Eingeschaltet ist (S. 27 ff.) eine Erörterung über die Technik des

Exkurses in *π. ὕ.*, die zu dem Ergebnis gelangt, daß der dritte Exkurs (die *σύγκρισις ἀρετῶν*) mit dem ersten und zweiten in innerem Zusammenhang steht; das anknüpfende Band sei die gleichmäßige Zurückweisung der „Ausstellungen des Caecilius an Platons Stil". Für den zweiten Exkurs kann ich mich dieser Feststellung nicht ohneweiters anschließen, da ich den von M. behaupteten Hinweis des von Vahlen auf XXXII 8 (S. 61, 11) bezogenen *ὡς ἔφην* in XXXV 1 (S. 67, 10) auf die *σύγκρισις* des Demosthenes und Platon nicht für sicher halte, sondern eher Vahlen beistimmen möchte.

Den interessantesten und wichtigsten Teil des Buches bildet das dritte Kapitel über die Quellen. In der Bekämpfung der Meinung, daß Caecilius die Hauptquelle des Anonymus sei, war M. schon H. F. Müller (Analyse der Schrift *π. ὕ.* I. Progr. Blankenburg a. H. 1911) vorangegangen, ohne jedoch auf die Quellenfrage weiter einzugehen. Die Voraussetzung der Untersuchung ist die durch Kaibel (XXXIV 107 ff.) gegen Marx (Wiener Studien XX 169 ff.) wohl ziemlich sichergestellte Datierung unserer Schrift auf die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Grundsätzlich richtig ist die Vorbemerkung, daß der Anonymus angesichts der umfangreichen, für uns zum größten Teil verlorenen ästhetisch-kritischen Literatur des Altertums auf Caecilius allein nicht angewiesen war; wenn aber M. nur solche Stellen des Traktats für die Caeciliusforschung verwertet wissen will, die eine deutliche polemische Beziehung auf den Kalaktiner aufweisen, so dürften die Grenzen des Verwertbaren zu eng umschrieben sein.

Den Weg für die Lösung des Quellenproblems weist M. die schon oben erwähnte Tatsache, daß der Anonymus und Caecilius verschiedenen Schulen angehören, und zwar wird aus III 5 (*ὅπερ ὁ Θεόδωρος παρένθυρσον ἐκάλει*) geschlossen, daß der Verfasser Schüler des Theodoros von Gadara war; der Schluß ist vielleicht nicht zwingend (Marx a. a. O. 176), aber M.s weitere Darlegungen beheben wohl jeden Zweifel. Caecilius war Schüler des Apollodor. Beide Schulen befehdeten einander heftig; so faßt M. die Polemik des Anonymus gegen Caecilius vom Gesichtspunkt des Schulstreites ins Auge. Aus den Berührungen der Schrift vom Erhabenen mit dem sogenannten Anonymus Seguerianus (RG. I 352 ff. Sp.-H.), einem Theodorisches Gut enthaltenden Traktat über den *πολιτικὸς λόγος*, wird der m. E. gelungene Beweis geliefert, daß der Verfasser von *π. ὕ.* Theodoreer war; die Übereinstimmungen sind zum Teil schlagend und machen das Verhalten desselben erst recht verständlich. Den Theodoreern ist die Rhetorik eine *τέχνη στοχαστική*, durch *καιρός* und *συμφέρον*, nicht durch feste Regeln bestimmt. Während die Apollodoreer den Gebrauch des *πάθος* reglementierten (sie beschränkten es auf Proömium und Epilog), machten sie dessen Verwendung in allen Teilen der Rede nur vom richtigen Gefühl des Redners abhängig; daraus erklärt sich auch

die Bedeutung, die sie ihm fürs ὕψος beimaßen. Dies und anderes gilt uneingeschränkt auch für die Schrift vom Erhabenen. Auch die Verehrung für Platon ist theodoreisch. Durch das Medium der Schule scheint ferner der von P. Otto (Diss. Kiel 1906) nachgewiesene stoische Einschlag (besonders in der Lehre von den πάθη) vermittelt zu sein. Wenn aber die große Zahl der vom Anonymus stilkritisch beleuchteten Autoren mit der „attizistischen Engherzigkeit" des über den Rednerkanon nicht hinausgehenden Caecilius kontrastiert wird (S. 70), so läßt sich dieser Gegensatz nur unter Ausschaltung der Fragmente von Caecilius' Schrift über die σχήματα (fr. 50—81 Ofenl.) aufrechterhalten und das ist mißlich. Eine Polemik aus prinzipiellen Gründen bedingt nun an sich keineswegs die durchgehende stoffliche Selbständigkeit einer Gegenschrift. M. geht aber an die Prüfung der von Ofenloch (*Caecilii Calactini fragmenta*, Leipzig 1907) dem Caecilius aus aus unserer Schrift zugewiesenen Fragmente, um sie diesem fast alle abzusprechen, erst die aus generellen, dann die aus anderen Gründen auf ihn zurückgeführten. Gewiß ist vor voreiligen Schlüssen zu warnen und nicht jede Übereinstimmung des Traktats mit Quintilian berechtigt, Caecilius als gemeinsame Quelle anzusetzen; aber mehrmals scheint mir M. doch zu weit zu gehen, wenn auch Ofenlochs Sammlung sicherlich starke Abstriche verträgt, nicht nur in den auf κλοπή bezüglichen Stellen, sondern auch in dem Abschnitt über die σχήματα. Hier liegt der Kernpunkt der Frage, ganz gewiß. Mehrere Beispiele in dem entsprechenden Teile von π. ὕ. stimmen mit denen in beglaubigten Caeciliusfragmenten überein. Hier sollen nun der Anonymus und Caecilius aus Sammlungen und Kommentaren geschöpft haben oder, wie es S. 80 heißt: „was sich bei Caecilius und unserem Verfasser Gemeinschaftliches findet, liegt hinter den beiden Schulstiftern", ist also überkommenes Gut. Das ist möglich; aber mögen auch die Beispiele traditionell sein, das Zusammentreffen in ihrer Auswahl bleibt doch auffällig. Rothstein (S. 20) hatte unmittelbaren Anschluß an Caecilius für die Einleitung und für die Behandlung der Tropen und Figuren angenommen; M. will einen solchen nur für die erste Definition des ὕψος (I 3) gelten lassen und auch hier nur als Persiflage, an die sich die Worte des Theodoreers schlössen (I 4). Das ist unwahrscheinlich, denn die Partie schließt ebenso wie sie begann mit der Bemerkung, daß Bekanntes vorgetragen werde. Auch die Frage, ob im Schema der κακίαι Abhängigkeit von Caecilius vorliegt oder nicht, hat M. nicht geklärt. Wegen IV 1 hat man dies angenommen, nicht mit Unrecht. Über Timaios hatte Caecilius doch wohl bei der Behandlung des ψυχρόν gesprochen. Das System der κακίαι wird älter sein als Caecilius, darum braucht man ihn nicht als Quelle anzunehmen; allerdings, aber die Wage steht gleich. Übrigens führt M. in diesem Abschnitt überzeugend aus, daß das μειρακιῶδες und das ψυχρόν identisch sind. Nicht

einwandfrei motiviert ist für mich auch die Behauptung, daß die Darstellung des ἀληϑὲς ὕψος (VI—VII) mit Caecilius nichts zu tun habe, weil sie an die nicht genügend gesicherte Auffassung von der Definition des ὕψος in I 3 angeknüpft wird. Doch in vielem hat M. unstreitig recht und in der Mehrzahl der von ihm behandelten Fälle wird man Caecilius wohl nicht mehr als Quelle bezeichnen können; manches wird unentschieden bleiben müssen, so die Frage des Genesiszitats (IX 9), das der Ausgangspunkt der Caeciliushypothese gewesen ist. Nach M. geht es nicht auf Caecilius zurück (so auch Marx S. 179).

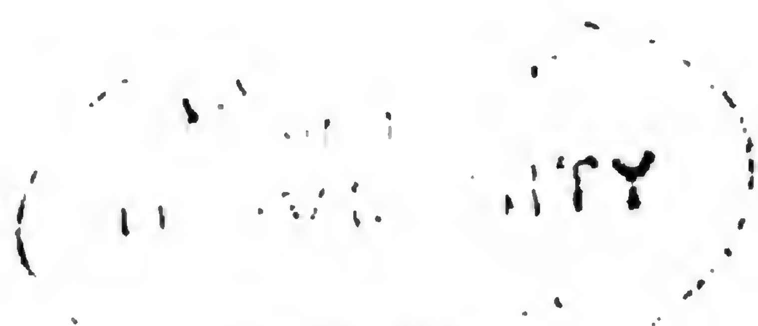
M.s anregend geschriebenes Buch hat in den behandelten Stoff viel Licht gebracht, wenn auch das Resultat der Untersuchung nicht in allen Punkten gleich sicher steht. Daß der Verfasser der Schrift vom Erhabenen ein Schüler Theodors war und ihm ein gut Teil seines Materials verdankt, daß er von der Stoa beeinflußt war, daß er endlich Caecilius weit selbständiger gegenübersteht, als man gemeiniglich annimmt, scheint mir erwiesen; daß er aber, rein äußerlich genommen, in Anlage und Inhalt seines Hypomnemas von der bekämpften Abhandlung so unabhängig war oder sein konnte, wie M. behauptet, möchte ich bezweifeln. An sich bringt es das Wesen einer Gegenschrift mit sich, daß der Gang der gegnerischen Darlegung auf sie nicht ohne Einfluß bleibt. Mehrere Stellen von π. ὕ. nehmen denn auch, doch wohl in der entsprechenden Partie, auf den Traktat des Caecilius direkt Bezug. Aus diesem natürlichen Gravitieren nach jener Seite erklärt sich vielleicht auch die unvollständige Erfüllung des I 2 gegebenen Versprechens; den dort angekündigten praktischen Unterrichtszwecken wird unsere Schrift nicht voll gerecht (s. Rothstein S. 10), immer wieder tritt diese Absicht vor der Polemik gegen den Apollodoreer zurück. Mit dieser war aber wenigstens partienweise die Anlehnung an die Disposition der Caecilianischen Abhandlung gegeben. Gewisse Mängel im Aufbau der Schrift vom Erhabenen sind trotz M. unverkennbar (Marx S. 175); sie mögen sich aus der durch die durchbrechende Polemik verursachten Störung des selbständigen Grundplanes ergeben haben. Denn daß der Autor Caecilius nicht einfach als Vorlage nahm und abschrieb, steht nun wohl fest; aber gelegentlicher Anschluß an den Gegner, gelegentliche Verwertung des von ihm beigebrachten Materials, um es anders, besser zu verwenden oder gegen jenen auszuspielen, bedeutet sicherlich keine Abhängigkeit im schlimmen Sinne. Mit dieser Einschränkung darf man wohl M.s trefflichen, auf die Ehrenrettung des Autors der Schrift vom Erhabenen hinzielenden Ausführungen beistimmen. Zum Schluß möchte ich noch die sorgfältige Überwachung des Druckes hervorheben.

Graz. J. Mesk.

Auswahl aus griechischen Papyri. Von Prof. Dr. Robert Helbing (Karlsruhe). Sammlung Göschen Nr. 625. Berlin und Leipzig 1912. 146 SS.

So gering an Umfang, so reichhaltig ist das Bändchen. Der allgemeine Teil behandelt in acht Abschnitten 1. Die Geschichte der Papyrusfunde (nach den drei zu unterscheidenden Perioden), 2. Die Papyruspublikationen (mit einem sehr nützlichen Verzeichnis der bedeutendsten davon unter Beifügung der von Wilcken angewendeten Abkürzungen), 3. Die Klassifizierung der Urkunden (in literarische und nichtliterarische), 4. Die Schreibstoffe, 5. Die Schrift (mit den geläufigsten Arten der Abkürzungen), 6. Die Datierung der Urkunden (mit einer kleinen Paralleltabelle der ägyptischen, makedonischen und der in der Kaiserzeit üblichen Monatsnamen), 7. Die Sprache der Papyri (mit einer Erörterung des Begriffes der *Κοινή* und kurzer Besprechung der Orthographie), endlich 8. Die Bedeutung der Papyri für die Wissenschaft (für die Kultur-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte, für die Philologie, Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin). Was diesem einleitenden Teile neben der übersichtlichen Gruppierung des Stoffes und der klaren Darstellung auf engem Raume noch besonderen Wert verleiht, sind die jedem Kapitel beigegebenen Literaturnachweise, die es jedem ermöglichen, sich nach Wunsch oder Bedürfnis gründlicher zu unterrichten. Es handelt sich ja um ein wissenschaftliches Gebiet, das längst über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt überhaupt auf sich gelenkt hat. Der besondere Teil enthält 24 geschickt ausgewählte nichtliterarische Stücke aus der Zeit von 311/10 vor bis ins V. und VI. Jahrhundert n. Chr., vorwiegend Briefe und Einladungsschreiben, so den Brief des Flottensoldaten Apion an seinen Vater, den eines Vaters an seinen studierenden Sohn, des verlorenen Sohnes an seine Mutter, des kleinen Theon an seinen Vater, der Serenilla an ihren Vater, des Presbyters Psenosiris (aus der Zeit der Diokletianischen Christenverfolgung), ferner einen Ehevertrag (die älteste Papyrusurkunde, die wir besitzen), einen Lehrlingsvertrag, Beschwerdeschreiben an den König oder den Strategen, eine Bittschrift, das Protokoll über eine Gerichtsverhandlung, Orakelfragen. Die griechischen Texte (mit vorausgehenden Literaturzitaten) sind möglichst in der gleichen Zeilenordnung wie die Originale wiedergegeben. Eigene Zeichen betreffen die Lücken im Originale, die Tilgungen durch den Schreiber, Hinzufügung oder Veränderung durch den Herausgeber, Auflösung von Abkürzungen. Zum Vergleich mit der klassischen Sprache ist die Grammatik von Kühner-Gerth herangezogen. Dem Texte folgt zunächst eine deutsche Übersetzung und dann der Kommentar, für dessen sprachlichen Teil sich der Herausgeber u. a. wiederholt auch auf seine Grammatik der LXX beziehen konnte. Das Wortregister verzeichnet die erläuterten Begriffe und Verbindungen in alphabetischer Folge, das

grammatische Register die besprochenen Erscheinungen nach den Kategorien der Grammatik. Ein paar Bemerkungen, zu denen mich die Lektüre veranlaßt, mögen hier folgen. IV 3 kann *ὥστε ζμήσασθαι* nur final übersetzt werden: um mich zu salben. — 5: *ταῦτα εὑροῦσα* 'als ich mir dessen bewußt war'. Philista hat diese Erfahrung gemacht, wie wir sagen: diese Behandlung durch den Zugießer gefunden. — V 20 erinnert man sich bei der Konstruktion *ἐντεθυμῆσθαι τοῦ παραγενέσθαι* des ausgedehnten Gebrauches des substantivierten Infinitivs im Genetiv in d. LXX, der neben der Analogie mit *ἐπιμελεῖσθαι* und *φροντίζειν* nicht außer acht gelassen werden darf. — 28 steht der Ausdruck *ἡ μήτηρ σου* (wofür man *ἡμῶν* erwarten könnte) wohl nicht im Wege, in Isias die Schwester Hephaestions zu sehen. Isias schließt sich nicht mit ein, da nur der Bruder an dem Leide der Mutter (Z. 29) schuld trägt. Ebenso ist es fraglich, ob XX 4 *τῆς μητρός μου* zu der Annahme nötigt, daß die beiden dort Genannten Stiefgeschwister waren. — VI 34 f.: *παρ' ὧν ἔθος ἐστὶν ἡμᾶς τὰ δέοντα κομίζεσθαι* 'von denen wir die nötigen Bedürfnisse gewöhnlich bekamen', vielmehr 'nach dem bestehenden Brauche bekommen sollen'. — VII 4: Mit *ὅλως* = *ὅλοι* läßt sich vergleichen XIV 9 *σαπρῶς παιριπατῶ*. — 8: *ἀποστελῶ σε ἄνω* 'werden wir ihn dir hinaufsenden'. Gemeint ist nur Hilarion im Gegensatz zu der bei *λάβωμεν* zu denkenden Gesamtheit. — VIII 4 f.: *οὐδ' οὐ μὴ γένηται ἄ[λλου]γυνή;* 'und wird sie die Frau eines anderen werden?' Dabei ist offenbar angenommen, daß die doppelte Negierung affirmativen Sinn ergibt, was in der Frage nicht zutrifft. Wörtlich: und ist nicht die Furcht ausgeschlossen, daß sie die Frau eines anderen wird, d. i. und wird sie gewiß nicht die Frau eines anderen werden? Darum erscheint es mir auch fraglich, ob Z. 2 *εἰ* d. i. *ἤ* und nicht wie XXIV 5 *εἰ* zu lesen ist oder wenigstens gemeint war: 'ob es mir nicht vergönnt ist?' = 'ist es mir vergönnt?' Und wieso ist der Gedanke an eine Ehescheidung berechtigt? — XI 13 bleibt der Leser über *ἐπελθοῦσαν* im unklaren, da es nach der Übersetzung bei Beziehung auf *γυνή* (10) vielmehr *ἐπελθοῦσα* heißen müßte. — Zu XII 9 stimmt der Akzent in *Μησηνοί* nicht zu *Μησήνους* im Texte. — XIII 9 ist *ἐν χερσίν* übersehen. — XIV 2 f.: 'Und immer wünsche ich, daß du gesund bleibst', deutlicher: 'Und immer, wünsche ich, mögest du gesund bleiben', da ja *διὰ πάντων* zu *ὑγειαίνειν* gehören wird wie z. B. XXII 8 *πολλοῖς χρόνοις* zu *ἐρρῶσθαί σε*. — XVIII 13 f.: *πέμψον εἴς με* nicht 'schicke zu mir', sondern 'nach mir' = *μετάπεμψαί με*. Vgl. Kommentar S. 123[1]. — Zu XXIV 5 war ein Wort über *εἰ* in direkter Frage am Platze. — Einige Bemerkungen im Kommentar, betreffend den Monat *Δῖος* S. 43, den Gorpiäus S. 59, den *Τῦβι* S. 110 (Druckfehler?), den Thoth S. 130, stimmen nicht zu den im allgemeinen Teile § 6 gemachten Angaben.



Im Texte l. I 8 ἐπεισάγεσθαι. V 9 κατοχῇ. IX 27 ἀποσπάσαι. XX 3 ἔπεμψα.

Das Büchlein eignet sich vorzüglich zur orientierenden Einführung in dieses weite Gebiet und kann für diesen Zweck bestens empfohlen werden.

Wien. R. Bitschofsky.

M. Tulli Ciceronis Orator. Als Ersatz der Ausgabe von Otto Jahn. Erklärt von Wilhelm Kroll. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 228 SS. 8°. Preis geh. Mk. 2·80. (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe.)

Die neue, 'dem Andenken an Franz Skutsch' gewidmete Ausgabe des Orator, die jetzt endlich als Ersatz der lange vergriffenen Ausgabe Jahns erschienen ist, hatte Kroll schon lange geplant. Wie in der Vorrede zu seiner Neuausgabe des Brutus (Berlin 1908) bemerkt, war es ursprünglich gar nicht seine Absicht, den Brutus neu zu bearbeiten, sondern nur den Orator. Wir haben also hier sicher das Resultat einer vieljährigen Beschäftigung mit dieser Schrift Ciceros zu erblicken. In der Tat bildet die Ausgabe Krolls nicht bloß eine mehr oder weniger tiefgreifende Umgestaltung der Arbeit Jahns, sondern ist ein durchaus selbständiges, neues Buch. Die Neugestaltung ergab sich vor allem als die notwendige Folge des geänderten Zweckes der Ausgabe. Jahn hatte auch Schulzwecken dienen wollen und solche hatte auch Kroll noch bei der Bearbeitung des Brutus-Kommentars im Auge. Nunmehr jedoch hat sich K. von dieser Rücksicht auf die Schule vollständig losgesagt und wir haben es hier, was vom Standpunkt der Philologen sehr zu begrüßen ist, mit einer wirklich wissenschaftlichen Ausgabe des Orator zu tun. Die Exegese stützt sich auf die umfassendste Benützung des gesamten, ungeheuer angewachsenen wissenschaftlichen Apparates und gerade diese staunenswerte Verarbeitung aller erdenklichen wissenschaftlichen Beiträge, auf die überall verwiesen wird, verleiht der Ausgabe ihren besonderen Wert und macht sie zu einem ganz unersetzlichen Hilfsmittel für jeden, der sich über die mannigfachen, in dieser Schrift auftauchenden Probleme gründlich belehren oder selbst weiterforschen will. Vor allem dankenswert sind jedoch die Resultate eigener Beobachtungen und Studien Krolls zum Orator und dessen griechischen Quellwerken. Der gelehrte Herausgeber hat sein Augenmerk besonders darauf gerichtet, 'Ciceros rhetorische Theorie aus der Geschichte der griechischen Rhetorik zu erklären und die griechischen Äquivalente für seine Terminologie zu finden' (Vorwort zum *Or.*). Wie sehr er sich durch diese Studien um die genaue Kenntnis des Orator verdient gemacht hat, braucht nicht erst hervorgehoben

zu werden. Jeder Freund dieser hochbedeutenden Schrift Ciceros schuldet dem Herausgeber Dank für die Fülle von Belehrung, die er aus seinem Kommentare schöpft.

S. 18 der Einleitung gibt K. eine sehr besonnene und einleuchtende Würdigung der beiden Handschriftenklassen, der *mutili*, deren Hauptvertreter der *codex Abrincensis* ist, und der Klasse L. Der Herausgeber, erklärt K., habe ohne Voreingenommenheit zwischen diesen beiden Handschriftenklassen zu lavieren, also jeweils nach sorgsamer Prüfung sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Nach dem Bekanntwerden des *Abrincensis* war eben bei den Kritikern ein sichtlicher Umschwung zu Gunsten dieser Klasse eingetreten, der sich am stärksten ausprägte in der kritischen Ausgabe von Friedrich (Leipzig, Teubner 1891). Über diese Ausgabe fällt K. (Einleitung S. 19) ein wohl sehr scharfes, aber nicht unverdientes Urteil, wenn er sie 'eine Karikatur des echten Cicero' nennt und es als eine Ehrenpflicht des Teubnerischen Verlags bezeichnet, diese Ausgabe möglichst bald durch eine neue und bessere Recensio zu ersetzen.

Von dem Streben, hinter wertlosen Varianten der Klasse A überall echte Überlieferung zu suchen, hielt sich unter den neueren Herausgebern am freiesten Heerdegen, dessen kritische Ausgabe (Leipzig 1884) von K. mit gutem Grund als die wichtigste und zuverlässigste bezeichnet wird. Daß beide Handschriftenklassen, A und L, auf einen bereits durch Flüchtigkeitsfehler und auch vereinzelte Interpolationen entstellten Archetypus zurückgehen, erhellt aus den in der Einleitung S. 18 angeführten gemeinsamen Fehlern. Und möglicherweise hat K. auch darin recht, daß wir in den Orator-Handschriften Fehler lesen, die bereits in der Offizin des Atticus begangen worden sind. In zweifelhaften Fällen hält sich K. mit Recht an die Klasse L, die von Interpolationen wenigstens so gut wie frei ist bis auf § 131, wo in L zweifellos eine Interpolation vorliegt, indem *taedeat* (so A) durch das unmögliche, weil der Konzinnität direkt widersprechende *satietate adficiatur* ersetzt erscheint. Wie hier verschließt sich K. auch an anderen Stellen nicht dem Guten, das A bietet, so z. B. § 128, wo er die Schreibung *duae res sunt enim* aus A übernimmt, *duo sunt quae* (L). Erwähnenswert scheint es mir, daß an einer Anzahl von Stellen die von K. aus inneren Gründen bevorzugte Leseart auch durch die bessere Klausel unterstützt wird. Da und dort gibt K. auch *ceteris paribus* der besseren Klausel wegen einer Leseart den Vorzug, so z. B. § 92 der Schreibung *mutata* (A) gegenüber *immutata* (L). Gegenüber den ziemlich zahlreichen (im ganzen 20) Interpolationen, die Stangl in seiner Ausgabe (Leipzig 1885) angenommen hatte, verhält sich K. ablehnend. In dem als Anhang beigegebenen 'Kritischen Apparat' werden die Varianten von L vollständig aufgeführt, von A nur bedeutungsvollere Lesearten.

Mit eigenen Vermutungen tritt K. nur sparsam hervor. Seine Verbesserungsvorschläge sind wohl durchdacht und zumeist recht ansprechend. Eine geistreiche und, wie mich dünkt, überzeugende Emendation bringt er zu § 146 *quid erat, cur ruberem* (*probarem* codd.). Auch § 211 *quam in se* (*ipse* L) *includit* ist bestechend und empfiehlt sich durch die Einfachheit gegenüber anderen gewaltsameren Heilungsversuchen. § 37 *laudationum scriptionem* (*scriptionum* codd.) ist gleichfalls beachtenswert.

Im Nachstehenden mögen noch Bemerkungen zu einzelnen Stellen Platz finden, an denen ich hinsichtlich der Exegese oder der Gestaltung des Textes einer anderen Anschauung bin als der Herausgeber oder wo mir noch irgend ein Hinweis wünschenswert schiene. Hoffentlich werden diese meine Ausführungen dem gelehrten Herausgeber nicht als kleinliche Nörgeleien erscheinen. Sie sollen nur mein lebhaftes Interesse an dieser Neuausgabe des Orator dartun. § 10 *quidquid est, de quo.* K. bemerkt: '*quidquid* periphrastisch, um das häßliche *de quoquo* zu vermeiden'. Das kann man doch nicht behaupten; *de quoquo* konnte überhaupt nicht gesagt werden, da *quoquo* nur adjektivisch gebraucht wird (*quoquo modo, quoquo tempore* u. ä.) oder in lokalem Sinn als Adverb *quoquo*: 'wohin auch immer'. Von einem substantivischen Gebrauch des maskulinen Ablativs *quoquo* kenne ich nur ein Beispiel De or. I 67 *quamcumque rem a quoquo cognoverit; als* substantivisches Neutrum aber ist der Abl. *quoquo* überhaupt nicht nachweisbar. Es wurde gemieden offenbar wegen der leichten Verwechslung mit dem Masculinum. Nicht also der 'häßliche' Klang ist es, weshalb Cicero nicht *de quoquo* schrieb — *a quoquo* klingt genau so —; er hätte überhaupt nur *quacumque de re* sagen können. Daß aber der die Fülle liebende rhetorische Sprachgebrauch die Wendung *quidquid est, de quo* bevorzugte, ist eine bekannte Erscheinung. Die ganze Note ist irreführend und sollte gestrichen werden. — § 16 *speciem cuiusque rei;* hier wäre eine Verweisung erwünscht auf Lebretons '*Études*' p. 106 f. (*l'emploi libre de quisque*). — § 23 *recordor longe omnibus unum anteferre Demosthenem;* an dieser Stelle schiene es mir doch geraten, mit C. Schenkl, dem auch Stangl folgt, hinter *unum* einzuschieben *me,* das so leicht dahinter ausfallen konnte, dessen Fehlen aber keine geringe Härte bildet. Ebenso steht es § 38 *Isocrates ea studiose consectatum fatetur,* so Codd. und Kroll, während gewöhnlich, auch von Stangl, *se* vor *studiose* eingefügt wird. Die Beispiele, die Lebreton *Etudes* p. 377 für diese Weglassung des pronominalen Subjektsakkusativs beim Infinitiv anführt, müssen sehr gesiebt werden, um ein richtiges Urteil zu ermöglichen. Vor allem ist es nicht ganz richtig, wenn Lebreton unter den Beispielen, für die er sich auf die Autorität des in grammatischen Dingen so strengen C. F. W. Müller beruft (*exemples admis par C. F. W. Müller lui-même*), auch aus den rhetorischen

Schriften nicht weniger als 10 Fälle der Weglassung eines solchen Subjektsakkusativs anführt; denn für den Text der rhetorischen Schriften trägt nicht Müller die Verantwortung, sondern Friedrich, dessen Autorität nicht allzu schwer wiegt. Die Zahl der wirklich auffälligen Beispiele schrumpft, bei Lichte besehen, ziemlich zusammen. Wenn Lebreton auch folgende Beispiele hieherzieht; *negat Piso scire se, negat audisse quicquam* (Cic. Phil. XII 3), so sieht jeder, daß hier zu *audisse* sehr leicht aus dem Vorausgehenden *se* ergänzt wird. Nicht viel verschieden ist das Beispiel *nec me pudet fateri nescire* (Tusc. I 60). Das nur nebenher, um zu zeigen, daß auch Lebretons außerordentlich dankenswertes Buch nicht ohne Prüfung und Sichtung der von ihm angeführten Beispiele benützt werden darf. — § 32 *hiantia locuti sunt, quae vel sine magistro facere potuerunt;* hier wird Heerdegens Schreibung *quod* statt *quae* vom Zusammenhang unbedingt gefordert und der Plural *quae*, den K. beibehält, ist kaum erträglich. Die von K. zu dieser Stelle beigebrachten Beispiele sind von ganz anderer Art und beweisen für unsere Stelle nichts. — § 36 zu *formam, qui χαρακτὴρ Graece dicitur* ist zu verweisen auf die besonders eindringende Untersuchung Lebretons *Études* p. 24—31 (*l'attraction du relatif*), wo gerade die Fälle eingehend besprochen werden, zu denen unser Beispiel gehört: '*l'attribut*' (das Prädikat) *est un mot grec*'. — Zu § 41 *cum a nostro Catone laudabar* sei verwiesen auf Ep. ad fam. XV 6, Brief an Cato, der mit den Worten beginnt: *Laetus sum laudari me abs te, pater, a laudato viro.* Daß freilich Cato der Ruhmbegier Ciceros nicht immer zu Willen war, zeigt sein Verhalten gegenüber dessen Wunsche, daß ihm für seine Kriegstaten in Cilicien *supplicatio* und Triumph zuerkannt würden, vgl. Ep. ad fam. XV 5 (Catos Brief). — § 59 *virili laterum flexione*, zu *latera* 'Brust' vgl. noch *infirmitas laterum* (Brut. 202) 'schwache Brust'; *lateribus pugnans* (Brut. 221) nicht bloß 'mit kräftiger Lunge', sondern hübsch gesagt von der stürmisch wogenden Brust des in Affekt geratenen Redners; *lateribus vires accesserant* (Brut. 316) 'meine Brust (Lunge) hatte sich gekräftigt'. — § 67 ist in dem Satze *nihil est aliud cotidiani dissimile sermonis* die Wortstellung wirklich, wie K. meint, als 'verzwickt' zu bezeichnen? Es liegt einfach eine in keiner Weise auffallende *traiectio* vor und wir haben keinen Grund, in dieser das Streben nach Vermeidung der 'ungefälligen Kadenz *dissimile est*' zu suchen. — § 68 halte ich die Schreibung *nonnulli eorum* (Madvig) *voluptati* (*nonnullorum voluntati* Codd.) *inserviunt* für die einfachste und beste Lösung aller Schwierigkeiten der Stelle. K. setzt in den Text '*nonnullorum voluntate*' (nach Sauppe), was mir kaum probabel scheint; im Krit. Anh. vermutet er *auriculorum* (soll wohl richtig heißen *auricularum*) *voluptati.* — § 69 kann in dem Satze *id unum ex omnibus ad obtinendas causas potest plurimum* die Stellung doch nicht verglichen werden mit Ter. Andr. 609

servon fortunas meas me commisisse futtili, wo eine reine *traiectio* vorliegt. — § 74 tut K. ganz recht daran, nach den Codd. *immolanda Iphigenia* zu schreiben ohne *in;* Vulg., auch Stangl, *in i. I.* Es ist ein Ablativ, der sich stark der kausalen Bedeutung nähert, wie auch in anderen von Lebreton a. O. p. 404 beigebrachten Beispielen. Wie leicht andererseits wieder *in* vor *immolanda* ausfallen konnte, zeigt C. F. W. Müller Adn. cr. zu Ep. ad Att. p. 17, 27. — Zu § 79 *sermo erit Latinus* und dem unmittelbar darauf folgenden *plane dicetur* sei verglichen die gleiche Zusammenstellung Phil. VII 17 *qui plane et Latine loquuntur* und Verr. VI 2 *Latine me scitote loqui, etiam planius*. — § 80 nimmt K. eine Lücke hinter *usitatisque verbis* an, die er etwa ausfüllen möchte mit den Worten *cum eo utimur*. Allein es scheint geratener, mit den jüngeren Hdsch., denen die Herausgeber folgen, zu schreiben: *quod optime sonant aut .... explanant* (*sonat, explanat* L). — § 104 scheint mir die etwas ausfällige Note zu *tantum abest, ut—ut* 'die Belege für dieses Entzücken der Schulpedanten Thes. I 213, 17' mit dem sonstigen ernsten Ton des Kommentars nicht zu stimmen. Gewiß ist die Konstruktion nicht eben häufig, aber doch wiederum keine Singularität, die man zu meiden hätte, wenn sie sich bei Cicero 15mal (mit den Varianten 28mal) findet und nicht selten auch bei Livius. Sie ist jedenfalls bestes lateinisches Sprachgut, und die Schüler mit diesem Latinismus bekannt zu machen, verdient just keinen Tadel. — § 105 *in ea urbe, in qua, ut ait Antonius, auditus eloquens nemo erat*. Die Note besagt, daß man statt *erat* vielmehr *esset* erwarten würde. Dem kann ich nicht zustimmen. Der Konjunktiv würde zunächst dem Gedanken die tatsächliche Bestimmtheit nehmen, die auszudrücken im Sinne des Sprechenden gelegen ist. Auch wären die eingeschobenen Worte *ut ait A.* mit dem Konjunktiv schwer vereinbar. Denn das parenthetische *ut ait* (= *inquit*) wird stets nur bei direkt angeführten Worten gebraucht, fordert also sicher den Indikativ *erat*. — § 107, in der Note zu *defervisse* ist m. E. die Wendung 'auf seine Mauserung geht C. hier nicht ein', doch nicht angemessen. — § 108 zu *nemo orator* heißt es in der Anmerkung: '*nemo* statt *nullus*' und gleichsam zur Bestätigung der Statthaftigkeit dieses Gebrauches des *nemo* wird verwiesen auf 'De or. II 122 *neminem oratorem*, I 91 *neminem scriptorem*, sogar (!) *hominem neminem* ep. XIII 55'. Diese ganze Note erregte mir, offen gestanden, starkes Befremden. Denn sie ist irreführend und unbrauchbar. Die Note will nämlich offenbar besagen, daß an unserer Stelle (*nemo orator*) wie auch in den angezogenen Beispielen *nemo* statt des üblicheren und zu erwartenden *nullus* stehe. Das aber ist irrig. Genau das Umgekehrte ist der Fall. Es steht da ähnlich wie mit dem Gebrauch von *quisquam* und *ullus*, worüber freilich bis in die neueste Zeit trotz der zu Tage liegenden Behelfe in den Grammatiken und

stilistischen Lehrbüchern ungenaue oder gar unrichtige Angaben zu finden waren. Ich hatte einmal gerade diesen Gebrauch des *quisquam* und *ullus* genauer untersucht (in meinen 'Bemerkungen zur lateinischen Grammatik', in diesen Blättern, Jahrgang 1899, S. 386—388 und daselbst gezeigt, daß zu Substantiven, die eine männliche Person bezeichnen, niemals *ullus,* sondern stets nur *quisquam* in adjektivischem Sinne hinzutritt, also nur *neque quisquam adulescens, civis, deus, homo* usw., nie aber *ullus* in solchen Fällen gesagt wird. Ähnlich, wenn auch nicht ganz gleich, steht es mit dem Gebrauch von *nemo* und *nullus.* Es wird zwar *nullus* bei Personenbezeichnungen nicht so strikt gemieden wie *ullus;* allein die Untersuchung des Sprachgebrauches Cäsars und Ciceros lehrt doch, daß der Nominativ *nemo* neben Bezeichnung männlicher Personen in so erdrückender Überzahl gebraucht erscheint, daß gegenüber den Hunderten von Fällen, in denen *nemo* begegnet, die Beispiele, in denen wir *nullus* finden, fast zu einer Singularität gestempelt werden. Cicero gebraucht also *nemo actor, nemo auctor, nemo civis* (10 mal!, nie *nullus c.*!), *nemo consularis, nemo deus, nemo dux, nemo emptor, nemo homo* (was K. durch ein 'sogar' als etwas befremdlich bezeichnet, nicht weniger als 9 mal, nie *nullus h.!*); *nemo opifex, n. philosophus, n. pictor, n. poeta, n. praedo, n. puer, n. reus, n. servus, n. socius, n. testis, n. tribunus, n. tyrannus, n. vir.* Daß hingegen nur *nullo duce, nullius hominis, nulli testes* gesagt wurde, ist selbstverständlich. Von den paar Beispielen für *nullus* neben Personenbezeichnungen scheinen mir überdies einige ausgeschieden werden zu müssen, wie z. B. *nullus est portis custos* Cic. Cat. II 27, weil da *nullus* nichts anderes ist als die verstärkte Form der Negation statt *non,* wie Cat. I 16 *misericordia, quae tibi nulla debetur.* Hingegen Rab. 33 *nullus est reliquus rex, nulla gens, nulla natio* ist es ersichtlich die Anaphora, die den Gebrauch des *nullus* schon beim ersten Glied nötig machte. Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß an unserer Stelle *nemo* neben *orator* keineswegs statt *nullus* steht, sondern den regelmäßigen Gebrauch darstellt und es vielmehr einer entschuldigenden Bemerkung bedürfte, wenn *nullus orator* stünde. — § 109 *histriones eos vidimus, quibus nihil posset esse praestantius;* daß hier *vidimus* bedeute 'wir haben erlebt', kann man nicht behaupten. Warum nicht einfach 'wir haben gesehen?' Es ist gar nicht verschieden von dem bald darauffolgenden '*comoedum in tragoediis . . admodum placere vidimus.* Allerdings hat *videre* nicht selten die Bedeutung 'erleben', vgl. *senectus multa quae non volt videt* (Caecil. bei Cic. C. M. 25); *dissensiones civiles, quas vosmet ipsi vidistis* (Cic. Cat. III 24); *satis una superque vidimus excidia* (Vergl. Aen. II 642 f.). — § 112 möchte ich die Stellung *multo quam nos qui quasi docere videamur habeas notiora* nicht gerade als 'auffallendes Hyperbaton' bezeichnen. Sie ist es doch höchstens für unser Empfinden

und das nicht einmal, wenn wir mit dem rhetorischen Sprachgebrauche einigermaßen vertraut sind. Noch 'auffallender' könnte man das Beispiel nennen Cic. Cat. I 11 *magna dis immortalibus habenda est atque huic ipsi Iovi Statori, antiquissimo custodi huius urbis, gratia* — der Einschub ist doppelt so lang —; aber die Erklärer (Halm, Richter-Eberhard) finden daran mit Recht gar nichts Bemerkenswertes. — § 117 zu *iudicem*-'Beurteiler, Kunstrichter' vgl. Hor. Sat. II 1 84 *iudice laudatus Caesare.* — § 118 verdiente der Satz *iudicem esse me volo* ebensowenig wie § 83 *se videri volunt*, zumal in einem wissenschaftlichen Zwecken dienenden Kommentar, irgend eine Bemerkung. Der *acc. c. i.* in solchem Falle, wenn bei *volo, nolo, malo, cupio* ein *esse* oder ein passiver Infinitiv steht, ist nicht einmal für Schüler etwas Auffallendes. — § 119 ist es wohl richtiger, die in L überlieferte ungewöhnliche Stellung *genere de ipso* mit Stangl nicht anzutasten als, wie K. es tut, die bequemere Leseart in *A de ipso genere* aufzunehmen. Daß Beispiele wie *toto hoc de genere, quo de genere* anders geartet seien, brauchte K. nicht erst hervorzuheben. Diese Fälle haben mit dem unseren überhaupt nichts zu tun, dessen Besonderheit eben in der Voranstellung des Substantivs besteht. Diese Wortstellung in L ist allerdings ungewöhnlich, aber kaum unerträglich, vgl. *metu in magno* Liv. IX 37, 11, *aciem per mediam* Liv. IX 43, 15. — § 124 Zu der Forderung Ciceros '*erit rebus ipsis par et aequalis oratio* möchte ich als eine schöne, frappant ähnliche Parallelstelle anführen Sall. Cat. 3, wo dieser Schriftsteller es als eine besonders wichtige, an den Historiker zu stellende Forderung bezeichnet *facta dictis exaequanda sunt,* was sich, wie jeder sieht, mit dem Sinn der Cicero-Stelle vollkommen deckt. — § 130 zu *paenitet* 'ich bin nicht zufrieden' vgl. Liv. I 35 *sub haud paenitendo magistro* 'unter der Leitung eines Lehrers, mit dem man wohl zufrieden sein konnte.' — § 131 kann *cupiat* doch nicht = *faveat* sein, da dann dasselbe zweimal gesagt würde: es geht unmittelbar voraus '*invideat faveat.*' — § 139 *supra feret quam fieri possit;* hier ist der Potentialis bester Sprachgebrauch, wie auch in dem von K. angezogenen Beispiel und in ähnlichen von Lebreton a. a. O. p. 290 angeführten Fällen. K.s Bemerkung 'vielleicht steht der Konjunktiv statt des Futurs nur der besseren Klausel wegen' wäre m. E. besser unterblieben. — § 150 ist die Note zu *haec tam* elementar und gehörte ganz gewiß nicht in einen wissenschaftlichen Kommentar, der 'jede Rücksicht auf Schulzwecke aufgegeben hat' (Vorwort). Fälschlich wird übrigens ein Fall wie Or. 219 *tot tamque variis* hiehergezogen, der von anderer Art ist. Hieher gehörig wären etwa Beispiele wie *tot tam efferatae gentes, tot tam praeclari imperatores* u. a. — Ebd. zu *nemo ut* wird gesagt, die Nachstellung des *ut* eskläre sich aus der ursprünglich indefiniten Bedeutung des *ut* 'irgendwie'. Das glaube ich nicht. Diese längst verblaßte und aus dem Bewußt-

sein geschwundene Bedeutung des Wortes hat mit der Nachstellung des *ut* wohl blutwenig zu tun; sondern die lateinische Sprache bildet überhaupt mit ihrer außerordentlich freien Wertstellung ein sehr geeignetes Instrument, das sich geschmeidig rhetorischen Zwecken anzupassen vermag, so daß jedem beliebigen Wort durch Inversion oder *traiectio* rhetorischer Nachdruck verliehen werden kann. Ein solches Wort erhält dann seine signifikante Stellung nicht bloß vor *ut*, sondern vor jeder Konjunktion, die sonst an der Spitze des Satzes stünde; vgl. *haec si tecum patria loquatur; dimidia pars exercitus si sibi permitteretur; verum si quaeritur; vix qua singuli carri ducerentur; illud quin verum sit.* — § 183 stimmt die Note '*videatur* nach *quamquam* haben wir kein Recht zu ändern' nicht mit dem Text, der *videtur* bietet. — § 186 *neque habet aliquam necessitudinem;* die Anmerkung lautet: '*aliquam* im negativen Satze ohne Unterschied von *ullam* trotz Antibarbarus I 140'. Gewiß hat die genaue Durchforschung des besten lateinischen Sprachgebrauches gezeigt, daß sich da gar manches finde, was man früher für fehlerhaft gehalten hatte. Lebretons Études bieten reiche Belege hiefür. Allein so steht's in diesem Falle doch nicht. Daß sich hier 'trotz Antibarbarus' *aliquam* völlig mit dem Gebrauch von *ullam* decke, scheint mir nicht richtig. *aliquam necessitudinem* bedeutet 'diese oder jene, die eine oder die andere Verwandtschaft'; *ullam* hingegen hieße 'auch nur irgend eine, auch nur die geringste V.'. Auch in dem von K. angezogenen Beispiel Or. 47 *non declamatorem aliquem de ludo ... quaerimus* bedeutet *aliquem* 'diesen oder jenen Redekünstler'. — § 195 zu *oderis* wird bemerkt: *odisse* oft nicht 'hassen', sondern 'nicht mögen'. Das ist ganz richtig und ich möchte als ein schönes Beispiel dieser Verwendung des *odisse* anführen Hor. Epist. I 7, 20: *Prodigus et stultus donat quae spernit et odit.* — § 210 Wenn Cicero für die *numerosa oratio* einige nach seinem Empfinden besonders charakteristische Beispiele aus seinen Reden anführt, insbesondere aus dem 4. Buch der Anklageschrift gegen Verres, scheint es mir gewagt und kaum zulässig, mit K. dagegen zu bemerken: 'Diese Stellen sind nicht rhythmischer als andere auch'. — Ebd. zu *favet processumque vult* bemerkt K. '*processum* nicht Partic. Perf. wie *factum, consultum volo*, sondern Subst'. In der Sache selbst richtig, nur ist es vielleicht irreführend, wenn in der Wendung *factum volo* jenes *factum* als Partic. bezeichnet wird. Es ist in Wahrheit bekanntlich Infin. Perf. mit weggelassenem *esse*, was Fälle wie *Corinthum patres vestri, totius Graeciae lumen, extinctum esse voluerunt* (Pomp. 11) deutlich zeigen. — § 237 *eloquens, qui non approbationes solum, sed admirationes, clamores, plausus, si liceat, movere debet.* K. beanstandet das bisher meines Wissens unangefochten gebliebene *si liceat*. Der Konjunktiv, meint er, sei auffallend und kaum mit Lebreton p. 355 durch Abhängigkeit von

dem Infinitiv *movere* zu entschuldigen. Auch sachlich sei die Einschränkung befremdend, da philosophische Bedenken hier nicht in Betracht kämen. Er möchte daher *scilicet* schreiben statt *si liceat*. Die Begründung Lebretons für den Konjunktiv ist freilich unzutreffend. Der Konjunktiv ist keineswegs eine Folge jenes Abhängigkeitsverhältnisses, sondern er ist ein nach meinem Empfinden verständlicher und sinngemäßer Potentialis. Der *eloquens*, sagt Cicero, muß nicht bloß Zustimmung zu erregen wissen, sondern auch Bewunderung, Beifallsrufen, ja, wenn das statthaft sein mag, sogar Beifallsklatschen. Ich finde diese gerade zu *plausus* hinzugefügte Einschränkung sehr angemessen. Im unmittelbar Folgenden erklärt Cicero ausdrücklich, daß der *vulgi adsensus* zu den *ad iudicandum levissima* gehöre. Es ist daher ganz entsprechend, daß er an unserer Stelle, wo er auch von dem vollkommenen Redner verlangt, er müsse es verstehen, auch *plausus movere*, diese Verpflichtung durch ein beigegebenes *si liceat* etwas einschränkt und abschwächt.

Von Druckversehen notierte ich mir: S. 24 Anm., Sp. links, Z. 11 lies *probemus*; S. 75 Anm., Sp. rechts, Z. 18 'einfaches l' (nicht ll); S. 193, Z. 10 *gladiatores*; S. 194 Anm., Sp. rechts, Z. 12 v. u. '*pendens*' (nicht *pendenz*); S. 198 Anm., Sp. links, Z. 4 v. u. *incolumi*.

Ich hielt es für eine Pflicht der Wahrhaftigkeit gegenüber der ernsten wissenschaftlichen Arbeit, die Kroll geleistet hat, meine Bedenken gegen einzelne Stellen nicht zu unterdrücken, möchte aber durchaus nicht, daß dadurch das Gesamturteil über die Ausgabe irgendwie geschmälert werde, die als die Kritik wie die Exegese des Orator in hohem Grade fördernd zu begrüßen ist.

Wien. Alois Kornitzer.

Proben aus der sogenannten Mulomedicina Chironis (Buch II und III, herausgegeben von Max Niedermann (Sammlung vulgärlateinischer Texte, herausgegeben von W. Heräus und H. Morf, 3. Heft. Heidelberg, Winter 1910. Preis kart. Mk. 1·20).

Dank Wilhelm Meyers Finderglück kennen wir seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen in einer Münchner Handschrift erhaltenen Auszug aus einer antiken Kompilation über Tierheilkunde, die gegen Ende des IV. Jahrhunderts zusammengestellt wurde. Der ziemlich hohe Preis der Teubnerausgabe von Eugen Oder (*Claudii Hermeri Mulomedicina Chironis 1901*) erschwerte früher die Benützung des sprachgeschichtlich interessanten Textes bei Seminarübungen. Das Werk ist nämlich von einem Praktiker mit geringer Schulbildung verfaßt; obwohl diesem nun literarische Ambitionen nicht ganz ferne liegen — das zeigt z. B. die Wendung *viresque adquirit* (cap. 192 nach Verg. Aen. IV

175) —, so bietet der Text doch, auch abgesehen von orthographischen Dingen, bei denen man nie weiß, wieviel auf Rechnung der Abschreiber zu setzen ist, sehr viel Volkstümliches in Wortschatz und Syntax, und gewinnt dadurch noch ein besonderes Interesse, daß es eine Überarbeitung davon in der Literatursprache aus nicht viel späterer Zeit von *Vegetius* gibt; eine Probe dieser Überarbeitung hat der Herausgeber als Anhang beigegeben. Für die vorliegende Auswahl hat Niedermann die Handschrift neu verglichen und danach Oders Angaben an mehreren Stellen berichtigt. Der Herausgeber selbst, ferner Prof. Riemann (Le Mans) und besonders W. Heräus haben eine ganze Anzahl einleuchtender Textverbesserungen beigesteuert. Dadurch erhält die Ausgabe wissenschaftlichen Wert.

Kleine Texte zum Alexanderroman ... nach der Bamberger Handschrift herausgegeben von Friedrich Pfister (4. Heft derselben Sammlung. 1910. Preis kart. Mk. 1·20).

Literargeschichtlich wie sprachgeschichtlich interessante Proben mittellateinischer Übersetzungen des griechischen Alexanderromans bietet das 4. Heft derselben Sammlung. Es enthält als Nr. 5 einen Abschnitt aus der zuerst von Landgraf 1885, von Pfister selbst 1913 herausgegebenen kürzeren Fassung der *Historia de preliis* des Archipresbyters Leo (X. Jahrhundert) und vier derselben Zeit angehörende Einzeltraktate (1—4), die in der Bamberger Handschrift (von der als Probe eine Seite im Faksimile beigegeben ist), an die Historia angeschlossen, in den späteren erweiterten Fassungen teilweise in diese hineingezogen sind. Die Sprache dieser Übersetzungen ist an vielen Stellen schon latinisiertes Italienisch (z. B. *angustia* im Sinne von ital. *angoscia; multa genera de aucellis; subtus terram*); manchmal ist die Übersetzung eines Schriftwortes in die Volkssprache beigefügt, z. B. *aves, id est aucelli*; *lacunaria, id est subficta; crura, quae vulgo gambas dicimus.* Die Syntax ist in völliger Auflösung begriffen. Der Herausgeber hat dem Texte knappe kritische Noten beigegeben. Darin hätte auf die hübsche umgekehrte Schreibung *capsidem* (statt *cassidem* S. 24, 16) aufmerksam gemacht werden können, während (*h*)*alitus* und (*h*)*abentes* (S. 27) kaum einer Erklärung bedurft hätten. S. 39, 3 ist wohl zu lesen *venit super nos maxima angustia, qui⟨a⟩* (= 'sodaß' wie S. 24, 27 und sonst; auch S. 32, 15 ist *qui* überliefert, *quia* hergestellt) *etiam quidam ex nobis mortui sunt.* Ein konsekutiver Relativsatz mit Indikativ liegt vor S. 17, 4 *tantum sunt separati a malis hominibus, qui nulla mala faciunt* (Küblers Konjektur *multa* statt *nulla* ist also abzuweisen; vgl. S. 25, 10). S. 23, 11 wird *seu et* mit dem Herausgeber beizubehalten sein, vgl. Löfstedt, *Peregrinatio Aetheriae* S. 197 f. S. 34, 20 ist wohl *numen* statt *nomen* zu lesen.

Gute Einleitungen, ausführliche Literaturangaben, praktische und gefällige Ausstattung, korrekter Druck und endlich der billige Preis machen die beiden Bändchen, deren Anzeige durch die Schuld des Referenten leider ungebührlich verzögert wurde, zu sehr brauchbaren Hilfsmitteln für den Latinisten wie für den Romanisten.

Wien. E. Vetter.

Ferdinand Schultz, Kleine Lateinische Sprachlehre. Ausgabe für Österreich. 24., wesentlich umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Georg Heidrich. Wien und Paderborn 1913. 271 SS. 8°.

Eine gründliche Umarbeitung eines alten, ja, ich möchte sagen, altehrwürdigen Schulbuches; denn aus dem „kleinen Schultz" haben in Österreich mehrere Generationen ihr Latein gelernt. Das alte Buch war schon vor Jahren von E. Feichtinger neu bearbeitet worden; aber auch diese Umarbeitung genügte nicht mehr den Anforderungen, die gegenwärtig an eine Schulgrammatik gestellt werden. Die vorliegende Neubearbeitung muß als eine mustergiltige Leistung bezeichnet werden, wofür übrigens schon der Name des Bearbeiters bürgt. Weniger durchgreifend sind die Änderungen in der Formenlehre; so ist beim Verbum als dritte Stammform noch das Supinum beibehalten, an dessen Stelle in den Schulgrammatiken nun zumeist das Participium perfecti getreten ist; ebenso die Anführung der von den Verben und ihren Stammformen hergeleiteten deutschen Fremdwörter, was nur zu billigen ist; denn die stete Erinnerung an die zahlreichen, von den Supinstämmen hergeleiteten Fremdwörter bewahrt den Schüler am besten davor, die so wichtigen Supinformen zu verfehlen. Auch die alten gemütlichen und gewiß nicht unpraktischen Geschlechtsregeln in Versen sind nicht verschwunden, doch ist ihr Inhalt, wo es nötig war, berichtigt; so sind nach dem Vorgange Scheindlers bei der 3. Deklination die Substantiva auf *-o* zu den Femininis gezogen. Weit durchgreifender sind die Änderungen in der Syntax; in diesem Teil ist das Buch eigentlich ein ganz neues geworden, und dies ein ganz treffliches. Übersichtliche Anordnung des Stoffes, klare und präzise Fassung der Regeln, kurze, leicht verständliche und darum leicht zu memorierende Beispiele sind die Hauptvorzüge dieser Neubearbeitung. Die wissenschaftliche Erklärung wichtiger Satzkonstruktionen ist den betreffenden Abschnitten vorausgeschickt, stets in korrekter, dabei aber sehr knapper Form; mehr dazuzutun bleibt dem Lehrer überlassen. Von Details sei die treffliche Fassung der „Abweichungen von der regelmäßigen Zeitenfolge" (S. 206) hervorgehoben, besonders die richtige Erklärung des *coni. perf.* nach einer Nebenzeit in Konsekutivsätzen, der immer dann steht, wenn der Sprechende die Folge vom Standpunkte

seiner Zeit, d. i. der Gegenwart, betrachtet. Bei der Behandlung des Supinums auf *-u* ist endlich ein langgehegter Wunsch Stowassers in Erfüllung gegangen. Stowasser hatte immer gewünscht, daß sich die Grammatiker endlich einmal dazu verständen, das Supinum auf *-u* als Dativ zu erklären. Doch während Stowasser alle solche Supina als Dative erklärte, finden wir bei Heidrich (S. 198) die, wie ich meine, richtige Bemerkung, daß das Supinum auf *-u* teils als Ablativ, teils als Dativ zu erklären ist; nur wäre die Anführung von Beispielen für beide Fälle erwünscht. — Warum hat sich der hochverdiente Verfasser nicht dazu entschlossen, unter die Genera verbi auch das Medium aufzunehmen, das dann freilich an passender Stelle in der Syntax behandelt werden müßte, während die Genera verbi jetzt zumeist in aller Kürze in der Formenlehre abgetan werden? Das Lateinische hat sein Medium gerade so wie das Griechische; vom Medium zu sprechen hat der Lehrer besonders bei der Dichterlektüre oft genug Gelegenheit. Erklärt man *induor vestem* richtig als dativisches Medium, „ich ziehe mir das Kleid an“, so erklärt sich sehr leicht die oft gebrauchte Wendung *indutus vestem*, „der sich das Kleid angezogen hat“, und vieles Ähnliche; die Konstruktion des Verbs ist auf das Partizip übertragen; rein äußerlich und eigentlich unrichtig ist die Erklärung von *vestem* u. ä. als Akkusativ der Beziehung. — Den Konjunktiv im Relativsatze nach *dignus* erklärt auch Heidrich als konsekutiv; meiner Meinung nach ist er ein heischender; *dignus, qui laudetur* ist einer, für den man Lob fordert; vgl. *ἀξιοῦν*. — Und so gäbe es vielleicht noch diesen oder jenen kleinen Wunsch; doch ich breche ab, um nicht den Schein zu erwecken, als wollte ich an einem Buche nörgeln, das ja des Guten so viel enthält.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Lily Ross Taylor, The Cults of Ostia (Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series, Vol. XI). Pennsylvania 1912. 98 SS.

Vorliegende Arbeit behandelt die heidnischen Kulte von Ostia und Portus vorzugsweise auf Grund der Inschriften. Die Einleitung (S. 1—14) gibt eine kurze Geschichte Ostias, das der Tradition nach von *Ancus Marcius* gegründet wurde und seit 1907 systematisch ausgegraben wird. Die Gründung der römischen Kolonie ist in das III. Jahrhundert v. Chr. zu setzen; in der Zeit der Republik war Ostia nicht von Bedeutung, erst durch die Anlage des Hafens durch Claudius und seine Erweiterung durch Trajan entwickelte sich Ostia mit Portus zu einer Hafenstadt mit 50.000 Einwohnern, die der mittleren und niederen Klasse angehörten. Die ausgedehnten Ruinen und zahlreichen Inschriften gehören dem II.

und III. nachchristlichen Jahrhundert an. Nicht weniger als 11 Tempel und zahlreiche Altäre wurden aufgedeckt. Der I. Abschnitt (S. 14—45) behandelt die griechischen und römischen Götter: der älteste Kult ist der des *Volcanus*; S. 19 spricht sich Verfasser gegen Wissowa, Religion und Kultus[2] S. 230 aus, wohl mit Unrecht. Wir finden ferner: die kapitolinische *Trias, Castor* und *Pollux, Liber Pater, Venus, Fortuna, Spes, Ceres,* den *Pater Tiberinus, Genius coloniae Ostiensium, Hercules, Silvanus, Minerva, Mars, Neptun, Apollo, Diana* und die *Nymphen.* Im II. Abschnitt (S. 46—56) ist über den Kaiserkult gesprochen, der aus dem Oriente herzuleiten ist. Eine längere Auseinandersetzung (S. 51 f.) ist den *Augustales* und *seviri Augustales* gewidmet. Der III. Abschnitt (S. 57—93) macht uns mit den in Ostia und Portus verehrten orientalischen Gottheiten bekannt, diese sind; *Magna Mater* (nachzutragen ist: E. Schmidt, Kultübertragungen. Religionsgeschichtliche Versuche VIII [1909]). Ägyptische Götter: *Iris, Sarapis, Bubastis.* Syrische Götter: *Jupiter Heliopolitanus, I. Dolichenus. Marnas, Mithras. Invictus Deus Sol. Sabazius. Caelestis* (wohl karthagische Gottheit). S. 94—98 geben eine Zusammenfassung der Ergebnisse, wie die einzelnen Kulte sich entfalteten zugleich mit dem Wachsen der Stadt und ihrer Bevölkerung, die wie in allen Hafenstädten ein buntes Gemisch von Nationen zeigt. Die Darstellung ist klar, die Literatur in zahlreichen Anmerkungen gegeben; S. 29, Z. 18 ist statt *παραστάς* zu lesen: *παραστάτης*. Ref. kann das Buch allen Kollegen empfehlen, besonders denjenigen, die nach Rom reisen und den Besuch Ostias nicht versäumen sollen. Über die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907 bis 1912 ist zu vergleichen: Th. Ashby, *Recent Discoveries at Ostia* in *Journ. of Roman Studies II* (1912) S. 153 f.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Neue Bücher über Hebbel.

1. A. **Farinelli**, Hebbel e i suoi drammi = Biblioteca di cultura moderna, Nr. 62. Bari, Laterza 1912. 276 SS. Preis geh. 4 Lire.
2. E. **Dosenheimer**, F. Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel „Agnes Bernauer" = Untersuchungen, herausgegeben von O. F. Walzel. Neue Folge, Heft 13. Leipzig, Haessel 1912. 220 SS. Preis geh. Mk. 4·60.
3. E. **Lahnstein**, Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung. Berlin, Behr, 1913. 48 SS.
4. O. **Spieß**, Hebbels Herodes und Mariamne. Halle, Niemeyer 1913. 195 SS. Preis geh. Mk. 4·—.

Dem Sammelberichte über die neuere Hebbelforschung, den ich in dieser Zeitschrift zu geben beabsichtigte, ist nunmehr

F. Hirth zuvorgekommen, so daß mir nur eine kleine Nachlese bleibt, zumal da ich mich den Einwendungen, die Hirth bei den Büchern von Bruns und Lewin geltend macht, ebenso anschließen muß, wie ich gleich ihm in Walzels inhaltsreichem Bändchen den wertvollsten Ertrag der letzten Jahre sehe. Während Walzel durchaus bestrebt ist, Hebbel zunächst an des Dichters eigenen Absichten zu messen, und uns so die sorgsamste Einführung in Hebbels Kunstanschauung und Persönlichkeit geschenkt hat, übt Farinelli an den Werken eine sehr kenntnisreiche und scharfsinnige Kritik. Er wiederholt vor seinem weiteren Leserkreis vieles, was uns Deutschen freilich längst nicht mehr neu ist, aber doch auch nicht in Vergessenheit geraten sollte. Eine eifervolle Hebbelgemeinde hat bei uns eine unbefangene Erörterung der Grenzen und Mängel in Hebbels Lebenswerk nicht aufkommen lassen. Walzel hat auf seinen ersten Versuch hin von A. M. Wagner eine so nachdrückliche Anfeindung erfahren, daß er es in seiner zweiten Schrift verdrossen ablehnt, der Technik Hebbels noch näher nachzugehen; „denn nur ausführliche Betrachtung könnte wieder in Ordnung bringen, was ohne zureichenden Grund derzeit verwirrt und verundeutlicht erscheint". So müssen wir, solange Meyer-Benfeys Arbeiten noch nicht abgeschlossen vorliegen, einem Ausländer Dank wissen, daß er, gleich fern von rechthaberischer Nörgelei wie von urteilsloser Bewunderung, den Eindruck schildert, den Hebbels Werke auf zwar gebildete und kunstverständige, nur freilich in der Welt seiner eigenartigen Überzeugungen noch nicht heimisch gewordene Leser ausüben. Farinelli selbst hält seine Betrachtung für keine abschließende und gibt in der Vorrede zu, er habe eine Umarbeitung seines Buches erwogen, die die Charakteristik des Dichters zum Mittelpunkt des ganzen Werkes gemacht hätte. Aber es ist fraglich, ob er damit seinen Landsleuten, denen aus der ganzen Reihe der Hebbelschen Dramen fast nur die Judith bekannt zu sein pflegt, einen besseren Dienst erwiesen hätte. Auch dem deutschen Leser muß das Buch gerade in dieser seiner Eigenart wertvoll sein, da es sich immer die Frage vorlegt: „Wie wirken Hebbels Dramen auf das Theaterpublikum?" Wohl scheinen uns, die wir Hebbels dramatisches System aus seinen Tagebüchern und Briefen und aus den Darstellungen unserer Forscher kennen, seine Absichten bei Farinelli gelegentlich mißdeutet. Doch lehrt uns auch der geringe Erfolg der Festaufführungen des vergangenen Jahres, daß Hebbels Dramen nicht immer eindringlich genug für sich selbst sprechen. So darf sich neben Walzels — wie ich glaube: unveraltbarer — Darlegung: „Was will Hebbel sein?" auch Farinellis historische Feststellung behaupten: „Was ist Hebbel den Gebildeten unserer Tage?"

Sehr hoch wertet Farinelli gleich Hebbels erstes Drama, das in Italien in der ausdrucksvollen Übersetzung von Loewy und Slataper viel gelesen wird; nur die grenzenlosen, die Parodie her-

ausfordernden Übertreibungen im Charakter des Holofernes werden, trotz der Zustimmung Hammer-Purgstalls und andrer maßgebender Orientalisten, abgelehnt, weil Lebenswahrheit höher stehe als sogenannte historische Treue. Den überragenden Höhepunkt in Hebbels Schaffen sieht Farinelli in der Maria Magdalena, weil Hebbel hier so wie der ungleich erfolgreichere Ibsen, als Dichter tief unter Hebbel, Probleme der Gegenwart behandle. Im Herodes erscheine die Darstellung des welthistorischen Umschwungs nur angeklebt, ebenso sei bei allen folgenden Dramen die Einheit und Notwendigkeit der Gestaltung in Frage. Im einzelnen gibt uns Farinelli viele anregende und aufschlußreiche Bemerkungen, gerade an den entscheidendsten Stellen aber widerspricht er Hebbel unumwunden; möge uns der Dichter oder Geschichtsschreiber immer trösten wollen, der Tod der Agnes Bernauer sei ein Opfer, das jene härteren Zeiten forderten, wir verschließen uns der tyrannischen Staatsraison, weil unser ganzer Anteil dem ergreifenden Schicksal der Liebenden gehört. Das Urteil Nuspergers, der von Schuld spricht statt von Ursache oder Anlaß, ist ungerecht und ungeheuerlich. Das Drama ist nur dann philosophischer als die Geschichte oder als die Wirklichkeit, wenn es überzeugender ist.

Hier bleibt immer die letzte Frage offen: „Wieweit soll der Leser dem Dichter entgegenkommen? Farinelli scheint genau zu wissen, was der Dichter vom Leser verlangt; aber er ist nicht gewillt, auf diese Voraussetzungen einzugehen, so daß auch für jede weitere Diskussion die Gründe zu versagen scheinen. *Velle non discitur.*

Und doch hat eine wohlberatene Anfängerin auch hier einige Fragen aus dem Streit der Meinungen ausgeschaltet, indem sie sie umfassender historischer Betrachtung einordnete. E. Dosenheimer vergleicht Hebbels tragische Theorie und Praxis mit Schellings Staatslehre und Hegels Geschichtsphilosophie. Die gerechte und unbefangene Würdigung dieser Philosophen, die wir ein halbes Jahrhundert lang nur durch die Brille Schopenhauers sahen oder aus dem Spott der Materialisten kannten, hat erst vor wenigen Jahren begonnen. Jetzt, wo uns ihre freilich großen Irrtümer hoffentlich nie wieder gefährlich werden können, rühmen wir dankbarer ihre bleibenden Verdienste und lernen desto eher auch Hebbels Voraussetzungen begreifen, der, gewiß nicht weniger kühn als jene verrufenen Hyperidealisten und Panlogisten, in der Tragödie geradezu ein metaphysisches Urphänomen sah. Dadurch, daß wir uns den Unterschied, der unsere Überzeugungen von denen Hebbels trennt, recht klar machen, wird uns eine künstlerische Einfühlung weit eher erleichtert als durch die verfehlte Methode, uns Hebbel nicht nur als tiefen und unermüdlichen, sondern auch als unglaublich modernen Denker anzupreisen. Über widersprechende Anschauungen können wir uns nur so lange schweigend hinwegsetzen, als uns niemand zumutet, daß wir sie

anerkennen und uns zu eigen machen sollen. Gerade indem Dosenheimer nach eingehender Erörterung der Ansichten Hebbels das Zugeständnis machen kann: „Eine moderne Agnes dürfte der Dichter nicht sterben lassen", bereitet sie den Boden für eine Verständigung mit Hebbels kritischen Gegnern. Denn auch andre anerkannte Meisterwerke wurzeln tiefer in den Bedingungen ihrer Zeit, als wir gewöhnlich bedenken. Auch für Gretchen wäre nach heutigem Urteil die uneheliche Mutterschaft nicht mehr so zwingende moralische Vernichtung wie damals. Ist ihre Tragik uns darum gegenstandslos geworden? Nicht nur die Form des Kunstwerkes, sondern auch das Ewigmenschliche der Leidenschaften und Kämpfe überdauert den Wandel der Zeiten.

Dosenheimer erweist die „Agnes Bernauer" als ein künstlerisches Opfer der Zeit, die der individualistischen Auffassung des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution mit steigendem Nachdruck die antike Sittlichkeit gegenüberstellte, die kein Glück des Einzelnen ohne die gedeihliche Entwicklung des Staates anerkennen wollte. Das Drama ist aber ebensowenig ein Katechismus des Staatsrechtes, als was es nach einigen brieflichen Äußerungen Hebbels scheinen könnte, eine politische Demonstration. Hebbel selbst hat sein Stück der Gefahr ausgesetzt, allzu bewußt, als ein Tendenzstück genommen zu werden. Auch Otto Ludwig hat ja seinem „Erbförster" nachträglich weit mehr politische Aktualität zusprechen wollen, als ihm in seiner endgültigen Gestalt innewohnt. Wer von solchen allzu laut betonten Nebensächlichkeiten ablenkt, um desto eindringlicher die wesentlichen Forderungen, die das Kunstwerk an den Leser stellt, sprechen zu lassen, verdient den Dank der Schaffenden wie der Genießenden. Für die Würdigung Hebbels bedeutet das Buch der Dosenheimer einen rühmlichen Fortschritt.

Minder klar ist mir, was E. Lahnstein, dem frühere Arbeiten seinen Rang unter den Hebbelforschern sichern, mit seiner Schrift „Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung" bezweckt. Hebbels Metaphysik ist gewiß nur in kurzen Übergangszeiten Mystik gewesen, wo sie Erkenntnisse nach Gemütserregungen formte. Man hätte wohl erwarten dürfen, gerade aus einem solchen Buche zu erfahren, ob und inwiefern Golo persönliche Bekenntnisse seines Schöpfers ausspricht. Es galt, zu schwebenden Fragen über den Anteil des eigenen Fühlens und fremder Gedankenwelten in Hebbels Jugendlyrik Stellung zu nehmen. Auch über Hebbels reifste lyrische Schöpfungen ist das abschließende Wort noch nicht gesprochen. Doch daran geht Lahnstein vorbei. Manche Erörterungen, die Lahnsteins frühere Schriften (Hebbels Jugenddramen, Hebbels Frühzeit) eröffnet haben, hätten hier kurz wiederholt, sodann aber weiter fortgeführt werden sollen. Wie dagegen der Abschnitt über „Formen der Mystik" uns das Wesen Hebbels näherbringen soll, wie das Proteussymbol mit dem Problem der Tat in der christlichen Mystik

zusammenhängen möge, kann ich nicht begreifen. „Wenn Hebbel aus der Natur heraus dichten konnte, konnte er auch aus ihr handeln lernen?“ Ich suche bei Lahnstein vergeblich eine Antwort auf diese Frage, eine Erläuterung ihres Sinnes. Auch in Einzelheiten bin ich oft andrer Meinung als Lahnstein; ich glaube z. B. nicht, daß die Distichen von der Nachtigall und dem Flamingo (S. 37) den Satz dartun sollen, jede Kunst habe ihr eigenes Reich der Symbole. Es fehlt daneben in dem Buche nicht an treffenden Hinweisen und lichtvollen Auslegungen, als Ganzes aber scheint es mir das vorgesteckte Ziel nicht zu erreichen.

Otto Spieß bietet in seinem Versuch einer Erläuterung zwischen den Zeilen zu Hebbels Herodes und Mariamne ein Buch, das manchen guten eigenen Gedanken bringt, daneben viel Bekanntes oder Selbstverständliches sagt, manches Naheliegende freilich auch nicht weiß und da und dort in die Irre geht, im ganzen immerhin ein Buch, dem man geneigte Leser wohl gönnen dürfte. Aber das Vorwort schleudert schneidige Herausforderungen nach allen Seiten, stellt die „gelehrten Herrn“ an den Pranger, deren übliche Mißachtung den ehrlichen Freund der Kunst unsicher und gegen seine naive Stellung mißtrauisch macht, und wirft der Schule vor, sie verhindere durch zwei Mittel, daß die Schüler mit leidenschaftlicher Freude an deutscher Poesie erfüllt werden könnten: durch die Anmerkungen und den Aufsatz. Spieß gebärdet sich, als ob wirklich er der erste und einzige wäre, der mit der Pedanterie des ewigen Belehrens und Abrichtens endlich einmal aufräumen möchte. Gar so schlimm sind wir andern heute doch auch nicht mehr. Aber Herr Spieß wird immer schärfer und spitziger: „Wer aber glaubt, daß diese ausführliche Besprechung (die ich in dem vorliegenden Buche gegeben habe) unnötig sei, der nehme sich jede beliebige Literaturgeschichte und jedes beliebige Werk über Hebbel vom Regal und lese dort, was über dieses Drama gesagt ist, — er wird sein blaues Wunder erleben.“ Erwarte demnach niemand Gnade oder Schonung! — Schule und Wissenschaft sind zwar von begeisterten Freunden der Kunst manches harte Wort gewöhnt, haben auch aus mancher Rüge dankbar gelernt, aber eine so ausnahmslose Aburteilung, ein so massenmörderisches Blutbad ist in einer Veröffentlichung eines wissenschaftlich ernst zu nehmenden Verlages, soviel mir bekannt ist, bisher unerhört. Gegen eine solche Tonart muß man wohl Verwahrung einlegen! Oder bin ich empfindlicher als andere, weil ich eine Schulausgabe des Hebbelschen Dramas demnächst erscheinen lassen will? Ich kann mich kaum damit trösten, daß meine Einführung noch unter der Presse liegt und dem Tadel bisher unzugänglich blieb: der Wortlaut des oben mitgeteilten Edikts läßt wohl keinen Zweifel, daß dieser schreckliche Herodes auch meinem ungebornen Kindlein das Todesurteil gesprochen hat.

Sehen wir zu, ob Spieß wirklich uns alle, Forscher und Lehrer insgesamt, mit seinen selbstbewußten Ausfällen an unsern schwachen Stellen trifft. Die Schule „sagt dem Schüler tausend Dinge, die zum Genuß einer Dichtung ganz entbehrlich, ja ihm geradezu schädlich sind, z. B. den Lebenslauf des Dichters". Ein Blick etwa in die neueren Ausgaben des Verlages Gräser könnte Spieß zeigen, daß wir an diesem Brauch weder mit pedantischer Regelmäßigkeit festhalten noch besonderes Gewicht darauf legen. Ich glaube aber auch, daß der „Lebensgang des Dichters", den ich meiner Ausgabe der „Maria Magdalena" (bei Tempsky) vorangestellt habe, zugleich in die Dichtung selbst einführt und die Empfänglichkeit für sie erhöht. Daß die Quellen einer Dichtung für ihre künstlerische Wertung nur mittelbar ergiebig sind, die historische Wahrheit aber nur ein Gegenstand unserer stofflichen Wißbegierde außer aller Beziehung zum Kunstwerk sei, brauchten wir wahrlich nicht erst von Spieß zu lernen; es steht z. B. mit deutlichen Worten in meiner Einführung zum Michael Kohlhaas (bei Tempsky) zu lesen. Gern hätten wir uns in unserer Meinung von Spieß bestärken lassen; als ein neues Evangelium darf er uns dergleichen nicht verkünden wollen. Spieß bietet der Schule gescheite und brauchbare, aber keineswegs grundstürzende und neuen Grund legende Bemerkungen. Der Forschung beschert er einen fortlaufenden, keiner Schwierigkeit ausweichenden Kommentar und an solchen besteht ja ein fühlbarer Mangel. Wir können also auch kaum aktenmäßig nachweisen, wie viele schon vor Spieß in Einzelheiten derselben Meinung gewesen sind. Nicht überall aber wird man ihm rückhaltlos beipflichten. V. 133 ist zu erklären wie 124. V. 1103 ist irreal: der Schatten des Todes müßte in mein Herz fallen. Die richtige Ergänzung von 1291 gibt 1088. Die folgenden Verse legt Mariamne dem Mitunterredner Joseph in den Mund, wie überhaupt Hebbel sehr oft aussprechen läßt, was der Redende oder jemand andrer bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt hat, sagen wird oder sagen würde. 1613 ff. sind wirklich mit Recht für Mariamnens Verhalten noch nicht in Betracht gezogen worden, weil die Königin auch ohne diese Umstände über dem Verdachte stehen müßte. Daß die Erzählung von dem natürlichen Sohne des Königs (2370 ff.) eine Parallele zu dem spätern Kindermord ist, muß doch auch der Unerfahrenste unter den übel beleumundeten Schererschülern und Motivvergleichern erkennen: dasselbe Mittel, durch das Herodes einen einzigen retten will, wird er auch anzuwenden wissen, um einen einzigen zu verderben. Daß Titus der unbestechliche Zuseher, der „Chorus" ist (vgl. namentlich 3003 ff., 2670 ff.), verkennt Spieß (2470, 2941 „Nicht einmal die Unschuldigste, Vollkommenste darf gefaßt bleiben, Mariamne aber darf es!") Und 2816 ist ja doch im folgenden deutlich genug erläutert: Mariamne erkennt nur die großen Ahnen ihres Stammes als ihre Richter an.

Das sind Irrtümer, die nur deshalb ins Gewicht fallen, weil Spieß einen absprechenden und wegwerfenden Ton anschlug, zu dem er nicht berechtigt war. Sein Buch wäre recht gut, wenn es das Schimpfen auf Schule und Forschung den Tagesblättern zweiten Ranges überließe.

Wien. Dr. Richard Findeis.

Dr. Otto Rommel, Die politische Lyrik des Vormärz und des Sturmjahres, herausgegeben und mit Einleitung versehen von .... Auswahl (Deutschösterr. Klassiker-Bibliothek, herausgegeben von Dr. O. Rommel). Wien-Tetschen-Leipzig, Karl Prochazka. XLIV und 245 SS. 16⁰.

Rommels „Deutschösterreichische Klassikerbibliothek" ist im II. Bande von Nagl-Zeidlers Deutschösterr. Literaturgeschichte S. 894 empfohlen. Rommel hat über das Thema der vorliegenden Auswahl an der DÖLG. mitgearbeitet. Wie er im Prospekt des vorliegenden Bändchens richtig sagt, gab es gegenüber der Bevormundung durch das Metternichsche System keine Partei: die Freiheit war da allgemeine Sehnsucht aller, die es mit dem Staate ehrlich meinten. Interessant ist es zu sehen, wie da die Deutschen unbefangen den Tschechen und Magyaren als ihren Brüdern zur Erreichung der Freiheit zur Seite stehen, wie sie aber von diesen bald bittere Enttäuschung erleben. Selbst die Judenfrage zeitigte einen charakterischen „Judenschmerz" ähnlich der Polenfrage; nur Sebastian Brunner ist Antisemit. Die Freiheit der Bauern und Arbeiter findet ebenfalls ihre eifrigen Vorkämpfer. Zu Worte kommen: A. Grün, Zedlitz, Grillparzer, der die Freiheit ersehnt, vor der falschen Freiheit aber warnt, Lenau, Beck, Senn, von Gilm, A. Pichler, Geltch, Hartmann, Meißner, Rollett, Nordmann, S. Brunner und eine Reihe von Dichtern des eigentlichen Sturmjahres, darunter Franz Stelzhamer, Castelli, Prechtler, A. Much, Frankl u. a. Von Stelzhamer verweise ich noch auf das energische „Bis dös Deutsch treibt die Peitsch'". Das Büchlein soll von allen denen andächtig in die Hand genommen werden, die sich über die Stimmungen und Strömungen der Revolutionszeit lebensvoll unterrichten wollen.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Der Stil der französischen Sprache. Von Fritz Strohmayer. Berlin 1910, Weidmannsche Buchhandlung. 360 SS. Gr.-8⁰. Preis Mk. 7·—.

Tiefer in seinen Stoff eindringend und sein Gesichtsfeld weiter ausdehnend als die meisten seiner Vorgänger, hat es der

Verf. dieser franz. Stillehre verstanden, eine Zusammenstellung sämtlicher großen Charakterzüge des Franz. zu geben und sie zu einem anschaulichen Gesamtbild zu vereinigen. Dieses ist umso umfassender geworden, als der Verf. nicht bloß die gewählte Sprache stilbewußter Autoren, sondern auch die ungekünstelte Ausdrucksweise schlichter Schriftsteller und nach Möglichkeit selbst die ungezwungene Sprache des gewöhnlichen Lebens berücksichtigt hat; aber auch insofern, als er nicht bloß die über den Rahmen der üblichen Syntax hinausgehenden sprachlichen Erscheinungen, sondern auch diejenigen der Satzlehre und selbst der Formenlehre verwertet hat, falls sie irgend einen charakteristischen Zug des Französischen aufweisen. So tritt dieses Werk zugleich auch ergänzend zu allen franz. Grammatiken hinzu. Den reichen Inhalt desselben läßt am besten eine Aufzählung der Überschriften der einzelnen Abschnitte erkennen: I. Reichtum oder Armut in bezug auf Wortbildung und Flexion; II. Satzton und Wortstellung; III. Genauigkeit und Klarheit der franz. Ausdrucksweise; IV. Knappheit und Gedrungenheit der franz. Ausdrucksweise; V. Schlichtheit und Natürlichkeit der franz. Ausdrucksweise; VI. Lebhaftigkeit der franz. Ausdrucksweise; VII. Neigung zu konkreter Ausdrucksweise; VIII. Der Fluß der franz. Rede. — Besonders wertvoll wird das Buch durch Angabe der literarischen Behelfe für das Studium der franz. Stilistik, unter welchen jedoch Scherffigs kurzer aber praktischer *Antibarbarus* vergessen worden ist.

Das Werk ist für jeden, der etwas tiefer in den Geist der franz. Sprache eindringen will, unentbehrlich.

Marburg a. d. Drau. Dr. F. Wawra.

Englische Satzlehre in Beispielen. Übungssätze und Hauptregeln von Dr. Reinhold Bauch, Oberlehrer. Cöthen, Otto Schulze 1913. VIII und 197 SS. Preis: Geh. Mk. 2·50.

Das vorliegende Buch enthält eine reiche Sammlung von Beispielen für alle wichtigen Erscheinungen der englischen Syntax. Die Beispiele sind samt und sonders folgenden Schriftstellern und Ausgaben entnommen: 1. Macaulay, History of England, vol. I; 2. Irving, Vier Erzählungen (Tempsky-Freytag); 3. Meiklejohn, A short history of England; 4. Burnett, Little Lord Fauntleroy (Velhagen und Klasing); 5. Dickens, Oliver Twist (Herbig); 6. Dickens, From the Pickwick Papers (Gesenius). Eine Neuerung, die auch für andere Schulbücher sehr zu empfehlen ist, besteht darin, daß der Verfasser jedem Beispiel die genaue Quelle in Buchstabe und Seitenzahl beigefügt hat. Am Rande jeder Gruppe von Beispielsätzen steht in kürzester Fassung die Regel, zu der die Beispiele gehören.

Trotz der geschickten Anordnung der Beispiele und trotz des vom Verfasser bekundeten erstaunlichen Fleißes bezeichnet jedoch das Buch keinen nennenswerten Fortschritt in der Schulbücherliteratur. Denn statt sich an das Vorbild des trefflichen Buches „Syntax der englischen Sprache für Schulen" von Hermann Conrad (Berlin 1904) zu halten, der tatsächlich aus der lebenden Sprache schöpft und daraus die Regeln ableitet, hat sich der Verfasser des vorliegenden Buches damit begnügt, aus irgend einem Lehrbuch eine Reihe von Regeln herauszuschreiben und sie mit Beispielen aus den sechs angeführten Büchern zu belegen. Die von ihm gebrachten Beispiele sind allerdings echt und verläßlich, aber die Regeln sind vielfach unvollständig oder unrichtig, weil nicht das gesamte, vom Verfasser selbst gewählte Sprachmaterial, sondern nur ein gewisser Teil desselben berücksichtigt worden ist. Diesen Mangel mögen die folgenden Bemerkungen näher beleuchten. S. 2: „Inversion in Zwischensätzen, besonders wenn das Subjekt ein Substantiv ist". Treffender ist die Regel Conrads, § 20: „In den in die direkte Rede eingeschobenen Sätzen wird das persönliche Fürwort voran, jedes andere Subjekt nachgestellt." — Zu den Beispielen für den doppelten Akkusativ (p. 31 f.) ist zu bemerken, daß *to regard* nur mit *as, to choose* auch mit *for, to consider, to recognize, to acknowledge* auch ohne *as* gebraucht werden kann. Sieh meinen Aufsatz „Der doppelte Akkusativ oder Nominativ im heutigen Englisch" (Bausteine, 1905, p. 139 ff.). — S. 32: „Akkus. nach *like, near. opposite*". Das nach diesen Adjektiven stehende Objekt ist kein Akkusativ, sondern ein Dativ ohne *to*; denn die Präposition *to* kommt ja noch vor. Sieh meine „Vermischten Beiträge zur Syntax der neueren englischen Sprache", p. 23 f. — S. 33: Das VI. Kapitel ist betitelt: „Der Dativ. Die Präposition *to*", doch kommen Beispiele mit reinem Dativ nicht vor. — S. 101: „*Should* nach den Verben des Wollens, Befehlens." Kommt denn *shall* nicht vor? Der Verf. hat eben zufällig nur lauter Beispiele mit einem Präteritum im Hauptsatze gefunden. — S. 113 ff.: „Das Gerund. steht als Obj. nach gew. Verben". Die Beispiele von Verben und verbalen Redensarten, die nur mit dem Gerundium verbunden werden, wie *to keep, to give up, to be tired of, to be in the habit of* etc., sind mit Beispielen von Verben und Substantiven vermengt, nach denen neben dem Gerundium auch der Infinitiv mit *to* stehen kann, wie *to go on, to remember, to cease, to prefer, the honour, the pleasure, the necessity, the trouble, the right, the means, the intention.* Sieh meine Abhandlung „Gerundium, Infinitiv und *that*-Satz als adverbale oder adnominale Ergänzung" (Anglia, NF. XXI, p. 480—522). — S. 125: „*that* = damit muß stehen nach *so* (*such*) in Folge- und Absichtsätzen". Diese Bemerkung ist doppelt irrig; erstens heißt *that* „damit" nur in Absichtsätzen und zweitens kann das *that* in Folgesätzen auch ausfallen (s. Verm. Beiträge, p. 93).

Obwohl demnach das Buch kein ganz einwandfreies Bild von der Syntax der neueren englischen Sprache bietet, ist es doch Lehrenden und Lernenden als verläßliche Beispielsammlung zu empfehlen. Auch Prüfungskandidaten wird es als Repetitorium treffliche Dienste leisten.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Robert v. Pöhlmann, Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1912. I. Band, XV und 610, II. Band, XII und 644 SS. Preis für beide Bände geh. 26 Mk., geb. 30 Mk.

Die im Jahre 1901 vollendete „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus“ liegt in 2. Auflage unter der oben angeführten Bezeichnung, die dem tatsächlichen Inhalte mehr entspricht, vor. Das Erscheinen dieses mit Recht als meisterhaft bezeichneten Werkes in vermehrter und verbesserter Auflage erfüllt alle Freunde des klassischen Altertums mit Freude; vor allem sind die Lehrer der klassischen Sprachen und der alten Geschichte dem Verfasser zum Danke verpflichtet, denn sein Werk bietet ein unentbehrliches Hilfsmittel, um die Klassikerlektüre, deren Sache die vertiefende Behandlung der alten Geschichte ist, zu einer Schule historischen und politischen Denkens zu machen, s. Aus Altertum und Gegenwart[2]: „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers“. Das Buch bezeugt, wie der Verf. in der Vorrede es als Wunsch ausspricht, „was für die Gegenwart gerade die Antike zu bedeuten hat, eine Entwicklungsphase der Kulturmenschheit, die für alle künftigen Geschlechter eine Fülle von Mahnung, Warnung und Lehre enthält“. Bei der Lektüre des Buches erkennen wir, wie die Schlagwörter unserer Sozialdemokraten, z. B. Klassenkampf, politische und ökonomische Expropriation der Bourgeoisie, Vergesellschaftung der Produktionsmittel, das als Klassenpartei organisierte Proletariat u. a. schon in der antiken Welt geläufig waren. Das Verdienst des Verf. ist es, mit Nachdruck auf die Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse für Staat und Gesellschaft hingewiesen und dargelegt zu haben, wie die politischen Erscheinungen in Zusammenhang stehen und zu bewerten sind nach den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Hauptbestandteile des Werkes sind im wesentlichen gleich geblieben: Das erste Buch behandelt Hellas (Band I und Band II bis S. 411), das zweite Buch Rom und das römische Reich (II S. 412 bis 586), als Erweiterung ist hinzugefügt Kapitel VII: Das Christentum (S. 587—644); die Verbesserung zeigt sich in den Literaturnachweisen und besonders in der Anordnung der Kapitel. Ref. ist

sich der Schwierigkeit der Aufgabe, einem solchen Meisterwerke gerecht zu werden, wohl bewußt und muß sich damit begnügen, den Inhalt nach den einzelnen Kapiteln anzugeben, damit jene, die das Werk noch nicht kennen, auf die behandelten Fragen aufmerksam gemacht werden; gar vieles wird für den Unterricht nutzbringend sein. Kapitel I: Der Kommunismus älterer Gesellschaftsstufen: Wahrheit und Dichtung, wendet sich gegen die Ansicht, daß an der Wiege der Menschheit der Kommunismus stehe, zeigt, daß Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der hellenischen Welt schon in sehr alter Zeit auf dem Prinzip des Privateigentums an Grund und Boden aufgebaut ist; ohne Privateigentum wäre der Ritterstand, wie er im Epos erscheint, nicht möglich. Der Kommunistenstaat auf Lipara erklärt sich aus den besonderen Verhältnissen des Seeräuberstaates, in Sparta und auf Kreta war der Staatssozialismus ein notwendiges Korrelat des kriegerischen Gesellschaftstypus. Erst im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. bildete sich die Legende vom sozialen Musterstaat Sparta, in der das Privateigentum als Quelle alles menschlichen Elends erscheint. Kapitel II: Die soziale Demokratie. Der griechische Stadtstaat, die Polis, erscheint als die Geburtsstätte des Sozialismus: *ἐλευθερία* und *ἰσονομία* gehörten zum Wesen der Polis neben der *αὐτάρκεια*. Schon im Epos zeigt sich Großbetrieb, aber nur für den Konsum. Im aristokratischen Staate beginnt der Kapitalismus und die Chrematistik; edel und reich erscheint verbunden, an die Stelle des Gegensatzes von vornehm und gering tritt der Unterschied zwischen reich und arm. Der Arme erscheint rechtlos, weil er machtlos ist gegen den mächtigen Reichen. Die Armen werden sich ihrer Masse bewußt, es entsteht die „Partei der Fäuste". Es herrscht die Überzeugung: „Der Staat vermag alles, was er will." In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erwächst auf dem Boden der Demokratie der Sozialismus, die Tendenz der Ausgleichung macht sich geltend, daher Agrarsozialismus und Agrarreform; bei der Universalherrschaft des Geldes entsteht der Pauperismus und der Widerspruch zwischen der sozialen und politischen Entwicklung im Freistaate, die soziale Frage wird zur Klassenfrage, das Proletariat entwickelt sich. Die Proletarier als Mehrheit gehen gegen die Reichen vor, das Rechtsbewußtsein wird selbst im Gerichte erschüttert; es kommt zur Herrschaft der Masse; der Staat erscheint als Erwerbsgenossenschaft, der Bürger als Staatsrentner, wahrt eifersüchtig sein Bürgerrecht. Der *δῆμος*, die Masse, wird Herr über alles. Als treibendes Motiv erscheint die Gleichheit: *ἰσονομία* teilt nicht mehr das Recht zu, sondern ist der gleiche Teil aller an allem. Der Reichtum erscheint als Feind der Freiheit und Gleichheit, daher die Kämpfe gegen die Reichen, ja Ausrottung derselben in der sozialen Revolution, die schließlich zur Tyrannis führte. Besonderes Interesse verdient der Verlauf der sozialen Revolution in Sparta unter Agis und Kleomenes (S. 435 ff.).

Da jede Staatsgewalt, die über den Sonderinteressen der Gesellschaft stand, fehlte, die jeweilig herrschende Gesellschaftsklasse die Souveränität hatte, machte sich ein extremer Individualismus geltend. „Das Endergebnis der sozialen Bewegung in Hellas ist nicht eine Erhöhung der Summe von Freiheit in der Gesellschaft, sondern eine Steigerung der Unfreiheit und Ungleichheit, der politischen und sozialen Abhängigkeit" (S. 508). Kapitel III: Die Reaktion der philosophischen Staats- und Gesellschaftstheorie. Gegen den Individualismus wird der Kampf aufgenommen von Sokrates, der den Gemeinsinn (*ὁμόνοια*) nachdrücklich betont. Platon kritisiert die geschichtliche Staats- und Gesellschaftsordnung, zerstört in seinem Vernunftstaate das Wahnideal eines schrankenlosen Individualismus. Zu beachten sind die Ausführungen, Kapitel IV: Organisationspläne zum Aufbau einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, Band II, S. 3—340 über das Staatsideal des Phaleas von Chalcedon, den Vernunftsstaat Platons, dessen „zweitbesten" Staat und das Fragment des aristotelischen Staatsideals. Kapitel V bespricht den sozialen Weltstaat des Stifters der Stoa (Zenon), VI den Staatsroman: 1. Die Atlantis des Platon, 2. Theopomps meropisches Land und Hekatäos' kimmerische Stadt, 3. die „heilige Chronik" des Euhemeros, 4. den Sonnenstaat des Jambulos. Diese romantischen Träumereien entstanden zu einer Zeit, da die freie und autonome Polis verfallen war. Es ist interessant zu beachten, daß auch in der Gegenwart, abgesehen von den sozialdemokratischen Träumereien, solche unerfüllbare Träume in der Literatur dargestellt werden, es sei genannt Th. Herzls 'Judenstaat'. Kapitel I des zweiten Buches: Die Anfänge des Staates und der agrarische Kommunismus, wendet sich gegen die Annahme Mommsens, der von der Samtwirtschaft, dem agrarischen Kommunismus Roms spricht, weist darauf hin, daß bereits im Zwölftafelgesetz Privateigentum erscheint und Grund- und Bodenverteilung weit vorgeschritten war. Kapitel II: Die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, zeigt das Entstehen der Geldoligarchie, die sich mit Bodenwucher und Häuserspekulation befaßte, während die Arbeit des Freien durch Konkurrenz der unfreien Arbeiter zu leiden hatte und daher das Proletariat immer größer wurde. Kapitel III: Die soziale Bewegung im Lichte der Parteianschauungen, führt aus, daß eine wirkliche Geschichte der sozialen Bewegung wegen der Dürftigkeit der Tradition unmöglich gemacht ist; die Berichte der Schriftsteller streifen die soziale Bewegung nur gelegentlich und sind tendenziöse Parteischriften; vergl. die Ausführungen über Catilina, die kein Lehrer unbeachtet lassen soll. Kapitel IV: Das Erwachen der Armut zum sozialen Selbstbewußtsein, betont, daß durch die Umwandlung Roms aus einer Bauernrepublik in eine Groß- und Weltstadt, durch die Zuwendung aus der ganzen Welt der alte römische Volkstypus sich nicht in seiner vollen Eigenart behaupten konnte. Trotzdem kam

es nicht zu gegenseitigen Ausrottungskämpfen zwischen Aristokratie und Plebs, da der Geist der Besonnenheit und Nüchternheit das innere Leben der Republik bestimmte. Das Bewußtsein des civis Romanus war bei der Bildung des vierten Standes, der sich aus dem ländlichen Proletariat und dem Proletariat des Gewerbes und der Lohnarbeit zusammensetzte, von Bedeutung; das Proletariat wurde sich seiner Macht bewußt, es bildete sich der Klassenunterschied, der zum Klassengegensatz und endlich zum Klassenkampf führte; an Stelle des Kampfes zwischen Patriziat und Plebs trat der Kampf gegen das aristokratisch-oligarchische System, gegen die beati possidentes. Kapitel V: Die Kritik der Gesellschaft, zeigt, wie der Zweifel an der Berechtigung des Bestehenden zu einer immer radikaleren Kritik der Grundlagen der bestehenden Gesellschaft führte, und bringt zahlreiche Beispiele dieser Kritik. Kapitel VI: Demokratischer Sozialismus und romantischer Utopismus, führt aus, wie aus der Erbitterung über das eigene Elend die Sehnsucht nach einer „Änderung aller Dinge" mit sehr weit gehenden sozialrevolutionären Tendenzen entsteht: materielle Emanzipation des Proletariates, Verwirklichung der *libertas Romana* auch im wirtschaftlichen Leben. Der Römer erscheint durch sein Bürgerrecht als Aktionär des Staates. Ein demokratischer Staatssozialismus zeigt sich in dem Eingreifen des Staates in das Kreditverhältnis, in das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer. Der Kampf galt nicht mehr dem politischen Gegner, sondern dem Reichen und Besitzenden. Das Ideal der wahrhaft sozialistischen Staatsordnung sah man in alten Zeiten verwirklicht; der Utopismus der Gebildeten läßt auf die Empfindungen in der Volksseele schließen: das Privateigentum und der Klassenunterschied sind ungerecht, die wahrhaft gerechte Gesellschaftsordnung ist identisch mit Gütergemeinschaft und vollkommener sozialer Gleichheit. Für einen großen Teil der Mühseligen und Beladenen wurde die Hoffnung auf wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erweckt durch das Christentum, über das im VII. Kapitel gesprochen wird. Verf. verwahrt sich gegen die materialistische Geschichtstheorie, die behauptet, das Christentum sei ursprüngilch eine rein proletarische, d. h. lediglich auf den Klassenkampf und auf die Besserung der ökonomischen Lage gerichtete Bewegung gewesen (S. 587), und betont, daß neben dem Heilandsglauben und der Erlösungssehnsucht der soziale Utopismus ein bedeutsames Element im Urchristentum gewesen sei. Er spricht von der mächtigen Stimme, die Jesus erhob gegen die Anhäufung von Geld und Gut in den Händen einer mächtigen und genußgierigen Minderheit, indem er lehrte, alles Eigentum habe zu gelten als ein zur Verwaltung anvertrautes Gut (S. 598). Wenn der Verf. in seinen Ausführungen über die Wirkungen des Evangeliums der Armut vielleicht zu weit geht, müssen wir doch zugestehen, daß das soziale Element für das Christentum von wesentlicher Bedeutung war und wir darin

eine Nachwirkung des antiken Sozialismus zu erkennen haben. Schon diese dürftige Inhaltsangabe zeigt, welche Fülle von Belehrung und Anregung das Werk P. enthält. Die Darstellung ist eine klare und gewandte, wir folgen dem Verf. gerne und bewundern die Sorgfalt und den scharfen Blick, wodurch es ihm gelingt, selbst in der Karrikatur und in der Utopie die Spuren echter Überlieferung zu finden, durch Hinweise auf ähnliche Erscheinungen aus dem modernen wirtschaftlichen Leben die antiken Verhältnisse dem Verständnisse näher zu bringen. Auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden, doch hofft Ref. bei der Behandlung der neueren Literatur über die griechischen Staatsaltertümer auf P.s Buch zurückzukommen. Die Lektüre des Werkes, das in zahlreichen Anmerkungen Literaturangaben und Zitate bringt und durch ausführliche Inhaltsangaben dem Leser eine rasche Orientierung ermöglicht, wird sowohl diejenigen, die aus dem modernen Leben nichts für das Altertum, als auch diejenigen, die aus dem Altertum nichts für die Gegenwart lernen wollen, eines Besseren belehren. In keiner Lehrerbibliothek sollte das auch äußerlich gut ausgestattete Buch fehlen, aber nicht als toter Besitz, sondern zur fleißigen Benützung für den modernen Unterrichtsbetrieb in den klassischen Sprachen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. Johann Schmaus, **Geschichte und Herkunft der alten Franken.** 2. Band des Werkes: Das Buch der Geschichte. Einzeldarstellungen aus der Werdezeit von Kultur und Staat. Bamberg, Buchners Verlag 1912. 15 Bilder, 1 Kreis. 193 SS. Preis Mk. 4·—.

Das Buch ist eine von patriotischem Empfinden und ehrlichem Stolz auf die Vorfahren geleitete Darstellung der Geschichte der Franken bis zu ihrer Organisation durch Chlodwig. Es wendet sich an Schüler, Lehrer und Geschichtsfreunde, ist unter Benützung der besten modernen Darstellungen geschrieben, ohne daß der Verf. auf ein Zurückgreifen auf die Quellen verzichtete, und vermag durch Heranziehung dieser das Interesse des Lesers anzuregen. In der Beantwortung der Frage, welche deutschen Stämme unter dem im dritten Jahrhundert auftauchenden Frankennamen zusammengefaßt erscheinen, entscheidet sich Sch. mit einigen beachtenswerten Gründen für jene Hypothese, welche die Chauken als das Stammvolk der Franken ansieht, ohne freilich in Abrede zu stellen, daß sich der Name noch auf andere nordwestgermanische Stämme ausgedehnt hat.

In einzelnen sei bemerkt, daß die poetische Wendung in *bicorni amne* (Rhein) den Fluß als solchen nicht etwa das Delta bezeichnen will, wie Vf. S. 65 glaubt, daß die ständige Formel

fratres et consanguinei" für römische Bundesgenossen nicht auf "irgend eine wirkliche oder traditionelle „Verwandtschaft" zurückzuführen ist, wie das S. 144 geschieht, daß die verhältnismäßig geringe Änderung in der Lage des fränkischen Stammesgebietes während der Wanderungszeit im Gegensatz zu den weiten Zügen der Ostgermanen nicht eine Folge weiser Beschränkung (S. 168) der Franken, sondern vielmehr der ganz anders gearteten wirtschaftlichen Verhältnisse der Westgermanen überhaupt ist.

Sehr schön ist die Ausstattung des lehrreichen, in gefälligem Stil geschriebenen Buches.

Elbogen. Dr. J. Weiß.

Völker und Persönlichkeiten in ihrer Kriegsführung. Erster Band: Von Platää bis Pultawa. Von E. v. Nostitz, Major im Infanterie-Regiment Nr. 74. Hannover 1912, Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. 375 SS. Mk. 10.

Das Buch hält mehr, als der Titel sagt. Wohl wird zunächst bei den einzelnen Völkern die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegskunst nachgewiesen, wie sie der Charakter des Volkes, seine Kultur, die harten Lehren des Krieges, kluge Anlehnung an fremde Erfahrung und Einrichtung und der Einfluß hervorragender Männer in wellenförmiger Bewegung auf- und niederführen; aber durch verständige Anordnung wird die Darstellung zu einem einheitlichen, lebensvollen Gemälde des Entwicklungsganges der Welt in Bewaffnung, Strategie und Taktik mit eingefügten Schlachtenbildern als den Proben der jeweiligen Entwicklungsphase, und dies geschieht in der Weise, daß der Anteil der Völker und Persönlichkeiten, die wirtschaftliche und kulturelle Begründung der taktischen Formen und Äußerungen sowie deren Wiederkehr auch nach 2000 Jahren unter gleichen Prämissen deutlich hervortritt. Die Auswahl zeigt Übersichtlichkeit und Klarheit, wie sie nur der weise Verzicht auf Nebensächliches und geschickte Gruppierung geben können; doch besteht ein Mißverhältnis zwischen dem mit vollen 100 Seiten dotierten 30jährigen Krieg, an dessen Schlusse auch die unvermittelte Kreiseinteilung Deutschlands nicht recht verständlich ist, und den für die Wiedergeburt Deutschlands und die Ruhe Europas so bedeutungsvollen Heldenkämpfen Österreichs, die auf 27 Seiten beschränkt sind; die zweite Belagerung Wiens hätte als Wendepunkt der türkischen Offensive schärfer markiert, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg hätte mehr als eine Zeile verdient und durch den Vornamen von seinem jüngeren Vetter Guido unterschieden werden sollen, auch die für den Besitz Oberitaliens entscheidende Schlacht bei Turin hätte mehr Aufmerksamkeit verdient. In der Zeichnung der politischen und strategischen Unterlage zeigt sich klarer Blick

und vernünftiges Urteil, im Gange der Schlacht Übersichtlichkeit trotz des Details; nur findet die Kavallerie Hannibals und des Prinzen Eugen neben ihrer taktischen Bedeutung in der Schlacht nicht auch die strategische Würdigung für die Ernährung der Armee und für die operative Freiheit des Feldherrn; die kleinen Regimentseinheiten der Schweden hatten schon in der Landesverfassung ihren ersten Grund; die Überschätzung des Königs Gustav Adolf wird weise vermieden, sein strategischer Fehler nach der Schlacht bei Breitenfeld, die Quelle aller folgenden, wird richtig gewürdigt; nur der Bewunderung Karls XII. wird nicht jedermann beipflichten können, seine — nicht erwähnte — hohe Sittlichkeit ist unantastbar, aber der „großzügigen" Idee eines konzentrischen Angriffes auf Moskau fehlt die Realität, so daß schließlich der Minister und General Piper recht behielt, als er 1708 sagte: „Des Königs Eigensinn ist so groß, daß allein noch das Unglück seinen Willen zu beugen vermag, und dann fällt das Werk von selbst zusammen". Der Verf. läßt sich in seinem gesunden Urteile weder von der Strömung des Tages noch von der Autorität fortreißen, nirgends baut er mit übereilter Kühnheit ohne das solide Fundament einer guten Überlieferung auf, der überall das erste Wort gebühre; daher bewahrt er auch eine wohltuende Selbständigkeit in der Schätzung der Quellen des zweiten punischen Krieges, in den lauten Chor der Verurteilung des Livius vermag er, der klar schauende Soldat, nicht einzustimmen, in dem Streite der Gelehrten steht er mit ruhiger Sicherheit, nur die Etappenlinie Hannibals zur Verbindung mit Spanien und die Überschreitung der Alpen an mehreren Stellen ist quellenmäßig nicht haltbar, das gekünstelte Urteil Kromayers über die unterbleibende Verfolgung nach Kannä weist er zurück.

Zur raschen, augenblicklichen Orientierung fehlt ein Sachregister. Die Literatur ist gewiß unübersehbar, doch wäre der am Schlusse angeführten Auswahl, die manchmal nur nach älteren Auflagen angeführt wird, noch hinzuzufügen: Prof. Adolf Bauer, die griechischen Kriegsaltertümer, München, Beck 1893; Hauptmann Georg Veith, Geschichte der Feldzüge Cäsars 1906; derselbe, Cäsar, Leipzig 1912; Josef Fuchs, der zweite punische Krieg nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten 1894, Graz, P. Cieslar; derselbe, Hannibals Alpenübergang 1897.

Das Werk hat große Vorzüge. Die Beherrschung eines reichen Details mit dem freien Blick auf das Ganze, ein geschultes Urteil und ein feines Gefühl für die Grenzen des Urteils, die nur der Doktrinär keck überschreitet, ein tiefer Gerechtigkeitssinn, welcher, fern von jedem Fanfarenton, auch die Gebrechen des Siegers nicht verschweigt und die Größe des Unterliegenden willig anerkennt, ein vornehmer Ton, ich möchte sagen, eine vornehme Bescheidenheit, die so viele militärische Schriften Deutschlands ehrt, eine klare, flüssige, nirgends ermüdende Sprache empfehlen

das sympathische Werk allen, welche über die militärischen Erscheinungen der Zeit von Plataä bis Pultawa eine gute Aufklärung suchen.

Görz-Salcano. Josef Fuchs.

Dr. Milan Maraković, Studien über die Bora. I. Teil. Mit 16 Kartenskizzen. Heft 18 der von Dr. K. Patsch herausgegebenen Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel". Sarajevo 1913.

Im ersten Teile gibt der Verf. eine Übersicht über die Windverhältnisse der adriatischen Küsten im allgemeinen, im zweiten beschreibt er auf Grund typischer Wetterkarten die Entstehung der Bora; die Mechanik der sie begleitenden Vorgänge ist einer späteren Arbeit vorbehalten. Als Ergebnis der erstgenannten Untersuchung ist die Tatsache zu verzeichnen, daß in Bezug auf die jährliche Verteilung der Windrichtungen an der österreichischen Küste ein Unterschied zwischen Norden und Süden besteht. Dort herrschen NO.- und O.-Winde, hier SO.-Winde vor. Die meisten Sturmtage unter allen Küstenstationen hat Triest. Sie gehören überwiegend dem Winter an. Gegen Abend erhöht sich fast überall die Sturmhäufigkeit. Die Bora ist in erster Linie ein Winterwind und überdies ein ausgesprochener Küstenwind. Der Verf. unterscheidet drei typische Arten: 1. Die Bora der ganzen Küste, 2. die der nördlichen Küste und 3. die spezifische Triester Bora. Charakteristisch für den ersten Typus ist die allgemeine Ostwestrichtung der Isobaren, die NO.-Winde im Gebiete der gesamten Küste im Gefolge haben. Den zweiten Typus kennzeichnen Isobaren, die im Borabereiche ostwestlich, sonst aber nordwestsüdöstlich verlaufen. Sie bewirken Bora im Norden, Südostschirokko im Süden. Beim dritten Typus ziehen die Isobaren bloß im Golfe von Triest ostwestlich. Es ist demnach für das Entstehen der Bora die Ostwestrichtung der Isobaren das Wesentliche. Die nordöstliche Richtung der Luftbewegung wird durch die Konfiguration der Küste begünstigt. Ob diese auf die Richtung des Gradienten von maßgebender Bedeutung ist, läßt der Verf. im Gegensatze zu Jedina dahingestellt. Als Wettersituationen, die die Richtung des Gradienten verursachen, erkennt er einen hohen Luftdruck über West- und Nordwesteuropa und einen tiefen über dem westlichen Mittelmeerbecken. Eine Depression, die das südliche Mittelmeer in westöstlicher Richtung durchmißt, hat eine Bora der ganzen Küste im Gefolge, eine, die sich über Mittelitalien ausbreitet, verursacht die Bora der nördlichen Küste, norditalienische Minima bedingen die Triestiner Bora. Aus dem Umstande, daß die letztgenannte Wetterlage die häufigste ist, erklärt sich das Vorwalten der stürmischen Bora in Triest. Die Tendenz der NO.-Winde ist bereits in Kroatien und Bosnien,

vorhanden. Sturmstärke erreicht der Wind aber erst an der Küste, so daß die Bora als eine lokale Modifikation einer allgemein herrschenden Nordostbewegung der Luft aufgefaßt werden kann.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der Physik. Von O. D. Chwolson, ordentl. Professor an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg. 4. Band: Die Lehre von der Elektrizität. 2. Hälfte. 1. Abteilung. Unter Mitwirkung von A. Dobiasch und A. Gerschun. Übersetzt von H. Pflaum und A. B. Foehringer. Mit 114 Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1913. Preis geh. Mk. 7·50.

Infolge Erkrankung des berühmten Autors trat eine Verzögerung im Erscheinen seines Lehrbuches der Physik ein. Es ergab sich auch die Notwendigkeit, die zweite Hälfte des vierten Bandes in zwei Abteilungen erscheinen zu lassen.

Das vorliegende Buch enthält zunächst die Fortsetzung der Betrachtungen des konstanten Magnetfeldes. Es wird die Feldwirkung auf die elektromotorische Kraft, die Elastizität, innere Reibung, Oberflächenspannung, Dampfspannung, Wärmekapazität, Wärmeleitung, auf die die dielektrische Polarisation, die thermoelektrische Kraft, den Peltiereffekt und das Verhalten auf Lösungen zur Sprache gebracht und die diesbezügliche Literatur — wie dies im ganzen Werk geschieht — in eingehendster Weise und bis auf die neuere Zeit berücksichtigt, ein Umstand, dessen wir bei der Besprechung der früheren Abteilungen des Buches in sehr anerkennender Weise gedenken konnten.

Im weiteren sind die Methoden und Resultate der Messungen von elektrischen Widerständen angegeben worden. Besonders eingehend ist die absolute Widerstandsmessung und die Bestimmung des Ohm berücksichtigt worden. Es werden auch jene Faktoren betrachtet, von denen die Leitungsfähigkeit der Substanzen abhängig ist. Der folgende Abschnitt handelt von den Messung der Stromstärke, der elektromotorischen Kraft und der magnetischen Feldintensität. Eine ganz besonders eingehende Erörterung der diesbezüglichen Meßinstrumente wird dem Studierenden des Buches sehr willkommen sein. Die Theorie der Instrumente ist ebenfalls ausführlich dargelegt worden.

In der Lehre vom veränderlichen Magnetfelde wird an erster Stelle eine sehr gelungene Darstellung der Grundlagen der Vektoranalyse gegeben. Anschließend daran wird eine vorläufige Bemerkung über radioaktive Erscheinungen gegeben, die mit der Lehre von den Elektronen im engsten Zusammenhange stehen.

Im weiteren Verlaufe wird der experimentelle und der theoretische Teil der Lehre von der Induktion dargelegt. In letzterer Hinsicht sind es die theoretischen Betrachtungen von F. Neumann und W. Weber, die eingehende Berücksichtigung finden. Es werden

auch die Modelle zur Erläuterung der Induktionserscheinungen angegeben, die allerdings nicht den wahren Mechanismus des elektromagnetischen Feldes darstellen, sondern nur als Illustrationen dienen. Die Theorie der Induktionsapparate ist in angenäherter Form gegeben worden. Ausführlich wurde die Theorie der Wechselströme behandelt. Im Anschlusse an die Schirmwirkung wird der Skineffekt, der darin sich äußert, daß kompakte leitende Massen gleichsam als stark diamagnetische Körper auftreten, welche der magnetische Wechselstrom nicht durchdringen kann. Diese Wirkung ist umso intensiver, je größer das Produkt aus der elektrischen Leitfähigkeit, der magnetischen Permeabilität des Stoffes und der Wechselzahl des Stromes per Sekunde ist.

Nun stellt der Verf. die Maxwellschen Gleichungen für die Vorgänge im magnetischen Felde in sehr eleganter Weise auf, leitet den Poyntingschen Satz über den Energiefluß ab, betrachtet das Vektorpotential der Ströme, erörtert die Frage über das veränderliche elektromagnetische Feld in einem homogenen und isotropen Dielektrikum und schafft auf diese Weise einen Einblik in die elektromagnetische Lichttheorie. Nun werden die Leiter und Halbleiter der Elektrizität in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die Hertzschen Gleichungen für bewogte Körper werden abgeleitet und schließlich auf die experimentelle Bestimmung der Größe v eingegangen, deren numerischer Wert der Lichtgeschwindigkeit im Vakuum gleich ist.

Sehr treffend sind die Grundlagen der Elektronentheorie im folgenden dargestellt. Die auf dem Boden der Elektronentheorie aufgestellte Theorie des Relativitätsprinzipes, welche die Existenz des Äthers vollständig verwirft, wird im folgenden Abschnitte eingehend beleuchtet. Als Relativitätsprinzip der Newtonschen Mechanik gilt der Satz, daß alle mechanischen Prozesse so in einem gleichförmig und geradlinig bewegten System vor sich gehen, wie in einem ruhenden System. Wenn man den Gedanken an die Existenz der absoluten Ruhe und der absoluten geradlinigen und gleichförmigen Bewegung verwirft, so ist man auch gezwungen, die Existenz des Äthers aufzugeben. Eingehend werden nun die 1905 von Einstein aufgestellten Ideen besprochen, denen zufolge als Grundsatz der gilt, daß es überhaupt keine absolute Zeit gibt. Es wird auf die Lorentzschen Betrachtungen des näheren eingegangen und einige wichtige Folgerungen aus dem Relativitätsprinzipe gezogen. Auch die 1909 von Minkowski aus der Relativitätstheorie geschöpften, rein mathematischen Grundlagen werden in Kürze dargelegt.

Auch dieser Band des Lehrbuches der Physik von Chwolson, der Belehrungen und Anregungen in überreichem Maße bietet, sei den Fachgenossen aufs eindringlichste zum Studium empfohlen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Die Pilze unserer Heimat von E. Gramberg. Mit 130 farbigen Pilzgruppen auf 116 Tafeln, nach der Natur gemalt von Kunstmaler E. Doerstling. I. Band: Blätterpilze. II. Band: Löcherpilze und kleinere Familien. Leipzig, Quelle & Meyer 1913. Preis geb. oder in Mappe pro Band Mk. 5·40. (Sammlung von Schmeils naturwissenschaftlichen Atlanten.)

In unseren Mittelschulen kommen vielfach aus Mangel an Anschauungsmaterial die sogenannten kryptogamen Pflanzen neben den Blütenpflanzen schlecht weg. Gerade die Pilze sind in der Zeit, zu der sie im Sommersemester sowohl in der zweiten wie auch in der fünften Klasse durchgenommen werden können, am allerwenigsten frisch zu hab en, da die meisten Speise- oder giftigen Pilze erst in den Schulferien zu finden sind. Man ist also beim Unterricht fast ganz auf Bilder angewiesen, denn die verschiedenen Konservierungsmethoden halten zwar manchmal die Form, nie aber die Farbe des Pilzes, wenn anders sie einfach und billig sein sollen. Da wäre noch eine schöne Erfindung zu machen. Einstweilen müssen wir uns also mit Bildern behelfen; da hat es oft die liebe Not mit ihrer technischen und naturwahren Ausführung. Die beiden oben genannten Bände aber aus der Schmeilschen Atlantensammlung können wir mit wahrer Freude begrüßen und Ref. steht nicht an zu behaupten, daß sie die besten Pilzbilder zur Darstellung bringen, die er je gesehen. Die Pilze sind in natürlicher Größe, und was noch wichtiger erscheint, in natürlichen Farben wiedergegeben, wobei aber doch auch eine gewisse künstlerische Auffassung nicht vermißt wird. In der Buchausgabe, die sich hauptsächlich zum Zeigen von Bank zu Bank eignet, ist neben jeder Tafel auf der Rückseite der vorhergehenden der Text enthalten, welcher Angaben über Vorkommen, Lebensweise und Verwendung des Pilzes bringt. Die Ausgabe in Mappen eignet sich wieder besonders für die epidiaskopische Darstellung der Bilder oder zur Einstellung derselben in den Klassen oder auf den Schulgängen in Wechselrahmen. Der billige Preis des Werkes ermöglicht wohl die Anschaffung in jeder Schule und mancher Schüler wird die beiden Bände zu irgend einer passenden Gelegenheit sich als Geschenk wünschen, wenn er sie im Unterrichte kennen gelernt hat.

Wien. Jos. Stadlmann.

Philosophie. Ihr Problem und ihre Probleme. P. Natorp: „Wege zur Philosophie". Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1911.

Das einheitliche Problem der Philosophie, dem er dann die Probleme der Logik, Ethik, Ästhetik, Religionsphilosophie und Psychologie folgen läßt, gewinnt der Verf. durch die Abgrenzung ihres Begriffes von dem der Wissenschaft. Sie beide entsprechen

sich „als Weg gleichsam zum Zentrum: der Einheit der Erkenntnis“ (Philosophie), „und zum Umkreis: der unbegrenzbaren Mannigfaltigkeit der besonderen und einzelnen Erkenntnisse“ (Wissenschaft). Wie die Richtung der Wege vom Zentrum zur Peripherie und jene von der Peripherie zum Zentrum entgegengesetzt und doch nur ein Weg sind, so sei das Verhältnis von Philosophie zur Wissenschaft. Die merkwürdige Tatsache, daß die Gegenwart ein Hindrängen der Einzelwissenschaften zur Philosophie aufweist, zeigt, daß der Zug in ihnen zur Philosophie, d. h. zur Einheit der Erkenntnis mächtig ist. Umgekehrt muß die Philosophie sich in die Einzelwissenschaften tief einwurzeln. Dann wird es, je mehr Wissenschaft, auch mehr Philosophie geben. Daß der Philosophie ihr Daseinsrecht abgesprochen wird, liege darin, daß, während unter den Philosophierenden keine Einigung auch nur über die ersten Prinzipien herrsche, in der Wissenschaft es ein folgerechtes Weiterbauen auf für alle unerschütterlichen Fundamente gebe. Dies aber erkläre sich daraus, daß viele den Sinn der Philosophie darin finden, der Unendlichkeit der Aufgabe menschlicher Erkenntnis, die besteht, in einer abschließenden Erkenntnis der Dinge, wie sie in sich sind, einer Erkenntnis, die unmöglich ist, ein Ende zu setzen. Es hieße dies, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Ist der Weg der Erkenntnis unendlich, so ist er deshalb nicht gesetzlos, er entbehrt nicht der strengen Einheit seiner Richtung, wenn auch diese ins Unendliche fortbesteht. Die Gegenstände sind unerschöpfbar, die Erkenntnis, die dem unerschöpfbaren Gegenstande näher zu kommen sucht, ohne ihn zu erreichen, immer ein und dieselbe. Das Fundament der Erkenntnis ist daher nicht in der Unendlichkeit der Gegenstände, sondern im inneren Gesetze der Erkenntnis zu suchen, in der Methode.

Der Fehler sei, daß die Philosophierenden Gewißheit des erreichten oder wenigstens erreichbaren Zieles wollen, anstatt bloße Gewißheit des Fortschreitens, bei Gewißheit der Unerreichbarkeit des Zieles, nicht bessere Erkenntnis, sondern vollendetes Sein. Daraus erklärte sich der Kampf gegen die von Kant begründete kritische Philophie und das Verlangen nach einer neuen Metaphysik. Der Verf. verteidigt nun, um zur klaren Herausarbeitung des Problems der Philosophie zu gelangen, die Philosophie als Methode gegen die Angriffe des Dogmatismus.

Das Wort „Methode“ faßt der Verf. im Sinne von Bewegung (Fortgang), welche das Leben des Denkens ist. Die Richtung dieses Fortganges muß fest sein, was deutlicher in „Methode“ als im „Prozeß“ zum Ausdrucke komme. Dieses „Nachgehen“ aber sei fort ins Unendliche gerichtet. Deshalb begründet auch die Methode als „ununterbrochener Fortgang“ den von Kant für echte anstatt bloßer analytischer Erkenntnis geforderten synthetischen Charakter. In solcher Methodik liege gerade konkrete Fülle, nicht

Abstraktionen, wie die Metaphysik ihr vorwirft. Das Denken wird zum ewigen Prozeß, in dem allein das abstrakte „Sein an sich" der Metaphysik seine konkrete Bestimmung erhält. Das Sein ist das x der Gleichung der Erkenntnis, so aber, daß jeder Ansatz, der diesem x einen bestimmten Wert zuteilt, eine Etappe auf der unendlichen Bahn der Erkenntnis bildet. „Der Weg ist alles, das Ziel nichts." Diesen Satz könne die kritische Philosophie dem Vorwurfe des Panmethodismus entgegenstellen.

Abstraktionen muß freilich die kritische Philosophie anwenden, aber nicht im Sinne von Trennungen, sondern von Diskretionen innerhalb der durchgehenden Wechselbeziehungen zu dem Ganzen des menschlichen Lebens, der menschlichen Kultur, und zwar unbegrenzt sich entwickelnder.

W e c h s e l b e z ü g l i c h k e i t und u n b e g r e n z t e E n t w i c k l u n g s m ö g l i c h k e i t sind ihre Grundmerkmale. Die Fassung des P r o b l e m s der Philosophie spricht der Verf. daher in den Worten aus: „das Wissen des Nichtwissens bedeutet die Erkenntnis des Problems; das Problem aber ist ganz wörtlich der Vorwurf, also die Vorausnahme der Lösung; es ist genau, was die Mathematik ausdrückt durch das x der Gleichung, deren sichere Formulierung schon die Garantie der Lösung einschließt. Aber das große x der Erkenntnis, welches der „Gegenstand" heißt, bedeutet allerdings nicht e i n, sondern d a s Problem und garantiert als e w i g e s Problem keine andere Lösung als die im e w i g e n Fortgang der g a n z e n gewaltigen Rechnung der Erkenntnis besteht". Der Verstand stehe nirgends still, und „Verstehen" sei nicht Stillstehen, sondern gerade in den Schöpferprozeß des Denkens Verflüssigen.

Die dogmatische Philosophie vergißt die äußere und innere Unendlichkeit der Erkenntnis und unternimmt es, durch die Aufstellung eines aus der Beziehung zu den übrigen gelösten letzten Prinzips den Verstand stillzustellen, so bald der Materie, bald der Form, bald des Seins, bald der Erkenntnis usf., anstatt sich vor Augen zu halten, daß das Sein nur das Sein der Erkenntnis und die Erkenntnis die Erkenntnis des Seins ist, die Form nur die Form der Materie und die Materie nur die Materie der Form sei usf., kurz, alle diese unaufheblichen Wechselbeziehungen. Die fortwirkende T a t der Erkenntnis in den Wissenschaften straft aber solches Stillstellen durch das Faktum Lügen, daher auch die feindliche Stellung der Wissenschaft und der Kultur gegen die Philosophie. Die kritische Philosophie aber stellt an die Spitze die Forderung eines festen, unaufheblichen Bezuges ihrer Aufgabe auf die ewig fortwirkende Arbeit der Wissenschaft.

Der Verf. geht nun zum Problem der Logik über. Er unterscheidet scharf zwischen dem konkreten Sein in der Entwicklung und dem ihm übergeordneten Sein im abstrakten Sinne, dem auch das Sein des „Werdens" angehört. Aber auch zwischen dem Sein der Erfahrung und dem bloß Gesollten, „dem Sein des unendlichen

Ausblickes" der „Idee". Auf das Sein der Erfahrung oder, wie es der Verf. auch nennt, das „Sein auf dem Marsche" gehen die konstitutiven Prinzipien der Logik, und zwar nicht der „formalen", sondern der transzendentalen im Sinne Kants als Bestimmmungen, welche allemal in einem gegebenen Stadium des ewigen Prozesses der Erfahrung wirklich vollziehbar sind. Es sind gewisse Grundbedingungen formuliert, denen alle Seinsbestimmung in der Erfahrung genügen muß. Sie reichen zur Begründung reiner Mathematik und reiner Naturwissenschaft aus. Die erstere spricht überhaupt von keiner eigentlichen Tatsache der Natur. In der reinen Naturwissenschaft aber beziehen sich die reinen Grundbegriffe der Zeit, des Raumes, der Gültigkeit auch nur auf die Gültigkeit des Tatsachenmateriales überhaupt. Die bestimmte Tatsachenaussage gründet sich auf die „Wahrnehmung". Aber das vermeinte Datum der Wahrnehmung ist nur ein Ausdruck eben des Problems, die Vorwegnahme der Determination des Erfahrungsgegenstandes nach Quantität, Qualität, Relation, Zeit, Ort usw., welche im Prozeß der Wissenschaft das Denken selbst erst vollführt.

Die Prinzipien der Ethik betreffen nicht das Sein der Erfahrung oder auf dem Marsche, sondern den Marsch selbst; die oben dargestellte Idee vertritt als regulatives Prinzip die Unendlichkeit der Aufgabe, in welcher schon das „Sollen" liegt. Das Sein dieses „Sollens" ist ein höheres, als das bisher verstandene Sein der Erfahrung. Worauf es hier ankommt, ist nicht vielleicht das Ziel, sondern die Unendlichkeit des Fortgangs und die Eigenart und Selbständigkeit der Richtungsbestimmtheit, die aber keineswegs die Bestimmtheit eines Endpunktes ist. Damit stimmt nun, daß das Gesetz des Sollens nicht subjektiv, sondern objektiv begründet ist. Das Objekt dieser neuen Art der Erkenntnis, der des „Seinsollenden", unterscheidet sich von dem der Erfahrung, daß dieses bloß bedingt, jenes aber unbedingt ist. Das kommt in der Idee der Freiheit zum Ausdrucke. Wir sind frei, den sein sollenden Gegenstand so zu setzen, wie das eigene Gesetz des Sollens es vorschreibt, nicht durch eine Schranke der Erfahrung beengt. Das bloß formale Gesetz des Sollens bei Plato und Kant (kategor. Imperativ) scheint inhaltsleer. Aber der Verf. zeigt, wie der Einwand der Inhaltslosigkeit widerlegt wird durch die Durchführung, „indem sie nicht weniger als den ganzen Inhalt der Erfahrung unter den Gesichtspunkt des Sollens bringt". Wie in dieser Durchführung der Ethik das Gesetz des Sollens als Gesetz des Wollens sich ausspricht, wie die Zwecksetzung unter dem Gesichtspunkte des Sollens erfolgt, das Sollen in die Erfahrung einführt, in dem sie den Gang, dem das Sollen die Richtung weist, und zwar im Unterschiede vom Verstande vorgreifend, damit schöpferisch und nicht bloß abbildend, zeigt der Verf. in ausführlicher Darstellung. Durch die Hineinnahme des Begriffes der Technik, als der Bestimmung der Mittel zu gegebenen Zwecken

und der allgemeinen Form, durch deren Vermittlung alle Naturkausalität sich der Herrschaft des Zweckes fügt, in die Ethik wird alle Natur in den Herrschaftsbereich des Sollens hineingezogen. Daher unterliegt die Verwirklichung des Seinsollenden den Gesetzen der Erfahrung, nicht das Sollen selbst. So hängt das Streben in allen Formen im letzten Grunde nicht am Empirischen, weil es sich doch in Beziehung ins Unendliche auf etwas nicht Erfahrenes richtet, aber in der Absicht, es ins Gegebene, in die gegebene Wirklichkeit, hinein zu zwängen. Im Anschluß an die Erörterung über Streben im allgemeinen bespricht der Verf. die Aktivitätsstufen, der Triebe, des Willens im engeren Sinne als Konzentration der Triebkräfte, des Vernunftwillens, der die sittliche Richtung des Willens darstellt, die letzte Konzentration der gesamten Willenstätigkeit. Dann geht der Verf. von der sittlichen Ordnung des Individualen zu der des Sozialen über. Wie das Leben des Individuums auf Trieb, Wille, Vernunft, so baut sich das Soziale auf die drei Grundmomente: soziale Arbeit, Willensregelung dieser Arbeit und stets wache soziale Kritik auf, weshalb wirtschaftliche, regierende und bildende Tätigkeit die Grundklassen sozialer Tätigkeit sind. Die enge Beziehung dieser drei Grundfaktoren ermöglicht eine einheitliche Gesetzlichkeit der sozialen Entwicklung, die er in der Naturtechnik, der sozialen Technik, den wirtschaftlichen Typen, der Erziehung und den gesamten Geisteswissenschaften nachzuweisen sucht.

Die letzten drei Kapitel stellen das Problem, welches Ästhetik, Religion und Psychologie bieten, nicht nur hin, sondern versuchen eine Beantwortung.

Mit der Wissenschaft und der Welt der Sitten hat die Kunst einen Zusammenhang einerseits dadurch, daß sie ihre Stoffe beiden Reichen entnimmt, sondern auch in der schöpferischen Gestaltung, aber sie ist eine dritte Welt neben diesen und hat ihr eigenes Problem, das der Verf. in folgenden Worten ausdrückt S. 110: „das Kunstobjekt will nicht bloß begriffen sein nach Art einer theoretischen Wahrheit, nicht bloß ergriffen wie eine sittliche Aufgabe, sondern es soll in der Fülle und Unmittelbarkeit uns ergreifen, gleichwohl ohne in der Subjektivität des Erlebnisses untergehen und seinen Objektscharakter zu verlieren.“

Der Verf. versucht auch eine Lösung der religiösen Frage, deren Schwierigkeiten er sich nicht verfehlt, wie sie sich schon in der eigenartigen Bewußtseinsgrundlage der Religion erhebt. Der Wahrheitsanspruch nämlich der Religion bezieht sich auf die logische, ethische und ästhetische Wahrheit, möchte sie aber übersteigen. Das Eigentümliche des Problems liegt aber darin, daß sie auf die Subjektivität des Erlebnisses und den objektiv genannten Wahrheitsanspruch stützt. Die Kritik des Rechtes dieses Anspruches findet, was zugleich den Versuch einer Lösung des Problems be-

deutet, ausführliche Behandlung. Interesse bietet auch das letzte Kapitel, welches das Problem der Psychologie bespricht.

Die Grundanschauung, die der Verf. vertritt, daß sich Psychologie von der Wissenschaft des Objektiven nur nach der Richtung der Betrachtung, nicht im Betrachteteten unterscheide, stellt sich als ein methodischer Monismus, ein Monismus der Erfahrung, dar. Dieser unternimmt es, das Problem zu lösen, daß die Psychologie die Subjektivität selbst und als solche zu erfassen sucht, aber in Wahrheit im allgemeinen Verfahren der Objektivität stehen bleibt. Denn schon die Aussage über das innerste Erlebnis ist Objektivierung. Das Problematische der Psychologie drücke sich in dem oft zitierten Satze aus „Spricht die Seele, so spricht, ach, die Seele nicht mehr".

Die bloß oberflächlichen Andeutungen des reichen Inhaltes des Buches müssen, da sie sonst den Rahmen eines Referates für diese Zeitschrift überschritten, genügen, um zu zeigen, wie anregend und selbständig der „Weg zur Philosophie" ist, den der Verf. im Sinne „einer umfassenden Seelenführung zu philosophischer Bildung" seine Leser führt. Freilich wird von berufener Seite zu zeigen sein, ob die Ansicht des Verf. über das Verhältnis von Sein und Werden, das für seine Ausführungen grundlegend ist, der richtige ist.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Rede des Unterrichtsministers Dr. Ritter v. Hussarek anläßlich der Verhandlungen der Lehrerdienstpragmatik im Abgeordnetenhause.

Nur wenige Geleitworte möchte ich dieser Vorlage bei ihrer parlamentarischen Verabschiedung mit auf den Weg geben. Es ist eine Vorlage, welche, wie schon aus den äußeren Verhältnissen sich dartut, viele Mühen und viele Schwierigkeiten bis zu ihrem bisher erreichten Stadium gekostet hat. Es hat sich mit der ursprünglich eingebrachten Vorlage, die auch schon sehr geraume Zeit der Gegenstand intensivster Beratungen im Schoße des Unterrichtsministeriums gewesen war, zunächst ein Subkomitee des Staatsangestellten-Ausschusses eingehendst befaßt, und es ist, glaube ich, meine Pflicht, auch an dieser Stelle ausdrücklich zu konstatieren, daß die Beratungen des Subkomitees mit einer ganz außerordentlichen Gründlichkeit, mit strengster Objektivität geführt worden sind, und daß für sie der leitende und der bestimmende Einfluß immer derjenige gewesen ist, wie der Sache gedient wird. Es war — auch dies kann ich mit Freude konstatieren — von sonstigen Gegensätzen während dieser Beratungen niemals etwas Wesentliches festzustellen, es wurde immer streng auf dem Boden desjenigen, was als ersprießlich und günstig für die Unterrichtsbedürfnisse erachtet wurde, verhandelt. Darum erscheint es mir — ich bitte mir das nicht als Unbescheidenheit auszulegen — als meine Pflicht, dem gesamten Subkomitee und insbesondere dessen geehrten Herrn Berichterstatter meinen ganz besonderen Dank hier auszusprechen.

Wenn ich nun in einigen kurzen Worten zur Vorlage selbst Stellung nehmen möchte, so bitte ich, es mir nicht zu verargen, wenn ich den Ausgangspunkt von zwei allgemeinen Aperçus über die Interessen der Schule nehme, denn, wie die Dinge einmal liegen, kommt die Unterrichtsverwaltung leider verhältnismäßig selten dazu, ihre Gesichtspunkte, namentlich jene, welche sie auf pädagogisch-didaktischem Gebiet ent-

wickelt und verfolgt, hier im Hause des eingehenderen darzulegen und und zu verteidigen. Selbstverständlich kann ich aber hier in diesem Zusammenhange etwas Breiteres und Umfassenderes nicht vorbringen; ich möchte nur — und ich habe mir ja erlaubt zu sagen, daß ich in Form von Aperçus dazu Stellung nehmen möchte — über die Extensität unseres mittleren Schulunterrichtes zwei Worte, zwei ganz kurze Worte vorgebracht wissen.

Einmal die Extensität: Es ist eine ganz allgemein verbreitete Anschauung, daß wir an einer gewissen Hypertrophie des Mittelschulwesens kranken, an einer Hypertrophie, welche in weitesten Kreisen anerkannt und getadelt wird, und gegen welche aber gar nichts vorgekehrt wird, beziehungsweise wo in weitesten Kreisen sich fortwährend Wünsche regen. welche doch immer nur zu einer Steigerung dieser Hypertrophie führen. Nun liegt es da nahe, ein Wort des Vergleiches anzubringen. Ich habe mir bei meinem Amtsantritte vor zwei Jahren, um auch in dieser Richtung ein genaueres Bild zu haben, einmal eine Zusammenstellung machen lassen, welche allerdings auf den ersten Blick außerordentlich befremdend wirkt. Wenn wir nämlich die Zahl der österreichischen Mittelschulen überhaupt feststellen, so kam damals — es lagen eben die Resultate der Volkszählung des Jahres 1910 vor, und darum habe ich auch die sämtlichen übrigen einschlägigen Ziffern gerade auf diese Basis gestellt — wenn wir diese Resultate zugrunde legen, in Österreich eine Mittelschule auf 62.511 Bewohner und ein Mittelschüler auf 183 Bewohner des Staates. Es lag nun nahe, einen Vergleich mit zwei anderen großen Staatswesen in dieser Richtung prüfend festzustellen, und dieser Vergleich ist es eben gewesen, der ein ganz eigentümliches Ergebnis gezeigt hat. Nimmt man nämlich die einschlägigen Verhältnisse im Deutschen Reich in Betracht, so entfällt dort eine Mittelschule auf 48.689 Bewohner — also dort eine Mittelschule auf rund 48.000 —, bei uns eine auf rund 62.000 Bewohner. Das scheint eine allzu große Extensität unseres Mittelschulwesens nicht begründen zu können.

Auf der anderen Seite habe ich die einschlägigen Daten für Frankreich, für ein Land von ältester Kultur und dabei auch namentlich von einer geradezu wunderbaren kapitalbildenden Kraft, beschaffen lassen, und dort ergaben sich nun allerdings Ziffern, die ganz eigentümlich berühren. In Frankreick kommt eine Mittelschule erst auf 115.152 Bewohner und ein Mittelschüler erst auf 407 Bewohner.

Das läßt wohl eine Beobachtung für unser Mittelschulwesen zu. Unser Mittelschulwesen wird sich der Aufgabe mehr und mehr bewußt sein müssen, Hand in Hand mit der fortschreitenden Industrialisierung weiter Gebiete, beziehungsweise des ganzen Staates vorwärts zu schreiten, es wird also eine immer größere Anpassungsfähigkeit innerhalb der Schuleinrichtungen in dieser Hinsicht notwendig anzustreben sein. Aber, ich bitte um Verzeihung, daß ich das so offen heraussage, nicht nur innerhalb der Schuleinrichtungen, sondern auch innerhalb gewisser Vorstellungen oder Vorurteile der betreffenden Bevölkerungskreise müßte

eine Änderung eintreten. Die Mittelschulprobleme, und gerade diese Frage der Mittelschulen sind nicht dadurch zu lösen, daß die Unterrichtsverwaltung eines schönen Tages einen dicken Strich unter die Mittelschulen setzt und sagt: Halt, hier werden überhaupt keine mehr errichtet! So geht das nicht. Das muß gewissermaßes einer sozialen Einkehr und Umkehr der Auffassungen der Bevölkerung vorbehalten sein, das muß namentlich immer von dem Gedanken abhängig gemacht werden, daß die Güter, welche die Mittelschulbildung uns vermittelt, eben in erster Linie ideale Güter und nicht formale Berechtigungen, namentlich nicht formale Berechtigungen für irgend ein ganz kleines Ämtchen mit irgend einem an sich recht unzulänglichen Bezuge sind. Die Größe unseres deutschen Nachbarreiches auf handelspolitischem und industriellem Gebiete hängt namentlich damit zusammen, daß dort der Kaufmann und der Industrielle eben auch eine sehr gediegene Schulbildung von vorneherein zu erwerben trachten, in ihr Erwerbsleben mit hineinnehmen und daß sie auch durch das ziemlich streng klassizistische Ideal des deutschen Gymnasiums, ein viel strenger klassizistisches Ideal als das der unseren, nicht etwa sich für die Arbeit des Tages zu erhaben und zu gut fühlen. Nach dieser Richtung, in dieser sozialpolitischen Umkehr ist bei uns noch viel zu ändern.

Wenn ich nun auf die Schuleinrichtungen gerade in dieser Hinsicht zurückgreife, kann ich allerdings mit Freude konstatieren, daß sich lange vor Antritt meines jetzigen Amtes gerade das Unterrichtsministerium auf das intensivste mit diesen Fragen beschäftigt und durch die Aufstellung neuer Typen die Individualisierung je nach den einzelnen Richtungen der Bevölkerung, je nach den Aufgaben der Orte und Gegenden möglich gemacht hat. Ich kann aber auch weiter etwas anderes konstatieren, und das möchte ich in einem ebenfalls ganz kurzen Aperçu über die Intensität unseres Mittelschulwesens hier einmal vorbringen. Es ist vielleicht in weiten Kreisen heute noch nicht genügend bekannt und noch nicht hinreichend gewürdigt, welch außerordentlich tiefgehender Umschwung in der Lehr- und Unterrichtsmethode durch die sogenannten neuen Lehrpläne stattgefunden hat. Man erzählt namentlich in der breiten Öffentlichkeit sehr viel von der Aufgabe der Schule, eine Arbeitsschule zu werden, so etwa im Sinne der Gedanken, wie sie der bekannte Schulrat Kerschensteiner in München entwickelt und dort auch mit bewundernswertem Geschick in die Tat umgesetzt hat, unterstützt von breitesten Kreisen privater Interessenten nicht minder wie von der betreffenden Stadtgemeinde. Nun kann ich hier bei uns in Österreich konstatieren, daß sich unsere neuen Lehrpläne der Mittelschulen längst etwas Ähnliches zur Aufgabe gesetzt haben und daß unter der wirklich tatkräftigen und hingebungsvollen Mitwirkung des Lehrstandes unausgesetzt an der Verwirklichung dieser Umwandlung der Gelehrtenschule, wenn man sie so nennen darf, in die Arbeitsschule gearbeitet und gewirkt wird. Der heutige Schulunterricht ist von demjenigen, den ich seinerzeit empfangen habe — ich bin ja noch lange kein Jubelgreis — nach jeder Richtung und Art hin verschieden. Da gibt es kein formelles

Klassifizieren mehr, da wird nach allen Richtungen hin danach gestrebt und getrachtet, stets die Gesamtheit der Schüler zu interessieren, mitzureißen, für den Stoff zu begeistern, unausgesetzt ihre Mitarbeit zu erringen, um so den Schülern bereits während der Schule und der Unterrichtszeit selbst, so weit als irgend möglich, die Beherrschung des Lehrstoffes zu vermitteln. Das ist — ich kann es ruhig sagen, denn ich war ja seinerzeit an diesen Arbeiten nicht beteiligt — eine große Tat der österreichischen Schulverwaltung gewesen, eine Tat, welche eben nur dadurch zur Verwirklichung gebracht werden und ihrer Erfüllung immer mehr entgegenreifen kann, wenn auf das intensivste in allen beteiligten Kreisen im gleichen Sinne, wie es eben diese Instruktionen vorschreiben, mitgearbeitet wird. Das ergibt für unser engeres Thema, auf welches ich nun des näheren eingehen möchte, die Konstatierung der Tatsache, daß die Intensität der Arbeitsleistung des Lehrers in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren hat, eine Steigerung der Arbeitsleistung, welche von ihm pflichtgemäß geleistet werden muß, die von ihm als Amts- und Berufspflicht gefordert werden muß und von der ich nur hoffen möchte — und ich bin davon überzeugt — daß sie von ihm auch mit wahrer Berufsfreude geleistet wird.

Wenn ich nun auf die Einzelheiten der heute in Rede stehenden Vorlage mit einigen Worten eingehe, so hätte ich vor allem hinsichtlich der Richtlinien zu bemerken, daß es sich bei dieser Lehrer-Dienstpragmatik, wie man sie mit einem kurzen Schlagworte nennen kann, darum gehandelt hat, den eigentümlichen dienstlichen Verhältnissen des Lehramtes einerseits gerecht zu werden, und zwar innerhalb des Rahmens, welcher durch die allgemeine Dienstpragmatik für die Staatsangestellten überhaupt geschaffen worden ist. Aus diesen beiden Komponenten ergeben sich dann die einzelnen Bestimmungen unseres Gesetzes, beziehungsweise unserer Gesetzesvorlagen, welche mit außerordentlicher Sorgfalt, Genauigkeit und Gründlichkeit eben in dem Subkomitee zustande gebracht worden sind.

Schon ein Blick auf die synoptische Darstellung des Ausschusses, in der die ursprüngliche Regierungsvorlage auf der linken und die Ausschußanträge auf der rechten Seite übersichtlich zusammengestellt sind, wird jeden der Herren überzeugen können, welch außerordentliches Maß von Sorgfalt und welche außerordentliche Genauigkeit und Fürsorge und auch Liebe für die Sache in allen diesen Bestimmungen niedergelegt worden ist. Für die Staatsverwaltung handelte es sich eigentlich bei ihren einschlägigen Arbeiten wesentlich um zwei große Ziele. Denn das mußte sich jeder einzelne, der daran mitgearbeitet hat, von vornherein sagen: Mehr ist aus mancherlei äußeren Verhältnissen nicht zu erreichen gewesen.

Das eine dieser großen Ziele war, wenigstens für mich persönlich, die Erreichung des Grundsatzes, daß der Mittelschullehrer mit einem Gehaltsbezuge seine Dienstzeit abschließt, welche wenigstens der niedrigsten Gehaltsstufe der sechsten Rangklasse gleichkommt. Das bedeutet effektiv, ziffernmäßig genommen, sehr wenig. Das bedeutet in der

ursprünglichen Vorlage 200 Kronen. in der Umarbeitung bedeutet es 300 Kronen, in prinzipieller Hinsicht dagegen bedeutet es sehr viel. Dieses Prinzip mag sich ja vielleicht in irgendeiner rosigeren oder sagen wir finanziell glücklicheren Zukunft einmal noch entsprechend erweitern lassen. Heute ist diesbezüglich ein Plus nicht möglich, wohl aber ist es doch immerhin ein großer Gedanke, diesen wichtigen Grundsatz einmal erkämpft zu haben. Und nach dieser Richtung hin hat eben die Vorlage etwas gebracht, was in seiner ideellen Wertung gewiß nicht geringgeschätzt werden darf. Ich sehe dabei ganz von verschiedenen, mehr unter die Kategorie der Nebenwirkungen zu subsumierenden Reflexfolgen dieser Tatsache ab, als z. B. der Erreichung einer entsprechend höheren Witwen- und Waisenversorgung und derartigem; aber daß das Prinzip erreicht worden ist, darin liegt ein großer Schritt nach vorwärts.

Das zweite, um was es sich bei der ursprünglichen Regierungsvorlage gehandelt hat — ich schwätze da allerdings vielleicht aus der Schule, aber es war schon so halb und halb Absicht, nur konnte man nicht mit allem gleich auf den ersten Moment heraustreten —, ist die entsprechende Besserstellung der Supplenten gewesen, und in dieser Richtung, glaube ich, ist ja wenigstens im Ausschusse, beziehungsweise im Subkomitee wohl die Meinung vertreten gewesen, daß da wirklich etwas von bleibendem dauernden Wert erreicht worden ist. In materieller Hinsicht einerseits, aber — und auf das möchte ich auch Gewicht legen — auch in formeller und prinzipieller Hinsicht, indem jetzt ein nach den Grundsätzen des Adjutums zu behandelnder Bezug eintritt, der unabhängig ist von den verschiedenen Zufälligkeiten eines Stundenhonorars.

Das sind die zwei großen, wesentlichen materiellen Gesichtspunkte, welche für die Unterrichtsverwaltung auf diesem Gebiet eine wichtige und ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Daneben kommt aber dann auch noch der hohe ideale Gewinn, daß nunmehr die pragmatikalen Verhältnisse in einer ganz bestimmten, durch das Gesetz festgelegten, unzweifelhaften Weise umschrieben sind, so daß fest und klar niedergelegt ist, wie weit der Rechtskreis und wie weit der Pflichtenkreis des einzelnen geht.

Der sehr verehrte Herr Berichterstatter hat bereits der materiellen Differenzen Erwähnung getan, welche zwischen dem Standpunkte der Regierung und jenem der Beschlüsse des Staatsangestellten-Ausschusses noch vorliegen. In dieser Richtung hätte ich nur wenige Punkte klarzulegen. Die ursprüngliche Regierungsvorlage bezifferte den Gesamtaufwand, welchen diese dienstpragmatikalen Bestimmungen für den Staatsschatz nach dem gegenwärtigen Stande der Interessenten und Anwärter jährlich erfordern würden, für das gesamte in Frage kommende Lehrpersonal mit einer Summe von 1,026.300 Kronen, also rund mit einer Million Kronen jährlich. Die Arbeiten des Subkomitees haben diesen Gesamtaufwand von einer Million um jährlich rund eine halbe Million erhöht. Die genaue Ziffer ist 1,499.200 Kroneu. Es trat also eine 50proz. Erhöhung ein. Ich muß aber auch einen Augenblick auf die Momente

reflektieren, unter welchen diese Erhöhung eingetreten ist. Ich erlaube mir daran zu erinnern, daß in einer späten Abendsitzung, als die Gegensätze der Meinungen noch ziemlich heftig aufeinander prallten, die präzise Frage gestellt worden ist: Ich bitte, wir müssen endlich einmal wissen, wieviel begehrt wird; dann kann dazu Stellung genommen werden, was seitens der Staatsverwaltung akzeptiert werden kann und was nicht akzeptiert werden kann. Das wurde dann eingehend und genau seitens der beteiligten Herren festgestellt, und daraufhin erfolgten die Erklärungen der Staatsverwaltung, auf Grund deren es eben dann zu diesen, wie den Vertretern der Regierung schien, abschließenden Feststellungen gekommen ist. Das Plenum des Staatsangestellten-Ausschusses hat nun zwei Feststellungen beschlossen, welche über diese damaligen Abmachungen hinausgehen. Das sind Feststellungen, für die ich, wenn ich da einfach mit dem Herzen des Unterrichtsministers reden dürfte — leider muß ich mir da Reserve auferlegen —, nur begeistert die Hand erheben könnte. Meine Herren! Es handelt sich bei diesen beiden Feststellungen einmal darum, daß die Erhöhung der dritten Quinquennalzulage schon auf die zweite Quinquennalzulage verschoben werde. Das macht einen Jahresbetrag von 107.000 Kronen für die dem Unterrichtsressort unterstehenden Schulen und von zirka 30.000 Kronen für die dem Arbeitsministerium unterstehenden Schulen, zusammen also rund 138.000 Kronen aus. Die andere dieser Feststellungen ist die Erhöhung der Funktionszulage der Direktoren, hinsichtlich welcher der Herr Berichterstatter schon eingehend gesprochen hat, und von welcher ich nur das gleiche Bekenntnis, das ich früher gemacht habe, vorbringen könnte, wenn es sich hier nicht bereits um ein gewisses Um und Auf von Arrangements und Abmachungen handeln würde. Es sind also diese weiteren Beschlüsse, welche da im Staatsangestellten-Ausschusse gefaßt worden sind, zusammen zu valutieren mit einer Jahresausgabe von ungefähr 240.000 Kronen. Es kommen dann nämlich noch verschiedene Kleinigkeiten dazu, die keinen essentiellen Effekt haben. Wenn ich diese Kleinigkeiten noch erwähnen darf, so hat der Staatsangestellten-Ausschuß — ich bitte, ich will ihm damit nicht im entferntesten irgend einen Vorwurf machen — bei dieser Verschiebung der dritten Quinquennalzulage nach rückwärts auf die zweite nicht an die Übungsschullehrer gedacht, für welche ja konsequenterweise dann eine analoge Zurückverschiebung eintreten müßte, die finanziell an sich nicht von erschütternder Bedeutung wäre. (Rufe: 7200 Kronen!) Pardon! Es kostet doch etwas mehr, es sind fast 12.000 Kronen. Es sind das also Beträge von zusammen ungefähr 240.000 Kronen, kann man sagen, welche im Staatsangestellten-Ausschuß, über das ursprünglich getroffene Arrangement hinausgehend, beschlossen wurden. Mit Rücksicht auf die getroffenen Abmachungen kann ich heute darum nichts anderes sagen, als daß sich die Regierung ihre Stellungnahme hiezu für jenen Zeitpunkt vorbehalten muß, in welchem diese Vorlage auch in dem anderen Hause des hohen Reichsrates ihre Beratung wird gefunden haben. (Abg. Glöckel: Wir rechnen auf das gebrochene Herz Eurer Exzellenz; Heiterkeit.) Wenn Sie auf mein pochendes

Herz rechnen — — aber ein gebrochenes Herz kann wirklich nichts mehr leisten. (Lebhafte Heiterkeit.)

Nun gestatten Sie mir, nachdem ich diese Differenz in Kürze dargelegt habe, noch auf eine andere Differenz, die eine gewisse Rolle in den Beratungen des Ausschusses und auch des Subkomitees gespielt hat, mit ganz wenigen Worten zurückzukommen. Es ist in den Beschlüssen unter anderem der Grundsatz aufgenommen worden, daß den Übungsschullehrern an den Lehrer-Bildungsanstalten nach Erreichung einer gewissen Dienstzeit *promiscue* ohne weiteren Unterschied der Professortitel erteilt, beziehungsweise von Gesetzes wegen zuerkannt werde. Ich kann konstatieren, daß die ursprüngliche Regierungsvorlage — und diese war nach einer sehr eingehenden und genauen Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse abgefaßt worden — diese Bestimmung nicht gehabt hat, daß also eine gewisse Differenzierung je nach der Vorbildung der betreffenden Lehrer stattgefunden hat, eine Differenzierung, welche ja auch tatsächlich bisher in der ganzen Praxis festgehalten worden ist. Nun ist bei dieser Frage gewiß nicht ein so tiefgehendes Prinzip in Diskussion, daß deshalb, weil die Meinung sich nach der einen oder anderen Richtung hin befestigt und kristallisiert, das eine Gefährdung des ganzen gesetzgeberischen Werkes wäre. Soweit die Urteile derjenigen Fachmänner, die sich mit dieser Frage zu befassen hatten — ich will da von meiner persönlichen Anschauung ganz absehen — laut geworden sind, kommt mir vor, daß die Majorität der Stimmen eigentlich auf jener Seite steht, welche den Professortitel doch mit einer gewissen Diskretion und mit einer gewissen Vorsicht zuerkennen wollen. Das Richtigste und Beste wäre ja ein generelles Gesetz über den Schutz des Professortitels. Leider ist dies gesetzestechnisch etwas schwerer zu machen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Aber ich gestehe offen — wenn ich diese ganz persönliche Bemerkung hier einfügen darf —, wenn ich über den Ring gehe und dort sehe, daß sich in einem der ersten Hotels ein Friseur etabliert hat, der sich dort feierlich vor der ganzen Welt und vor dem ganzen Publikum Wiens nennt: *„Professeur de l'académie nationale“*, so ist mir das als eine sehr bedenkliche Devalvierung und Entwertung eines Titels erschienen, auf den ich, persönlich wenigstens — ich bitte mir diese vorlaute Bemerkung zu verzeihen — außerordentlich stolz mein Leben lang gewesen bin und mein Leben lang sein werde. Aber, wie gesagt, ich kann in dieser Frage, welche ja die Regierungsvorlage zuerst nach der einen Richtung gelöst hatte und welche die Ausschußbeschlüsse nach der anderen Richtung hin gelöst haben, irgend etwas definitiv Bestimmendes vom Regierungstisch aus nicht erklären, deswegen, weil so ein Schutzgesetz viel schwerer zu machen ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und weil ja vielleicht Rücksichten auf wohlerworbene Rechte, Gleichheit der Stellung, Gleichheit innerhalb des gleichen Lehrkörpers usw., sehr wichtig in Frage kommen können. Ich möchte also in dieser Richtung hin die Schlußfassung ganz der Weisheit des hohen Hauses anheimgeben.

Noch ein anderes Gebiet der pragmatikalen Bestimmungen hat zu mancherlei Gegensätzen Anlaß gegeben, das ist die Formulierung der §§ 25 und 26 der Lehrer-Dienstpragmatik. Ich möchte hier wohl eines als feststehende Tradition der österreichischen Unterrichtsverwaltung hinstellen. Die österreichische Unterrichtsverwaltung war, glaube ich, immer von der Überzeugung beseelt, daß der beste Lehrer eine starke, eine vollwertige Persönlichkeit ist und daß eben die Größe des Charakters und ihrer Bildung das wichtigste Erziehungsmittel ist, durch welches als Beispiel auf die Jugend gewirkt wird. Es liegt der österreichischen Unterrichtsverwaltung immer ferne und wird — so hoffe ich zu Gott — ihr auch künftighin immer ferne liegen, aus irgend welchen Bestimmungen irgend eines Paragraphen in schikanöser Weise eine Einengung der Rechtssphäre oder eine Erweiterung des Pflichtenkreises des Lehrers namentlich auf politischem Gebiet abzuleiten. Aber ich glaube, daß die Formulierung, wie sie nach langer und eingehender Diskussion gerade in diesen §§ 25 und 26 gefunden worden ist, in gar keiner Hinsicht die freie Betätigung, die volle Entfaltung der Persönlichkeit des Lehrers zu hemmen oder zu unterbinden geeignet ist. Ich glaube für die Unterrichtsverwaltung reklamieren zu können, daß ihr auf diesem Gebiete Vertrauen entgegengebracht werde, sie wird sich dieses Vertrauens nie unwürdig erweisen.

Im übrigen aber muß der Grundsatz gelten, daß gerade an den Pflichtenkreis des Lehrers deswegen, weil seine Tätigkeit nicht mit dem Erteilen von so und so viel Schulstunden zum Abschlusse gelangt, weil er auf seine Zöglinge wirken muß durch sein Beispiel innerhalb und außerhalb der Schule und innerhalb und außerhalb seiner engeren Berufstätigkeit, ein Maßstab angelegt werden muß, welcher dem voll und ganz entspricht. Ich glaube, daß, auf diesen guten Traditionen fußend, sich aus den Bestimmungen der §§ 25 und 26 des Gesetzentwurfes nach keiner Richtung hin eine Gefährdung der Persönlichkeit des Lehrers und auf der anderen Seite gewiß auch keine Gefährdung der Interessen der Schule und der Schüler ergeben wird.

Wenn ich nun noch auf einige Einzelheiten hier in aller Kürze reflektieren darf — die Zeit ist bereits vorgerückt —, so möchte ich mich zunächst ganz und voll den Bemerkungen des Herrn Berichterstatters hinsichtlich der von ihm, wie er selbst sagt, *ex cathedra* vorgebrachten Interpretation der Bestimmungen des § 62 des Pragmatikalgesetzes anschließen und nur noch ergänzend hinzufügen, daß eben durch den § 48 dieses Gesetzes die verschiedenen einschlägigen Besoldungsbestimmungen, wie sie zuletzt im Gesetze vom Jahre 1907 enthalten sind, aufrecht erhalten werden, so daß die in manchen Lehrerkreisen geäußerten Bedenken diesbezüglich nach keiner Richtung hin als begründet erachtet werden können. Ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß dies auch die Auffassung der Regierung ist. Ein weiteres Moment ist dasjenige, daß hinsichtlich der Vorrückungsverhältnisse in die höheren Rangsklassen sich im Ausschusse die Frage ergeben hat, ob die Beförderung in die achte beziehungsweise in die siebente Rangs-

klasse, dann bei den Direktoren in die sechste Rangsklasse so weiter gehandhabt werden würde, wie dies bisher übungsgemäß gewesen ist. In dieser Richtung bin ich auch in der Lage, etwaige Bedenken rückhaltslos zu zerstreuen. Auch auf diesem Gebiete wird sich eine Änderung der bisherigen Praxis, die ja, glaube ich, eine den Bedürfnissen der betreffenden Interessenten entgegenkommende und wohlwollende gewesen ist, gewiß nicht ergeben.

Endlich wurde auch hinsichtlich der Frage der Ernennungen an den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten die akademische Qualifikation der betreffenden Bewerber zum Gegenstande einer gewissermaßen außerhalb des Protokolls sich abspielenden Anfrage in den Beratungen des Ausschusses gemacht. Auch da kann ich Ihnen rückhaltslos erklären, daß der Grundsatz der Unterrichtsverwaltung und ihr festgehaltenes Prinzip stets dasjenige war und auch weiterhin sein wird, daß eben die Höchstqualifizierten — und das wird in der Regel der akademisch Gebildete vor dem nicht akademisch Gebildeten sein — den ersten Anspruch auf diese Neuerung besitzen werden. (Abg. Glöckel: Das trifft bei den Lehrer-Bildungsanstalten nicht zu, das sind nicht die Höchstqualifizierten im Sinne der Lehrerbildung!) Man muß doch vielleicht, wenn ich auf diese Einwendung ein Wort entgegnen darf, ein wenig unterscheiden. Die akademische Bildung an sich macht es gewiß nicht allein, das gebe ich Ihnen ohneweiters zu, aber wenn sich mit der akademischen Bildung eine entsprechende Lehrerfahrung verbindet, dann ist gewiß die akademische Bildung ein außerordentliches und pflichtgemäß nie zu übersehendes Moment. Das gebe ich ohneweiters zu: Wenn ein junger Mann erst direkt von der Universität kommt und mit jemandem konkurriert, der als Lehrerbildner über eine Erfahrung von Dezennien verfügt, der auch eingehende Studien betrieben hat, so wird gewiß der zweite wohl derjenige sein, der das größere Maß an Eignung für diese Stelle in sich vereinigt. Aber ich denke mir die Sache doch regelmäßig so, daß sich an die akademische Bildung noch die Gewinnung einer gewissen pädagogischen und didaktischen Erfahrung, ein rüstiges Vorwärtsschreiten anschließen muß, und dann ist die Superiorität und das Prävalieren dieser Kandidaten von vornherein gegeben.

Das sind die Momente, welche ich in dem Zusammenhange dieses Gesetzes dem hohen Hause vor seiner Schlußfassung als Gegenstand der Erwägung vom Regierungstisch aus ergebenst zu unterbreiten mir gestatten wollte.

Ein Schlußwort sei mir noch gestattet. Es ist hie und da im Verlaufe der Beratungen über die allgemeine Dienstpragmatik der Staatsbeamten ein Zweifel entstanden, ob damit wirklich ein gesetzgeberisches Werk zustande gebracht sei, welches sich in die großen Aufgaben der Staatsverwaltung entsprechend hineinfügen wird, und welches sich insbesondere für eine der größten Aufgaben, die diesem Haus und der Regierung noch bevorstehen, nämlich für die Durchführung einer entsprechenden Verwaltungsreform entsprechend eignet. Es ist heute die Frage der Dienstpragmatik bereits entschieden, wir brauchen auf dieses Thema

nicht weiter einzugehen. Für diesen Gesetzentwurf, wie er uns hier vorliegt, kann ich aber mit bestem Gewissen nach der Richtung eintreten, daß er die Interessen der Schule und des Unterrichtes, die Interessen der Lehrer und insbesondere auch die Interessen der Schüler, das ist der Zukunft des Staates, der Zukunft unser aller, nachdrücklich wahrt, daß daß bei ihm Zweifel der von mir angedeuteten Art wohl nach keiner Richtung hin am Platze sind. Ich kann daher mit gutem Gewissen für dieses Werk der Gesetzgebung eintreten, und ich kann dieses hohe Haus beglückwünschen, wenn es in Bälde gelingt, diese Vorlage zu verabschieden. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen. Der Minister wird beglückwünscht.)

Ein Beitrag zur Methode des rhetorischen Unterrichtes an Mittelschulen.

Die Frage nach einer feststehenden und allgemein anerkannten Methode im rhetorischen Unterricht scheint noch lange nicht endgiltig entschieden zu sein. Die Erkenntnis des Wertes und der Wichtigkeit rhetorischer Gewandtheit in unseren Tagen hat zwar den Willen erzeugt, diesem Gebiete auch an den Mittelschulen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und dieser wieder einen Weg, wenn auch nur in großen Umrissen, gewiesen; daß aber die theoretischen Richtungslinien und Hauptgesichtspunkte durch die Praxis noch zahlreiche Umwandlungen erfahren werden, ja müssen, wird niemand leugnen. Und so wird es vor allem in diesem Zeitpunkte nicht müßige Schwätzerei zu nennen sein, wenn auf Grund praktischer Erfahrungen, die der Verfasser dieser Zeilen als Interpret fremden Dichtens und Denkens, wie als Redner in eigener Sache sich gesammelt hat, hier einiges vorgebracht wird, was für eine Methodik auf diesem Gebiete vielleicht nicht ganz belanglos ist. Was daher hier niedergelegt ist, ist nicht so sehr erklügelt und gedacht, als erlebt und gefühlt. Als Fundament dieser Erörterungen aber dienen psychologische Erwägungen, wie sie sich aus kritischer Selbstbeobachtung und eingehender Beobachtung anderer ergaben, und die auf Momente hinweisen wollen, die bis jetzt, wie es scheint, noch nicht die verdiente Beachtung gefunden haben. Jedoch deshalb zu behaupten, er habe damit nun die methodische Frage gelöst, ist der Verfasser selbst am weitesten entfernt; ihm ist vor allem zu tun, diese Frage von einer anderen Seite zu beleuchten, und er überläßt es Erfahreneren und Einsichtsvolleren, das Vorgebrachte zu benützen oder zu verwerfen.

I.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt. (Goethe.)

Reden ist Zwecktätigkeit, um anderen durch Stimmlaute etwas mitzuteilen — die genialste Erfindung der Menschheit. Doch diese ihre

Alexandertat, mit der sie den Bukephalos, Natur, gebändigt hat, das Werk, an dem Jahrtausende schaffen, um zugleich Jahrtausenden ein Allerköstlichstes zu schenken, ist räumlich und zeitlich eng begrenzt; räumlich durch den engen Umkreis, in dem eine menschliche Stimme vernehmbar bleibt, zeitlich, da sie den Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung hascht; denn „wie der Klang verhallet in dem Ohr, verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung.“ Diese Grenzen überwand der Mensch, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch in der Möglichkeit in jener Stunde, da er zuerst Laute in Lautbilder, akustische Zeichen in optische verwandelte, da der laute, lebendige Quell der Sprache stumm und tot wurde für die hörende Menge, um für jeden einzelnen in stiller Abgeschiedenheit zu jeder Stunde des Tages aus den toten Zeichen aufs neue lebendig zu werden, um Menschen, durch Länder und Meere getrennt, vom Denken, Fühlen und Wollen anderer zu sagen, um einer in weiter Ferne dämmernden Zukunft Kunde von einer längst verklungenen Vergangenheit zu geben. Was bleiben soll, die Schätze seines Geistes, das Gedächtnis seiner Taten, die Normen seines Lebens legt er in der toten Schrift nieder; nur dem Augenblick, der Gegenwart gehört der laute, lebensvolle Fluß der Sprache: das Reden, die Scheidemünze des Alltags, die von Mensch zu Menschen geht, und die Rede, die Denkmünze des Festtags, die ein einzelner an eine lauschende Menge verteilt.

Auch die Rede ist eine Zwecktätigkeit, aber in höherem Sinne. Das Reden ist der Gattungsbegriff, die Rede der Artbegriff. Das Moment, das für die Scheidung der Begriffe hier den Ausschlag gibt, ist jedoch keineswegs die Zahl der Zuhörer. Man kann vor einem einzigen eine Rede halten, wie Cicero vor Caesar sprach, wie jeder Anwalt vor dem Richter; man kann zu einer größeren Zahl von Menschen reden, ohne eine Rede zu halten. Der Mann, der im Freundeskreise in der Konversation fünf oder zehn Minuten lang seine Meinung auseinandersetzt, redet, aber er hält keine Rede; wenn er aber im selben Kreise bei Tisch sich erhebt und einen simplen Toast spricht, hält er nach seiner eigenen und aller Zuhörer Meinung eine Rede. Der charakteristische Unterschied ergibt sich, wenn man vom speziellen Inhalt des Redens und der Rede absieht; da bleibt beim Reden der völlig unbestimmte Zweck der Mitteilung, bei der Rede dagegen stets noch ein bestimmter Zweck. Sie will entweder belehren oder überreden, anklagen oder verteidigen, aufrütteln oder besänftigen, ermahnen oder trösten, verherrlichen oder verdammen. Dieser bestimmte Zweck ist bei der Rede von Anfang an ins Auge gefaßt, er bestimmt Anlage und Gestalt, Tonart und Klang der Rede. Kurz, man redet, um anderen, was man denkt, mitzuteilen, aber man hält eine Rede, um ihnen, wie man über etwas auch ihnen Bekanntes denkt, zu sagen; das Reden betont das objektive, die Rede das subjektive Element der Mitteilung; das Reden wendet sich vornehmlich an die Vorstellungswelt, die Rede an die Gefühlswelt und den Willen des Menschen. Die πειθώ erweckt nur πίστις, nicht ἐπιστήμη, wie das schon Plato formulierte[1]). Und so ergibt sich als De-

[1]) Plato, Gorgias 454 D f.

finition der Rede: **sie ist eine Zwecktätigkeit, um anderen den Gefühlswert einer Sache zu zeigen und damit auf ihr Handeln einzuwirken.**

Es ist von vorneherein klar, daß das Überwiegen des subjektiven oder objektiven Elementes nicht überall gleich sein wird. In jeder schriftlichen Mitteilung überwiegt gegenüber der mündlichen gewöhnlich das objektive Interesse. Man äußert seine Ansicht in wissenschaftlichen Fragen, man rechtfertigt sich, meist lieber schriftlich, aber man bittet, wie man glaubt, mit größerem Erfolg mündlich. Auch in den verschiedensten Arten der Rede selbst ist das Verhältnis beider Elemente verschieden. Das subjektive tritt relativ am stärksten in der festlichen Prunkrede, relativ am wenigsten im Lehrvortrag hervor. Und doch ist auch hier die Wirkung weit weniger in dem tatsächlich Vorgebrachten zu suchen, als in dem Erwecken des Interesses, der Anregung zu weiterer eigener Überlegung bei den Zuhörern, also in einer Einwirkung auf den Willen. Das Geheimnis des beliebten Universitätslehrers und des vor leeren Bänken sprechenden liegt hierin. Wer dagegen Einwendungen erhebt, der sehe nur auf die fast stets verunglückten Referate über wissenschaftliche Vorträge in Tageszeitungen; sie sind weit weniger ein Zeugnis persönlicher Unfähigkeit des Referenten, als ein eklatanter Beweis der Unfähigkeit der größeren Masse überhaupt, im Fluge der Rede Dinge, die ihr völlig neu und fremd sind, zu apperzipieren, d. h. geistig zu verdauen. Darum wer die Ergebnisse seines Denkens und Forschens den Menschen bieten will, der greife zur Feder; wer aber aus der Tiefe seines reichen Wissens ein Köstlichstes mit der nur ihm eigenen Darstellungsgabe den Hörern schenken will, um sie zu selbständigem Nachdenken anzuregen, der erscheine am Vortragspult.

Wodurch kommt aber nun — müssen wir weiter fragen — diese Gefühlswirkung gerade bei der Rede zustande? Zweifellos durch die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung; neben den Inhalt der Rede tritt die Persönlichkeit des Redners, neben den Sinn des Wortes sein Klang. Diese Unmittelbarkeit ist am stärksten wirkend, wo der Redner völlig frei spricht, am schwächsten, wo er seine Rede liest. Denn wer Geschriebenes vorliest, reproduziert bloß Gedanken, wer frei spricht, scheint das, was er im Augenblicke denkt und fühlt, auszudrücken; und darauf kommt es bei der Rede an. Aber nicht nur der Redner wirkt unmittelbar auf das Publikum, auch dieses wirkt mit voller Unmittelbarkeit auf ihn. Erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren ergibt sich die Wirkung der Rede. Das ist der Punkt, an dem sich der Redner, der Schauspieler und der Rezitator die Hände reichen. Was sie auch sonst trennen mag[1]), mit ihrem Publikum sind sie alle durch gemeinsames Fühlen verknüpft; die Gefühle, die sie erwecken, durch die Unmittelbarkeit ihrer Persönlichkeit stärker wirkend als alle durch Schrift vermittelten, lösen um so kräftiger auch die Reaktion in den Zuhörern aus und diese flutet nun

[1]) Richard Wallaschek, Psychologie und Technik der Rede. Leipzig 1913, p. 5.

zurück auf den Vortragenden, ihn befeuernd oder lähmend. Durch die Fähigkeit, Gefühle des Nächsten in sich nachzubilden, schlingt sich ein gemeinsames Band um Redner und Hörer, das ihre Gefühlswelt so verknüpft, wie die in der Rede geäußerten Ideen ihre Gedankenwelt[1]). Das ist es, was man gewöhnlich Kontakt zwischen Redner und Publikum nennt; wer wirken will, hat darauf zu sehen, und der Redner muß nicht weniger seine Zuhörer beobachten, als diese ihn. Wo ein Faktor nicht voll und ganz mitwirkt, kann die Wirkung keine volle sein. Der Redner kann nicht disponiert sein, er kann nicht imstande sein, sein Fühlen klar zum Ausdruck zu bringen, aber auch das Publikum kann nicht in Stimmung sein und das Gebotene nicht im vollen Umfang aufnehmen. Ein schlechter Vortragender oder Redner wird auch das empfänglichste Publikum nicht erwärmen können, eine teilnahmslose Zuhörerschaft kann auch den größten Künstler lähmen; und was das Publikum auch an ihm auszusetzen haben mag, es kann gewiß sein, daß er seinerseits oft und oft an seinen Zuhörern nicht weniger auszustellen hat.

In dieser Wirkung auf das Gefühlsleben liegt der Erfolg des Redners, der seine Zuhörer in apollinischer Begeisterung auf die Höhen der Menschheit führt, wie des Demagogen, der sie in dionysischer Raserei in die Tiefen des Verderbens reißt. Seit Platos vernichtendem Schlage gegen die Sophistik riechen wir bis heute in jedem Redner den Sophisten und halten ihn nur zu gern für einen Betrüger, weil er die Münzen seines Denkens zu rasch uns aufzählt, ehe wir sie einzeln prüfen können. Nicht mit vollem Recht; mag immer der nachträglich prüfende Verstand an der objektiven Wahrheit des Inhaltes rütteln, die subjektive Wahrheit des Gefühls im Augenblicke der Rede muß vorhanden sein. Der Redner kann kein Betrüger schlechthin sein, im schlimmsten Falle ein betrogener Betrüger, einer, der sich selbst betrügt. Nur wer im Innersten selbst das fühlt, was er will, daß es die anderen fühlen, wird wirken; nur wer selbst überzeugt ist, wird überzeugen. Man lügt viel leichter mit der Feder als mit dem gesprochenen Wort, man betrügt viel leichter den Verstand als das Gefühl. Diese subjektive Wahrheit des Gefühls kann nicht vor dem Tribunal des logischen Denkens, sondern nur vor dem des sittlichen Fühlens geprüft und gewogen werden; vor diesem aber wird nicht nur über den ethischen Wert und Unwert des Charakters des Redners, sondern auch seines Publikums entschieden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mies. Dr. Heinrich Gaßner.

---

[1]) Friedrich Jodl, Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart und Berlin 1908. II. p. 376, § 27.

Didaktik der Himmelskunde und der astronomischen Geographie. Mit Beiträgen von Prof. W. Förster (Berlin), Prof. Dr. K. Haas (Wien), Prof. M. Koppe (Berlin), Prof. Dr. S. Oppenheim (Wien), Direktor Prof. Dr. A. Schülke (Tilsit), verfaßt von Dr. Alois Höfler, o. ö. Professor an der Universität Wien. Mit 2 Tafeln und 80 Figuren im Text. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1913. (Der „Didaktischen Handbücher für den realistischen Unterricht an höheren Schulen" zweiter Band.) VII und 414 SS.

Seit Erscheinen der Didaktik des mathematischen Unterrichts im Jahre 1910 ist es das zweite umfangreiche Werk, mit dem der Verf., mitten im Kampfe um die Reform des realistischen Unterrichtes an den deutschen wie österreichischen Mittelschulen stehend, vor die Öffentlichkeit tritt. Gewidmet ist der vorliegende Band dem Unterrichte in der mathematischen oder astronomischen Geographie und den Elementen der physischen Astronomie, jenen zwei Zweigen der Astronomie, die einzig Gegenstand des Unterrichtes an den Mittelschulen sind, deren Unterricht aber, wie aus den Lehrplänen dieser Schulen bekannt ist, nicht in einer Hand liegt, sondern der des einen Teiles in der Hand des Lehrers der Geographie, der des zweiten in der Hand des Lehrers der Mathematik oder Physik. Wenn, trotzdem es sich bei diesem Unterricht nicht um einen selbständigen Lehrgegenstand handelt, Verf. ihm doch in der Reihe der didaktischen Handbücher einen ganzen Band einräumt, so liegt, wie er glaubt, der Rechtsgrund hiefür darin, daß der Astronomie eine führende Rolle zukommt in dem großen, beiweitem noch nicht ausgetragenen Kampfe zwischen einem ganz oder halb verbalen Unterricht auch in den sogenannten naturwissenschaftlichen Fächern und einem echten Wirklichkeitsunterricht. In diesem Sinne gibt denn auch das Buch nicht nur Lehrpläne und Lehrproben, nach Lebens- und Schuljahren geordnet, über den Gesamtunterricht, sondern macht auch Vorschläge über seine Aufteilung an die einzelnen Fächer.

Als leitender Grundsatz durchzieht das ganze Buch der Gedanke, dem Verf. durch die folgenden Worte Ausdruck verleiht: Nicht nur summarisch erst vom geozentrischen System aus zum heliozentrischen übergehen, sondern auch in allen Einzelnheiten. Desgleichen von den Anblicken und Schilderungenmannigfaltiger Horizonte zur Erdkugel, später von der Mondscheibe zur Mondkugel, und so fort in allen Einzelaufgaben dieses Unterrichtes, wie sie die einzelnen Schulstunden und besser noch freilich einzelne Abendspaziergänge erzeugen. Ebenso, was die didaktische Methode anlangt, mit der äußersten Vereinfachung jeder Erscheinung am Himmel, damit sie, zuerst zwar ganz unexakt, aber dafür mit ungeteilter Kraft der Anschauung aufgefaßt werde, beginnend zu immer weitergehenden Verfeinerungen fortschreiten nach dem Vorbilde der gerade in der Astronomie am reinsten auftretenden wissenschaftlichen Methode der allmählichen Korrektionen und sukzessiven Approximationen an die fast unerreichbar dastehende Wirklichkeit.

Aber nicht in allen Einzelnheiten dürften die Ansichten des Verf. in der Durchführung dieses leitenden Gedankens unbestritten bleiben.

In der Wiederholung des Lehrstoffes aus dem ersten und zweiten Jahrgang, die von den Lehrplänen der österreichischen Mittelschulen für den dritten und vierten Jahrgang verlangt wird, in dem Momente, da der Unterricht dem Lehrer der Physik anvertraut wird, setzt Verf. an die erste Stelle die Beobachtung des Laufes des Mondes am Himmel, und erst an zweite Stelle die der Sonne und des ganzen Fixsternhimmels, indem er sagt: „Es bedarf nicht erst etwa einer Statistik, mittels experimenteller Pädagogik, was einem mehrere Tage nacheinander immer wieder zum Monde aufblickenden Kinde eher und stärker auffällt, die Änderung seiner Lichtgestalt oder seine Bahn zwischen den Sternen.“ Entgegengesetzter Ansicht ist Dr. A. Pick in seinem vom Verf. selbst stets mit Worten der größten Anerkennung zitierten Lehrbuche „Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie“, der den siderischen Monat vor dem synodischen vorführt. Doch scheint Ref. diese Frage von minderer Bedeutung zu sein. Von weit größerer ist die um die Einführung der Lehre von der jährlichen Schraubenbahn der Sonne, für die Verf. mit vielen Gründen plaidiert, während andere Pädagogen hier die sofortige Auflösung der jährlichen scheinbaren Sonnenbahn in ihre zwei Komponenten vorziehen. Werden sich diese zwei gegenteiligen Ansichten je überbrücken lassen?

Von großem Interesse sind auch die vielen Auszüge aus Vorträgen, wie Prof. Försters „Freude an der Astronomie, eine kulturgeschichtliche Betrachtung“, oder Schwarzschilds „Astronomische Beobachtungen mit elementaren Hilfsmitteln“ oder Koppes „Astronomische Karten für geozentrische Planetenbahnen und Sonnenfinsternisse“, ebenso die Sammlung mathematischer Aufgaben, die mit astronomischen Fragen in Zusammenhang stehen. Den reichen Inhalt des Buches auch nur einigermaßen in einem kurzen Referat erschöpfend wiederzugeben, ist unmöglich. Ref. mußte sich damit begnügen, nur einige charakteristische Momente hervorgehoben zu haben. Dem Buche selbst ist weiteste Verbreitung zu wünschen, nicht nur in jenen Kreisen, die es mit dem Unterricht in der Astronomie offiziell zu tun haben, sondern auch in allen anderen, die Sinn und Interesse für die Beschäftigung mit astronomischen Gegenständen hegen.

Wien. S. Oppenheim.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit Dr. E. v. Schenckendorff und Prof. Dr. F. A Schmidt herausgegeben von Geh. Hofrat Prof. H. Raydt. 21. Jahrgang. 1912. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, welcher seit mehr als zwanzig Jahren mit unermüdlichem Eifer und Erfolg für die gute Sache der Leibesübungen wirkt und dessen segensreicher Einfluß sich auch auf Österreich in seinen Einrichtungen zur Hebung des Turn-, Spiel- und Sportwesens erstreckt, legt uns nun

den einundzwanzigsten Jahrgang seines alljährlich erscheinenden Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele vor, der an Inhalt und Form in keiner Weise den vorhergehenden Auflagen nachsteht.

Das abgelaufene Jahr stand unter dem Zeichen der großen Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden. Es ist eine nur natürliche Sache, daß auch das vorliegende Jahrbuch mit seinen allgemeinen und besonderen Ausblicken auf die durch Spiel und Sport bedingten gesundheitlichen Bestrebungen der Zeit von dem so gewaltigen Einfluß der Ausstellung nicht unberührt blieb. Schon die in der Einführung an die gesunden Frauen, Kinder und Männer gerichteten Worte des Jahrbuches geben hievon Zeugnis. Sie gipfeln in dem Wunsche, daß alle Vaterlandsfreunde mit den Herausgebern des Jahrbuches dahin arbeiten mögen, daß unser junges Geschlecht kräftiger werde und damit mutvoller und leistungsfähiger zu dem Wohl des Vaterlandes. Die Worte der Herausgeber werden auch bei uns allerorten gleich warm emfängliche Aufnahme finden.

Unter den Abhandlungen nennen wir an erster Stelle den Aufsatz des Prager Hygienikers Universitätsprofessors Ferdinand Hueppe über die Ertüchtigung des weiblichen Geschlechtes, der um so willkommener genannt werden kann, weil sowohl in Dresden als auch bei den sonstigen vorjährigen Ausstellungen und Vorführungen das weibliche Geschlecht eine nur geringe Berücksichtigung erfuhr. Was da der gerade auf diesem Gebiete autoritative Verfasser über die durch die moderne Frauenbewegung überhand nehmende höchst unhygienische „Sitzsamkeit" unserer heutigen Mädchenbildung, besonders der unserer Mädchengymnasien, schreibt, wird auch bei uns nur offene Zustimmung erfahren Unter den „eingegangenen wichtigeren Antworten" verdient der den Wehrkraftvereinen Deutschlands und ihrer in den Jugendwehrvereinigungen verwirklichten Idee gewidmete Aufsatz „Jungdeutschland" aus der Feder des bekannten Armeeorganisators Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz besondere Erwähnung. Die hier niedergelegten Gedanken über Einrichtung und Betätigung der von der Bundesleitung ausgehenden Jugendwehren berühren auch unsere Verhältnisse und verdienen volle Beachtung aller mit dem Wohle unserer Jugend sich beschäftigenden Kreise. Merkenswert ist auch der Aufsatz des Geheimen Regierungsrates Prof. Dr. Zuntz in Berlin zur Physiologie der Spiele und Leibesübungen mit seinen fachlich gediegenen Ausführungen über die für uns notwendige Kenntnis der Organfunktionen, wie sie sich unter dem Einfluß der körperlichen Betätigung abspielen. Praktischen Zwecken dient die Abhandlung des Frl. Fanny Goetz in Leipzig über die heutige Frauenturnkleidung mit ihren gesundheitfördernden Vorschlägen.

Im zweiten Abschnitt des Jahrbuches wird wie alle Jahre ein kritischer Überblick über die wichtigsten spiel- und turnliterarischen Erscheinungen der letzten Zeit gegeben. Aus der hier wie auch sonst vom Realschuldirektor Professor Dr. Burgaß mit großem Fleiß besorgten Zusammenstellung ersieht man die hohe Bedeutung, welche Turnen, Spiel und Sport im abgelaufenen Jahr gewonnen haben. Die hier beigeschlos-

senen knappen und klaren Urteile ermöglichen dem Fachmann genaues Zurechtfinden auf dem so wichtigen Erziehungsgebiete unserer Jugend und werden auch unseren Fachkollegen höchst willkommen sein.

Außer den der Förderung der Volks- und Jugendspiele gewidmeten Arbeiten bringt das Jahrbuch in seinem dritten Abschnitt auch eine Reihe trefflicher Aufsätze über das Wandern, die Geländespiele, das Schwimmen, Rudern und die winterlichen Leibesübungen in freier Luft, die manchem von uns zur praktischen Darnachrichtung dienen dürften.

Noch folgen Mitteilungen aus einzelnen Gauen und Ländern, Berichte über Spielkurse und Anzeigen des Zentralausschusses, unter denen wir insbesonders auf das dem hochverdienten Förderer und Führer der Spielbewegung Deutschlands, Prof. Dr. Konrad Koch in Braunschweig, gewidmete Nachwort aufmerksam machen.

Das Jahrbuch des Zentralausschusses wird auch in seiner neuesten Auflage, die von Seite der rührigen Verleger wie auch sonst eine treffliche Ausstattung erhielt, überall in Deutschland willkommen geheißen und auch in Österreich in den Kreisen der Schulbehörden und Fachgenossen die ihm gebührende Beachtung erfahren.

Möge es zu seinen vielen Freunden und Förderern noch viele neue sich erwerben.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit dem Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, Dr. E. v. Schenckendorff, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, und Prof. Dr. F. A. Schmidt, Sanitätsrat in Bonn, herausgegeben von Geh. Hofrat H. Raydt. 22. Jahrgang 1913. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Der uns vorliegende zweiundzwanzigste Jahrgang des Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele fällt in das so bedeutungsvolle Erinnerungsjahr der Befreiungskriege Deutschlands, an denen auch Österreich hervorragenden Anteil genommen hat. Im besondern ist das Buch mit dem ihm eigenen vaterländischen Gepräge der Ertüchtigung des deutschen Volkes und seiner Jugend gewidmet; es dient aber mit seiner ernst mahnenden Stimme wahrer vaterländischer Begeisterung auch bei uns den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung, wo gerade in den letzten Jahren die Überzeugung von der Notwendigkeit körperlicher Erstarkung zum Segen der Allgemeinheit und insbesondere auf dem Gebiete der Jugenderziehung sich immer mehr Bahn bricht. Erfolgreicher denn je haben bei uns die ernsten Mahnworte des Zentralausschusses Wurzel gefaßt, daß die Leibesübungen nicht nur für die körperliche Ertüchtigung, vielmehr auch für die Charakterbildung und für die gesamte geistige und sittliche Entwicklung überhaupt von höchster Bedeutung sind. Auch das vorliegende Jahrbuch ist den Forderungen solcher Ertüchtigung gewidmet und verdient auch bei uns volle Beachtung. Schon die ersten sieben Abhandlungen beschäftigen sich eingehend mit diesem Gegenstande. Besondere Aufmerksamkeit wird der Pflege der körperlichen Übungen an den

Fortbildungsschulen und der Ertüchtigung der erwerbsfähigen Jugend zugewendet, Forderungen, die gerade in unseren Lebensverhältnissen, wo für das körperliche Wohl der schulentlassenen Jugend noch wenig geschehen ist, Beachtung und Befolgung verdienen. Auch der körperlichen Erstarkung der Frauen und Mädchen wird da wiederholt ein ernstes Wort gesprochen. Wie in jedem Jahrgang, so bietet auch diesmal Realschuldirektor Dr. Burgaß in Haspe i. W. eine knappe, aber treffliche Übersicht über die jüngsten turnliterarischen Erscheinungen, was allen Fachgenossen sehr zustatten kommen dürfte. Die nächsten fünf Aufsätze beschäftigen sich mit den Leibesübungen an den deutschen Hochschulen und geben auch für unsere Verhältnisse manche beachtenswerte Anregung. Die nachfolgenden vier Abhandlungen sind den Spielen und den sportlichen Übungen gewidmet. Besondere Beachtung verdient der Aufsatz des Berliner Prof. Haagen über den gegenwärtigen Stand des Schülerruderns in Groß-Berlin. Dann folgen Berichte aus einzelnen Gauen und Ländern und über Versammlungen und Spielkurse. Den Schluß bilden Mitteilungen des Zentralausschusses und sonstige amtliche Aufrufe. Unter den Nachrichten verdient vor allem die Mitteilung von der Umwandlung des Zentralausschusses in einen Verein besondere Beachtung. In den Zielen und Unternehmungen des neuen Vereines dürfte keine wesentliche Änderung unternommen werden; aber eine einheitliche Ausgestaltung des Zentralausschusses zu einem in sich geschlossenen Verein mochte aus mehreren Gründen wohl wünschenswert gewesen sein, schon mit Bezug auf die noch immer recht notwendige lebhafte Werbearbeit des Vereins.

Bei der Anzeige des vorliegenden Jahrbuches wird wohl auch bei uns allenthalben der Wunsch ausgesprochen, es möge der aus dem Zentralausschuß neu gebildete Verein, als Herausgeber des hier besprochenen Jahrbuches, durch zahlreichen Beitritt, aber auch durch werktätige Mithilfe die ihm gebührende Unterstützung finden. Mit dem Jahrbuch sei auch sein Herausgeber allen an unserer Jugenderziehung beteiligten Kreisen auf das angelegentlichste empfohlen.

Wien. J. Pawel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Homers Werke in zwei Teilen. Übersetzt von J. H. Voss. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namenregister und einer Darstellung der Homerischen Welt herausgegeben von Eduard Stemplinger (Goldene Klassiker-Bibliothek. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.). XLVIII, 406 und 568 SS.

Daß die Unternehmung der Goldenen Klassiker-Bibliothek den ältesten Klassiker der abendländischen Welt, Homer genannt, dessen Epen in ihre Sammlung, die an Stelle der wohlbekannten und gutberufenen Hempelschen Ausgabe getreten ist, aufgenommen hat, und zwar in der klassischen Übersetzung J. H. Voss', wird jeden Freund der Antike und des XVIII. Jahrhunderts erfreuen. Durch die Einleitung, die E. Stemplinger zum Verfasser hat und durch die Darstellung der Homerischen Welt sowie durch die Anmerkungen zum Text, deren Einrichtung an die schöne Ausgabe der Ilias von D. B. Monro erinnert, wird diese vorliegende Homerausgabe zur besteingerichteten und schönstausgestatteten, die wir haben. Die Übersetzung Vossens bedarf hier keiner besonderen Besprechung, es ist die erste Ausgabe (Odyssee 1781, Ilias 1793); mitgeteilt und über die Geschichte dieser Übersetzung sowie über ihren (relativen) Wert erfahren wir aus der Einl. XXVIII ff. reichlich befriedigendes. Als Bilderschmuck sind den beiden Bändchen beigegeben und zwar der Ilias eine Wiedergabe eines Bildes aus dem Kodex Ambrosianus die Begegnung Hektors mit seiner Mutter VI 251 ff. darstellend; der Odyssee ist vorangeschickt ein Bildnis Vossens.

Die Einleitung sowie die „Realien" zu Homer, die 48, bezw. 69 SS. füllen, geben ernster und strenger Bemängelung wenig Anlaß. Die Homerische Frage ist in der üblichen Weise dargestellt und nur grundsätzliche Gegnerschaft, die sich ausführlich rechtfertigen müßte, könnte hie und da jene Weise ändern wollen. Ref. vermißt auch in der Einleitung Stemplingers und im Beginn der Anmerkungen zu Teil II S. 385 das Verhältnis unserer Gedichte zum Kyklos. Wenn wir einen Dichter annehmen für die Abfassung unserer Epen, so muß dieser, von wenigen Einschüben abgesehen, am Schlusse der epischen Entwicklung gesucht werden; ihm müssen zahlreiche Epen vorgelegen haben, durch rhapsodischen Vortrag bekannt geworden sein und es kann nicht gleichgiltig sein, daß aus der großen Masse griechischer Epen gerade nur diese zwei vollständig erhalten geblieben sind. Daß Aristarch Homer einen Athener nannte, ist von größter Bedeutung. Daß das Drama nicht unsere Homerischen Gedichte ausgiebig benutzt, sollte doch nicht bloß dem Engländer

Paley aufgefallen sein. Die Urteile Vidas (1520) und Skaligers (1561) über die Kunst Homers mögen zu scharf sein, aber sie sind vielfach berechtigt, sie bestätigen ja nur das Horazische dormitat Homerus und die griechischen Zweifler (S. XXIII der Einleitung) müssen doch auch irgendwoher die Berechtigung zu ihren Zweifeln herleiten. Die Schätzung der Homerischen Gedichte durch die Neueren hängt mit der Begeisterung für urwüchsige Zustände zusammen, mit dem Kultus der Natur. Die Natur hat aber auch Mißbildungen und Kunst muß sich in ihrer Eigenart von der Natur entfernen. Es ist also nur relativ Natur in den Homerischen Gedichten sowohl der Form wie dem Inhalte nach: dieser ist sogar roh und abstoßend, wem er die Natur wiedergibt. Man braucht kein Ὁμηρομάστιξ zu sein, wenn man den richtigen Standpunkt zu den Gedichten abweichend von der Überschwenglichkeit des XVIII. Jahrhunderts einnimmt.

Eine wichtige Frage in den Homerischen Realien ist die nach der technischen Genauigkeit der Schilderung. So kann es kommen, daß in Bezug auf den Hausbau starke Meinungsverschiedenheiten zu bemerken sind. So hat Grünmandl im Progr. des Maximilian-Gymn. in Wien 1911 mit guten Gründen gegen Noacks Annahmen gekämpft. Und zu den Ausführungen über die Homerische Welt ist bei dem Abschnitte III 2 Wohnung S. 487—491 mehr als einmal ein Fragezeichen zu setzen. Diese Darstellung ist für gebildete Laien geschrieben; die Anführung der Stellen und der Epen mit Ziffern scheint überflüssig, zumal sie nicht immer beweisend sind; die Beweiskraft der Stellen hängt von der Deutung der Wörter (z. B. περίσκεπτος, δρσοθύρη) und von der Originalität der Stelle ab. Dies alles kann für die reichhaltige Beigabe zur Übersetzung nicht begründet werden, sondern es wiederholt das oben ausgesprochene Lob über die Ausgabe.

Wien. G. Vogrinz.

Schülerkommentar zu Euripides' Hippolytos. Von Dr. August Ritter v. Kleemann. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.

Der Kommentar ist bestimmt für die im gleichen Verlag erschienene Ausgabe des Hippolytos von Altenburg (1903); ebenso wie bei dem Medea-Kommentar desselben Verfassers bleiben abweichende Lesarten unberücksichtigt, was meines Erachtens für den Gebrauch durch den Schüler das Richtigste ist. Für die Erklärungen sind zunächst in ziemlich gleichem Umfange und unter meist glücklicher Auswahl die Kommentare Th. Bartholds und N. Weckleins benutzt worden. Zudem verwertet der Verf. mit Recht besonders die Hippolytos-Übersetzung von Wilamowitz; an vielen Stellen wird auch die Donnersche Übersetzung herangezogen.

Entsprechend den im Vorworte zum Medea-Kommentar dargelegten Gesichtspunkten sieht der Verf. auch hier von allen für den Schüler überflüssigen oder doch entbehrlichen Anmerkungen ab. Doch werden im Gegensatz zum Medea-Kommentar die für Euripides oder für die Personen des Stückes charakteristischen Äußerungen und Vorgänge gebührend hervorgehoben, wie überhaupt das Sachliche mehr berücksichtigt wird.

Schülerkommentar zu Euripides' Iphigeneia auf Tauris. Von Dr. A. Ritter v. Kleemann. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.

Der Kommentar ist bestimmt für die im gleichen Verlag erschienene Ausgabe der taurischen Iphigenia von Siegfried Reiter (1902). Wie

in seinen Kommentaren zur Medea und zum Hippolytos sieht der Verf. auch hier von einer Berücksichtigung abweichender Lesarten ab.

Verwertet finden sich in ziemlich gleicher Weise die Kommentare Ewald Bruhns und N. Weckleins und ganz besonders die Donnersche Übersetzung des Dramas.

Ebenso wie schon in seinem Kommentar zum Hippolytos wendet der Verf. zum Vorteile seines Buches, das dadurch für den Schüler viel zweckmäßiger ist, der sachlichen Erklärung viel mehr Aufmerksamkeit zu, als es seinen im Vorwort zu seinem Medea-Kommentar ausgesprochenen Prinzipien entspricht.

Wien. Dr. Luise Neubauer.

P. Cornelius Tacitus' Germania. Herausgegeben von Dr. Oskar Altenburg, Geh. Regierungsrat, Direktor des kgl. ev. Gymnasiums zu Glogau. Leipzig und Berlin, Teubner 1912. [B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller.] — Text und Namensverzeichnis. Mit einer Karte. 3. Auflage. IV und 68 SS. gr.-8⁰. Preis geb. Mk. —·80. — Erklärungen. 2. Auflage. Mit 25 Abbildungen auf 4 Tafeln. 72 SS. gr.-8⁰. Preis geb. Mk. 1.

Wenn auch Brunots Behauptung (Un fragment des histoires de Tacite, Paris 1883), daß die 'Germania' des Tacitus die Grundlage des geschichtlichen Unterrichtes in Deutschland bildet, mehr als eine Übertreibung ist, so erfährt immerhin diese für Deutsche wichtigste Schrift des klassischen Altertums in den Schulen Deutschlands eine andere Behandlung als die übrigen altklassischen Schriftwerke, und so erklärt sich auch die Einrichtung vorliegender Ausgabe. — Das Textheft enthält den in Abschnitte mit entsprechenden Überschriften zerlegten Text, in welchem einzelne Worte und Wendungen aus sachlichen Gründen in Sperrschrift erscheinen. Daran schließen sich 'Stücke aus lateinischen und griechischen Quellen zur Erdkunde und Geschichte Germaniens', und zwar I. 'Aus der Landeskunde von Germanien'. 1. Plinius Hist. Nat. IV 94 f.; 101; IV 78 f.; XVI 5. — 2. Land und Leute von Germanien. Pomp. Mela III 2. — 3. Weshalb die Cimbern ihre Heimat verlassen haben. Strabons Geogr. VI 2. — II. 'Zur römisch-germanischen Geschichte'. 1. Zur Geschichte des Cimbernkrieges; Florus III 2—3, — 2. Cäsar und Ariovist: aus Plutarch v. Caes. XIX. — 3. Die Niederlage des Lollius: Cassius Dio 54, 20. — 4. Die Taten der Prinzen Tiberius und Drusus in Germanien': Vell. Pat. II 97; 105 und 106. — 5. Die Niederlage des Varus: Florus IV 12. — 6. Des Arminius' Frau und Sohn in römischen Händen: Strabon VII 1, 4. — 7. 'Gaianae expeditionis ludibrium': Sueton, Caligula 43—46. — 8. Der Germanenaufstand im Dreikaiserjahr: Flavius Josephus, Jud. Bellum VII 4, 2. — 9. Zum Lobe des Kaisers Trajan: Plinius, Panegyr. 9; 14. — Das erklärende 'Verzeichnis der geographischen und geschichtlichen Namen' bietet weit mehr als zum Verständnis der betreffenden Stellen unmittelbar nötig ist. — Von besonderem Interesse ist das 2. Heft. Voran gehen vier kleine Aufsätze. 1. 'Tacitus und seine Germania'. Außer den nötigen biographischen Notizen und einigen Bemerkungen über Tacitus bespricht A. auch den Charakter der 'Germania'. Er greift hier auf die wiederholt aufgestellte Vermutung zurück, wonach die 'G.' eine politische Broschüre ist, bestimmt die Römer über die Bedeutung der Germanen zur Zeit der Rückkehr Trajans aus Germaniens aufzuklären. Mit dieser Vermutung glaubt A. Mommsens Hypothese von der 'G.' als einem Sonderstück der Historien vereinigen zu können. (Nebenbei gesagt ist diese Ansicht schon aus formellen Gründen unmöglich; in Sprache und Darstellungsart gehen

'G.' und Historien gewaltig auseinander. Vgl. Philol. Anz. XVI 282). — 2. 'Römer und Germanen' handelt über die politischen Beziehungen der beiden Völker und über den Eindruck der germanischen Urwüchsigkeit auf die überkultivierten Römer, namentlich auf Tacitus. — Eine Art erweiterten sachlichen Kommentars, zumeist zu den Kapiteln 12—26, bietet 3. 'Vom Wirtschafts- und Gesellschaftsleben der Germanen'. Eine willkommene Zugabe enthält endlich 4. 'Die Germania und die Lektüre deutscher Literaturwerke', wo die in der 'G.' geschilderten Tugenden der Germanen im Spiegel deutscher Dichtung erscheinen. — Der Kommentar S. 20—82, sachlich und sprachlich reich bedacht, verwertet in ausgiebigstem Maße die Kenntnisse, welche der Schüler zur Lektüre der 'G.' mitbringt. — Die vier angehängten Tafeln enthalten Abbildungen von Waffen, Gerätschaften, Gefäßen und Schmuckgegenständen. — Glücklich der Lehrer, dem es gestattet ist, die 'G.' unter Gebrauch eines so reich ausgestatteten Textes wie A.'s Ausgabe in der Schule zu lesen.

Wien. J. Golling.

Julius Reinhardt, Monatsschrift für volkstümliche moderne Dichtung in Erzählung und Darstellung. (Zeitschrift für Veröffentlichung von Bühnendichtungen.) Bonn 1912. 1. Heft, Oktober. Selbstverlag (Kaufmannstraße 51). Bezugspreis: Vierteljährlich Mk. 3, halbjährig Mk. 6, ganzjährig Mk. 10. Einzelheft Mk. 1·50.

Das vorliegende Heft stellt sich — auf den Inhalt der einzelnen Darbietungen können wir bei der Probenummer nicht eingehen — als eine verständige Redaktionsarbeit dar. Die gedruckten lyrischen, erzählenden, betrachtenden und dramatischen Manuskripte sind recht ansprechend, auch die Nachrichten über Ur- und Erstaufführungen sowie die Theater- etc.-Nachrichten sind sehr erwünscht, ebenso die personalen Nachrichten und „Vermischtes". Das Unternehmen wird für Literaten, insbesondere solche, die sich mit dem Theater eingehend befassen wollen, ein wertvolles Orientierungsmittel sein.

Wien. J. W. Nagl.

Friedrich Hebbel, Die Nibelungen, herausgegeben von Dr. Eduard Castle (Gräsers Schulausgaben klassischer Werke, Nr. 95, 96).

Unter Hebbels Meisterdramen haben allein seine „Nibelungen" in allen größeren Sammlungen von Schulausgaben Aufnahme gefunden. Diese im dichterischen Wert — man denke an den „Gyges" — und in der nationalen Bedeutung des Werkes noch nicht ausreichend begründete Tatsache mag mit der Erwägung der verschiedenen Herausgeber zusammenhängen, daß der Rohstoff des Dramas jedem Schüler bis ins einzelne bekannt ist. Bietet eine solche Kenntnis sonst schon der schulmäßigen Behandlung eine gute Stütze dar, so muß sie für die Einführung gerade in Hebbels Schaffensweise und in seine Auffassung vom Tragischen doppelt willkommen sein. Ja, ich betrachte es als die eigentliche Aufgabe einer Erläuterung der „Nibelungen" für Unterrichtszwecke, an den im Schülerbewußtsein vorhandenen Vorstellungen vom Weltbild und den Charakteren des alten Liedes in einer schrittweis nachschaffenden Darstellung zu erweisen, wie sich bei Hebbels Art zu schauen auch hier die tragische Schuld der außerordentlichen Persönlichkeit, die durch ihr bloßes Sein die Grenzen

überschreitet und so das Recht der anderen auf Selbstbestimmung schmälert, wie sich auch hier der tragische Grundkonflikt zwischen Einzelwillen und Gesamtwillen und endlich — zur Höhe des Symbols erhoben — zwischen zwei um ihre Existenz ringenden Zeitaltern deutlich ergeben muß. — Castles Einleitung sucht dieser aus dem Wesen der Sache selbst fließenden Forderung durch einsichtige Bevorzugung des psychologischen vor dem literarhistorischen Moment gerecht zu werden. Folgerichtig entwickelt sie vor einer Einführung in den schöpferischen Prozeß beim einzelnen Drama die allgemeinen Grundlagen für Hebbels dichterisches Schaffen. Dieser einleitende Abschnitt, „Hebbels Auffassung des Tragischen", erläutert zuerst mit Goetheschen[1]) Worten das Wesen der attischen und der Shakespeareschen Tragödie und legt dann dar, daß die Individualisten Shakespeare, Goethe und Schiller die Einwirkung außergewöhnlicher Menschen auf ihre Umwelt dichterisch gestalten, während umgekehrt der Universalist Hebbel die in ihrer Relativität und ihrer Schicksalsgewalt über den Einzelnen erfaßte Allgemeinheit zur Grundlage seiner Dramen macht. Ich habe nicht bald auf so knappem Raume eine so gehaltvolle, an Anregungen und Ausblicken reiche Einführung in Hebbels dramatische Welt gelesen, muß aber doch dem Bedenken Ausdruck geben, daß selbst begabtere Schüler nur bei ernster Hingabe allen Gedankengängen dieses Einleitungskapitels dürften folgen können — wegen der vielen abstrakten und Fachausdrücke und mehr noch wegen der Anspielungen auf Kants und Hegels Philosophie, von der die meisten Mittelschüler trotz der Hinweise im Unterricht wohl nur recht verschwommene Vorstellungen haben. Hier scheinen eben die Erwartungen des in der Großstadt und auch an der Hochschule tätigen Herausgebers und die zu sehr, sehr großer Bescheidenheit mahnenden Erfahrungen des an einer kleinen Provinzanstalt beschäftigten Ref. recht weit auseinander zu gehen. Im Anschluß daran sei übrigens schon jetzt bemerkt, daß die folgenden Abschnitte der Einleitung (Entstehung, Ideengehalt, Aufbau, Charaktere, Form usw., Wirkung) nirgends mehr an die Fassungskraft der jugendlichen Leser zu hohe Ansprüche stellen, es sei denn der eine umständliche Satz: „Aus ihrer gänzlich planlosen .... Rache an ihm zu nehmen" (S. XIII, Z. 12 bis 18). — Die Schilderung der „Entstehung" gewährt durch reichliche Heranziehung des Seelischen wertvolle Einblicke in die Werkstatt des Dichters, wird aber an innerer Bedeutung naturgemäß vom nächsten Kapitel „Ideengehalt" übertroffen. In ihm führt Castle wahrhaft vorbildlich unter unausgesetztem und zielbewußten Bezug auf das alte Epos die reiche Fülle des äußeren und seelischen Geschehens zurück auf die knappen Richtlinien der altgermanischen Treue in ihrer Herrlichkeit und Furchtbarkeit, des verletzten Selbstbestimmungsrechtes Brunhildens, der allgemein-menschlichen Abneigung vor Wesen höherer Art und des Kampfes zwischen sinkendem Heidentum und aufsteigender Christlichkeit. Manches von dem hier Dargelegten kehrt, ohne daß die Wiederholungen störend auffielen, in den beiden folgenden Abschnitten wieder, unter denen mir der den „Aufbau" behandelnde überhaupt als Castles beste Leistung innerhalb der vorliegenden Einleitung erscheint. Denn er begnügt sich nicht mit einer äußeren, den Inhalt der einzelnen Szenen treu registrierenden Gliederung, sondern weist für das organische Kunstwerk einen ebenso organischen Unterbau von übersichtlicher Einfachheit nach. Diese

---

[1]) Castle erteilt in seinen Einleitungen (vgl. im Gräserbändchen Nr. 81 das umfangreiche Zitat aus Herders Briefen) mit Vorliebe anderen, größeren das Wort. Dieser Vorgang hat zweifellos den Vorteil, daß die Schüler statt gelehrter Auseinandersetzungen von Leben und Anschauung gesättigte Worte sprachschöpferischer Meister zu hören bekommen; er vermeidet aber manchmal nicht ganz die Gefahr der Weitläufigkeit und zerstreuenden Ablenkung.

Entwicklung der Handlung in fünf „Staffeln", deren Träger nacheinander Siegfried, Hagen, Kriemhild, Etzel und Dietrich sind, muß sich jedem Leser dank ihrer inneren Folgerichtigkeit dauernd einprägen. — Die Charakteristik der einzelnen Gestalten hält sich von Einseitigkeiten frei und ermöglicht den Schülern durch Anführung der jede Behauptung veranlassenden Belegstelle genauestes Nachprüfen. Die Sorgfalt dieser Angaben arbeitet der Neigung der Jugend, gläubig hinzunehmen und nachzusprechen, wirksam entgegen. — Über „Form, Stil, Sprache" und über die „Wirkung" berichten die beiden letzten Abschnitte alles Notwendige, die Anmerkungen halten zwischen Kargheit und Überfülle die richtige Mitte ein. — Ihrem ganzen Charakter nach eignet sich Castles Schulausgabe der „Nibelungen" ausgezeichnet für Klassen mit begabtem Schülermaterial, das an Dichtungen wirklich innerlichen Anteil nehmen will. Für anders geartete Klassen möchte ich eher die an allgemeinen Gesichtspunkten etwas ärmere, dafür aber der durchschnittlichen Fassungskraft vorsichtiger angepaßte Ausgabe von Dr. Anton Wallner („Neuere Dichter" 1910 bei Manz, Wien) empfehlen.

Kaaden. Dr. Alfred Kleinberg.

Les Mémoires français du XIXme Siècle. Morceaux choisis. Herausgegeben von M. Gratacap. I. L'histoire. 125 SS. Text und 54 SS. Commentaire. 1911. Preis 2 K.

Die verschiedenen Sammlungen, die im letzten Jahrzehnt auf den Büchermarkt geworfen wurden, bezeugen, daß unsere Zeit an der Memoirenliteratur Gefallen findet. Was ist die Ursache dieser Erscheinung? Sucht unsere Zeit darin nach großen Persönlichkeiten, die ihr in der Gegenwart zu fehlen scheinen? Ist sie unfähig, groß angelegte, in ihrem Aufbau wohl durchdachte Geschichtswerke mühevoll zu studieren? Oder mißtraut sie der Darstellung der Geschichtsschreiber? Oder ist es am Ende gar nur kleinliche Neugierde, die sie dazu treibt, hinter die Kulissen des großen Welttheaters zu blicken? Wie dem auch sei, Memoiren werden stets eine Ergänzung der Geschichte sein, wertvoll und anregend für den, der mit den Tatsachen bereits vertraut ist; ihm wird ein schon vorhandenes Bild ergänzt oder von einer neuen Seite her beleuchtet. Im allgemeinen verdanken Memoiren ihre Bedeutung entweder der Wichtigkeit der Ereignisse und Persönlichkeiten, die sie vorführen, oder der Rolle, die der Schreiber in den Ereignissen spielt. Erst in zweiter Linie kommt die sprachliche Form der Darstellung in Betracht. Sollen sie beim Unterricht in fremden Sprachen verwendet werden, so tritt naturgemäß die sprachliche Seite mehr in den Vordergrund.

Daß Memoiren für das Lesen in der Schule geeignet sind, wird niemand bezweifeln. Es haftet ihnen eben zum Großteil jene Frische und Unmittelbarkeit an, die der Darstellung von Erlebtem eigentümlich ist. Gerade die französische Literatur ist reich an sprachlich vollendeten und fesselnden Werken dieser Art. Aus diesem Schatze hat der Herausgeber, Professor an der Konsularakademie und Lektor an der Universität in Wien, mit sicherer Hand etwa ein Dutzend prächtiger Stücke gehoben, jedem eine kurze und treffende Einleitung und Charakteristik beigegeben und das Ganze mit einem gediegenen Kommentar versehen, der außer knappen sachlichen Erläuterungen auch vortreffliche Worterklärungen mit besonderer Berücksichtigung der Bedeutungsentwicklung gibt. Nicht alle Stücke sind für die Mittelschuljugend gleich geeignet. So scheinen mir die Abschnitte aus Guizot „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps", in denen der Staatsmann seine Mittelstandspolitik verteidigt und den Sturz des Bürgerkönigtums schildert, für reifere Leute geeignet.

Zu wenig anregend für die Jugend, der es an Kenntnis und Verständnis der damaligen Verhältnisse mangelt, sind nach meiner Meinung Teile der Memoiren der Mme. de Rémusat (Napoleons Persönlichkeit) und der Gräfin de Boigne (Restauration). Bei diesen Stücken mag der Herausgeber mehr an seine Hörer gedacht haben. Den ungeteilten Beifall der Jugend werden finden die packenden Schlachtenschilderungen der napoleonischen Krieger Marbot (Eylau) und Ségur (Somo-Sierra), das Tagebuch des treuen Begleiters Napoleons I. Las Cases (von Rochefort bis St. Helena), die klare und unparteiische Darstellung des Generals Barail (die Verantwortung für den Krieg 1870—1871), die Berichte der kühnen Kolonialsoldaten Canrobert und Lamy über ihre Streifzüge in Algerien und der Sahara. — Bedauerlich ist die große Anzahl von Druckfehlern.

Linz. Dr. Ferd. Karigl.

P. Herre, Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort. Mit 245 schwarzen Abbildungen auf 112 Tafeln und 1 farbigem Titelbild („Wissenschaft und Bildung", Nr. 100/101). Quelle & Meyer, Leipzig 1912. Preis Mk. 2, geb. 2·50.

Die erst seit wenigen Jahren bestehende Sammlung hat sich schnell einen hervorragenden Platz unter unseren populären Unternehmungen ähnlicher Art erworben; einzelne der schmalen Bändchen sind ganz vorzügliche Leistungen. Unlängst begann der Verlag in dieser Sammlung auch Bilderbücher mit kurzem erläuternden Text herauszugeben und es ist wirklich bewunderungswürdig, wie viel heute in billiger Illustration, die dabei vortrefflich ist, geleistet werden kann. Ich denke dabei an die Bändchen über griechische, römische und christliche Kultur. Ihnen schließt sich hier ein Bändchen über deutsche Kultur des Mittelalters an, das allerdings nach Format und Umfang aus dem Kreis der übrigen etwas hinausgeht. Im ganzen 246 Bilder mit einem Text von 82 Seiten. Sehr erwünscht ist auch die Beigabe eines Quellenverzeichnisses für die Bilder. Das Hauptgewicht fällt auf das 9. bis 15., vor allem auf das 14. und 15. Jahrhundert, da die Quellen der früheren Jahrhunderte, wie der Herausgeber ausführt, zu einer ausführlicheren Darstellung nicht ausreichen. Ob darin nicht dennoch etwas mehr geboten werden könnte, wäre doch zu versuchen. Im übrigen ist die Auswahl reich und sorgfältig, und verfolgt immer einzelne Verhältnisse durch die ganze dargestellte Periode hindurch; es ist also eine Anzahl von Längsschnitten, die hier geboten wird. Nur für die älteste Zeit ist hievon abgewichen. Ihr ist der I. Abschnitt gewidmet, der II. behandelt unter dem Schlagwort „Allgemeine Kultur" alle Dinge, die dem ganzen Volke, wenn auch in verschiedener Art und Weise, angehören (Staat, Recht, Krieg, Münzen, Verkehr, Kirchen, Klöster, Burgen, Städte, Dörfer etc.), der III. die einzelnen Stände. Das ganze ist eine kleine Kulturgeschichte namentlich des späteren Mittelalters, wie man sie sich — wenn man vor allem auf Versinnbildlichung der körperlichen Erscheinungen geht — nicht besser denken kann. Ein nächstes Bändchen soll die deutsche Renaissancekultur behandeln. Das hier vorliegende sei den Lehrern namentlich für Schülerbibliotheken bestens empfohlen.

Wien. Dr. M. Landwehr.

Joseph Vaders, Grundriß der Geschichte. Zunächst im Anschlusse an Welters Lehrbuch der Weltgeschichte. (I. Teil, Altertum, 18. Aufl., II. Teil, Mittelalter, 18. und 19. Aufl., III. Teil, Neuere Zeit bis 1740, 17. Aufl., IV. Teil, Neuere Zeit seit 1740, 15. Aufl. je etwa 44 SS. Preis je 40 Pf.). Münster i. W. 1911, Verl. Aschendorff.

Ein Buch, das so viele Auflagen hinter sich hat, wie das vorliegende, hat den Beweis seiner Brauchbarkeit schon erbracht, und in der Tat ist es ein im ganzen wohl durchdachter und handlich eingerichteter Lehrbehelf. Daß er besondere Vorzüge gegenüber anderen hätte, kann ich nicht finden, doch kann er sich gut neben anderen sehen lassen. Die hohe Zahl seiner Auflagen ist wohl hauptsächlich aus der Tatsache zu erklären, daß es sich an das in Deutschland sehr verbreitete Lehrbuch von Welter anschließt. Da wir nun seit kurzem in Österreich eine von Gratzy besorgte Bearbeitung dieses Lehrbuches für Realschulen besitzen, so könnte auch der „Grundriß" leicht eine gewisse Verbreitung bei uns gewinnen. Dazu wäre indessen eine Bearbeitung für österreichische Verhältnisse nötig, da er in seiner gegenwärtigen Gestalt zu viel Norddeutsches und Preußisches und viel zu wenig Österreichisches enthält. Eine Bearbeitung wäre ja leicht gemacht.

Zu der gegenwärtigen Auflage möchte ich folgende Bemerkungen machen: I. Teil, S. 6—7. Die Israelitische Geschichte sollte in einem systematischen Abriß nicht an der Spitze der Orientalischen Geschichte stehen. S. 6. Die Zeit des Königs Amasis ist doch nicht die der „höchsten Blüte" Ägyptens. S. 7. Das assyrische Reich soll auch Baktrien umfaßt haben? S. 6 und 7 mehrfach: Die Eroberung Babylons durch Cyrus sollte 539 gesetzt werden. S. 8—9 sollten die mythischen Dinge doch als solche bezeichnet werden. Die genauen Jahreszahlen für den Trojanischen Krieg (1194—84) und die Dorische Wanderung (1104) haben wirklich keinen Sinn, ebensowenig S. 11 die für die messenischen Kriege. S. 13. Wurde des Mardonius Landheer durch die Thrazier wirklich „vernichtet?" S. 20: Alexanders Zug nach Indien beginnt 327. — S. 25. Die Schlacht an der Allia wird doch jetzt von niemandem mehr auf 390 gesetzt. S. 26 f. Der I. und II. Samnitenkrieg sowie der letzte Latinerkrieg sind etwas verschoben. S. 40 Druckfehler: Konzil zu Nicäa 823. II. Teil, S. 3 scheint die Übersicht der germanischen Stämme nicht gut zu sein. S. 8. Pippin „von Heristal" wurde 687 nicht alleiniger Hausmeier. — S. 19. Bemühte sich Konrad II. wirklich so für den Gottesfrieden? S. 27. Es ist unrichtig, daß 1156 Österreich „um das Land ob der Enns" vergrößert wurde. S. 28 oben. „Wegen des Ausbruches einer Seuche im Heere zieht Friedrich nach Deutschland zurück", gibt kein Bild von der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1167. — S. 30. Die Mongolen siegen bei Lignitz nicht „unter Tschingis-Khan", denn dieser war damals schon lange tot. S. 34. Die Päpste waren nicht seit 1305 in Avignon. — III., S. 5. Ebenso (nicht 1305). — S. 12. Der Krieg zwischen Karl V. und Heinrich II. von Frankreich endigt nicht 1556, sondern erst 1559. Karls Abdankung macht da keinen Einschnitt. S. 24. Der Frondeaufstand endigt erst 1653. Der erste „Raubkrieg" beginnt erst 1667. S. 26. Der erste Türkenkrieg war 1663/4. Die Namensform Salankemen sollte endlich verschwinden. Der Ort heißt „Slankamen". S. 29. Die pragmatische Sanktion Karls VI. kann nur 1713 oder 1725 gesetzt werden. — Der zweite Türkenkrieg Karls VI. begann 1737. — S. 32. Druckfehler: 1740 statt 1140. — IV., S. 12. Nordamerikanischer Befreiungskrieg. Beginn 1774. Ebenda Druckfehler 1744 statt 1774. S. 18 wäre bei dem Zug Bonapartes nach Ägypten statt „Veranlassung" (Bedrohung der englischen Macht in Indien) „Zweck" zu setzen. S. 23. Die Friedensverhandlungen Alexanders I. im Jahre 1812 waren nicht „verstellt". S. 36 sollte der neue Titel „König von Italien" begründet werden. S. 42. Der Burenkrieg wurde erst 1902 beendet. S. 43. Wozu der Titel „König Menelik von Schoa"? Abessinien genügt vollständig.

Wien. Dr. M. Landwehr.

Erdkunde für höhere Schulen von Dir. Prof. Heinrich Fischer, Prof. Dr. A. Geistbeck und Studienrat Dir. Dr. M. Geistbeck. Ausgabe E. In 6 Teilen I. Teil, 5. Aufl. 1911, Preis 70 Pf., II. Teil, 6. Aufl., Preis 75 Pf., III. Teil, Preis 75 Pf., IV. Teil, Preis 60 Pf., V. Teil, Preis 50 Pf., VI. Teil, Preis 90 Pf. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, Berlin und München.

Die vorliegende Neuausgabe des beliebten und mit Recht weit verbreiteten Lehrbuches deckt sich inhaltlich fast ganz mit den früheren Ausgaben, die ich bereits wiederholt in diesen Blättern besprochen habe. Nur die Verteilung des Stoffes ist einigermaßen geändert, weil diese Ausgabe für solche Anstalten berechnet ist, die auf der Oberstufe nur eine wöchentliche Geographiestunde haben. Die bereits mehrfach betonten Vorzüge des Werkes: übersichtliche Disposition, klare und einfache Sprache, wissenschaftliche Verläßlichkeit und moderne Auffassung, sind dieselben geblieben. Es genügt also wohl zur Empfehlung des schönen Buches, nochmals darauf hinzuweisen.

Wien. B. Imendörffer.

Mathematische Experimentiermappe für den geometrischen Anschauungsunterricht. Von Prof. Dr. H. Noodt. Gebrauchsmusterschutz 477.833/43 w. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Beelin 1912.

Leitfaden zur mathematischen Experimentiermappe von Prof. Dr. G. Noodt in Berlin. Mit 111 Abbildungen im Text und auf 9 Tafeln. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1912.

Auf Tafeln aus Pappendeckel sind Netze von Körpern, ferner Skizzen dargestellt, nach denen man bewegliche Modelle herstellen kann. Man benützt dazu einen einfachen, der Mappe beigegebenen Locher und einen Dorn, um zwei Pappendeckel mit einer Öse um einen Punkt drehbar aneinander zu befestigen. Die Modelle sollen z. B. die veränderliche Länge von Sehnen eines Kreises, die durch einen Punkt gehen, recht anschaulich machen, indem sie die fragliche Strecke in einem beweglichen Schlitz zeigen, und ähnliche Spielereien. Nicht bloß die Mappe, auch die einzelnen Modelle sind vom Patentamt des Deutschen Reiches geschützt.

Der Verf. und Erfinder bezieht sich in der Vorrede des Leitfadens auf einen Vortrag, den Treutlein im Jahre 1909 in Göttingen gehalten hat. Der dadurch erreichte Anschluß an Göttingen gibt die Hoffnung gegeben, daß auch dieser patentierte Unterrichtsbehelf in Deutschland Aufsehen machen und von einigen Österreichern wie eine Offenbarung verehrt werden wird.

Dennoch liegt bloß eine arge Verwechslung des physikalischen Experimentes mit diesen mathematischen Geduldspielen vor. In der Physik ist das Experiment eine Forschungsmethode, das tagt auch schon in Knabengehirnen, und der Nachahmungstrieb feuert die Jungen an: hier handeln sie ja wie ein Erwachsener. Aber kein Schüler der ersten Klasse wird so dumm sein zu glauben, daß man ein kompliziertes Pappmodell braucht, um zu finden, daß die Sehnen kleiner werden, wenn die Sekante vom Mittelpunkte weggeht. Die ganze Sache ist für ihn eine öde Spielerei. Auch bei den Körpern kann er nichts lernen. Die Netze sind ihm vorgezeichnet, die einzige Gedankenarbeit also getan: der Rest ist Schnitzeln, Falten und mühsames Pappen. Ein Lehrmädchen, das ein Damenhemd oder gar ein Herrenhemd zuschneidet, hat viel mehr zu denken. Ich bin

so kühn zu behaupten, daß das Schnittzeichnen schwerer ist, als die ganze geometrische Anschauungslehre. Um dies zu konstatieren, habe ich einiges davon gelernt. Sind aber unsere Jungen wirklich weniger befähigt als Lehrmädchen von Weißnäherinnen? Wird denn das gefährliche Schlagwort „Betätigungen" in einer Disziplin kein Ende nehmen, aus der die Denkarbeit doch nicht ganz verjagt werden kann? Ich sage nochmals: wenn ein Knabe für das Studium der Geometrie mehr braucht als einen Bleistift, ein Lineal und einen ganz gewöhnlichen Zirkel, dann fehlt ihm der Kopf dazu.

Wien. R. Suppantschitsch.

K. Guenther, Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Vollständig in 22 Lieferungen à 1 Mk.

Das vorliegende Buch soll dem Leser Gelegenheit bieten, aus eigenem Studium sich ein wirklich gründliches Urteil über die Tatsachen zu bilden, welche für die Abstammungsgeschichte des Menschen sprechen. Bilder, welche den Werken bedeutender Gelehrter (Haeckel, Hertwig, Kükenthal u. a. m.) entnommen sind, haben diese Tatsachen zu begründen. Der Text selbst besteht in der Erklärung dieser Bilder.

Dem Ref. liegen 10 Lieferungen vor, in denen der Leser zunächst über das Wesen der Deszendenztheorie und Abstammungsgeschichte aufgeklärt wird. Der Verf. spricht dann in den einzelnen Kapiteln über die Zelle und ihre Entstehung, ferner über die Vermehrung der Zellen (Vom Einzelligen zum Vielzelligen), über den Befruchtungsvorgang und seine Bedeutung, über die Hohltiere und die Entstehung der Organe, über die Würmer und die Ausbildung der Körpergliederung, der Leibeshöhle und der Blutgefäße, endlich über die Einheit der Entwicklung der Wirbeltiere und des Menschen.

Viele prachtvolle Tafeln zieren das Werk, welches in 22 Lieferungen erscheinen wird. Der Verf. ist bestrebt, in demselben den Nachweis zu bringen, daß der Mensch hinsichtlich seiner Entwicklung keine Ausnahmsstellung im Tierreiche einnimmt. Die Redensart, der Mensch stamme vom Affen ab, sei folgendermaßen umzuformen: Der Mensch hat sich aus einer Ahnenform entwickelt, von der auch die heutigen Affen abstammen, und zwar haben die letzteren den Typus dieser Ahnenform treuer bewahrt. Über die Ahnenform selbst soll das nächste Kapitel, welches den Inhalt der 11. Lieferung bildet, Aufschluß geben.

Wien. H. Vieltorf.

Programmschau.

6. **P. Lieger, Christus im Munde der Sibylle.** Eine Blütenlese aus den Sibyllinischen Orakeln. Griechisch und Deutsch mit erklärenden Anmerkungen. Progr. des Schotten-Gymnasiums in Wien 1911. 63 SS.

In einer gut geschriebenen, für weitere Kreise berechneten Einleitung stellt der Verf. einige zum Wesen und zur Geschichte der Sibyllistik gehörige Ermittlungen zusammen. Daran schließt er einen gewissermaßen chronologisch geordneten Cento (Berufung der Sibylle — Christi Geburt — Jüngstes Gericht). Bei der Gestaltung des griechischen

Textes wahrt er sich seine Selbständigkeit. Fromme Gemüter glaubt er mit der Versicherung (S. 22) beruhigen zu müssen, daß das von ihm Gebotene dogmatisch einwandfrei sei. Die beigegebene Übersetzung ist zum größten Teil nach Inhalt und Form recht gut gelungen; derart gebaute Verse wie S. 43, 34 „Zum Gedächtnis der Welt in Akrostichen beschrieben" sind selten. Wichtig sind die erklärenden Anmerkungen, in denen der natürlich sehr sachkundige Autor interessante theologische Erläuterungen beibringt. Einige Irrtümer bedürfen der Berichtigung: Seltsam berührt den Leser die Bemerkung (S. 18), daß in Byzanz die griechische Sprache noch im XV. Jahrhundert lebendig war; als ob dies dort heutzutage nicht mehr der Fall wäre! Prosodische Messungen wie Ἀδωναῖος, Ἑβραῖος sind keineswegs auffallend, wie der Verf. meint (S. 21); die spätere Epik begnügt sich eben nicht bloß mit den altepischen prosodischen Freiheiten, sondern nimmt sie auch aus anderen Literaturgattungen, in diesem Falle aus der attischen Komödie, wo Messungen wie ποεῖν und Ἀθηναῖος für regelrecht gelten. Die Vorstellung, daß Gott die Seherin gegen ihren Willen zu weissagen nötigt, beschränkt sich durchaus nicht auf die Sibylle (S. 46), sondern ist für alle Seherinnen charakteristisch (s. Eurip. Iph. A. 761 *μαντόσυνοι ἀνάγκαι*, von Kassandra). Kleinere Versehen sind S. 9, Anm. 4 Zonaras (statt Zosimos) und S. 41, Nr. 17, 11 den, wofür es die heißen muß.

7. M. Adler, Zwei Beiträge zum Plutarchischen Dialog 'De facie in orbe lunae'. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Nikolsburg 1910. 11 SS.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Arten der Plutarch-Probleme und ihre Behandlung sucht der Verf. zunächst die Abfassungszeit des Dialoges „Vom Mondgesicht" zu bestimmen. Ausgehend von der im 19. Kapitel erwähnten Sonnenfinsternis, die ἔναγχος stattgefunden hat, setzt er an der Hand von F. K. Ginzels „Speziellem Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse für das Ländergebiet der klassischen Altertumswissenschaften (Berlin 1899)" den 20. März 71 n. Chr. als *terminus post quem* für die Abfassung des Gespräches fest, das er mit Rücksicht auf das ἔναγχος durch die Jahre 75—80 n. Chr. näher begrenzt. Da sich nirgends eine Spur davon findet, daß Plutarch den Dialog erst in späterer Zeit aufgezeichnet hätte, können wir auch die Abfassungszeit in die angegebenen Jahre verlegen. Den *terminus ante quem* will er aus dem 30. Kapitel (945 B) gewinnen, wo er den Τυφών (unter Ablehnung zweier Konjekturen) auf einen großen Brand bezieht, durch den Delphi zerstört wurde. Da „Plutarch nach der feierlichen Wiederherstellung des Tempels (84 n. Chr.) es vielleicht nicht mehr für passend erachtet hätte, an die Zerstörung des Orakels zu erinnern", setzt er das Jahr 84 n. Chr. als *terminus ante quem* an. Allein er fühlt selber, wie das 'vielleicht' beweist, daß der vorgebrachte Grund nicht stichhältig sei; jedenfalls tut Plutarch der Fortdauer der Verwüstung keine Erwähnung. Übrigens finde ich an der angegebenen Stelle mit Hirzel die Nebeneinandersetzung von Τυφῶνες und Τυφών sehr auffallend, möchte aber nicht dieses, sondern jenes Wort streichen: Τιτυοὶ δὲ καὶ ὁ Τυφὼν ὁ Δελφοὺς — βίᾳ ἐξ ἐκείνων κτλ. (für meine Annahme spricht der Umstand, daß bei der Lesung καὶ Τυφῶνες ὅ τε Δ. — βίᾳ Τυφὼν κτλ. der Artikel von dem dazugehörigen Substantiv durch nicht weniger als 10 [!] Wörter getrennt wäre). Schrieb nun ein Korrektor wegen Τιτυοὶ über ὁ Τυφὼν: Τυφῶνες, so kommen wir mit Leichtigkeit zu der in den Handschriften vorliegenden Lesart.

Im folgenden macht der Verf. einige wohlerwogene, meist sehr wahrscheinliche Vorschläge zur Verbesserung und Erläuterung des Textes. Besonders hebt der Ref. die ansprechende Änderung von ἧς in γῆς (932 C)

hervor (überhaupt wird in den Codd. ἡ mit γῆ öfter verwechselt); dagegen scheint ihm 929 F die Änderung von ἐπὶ γῆς in ἐπὶ ⟨τὴν⟩ γῆν unnötig: bei späteren Autoren (übrigens bereits bei Herodot und Thukydides) wird ja ἐπὶ auf die Frage wohin? sehr oft mit dem Genetiv verbunden.

8. Fr. **Hanna**, **Das byzantinische Lehrgedicht Spaneas nach dem Cod. Vind. th. gr. 244 und dem Cod. Marc. XI 24.** Progr. des Stiftungs-Obergymnasiums in Duppau 1911. 43 SS.

Der Verf. verfolgt mit seiner Veröffentlichung den Zweck, nicht nur die zahlreichen Flüchtigkeiten und Versehen der W. Wagnerschen Ausgabe (*Carmina Graeca medii aevi* 1874) zu verbessern, sondern auch die von jenen beiden Handschriften gebotenen, voneinander beträchtlich verschiedenen Versionen (die Wagner zusammengeworfen hat) zu sondern, um auf diese Weise einem künftigen Veranstalter einer kritischen Gesamtausgabe eine wichtige Vorarbeit zu leisten. Bei der Gestaltung des Textes sucht er den Charakter beider Handschriften (deren Texte er Seite für Seite einander gegenüberstellt) möglichst zu wahren. Seine Abweichungen vom Wagnerschen Text erscheinen dem Ref. alle wohl begründet. Besonders verweist der Ref. auf A (cod. Marc.) 254, wo Wagner μὴ — ποίσῃς ψόγον μέγαν schrieb; die Handschrift hat στίσις, woraus H. natürlich στήσῃς gewinnt (στῆσαι ἔριν, φυλόπιδα schon bei Homer, στ. βοὴν u. dgl. bei den Tragikern). Evident richtig ist auch Hannas Lesung A 292 ὁ πλοῦτος δὲ 'πομένει (= δὲν ὑπομένει; zur Aphäresis vergleicht der Ref. B 387 νὰ παγαίνῃς = νὰ ὑπαγαίνῃς) nach dem handschriftlichen ὁ πλ. δὲ ἀπομένει (auch der Ref. hat in seinen Kollationen vieler Handschriften zahlreiche Belege für die Verwechslung von ὑπό mit ἀπό gefunden); ebenso A 515 χαρὰν ν(α) ἀνεύρῃς, eine geringfügige Veränderung der handschriftlichen Lesart χαρᾶν ἀνεύρις (Wagner χαρὰν ἵν' εὕρῃς!). Der Druck ist sorgfältig überwacht; aufgefallen ist dem Ref. bloß A 184 ἀλήθευαν, was doch wohl kein Versehen des Schreibers, sondern des Druckers ist. Möge der Verf., der zur Kritik des kulturhistorisch interessanten (von Alexios, dem um 1142 jung verstorbenen Sohne des Kaisers Ioannes Komnenos verfaßten) Lehrgedichtes bereits mehrere wertvolle Beiträge geliefert hat (Progr. des Akad. Gymn. in Wien 1896 und 1898 sowie in den *Serta Harteliana*), seine S. 2 angekündigten Publikationen bald erscheinen lassen!

Wien. Dr. K. Mras.

---

9. A. G. **Lukas**, **Koloniale Fragen im österr. Geschichts- und Geographieunterrichte.** Progr. der k. k. ersten Staats-Realschule in Graz 1912. 32 SS.

Die Arbeit enthält recht beachtenswerte, wenn auch nicht immer neue Gedanken und Vorschläge. Sie stellen freilich in einzelnen Punkten eine nicht unerhebliche Erweiterung des Lehrstoffes dar, so wenn beispielsweise der Verf. nicht bloß eine zusammenhängende systematische Behandlung der Kolonisationstätigkeit des Deutschen Reiches wünscht, sondern eine ähnlich ausführliche Berücksichtigung der Entwicklung des Kolonialbesitzes auch der übrigen Staaten in der Reihenfolge der Wichtigkeit an sich und für Österreich-Ungarn verlangt. Bei dem notorischen Zeitmangel können derartige Wünsche wohl nur im bescheidensten Maße auf Erfüllung rechnen. Der Aufsatz besitzt insoferne Wert, als er dem Lehrer nicht nur reiches Material bietet, das gegebenen Falls im Unter-

richte in zweckentsprechender Weise benützt werden kann, sondern ihn auch mit einer Literatur bekannt macht, aus der er sich im einzelnen tiefergehende Belehrung zu holen vermag.

10. **H. Commenda, Präparationsskizzen zu geographisch-geologischen Exkursionen.** Progr. der Kaiser Franz Josef-Staats-Oberrealschule in Linz 1912. 24 SS.

Der Verf. bringt außer einem Verzeichnisse von Exkursionen, die im Dienste der einzelnen Lehrgegenstände veranstaltet werden können, die Beschreibung einer Halbtagsexkursion von Linz nach Mauthausen und das sorgfältig zusammengestellte wissenschaftliche Material für eine ganztägige Exkursion nach Hallstatt. Manches von dem Gebotenen wird die Praxis des Unterrichts bei Seite lassen müssen, weil es über den Rahmen der Lehraufgabe der Mittelschule hinausreicht.

11. **L. Eylardi, Die Poik-Unz-Laibach.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt 1912. 11 SS.

Nach einer Beschreibung des Flußlaufes wendet sich der Verf. gegen Grunds Anschauung über das Karstwasser im Hinblick auf das Zusammentreffen der Höchstwasserstände in den Poljen mit den Perioden ergiebiger Niederschläge und in Würdigung der Tatsache, daß das Zirknitzer Polje bei einer durchschnittlichen Höhe von 550 m auch dann noch Wasser hält, wenn das Planina Polje bei 470 m Seehöhe trocken liegt, und auch nach erreichtem Höchstwasserstande in den Poljen die Ponore als Sauger in Tätigkeit bleiben. Er kommt zu dem Schlusse, daß für das obere Einzugsgebiet der Poik und Unz die Grundsche Annahme die Poljenüberflutung nicht zu erklären vermag.

12. **J. Villgrattner, Das Falkenauer Becken im Egergraben und seine Umrandung.** Eine Monographie. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Salzburg 1912. 30 SS.

Die Arbeit zerfällt in drei Teile. Im ersten beschäftigt sich der Verf. mit der physikalischen Geographie. Er beschreibt, unterstützt von einer Schichtenkarte im Maßstabe 1 : 150.000, die Lage, Orographie, Hydrographie, Wegsamkeit und das Klima des Gebietes. Im zweiten werden die geognostischen Verhältnisse und die Entstehungsgeschichte gewürdigt. Der dritte ist dem Menschen, seinen Siedlungen und seinem Wesen gewidmet. Literatur und eigene Beobachtungen sind zu einem guten Gesamtbilde vereint.

13. **A. Evers, Das Grenzgebirge von der Elbe bis zur Oder.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im XVI. Wiener Gemeindebezirke 1912. 20 SS.

Mit dem vorliegenden Aufsatze beendigt der Verf. seine breit angelegte Studie über den Nordostrand Böhmens. Es werden die Siedlungen im Inneren des Grenzgebirges, die Wegsamkeit, die Verkehrswege und die Verteilung der Bevölkerung besprochen. Den Schluß bildet eine auf Augustin fußende Erörterung der klimatischen Verhältnisse.

14. **K. Hell, Tripolitanien, Land und Leute.** Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Wiener-Neustadt 1912. 14 SS.

Auf Grund der am Schlusse der Arbeit zusammengestellten Literatur entwirft der Verf. ein kurzes, klares Bild des in Frage stehenden Gebietes, geeignet den Schülern das Verständnis aktueller Tagesvorgänge zu erleichtern.

15. **J. Günter, Die Insel Arbe.** Progr. des k. k. ersten Staats-Gymnasiums in Graz 1912. 26 SS.

Die Arbeit stellt sich die Aufgabe, eine Monographie der Insel Arbe zu liefern. Unterstützt von einer geologischen Karte im Maßstabe 1 : 200.000 entwirft der Verf. zunächst ein Bild der geologischen Verhältnisse. Er fußt hiebei auf den Aufsätzen, die Schubert und Waagen in den Verhandlungen der geologischen Reichsanstalt veröffentlichten. Hierauf beschäftigt er sich mit der Geschichte des Landes, sodann mit der horizontalen und vertikalen Gliederung, dem Klima, der Statistik, dem Fischfange, der Pflanzenwelt, dem Fremdenverkehr und den Ausflügen. Wie schon aus der Reihenfolge, in der die einzelnen geographischen Faktoren behandelt werden, hervorgeht, ist die Arbeit weit davon entfernt, eine geographische Landeskunde der Insel zu sein.

16. **K. Haidl, Das Klima von Oberhollabrunn.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Oberhollabrunn 1912. 42 SS.

Die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen wurden bereits in den Programmen der Anstalt von 1891, 1896 und 1901 veröffentlicht. Der Verf. setzt einerseits die Tätigkeit seiner Vorgänger fort, indem er das Beobachtungsmaterial des Dezenniums 1901 bis 1910 mitteilt, anderseits verarbeitet er die 40jährige Periode 1870 bis 1910 und liefert auf deren Grundlage ein Bild der klimatischen Zustände des Ortes. Besonders beachtenswert ist das Ergebnis, daß die Temperaturschwankungen sehr exzessiv sind und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit abspielen. Dankenswert sind auch die Tabellen über die Kälte- und Hitzeperioden. Die Arbeit ist eine wertvolle Bereicherung der landeskundlichen Literatur Niederösterreichs.

17. **Ernst Kiechl, Methode und Anschauung im erdkundlichen Unterricht.** Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1911. 28 SS.

Die Arbeit enthält eine Reihe guter Gedanken. Hoffentlich setzt sie der Verf. recht bald in die Tat um und bereichert die erdkundliche Schulliteratur durch ein Lehrbuch, in dem die Grundbegriffe durch „anziehende, leicht faßliche, gut illustrierte Erzählungen und Schilderungen" erläutert werden.

18. **A. Fiegl, Der Rhein als Handels- und Verkehrsstraße.** I. Teil: Bis ins XVI. Jahrhundert. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach 1911. 37 SS.

In dem vorliegenden Teile seiner Arbeit beschäftigt sich der Verf. zunächst mit der verkehrsgeographischen Stellung der Rheinstraße und der natürlichen Beschaffenheit des Stromlaufes. Den zweiten Abschnitt

bildet die Würdigung der Rheinstraße in vorgeschichtlicher und römischer Zeit. Daran schließt sich die Erörterung dieses Wasserweges in der Zeit bis zum XIII. Jahrhundert und die Blütezeit vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert. In einer Fußnote ist darauf hingewiesen, daß der Literaturnachweis im nächsten Jahre nachfolgt. Sein Mangel verbietet eine kritische Beurteilung der Arbeit.

Wien. J. Müllner.

Eingesendet.

Reichsbund der Jugendwehren und Knabenhorte Österreichs.

Die Tatsache, daß zielbewußt geleitete, freie Vereinigungen der schulbesuchenden und erwerbenden Jugend durch angemessene Beschäftigung in der lern- und arbeitsfreien Zeit die Entwicklung von Körper, Geist und Charakter auf das günstigste beeinflussen, hat schon längst dazu geführt, daß viele Jugend- und Menschenfreunde auch bei uns solche Jugendorganisationen ins Leben gerufen und deren Ziele gefördert haben.

Während aber im Auslande die Früchte ähnlicher Bestrebungen bereits segensreich zutage treten und diesem Zwecke viele Millionen zufließen, konnte in Österreich eine großzügige Jugendfürsorgetätigkeit trotz wesentlicher Unterstützungen seitens der maßgebenden Ministerien und sonstiger Behörden, sowie der Lehrerschaft und vieler privater Vereine bisher nicht recht zum Durchbruche gelangen.

Der anläßlich des 60jährigen Regierungsjubiläums Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs gegründete, unter dem Protektorate Seiner k. und k. Hoheit des Herrn Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand stehende „Reichsbund der Jugendwehren und Knabenhorte Österreichs“, der die Förderung aller auf die ergänzende geistige und körperliche Erziehung und Entwicklung abzielenden Bestrebungen bezweckt, hat zwar vielfache Erfolge auf diesem Gebiete aufzuweisen, vermag jedoch wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht seine Tätigkeit den Bedürfnissen entsprechend zu entwickeln.

Wenn auch der Hauptsache nach die Beschaffung der Geldmittel für den Betrieb der einzelnen Vereinigungen diesen selbst überlassen werden muß, so bleibt es doch Sache des k. k. Reichsbundes, den bestehenden Vereinigungen mit Rat und Tat, beziehungsweise durch finanzielle Beihilfe an die Hand zu gehen, Neugründungen durch Subventionen zu fördern, die staatlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugenderziehung in ganz Österreich zu unterstützen, zu ergänzen, sowie alle diese Bemühungen in gleicher Richtung zusammenzufassen und einheitlich zu gestalten, was selbstverständlich mit vielfachen Geldausgaben verbunden ist.

Von dem Bestreben beseelt, bei der Jugend im allgemeinen, bei der mittellosen insbesondere der zunehmenden moralischen Verwahrlosung und physischen Dekadenz vorzubeugen und derselben die Wohltaten einer seelischen Erziehung und körperlichen Kräftigung auch in der schul- und arbeitsfreien Zeit in reicherem Maße angedeihen zu lassen, dann deren religiöse und patriotisch-österreichische Gesinnung ohne Beeinflussung des Gefühles für Konfession und Nation, sowie deren Wehrfähigkeit zu heben und ihren Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken, sowie die Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus und Volkstum zu festigen, wendet sich der k. k. Reichsbund an alle, die dies zu tun vermögen, mit der dringenden Bitte um Unterstützung seiner rein

humanitären und gemeinnützigen Bestrebungen durch Errichtung von Jugendorganisationen, durch eine Geldspende oder durch Beitritt zum Reichsbunde als Gründer, Stifter, Gönner, Förderer, unterstützendes oder beitragendes Mitglied zu fördern und dadurch die Bestreitung der Auslagen für die höchst erforderliche Anstellung geeigneter Aufsichtspersonen, die Miete oder den Bau von Übungslokalen, Turn- und Spielplätzen, die Vornahme von Exkursionen u. dgl. zu ermöglichen.

Es wird gebeten, Anmeldungen und Spenden an den „K. k. Reichsbund der Jugendwehren und Knabenhorte Österreichs", Wien, V. Spengergasse 20, zu richten, welcher auch mit Vergnügen bereit ist, Interessenten nähere Auskünfte zu erteilen.

Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914.

In Leipzig, der Metropole des deutschen Buchhandels, wird im Jahre 1914 die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik stattfinden, eine Fach-Weltausstellung, wie sie in gleichem Umfange wohl noch kein Gewerbe gehabt hat. Alles, was Buchgewerbe und Graphik, was Druck-, Schreib- und Schriftwesen der Menschheit an ideellen, reinen Werten gegeben, welche Bedeutung sie für unsere gesamte Kulturentwicklung haben und wie sie unser ganzes Dasein begleiten und beeinflussen — alles das soll in einer gewaltigen, lückenlosen Schau, an der sich die ganze zivilisierte Welt beteiligt, vorgeführt werden.

Die Internationale Buchgewerbe-Ausstellung ist für eine große Reihe von Verbänden der Anlaß gewesen, ihre Tagungen und Kongresse für das Jahr 1914 nach Leipzig auf die Ausstellung zu verlegen, und zwar sind es neben den großen Fachverbänden des Buchgewerbes und der Graphik vor allem nationale und internationale Vereinigungen von Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern, Zeitungsfachmännern, Bibliothekaren, Pädagogen, Bibliophilen, Sammlern und Kunstfreunden, Bildungsvereine aller Art, so daß die Ausstellung im Jahre 1914 der Sammelpunkt werden wird für alle Gebildeten und für alle diejenigen, die zu dem Bücherwesen innere Beziehungen haben. Da dürfen wir annehmen, daß vor allem die zu uns kommen werden, die dem Geiste nach mit unserer Ausstellung so innig verbunden sind, und die gewissermaßen den Grund zu dem großen Gedanken unseres Unternehmens gelegt haben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Schlacht an der Trebia[1]).

(Mit einer Karte.)

Mit munifizenter Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hat Univ.-Prof. Kromayer im J. 1907/8 im Vereine mit dem österr. Artilleriehauptmann Georg Veith eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung vornehmlich der Schlachtfelder des zweiten punischen Krieges in Italien und Afrika unternommen und hat im J. 1909 als vorläufige Probe vor der 50. Versammlung deutscher Philologen in Graz seine Gedanken über die Schlacht am Trasimenischen See entwickelt, worüber ich im Februarheft 1911 dieser Zeitschrift gesprochen habe. Nun liegt das volle Ergebnis der Studienreise in zwei stattlichen Bänden vor, die mit prachtvollen Originalaufnahmen des Hauptmanns Veith und mit wertvollem Kartenmateriale beider Autoren vornehm ausgestattet sind[2]).

Die Aufgabe der Forscher war gewiß schwierig nicht bloß wegen der räumlichen Ausdehnung der Studienfelder, sondern auch wegen der zahllosen heiß umstrittenen Fragen, welche die Expedition neu lösen oder doch besser begründen und aufhellen wollte. Nur eine energische Verwertung der zu Gebote stehenden Zeit (9 Monate für Prof. Kr., 7 für Hauptmann Veith), gefördert durch die Bei-

---

[1]) Aus dem am 6. März v. J. im Eranos Vindobonensis gehaltenen Vortrage. — Für die modernen militärischen Verhältnisse wurden benützt: Balck, Taktik, in 6 Bänden. Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Gespräche über Reiterei. FML. v. Tersztyanszky, Kavall. Monatsblätter 1906.

[2]) Antike Schlachtfelder. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Von Johannes Kromayer. Dritter Band: Italien und Afrika. Erste Abteilung: Italien. Zweite Abteilung: Afrika. Von G. Veith. Berlin, Weidmann 1912. Ladenpreis Mk. 38.

hilfe des sachkundigen Majors Pittaluga in Italien und des landeskundigen Hauptmanns Blondont in Afrika, konnte das Material für die vorliegenden Bände liefern, und für diese reiche und unverdrossene Arbeit gebührt den Forschern die vollste Anerkennung. Ob sie nun die Fragen glücklich gelöst, ob sie wirklich „reinen Tisch“ gemacht haben, das bleibt freilich noch Gegenstand einer eingehenden Prüfung, die wir sofort mit der Schlacht an der Trebbia (Trebia) dem ersten Problem des zweiten punischen Krieges, beginnen wollen.

Seit hundert Jahren tobt der Streit um das Ufer, auf welchem sie geschlagen wurde, und im Zusammenhange damit um die strategischen Operationen, die zur ihr geführt haben. Diese konstruiert Prof. Kr. p. 57—66 folgendermaßen. Der römische Konsul Scipio schickte von der untern Rhone, wo ihm Hannibal landeinwärts entschlüpft war, sein Heer unter seinem Bruder Gnaeus nach Spanien und eilte über Pisa nach Oberitalien, übernahm ostwärts Piacenza zwei Legionen (etwa 20.000 Kombattanten und die treu gebliebenen oberitalischen Gallier), geht bei Piacenza auf das nördliche Ufer des Po, bei Pavia über den Ticino, wird nach weiteren zwei Tagmärschen in einem Reitertreffen geschlagen, kehrt in einem forcierten Nachtmarsche auf demselben Wege über Pavia und etwa über das heutige Casalpusterlengo nach Piacenza zurück, wo er den Po wiederum überschritten habe, um aber sofort westwärts nach der Enge von Stradella vorzustoßen und damit eine Position von eminenter Wichtigkeit zu beziehen, die schon der große Napoleon in seinen Memoiren für Scipio ins Auge gefaßt hat, weil sie — wie Kr., nicht Napoleon begründet — eine gute Flügelanlehnung gegen die feindliche Reiterei biete und die 15 km südwestlich gelegenen Magazine von Casteggio *(Clastidium)* decke und verwerten lasse. Indes war der durch den Abzug der Römer überraschte Hannibal so schnell wie möglich bis zum Ticino gefolgt, wo er noch 600 Nachzügler beim Abschlagen der Brücke gefangen nahm — nach dem einzig klaren Berichte des Polybius, während Livius durch die Ausdehnung der Verfolgung bis an den Po eine arge Verwirrung angerichtet habe. Da aber Hannibal den Ticino ohne Brücke natürlich, wie Prof. Kr. sagt, nicht überschreiten konnte, so kehrte er um und ging etwas unter der Tanaromündung über den Po, um von der Übergangsstelle in zwei normalen Tagmärschen von etwa 20 km in die Nähe des römischen Lagers zu gelangen, bot am Tage nach seiner Ankunft den Römern vergeblich die Schlacht an und schlug 9 km von ihnen sein Lager. Tags darauf ging Scipio infolge einer blutigen Revolte der gallischen Hilfsvölker um 3 Uhr nachts in südöstlicher Richtung querfeldein ohne Straße in 25 km Luftlinie an die Trebbia, übersetzte sie mit einem geringen Verluste durch die nachsetzenden Numider und erwartete in einer gut befestigten Stellung 13 km südlich von Piacenza seinen inzwischen aus Sizilien zurückgerufenen Kollegen

Sempronius, während Hannibal 7 km entfernt bei Campremoldo ruhig lagert, ohne die Vereinigung zu stören.

Das sei der wahre Hergang der Operationen vor der Schlacht, der sich durch außerordentliche Einfachheit und Natürlichkeit auszeichne, die dem gewonnenen Resultat gewiß nur zur Empfehlung dienen könne (p. 57) und auch gestützt sei durch die maßgebenden Quellennachrichten. Wir wollen nun prüfen, und zwar in der Weise Kr.s immer zuerst nach der militärischen und dann nach der quellengeschichtlichen Seite.

Gegen den Vormarsch Scipios über Piacenza und den Vorstoß noch etwa 40 km über Pavia hinaus läßt sich an sich gewiß nichts einwenden; er zeigt das gerechtfertigte Verlangen, Hannibal wo möglich noch in der Auflösung des Alpenüberganges beim Abstiege zu empfangen und die unbotmäßigen Völkerschaften des Westens im Zaume zu halten; er entspricht dem römischen Charakter der unbedingten Offensive und entspricht den Quellen. Eines aber, und zwar ein sehr wichtiges Moment wird der Taktiker bei dem von Kr. konstruierten Vormarsche vermissen, die gesicherte Verbindung mit dem rechten, dem südlichen Po-Ufer. Scipio hat auf diesem Marsche physisch den Po zur Linken, strategisch im Rücken; strategisch im Rücken, weil seine Rückzugslinie über den Po geht, und dieser zweifachen Situation, daß Scipio den Po zur Linken ohne Verbindung mit dem andern Ufer und den Po im Rücken mit einer einzigen, an 100 km weit zurückliegenden Brücke bei Piacenza hat, entsprechen zwei gefährliche Möglichkeiten. Entweder Hannibal geht weiter oben, ohne daß der im feindlichen Lande schlecht bediente Scipio rechtzeitig Kunde erhält, über den Po auf das südliche Ufer und marschiert auf Piacenza, während Scipio einen Luftstoß gegen die Alpen führt, und der Fluch der Lächerlichkeit knüpft sich an den ersten Schritt des Römers; oder Hannibal bleibt auf dem linken Ufer, kämpft glücklich gegen Scipio, drängt ihn an und in den Po und das Los der Vernichtung des Heeres ist unausbleiblich. Mit diesen zwei gefährlichen Möglichkeiten muß Scipio, der gegen einen unbekannten, gewiß aber kühnen und rücksichtslosen Gegner zieht, rechnen; eine einzige Brücke, einen starken Tagesmarsch oberhalb Piacenza, begegnet beiden Eventualitäten, sie ist die unerläßliche Voraussetzung für den Vorstoß über den Ticino hinaus, ohne sie ist der Vormarsch Scipios ein abenteuerliches Unternehmen. Von dieser Brücke und ihrer Notwendigkeit weiß Prof. Kr. nichts. Nur wenn auch die Quellen deren Existenz ausdrücklich negierten, wäre Kr. gerechtfertigt, Scipio freilich verurteilt.

Ebenso weckt der Rückzug nach dem unglücklichen Reitergefechte die schwersten Bedenken. Nach Kr. geht Scipio nach dem Übergange über den Ticino unangefochten wiederum etwa über das heutige Casalpusterlengo nach Piacenza zurück. Dieser Weg ist auf einem Irrtum aufgebaut, auf dem Irrtume, daß der Ticino ein

absolutes Hindernis sei, das ohne Brücke überhaupt nicht überschreitbar wäre. Das ist aber nicht richtig. Der Fluß war kein Hindernis für die spanische Infanterie, welche nach Livius XXI 27, 5 auch die Rhone auf ihren Schläuchen übersetzt hatte, ebensowenig wie nach Cäsar B. C. I 48, 7 in Spanien der reißend angeschwollene und die Ufer überflutende Segre (*Sicoris*), der eben zwei römische Brücken weggerissen hatte, die Lusitanier aufhalten konnte, die überhaupt ohne Schlauch nie zum Heere einrückten. Auch für die karthagische Kavallerie war der Ticino kein Hindernis, nur dürfen wir hierin nicht von dem heutigen Verhältnis der Kavallerie zum Flusse ausgehen.

Die Ausbildung des Kavalleristen nämlich, an sich schon durch die Verbindung von Mann und Pferd eines der schwierigsten Probleme der Erziehung, stößt heute auf unüberwindliche Hindernisse, die in unsern Kulturverhältnissen liegen. Sie sind zahlreich genug: Die abnehmende Lust am Reiterdienste, die kurze Dienstzeit, die Schonung des kostspieligen Pferdematerials, die Schonung der dichtbebauten Kulturlandschaft, welche die Übung im Terrain verbietet, die Einförmigkeit des Exerzierfeldes, die kurze Dauer der Manöver, die Seltenheit und kurze Dauer der Kriege, welche Mann und Roß im Beginn der Vertrautheit miteinander und mit dem Terrain wiederum trennen, die große Zahl der festen Brücken, welche den natürlichen Übergang immer mehr entbehrlich machen, vielleicht der schwerere Pferdeschlag, gewiß die umständlichere Aufzäumung, die schwerer ins Gewicht fallende Rewaffnung des Reiters und Bepackung des Pferdes. Deshalb zeigten auch frühere Jahrhunderte, welche diese Hindernisse ganz oder zum Teil nicht kannten, auch eine größere Freiheit der Kavallerie gegenüber dem Flusse. Die Kavallerie Friedrichs des Großen hat im Siebenjährigen Kriege wiederholt Flüsse in Massen durchschwommen; von der österr. Kavallerie ging beispielsweise ein Husarenregiment, dem im J. 1702 auf dem Marsche zum Heere des Prinzen Eugen der Durchmarsch durch Verona vom Proveditore von Venedig verweigert wurde, kurz entschlossen durch die Etsch, welche hier die Breite und das Gefälle des Ticino bei Pavia (gegen 120 m und 1 oder 1·2 : 1000), eine größere Wassergeschwindigkeit und die doppelte Tiefe (3—4 m) hat; im J. 1705 schwamm in einer finsteren Juninacht eine Dragonerbrigade, um den Brückenschlag bei Urago zu decken, durch den durch ein Unwetter hoch angeschwollenen Oglio, desgleichen Graf Wartensleben am 3. September 1796 bei Würzburg behufs augenblicklicher Teilnahme an der von Erzherzog Karl schon begonnenen Schlacht, da die einzige Brücke okkupiert war, mit 24 Schwadronen Kürassieren durch den Main. Ein schönes Beispiel zeigt auch die Kürassierbrigade Siegenthal im J. 1805 bei Regensburg, wo die Donau den Ticino an Tiefe bedeutend überragt. Die Brigade hatte den Rückzug von Ulm gegen Regensburg zu decken, wurde aber von den Ihrigen in diese Stadt

nicht eingelassen. Rasch entschlossen wies General Siegenthal den nachdrängenden Feind durch eine Attacke eine Strecke weit zurück und führte, dessen Unordnung ausnützend, beide Regimenter links zu vieren abschwenkend, im Galopp der Donau zu; hier warf er sich mit drei Stabsoffizieren an der Tete des Regimentes Albert in die Donau, das Regiment Erzherzog Franz folgte einige Schritte unterhalb. Die Pferde schwammen, so wie es schon in Friedenszeiten gelehrt wurde, zu vieren nebeneinander mit losgelassenen Zügeln durch die Fluten, aus denen nur ihre Köpfe und die halbe Brust der Reiter sichtbar waren, und gewannen eine Viertelstunde unterhalb glücklich das linke Ufer. R. v. Grubers Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers, S. 68. Ja für die Kavallerie des Prinzen Eugen war im spanischen Erbfolgekriege selbst der untere Po kein Hindernis im Aufklärungsdienste. Wenn nun die Kriegsgeschichte Flußübergänge größerer Kavalleriekörper ohne Brücke auch unter den schwierigsten Begleitumständen bietet, wenn ferner Hannibal, der selbst wie Alexander d. Gr. ein ausgezeichneter Reiter war, allen Nachrichten zufolge über ein vorzügliches Pferdematerial und über kriegsgeübte und terrainvertraute Reiter verfügte, die auf ihren weiten Zügen selten eine Brücke fanden, wenn Hannibal endlich sogar ein Flußbett, das des Tajo, zum Kampfplatz für seine Kavallerie wählen durfte, Pol. III 14, 5—7, Liv. XXI 5, 10—16, da werden wir nicht glauben können, daß der verhältnismäßig doch bescheidene Ticino ein Hindernis für die Kavallerie Hannibals gewesen ist. Der Ticino wird vielfach überschätzt, er darf nicht an der steinernen Brücke bei Pavia gemessen werden, wo er bei 150 Schritte breit und 5 m tief ist. Aber schon einige hundert Schritte oberhalb, beim öffentlichen Bade, ermäßigt sich die Breite (Juli 1913) um ein gutes Drittel und noch mehr die Tiefe, welche vom linken Ufer bis zur Mitte langsam auf 0·75 m ansteigt, und auf der ganzen rechten Seite nach der glaubwürdigen Versicherung eines genauen Kenners, der täglich schwimmend und rudernd den Fluß zu prüfen Gelegenheit hat, an dieser Stelle nirgends mehr als 1·25 m beträgt, wenn es auch anderwärts Tiefen bis zu 3 m gebe; ebenso günstig sind die Ufer, besonders das rechte zum Einreiten.

Über diesen zweiten Angelpunkt der Untersuchung hätte Prof. Kr. nicht mit einer Klammerbemerkung von einer halben Zeile hinwegeilen sollen, er hätte dann nicht gesagt, daß Hannibal natürlich vor dem Ticino umkehren mußte und Scipio nach dem Übergange über diesen Fluß ungestört weiter marschieren konnte; denn mit der geänderten Prämisse verschiebt sich das strategische Bild des Weitermarsches wesentlich. Wenn nämlich Scipio nach dem unglücklichen Reitergefechte um 7 Uhr abends aufbrach und unter dem Schutze der Nacht mit seiner schließlich 20 km langen Kolonne zwischen 5 und 9 Uhr vorm. am linken Ufer des Ticino anlangte, die Brücke längstens um 10 Uhr abbrach, da Nachzügler auf Booten herübergebracht werden können,

und nach einer fünfstündigen Rast zwischen 10 und 1 Uhr vom Flusse in der Richtung auf Casalpusterlengo verschwand, so nahm die Kolonne zwei Stunden darauf um 3 Uhr die Strecke etwa zwischen dem 9. und 25. km ein und war wohl jetzt an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Wenn ferner die erste Abteilung der karthagischen Kavallerie, welche am Morgen nach dem Gefechte den Abzug der Römer vor dem verlassenen Lager konstatierte, etwa 500 Reiter, gegen 12 Uhr mittags vor der abgebrochenen Brücke erschien (die Gefangennahme der Brückenwache auf dem rechten Ufer ist daher höchst unwahrscheinlich), nach einer zweistündigen Rast über den Ticino ging, um 3 Uhr die Queue der Römer, und diese zu beiden Seiten überholend, um 4 Uhr den Train erreichte, während zu gleicher Zeit die Spitze des Gros der Kavallerie der römischen Nachhut die Frontveränderuug nahelegte, so wurden die Römer jetzt das Opfer der vielfach überlegenen, überall angreifenden, und doch nirgends faßbaren Kavallerie, welche den Train auseinander trieb oder vernichtete und die Kolonne zum Stehen brachte für den Stoß der später folgenden Infanterie, ähnlich wie nach Sallust B. Iug. 49—51 im numidischen Kriege Metellus, der doch in der geschlossenen *acies* marschierte und einen Marius zur Seite hatte, bis zum späten Abend der Spielball derselben nach Kosakenart kämpfenden Numider blieb; eine Taktik, welche die Römer später auch verstanden nach Liv. XXVII 48, 1; XXVIII 16, 1—6; Caes. B. G. VIII 28 f.

Was folgt nun aus der Übersetzbarkeit des Ticino durch die karthagische Kavallerie?

Erstens, Scipio kann sich durch den Nachtmarsch wohl über diesen Fluß dem Feinde ohne jeden Verlust entziehen, auf der weitern Strecke aber gegen Casalpusterlengo ereilt ihn die Katastrophe. Zweitens, wenn, wie es feststeht, Scipio glücklich über den Ticino kam, wenn weiter die Linie Pavia-Casalpusterlengo das Verderben für Scipio bedeutet, Scipio aber, wie es unbestritten feststeht, eine Katastrophe nicht erlitten hat, dann ist er eben auf dieser Linie Pavia-Casalpusterlengo nicht marschiert. Wo denn? Er ist drittens von Pavia aus auf einer Linie marschiert, welche seiner Tete schon vor dem 25. km Sicherheit bietet, Sicherheit aber bietet hier einzig und allein der Po, er ist also mit der Tete vor dem 25. km über den Po gegangen. An welcher Stelle? Wenn viertens die Queue der römischen Kolonne, wie wir gesehen haben, etwa um 1 Uhr mittags Pavia verließ und, wie wir weiter nach unserem Wahrscheinlichkeitskalkül gesehen haben, erst um 3 Uhr von der feindlichen Kavallerie eingeholt wurde und so eingeholt wurde, daß das übrige Heer schon in Sicherheit, d. h. schon über den Po gegangen war, so hatte diese Queue von Pavia bis zur Übergangsstelle des Po nur einen Weg von zwei Stunden, d. i. 8—10 km zurückgelegt, mit andern Worten, die Stelle lag bei Vaccarizza, wo schon oft, auch im J. 1859, beim Vormarsch über den Ticino

eine Brücke zur Verbindung mit dem südlichen Ufer des Po geschlagen wurde und bis in die jüngste Gegenwart noch eine Pontonbrücke stand, die erst im J. 1912 durch eine großartige Eisenbrücke ersetzt wurde. Hier also ging Scipio nach dem militärischen Kalkül über den Po zurück, hier hatte er nach dem militärischen Kalkül, während er über die Brücke von Piacenza vorrückte, die oben geforderte Brücke für den gesicherten Rückzug schlagen lassen, hier — am linken Po-Ufer — wurde seine Nachhut von der Kavallerie eingeholt, hier wurden die Nachzügler gefangen. Kr.s Rückzugslinie über Casalpusterlengo ist also militärisch nicht gerechtfertigt.

Auch durch die Quellen nicht. Schon Polybius, sein Kronzeuge, leugnet die von Prof. Kr. dem Ticino beigelegte Bedeutung, er kennt diesen als absolutes Hindernis nicht III 66, 1 *Πόπλιος μὲν οὖν ἀναζεύξας προσῆγε διὰ τῶν πεδίων ἐπὶ τὴν τοῦ Πάδου γέφυραν, σπεύδων φθάσαι διαβιβάσας τὰ στρατόπεδα* Scipio eilte durch die Ebene an die Pobrücke, um noch vor der Ankunft Hannibals seine Truppen hinüberzuschaffen. Diese Worte sprechen klar und deutlich aus, daß der Ticino, über den Scipio doch ging, nicht als Hindernis galt; Scipio hätte nicht so handeln, Polybius nicht so schreiben können, wenn man ihn dafür gehalten hätte. Freilich, die entscheidenden Worte *σπεύδων φθάσαι*, welche über allen Zweifel erhaben überliefert sind, aber seine Theorie stören, hat Prof. Kr. einfach ausgelassen, in der Übersetzung sowohl p. 80 wie in der Argumentation. Dagegen beruft er sich mit großer Sicherheit auf die damit kontrastierenden Worte (*Ἀννίβας*) *ἕως μὲν τοῦ πρώτου ποταμοῦ καὶ τῆς ἐπὶ τούτῳ γεφύρας ἠκολούθει, καταλαβὼν δὲ τὰς μὲν πλείστας τῶν σανίδων ἀνεσπασμένας ... μεταβαλόμενος ...* Hannibal folgte bis zum ersten Fluße — also dem Ticino im Sinne Kr.s — und der Brücke über denselben; da er aber fand, daß die meisten Bretter schon abgehoben waren, so kehrte er wieder um. Kr. versäumt es aber hinzuzufügen, daß das Wort *πρώτου* (der erste Fluß, der Ticino) zweifelhaft überliefert ist, nicht bloß weil es mit *σπεύδων φθάσαι* unvereinbarlich ist, sondern auch nach der vor 500 Jahren auf Befehl des Papstes Nikolaus V. von Perotti hergestellten lateinischen Übersetzung, durch welche wir die erste Bekanntschaft mit Polybius machten, durch *Πάδου* (Po) zu ersetzen ist, weshalb auch die ernstesten Männer wie Gronow, Mommsen, Jacoby und Hultsch, der bedeutendste Kenner und Herausgeber des Polybius, unbedingt den Po substituiert haben. Wenn nun Prof. Kr. nicht bloß die unzweifelhaft richtig überlieferten Worte *σπεύδων φθάσαι*, sondern auch die Geschichte des Wortes *πρώτου* unterdrückt, so muß der Leser, welcher nicht in der Lage ist zu kontrollieren, fälschlich die Übersetzung Kr.s für authentisch und lückenlos und das Wort *πρώτου* für unumstößlich giltig halten.

Den Bericht des griechischen Autors bestätigt und ergänzt Livius XXI 47, 2: *Itaque proxima nocte iussis militibus vasa silentio colligere castra ab Ticino mota festinatumque ad Padum est, ut ratibus, quibus iunxerat flumen, nondum resolutis sine tumultu atque insectatione hostis copias traiceret* in der nächsten Nacht (nach dem Reitergefechte) ließ Scipio in aller Stille aufbrechen, er gab die Linie des Ticino auf und ging im Eilmarsche an den Po, um die Truppen auf der Floßbrücke, die er hatte herstellen und nicht abbrechen lassen, ohne Störung und Belästigung durch den Feind hinüberzuführen. Die Stelle lehnt sich fast wörtlich an Polybius an, auch in ihr gilt der Ticino als Hindernis nicht, sie hat aber noch einen Beisatz: auf einer Floßbrücke, die er hatte herstellen lassen, ging er über den Po zurück. Von der Herstellung einer Brücke über den Po war beim Vormarsch mit keiner Silbe die Rede und doch hätte sie, wenn wir die Autoren für vernünftig halten wollen, nicht unerwähnt bleiben dürfen, da doch der Bau der viel kleineren Brücke über den Ticino von beiden Autoren erwähnt wurde. Der Po hat bei Vaccarizza (Mai 1859) mit 373 m (10. Juli 1913 hatte er 420 m) mehr als die dreifache Breite, mit 8·8 m mehr als die vier- bis siebenfache Tiefe des Ticino bei Pavia und hat mit 1·3 m auch die größere Wassergeschwindigkeit; wenn nun auch das für eine Brücke von mehr als 400 m erforderliche Material von mehr als 50 Schiffen schon, wie es ja möglich und wahrscheinlich ist, in Piacenza bereit lag, so verlangte die Rekognoszierung des Flusses, der Transport des Materiales und der schließliche Bau auch unter den günstigsten Witterungs- und Stromverhältnissen noch immer mindestens acht Tage (Geschichte des k. k. Pionierregiments II. Teil, I. Bd., S. 571 f.). Es ist daher selbstverständlich, daß Scipio in seiner begreiflichen Ungeduld beim Vormarsche über die fertige Pobrücke der Festung Piacenza ging, wie es auch aus Livius XXI 39, 4 und 10 hervorgeht. Wenn er nun beim Rückmarsch über eine Brücke ging, die er hatte herstellen lassen, so war es nicht die fertige Brücke der Festung Piacenza, sondern eine Brücke oberhalb derselben, die er (gleich bei seiner Ankunft in Oberitalien) im Interesse der Freiheit des Uferwechsels dem Festungskommando von Piacenza aufgetragen hatte — die Brücke bei Vaccarizza. Auch der Zusatz *nondum resolutis* erhält so seine Erklärung; Brücken, die wohl gebaut, aber wegen der inzwischen geänderten Situation nicht benützt werden, werden sofort abgebrochen, da das Material anderwärts gebraucht wird; Scipio mußte also den Fortbestand der scheinbar für den Vormarsch gebauten, aber dafür nicht gebrauchten Brücke ausdrücklich anbefehlen. Prof. Kr. beschuldigt S. 59 Anm. den römischen Autor der Verwechslung von Ticino und Po, resp. ihrer Brücken; aber abgesehen davon, daß Livius die zweite Brücke ausdrücklich eine Pobrücke nennt, so unterscheidet er sie noch durch das Material und die Konstruktion von der Ticinobrücke;

diese nennt er einfach *pons*, eine feste Brücke, weil die feststehenden Unterlagen überwogen oder ausschließlich verwendet wurden, jene nennt er aber zuerst eine Floßbrücke — *ratibus* —, wie auch heute über einen so mächtigen Strom im Kriege nur eine Floß- oder Pontonbrücke geschlagen werden kann. Livius hat also dem Vorwurfe vorgebeugt. Freilich die Worte, mit denen Livius, die Situation hell beleuchtend, von der zweiten, von Scipio hergestellten Brücke über den Po spricht (*ratibus) quibus iunxerat Scipio flumen*, diese Worte, welche seiner Theorie abträglich sind, hat Prof. Kr. in der Übersetzung kurzweg ausgelassen S. 80.

So ist denn der Rückmarsch Scipios auf demselben Wege über Casalpusterlengo nach Piacenza weder militärisch noch quellenmäßig gerechtfertigt; der Weg Kr.s über Casalpusterlengo und Piacenza nach Stradella, wo nach ihm Scipio den ersten Halt macht, ist auch nicht „einfach", die Brücke bei Vaccarizza kürzt ihn um volle 65 km oder zwei starke Tagmärsche, ein unermeßlicher Gewinn an Zeit und Kraft im Angesichte des Feindes.

Nach seinem Rückzuge nach Piacenza sei Scipio, wie Prof. Kr. behauptet, sofort 30 km westwärts nach Stradella vorgestoßen, wo die Ausläufer des Apennin sich bis auf 3 km dem Poflusse nähern. Diese Enge habe Scipio nach unsern Quellennachrichten gewählt, um die weiten Ebenen wegen der überlegenen Kavallerie der Karthager zu meiden; die unmittelbare Umgebung von Piacenza sei aber genau so eben wie das Gelände nördlich vom Po, eine gute Flügelanlehnung und damit Schutz gegen die überlegene karthagische Reiterei biete eben nur die Enge von Stradella, deren strategische Wichtigkeit sei auch in den modernen Kriegen wiederholt hervorgetreten und Napoleon habe mit genialem Blick als der erste diesen Punkt für Scipios Stellung ins Auge gefaßt.

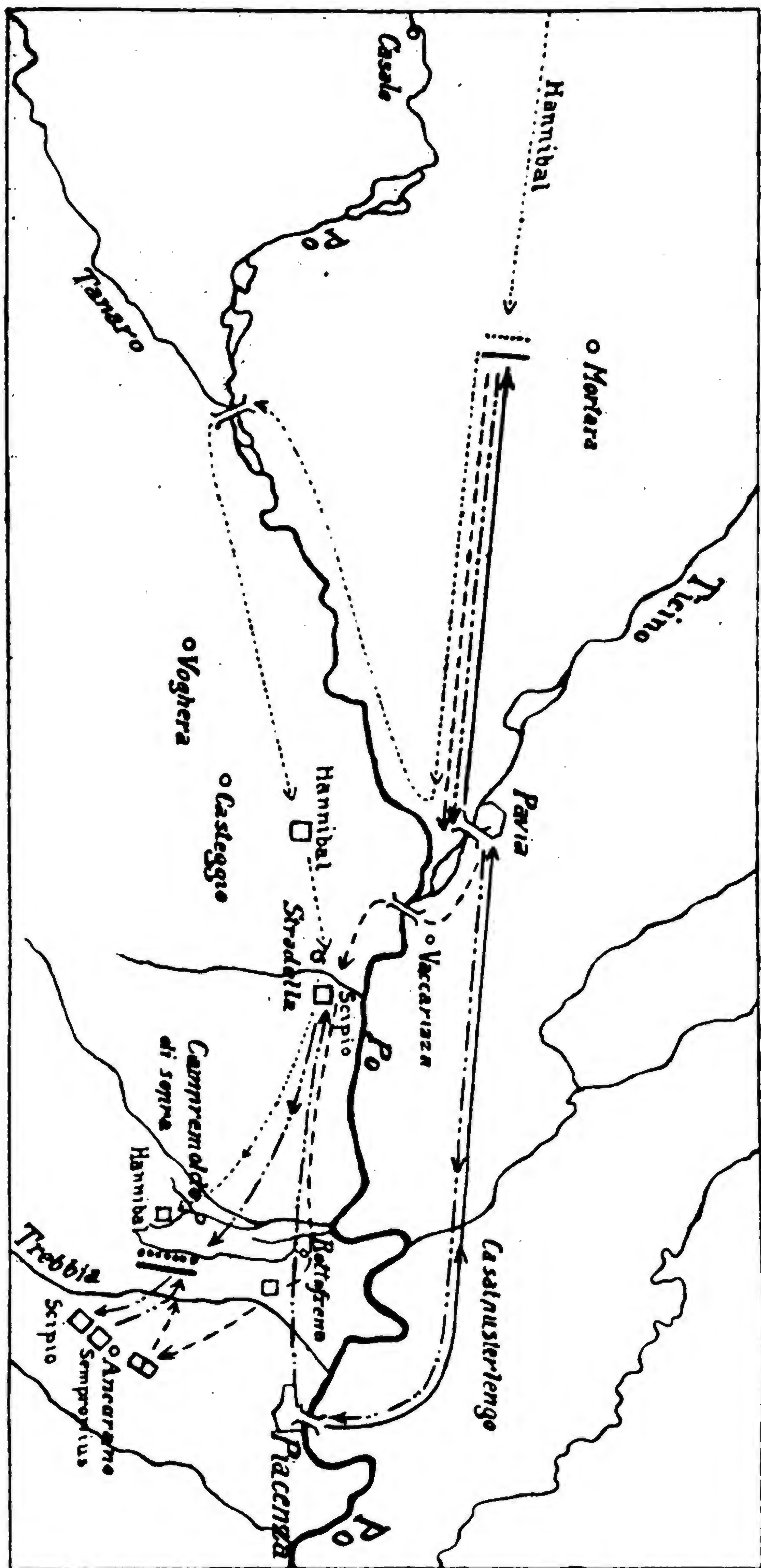
Daß Scipio nach unseren Quellen die weiten Ebenen wegen der überlegenen feindlichen Kavallerie meiden wollte, ist richtig; daß er deshalb die Enge von Stradella bezogen, also einen Operationsraum mit einem Punkt vertauscht habe, ist eine irrige Schlußfolgerung, welche ihren Grund hat in der einseitigen Schätzung der Kavallerie als eines bloßen Schlachtenfaktors. Die Verwendung der Kavallerie war aber in jenen Zeiten nicht einfach, sie war dreifacher Art. Sie war zunächst das Werkzeug für eine weit ausgreifende Requisition, ohne sie war im fremden Lande ohne vorbereitete Verpflegung die Erhaltung und Ernährung einer Truppe, die für Mannschaft und Pferde täglich an 1200 Meterzentner Getreide nötig hatte, ganz unmöglich; heute freilich tritt in unseren, im eigenen oder im Nachbarlande geführten Kriegen diese Tätigkeit der Kavallerie durch die sorgsame Vorbereitung der Verpflegung und die Leistungsfähigkeit der Transportmittel stark zurück. Die Kavallerie war ferner das Werkzeug für weitgehende Rekognoszierungen, welche die Absichten des Gegners schon im Keime bloßlegten, die eigenen aber verschleierten; während noch zu Anfang

des 18. Jahrhunderts die Kavallerie des Prinzen Eugen im Aufklärungs- und Verbindungsdienste auf demselben Boden Italiens Triumphe feierte, ging diese Tätigkeit allmählich verloren und lebt erst in der neuesten Zeit wiederum langsam auf. Eine gutberittene Kavallerie also, die das Wasser nicht scheute und 50 bis 100 km täglich zurücklegen konnte, war imstande, über die Flanken des Gegners hinaus jeden Transport zu bedrohen, Herden wegzunehmen, Bedeckungen zu schlagen, jeden General und Kurier aufzuheben, das Requisitionsgebiet nach allen Richtungen in Beschlag zu nehmen, die fremde Aufklärung zurückzuweisen, die eigene zu erschleichen oder zu erzwingen, kurzum sie war imstande, den Gegner physisch zu schwächen und strategisch zu lähmen, ihn operationsunfähig zu machen; dem Eigner aber gab sie allein im fremden Lande die Möglichkeit der Existenz sowie die Freiheit des Handelns, ohne die er unter die strategische Herrschaft des Gegners geraten wäre. Eine tüchtige Kavallerie war also die Vermittlerin der physischen Existenz, sie war die Spenderin der strategischen oder operativen Freiheit und erst in dritter Linie war sie die treue Gehilfin in der Schlacht. Diese Bedeutung der Kavallerie macht die Bemühungen Hannibals begreiflich, seine Kavallerie der Zahl und der Güte nach immer über der römischen zu halten, er hätte sich sonst nicht 15 Wochen, geschweige 15 Jahre in Italien halten können; diese Bedeutung der karthagischen Kavallerie macht aber auch das Verlangen Scipios begreiflich, das weite und offene Gelände des transpadanischen Galliens, in welchem die Herrschaft der besser berittenen Kavallerie für Verpflegung und Aufklärung unbegrenzt und unkontrollierbar war, aufzugeben und ein Gelände aufzusuchen, welches durch seine Gestaltung allein schon die furchtbare Freizügigkeit der karthagischen Kavallerie einengte, dessen Beschränktheit also auch der minder gut berittenen römischen Kavallerie die Konkurrenz mit der feindlichen für die Ernährung und Aufklärung, also in strategisch-operativer Beziehung gestattete. Dies und nicht mehr sagt Polybius III 66, 1—3 *Πόπλιος μὲν οὖν ἀναζεύξας προσῆγε διὰ τῶν πεδίων ἐπὶ τὴν τοῦ Πάδου γέφυραν σπεύδων φθάσαι διαβιβάσας τὰ στρατόπεδα· θεωρῶν γὰρ τοὺς μὲν τόπους ἐπιπέδους ὄντας, τοὺς δ' ὑπεναντίους ἱπποκρατοῦντας, αὐτὸν δὲ βαρυνόμενον ὑπὸ τοῦ τραύματος, εἰς ἀσφαλὲς ἔκρινε δεῖν ἀποκαταστῆσαι τὰς δυνάμεις* Scipio zog (nach dem unglücklichen Reitertreffen) im Eilmarsche durch die Ebene zur Pobrücke, um noch vor der Ankunft Hannibals seine Legionen hinüberzuschaffen; denn der ebene Charakter des Landes, die Überlegenheit der karthagischen Kavallerie und seine schwere Verwundung geboten ihm, seine Streitkräfte in Sicherkeit zu bringen. Von einer taktischen Stellungnahme ist hierin mit keinem Worte die Rede.

Gäbe es noch einen Zweifel, Livius hebt ihn auf. Dieser berichtet c. 46 im Reitergefechte den gelungenen Stoß und Ein-

bruch, den gelungenen Chok der Karthager, im Handgemenge ihre Waffengewandtheit und Sicherheit zu Pferde und damit ihre kavalleristische Überlegenheit gegenüber der geringen Sattelfestigkeit der Römer, die vielfach von den unruhigen Pferden stürzten oder zum Waffengebrauch absitzen mußten und durch den Rückenangriff der Numider vollends deroutiert wurden — unter den Augen des persönlich anwesenden Konsuls. Dann fährt der Autor c. 47, 1 fort: *Hoc primum cum Hannibale proelium fuit, quo facile apparuit equitatu meliorem Poenum esse et ob id campos patentes, quales sunt inter Padum Alpesque, bello gerendo Romanis aptos non esse* das war der erste Zusammenstoß mit Hannibal, welcher deutlich zeigte, daß Hannibal schon durch seine Kavallerie besser (daran, tüchtiger, leistungsfähiger) sei und daß deshalb die weiten Ebenen, wie sie zwischen dem Po und den Alpen sind, für die Kriegführung der Römer nicht geeignet seien. Der Autor stellt also die Ebenen nördlich des Po in Gegensatz zu den südlichen, welche, wie ein Blick auf die Karte zeigt, von Turin bis Piacenza vielfach durch den Apennin eingeschnürt sind und deshalb der Freizügigkeit der karthagischen Kavallerie eine Grenze setzen; *bello gerendo,* fügt er jeden Zweifel ausschließend hinzu, für die Kriegführung, d. h. strategisch oder operativ, denn *bellum* (der Krieg) ist immer der Gegensatz zu *proelium* (die Schlacht) und drückt immer das strategische Verhältnis aus, also für die Kriegführung im allgemeinen seien die nördlichen Ebenen ungeeignet gewesen, nicht im besonderen für die Schlacht, nicht in taktischer Beziehung. Man kann nicht kürzer und deutlicher die strategischen Gründe angeben, welche Scipio bewogen haben, die Verteidigung Italiens vom linken Ufer auf das rechte zu verlegen, aber einen Punkt, auf welchen sich Scipio zurückzieht, geben diese klaren Worte des Livius ebensowenig an wie die allgemeinen des Polybius; Scipio sucht in diesen Worten ein besseres Terrain für den Krieg, nicht aber für die Schlacht; die Worte enthalten nur den Wechsel des strategischen Raumes, die Änderung des Kriegsschauplatzes, nicht aber deuten sie die Wahl einer taktischen Position an. Freilich, die entscheidenden und alles aufklärenden Worte *bello gerendo,* welche die rein strategische Änderung markieren, hat Prof. Kr. wiederum ausgelassen.

Mit großer Genugtuung beruft sich Prof. Kr. auf eine überragende Autorität, vor der wir uns alle beugen müssen, auf den großen Napoleon. Mit genialem Blick habe dieser als der erste diesen Punkt, die Enge von Stradella, für Scipios Stellung ins Auge gefaßt, Scipio habe also mit der Wahl dieser Position einen guten Blick bewiesen (S. 60). Gewiß, Napoleon hat in seinen Memoiren diese Position empfohlen, aber man darf nicht hinzuzufügen vergessen, daß derselbe Napoleon in demselben Satz in einem Atem auch die — Trebbialinie empfohlen hat: *Scipion pourrait prendre la position de la Stradella, où la grande supériorité de*


Casale
Po
Tanaro
Hannibal
Mortara
Ticino
Voghera
Casteggio
Hannibal
Pavia
Stradella
Vaccarizza
Scipio
Po
Hannibal
Trebbia
Casalpusterlengo
Scipio
Sempronius
Piacenza
Po
Vormarsch Scipios nach Kromayer und Fuchs
Rückmarsch Scipios nach Kromayer
Rückmarsch Scipios nach Fuchs
Marsch Hannibals

l'armée Africaine ne leur eut été d'aucune utilité, or bien les attendre sur les rives de la Trebbia. Wie darf also Prof. Kr. die Worte Napoleons ausschließlich für die Position von Stradella in Anspruch nehmen?

Wenn ferner Prof. Kr. die eminente strategische Wichtigkeit des Punktes betont, die auch in den modernen Kriegen wiederholt hervorgetreten sei, so wird er Mühe haben, konkrete Beispiele dafür anzuführen; dagegen hält das Denkmal, welches Erzherzogin Maria Louise auf der Trebbiabrücke bei Piacenza errichten ließ, das Andenken an drei große Schlachten fest, die an ihren Ufern geschlagen wurden, den Sieg Hannibals 218, den Sieg Liechtensteins über die Franzosen und Spanier 1746 und den Sieg Suwarows und Melas' über die Franzosen 1799.

Wenn schließlich Prof. Kr. bemerkt, Scipio habe durch die Stellung bei Stradella die Magazine von Casteggio decken und verwerten können, so zeigt ein Blick auf die Karte, daß dieser damit den Gegner selbst neben die Magazine gestellt und ihm die Kontrolle über sie gegeben hätte.

Vielleicht aber führen die karthagischen Operationen zur Stellung vor Stradella. Hannibal war nach Kr. dem enteilenden römischen Heere bis an den Ticino gefolgt, kehrte hier um, marschierte zwei Tage poaufwärts, wechselte unterhalb der Tanaromündung das Ufer und gelangte von der Übergangsstelle wiederum in zwei Tagen in die Nähe des römischen Lagers vor Stradella, welches von Kr. direkt an die Stadt, an das rechte Ufer der Versa gelehnt ist, S. 58; dessen Entfernung von der Tanaromündung beträgt 39 km, der Marsch Hannibals, der etwa 9 km vor dem Feinde lagerte, 30 km und wenn wir einen Umweg über Voghera annehmen, 32, höchstens 34 km, 34 km in zwei Tagen. Diese geringe Marschleistung hinter einem Gegner, der einen bedeutenden Vorsprung hatte, und im Angesichte einer so wichtigen Position, die Hannibal mit freiem Auge durch den Vorstoß des Apennin gegen den Po deutlich sehen konnte, ist gewiß auffallend. Prof. Kr. nennt die Förderung von 20 oder vielmehr 17 km eine normale Tagesleistung für eine Armee von 40.000 Mann. Dieser Ausdruck deckt eine Verlegenheit, der Krieg kennt keine Normalmärsche, er kennt nur Märsche des Bedürfnisses. Zur Beleuchtung der 17 km wollen wir aus der großen, unabsehbaren Zahl einige wohl beglaubigte Marschleistungen verschiedener Truppenkörper der Gegenwart unter dem vollen Gepäck ohne unterlegte Wagenbeförderung herausgreifen. Am 18. August 1870 war die 10. Kompagnie des 63. Regimentes als Etappenbesatzung in Lunéville zurückgelassen worden, wurde am 22. abgelöst und ging nun in Gewaltmärschen dem 6. Korps nach gegen Sedan; sie macht noch am 29. August 56, am folgenden Tage 49 und dem besonders schwülen 31. August 41 km, also nach 6 vorausgehenden starken Märschen in zwei Tagen 105, in den letzten drei Tagen

nahezu 150 km, um unmittelbar darauf am 1. September an der Schlacht von Sedan teilzunehmen. Mitte November 1885 vereinigten sich die bulgarischen Regimenter bei Sofia zur Schlacht bei Slivnitza bei schlechtem Wetter und mangelhafter Verpflegung mit Tagesleitungen von 60—80 km; das 8. Regiment, 4500 Mann stark, und ähnlich das 6. Regiment, legte in $1^1/_2$ Tagen 120 km zurück und ließ nur 62 Mann marod zurück. Die englische Brigade Crawford legte, um zur Schlacht bei Talavera einzutreffen, vom Morgen des 28. bis zum Abend des 29. Juli 1809 in 26 Marschstunden unter einem Gepäck von 30 kg 99 km zurück und verlor nur 17 Mann auf dem Wege. Im J. 1864 legte das 3. preußische Armeekorps, von Hedenstedt in Jütland schleunigst nach Apenrade in Schleswig befohlen, unter dauerndem Rieselregen, der die Straßen aufweichte, am 26. März 45 km, am folgenden Tage 48 km, also in zwei Tagen 93 km zurück, die Wege in die Quartiere nicht gerechnet; für einzelne Bataillone und Regimenter war die Leistung erheblich größer, für zwei Bataillone betrug sie 103, für das Füsilierbataillon des Augustaregimentes, welches am weitesten nordwärts bis Horsens vorgeschoben war, betrug sie am ersten Tage 78 km mit nur 40 Mann Marschverlust und an beiden Tagen 123 km; einzelne Bataillone hatten keine Marschunfähige, das ganze Korps nur 147 Mann zurückgelassen und erreichte das Ziel „in der Lage, ein Gefecht zu bestehen". Das 2. preußische Armeekorps, bestehend aus 8 Infanterieregimentern, 2 Jägerbataillonen, 2 Dragonerregimentern, der Korpsartillerie, einer Pionierabteilung, einem Feldbrückentrain, einem Sanitätsdetachement und einem Feldlazarett, also ein recht schwerfälliger Apparat, legte nach einem sechstägigen ununterbrochenen Marsche von je 21 km unmittelbar darauf am 18. August 1870 von Pont à Mousson, von wo es ein Befehl auf das Schlachtfeld von Gravellotte rief, in der drückendsten Hitze 45, mit einigen Teilen 56 km zurück, um sofort noch am Abend auf der Hochfläche von Point du jour einzugreifen, denn es verbluteten sich schon in einem verzweifelten Ringen das 9., das 8., das 7. Korps und die Garde. Vom 9. Armeekorps, welches Mitte Dezember 1870 nach Orleans gerufen wurde, legten die vier Regimenter der 18. Division in 33—37 Stunden — nicht Marschstunden, da die Nachtruhe von 5—8 Stunden darin begriffen ist, also in $1^1/_2$ Tagen — auf aufgeweichter, durch Pferdeleichen und Fuhrwerke verlegter Straße 73, 79, 79, 81 km zurück, die Regimenter der 25. Division in 33—36 Stunden, wobei 10—12 Stunden Nachtruhe inbegriffen sind, 77 km, nur die 18. Division konnte das Gepäck teilweise fahren lassen, die 25. Division marschierte unter vollem Gepäck, einzelne Bataillone hatten keine Marschkranken, das Korps war operationsfähig. Am 18. und 19. April 1809 legte Massena mit 50.000 Mann meist junger Truppen auf dem schlechten Wege einer einzigen Straße 100 km zurück.

Diese Ziffern sprechen deutlich. Dem großen Zweck zuliebe legen ganze Korps unter den schwierigsten Umständen bis 50 km zurück in einem Tage, bis 80 km in anderthalb, bis 100 km in zwei Tagen. Es lächelt also die Kriegsgeschichte bei den 17 km zweimaliger Tagesleistung vor einer wichtigen Position. Der Versuch Kr.s aber, sie durch die Parallele mit den zwei vorangehenden Märschen von Pavia poaufwärts bis zum Tanaro zu stützen, scheitert an der Situation. Diese zwei Märsche sind durch die Eruierung eines geeigneten Floßüberganges gedrückt, während nach dem Übergange die freie Bahn und das heiße Verlangen nach Fühlung mit dem Feinde selbst eine Maximalleistung nahelegt; kurz, wie immer man die Sache betrachtet, die Marschleistung nach dem Übergang muß erheblich größer sein, das Marschziel dieser zwei Tage muß weiter ostwärts gerückt werden, 50—60 km vom Übergang, und nur dadurch wird man den Worten des Polybius gerecht werden 66, 8—10: Nach dem Übergange über den Po beeilte sich Hannibal, an den Feind zu kommen; dieser stand schon auf dem rechten Ufer und lagerte in der Umgebung der Stadt Piacenza (*περὶ πόλιν Πλακεντίαν*), zwei Tage nach dem Übergange erschien Hannibal in seiner Nähe und bot am dritten Tage die Schlacht an.

Die Stelle hat noch ihren Reiz durch den römischen Parallelbericht c. 47, 6—8 und durch die Behandlung, die er erfährt. Livius führt nämlich die Karthager nicht in zwei, sondern in mehreren Tagen — *paucis diebus* — an den Feind. Die Forschung beschuldigt ihn deshalb wie überall der historischen Untreue und des militärischen Unverständnisses, Prof. Kr. überdies noch der Minderwertigkeit p. 61 Anm., weil er die wichtige Marschleistung von zwei Tagen, die Kr. mit je 17 km dotiert, auslasse. Wir wollen prüfen.

Hannibal brauchte von Pavia, wo er umkehrte, bis vor Stradella mindestens fünf Tage, zwei Tage bis zum Poübergang nach beiden Autoren, für den durch die durch Bereitstellung der Fähren vorbereiteten Übergang mindestens einen Tag, zwei Tage nach Polybius bis Stradella, der Position Kr.s; Scipio von demselben Zeitpunkt an, vom 25. km jenseits Pavia an gerechnet, über Piacenza nach Stradella (60 km) höchstens drei Tage und hat mit einem Vorsprunge von zwei Tagen eine für Hannibal gefährliche Zeit zur Etablierung. Warum macht Hannibal, den Polybius soeben *ἱπποκρατοῦντα* stark durch die Kavallerie genannt hat, nicht von dieser Waffe Gebrauch? Braucht sie auch zwei Tage für 34 km, da doch 50 und 60 km keine übertriebene Tagesleistung für eine gute Kavallerie sind? Hier ist entweder eine beispiellose Lücke in den Operationen Hannibals oder eine Lücke in der Berichterstattung des Polybius oder doch eine entsetzliche Nüchternheit, welche die wichtige Rolle der Kavallerie nicht berücksichtigt; denn nach dem Poübergange fühlen wir im Angesichte der Notwendigkeit der schnellen Handlung und der bequemen Erreichbarkeit des Feindes

die ganze Dürftigkeit des Polybianischen Berichtes: Hannibal bemühte sich, an den Feind zu kommen und erschien in zwei Tagen in seiner Nähe. Konnte er denn nicht durch seine Kavallerie schnelle Fühlung gewinnen? Zu welchem Zwecke? Vor allem zur Sicherung der Verpflegung. Denn jetzt war Hannibal bei dem oft schwankenden und gefährlichen Wasserstande des Po, der durch seine Nebenflüsse unter der Herrschaft zweier Gebirge steht, zumeist auf das südliche Ufer angewiesen, bei einem Verpflegsstande von bald wenigstens 50.000 Mann und 12.000 Pferden. Es war daher die erste Aufgabe der Kavallerie, sofort in den voraussichtlichen Operationsraum in die Nähe des Feindes nachzudrängen, damit dieser die Bedingungen des Unterhaltes nicht vorwegnehme und dem Gegner das leere Feld überlasse. Zum zweiten hatte die Kavallerie das Gelände nach seiner Eignung für die Lagerung, für den Aufmarsch des Heeres und für sich selbst zur Attacke zu untersuchen, dem nachfolgenden Feldherrn die fertige Skizze zu überreichen, damit dieser nur die schnelle Redaktion vornehme, und die Operationen gegen den Feind unverweilt, sofort am Tage nach der Ankunft, in Angriff genommen werden können; denn das ist Kriegführung, ist Hannibalische Kriegführung, er ist immer bereit. Auch für die Attacke soll das Operationsfeld vorher geprüft werden? Gewiß, dies ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kavallerie, eine Kunst, die heute, wie einer der feinsten Kenner der Kavallerie und des Krieges sagt, verloren gegangen ist; denn unvermutete Hindernisse können die Attacke unmöglich oder zur Katastrophe machen und gerade die kühnsten Reiterführer waren auch die vorsichtigsten und kannten genau das Terrain, auf das sie ihre Schwadronen führten. Als bei Zorndorf der König die Attacke zu früh befahl, weigerte sich General Seidlitz, gewiß einer der größten Reitergenerale; und als der König drohte, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, entgegnete er, nach der Schlacht stehe sein Kopf dem Könige zur Verfügung, in der Schlacht wolle er ihn noch zum Vorteil des Königs gebrauchen. Für so wichtig hielt er die Rekognoszierung des Attackenfeldes, daß er der königlichen Ungeduld das ganze Gewicht seiner Person und seiner Erfahrung furchtlos entgegensetzte. Also die physische Existenz der Truppe sowie der schnelle und sichere Fortgang der Operationen, demnach die höchsten Forderungen des Krieges, verlangten die schnellste und engste Fühlungnahme mit dem Gegner. Was sagt darüber der gefeierte „Stratege“ Polybius? Nichts, gar nichts, als daß Hannibal in zwei Tagen nach dem Übergange an den Feind kam, diesen also zwei volle Tage auf dem vorweggenommenen Operationsfelde frei schalten ließ. Und der römische Autor, der vielgeschmähte Ignorant? Dieser sagt 47, 6 f.: *Potiores apud me auctores sunt, qui biduo vix locum rate iungendo flumini inventum tradunt; ea cum Magone equites et Hispanorum expeditos praemissos; dum Hannibal ... traicit gravius peditum agmen, interim Mago equi-*

tesque ab transitu fluminis diei unius itinere Placentiam ad hostes contendunt. Hannibal paucis post diebus sex milia a Placentia castra communivit et postero die ... potestatem pugnae fecit, d. h. mit kurzen Worten, ehe noch die Infanterie einen Fuß auf die Brücke oder das Floß setzte, also am Abend des zweiten oder am Morgen des dritten Tages oder an beiden, schickte er die Kavallerie aufs rechte Ufer voraus und diese eilte in einem Tage an den Feind bei Piacenza, indes er, der für den Übergang der Kavallerie und des Gepäckes mindestens einen Tag, für den Weitermarsch zwei Tage brauchte, frühestens in drei Tagen, also *paucis diebus*, vor dem Feinde erscheinen und bei seiner Ankunft am fünften Tage schon die Resultate der Tätigkeit seiner Kavallerie in Empfang nehmen kann. Und für diese naturgemäße Verwendung der Kavallerie, für die lebhaftere Zeichnung des Operationsbildes, für die sachgemäße Ausfüllung der Lücke, die Polybius gelassen hat, trifft den Autor hier wie überall das Los der Verkennung, die Verkleinerung — ein minderwertiger Schriftsteller, wie Prof. Kr. sagt. Die Forschung wird viel an ihm gut zu machen haben.

Wohin wir also blicken, ob auf die militärische Situation oder auf Napoleon, ob auf die Quellen oder die Analogien der Kriegsgeschichte, Kr.s Position von Stradella läßt sich nicht halten, sie muß weiter ostwärts gerückt werden. Vielleicht sind die weiteren Vorgänge natürlicher.

Scipio nahm die angebotene Schlacht nicht an, sondern, unruhig gemacht durch eine blutige Revolte gallischer Hilfsvölker, welche in der Nacht nach dem Schlachtangebot zu Hannibal übergingen, wartete er nur noch einen Tag und ging nach Mitternacht, also am dritten Tage nach der Ankunft Hannibals, nicht am ersten, wie Kr. S. 61, und nicht am zweiten, wie er S. 62 behauptet, nach dem gesicherten Hügellande hinter die Trebbia zurück, nicht aber auf der Straße, welche in 20 km ostwärts nach Rottofreno und von da südwärts mit allen Krümmungen in 12 km, also in 32 km nach Canneto, der Übergangsstelle Kr.s über die Trebbia, führt, sondern südöstlich querfeldein, ohne Weg und Steg, über Stock und Stein, über Gräben und Hecken im Dunkel der Nacht. So behauptet Kr. Dieser Weg hat nach ihm 25 km vom Lager an der Versa an, aber 25 km in der Luftlinie, gewiß 27 km in dem Bogen, zu dem ihn die Ausläufer des Apennin zwingen, mindestens 32 km durch die Hindernisse, welche mit zwölf oft tief gerissenen, mit dichtem Gebüsch umsäumten Gießbächen häufige Umwege notwendig machen. Warum wählt Scipio den pfadlosen Weg mit allen Fatiken einer mangelnden Bahn, warum nicht die bequeme Straße? Scipio, sagt Prof. Kr. S. 54 und 62, könne nicht in der 15 km langen Kolonne auf der Straße marschieren oder er werde bald von der feindlichen Kavallerie gepackt werden da es sich um einen Marsch in Feindesnähe handle, auf welchem die feindliche Kavallerie sehr gefährlich sei, so müsse er nach

Pol. VI 40 in drei 4—5 km langen Kolonnen **nebeneinander** marschieren und da nütze die Straße nichts. Taktik und Kriegsgeschichte urteilen anders. Wer sich in der Nacht dem Feinde entziehen will, für den ist Beweglichkeit und Schnelligkeit das erste Gebot, nicht eine Gefechts- oder breite Formation, welche die Schnelligkeit hemmt, denn er will marschieren und nicht kämpfen; zudem hat er von der Kavallerie nichts zu fürchten, da sie in der Nacht auf pfadlosem oder entstelltem Wege die Pferde am Zügel führen muß und deshalb unbeholfener ist als die Infanterie. Wenn aber Prof. Kr. mit seiner Formation auf Polybius VI 40 verweist, wo die drei Kolonnen der Hastati, Principes und Triarii der zwei Legionen, jede Kolonne zu 20 Manipel oder Kompagnien, in der Weise nebeneinander marschieren, daß jeder der 60 Manipel seinen Gepäckstrain vor sich hat, hat er es denn übersehen können, daß nach derselben Stelle die Römer diese Formation nur gebrauchen *ἐὰν ἀναπεπταμένους ἔχωσι τόπους*, d. i. im freien, offenen, übersichtlichen Gelände, daß die Nacht aber jedes Gelände schließt; hat er denn nicht bedacht, daß der Rückzug vor allem das Gepäck voran, weit voran verlangt, damit es kein Hindernis der Bewegung sei, im Altertum ebenso wie heute (Liv. XXVIII 26, 11; Caes. B. c. III 75); hat er denn nicht bedacht, daß die von den Römern nur in übersichtlichem Gelände gebrauchte Formation mit 60fach dazwischen gelegtem Gepäck die allerunglücklichste aller Marschordnungen für die Nacht ist? Denn nicht etwa bloß als wahrscheinliche, sondern als unausbleibliche Folge werden nach der ersten Stunde des nächtlichen Marsches ohne Weg und Steg, ohne feste Richtung und Direktion, die nur der Tag gibt, die Kolonnen in viele Stücke auseinander gerissen und Menschen und Tiere so durcheinander geworfen sein, daß mit dem beginnenden Morgen die Teile einander und alle ihre Kommandanten suchen und Stunden zur Ordnung des erschöpften Chaos nötig sein werden. Darum hielt sich Friedrich d. Gr. auf seinem nächtlichen Anmarsche bei Hohenfriedberg zu beiden Seiten der Straße, darum lehnten sich die Engländer bei ihrem nächtlichen Anmarsche auf Teb el Kebir 1882 mit der linken Flügelbrigade an die Eisenbahn und fügten auf dem rechten Flügel einen Marineoffizier mit dem Kompaß in der Hand ein. Warum wählte also Scipio nicht die Straße, welche größere Sicherheit, größere Bequemlichkeit und Schnelligkeit verbürgt? Oder Hannibal wird die intakte Straße wählen und die erschöpften Römer an der Trebbia erwarten.

So zeigt sich denn zunächst Scipio nach Kr. als ein Führer von wenig Geist; wie ein Abenteurer zieht er ohne Fürsorge für Flanke und Rücken gegen einen unbekannten Feind und bei seinem letzten Abgange hat er keine richtige Vorstellung von der Marschtechnik. Gleichwohl rettet er, trotz dieser Kardinalfehler, das Heer, denn Hannibals Kriegführung sinkt noch tiefer unter das Mittelmaß. Nach 20jähriger Vorbereitung des Heeres erscheint er in der

italischen Arena und empfängt schon im ersten Reitertreffen den vollen Beweis seiner kavalleristischen Überlegenheit. Daß sich nun Scipio ihm im Schutze der Nacht entzieht, ist dem karthagischen Führer nicht schwer anzurechnen; daß er aber mit dem schwerfälligen Apparat des Heeres bis an den Ticino folgt, ohne daß seiner Kavallerie die Rolle der Aufklärung zufällt, ist auffallend; daß er nach dem Übergange über den Po jetzt, wo er die Sperre des Landes, die Enge von Stradella, durch den Vorstoß des Apennin mit eigenem Auge sieht, nicht die Kavallerie vorausschickt, nicht mit der Infanterie in einem Marsche von 34 km vor der römischen Stellung erscheint, ist unbegreiflich; daß er, an die Magazine von Casteggio durch Scipio selbst gelehnt, trotz seiner Überlegenheit dem entfernteren Gegner den ruhigen Zugang an seiner Seite vorbei gestattet, das bringt heitere Komik in die ernste Situation; daß er endlich, durch den Übergang von 2200 Galliern aufmerksam gemacht, den Römer, der diesem Gegner gegenüber gar keine Miene macht, seinen Leuten die Nachtruhe ganz zu schmälern, wiederum auf dem schlechtesten Wege, in der ungefügigsten und plumpsten Marschordnung entschlüpfen läßt, denn auf der Straße konnte er ihm zuvorkommen, das hebt ihn weg vom Boden der Wirklichkeit; denn kein General, auch der schlechteste nicht, operiert nur in Fehlern, das trägt ihn aus dem Rahmen der Geschichte ins Gebiet der heiteren Muse. Den Riesengeist, dessen Kühnheit heute noch die Welt mit Staunen erfüllt, die Heldengestalt, deren tragische Größe durch die Jahrtausende hindurch uns erschütternd entgegen leuchtet, die Feldherrngröße, an die auch der grimmigste Römerfeind nicht zu rühren wagte, hat der Forscher mit allzu schneller Hand zur Karrikatur herabgezogen.

Welches ist denn wirklich, so wird jedermann fragen, ich will nicht sagen, der „wahre Hergang der Operationen", denn den weiß wohl nur der liebe Gott allein, sondern der Hergang, wie ihn unsere Quellen darbieten und unser militärisches Empfinden konstruieren muß. Ich darf nun kurz sein.

Wahrscheinlich schon vor der Ankunft in Oberitalien ordnete Scipio den Bau einer Brücke unterhalb des Ticino an, während Hannibal sich vom brauchbaren Materiale auch der Nebenflüsse den Po hinab begleiten ließ. Scipio übernahm zwei prätorische Legionen, deren Stärke von 19.600 Mann (darunter 1600 Reiter) wohl durch zwei Schlappen gelitten hatte, aber durch die Begleitung Scipios und gallischer Hilfsvölker auf vielleicht 23.000 bis 25.000 Mann Gefechtsstand erhöht worden war, und ging bei Piacenza über die fertige Brücke auf das nördliche Ufer nach dem einzigen und sachgemäßen Berichte des Livius XXI 39, 4 *sed cum Placentiam consul venit* und XXI 39, 10 *occupavit tamen Scipio Padum transire,* denn dazwischen ist von einer Weiterbewegung nicht die Rede, *subito adventu* § 6 ist die Ankunft in Oberitalien. Scipio rückt noch etwa 40 km über den Ticino hinaus, will mit

der Kavallerie Stärke und Zusammensetzung der feindlichen Streitkräfte erkunden und begegnet — dem Tadel Mommsens, weil er sich, einen Fluß, den Ticino, im Rücken, dem Feinde dargeboten habe. Der gefeierte Geschichtsschreiber ist im Irrtum. Taktisch war der Fluß nicht im Rücken, da er wegen der Entferung auch nicht den geringsten Einfluß auf den Gang des Gefechtes haben konnte; strategisch, außerhalb des Gefechtsfeldes, war er ein Vorteil. Dem Urteile Mommsens, der hier Laie ist, steht das Urteil einer höheren Autorität gegenüber, das Urteil des preußischen Generals v. Clausewitz. In den Kriegen gegen Napoleon in den höchsten Stellen des preußischen und russischen Generalstabes tätig, dann Direktor der Kriegsschule in Berlin, Artillerieinspektor und schließlich Chef des Generalstabes Gneisenaus, schenkte der seltene Mann der Welt nach seinem Tode Werke von epochaler Bedeutung, welche die bisherigen Anschauungen über die Kriegführung läuterten, Werke, an denen sich Moltke zum Strategen heranbildete und das deutsche Offizierskorps seine furchtbare Überlegenheit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewann, und wo immer heute noch das Schwert mit Geist geführt wird, an der Maas oder an der Maritza, in Europa oder im fernen Asien, überall hat die Lehre des großen, in der Praxis geschulten Theoretikers ihren unbestrittenen Anteil. Diese Autorität nun, der gegenüber Mommsen verblaßt, urteilt anders. „Ein Verteidigungsheer“, sagt er im 19. Kapitel des sechsten Buches „Vom Kriege“, „welches einen bedeutenden Fluß nahe (doch nicht unter einem gewöhnlichen Marsch) — mit gesichertem Übergang — hinter sich hat, ist unstreitig in einer viel stärkeren Lage als es ohne den Fluß sein würde; je weiter aber der Fluß sich hinter dem Rücken befindet, um so weniger wird er ihm nützlich werden und bei gewissen Entfernungen wird sein Einfluß völlig verschwinden“. Man sieht, v. Clausewitz sagt das gerade Gegenteil von dem, was Mommsen sagt. Wo Mommsen, der Laie, einen Nachteil sieht, erkennt der gefeierte Lehrmeister des Krieges einen Vorteil, und zwar aus dem Grunde, weil das Heer mit dem bedeutenden Fluß im Rücken durch den Fluß die Sicherheit, durch die Brücke die Freiheit des Rückens gewahrt hat, mit anderen Worten, weil in der Vorwärtsbewegung der bedeutende Fluß im Rücken die Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen über die Flanken hinaus hindert, beim Rückzug aber den bequemen Übergang gestattet, dem Feinde jedoch durch den Abbruch der Brücke ein absolutes Hindernis der Verfolgung vorlegt. Und in diesem Sinne, im Sinne des Generals v. Clausewitz hat Scipio vor 2000 Jahren zunächst den Ticino benützt, indem er etwa 40 km über ihn hinausging und sich hier dem Feinde darbot. Freilich, wer von einem Flusse, wie es der Ticino ist, mehr verlangt als er bieten kann, wer von ihm die absolute Sicherheit des Rückens gegen eine Armee und Kavallerie Hannibals verlangt und in ihm ein absolutes Hindernis

sieht, der wird als Feldherr eine bittere Enttäuschung erfahren oder als Kritiker falsche Schlüsse ziehen. Es zeugt daher nur vom gesunden Sinne des römischen Konsuls, von seiner klaren Schätzung der Dinge, wenn er dem Flusse nur das Geschenk von zwei Stunden abnahm, wenn er sich seiner wohl durch den Brückenkopf und das feste Lager gegen die schlimmsten Wechselfälle versicherte, sonst in ihm aber nur den Schild sah, durch den gedeckt er das absolute Hindernis des Po zwischen sich und den Feind legen konnte; und es zeugt auch nur vom richtigen Verständnis beider Quellen, wenn sie nach dem unglücklichen Reitergefechte das rettende Ziel, dem Scipio zueilte, nicht den Ticino, sondern direkt den Po nennen *ἐπὶ τὴν τοῦ Παδου γέφυραν*, *festinatum ad Padum est.* Dies war also der „bedeutende“ Fluß, auf den sich Scipio durch die Brücke bei Vaccarizza stützte, und dieser Zusammenhang der Dinge ist sowohl der bisherigen Forschung als auch Prof. Kr. fremd geblieben.

Mit dem geringen Verluste von 600 Mann, die bei der abgebrochenen Pobrücke der feindlichen Kavallerie zum Opfer fielen, rettete also Scipio das Heer über den Fluß und lagerte nach Polybius *περὶ πόλιν Πλακεντίαν*, in der Nähe der Stadt Piacenza, gestützt auf diese Festung, also, da der Trebbiaübergang nicht erwähnt wurde, auf dem linken, westlichen Ufer bei Rottofreno, während Livius nach den korrespondierenden Worten 47, 3 *Romani Placentiam pervenere* (die Römer gelangten nach Placentia) das römische Heer auf das rechte Ufer direkt in die Stadt führe oder doch an die Mauern klebe und dadurch mit der maßgebenden Quelle in Widerspruch gerate; so meint die Forschung und so meint Prof. Kr., beide mit Unrecht. Wenn wir nämlich von Jugend an wohl einige tausendmal die Regel zitieren und anwenden, daß Städtenamen auf die Frage wohin? den bloßen Akkusativ regieren, so schieben wir unmerklich unseren, von der Umgebung losgelösten Stadtbegriff, den Häuserkomplex, unter und nähren so und ziehen einen Irrtum groß; denn der Stadtname, also hier Placentia, ohne Appellativ, ohne *urbs* oder *oppidum*, schließt, wenn nicht schon der Gang der Erzählung die Beschränkung gegeben hat, auch die Umgebung, die Landschaft, ein, den *ager Placentinus*, der in jener Zeit an 150 km² umfaßte. Für ein Individuum bedeutet *Placentiam* gewiß in den meisten Fällen den Eintritt in die Stadt, den Häuserkern, da er hier den Mittelpunkt seiner Geschäfte und somit die Erfüllung des Stadtbegriffes findet; eine ungebrochene Feldarmee aber, für welche der Ringwall der Mauern den Verlust der Operationsfähigkeit, also den Tod, bedeutet, macht in einer Entfernung halt, wo sie ihre Vorteile des Begriffes *Placentia* findet, die Aufnahme der Verwundeten und Kranken, die Ergänzung der Vorräte, die Sicherung der Flanken und des Rückens in der Schlacht, die Sicherung des Rückzuges nach der Schlacht und im schlimmsten Falle die Aufnahme in den Mauern, also in einer

Entfernung von 3—10 km. Dieser Gebrauch des Akkusativs gehört der ganzen Latinität an und gipfelt bei Livius deutlich in den Fällen, wo das Heer zum Entsatze heranrückt und schon vor der zernierenden Armee halt macht II 53, 1. Wenn nun die Worte *Placentiam pervenere* nicht enger sind als die Polybianischen *περὶ πόλιν Πλακεντίαν* und beide Autoren den Übergang über die Trebbia nicht erwähnen, dann haben doch beide Autoren, nicht bloß Polybius, erzählt, daß Scipio vor dem Flusse auf dem linken Ufer halt gemacht hat. *Placentiam* ist also in diesem Zusammenhange das „Placentische“, ebenso am Schlusse des Kapitels *Mago equitesque Placentiam ad hostes contendunt* Mago eilte mit seinen Reitern nach Placentia an den Feind und ebenda *Hannibal paucis post diebus sex milia a Placentia castra communivit,* wo das Placentische natürlich nach dem Lager Scipios gemessen ist, die Entfernung also den 50 Stadien des Polybius entspricht.

Infolge der gallischen Revolte zog sich Scipio aus der Ebene von Piacenza ins gesicherte Hügelland aufs rechte Ufer der Trebbia nach beiden Quellen zurück. Der späte Aufbruch um 3 Uhr früh erklärt sich nur durch die Trebbia, desgleichen die Belästigung der übersetzenden Nachhut durch die Numider, wenn man den Karthagern nicht mit Prof. Kr. S. 54 den Mangel einer Bereitschaft und eine plumpe Handhabung des Dienstbetriebes zuschiebt. In einem wohlverschanzten Lager, etwa 13 km südlich von Piacenza, wartete Scipio auf die Ankunft seines inzwischen aus Sizilien zurückgerufenen Kollegen Sempronius und Hannibal, der 7 km entfernt bei Campremoldo di sopra lagerte, ließ die Vereinigung ruhig geschehen. Mußte sie nach der breiten Ausführung Kr.s S. 64 f. geschehen lassen, weil er durch den Vormarsch gegen Sempronius nur jeden der beiden Konsuln zur Vorsicht im verschanzten Lager gezwungen und den Krieg gegen seinen Willen zum Stehen gebracht hätte; dies sei der richtige Kalkül des großen Feldherrn gewesen. Aber angesichts der völligen Untätigkeit Hannibals gegenüber der Vereinigung und der leichten Reizbarkeit des Sempronius steht die Frage nicht so, warum er die Vereinigung zulassen mußte, sondern warum er sie zulassen wollte. Es läßt sich kurz sagen. Hannibal, welcher durch den Vormarsch über die Trebbia hinaus wohl den heißblütigen Sempronius besiegen konnte, zum Besitze Oberitaliens aber einen Sieg über beide Konsuln brauchte, konnte diesen Sieg über beide Heere nur erhoffen, wenn der heißblütige Sempronius Gewalt über beide Heere hatte, d. h. nach ihrer Vereinigung durch die unselige Institution des Doppelkommandos, der schwächsten Seite in der römischen Heeresorganisation. Ist schon zwischen Feldherrn und Generalstabschef die Störung im geistigen Rapport ein Unglück, weil sie die Kontinuität und die Kraft der Handlung schwächt, so bedeuten zwei gleiche Gewalten vor dem Feinde die Katastrophe. Das wußten die Römer nicht und wünschten die Vereinigung als Kraftvermehrung, das

wußte Hannibal und wünschte die Vereinigung als Kraftzerstörung und darin, in der feinen Unterscheidung zwischen Schein und Wahrheit, in der sicheren Abgrenzung des Geltungsgebietes der Regel, die uns alle bindet, liegt der große Gedanke.

Die Erfüllung kam bald. An einem Tage der Kommandoführung des Sempronius schickte Hannibal seine Numider über die Trebbia, welche den Römer durch geschickte Herausforderung aus dem Lager lockten und durch kluge Nachgiebigkeit über den anschwellenden Fluß nachzogen, ohne Vorbereitung für den Übergang, ohne Schutz gegen die Kälte des Dezembertages, ohne stärkende Nahrung, nach Livius 38.000 Kombattanten zu Fuß nebst den Hilfstruppen der Cenomanen und 4000 Reiter; die Adoption der 36.000 Mann des Polybius für die Schlacht ist nicht zulässig, da dieser damit nur allgemein den üblichen Stand zweier gemeinsam operierender Heere bezeichnet 72, 12. Da die numidische Kavallerie auf ihren gewandten Pferden neckend und ausweichend die schwere römische Kavallerie nur ermüdete, nahm sie Sempronius auf die Flügel zurück — da teilte sich auch schon der Vorhang, den die numidischen Reiter gezogen hatten, und hinter ihm zeigte sich die ganze feindliche Armee in Schlachtordnung, im ersten Treffen 8000 Mann leichter Infanterie, im zweiten die schwere Infanterie mit 20.000 Mann, zu beiden Seiten derselben je 5000 Reiter, vor diesen zu gleichen Teilen die Elefanten. Prof. Kr. stellt S. 71 diese angeblich schwerfälligen Tiere, über deren Gewandtheit er auf Brehms Tierleben verwiesen wird, gleich von allem Anfang an gegen den gemeinsamen Willen der Quellen vor die Flügel des Fußvolkes, da sie sonst unmöglich mitten im Kampfe hier erscheinen könnten, und steht von nun an still, aber dauernd in der Gefolgschaft des Progymnasial-Programms von Charlottenburg 1867, S. 21 ff. Er hat damit zugleich den feinsten Zug der Überlieferung verwischt. Hannibal wußte, warum er die Elefanten vor seine wenngleich überlegene Kavallerie stellte. Diese war nämlich seine heikelste Waffe. Die Schwierigkeit der Beschaffung guter, leistungsfähiger Pferde, die Langwierigkeit und Schwierigkeit der harmonischen Ausbildung von Mann und Pferd macht den Verlust durchgerittener Pferde, von Reitern und Offizieren, in denen die guten Traditionen lebendig sind, unersetzlich, Kavallerie läßt sich im Kriege nicht improvisieren. „Die Kavallerie muß man im Kriege hüten wie ein Auge im Kopf oder sie schmilzt wie der Schnee an der Sonne", sagte General v. Reyher, der alle die großen Schlachten bis Waterloo in dieser Waffe mitmachte und später der Vorgänger Moltkes im Großen Generalstabe wurde. Wie hüten wir sie aber heute in der Schlacht? Wie suchen wir ihr den Chok, den katastrophalen Zusammenstoß mit der gegnerischen Kavalleriemasse zu erleichtern? Wir geben ihr Artillerie bei, welche die fremde Artillerie zum Schweigen zu bringen und das erste Treffen der feindlichen Kavallerie zu erschüttern und Lücken zu reißen sucht.

Wird man jetzt noch fragen, warum Hannibal die wuchtigen Kolosse vor die Front gerade seiner Kavallerie gestellt hat, von der seine physische Existenz und seine Operationsfähigkeit abhing? Die fremden Ungetüme, welche durch den Anblick schon die Pferde scheuten, durch den Einbruch die feindliche Front lockern und empfänglich machen konnten für den Stoß der nachfolgenden Kavallerie? Noch mehr. Die Attacke der Kavallerie gegen Kavallerie, soll sie wirksam sein, muß gesichert sein gegen die Bedrohung der eigenen Flanke, für welche im Momente der vorwärts gerichteten Karriere der Gegenstoß fehlt; diese Sicherung geschieht durch ein seitwärts gehaltenes zweites Treffen. Werden wir es jetzt nicht begreiflich finden, warum nach Livius, dem vielgeschmähten, die Elefanten vor den äußersten Flügeln der Kavallerie standen? Sie schützten schon durch die langsame seitliche Annäherung die Flanke der attackierenden eigenen Kavallerie. War es klug von Prof. Kr., dem Programme von Charlottenburg zu folgen?

Kühn und festen Schrittes rückt Sempronius gegen den Feind. Die leichten Völker, welche beiderseits den Aufmarsch gedeckt hatten, werden alsbald durch die Intervalle aufgenommen und auf einer Linie von etwa 4 km stoßen die schweren Massen aufeinander. Die nun folgenden Ereignisse der Schlacht hat Prof. Kr. völlig durcheinander geworfen, hat Ursache und Wirkung verwischt, hat den klaren Bericht des Polybius, auf den er sich doch stützt, völlig unkenntlich gemacht.

1. Polybius 73, 6. Die ungebrauchte punische Kavallerie drängt die römischen Reiter sofort von den Flügeln ab. Kein Wort mehr. Nach Kr. S. 74 geht die römische Kavallerie, von der feindlichen wahrscheinlich über den Fluß verfolgt, ins Lager zurück und wird hier — behalten, gegen 74, 8.

2. 73, 7 und 8. Von den nun entblößten Flanken des römischen Fußvolkes aus binden die Leichten und die Numider dessen Flügel, ihnen arg zusetzend. Das andere schwere Fußvolk der beiderseitigen zwei ersten Treffen steht in völlig gleichem Kampfe (*ἐπὶ πολὺν χρόνον* lange Zeit hindurch). Vom Weichen ist auf keinem Punkte die Rede. Nach Kr. beginnen die beiden Flügel des römischen Fußvolkes dem Angriffe der Elefanten von vorne her zu weichen, die Schlachtlinie wird zerrissen. Zur Motivierung zitiert aus einer späteren Phase der Schlacht 74, 2 (*τέλος δὲ*) *ἀμφότερα τὰ κέρατα τῶν περὶ τὸν Τιβέριον .... ἐτράπησαν* (schließlich) wurden die beiden Flügel zum Weichen gebracht, aber ohne *τέλος δὲ* schließlich, das natürlich in den Anfang der Schlacht nicht gepaßt hätte; man vgl. *τέλος δὲ* III 14, 8 in der Schlacht gegen die Karpetaner.

3. 74, 1. Mago fällt aus seinem Versteck mit 2000 Mann dem römischen Zentrum in den Rücken, das dritte Treffen verkehrt also die Front, das Heer steht unter dem Eindrucke des bedrohten Rückens, gleichwohl ist vom Weichen nicht die Rede. Nach Kr.

nimmt die Mitte des dritten Treffens den Kampf mit Mago auf, die beiden ersten aber reißen sich mehr und mehr von den anderen los und brechen mit 10.000 Mann durch.

4. 74, 2. Schließlich (*τέλος δὲ*) werden die beiden Flügel des Fußvolkes nun von den Elefanten in der Front und von den Leichten auch in den Flanken gedrückt, zum Weichen gebracht und gegen den Fluß gedrängt — das erste Weichen nach den Quellen. Nach Prof. Kr., der die Flügel des Fußvolkes schon unter 2. weichen ließ, „mußten diese jetzt erst recht weichen".

5. *τούτου συμβάντος*, d. h. als die Flügel abgedrückt waren und der Zusammenhang des Kampfes gelöst war, wird das Schicksal der Teile erzählt.

a) 74, 3. Das dritte Treffen des Zentrums erliegt den Angriffen Magos.

b) 74, 4, 5, 6. Die zwei ersten Treffen des Zentrums brechen sich durch die Gallier und Afrikaner blutige Bahn und entkommen glücklich direkt nach Placentia. Nach Kr. ist dies schon unter 3. geschehen.

c) 74, 7. Von den übrigen aber, den beiden eingeschlossenen und gegen den Fluß gedrängten Flügeln, geht der größte Teil am Flusse durch die Elefanten und durch die Reiterei zugrunde, nach Kr. auch noch in den Fluten, der Unterschied ist wichtig.

d) 74, 8. *οἱ δὲ διαφυγόντες τῶν πεζῶν καὶ τὸ πλεῖστον μέρος τῶν ἱππέων πρὸς τὸ προειρημένον σύστημα ποιούμενοι τὴν ἀποχώρησιν ἀνεκομίσθησαν ἅμα τούτοις εἰς Πλακεντίαν* diejenigen aber vom Fußvolk, welche (hindurch) entkamen, und der größte Teil der Reiterei — denn diese war nicht eingeschlossen — nahmen ihren Abgang vom Schlachtfelde in der Richtung auf das vorerwähnte Korps der 10.000 und kamen zugleich mit ihm nach Placentia. Deutlich und zwingend weist Polybius den Flüchtlingen, den *διαφυγόντες*, den Weg, er führt nicht durch den Fluß, sondern durch den Ring der Karthager west- und nordwärts hinter den 10.000. Nicht so Prof. Kr. Gleichgiltig gegen das Staunen des Lesers, still folgend dem Programm von Charlottenburg, erklärt er, das militärisch wichtige Faktum, daß sich ein kleinerer Teil der Armee über die Trebbia gerettet hat und auch dieser Rest nach Placentia gelangt sei, habe in der Erzählung des Polybius nicht fehlen dürfen und reklamiert nun dafür die *διαφυγόντες* und die Reiterei. Den mit den *διαφυγόντες* korrespondierenden Bericht des Livius von mehreren teilweise gelingenden Durchbruchs- und Fluchtversuchen kleinerer Abteilungen hält Kr. für eine Fiktion, „für Heldentaten, mit denen Livius das römische Debacle auszuschmücken das patriotische Bedürfnis habe". Die sachliche Unmöglichkeit aber erhärtet der Autor der antiken Schlachtfelder mit den Worten: „Du lieber Gott, was sollen die armen, erschöpften Menschen noch alles fertig gebracht haben!"

74, 9. „Die Karthager verfolgten den Feind nur bis an den Fluß, konnten wegen des Unwetters keinen Schritt mehr weiter gehen und kehrten ins Lager zurück. Alles war in heller Freude über den guten Ausgang des Kampfes, nur wenige waren von den Spaniern und Afrikanern und die größere Zahl von den Galliern gefallen, wegen des Regens und Schnees aber war ihr Zustand so jämmerlich, daß die Elefanten bis auf einen eingegangen waren und auch von den Leuten und Pferden noch viele der Kälte zum Opfer fielen". Prof. Kr. hat in seiner Übersetzung S. 90 das Objekt (den Feind) weggelassen, und dadurch diesen zwischen den Karthagern und dem Flusse ausgeschaltet, hat in *οὐκέτι* (nicht mehr) den zweiten Teil der Zusammensetzung und hat endlich *δεινῶς* (jämmerlich, fürchterlich) ausgelassen, anscheinend Kleinigkeiten, aber in ihrer Summierung wohl geeignet, auf Kosten der historischen Wahrheit die Katastrophe der Römer zu vergrößern, den Zustand der Karthager zu mildern.

Soweit Polybius. Wie der Rest der Römer über den Fluß ins Lager und nach Piacenza kam, kümmert ihn nicht. Nach Prof. Kr. auch Livius nicht; denn was sei mit dem Gros geschehen, fragt er S. 76, darüber decke Livius ganz den Schleier patriotischer Liebe. Nicht doch. Livius spricht deutlich vom Gros und seinem traurigen Schicksale 56, 4—9 und Kr. weiß es auch, er hat hier nur vergessen, was er (selbst) S. 90 aus Livius übersetzt hat, vom Gros übersetzt hat nach dem von mir vor 20 Jahren [1]) richtig gestellten, tadellos überlieferten Texte — freilich erklärt hat er nach dem entstellten Texte. Livius spricht nämlich wie Polybius vom Ende der Verfolgung an der Trebbia, von der Siegesfreude und totalen Erschöpfung der Karthager und fährt fort: *Itaque nocte insequenti, cum praesidium castrorum et quod reliquum ex magna parte militum erat, ratibus Trebiam traicerent, aut nihil sensere obstrepente pluvia aut, quia iam moveri nequibant prae lassitudine ac vulneribus, sentire sese dissimularunt; quietisque Poenis tacito agmine ab Scipione consule exercitus Placentiam est perductus, inde Pado traiectus Cremonam, ne duorum exercituum hibernis una colonia premeretur* als daher die Lagerwache und der Rest des Gros bei hereinbrechender Nacht auf Flößen über die Trebbia setzten, merkten es entweder die Punier bei dem rauschenden Regen nicht oder wollten es, steif und regungslos durch Mattigkeit und Wunden, nicht merken; ungestört durch die Punier wurde das Heer im stillen Zuge vom Konsul Scipio vollends nach Placentia geführt und dann den Po hinab hinüber nach Cremona, damit nicht eine Kolonie durch die Winterquartiere zweier Heere gedrückt werde. Also die Lagerwache geht mit den Resten des Gros *(quod reliquum ex magna parte militum erat)* nach dem Kampfe über den Fluß und dann führt Scipio das Heer vollends nach Piacenza.

[1]) Der zweite punische Krieg und seine Quellen 1894 (Cieslar, Graz).

Demnach schickte Scipio die Lagerwache, welche bei den Römern zu allen Zeiten die letzte Reserve war, auf Flößen hinüber aufs Schlachtfeld, damit die geschlagene und dezimierte Armee in der intakten Abteilung von gewiß 3000 Mann einen Rückhalt, in den Flößen die Mittel zum Übergange habe, er holt also durch die Lagerwache die Reste herüber auf sein, das rechte Ufer, auf dem er krank im Lager zurückgeblieben war (denn er geht nicht über den Fluß, um nach Piacenza zu kommen) — eine durch die Situation gegebene einfache Rettungsaktion, die Forschung aber steht vor ihr wie vor einem Rätsel; gewaltsam wird, was Livius auseinanderhält, Scipio mit dem Trebbiaübergang verbunden, geht darnach aus dem Lager vom linken Ufer auf das rechte feindliche und die Verwirrung, der Gegensatz zu Polybius ist fertig, nicht durch Livius, sondern durch die Erklärer.

Vom Reste des Gros, so schließe ich S. 119 ab, ist aber gesprochen im Hinblick auf die Abgänge durch den Kampf und durch die Flucht nach Placentia und ins Lager. Erst nachdem der Rest des Gros den Fluß übersetzt hatte, also auf das rechte Ufer übergegangen war, wird das Heer, das nun auch noch einen Teil der Flüchtlinge in sich begreift, von Scipio vollends nach Placentia geführt". Diese Gedanken haben nicht den Beifall Kr.s gefunden, aber sich ihrer zu entledigen, hat er zweimal die würdige Art verfehlt. „Auf diese Darstellung", sagt er S. 76, „hat nun Fuchs (S. 107 ff.) eine wunderliche Rekonstruktion der letzten Schlachtphase gegründet". Doch „diese Darstellung" des Livius, auf die ich mich stütze, hat er anzuführen oder auch nur anzudeuten unterlassen, so daß meine Rekonstruktion freilich wunderlich erscheinen kann. „Das Gros — sagt Fuchs allen Ernstes —", fährt er fort, „ist gar nicht vernichtet worden. Als es bis zur Trebbia zurückgedrängt war, kam ihm Scipio mit dem *praesidium castrorum* zu Hilfe, indem er auf Flößen über den Fluß setzte. Dieser Verstärkung gegenüber wagte Hannibal nicht, die Reste der Römer zum Äußersten zu treiben, und zog sich ins Lager zurück. So wurde das Gros gerettet". Man sieht, Prof. Kr. schiebt mir höhnend das gerade Gegenteil von dem unter, was ich gesagt habe, nicht einmal der fette Letterndruck hat mich gegen seine Flüchtigkeit schützen können, und damit ist er weit über die Grenzen hinausgegangen, die jeder Mann seiner Polemik setzt.

„Ein strammer Hannibal — das muß man wirklich sagen —", fährt Kr. spottend fort, „ein strammer Hannibal, der den aufgelösten Resten des Feindes gegenüber nicht wagt, zum letzten Streiche auszuholen, weil sie eine kleine Verstärkung bekommen haben". Bei diesen Worten war Kr. weder mit den Quellen in Fühlung, welche Siegesfreude und totale Erschöpfung als lähmende Ursache anführen, noch mit der Kriegsgeschichte, welche diese Erscheinung auf jedem Blatte bestätigt. „Zu keiner Zeit", sagt Friedrich d. Gr. in seinen Generalprinzipien, „ist die Armee

weniger geeignet weiter zu kämpfen als unmittelbar nach dem Siege; alles jubelt und ist entzückt und niemand will sich sofort wiederum in neue Gefahren stürzen". Dagegen wie auch gegen die Erschöpfung kämpft freilich der mitleidlose Wille des Feldherrn, der, wenn er weiter schreiten will, eine gewisse Härte und Gleichgiltigkeit gegen das Leben und die Leiden der eigenen Leute besitzen muß, aber wie ein Bleigewicht hängen sich jene zwei Momente an seinen Willen und lähmen seinen Arm, so daß selbst die größten Helden der Verfolgung, wie Cäsar und Friedrich und Napoleon, oft mit ihren Taten hinter ihren Worten und Weisungen zurückbleiben. „Auch den starken, mitleidlosen Willen vorausgesetzt", sagt Moltke, dem dieser Mangel oft vorgeworfen wurde, in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges S. 324, hängt die Verfolgung noch von der Art ab, wie der Sieg gewonnen wurde; sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abteilungen auf dem Schlachtfelde wie bei Königgrätz so durcheinander geraten sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen, oder wie bei St. Quentin alle, auch die letzten Truppen, ins Gefecht verwickelt waren, so daß über eine intakte, geschlossene Abteilung nicht mehr zu verfügen ist". Dürfen wir gegenüber diesen Erfahrungen der Kriegsgeschichte, gegenüber den damit harmonierenden Berichten der beiden Quellen, nach welchen alle Merkmale des seelischen und physischen Unvermögens, die Siegesfreude und die totale Erschöpfung, im Heere Hannibals wirkten, dürfen wir da den Feldherrn Hannibal für einen Helden der Sage halten, den das Volk mit unzerstörbaren Kräften ausstattet? Dürfen wir gegenüber dieser Auflösung des karthagischen Heeres, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wie es die Forschung und Prof. Kr. tun, weil die Römer ruhig über die Trebbia und nach Piacenza abziehen durften, zumal sie eine kleine, in solchen Fällen aber immer imponierende Verstärkung erhalten hatten? Denn was sich der Geschlagene gegenüber dem Sieger erlauben darf, das spottet nach kriegsgeschichtlicher Erfahrung jeder Regel. Konnten doch die Russen nach ihrer Niederlage bei Zorndorf im Angesichte des Siegers, um den linken Flügel des Siegers herum, ihre Rückzugsstraße gewinnen, konnte doch Faidherbe nach der Schlacht bei St. Quentin 20 Minuten vom Feinde — im Zeitalter der Kanonen — entfernt ruhig nach der Flanke abmarschieren — das alles vermag die Erschöpfung des Siegers; verloren doch die Deutschen nach dem Siege bei Weißenburg am 4. August 1870 den geschlagenen Gegner bei hellichtem Tage aus den Augen — das alles vermag die Freude des ersten Sieges nach wochenlanger banger Spannung. Ja selbst wenn Hannibal noch eine intakte Truppe zur Verfügung gehabt hätte, wer darf sich, man verzeihe das Wort, lustig machen über Hannibal, wer dürfte die Zurückhaltung Hannibals tadeln, wenn er im fremden Lande, durch 1000 km und zwei Riesengebirge von seinen Quellen getrennt, von

Feinden und selbstsüchtigen Freunden umgeben, nicht auch den letzten Mann opfern wollte zur Verschönerung des Sieges? Gerade wie Napoleon, gewiß ein mitleidloser Held der Verfolgung, bei Borodino trotz seiner völlig intakten und immer starken Reserven dem russischen Heere um 4 Uhr nachmittag den freien und wohlgeordneten Rückzug gestattete; denn im fremden Lande, weitab von den Quellen, muß der Feldherr wie der Privatmann strenger haushalten mit seinen Mitteln.

Aber Prof. Kr. ist unerschöpflich in sachlichen Gründen. Mit dem Programm von Charlottenburg fragt er, wo kommen denn die Flöße her? Das sei eine Geschichtsfälschung des Livius, die Flöße seien seine oder seines Gewährsmannes Erfindung, denn in der Beschaffung der Flöße liege eine neue Unmöglichkeit, wie es denn bei Livius von Unmöglichkeiten, dies sind seine Worte, nur so wimmle. Also wo kommen die Flöße her? Ich denke, in jeder Stadt, die an einem Flusse gelegen ist, waren sie zu finden, geschweige in einer Festung und einem Stapelplatze, der an zwei Flüssen lag. Hier mußten sie aber auch in den letzten Wochen aufgehäuft worden sein, denn alle Völker beobachten das natürliche Gebot, bei der Annäherung des Feindes alle Fährmittel flußauf und flußab einzuziehen, sowohl um dem anrückenden Feinde die Möglichkeit eines bequemen Überganges zu nehmen als auch um für das durch die Anwesenheit des eigenen Heeres bedingte größere Bedürfnis vorbereitet zu sein, wie beispielsweise im Jahre 1866 alle Fahrzeuge der Strecke Passau—Theben (400 km) im Brückenkopfe von Wien gesichert wurden. Ja, wie kamen aber die Flöße an die Übergangsstelle? Darin liegt eine neue Unmöglichkeit, ruft Prof. Kr. aus, denn wenn die Trebbia hoch angeschwollen ist, bringt kein Mensch einen Kahn oder ein Floß gegen den reißenden Strom 10 km hinauf". Kein Mensch bringt sie hinauf, gewiß, aber ein Paar Ochsen oder Pferde vor einem Wagen gespannt, so ist es üblich in der Kriegsgeschichte. So erklären sich alle Vorgänge in natürlicher Weise. Den Vorwurf der Fälschung aber soll der Forscher, der ein gerechter Richter sein will, nicht ohne klare Evidenz erheben oder das häßliche Wort schnellt auf den Sprecher zurück, dem die Vertrautheit mit den Realitäten des Krieges nicht eigen ist. Auch der Vergleich Kr.s mit der Schlacht bei Cannae entspricht nicht, nicht dem Blutbade nach, weil die in diesem Betracht sonst sehr gesprächigen Quellen keine einzige Ziffer mitteilen und die Größe der Schlacht und des nationalen Unglückes von den Römern fast nur nach den zwei folgenden Schlachten gemessen wurde (Pol. III 85, 9; Liv. XXII 39, 8; 54, 9; 61, 10; XXIII 48, 8; XXIV 8, 20; 13, 1; XXV 10, 8; XXVI 12, 14; XXVII 12, 11; 40, 3; XXX 20, 9; 30, 12), nicht der Anlage nach, weil sich die Taktik von Cannae durch die Defensiv-Offensive und den konzentrischen Flankendruck der schweren Infanterie scharf von dem frontalen Stoße der Massen an der Trebbia abhebt.

Das Bild, welches Prof. Kr. von den Operationen entworfen hat, ist demnach verzeichnet, er bringt weder das angekündigte Neue noch die Sicherung des Alten; er hat weder die Kriegsgeschichte für sich noch die Quellen; peinlich berührt die Ungenauigkeit der Übersetzung, fremd steht er der Technik des Krieges gegenüber und dem Wesen der Kavallerie; in der Argumentierung wird die Unterscheidung dessen, was im Kriege notwendig, was nur wahrscheinlich und möglich ist, nicht immer beachtet; das starke Selbstvertrauen kann diesen Mangel nicht ersetzen; er ist wiederum das Opfer seiner Methode geworden, welche glaubt, den großen Feldherrn vor allem durch den militärischen Kalkül zu finden, und vergißt, daß unser Kalkül nur im Abstande von der großen Persönlichkeit ausfallen kann, demnach von Anfang an irrig ist; denn unser Urteil ist an Konvention und Regel gebunden, über beide hinaus aber erhebt sich die geistige Selbständigkeit des Feldherrn, daher wir schon nach dem ersten selbstgefälligen Schritte die große Spur verlieren und dann in unserer Eigenliebe, um uns zu retten, zu Sündern an den guten Quellen werden. Wer einen Hannibal suchen will, muß bescheidener sein, er muß mit dem großen Friedrich sagen, daß er nicht würdig ist, die Schuhriemen eines Cäsar oder Hannibal aufzulösen; er muß also seine eigene Weisheit zurückstellen und zuerst die glaubwürdigen Quellen fragen und gegen deren Irrungen Schutz finden durch das eingehendste Studium der Kriegsgeschichte, nicht bloß eines Lehrbuches der Taktik. Hiefür freilich wird der ebenso tiefe wie reiche Schatz der militärischen Literatur selten ausgenützt. Die Folge ist die sachliche Unfruchtbarkeit der Forschung. Üppig aber blüht daneben die Quellenkritik, d. i. die Zurückführung der Berichte des Polybius und Livius auf die Urquellen, von denen wir entweder nur wenige Zeilen oder nur den Namen oder auch nicht einmal diesen kennen, ein dankenswertes Unternehmen, das Licht verbreiten soll über Stoff und Form, aber eine böse Krankheit — ein ernster deutscher Mann hat ein schärferes Wort gebraucht —, die ungehemmt weiter greift, weil der frische Lufthauch des stofflichen Verständnisses fehlt. Bis tief in die Mittelschule hinab wirkt die Unfruchtbarkeit. Ohne jede oder doch ohne befriedigende sachliche Aufklärung ist der Mittelschullehrer der Pein überlassen und die alten Autoren, welche in der größeren Hälfte Kriegsschriftsteller sind, werden fast nur nach ihrer grammatischen Seite ausgebeutet, die großen Gedanken fehlen, Schüler und Publikum empfinden murrend die Lücke und die dringende Forderung nach der Politisierung des Volkes, d. h. nach dem tieferen Verständnis des Volkes für die großen Aufgaben des Staates findet keinen vorbereiteten Boden. Es ist wahrlich Zeit zur Umkehr, damit einerseits die Quellenforschung zum Umfang einen Inhalt empfange, andrerseits die Schule an der Überfülle grammatischer und ästhetischer Worte nicht ersticke.

Görz-Salcano. Josef Fuchs.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Griechische Papyri, ausgewählt und erklärt von H. Lietzmann. Aus einem griechischen Zauberpapyrus, von R. Wünsch. Antike Fluchtafeln, ausgewählt und erklärt von R. Wünsch. Aus der antiken Schule, Sammlung usw. von Erich Ziebarth. Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von H. Lietzmann. Nr. 14, 84, 20, 65. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.

Ein Hinweis auf die voranstehenden Heftchen in dieser Zeitschrift dürfte allen denen willkommen sein, die sich für Papyri interessieren, ohne daß sie in der Lage sind, sich Kenntnis der größeren, zum Teil recht teuren Publikationen auf diesem Gebiet zu verschaffen. Ich will aber die Gelegenheit, auf die kleinen Texte aufmerksam zu machen, benützen, um ein paar Bemerkungen anzubringen, von denen ich hoffe, daß wenigstens die eine oder die andere von ihnen für eine erneute Bearbeitung von Wert sein könnte. Lietzmanns Sammlung gibt meistens Briefe, ist also ein Gegenstück zu der bekannten, allerdings weit umfangreicheren Sammlung von Stefan Witkowski, die jetzt bei Teubner in zweiter Auflage erschienen ist; doch kommen bei Lietzmann noch ein paar Aktenstücke hinzu, von denen die sogenannten heidnischen Märtyrerakten in ihren Resten das größte Interesse beanspruchen dürften, und etliche ausgewählte Dokumente des Christentums bilden den Schluß. Den ersten Brief (= BGU. II 423) schreibt ein gewisser Apion, der zu Misenum als Soldat steht, an seinen Vater Epimachos nach Hause. Auf der Adresse nennt sich Apion vielmehr Antonius Maximus (*ἔστι δέ μου ὄνομα Ἀντῶνις Μάξιμος*). Diese Neubenennung ist bei Rekruten an sich nicht ungewöhnlich, aber (s. Hübner in Iwan Müllers Handbuch I² 679) der Name Antonius scheint auf einen Kaiser Gordianus zu weisen, nach dem sich Apion genannt hat (M. Antonius Gordianus heißen sie alle drei). Ich würde unbedenklich sagen, daß der Brief nicht vor dem Jahr 238, wahrscheinlich sogar etwas später geschrieben ist, wenn ihn nicht das Urteil der Schreibsachverständigen ins II. Jahrhundert setzte;

dieser Autorität wird man sich ja zu fügen haben. Den Grammatiker muß interessieren, daß Apion, vulgo Antonius Maximus, ein *nomen compositum* in seinen beiden Bestandteilen flektiert, etwa unserem 'der Hohepriester' 'des Hohenpriesters' entsprechend; er bestellt nämlich unter anderem auch einen Gruß von *Σερῆνος ὁ τοῦ Ἀγαθοῦ Δαίμονος*; der Vater des Serenus hat gewiß *Ἀγαθοδαίμων* geheißen. Vielleicht gibt diese Stelle uns die Möglichkeit, eine Schwierigkeit in Oxyr. Pap. IV 742 (= Witkowski[2] 70, 13) zu lösen. In diesem Dokument handelt es sich um *δέσμαι καλάμων*, wie sie bei Wegeausbesserung, Bau von Dächern usw. verwendet worden sind, und zwar schreibt ein gewisser Antas an Phaustos, er habe von Pothos (?) *τὴν χιλίαν δέσμην* für 15 Drachmen gekauft. Wilamowitz hat die Worte mit Recht beanstandet, da wir von einem Singular *χίλιος* überhaupt nichts wissen. 1000 Bündel sind *χίλιαι δέσμαι*: kann man denn statt *χίλιοι ἄνδρες* auch *χίλιος ἀνήρ* sagen? Man muß an einem krassen Beispiel zeigen, wie widersinnig der Ausdruck ist. Aber setzen wir zunächst ein Kompositum *χιλιοδέσμη*, ein Bündel von tausend *κάλαμοι*, voraus, so darf weiter daran erinnert werden, daß im hellenistischen Griechisch das *ο* der Kompositionsfuge sehr oft mit *α* gewechselt hat, also *χιλιαδέσμη* wie *θακαθαλπάς, πατραλώας, βατταλογεῖν, μεσανύκτιον, λεπταγίοις* = *λεπτογείοις* Hibeh Papyri I 47, 13 (256 v. Chr.). Wertvoller als alle anderen Hinweise mag der auf *θρυαδέσμη* im Pap. Leyd. I S. 97 S. 2, 18—25 (II. Jahrh. v. Chr.) sein; *χιλιαδέσμη* wäre dann flektiert worden wie *Ἀγαθοδαίμων*. Alles das ist wohl möglich und m. E. die einzig annehmbare Erklärung für den nun einmal vorhandenen Gallimathias; die Frage, die allein Schwierigkeiten schafft, ist, ob wir ein Kompositum *χιλιοδέσμη* als gegeben ansetzen dürfen. Und da kommt *θρυοδέσμη* 'Binsenbund', das wir oben belegten, zunächst in Frage. Es mag unentschieden bleiben, ob wir daneben Fälle stellen dürfen, wie *σωματοφύλαξ, καλοπέδιλον*, das ich Theocr. 25, 103 als 'Holzschuh' verstehe (von *κᾶλον*). Ausschlaggebend ist wohl, daß Antas, der Schreiber unseres Briefs, ein Substantivum *πανάριθμος* 'Gesamtzahl' bildet (*Ἀντᾶς Φαύστῳ πλεῖστα χαίρειν· παράλαβε παρὰ Πόθου τὸν κάλαμον παναρίθμῳ*). Im Brief des Theon an Tyrannos (Lietzm. 3 = Ox. Pap. II 292) liest man als Empfehlung des Überbringers den Satz: *χαρίεσαι δέ μοι τὰ μέγιστα, ἐάν σου τῆς ἐπισημασίας τύχῃ*. Das ist literarisches Griechisch, wie Polybius XXX 1, 2 beweist: *ἔχων ... πρόφασιν ... ὅλως ἐλθεῖν εἰς τὴν Ῥώμην, ἕνεκεν τοῦ συγχαρῆναι τῇ συγκλήτῳ καὶ τυχεῖν τινος ἐπισημασίας*, vgl. Polyb. XXVI 2, 6, Dionys Archaeol. VIII 72, Diodor IV 8, 4, Plutarch Mor. 235 d; den Sinn von *ἐπισημασία* gibt vielleicht unser 'Beifall' wieder. *χαρίεσαι* ist gewiß Futurum, wie Pap. Lond. I 42, 32 lehrt: *χαριεῖ δὲ καὶ τοῦ σώματος ἐπιμελόμενος*, aber formal ist die Bildung schwerlich auf *χαρίσεσαι* zurückzuführen, sondern vielmehr gleich

χαριεῖσαι zu setzen nach dem Muster von φοβοῦμαι φοβεῖσαι usw. Denn wenn derselbe Schreiber ὑγιάνειν gibt, so zeigt dies, daß er das ι im Diphthong vernachlässigt, und zwar, was besonders merkwürdig ist, vor Konsonanten. Man wird doch χαριεῖσαι (so ist vielmehr zu schreiben) und ὑγιάνειν im Prinzip nicht trennen dürfen und daher auch ὑγιάνειν nicht etwa morphologisch erklären, wie man es bei εὐφράνω Pap. Par. LI 40 vielleicht gleichfalls mit Unrecht getan hat; s. im übrigen die Bemerkungen Maysers Gramm. der griech. Papyri S. 70 und 105. Pap. Oxyr. III 531 (= Lietzm. 4) verspricht ein gewisser Kornelius seinem Sohn Hierax unter anderem τὸ ἄλλο ζεῦγος τῶν ὑσγεινων zu senden; da es sich gerade um ein Paar handelt, so werden es wohl Schuhe sein. Frauen und Stutzer haben in der Kaiserzeit buntes Schuhwerk getragen. Ein Gegenstück zu diesem Schreiben ist Lietzm. 9 (= BGU. I 38); da schreibt der Sohn (Serenus mit Namen) an den Vater (Apollinarius), und leider hat er nicht viel Gutes außer den üblichen Wünschen zu berichten. Unter anderem: Tag für Tag begibt er sich zu Serapias, die eine Bierkneipe hat, und 'sie sagt alle Tage heute, morgen kriegst du's, aber gibt's nie'. Diese Umschreibung Lietzmanns ist ein wenig frei, und wenn ich nicht irre, verlangt der griechische Text zunächst bessere Interpunktion, um verstanden zu werden: καθ' ἡμέρα ὑπάγω παρὰ Σεραπιάδα τὴν ζυτόπολειν καὶ οὐ διδῖ μοι, ἀλλὰ καθ' ἡμέρα λέγι ὅτι „σήμερον; αὔρειν!" καθ' ἡμέρα ταὐτά: „Sie sagt täglich: heute? nein, morgen! Tag für Tag das gleiche". Diese Auffassung wird nicht nur durch den Sinn gestützt, sondern vor allem durch den Titel einer Varronischen Satire *Cras credo, hodie nihil* (Bücheler, Petron.[4] S. 172) empfohlen; denn dahinter scheint ein Sprichwort zu stehen. Mit 'nein' haben wir den Gestus übersetzt, ohne den solche Rede unverständlich bleibt. Die beiden Briefe der Thermutas (Lietzm. 10, 11 = BGU. I 261 und III 822) sind von dem Herausgeber wohl nicht mit Rücksicht auf ihre leichte Verständlichkeit ausgewählt worden; ganz wesentlich scheint mir zum Verständnis, daß die Dame, die an ihren Bruder schreibt, sich in dritter Person emphatisch als ἡ ἀδελφή σου einführt. Da ist eine Taesis, die zur Miete wohnt, aber den Betrag schuldig bleibt. Deshalb soll der Bruder einen Brief an Kupareus senden, von der wir annehmen müssen, daß sie Einfluß auf Taesis hat. Taesis nämlich 'sagt: ich zahle die Miete nicht'. 'Sie schuldet mir nämlich', fährt die Schreiberin fort, 'einen Chalkos für Miete'. Was folgt, kann ich nur so verstehen: κ[αὶ] τί μέμφῃ σου τὴν ἀδελφὴν περὶ τοῦ .... υς, ὅτι οὐκ ἀπαι[τ]ῖς τὴν ἐμμ[έ]νουσαν ἐν τῇ οἰκίᾳ σου τὸ ἐνοίκιον; 'Statt mich zu schelten, solltest du von Taesis die Miete verlangen'. Voraussetzung ist, daß der Bruder an die Schwester geschrieben hat, und diese Voraussetzung wird durch den Eingang des Briefs bestätigt: 'Wegen des Getreides brauchst du dir keine Sorge zu machen; wir fanden einen Bauer,

der es zum Markte fährt, freilich wer gibt Saatkorn? Was die Verrechnung deines Anteils angeht, so habe ich, deine Schwester, sechs Artaben, abgesehen von den *σπέρματα*, genommen (also gehört dir der Rest)". Ich weiß nicht ob diese Auffassung ganz richtig ist, bei der ich den Genitiv *τοῦ ὑπολόγου* vom Subst. *ὁ ὑπόλογος* ableite. Athenaeus 145 f. *οὗτοι τὰ σιτία παρὰ τοῦ βασιλέως εἰς ὑπόλογον λαμβάνουσιν* spricht doch wohl für uns und gegen Lietzmann. Klar ist auch, daß der Bruder geschrieben hat. Es muß aber noch eine weitere Voraussetzung gemacht werden, nämlich, daß Thermutas in ihrem Brief die Funktionen von *ὅτι* und *ὅτε* miteinander verwechselt[1]; an sich wäre das bei der ständigen Vermengung der Konjunktionen im Vulgärgriechisch wohl möglich. Dann fragt sich, weshalb der Bruder die Schwester getadelt haben könnte, und zieht man einesteils die ländlichen Verhältnisse, andernteils die Größe der Lücke in Betracht, so finde ich nichts Besseres als *περὶ τοῦ [ζεύγο]υς*. Die Schreiberin mahnt noch einmal eindringlich, an Kupareus zu schreiben: *ἵνα εὕρωμεν καὶ ἡμῖς εὔλογον λαλῆσαι αὐτῇ, γράψον Κουπαρηοῦτι ἐπιστολήν. πρόσ[εχε ὅλω]ς, ἵνα εὕρῃ εὔλογον πρὸς αὐτὴν λαλήσῃ* (wohl = *λαλήσειν*?). Es folgen die üblichen Grüße und ein Postskriptum, wie es sich bei einem Frauenbrief gehört. In den Akten des Isidorus und Lampon (Lietzm. 20 = BGU. II 511) macht die Ergänzung der dritten Kolumne besondere Schwierigkeiten, und es ist nicht anzunehmen, daß die Herausgeber mehr gewollt haben, als Sinn und Gedankengang der Stelle ungefähr herzustellen. Ich bemerke nur, daß das dort überlieferte *πρεσβεα* nicht auf der drittletzten, sondern auf der vorletzten zu akzentuieren war; eine Suidasglosse nämlich, die wahrscheinlich auf Cäcilius von Kaleakte zurückgeht, belehrt uns *s. v. πρέσβις*, daß *πρέσβεως* von *πρέσβυς* und nicht von *πρεσβεύς* komme, *οἱ γὰρ λέγοντες ἁμαρτάνουσιν.* Nun, hier haben wir einen solchen Sünder; denn ein Akkusativ *πρεσβέα* läßt sich nur auf *πρεσβεύς* zurückführen. Ein paar Worte mehr sollen den folgenden Prozeßakten (Lietzmann 21 = Pap. Oxyr. I 33) gewidmet werden. Der römische Kaiser, der das Verhör anstellt, ist Commodus; er hat den Angeklagten gefragt: *νῦν οὐκ οἶδας, τίνι λαλεῖς*; darauf antwortet Appianus: *ἐπίσταμαι· Ἀππιανὸς τυράννῳ.* Das ist einem Manne vom Charakter und der Gemütsart eines Commodus gegenüber ein kühnes Wort; man muß bedenken, daß Secundus Carrinas eine Rede gegen die Tyrannen, die er in der Rhetorenschule vorgetragen hatte, unter Caligula mit Verbannung büßte (Dio Cass. LIX 20, 6). Aber der Kaiser ist langmütig und korrigiert den Angeklagten: *οὐκ, ἀλλὰ*

---

[1]) Ich denke nicht, daß man etwa Joh. XIV 22 *κύριε, καὶ τί γέγονεν, ὅτι ἡμῖν μέλλεις ἐμφανίζειν σεαυτόν* zum Vergleich heranziehen muß, aber immerhin mögen solche Phrasen die Konfusion nahegelegt haben. Auch handschriftlich variieren *ὅτι* und *ὅτε*, z. B. Philostratus, Heroicus S. 306, 4 K

βασιλεῖ (*λαλεῖς*). Darauf hält Appian einen längeren Vortrag: *τοῦτο μὴ λέγε. τῷ γὰρ θεῷ Ἀντωνείνῳ τῷ πατρί σου ἔπρεπε αὐτοκρατορεύειν. ἄκουε· τὸ μὲν πρῶτον ἦν φιλόσοφος, τὸ δεύτερον ἀφιλάργυρος, τὸ τρίτον φιλάγαθος. σοὶ τούτων τὰ ἐναντία ἔνκειται, τυραννία ἀφιλαγαθία ἀπαιδευσία.* Nun spricht Commodus allerdings das Todesurteil, aber Appianus dreht sich noch einmal um, während er abgeführt wird, und es entspinnt sich eine neue Unterhaltung, in der sich der Kaiser gnädig erweist und dem Verurteilten ein seinem Adel entsprechendes Geleit gewährt. Man muß dem entgegenhalten, daß Demetrius in der Schrift *de elocutione* den Nutzen der figurierten Rede (deren Kunst war. Gedanken zu verbergen) mit dem Hinweis begründet: *μάλιστα τὸ ἦθος τὸ δ υ ν α σ τ ε υ τ ι κ ὸ ν χρῄζον λόγου ἀσφαλοῦς, ὃς καλεῖται ἐσχηματισμένος* (292 f.). Pseudodionys im Traktat *περὶ ἐσχηματισμένων* II 7 spricht sich in gleichem Sinne weitläufig aus. Der Grundgedanke, der diese Betrachtungen durchzieht, ist, daß die Großen der Erde namentlich von ihren Fehlern nicht gerne sprechen hören; auch der Rat, den der Deklamator Cestius bei Seneca suasor. I 5 gibt, entspringt solcher Anschauung, und die Ausführungen Plutarchs im Conv. sept. sap. 147 b geben dazu eine hübsche Illustration. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie der Druck, den königliche und kaiserliche Würde in der Antike auf die Gemüter ausübte, sich in diesen Äußerungen widerspiegelt. Die Astrologen haben sich bemüht, aus den Zeichen des Himmels den Zeitpunkt ausfindig zu machen, in dem man einem *ἄρχων* und *δυνάστης* unter günstigen Aussichten begegnen könne (Codices Vindobonenses descr. Guil. Kroll im Catal. cod. astrol. VI 106), und man hat *θυμοκάτοχα* als Amulette getragen, wenn man vor sie hintrat (Pap. Leid. II S. 101, 38). Drollig drückt es ein Stoßseufzer aus, der Verse des Euripides travestiert (Oxyr. Pap. IV 684, 13): *ἀκμαὶ μὲν γάρ εἰσι δειναὶ κυμάτων θαλασσίων .... οὐδὲν δὲ οὕτως ὀργᾷ καὶ κυμαίνει καὶ ἀναζεῖ ὡς θυμὸς βασιλέως.* Und nun lese man bei Dio, der es selbst erfahren hat, die Schilderung, wie Commodus römische Senatoren behandelte (Dio Cass. LXXII 20); dann erkennt man, daß die in den Appianusakten geschilderten Vorgänge keinen Anspruch auf Wirklichkeit haben können. Der Kaiser hätte eine solche Sprache nicht einen Augenblick ertragen. Die Vermutung, daß diese Akten eine literarische Fiktion sind, läßt sich also mit guten Gründen bestätigen.

Ich wende mich nun dem Abschnitt zu, den Wünsch aus dem großen Pariser Zauberpapyrus (2441—2705) ausgewählt und erläutert hat. Die Aufgabe, diesen Text wirklich lesbar zu machen, war nicht gering. Wünsch hat sie in musterhafter Weise durchgeführt, vieles zweifellos emendiert, an anderen Stellen wenigstens einen Gedanken hergestellt, der unseren Ansprüchen genügen kann. Unter den Rezepten für allerhand Arten von Beschwörung und

Zauber liest man 2505: *ἔχει δὲ φυλακτήριον πρὸς τὸ μή σε καταπεσεῖν· εἴωθεν γὰρ ἡ θεὸς τοὺς ἀφυλακτηριάστους τοῦτο πράσσοντας ἀερορίφεῖς ποιεῖν καὶ ἀπὸ τοῦ ὕψους ἐπὶ τὴν γῆν ῥῖψαι· διὸ οὖν ἀναγκαῖον ἡγησάμην καὶ τοῦ φυλακτηρίου τὴν πρόνοιαν ποιήσασθαι, ὅπως ἀδιαστάκτως πράσσῃς.* Hier notiert Wünsch intr. *ἔχω* im Sinne von 'ich existiere', das im Ngr. belegt, freilich in der Koine sonst noch nicht bekannt geworden ist. Aber durch Ausdrücke wie *πόλισμα ὑπὸ τὸ Παρθένιον ἔχον* Xen. Anab. VII 8, 21 wird es verständlich; vgl. Lucian. nav. 23, Pausanias II 17, 3, Hippokrates *περὶ ἄρθρων ἐμβολῆς* I 80, p. 112, 6 Kühlew. und meine Anm. zu Demetrius De eloc. p. 28, 15. Man kann danach *ἔχει φυλακτήριον existit phylacterium* tatsächlich erklären. Richtig steht bei Menander *περὶ ἐπιδ.* p. 384, 11 Sp. *ὁ περὶ τῆς φύσεως λόγος διττός ἐστιν· ὁ μὲν γάρ ἐστι τῆς θέσεως, ὃς ἔχει πρὸς ἑκάτερον τῶν στοιχείων, ὁ δὲ τῶν ἐν τῇ χώρᾳ βλαστημάτων,* wie S. 385, 24 *οἱ μὲν περὶ λόγους καὶ φιλοσοφίαν ἔχουσιν, οἱ δὲ περὶ τέχνας καὶ ἄλλας ἐπιστήμας.* Ich führe noch Achilles Tatius I 3, 1 an: *ὁ μὲν οὖν τὸν πάντα χρόνον εἶχεν ἐν Βυζαντίῳ,* wo *τὸν πάντα χρόνον* schwerlich direktes Objekt von *εἶχεν* ist. Echt hellenistisch ist ferner an der zitierten Stelle des Papyrus *τὴν πρόνοιαν ποιήσασθαι,* wie man auch *τὴν ἡσυχίαν ἄγειν* sagt (Rhein. Mus. 51, 621. 52, 38), während im Attischen der Artikel zu fehlen pflegt. Aber was steckt in *ἀδιαστάκτως*, das keinen Sinn hat, weil der Begriff 'ohne durchzusickern' hier nicht paßt? Wünsch meint *ἀδιαστάτως* oder *ἀδιαστίκτως*, ich denke eher *ἀδιστάκτως* 'ohne Bedenken'; s. Mart. Pionii VII 5 *ὅσοι γὰρ εἰς Χριστὸν πιστεύουσιν ἀδιστάκτως, γελάσουσιν ἐν χαρᾷ ἀιδίῳ.* Zeile 2630 steht: *σκευὴ φυλακτηρίου τῆς πραγματείας. λαβὼν μάγνητα τὸν πνέοντα ποίησον ὡς καρδίαν καὶ ἐνγεγλύφθω Ἑκάτη περικειμένη ⟨τῇ⟩ καρδίᾳ* (so zu verbessern) *ὡς μηνὶ σκιά.* Das heißt: man soll einem Magnetstein herzförmige Gestalt geben und soll dann Hecate einschneiden, so daß ihre Gestalt sich der Herzform anschmiegt, wie der Schatten dem Mond. Bald darauf liest man (2638) *πάντα γὰρ δύναται ἐπιτελούμενος* (überl. *επιτελουμενως*) *οὗτος ὁ λόγος.* Das Adverb ist nicht zulässig; den geforderten Sinn 'so daß er das *τέλος* herbeiführt' würde doch *ἐπιτελούντως* haben. Zeile 2670 ist *τεῦξον πικραῖς τιμωρίαις τὴν δεῖνα τὴν ἄθεσμον* wohl in *τέγξον κτλ.* zu verwandeln. Zwei Zeilen weiter *ὅσ' ἂν δὲ βούλῃ* (d. i. *quaelibet*), *καινολογεῖ*[1]) *πρὸς τὴν θεὸν* (ursprünglich *θεὰν* des Verses wegen) *ἄθεσμα*? Zeile 2690 folgt *ἀνάλαβε ὄξει ποιήσας κολλούρια, σφράγιζε δακτυλίῳ ὁλοσιδήρῳ ὁλοστόμῳ, ἔχοντι Ἑκάτην καὶ κύκλῳ τὸ ὄνομα.* Wünsch faßt *ὁλόστομος* im Sinne: massiv gegossen, nicht durchbrochen. Wenn man aber sonstige Zusammensetzungen mit *-στομος* heranzieht, so ergibt sich in ihnen regel-

---

[1]) Der Papyrus hat *κοινα ο λεγει.*

mäßig der Begriff 'Mund', 'Mündung', 'Schneide': *μεγαλόστομος, εὐρύστομος, σκληρόστομος, ὀξύστομος* (*μάχαιρα* Eurip.), *πλατύστομος, ἄστομος, δίστομος* (*ξίφος* Eurip.), *ἀμφίστομος* (*πέλεκυς* Dioscor.). Daraus folgt für *ὁλόστομος* der Sinn 'ganz scharf', 'ganz schneidig', der für einen Siegelring insofern passend sein kann, als es auf einen klaren Abdruck des Bildes tatsächlich ankommt. Allerdings führt Wünsch aus Kyranides Prolog bei F. de Mély, Les lapidaires II, S. 6, 1 ⟨*στήλῃ*⟩ *ὁλοστόμῳ σιδηρᾷ* an, aber da *στήλῃ* auf Ergänzung beruht, da an der Stelle von einer Eingravierung die Rede ist, da endlich das Verbum *ἐγχαράσσειν*, das dort steht, einen Dativ nicht nur des Objekts, sondern auch des Mittels zu sich nehmen kann, so sehe ich nicht ein, warum man nicht lieber ⟨*σμίλῃ*⟩ *ὁλοστόμῳ σιδηρᾷ*, d. h. 'mit einem ganz scharfen eisernen Griffel' lesen soll; eine massive Eisensäule ist doch an und für sich für jene Zeit etwas Absonderliches [1]). Der Gegenstand, auf den man geschrieben hat, mag gleichfalls noch in der Lücke gestanden haben.

Die Auswahl aus den antiken Fluchtafeln ist bereits in zweiter Auflage erschienen, und Wünschs eingehender Kommentar gibt auch dem Neuling einen guten Begriff von der seltsamen Ideenwelt, in der diese Erzeugnisse ihren Ursprung genommen haben. Es sind kulturgeschichtlich überaus merkwürdige Dokumente, weil sie in alle möglichen Ereignisse des öffentlichen und privaten Lebens eingreifen. Die Komposition ist sorglos; in der Regel werden *ὁρκίσματα ἑβραϊκά* und *λόγοι Ἑκατίκειοι* einfach aneinander und durcheinander gereiht. Ich möchte hier dem Schluß von Wünsch N 4, einer in Karthago gefundenen Verfluchung, die sich gegen Wagenlenker im Zirkus richtet, ein paar Worte widmen. Wir lernen die Namen von allerlei Rennpferden kennen: *ἀπόκνισον αὐτῶν τὰ ὄμματα, ἵνα μὴ βλέπωσιν μήτε αὐτοὶ μήτε οἱ ἵπποι, οὓς μέλλουσιν ἐλαύνειν, Αἴγυπτον, Καλλίδρομον καὶ εἴ τις σὺν αὐτοῖς ἄλλος ζευχθήσεται, Οὐαλεντῖνον καὶ Λαμπάδ*[*ιον*] . . . *νον καὶ Μαῦρον Λαμπαδίου*. Wünsch versteht *Μαῦρος Λαμπα-*

---

1) Ein paar weitere Einzelheiten fasse ich in einer Anmerkung zusammen. Z. 2452 *ἐκκομίζοντος* für *ἐκδωμίζοντος* (wo *ω* aus *ο* verbessert ist)? 2482 hat der Papyrus *αωπονονομασασαν*. Ob *ἄοπον νομάσασαν* (*νομάζειν versari* z. B. Nicander Ther. 950)? Z. 2539 *οὔρεα τε στερέ' ὄντα* für *οὔρεα τ' ἀστερόεντα*? Z. 2541 ist *οἲ* für *οἰ* wohl nur verdruckt. Z. 2544 führt die Überlieferung eher auf *δασπλῆτι, σοροῖς ἔπι δαιτὺν ἔχουσα*. Z. 2556 schlug ein Mitglied unseres Seminars (Herr Benedikt) *καὶ πτηνῶν δ' ἑξῆς* (überl. *δεξιε*) vor, Z. 2560 ein anderer (Herr Budimir) *τετραπρόσωπ' αἴγλη* für *τετραπροσωπετνη*. Z. 2587 ist nach *ᾠόν τε ἴβεως νέας, ἃ μὴ θέμις* eine Lücke, die den Schluß dieser Zeile und den Anfang der folgenden umfaßt. Von der zweiten Zeile (2588) ist nur der Schluß *τοῖς σοῖς ἔθηκε βωμοῖς* erhalten; s. Z. 2652 ff. Z. 2620 empfinde ich eher daktylischen Tonfall *δεῦρ' ἄγε μοι τὴν δεῖνα τάχιστα — πάντα σαφῶς θεὰ αὐτὸς ἐλέγξω*. Übrigens ist *εἰ δὲ μή γε* in der Koine keine Rarität: Blass-Debrunner § 439, 1.

διον als einen Ansatz zum Pedigree; dann wären Vater und Sohn im selben Rennen gelaufen. Heute pflegt man Pferde, die zur Zucht gebraucht werden, nicht mehr ins Rennen zu geben, weil sie erfahrungsgemäß minderwertig sind, und darum glaube ich, daß auch *Λαμπάδιος* vielmehr der Name des Herrn ist, der das Rennpferd *Μαῦρος* besaß. Kurz vorher hindert nichts, statt *Λαμπά*[*διον*] vielmehr *Λαμπαδ*[*ίου*] zu ergänzen; der Pferdename, der in diesem Falle nachfolgt, ist uns unbekannt. Freilich lesen wir nachher noch *Βούβαλον Κηνσοράπου*, *Ἔρεινα*, und da *Κηνσόραπος* schwerlich Personenname ist, so denkt Wünsch auch hier an ein Pferd. Aber, wenn schon das folgende *ερεινα* gleichfalls dunkel ist, so war es m. E. richtiger, den Weg einzuschlagen, den Wünsch früher gegangen ist, d. h. zunächst Verständliches herauszuschneiden: *Κήνσορα*, lat. *Censorem*. In *Πονερεινα* scheint doch etwas zu stecken, das mit lat. *puer* zusammenzubringen ist. Könnte *NA* am Schluß für *ΛIN* verlesen sein? *Puerilis* als Pferdename scheint mir nicht ungeeignet, da wir auf einer anderen Tafel *Ἰούβενιν* = *Iuvenem* (Wünsch 3, 29) lesen. Es würde sich wohl empfehlen, die Tafel daraufhin noch einmal zu prüfen. An den Worten *καὶ εἴ τινα ἄλλον ἵππον ἐξ αὐτῶν μέλλει ἐλαύνειν* nehme ich keinen Anstoß; sie scheinen mir, allerdings ungeschickt, statt *καὶ εἴ τινα ἄλλον ἐκ τῶν ἵππων μέλλει ἐλαύνειν* gesagt. Die Präposition *ἐξ* ist in der Koine der üblichste Ersatz des partitiven Genitivs.

In den Schönschreibübungen und Diktaten, die Ziebarth reproduziert, lesen wir die Worte (N. 8):

ὅταν ποιῶν πονηρὰ χρηστά τις λαλῇ
καὶ τὸν παρόντα πλησίον μὴ λανθάνῃ
διπλασίως αὐτῷ γίνεται (l. *γίνεθ'*) *ἡ πονηρία*.

Es sind, wie ich durch die Abteilung andeutete und längst erkannt ist, zweifellos jambische Trimeter, die wir vor uns haben, trotz des metrischen Fehlers, der in *διπλασίως* steckt. Auch grammatisch läßt sich *διπλασίως γίνεται* nicht rechtfertigen, aber die Änderung *διπλάσιος* hilft uns nicht, einesteils weil das Femininum *διπλασία* ist, hauptsächlich aber wegen des Sinnes. Denn wenn diese Apodosis richtig wäre, dann wäre *μὴ λανθάνῃ* unmöglich und nur das Gegenteil (*λανθάνῃ*) erträglich. Nun besitzen wir aber eine andere Fassung des Gedankens, die auf den ersten Blick freilich noch seltsamer anmutet (9):

ὅταν ποιῶν πονηρὰ χρηστά τις λαλῇ
καὶ τὸν παρόντα πλησίως μὴ λανθάνι,
διπλασίως αὐτῷ φθάρνεται ἡ πονηρία.

Das Rätsel steckt in *φθάρνεται*, statt dessen Felton *φθαρήσεται* 'hol's der Teufel' las, indem er diese Wendung als Ausdruck der Ungeduld des Knaben verstand. Aber *φθαρήσεται* sprengt den Vers, dem sich *φθάρνεθ'* richtig einfügt. Es wäre die Frage, ob

die Lesung *φθάρνεται* hinlänglich gesichert ist, ob nicht wenigstens auf einer der drei Wachstafeln, die diese Worte geben, *φθάρνυται* zu erkennen ist. Freilich darf auch *φθάρνεται* von der Hand eines Ungebildeten uns zuletzt nicht befremden, da die Verba auf *-υμι* in der Volkssprache dem Untergange geweiht sind (Dieterich, Untersuchungen 221. *δεικνύω* lautet ngr. *δείχνω*; alt ist *ἀπολλῶ* oder *ἀπόλλω*, s. Dieterich a. O.). Wir haben nämlich theoretisch durchaus das Recht, neben *φθείρω*, *φθαίρω* (Etym. M. 269, 50. Eust. Od. p. 1649) ein *φθάρνυμι* anzusetzen; das vollkommene Gegenstück ist *πτείρω* (Arcadius p. 68, 19. Suidas *s. v.* *πτείρω*) *πταίρω πτάρνυμι*. Auch *κτείνω*, *κταίνω*, *κτίννυμι* läßt sich zum Vergleiche heranziehen, über das Herwerden im Lexicon suppl. gr. einzusehen ist. Wie mir scheint, ist uns die Nebenform *φθάρνυμι* in unserem Verse tatsächlich geboten, und es spricht vor allem zu ihren Gunsten, daß sie den richtigen Gedanken ergibt: Wenn jemand böse handelt und brav redet und dabei seinem Nächsten nicht verborgen bleibt, so wird ihm die Schlechtigkeit doppelt ausgetrieben, d. h. er bekommt für seine Scheinheiligkeit doppelte Strafe. Damit ist auch das Adverb *διπλασίως*, das in beiden Fassungen steht, dem Sinne nach gerechtfertigt; beobachten wir, daß die zweite Fassung *πλησίον* durch *πλησίως* ersetzt, so drängt sich der Gedanke auf, daß wir für *διπλασίως* nur *διπλάσιον* herzustellen haben, um die echten Verse wiederzugewinnen, die demnach folgendermaßen gelautet haben dürften:

ὅταν ποιῶν πονηρὰ χρηστά τις λαλῇ
καὶ τὸν παρόντα πλησίον μὴ λανθάνῃ,
διπλάσιον αὐτῷ φθάρνυθ' ἡ πονηρία.

Mit dieser erbaulichen Feststellung wollen wir denn unsere Betrachtungen schließen[1]).

Wien. L. Radermacher.

---

[1]) In einer Anmerkung noch ein paar Nachträge zu den Fluchtafeln. Bei Wünsch 4, 35 steckt in *θεόν . . . των πελαγων τὴν ἀρχὴν συνβεβλημένον* wohl *θεόν . . . τῷ περάτῳ τὴν ἀρχὴν συνβεβλημένον*. *τὸ πέρατον* ist nicht ungewöhnlich; zum Gedanken Hermes 1911, S. 427, 75. Ebenda 39 fordert der Sinn *ἐξορκίζω σε κατὰ τῶν ἁγίων ὀνομάτων* (gelesen *κατὰ τὴν γῆν? ὀνόματα*). Im Zaubertext von Hadrumet heißt es 34 von Gott *δι' ὃν ὁ λείων ἀφείησιν τὸ ἅρπασμα καὶ τὰ ὄρη τρέμει, καὶ ἡ γῆ καὶ ἡ θάλασσα ἕκαστον ἰδάλλεται ὃν ἔχει φόβον τοῦ κυρίου* (*φόβος* Deissmann wohl verlesen); da bietet sich für *ἰδάλλεται* in erster Linie die Anlehnung an *εἰδάλλεται*, das Hesych mit *φαίνεται* glossiert, dessen Existenz auch durch *εἴδομαι* = *φαίνομαι* (Kaibel Epigr. 1034, 19) gesichert wird. 'Erde und Meer wird sichtbar, *ὃν ἔχει φόβον*' ist eine proleptische Struktur statt: es wird sichtbar, *ὃν ἔχει φόβον γῆ καὶ θάλασσα*. Das läßt sich verstehen, und es bleibt als einzige Schwierigkeit *ἕκαστον*. Ist dies nicht Zusammenfassung der vorangehenden Begriffe *ἡ γῆ καὶ ἡ θάλασσα* in der Art wie etwa I Petri 4, 10? *ἅρπασμα*, neben *ἅρπαγμα* nicht ungewöhnlich, hätte Wünsch veranlassen sollen, im Zauberpapyrus 2575 *μύσασμα*, das im Reim mit *θυμίασμα* steht, zu behalten. Zu der Anmerkung Fluchtafeln 3, 15 ff.

Ciceros ausgewählte Reden. Fortsetzung der Halmschen Sammlung. Neunter Band. Die siebente, achte, neunte und zehnte Philippische Rede. Erklärt von Wilhelm Sternkopf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 121 SS. 8°. Preis geh. Mk. 1·20.

In der Besprechung des achten Bandes dieser Sammlung' mit dem Sternkopf durch Kommentierung der dritten bis sechsten Philippischen Rede eine sehr willkommene Fortsetzung der Halmschen Sammlung bot (Berlin 1912), hatte ich den Wunsch ausgesprochen, Sternkopf möchte auch noch einzelne der späteren Philippischen Reden in derselben Weise kommentieren. Denn die Reden, die Cicero in seinem letzten Lebensjahre gegen Antonius hielt, gehören sicherlich zu den lebensvollsten und interessantesten, die uns von ihm erhalten sind, und sind überdies auch weit mehr als bloße Reden. Früher, als ich zu hoffen gewagt hätte, legte der gelehrte Herausgeber offenbar als Frucht vieljähriger Beschäftigung einen weiteren Band als Fortsetzung der Halmschen Sammlung vor, der eine Erklärung der Philippischen Reden sieben bis zehn bietet. Auch über diesen Band muß das gleiche Gesamturteil gefällt werden wie über den unmittelbar vorausgegangenen: er bildet eine sehr dankenswerte Gabe, mit der St. das philologische Publikum beschenkt.

Die Einleitung schildert mit aller wünschenswerten Genauigkeit und in gefälliger Darstellung die ereignisreiche Zeit von dem Tage an, da M. Antonius mit Heeresmacht von Rom aufbrach (29. November 44), um noch vor Ablauf seines Konsulates die beiden Provinzen in seine Gewalt zu bekommen, die er sich durch Volksbeschluß hatte übertragen lassen. Die Anlässe der einzelnen Reden werden klar erörtert und schließlich auch der Gedankengang derselben kurz skizziert. Der Kommentar, der eine durchaus selbständige Leistung Sternkopfs darstellt und nicht aus mühselig kompilierten Brocken besteht, ragt durch dieselben Vorzüge hervor, die an dem achten Bande durch das einstimmige Urteil der Kritik anerkannt worden sind. Für die sachliche Erklärung dieser Reden war der Herausgeber auf Grund seiner tiefschürfenden Spezialstudien wohl ganz besonders berufen und es muß auch vor allem dieser Teil des Kommentars als mustergiltig bezeichnet werden. Dabei versteht es St., der für ihn naheliegenden Gefahr gelehrter Weitschweifigkeit zu entgehen. Auch der Lateinlehrer wird aus

---

bemerke ich noch, daß *ταῖς χερσὶν* (gelesen *ταις χερσιτ*) auch auf ein vierfüßiges Tier nicht paßt; ursprünglich war also eine 'Rachepuppe' in Verwendung.

Aus dem Inhalte: *ἀδιστάκτως* 228. Briefschreiberin spricht von sich in dritter Person 225. *Cras credo, hodie nihil* 225. *εἰδάλλομαι* 231 Anm. *ἐπισημασία* 224. *ἔχω* intr. 228. *καλοπέδιλον* 224. Komposita doppelt flektiert 224. *μύσασμα* 231 Anm. Namenänderung bei Rekruten 223. *ὁλόστομος* 228 f. *ὅτι* für *ὅτε* 226. Pferdenamen 229 f. *πρεσβεύς* 226. Schuhe, bunte 225. *ὑπόλογος* 226. Verkehr mit Königen 227. *φθάρνυμι* 230 f. *χαρίεσαι* 224 f. *χιλιοδέσμη* 224.

St.s Kommentar mancherlei nützliche Belehrung schöpfen und ein gründliches Verständnis der verwickelten Verhältnisse jener Zeit gewinnen und nicht zuletzt auch zu einer gerechteren Würdigung Ciceros, der im Mittelpunkt der damaligen Ereignisse stehenden Hauptperson, angeregt werden. Sehr zu billigen ist es beispielsweise, wenn St. gelegentlich eine der giftigen Verdächtigungen Drumanns niedriger hängt, wie zu Phil. VIII § 33 die unglaubliche, geradezu Ärgernis anregende Vermutung jenes Historikers, Cicero habe mit den Worten *si quis eorum, qui cum Antonio sunt, fecerit, quod honore praemiove dignum esse videatur* zur Ermordung des Antonius aufgefordert.

Ein dem Kommentar angehängter Exkurs ist eine sorgfältige Studie über die genaue Zeitbestimmung der einzelnen Reden. Hier verdient besonders die scharfsinnige Widerlegung der Behauptungen Ganters über die Zeit der zehnten Philippischen Rede hervorgehoben zu werden.

Auf gleicher Höhe wie die sachlichen Erklärungen stehen auch die sprachlich-stilistischen Erläuterungen. Diese beruhen nicht nur auf umfassender Benützung der gesamten Literatur — so werden unter anderem Lebretons 'Études' wiederholt mit großem Nutzen herangezogen —, sondern auch auf gründlichen eigenen Studien und Beobachtungen über den Sprachgebrauch Ciceros. Prächtig ist — um den Lesern dieser Zeitschrift doch einige Proben des feinen Sprachgefühls Sternkopfs vorzuführen — die Analyse der sehr merkwürdig gebauten Periode Phil. VII § 7 *Itaque ego ille — pacem cum M. Antonio esse nolo.* Die Note (S. 25) lautet: 'Der Bau dieser Periode, die immer wieder durch Einschaltungen unterbrochen wird und immer von neuem zum Anfang zurückkehrt, um dann zuletzt in aller Knappheit abzuschließen, ist vorzüglich geeignet, auch äußerlich die behutsame Scheu zu kennzeichnen, mit der der Redner, zögernd und den Schritt hemmend, an das entscheidende Wort (*pacem cum M. Antonio esse nolo*) herangeht, dessen schlimme Wirkung er fürchtet und das er ganz zuletzt gleichsam hervorstößt, um dann erleichtert aufzuatmen'. — Ebd. § 14 wird zu den Worten *depulimus nos quidem* sehr schön gezeigt, daß durch *quidem* keineswegs, wie es den Anschein haben könnte, *nos* betont und hervorgehoben werden soll. — Lehrreich ist auch die Note Phil. VIII § 30 zu den Worten *esse quosdam, qui invideant alicuius constantiae,* wo der Unterschied des Gebrauches von *quidam* und des hier in besonderer Absicht verwendeten *aliquis* sehr gut erörtert wird: 'Der 'jemand' (*alicuius*) ist natürlich Cicero selbst. Durch das Pronomen *aliquis* wird die gemeinte bestimmte Person absichtlich verschleiert und als eine ganz beliebige bezeichnet. Der so Redende rechnet aber darauf, daß der Hörer ihn trotzdem versteht.... Die Griechen gebrauchen in derartigen Fällen ihr *τις*; z. B. sagt Haimon in Sophokles' Antigone v. 751 *ἥδ' οὖν θανεῖται καὶ θανοῦσ' ὀλεῖ*

τινα (= *ἐμέ*)'. Wie St. hier durch die schöne griechische Parallelstelle den Gebrauch des *alicuius* erläutert, so wird Phil. VIII § 9 die Wendung *di meliora*! gut verglichen mit *εὐφήμει* unter Hinweis auf Cato m. 47, wo Cicero tatsächlich das Platonische *εὐφήμει, ὦ ἄνθρωπε* mit *di meliora* wiedergibt. — An einer anderen Stelle wieder (Phil. X § 6) wird in dem Satze *tum denique amplissimi honoris nomen obtinebis* der Sinn dieses *obtinebis* überaus treffend erläutert durch Heranziehung des Goetheschen Wortes: 'Erwirb es, um es zu besitzen'. Das war mir darum besonders erfreulich, weil ich mir selbst einmal vor Jahren die Fauststelle zu jenem *obtinebis* an den Rand geschrieben hatte. — Zum Schluß sei als Beispiel einer aufschlußreichen Note noch die zu Phil. X § 9 *non instructa solum, sed etiam ornata* genannt, wo die besondere Bedeutung entwickelt wird, die *ornare* an dieser Stelle haben muß, während es sonst neben *instruere* gern als dessen Synonymum verwendet wird. Die angeführten Beispiele, die sich leicht um ein Vielfaches vermehren ließen, mögen genügen, um darzutun, daß auch die sprachliche Erklärung in Sternkopfs Kommentar auf dem Fundament solider Sachkunde ruht.

Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken: Phil. VII § 1 wird zu den Worten *aberrat a sententia* treffend hervorgehoben, daß die Rede ein Beispiel einer Senatsrede sei, deren ganzer Inhalt vom Gegenstand der Relation abschweift, was technisch *egredi relationem* heiße. Ich würde es gern sehen, wenn da auf die meines Wissens einzige klassische Belegstelle dieses Ausdrucks (Tac. Ann. II 38) hingewiesen würde. — Ebd. § 17 zu *plane et Latine loquuntur* möchte ich auf eine hübsche Parallelstelle verweisen, wo in der gleichen Weise *plane* und *Latine* nebeneinander gebraucht erscheinen: Cic. Verr. IV § 2 *cum dico nihil istum eiusmodi rerum in tota privincia reliquisse, Latine me scitote, non accusatorie loqui; etiam planius: nihil in aedibus cuiusquam cet.* — Ebd. § 18 wäre es nützlich, zu dem Satze *ut nemo sit alius* auf die konzessive Bedeutung des *ut*-Satzes hinzuweisen. Das wäre vielleicht zweckmäßiger als die Note § 14 zu den Worten *multo postea gravius*, wo angemerkt wird, *multo* gehöre zu *gravius*. Diese Bemerkung konnte wegfallen, weil ja eine andere Beziehung des *multo* — etwa zu dem unmittelbar folgenden *postea* — nicht möglich ist; es müßte ja dann *multo post* heißen. — Zu *verborum contumelia* Phil. VIII § 17 sei verglichen *vocis exspectas contumeliam* Cic. Cat. I 16 und *verborum contumelia* Caes. b. c. III 71, 83. — Ebd. § 20 *ante os oculosque legatorum*. Würde man nicht eigentlich *ante ora oculosque l.* erwarten? Daß man stets *in ore omnium esse* sage, ist mir wohlbekannt: doch die vorliegende Stelle ist von andrer Art. Hier wurde wohl wegen des beliebten Gleichklangs *os oculosque* der Singular bevorzugt. — Phil. IX § 7 *declaravit, quam odisset senatum*. Die Stelle zeigt eine etwas weiter sich erstreckende Verwendung des

quam = *quantopere*, als man nach den üblichen Einschränkungen in den Grammatiken und stilistischen Lehrbüchern glauben sollte. — Zu Phil. X § 5 *inopia verbi lapsum* vgl. Plato Apol. 38 D *ἀπορίᾳ λόγων ἑαλωκέναι*. — Ebd. § 11 zu *caducae hereditates* wird der juristische Ausdruck passend erläutert durch Hinweis auf Ulp. XVII 1 *quod quis testamento relictum ita, ut iure civili capere possit, aliqua ex causa non ceperit, caducum appellatur, veluti cecidit ab eo.* Noch lebendiger lebt der ursprüngliche Wortsinn des *caducus* in der bekannten Stelle Hor. c. II 13, 11 f. *lignum. caducum in domini caput.*

Über das textkritische Verfahren Sternkopfs gibt der ziemlich umfangreiche 'Kritische Anhang' Aufschluß, der, von der *adnotatio* Clarks ausgehend, zwar auch wie dieser nur eine Auswahl von Lesearten, aber doch in etwas weiterem Umfange bietet und in zahlreichen Fällen wichtige Ergänzungen und auch wohl Berichtigungen der Angaben Clarks bringt. Schwierigere Stellen werden mit der wünschenswerten Genauigkeit behandelt, so daß der Forschende daselbst ausreichende Belehrung über den Stand der Kritik finden kann. Bekanntlich wurden von Clark für die Kritik der Philippischen Reden einige *codices* neu herangezogen, die auch zur Familie der *deteriores* (D) gehören und 'das Bild, das wir uns bisher von dem Stammvater von D machten, im wesentlichen nicht verändern'. Es zeigt sich auch in diesen Reden, daß Halm den Vaticanus (V), dessen überragende Trefflichkeit ja nicht geleugnet werden soll, doch insofern überschätzte, als er auch zweifellosen Irrtümern und Versehen des höchst ungebildeten Abschreibers dieser Hdsch. größeres Gewicht beilegte als der Schreibung in D. Und doch dankt man auch in diesen Reden (Phil. VII—X) der Familie D allein an einer ganzen Anzahl von Stellen die richtige Lesung, so, um nur einige Beispiele herauszuheben: VII § 1 *istam,* fehlt in V; *inde,* fehlt in V; § 10 *meritos,* V *merito*; § 19 *involutum,* V verderbt *novolutum*; VIII § 12 *in quo bis,* V *quo vis;* § 15 *civem,* V *quem*; § 29 *victo,* V *vicit;* IX § 4 *perspiciendos,* V *respiciendos;* § 17 *quod,* V *quo;* X § 1 *maximo,* V *maxime;* § 3 *primum,* V *prius.*

An den Stellen, wo St. von Clark abweicht — und es ist deren eine ziemliche Anzahl — wird man seiner wohlerwogenen Entscheidung meist beipflichten dürfen. So nimmt er gegen Clark an folgenden Stellen die hdsch. Überlieferung in Schutz: VII § 5 *tanti honoris nomen potest sustinere,* während Clark nach Cobet *onus* für *nomen* in den Text setzt. Allein mit Recht erklärt St., daß die Wendung *t. honoris nomen sustinere* tadellos sei, und stützt sie überdies passend durch Phil. X § 6 *amplissimi honoris nomen obtinere;* ebenso VII § 14 *audistis* nach V; Clark, desgleichen Halm, C. F. W. Müller *auditis* (nach D); ebd. *opinio est gravior* mit guter Begründung im Kommentar, Clark nach Pluygers *o. e. gravis;* VIII § 7 die bestüberlieferte alte Form

poeniretur necem, Cl. *puniretur n.;* ebd. § 18 *vide, quanta,* Cl. *videte, q;* ebd. § 19 *antea deterrere*, Cl. *ante* d; ebd. § 20 *quid, si ille*, Cl. (nach eigener Vermutung) *quasi ille;* ebd. § 23 *nuntiasset*, Cl. *denuntiasset;* ebd. § 26 *chirographorum sua et commentariorum conlegaeque sui decreta* nach V, Cl. mit Streichung mehrerer Worte *sua et conlegae sui decreta.* St. sucht im Kommentar die allerdings sehr kühne Wortstellung in V zu rechtfertigen; ebd. § 30 *labori eius, qui,* Cl. *labori, qui;* ebd. § 32 *captivi servi*, Cl. *captivi;* X § 5 *nam te... putarem*, Cl. (nach eigener Vermutung) *ne te..p.;* ebd. § 19 *capessendae*, Cl. (nach eigener Vermutung) *capessendum.* — Hier sei noch zweier wichtiger Stellen gedacht, an denen St. (wie allerdings auch Clark) an der Überlieferung mit Recht festhält, während sonst die Herausgeber zu verschiedenen 'Heilungsversuchen' der angeblich verderbten Stelle ihre Zuflucht nehmen. IX § 3 *cui (*scil. *Ser. Sulpicio*) *legatio ipsa morti fuisset* „für den die Gesandtschaft selbst todbringend gewesen". Es ist richtig, daß der Dativus finalis *morti esse* vereinzelt steht; aber er hat doch eine gewisse Stütze in der übertragenen Verwendung derselben Worte an der von St. zitierten Stelle p. Flacco § 19 *quibus odio sunt nostrae secures, nomen acerbitati, scriptura, decumae, portorium morti* und ist vor allem durch seine gedrungene Kraft dem Sinne unserer St. so angemessen, daß es gegen alle kritische Methode verstößt, ihn durch bequeme Schreibungen wie *causa mortis* (C. F. W. Müller) oder *mortem attulisset* (F. W. Schmidt) ersetzen zu wollen. — Desgleichen verteidigt St. IX § 5 *quae nunc sola restaret* die handschriftliche Leseart, während andere Herausgeber (Ernesti, Halm, Müller) der strengeren Logik zu Liebe *restat* schreiben. Aber daß *restaret* ganz passend sei, zeigt St.s Note zu dieser Stelle.

Eigene Verbesserungsvorschläge bringt St. an nachstehenden Stellen vor: VII § 3 *postulare Macedoniam. Suam vocat omnino;* Clark (mit Halm und den Handschriften) *postulare. Macedoniam s. v.* Bei St.s Schreibung erhält *suam* durch die Inversion eine besondere Kraft, vgl. St. zu dieser Stelle. Beachtenswert scheint mir indes auch die Vermutung Ganters *p. Macedoniam, (quam) suam v. o.* — Ebd. § 16 nimmt St. (allerdings bloß im Krit. Anh.) vor *partitus est* den Ausfall eines *p. R.* an, was paläographisch unbedenklich ist, vgl. C. F. W. Müller adn. cr. ad. part. II. vol. II. p. XLI sq. — Ebd. § 22 schreibt St. *quo erat optabile ut p. R. comitem haberemus, nunc habemus ducem* — überliefert ist *quod e. o.* cet. —, eine entschieden geistreiche Änderung von bemerkenswerter Einfachheit. Die Beziehung *quo* — *comitem haberemus* mag auf den ersten Blick auffallend scheinen, aber sie ist nicht zu beanständen und der Aufbau des ganzen Satzes erhält durch das energisch an die Spitze gestellte *quo* eine schöne Geschlossenheit. — Sehr überzeugend ist m. E. die Emendation St.s VIII § 17

conductae [*copiae, actae*] *vineae sunt*; die Handschriften bieten *conductae lineae* (*liniae* V), der Ausfall der eingeschobenen Worte erklärt sich leicht durch Abirren von *conductae* auf *actae*. Die Wendung *conductae copiae* belegt St. im Kommentar zu der Stelle. — X § 9 *quodsi qui ab illo abducit exercitum*; überliefert ist *quod qui* cet. St.s Schreibung ist recht ansprechend und weniger gewaltsam als andere Vermutungen zu dieser Stelle, so z. B. *quare qui*, oder *qui* mit Weglassung des *quod*, oder *quod qui* mit Streichung von *exercitum* am Schlusse des Satzes. — Ebd. § 19 vermutet St. *necessaria:* [*etiamne haec necessaria*] *est? Quodnam* cet., eine kaum allzu kühne und dem Gedankenzusammenhang trefflich entsprechende Einfügung. Clark schreibt nach Halm *necessaria: ecquodnam* cet

Und nun nehmen wir Abschied von Sternkopfs Ausgabe, die wir, ihrer Bedeutung entsprechend, etwas eingehender würdigen zu sollen glaubten. Man darf nunmehr wohl die begründete Hoffnung aussprechen, daß St. auch noch die vier übrigen Philippischen Reden in gleicher Weise kommentieren werde. Es wäre schön, wenn dann das ganze Corpus der Philippischen Reden in seiner sorgfältigen Bearbeitung vorläge.

Wien. Alois Kornitzer.

Q. Horati Flacci carmina. Recensuit Fridericus Vollmer. Editio maior iterata et correcta. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1912. VIII und 404 SS. Preis geh. Mk. 2·40.

Die erste Auflage der kritischen Horazausgabe von Friedrich Vollmer war im Jahre 1907 erschienen; die zweite ist also bereits nach dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren nötig geworden. Da ich über die erste Ausgabe, vor allem über die kritischen Grundsätze, auf denen sie aufgebaut ist, in dieser Zeitschrift LIX (1908) S. 228 ff. ausführlich gesprochen habe, so kann ich mich über die zweite, die im wesentlichen gleich geblieben ist, kurz fassen und verweise im übrigen auf jene Anzeige.

Der Herausgeber vermochte für seine zweite Ausgabe eine neue, Keller und Holder unbekannt gebliebene Handschrift (von ihm mit K bezeichnet) zu verwerten; sie befindet sich zur Zeit in St. Claude unter n. 2, stammt aus dem 11. Jahrhundert und enthält die *Ars poetica* sowie *Serm*. I 1, 1 bis II 2, 24. Sie gehört zu Vollmers erster Klasse. Ferner hat er, da im *Parisinus* 7900[A] (A) die Episteln von einer anderen Hand geschrieben sind, nunmehr dafür im kritischen Apparat das Zeichen A^2 verwendet. Die Einrichtung des letzteren blieb unverändert; nur ist das Urteil über die Lesung des Archetypus öfters vorsichtiger als früher (vgl. z. B. *Serm*. I 1, 27 früher: *amoto* (I) (II), *amisso* B;

jetzt: *amoto* a D E (II), *amisso* B K). Auch kleine Zusätze, durch die die Angaben genauer werden, finden sich wiederholt (vgl. z. B. *Serm.* I 3, 140 jetzt: *peccaro* (I) (II), *—bo* R, und 142: *privatus* (I) (II), *—tim* λ 1, wo früher der Apparat geschwiegen hatte). Natürlich hat der Herausgeber auch kleine Versehen zu verbessern nicht verabsäumt (vgl. z. B. zu *Carm.* I 20, 9—11 oder zu I 32, 15, wo die Konjektur *quale lenimen mihi cumque*, die Göttling bereits Vollmers Freunde Sudhaus vorweggenommen hatte, nun jenem zurückgegeben wird). Der Text ist, so viel ich beobachten konnte, nur an wenigen Stellen geändert worden. Aufgefallen sind mir: *Carm.* II 5, 14, 15: *quod . . . annus* mit Bentley (früher *quos . . . . annos* mit den Handschriften); III 26, 7 *et* † *arcus* (früher *securisque* mit Bentley); IIII 7, 21 *splendide* (mit Hartmann für das überlieferte *splendida*, mir nicht glaublich; auch III 7, 1, auf das Vollmer verweist, ziehe ich die Überlieferung *candidi* der durch Diomedes *Gramm.* I 526, 6 bezeugten Variante *candida* vor und verweise diesbezüglich auf meine Bemerkung in dieser Zeitschrift LXIII (1912), S. 1089); IIII 8, 15 ff., wo V. jetzt in teilweisem Anschluß an Elter schreibt: *non 'celeres . . . minae', non 'incendia . . inpiae', eius, 'qui . . . rediit'* und erklärt: *opinor verba in contextu distincta sumpta esse ab Horatio ex marmoribus publicis, dumtaxat a poeta metro suo adaptata, nec tamen ab una statua, sed a duabus; eius mihi est* talis viri (früher hatte er die Verse *non* bis *rediit* mit Lachmann getilgt); *Serm.* I 1, 4 *armis* mit Bouhier für das überlieferte *annis*; II 3, 201 *cursum* mit Bothe für das überlieferte *quorsum?*; *Epist.* I 6, 40 *chlamydas* für das überlieferte *c(h)lamydes*; I 6, 50 *laevom* mit E ς [*s(a)euum* haben a A² (II); früher *scaevum* mit Pithou]; I 10, 37 ist das Kreuz vor *violens* unter Berufung auf Vahlen, *Opusc. acad.* I 335 mit Recht getilgt; I 13, 2 *Vinni* für *Vini*; *Ars* 95 wird nun dem Verständnis der Stelle durch folgende Interpunktion nachgeholfen: *et, tragicus plerumque, dolet sermone pedestri Telephus et Peleus, cum* etc. und überdies in der *adn. crit.* bemerkt: *post* pedestri, *non post* Peleus *solent distinguere, Vahleno duce*; *ego* tragicus plerumque *coniunxi*, eine Auffassung, der ich mich nicht anzuschließen vermag; auch zu 120 *honoratum* findet man nun eine Interpretation: *honoribus prius privatum tum denuo ornatum;* 216 wird in Parenthese gesetzt. — Das sind verhältnismäßig wenig Änderungen. Der *index nominum* ist durch erklärende Zusätze in dankenswerter Weise erweitert worden: vielfach findet man hierfür Porphyrion selbst verwertet. Kleine Zusätze und Korrekturen in den „*Notabilia et grammatica*" (z. B. über die Form *Lycidan* [*Carm.* I 4, 19, nur fehlt die Angabe: *Carm.*] oder *Anchisae* [*Carm. s.* 50], *Thyestae* [*Ars* 91] auf S. 349) verraten auch in dieser Partie des Buches die nachbessernde Hand. In den „*Conspectus metrorum*" ist auf S. 335 in der letzten Zeile der Fehler

im Schema des alkaischen Zehnsilbers, der sich auch schon in der ersten Auflage fand, nicht behoben worden. Druckversehen störender Art sind mir wenig aufgefallen; ich notiere: *Carm.* IV 4. 40, wo der Punkt zu tilgen und Komma zu setzen ist, und *Serm.* I 2, 122, wo statt *set stet*, 128 statt *latre latret* zu schreiben ist.

Wien. Karl Prinz.

Auswahl archaischer Marmorskulpturen im Akropolismuseum, im Auftrage des österreichischen archäologischen Institutes herausgegeben von Hans Schrader. Ein Textband von 57 SS. mit 2 Farbenlichtdrucktafeln und 62 Illustrationen, eine Tafelmappe mit 17 Heliogravüren. Wien 1913, Alfred Hölder. Preis 170 K.

Die Ergebnisse der jahrelangen Forschungen Schraders im Museum und im Magazin der Akropolis werden einmal in drei formal getrennten Teilen vorliegen. Der erste Teil: „Archaische Marmorskulpturen im Akropolismuseum zu Athen" wurde 1909 vom österreichischen archäologischen Institut der 50. Versammlung deutscher Philologen uud Schulmänner in Graz gewidmet. Ein dritter Teil wird einmal alle von Schrader bei seinen Arbeiten gesammelten Erfahrungen und Erkenntnisse über die technischen und stilistischen Details dieser für die kunstgeschichtliche Entwicklung so wichtigen Skulpturen dem engeren Kreise der Fachgelehrten übermitteln. Daß diesen doch gewiß mit Umsicht und in reichem Ausmaße gemachten Erfahrungen von uns mit Spannung entgegengesehen wird, hat erst kürzlich Paul Wolters zum Ausdruck gebracht; anläßlich der vollkommenen Veröffentlichung des zweiten Münchner „Apollo" heißt es im Text zu Brunn-Bruckmann, Tafel 661/2, Anm. 11: „Wir dürfen hoffen, daß Hans Schrader in seinem großen Werke über die Marmorstatuen der Akropolis auch diese (technische) Frage weiter fördern wird". Der jetzt erschienene zweite Teil wendet sich an weitere Kreise, besonders an die vornehmen Salons der reichen Freunde der Altertumswissenschaften und Künste.

Die prunkhafte Ausstattung des zweiten Teiles, welche das österreichische archäologische Institut in verständnisvollem Eingehen auch auf solche Bedürfnisse ermöglicht hat, verursachte einen Kaufpreis, dessen Höhe wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift und auch den meisten Bibliotheken den Ankauf erschwert. Dieser zweite Teil soll auch nur für den Laien die Wirkung der Originale bieten, deren jeder Fachmann doch von Zeit zu Zeit immer wieder in Athen teilhaftig werden kann. Von dieser Wirkung der Originale ist allerdings ein Teil manchmal vollkommen in den herrlichen Heliogravüren Michael Frankensteins tatsächlich festgehalten, trotz der zugrunde liegenden

nicht durchaus guten Aufnahmen: der edle Charakter des griechischen Marmors! Die Polychromie dieser Skulpturen wiederzugeben, muß einem wohl bald erreichten Stadium des mechanischen Autochromverfahrens vorbehalten bleiben. Die Aquarelle der Malerin Henriquez fassen die Farben doch zu subjektiv auf; mehr nähert sich die altbewährte Genauigkeit Gillièrons der Wirkung der Originale; von beiden sind Proben in vollendeter Reproduktion durch die k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei dem Textband beigegeben. Dieser enthält auch noch 82 große Kupferätzungen von Angerer und Göschl, so daß nunmehr viele dieser Bildwerke der archaischen Akropolis endlich in einer vollkommen genügenden Anzahl von guten Reproduktionen vorliegen [1]). Von manchem wichtigen Stück hätte man gerne noch mehr solch gelungene Ansichten, wie z. B. von der linken Seite der so glücklich ergänzten Knabenfigur 698, bei der doch gerade das länger erhaltene Standbein im Profil von außerordentlicher Wirkung sein muß; andererseits könnte leicht die nur um unbedeutende Gewandstücke vermehrte Antenorfigur nicht unbedingt aufnehmenswert erscheinen, wenn hier nicht, wie ausdrücklich gesagt, die Rücksichtnahme auf einen weiteren Leserkreis maßgebend gewesen wäre.

Dieser weitgehenden Rücksichtnahme auf einen nicht fachlich vorgebildeten Leserkreis wurde auch ausdrücklich bei der Abfassung des Textes so stark als irgend möglich Rechnung getragen; nur „wo es sich nicht vermeiden ließ“ heißt es am Schluß der Einleitung, sollen kunstgeschichtliche Fragen gestreift werden. Hier nun die Grenzen immer richtig zu ziehen zwischen einem nicht allzu großen Entgegenkommen und einer nicht allzu knappen Zurückhaltung ist wohl unerreichbar. So könnte denn auch vieles in der Textierung den Lesern dieser Zeitschrift als zu weit von dem Geiste dieser Denkmäler sich entfernend, als zu sehr dem Geiste der gedachten Leserkreise sich nähernd erscheinen; in Wendungen, welche dem besonderen Geschmack der gedachten Leserkreise möglichst entgegenzukommen suchen, schmiegt sich die Phrasierung wie stark sinnlich empfindsame Musik um die Gestalten. Andrerseits hätte vielleicht doch mancher auch dieser Leser gerne ein Wort wenigstens über die auf den Tafeln genau sichtbaren Reste von metallenen Zieraten an einzelnen Figuren dankbar und geduldig hingenommen; vielleicht hätte ein Hinweis auf die schöne Sapphostelle, die Robert von Schneider im Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, Seite 10, mit den Koren verband, auch hier mit

---

[1]) Hier möchte ich nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß ich dem freundlichen Entgegenkommen Schraders die Möglichkeit verdankte, durch das Atelier Bruno Reiffenstein, Wien, VIII. Bennogasse 24, direkt nach den photographischen Kopien der meisten Aufnahmen Diapositive im Format $8^1/_2 \times 10$ herstellen zu lassen, die den strahlenden Marmorcharakter der Bildwerke voll zur Wirkung bringen.

strahlendem Licht aus jenen Tagen diese Bildwerke beleuchtet, nahegerückt — es ist unmöglich, hier immer das zu wenig und zu viel sicher zu ermessen.

Vielleicht kann Schrader einige der nur angedeutenden kunstgeschichtlichen Hypothesen im dritten Teil seiner Akropolisstudien begründen; es war dies nicht die Aufgabe dieses ausdrücklich für weitere Kreise bestimmten zweiten Teiles und so kann füglich auch hier nicht näher darauf eingegangen werden. Dieser zweite Teil wird seine ihm bestimmte Aufgabe erfüllt haben — und davon ist man bei jedem Blick auf die Marmortafeln der Mappe neuerdings überzeugt —, wenn es ihm gelingt, in die Kreise der reichen Liebhaber antiker Kunst neue Mitglieder einzuführen.

Innsbruck. Heinrich Sitte.

Deutsche Dichter des Lateinischen Mittelalters in deutschen Versen von Paul v. Winterfeld. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Reich. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1913.

Das hochinteressante Buch legt die Übersetzungen des früh verblichenen Paul v. Winterfeld einem größeren Publikum vor. Vorausgeschickt hat der Herausgeber Hermann Reich, der bekannte Verfasser des viel umstrittenen Buches über den Mimus, eine Biographie des Freundes, die in warmer, liebevoller Darstellung das Leben und Wirken des merkwürdigen Menschen und Gelehrten zeichnet. Winterfeld, ein Nachfahr von Friedrich des Großen bekanntem General, war neben Traube in München und Wilhelm Meyer in Göttingen einer der Begründer der lateinischen Philologie des Mittelalters und Vertreter dieses Faches an der Berliner Universität. Seine Wissenschaft liegt abseits von der Heeresstraße philologischer Forschung und fordert Selbstentäußerung und Entsagung wie keine zweite. So hat denn Paul v. W. das Leben eines Mönches und Asketen geführt. In einem großen, öden Gemache, dessen ganze Einrichtung aus einigen alten Tischen und wackeligen Stühlen bestand, hauste er mitten unter seinen Büchern, die das ganze Zimmer überfluteten. Auf der Erde, auf den Stühlen und Tischen lagen sie zu Haufen geballt und kletterten in endlosen Regalen bis zur rauchgeschwärzten Decke empor. Hier lebte der Gelehrte in weltabgeschiedener Einsamkeit mitten in der Großstadt und verließ seine Klause oft tagelang nicht, von den Lebensmitteln zehrend, die er immer gleich für längere Zeit ankaufte; hier, vor einer kleinen Petroleumlampe, schrieb er seine grundlegenden Arbeiten über mittellateinische Lyrik und Rhythmik, hier entstanden seine große Hrotsvitausgabe und der 4. Band der *Poetae*, der den *Monumenta Germaniae historica* zur Zierde gereicht; hier focht er seine zahlreichen literarischen Fehden aus;

denn der streitbare Geist seiner Ahnen wohnte in ihm. Und dieser seltsame Mensch und Ritter erlebte ein in unsern realen Tagen fast märchenhaftes Geschick. Ihn, dem die harte Fron entbehrungsreichster Arbeit nichts hatte anhaben können, dessen Gesundheit die strapaziösesten Reisen in kulturferne Gegenden nicht berührt hatten, diesen Hünen brach die Liebe zu einer Frau, deren Antlitz er nie gesehen und deren Stimme er nie gehört hatte. Durch Hrotsvit wurde er auf die Frauendichtung überhaupt und in letzter Linie auf moderne Frauenlyrik geführt. Und eine dieser modernen Dichterinnen tat es ihm an mit ihren Liedern und Leiden. Widerstandslos fühlte er sich zu der ihm persönlich Unbekannten, deren leicht zu erratenden Namen der taktvolle Herausgeber nicht nennt, hingezogen, und als sie in leicht begreiflichem Mißtrauen eine briefliche Annäherung, zu der sich der Mönch schließlich aufraffte, zurückwies, da erlag der Unglückliche allmählich seiner nicht zu bezwingenden Leidenschaft. Tiefe Melancholie erfaßte ihn und vergebens suchte er bei den Musen Hilfe und Heilung; seine eigenen lyrischen Gedichte, die 1903 erschienen, stammen zum großen Teil aus dieser Zeit. Auch die Arbeit, in die er sich neuerdings wie ein Rasender stürzte, wollte nicht helfen. Und so erbarmte sich der Tod, der oft gerufene, des wunden Ringers und berief ihn nach kurzem Leiden ab. Gustav Roethe, der Berliner Germanist, hielt ihm eine tiefempfundene Grabrede, die mit folgenden Worten schloß: „Und wir werden dich nicht vergessen, du reine, glühende Seele, wie du so unbehilflich und schwerfällig durch dieses Leben stolpertest, überall anstoßend, und wie du so fest und freudig und mit genialer Sicherheit alle die verschlungenen Pfade wandeltest, die dich hineintrugen in das heilige Herz deutscher Vergangenheit. Jetzt umrauschen dich in Strömen jene himmlischen Rhythmen der *chori angelici*, deren beseligenden Klang du schon aus dem gröberen Stoff irdischer Verse herauszuahnen wußtest. Ruhe aus von deinem kurzen, aber reichen und strengen Tagewerk, ruhe aus in Frieden, du getreuer Mann!“

Ich habe mit Absicht etwas länger bei dem Leben dieses merkwürdigen Mannes verweilt. Vielleicht regt schon sein gewiß nicht alltägliches Schicksal manchen zur Lektüre seiner Übersetzungen an, die der vorliegende Band vereinigt. Zuerst eine lange Reihe kleinerer Dichtungen, sorgfältig ausgewählt und fast ausnahmslos mit Meisterschaft verdeutscht, wie das eben nur ein Mann kann, der selbst den Flügelschlag der Muse vorüberrauschen gefühlt hat. Da stehen Marienlieder und Legenden neben historischen Liedern, lustige, ja frivole Schwänke neben Totenklagen, fromme Sequenzen neben schalkhaften Klostermären und Fabeln. Besonders die letzteren, von denen er einige Notker dem Stammler zuweist, gelingen ihm trefflich. Da ist eine, „Fuchs und Bär“ betitelt: sie erzählt vom kranken Löwen, an dessen Lager sich alle Tiere trauernd versammeln, während der Fuchs fernbleibt. Erst

als er zum Tode verurteilt wird, kommt er und bringt sogar ein Mittel: der König müsse, um zu genesen, in ein Bärenfell gehüllt werden. So rächt er sich an seinem Verleumder, dem Bären. Die Trauerversammlung der Tiere schildert der lateinische Dichter (nach Winterfeld ist es Notker Balbulus) folgendermaßen: (Poet. Lat. I. p. 62 : Petri et Pauli carmina, XXVII).

Hic aderant bubuli, magni quoque corporis uri,
Asper adest taurus affuerantque boves,
Discolor et pardus necnon pariter platocervus,
Hic sonipes pariter hoc comitatus iter.
His nec defuerant monstrantes cornua cervi,
Capreolique simul, capripenumque pecus;
Dentibus hic aper est fulgentibus, asper et ursus
Unguibus haud sectis, hic lepus atque lupus.
Huc veniunt linces, huc confluxere bidentes,
Iunguntur que canes atque simul catuli.

Die Stelle heißt bei Winterfeld p. 140:

Die Büffel kamen, die mächtigen Ure,
Der trutzige Stier und Ochsen die Menge.
Der bunte Panther, mit breiten Schaufeln
Der Elch und das Roß, sie waren zur Stelle.
Nicht fehlte der Hirsch mit stolzem Geweihe,
Die Gemse nicht, noch der Ziegen Sippe.
Der Eber erschien mit blitzenden Hauern,
Der Bär, die Tatzen unbeschnitten,
Und Has' und Wolf. Die Luchse kamen,
Die Schafe in Scharen, und Hund und Hündchen".

Es folgen Gedichte Walahfrids, des Lehrers Karls des Kahlen und Abtes von Reichenau, und eine Anzahl prächtiger Sequenzen Notkers, des größten Lyrikers des frühen lateinischen Mittelalters und Schöpfers dieser Dichtungsgattung. Ich führe auch hier wieder eine kleine Probe an, die für sich selbst sprechen mag. In der Ostersequenz schildert Notker die Auferstehung der dem Heiland zujubelnden Natur:

Favent igitur
resurgenti Christo cuncta gaudiis:
Flores, segetes
redivivo fructu vernant,
et volucres
gelu tristi terso dulce iubilant.
Lucent clarius
sol et luna morte Christi turbida.
Tellus herbida
resurgenti plaudit Christo,
quae tremula
eius morte se casuram minitat.

Die Übersetzung (p. 192) lautet:

Dem aus Grabesnacht
Auferstandnen Heiland huldigt die Natur:
Blum' und Saatgefild
Sind erwacht zu neuem Leben;

Der Vögel Chor
  Nach des Winters Rauhreif singt sein Jubellied.
Heller strahlen nun
  Mond und Sonne, die des Heilands Tod verstört,
Und im frischen Grün
  preist die Erde den Erstandnen,
Die, als er starb,
  Dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.

An diese kleineren Stücke — über 40 an der Zahl — schließen sich als Kern des Buches die Übersetzungen von Ekkehards Waltharius und des Rudlieb. Den Waltharius gibt W. in modernem Stabvers nach Wilh. Jordans Vorbild. Die Übersetzung steht m. E. hoch über der hexametrischen von Althof und gibt den Ton des Heldengedichtes treffend und ungezwungen wieder. Ausgezeichnet versteht es W., den auch bei Jordan noch so spröden Vers zu meistern. Man vergleiche einmal die prächtige Schlußpartie des Gedichtes mit Althofs Übersetzung (Sammlung Göschen, Nr. 46) und dann mit der Winterfelds! Der lateinische Text nach Streckers Ausgabe lautet, V. 1421 ff.:

Hic tandem Hagano spinosus et ipse Aquitanus
Mentibus invicti licet omni corpore lassi
Post varios pugnae strepitus ictusque tremendos
Inter pocula scurrili certamine ludunt.
Francus ait: 'iam dehinc cervos agitabis, amice,
Quorum de corio wantis sine fine fruaris;
At dextrum, moneo, tenera lanugine comple,
Ut causae ignaros palmae sub imagine fallas.
Wah! sed quid dicis, quod ritum infringere gentis
Ac dextro femori gladium agglomerare videris
Uxorique tuae, si quando ea cura subintrat,
Perverso amplexu circumdabis euge sinistram?
Iam quid demoror? en posthac tibi quicquid agendum est,
Laeva manus faciet'.

Das heißt bei Althof, p. 74 f:

„Hagen, der dornige, drauf und der aquitanische Recke,
Unbesieglich an Mut, doch am ganzen Leibe ermattet,
Scherzten nach manchem Getös des Kampfs und entsetzlichen Schlägen
Miteinander im lustigen Streit beim Becher. Der Franke
Sagte zuerst: Mein Freund, fortan wirst Hirsche du jagen,
Handschuh dir aus den Fellen in großer Zahl zu gewinnen;
Fülle, das rate ich dir, den rechten mit feinem Gewölle.
Daß mit dem Bilde der Hand du Freunde zu täuschen vermögest.
Weh, was sagst du dazu, daß die Sitte des Volks du verletzest,
Daß man sieht, wie das Schwert du rechts an der Hüfte befestigt,
Und dein Ehegespons, wird einstens der Wunsch dich beschleichen,
Mit der Linken, wie nett! umfängst in verkehrter Umarmung?
Doch was rede ich mehr? Was immer du künftig auch tun mußt,
Wird die Linke verrichten".

Und bei Winterfeld p. 285:

Nun saßen friedlich die alten Freunde
Beim Weine, Walther und Hagen der Herbe
Ermatteten Leibes, doch frischen Mutes.

Und vertrieben die Zeit sich mit traulichen Scherzen.
„In Zukunft, mein Freund," so sprach der Franke,
„Wirst den Hirsch du jagen, Handschuh von Hirschfell
Dir machen lassen und, die Leute zu täuschen,
Den rechten wacker mit Wolle stopfen.
O weh, du gürtest auch wider die Sitte
Der Recken das Schwert um die rechte Hüfte;
Und willst du einmal dein Weib umarmen,
So mußt du verkehrt mit der Linken kosen.
Kurz, was du nur tust, das tust du als Tölpel."

Die leoninischen Hexameter des Rudlieb hat W. in 4 hebige Reimpaare übertragen und gibt so tatsächlich das wieder, was der hochbegabte Dichter dieses seltsamen Romanes gewollt hat. Nur selten stört ein unpassendes Wort, wie p. 304: „Und jodelnd sich die Weiber drehn" oder p. 330: „Als wie geschmiert am Schlusse geht's". Der Rudlieb birgt, wie bekannt, die älteste Dorfgeschichte in sich. Eine Bauersfrau, jung und schön, läßt sich mit dem rothaarigen Begleiter Rudliebs ein. Im Streite erschlägt dieser den Bauern. Die Sache kommt vor die Schöffen, die aber die Bäuerin freisprechen. Da erhebt sie harte Anklagen wider sich selbst und gelobt Buße für ihr folgendes Leben (Ausgabe von Fr. Seiler, p. 266, 89 ff.):

Quę uestes pulchras ornatus abicit omnes,
Induitur tunica velut ex fuligine tincta.
Cęsariem rasit, hinc resticulos ea plectit,
Cum quibus et teneras constrinxerat illa mamillas.
Restes vi mordent canes, donec putrefiunt.
Tegmen pannosum caput omne tegebat et ipsum;
Sic nil ni nares oculi cernuntur et eius
Psalterium disicit animę senis idque canebat.
Non manducabat, nisi stellam quando videbat.

Wie nahe bringt uns W. diese Stelle (p. 327)!

Sie zieht jedoch seit dieser Zeit
Nie wieder an ein buntes Kleid;
In dunkler Tracht geht sie daher,
Trägt keine langen Locken mehr,
Flicht einen Strick daraus zur Stund,
Der reibt die zarten Brüste wund,
Ein schwarzes Kopftuch legt sie an,
Daß sie nur eben sehen kann.
Den Psalter betet alleweil
Sie für des Alten Seelenheil
Und fastet bis ans Abendrot . . .

Um ein vollständiges Bild frühmittelalterlicher Dichtung zu entrollen, hat der Herausgeber die Vagantenbeichte des Archipoeta und zwei Dramen der Hrotsvit in fremden, aber anerkannt wohlgelungenen Übertragungen hinzugefügt.

Den Abschluß des Buches bilden drei der wichtigsten Aufsätze W.s, die einen Einblick in seine tiefschürfende und doch so moderne Arbeitsweise gewähren. Der erste, schon 1900 in den Neuen Jahrbüchern erschienen, gibt einen Überblick über

die Dichterschulen von St. Gallen und Reichenau, der zweite, über „Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters“, ist vielfach von Wilamowitz' Theorien der Übersetzungskunst beeinflußt und bildet die theoretische Grundlage für das ganze Buch. Der dritte, „Hrotsvits literarische Stellung“, handelt in seinem ersten Teile, unter stetiger, interessanter Berücksichtigung der Moderne, über Frauendichtung im Mittelalter, in seinem zweiten Teile über die Bedeutung des Mimus für die verschiedenen Dichtungsgattungen des Mittelalters, wobei besonders nachdrücklich im Anschlusse an Hermann Reichs diesbezügliche Forschungen auf die Bedeutung des Mimus für Hrotvits Dramen hingewiesen wird.

Möge das inhaltsreiche Buch, aus dem uns ein warmer Hauch echt deutschen Lebens entgegenweht, den Fachgenossen — klassischen Philologen wie Germanisten — aufs wärmste empfohlen sein und der jungen Wissenschaft, deren mutiger Vorkämpfer Paul von Winterfeld war, zahlreiche neue Freunde erwerben.

Wien. Stefan Dörfler.

Dr. Ch. Bally, Le Langage et la Vie. Genève, Edition Atar 1913. 111 SS.

Wer den eigenartigen Standpunkt des Verfassers — zumal seinen *Traité de Stylistique Française* — kennt, wird seinem neuen Werke mit Spannung und Zuversicht entgegensehen. Es ist aus Vorträgen entstanden, die B. an der Universität Genf und in Paris an der Sorbonne gehalten hat, und dem Andenken de Saussures, seines verehrten Lehrers, gewidmet, dem er einen Teil der Anregungen verdankt, die ihn zu den vorliegenden Untersuchungen geführt haben.

Die neueste Arbeit des Verfassers trägt den verheißungsvollen Titel: Die Sprache und das Leben. Sprache bedeutet ihm fast ausschließlich die gesprochene Sprache (*le langage naturel, celui que nous parlons tous*); Leben aber die Summe individueller, meist subjektiver, sprachgestaltender Kräfte — wie Fühlen, Wollen, Streben nach bestimmten, vorwiegend praktischen Zwecken —, die gesellschaftlichen Beziehungen, den Einfluß des „Zweiten“, des Hörers, mit dem wir uns unterreden, seiner Persönlichkeit, seines Milieus, seiner sozialen Stellung usw. Ein solcher Standpunkt kann unseres Beifalls im voraus gewiß sein; den Vorwurf der Weltfremdheit zum mindesten wird man ihm sicherlich nicht machen können. Zwei Hilfswissenschaften sind für ihn besonders wichtig: die Psychologie und die Soziologie.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: *Le Fonctionnement du Langage et la Vie* und *L'Evolution du Langage et la Vie.* Der erste bringt das Thema, das dem Verfasser am meisten am Herzen

liegt: Einfluß des Lebens auf die Sprachvorgänge, genauer auf die Vorgänge beim Sprechen; der zweite stellt sich bereits als eine Anwendung dieser Anschauungsweise dar. Der Verfasser sucht von seinem Standpunkt aus zu ergründen, in welcher Richtung die Entwicklung der Sprache verlaufe, ob sie als Vervollkommnung oder als Verfall aufzufassen sei. Das Endziel aber, das ihm bei seinen Untersuchungen vorschwebt, spricht er S. 41 unumwunden aus. Seine Hauptforderung ist: die Synthese eines Sprachsystems: *La synthèse du système d'une langue, c'est-à-dire des associations et des oppositions synchroniques qui unissent ses divers éléments dans la conscience des sujets parlants.* Das Problem der Sprachforschung der Zukunft werde sein: die experimentelle Untersuchung der Vorgänge beim Sprechen (*Le problème de la linguistique de demain sera l'étude expérimentale du fonctionnement du langage).* Die historische Forschung allein aber könne nicht zu völliger Einsicht in das Wesen einer Sprache führen.

Wir, die wir mitten im Leben, im „Kampfe ums Dasein“ stehen, verhalten uns tätig und leidend zugleich. Wir erleiden das Leben, doch wir gestalten es auch. Bei der leidenschaftlichen Anteilnahme an den Vorgängen um uns vermögen wir nicht objektiv zu bleiben. Wir entstellen die Wirklichkeit, wir übertreiben, verkleinern. Der Zweck unserer Mitteilung ist nicht Wahrheit, vielmehr unser Glück. „Wir leben nicht, um zu denken; wir denken, um zu leben.“

Dazu kommen die sozialen Einflüsse (*Le langage et la société).* Unsere sprachlichen Äußerungen werden zu Angriffen und Paraden, wir müssen uns zu Zugeständnissen, Höflichkeiten verstehen, die nicht ganz frei von Heuchelei sind; vor allem müssen wir uns beständig die Teilnahme des Zuhörers zu sichern suchen. Sehr interessant in diesem Zusammenhange sind die Ausführungen über den ethischen Dativ.

Der Anteil des Verstandes an der Ausgestaltung unserer Rede dürfe nicht überschätzt werden, er sei mehr Mittel als Zweck. Meist wirke er unbewußt. Vor allem vermittle er das Verständnis der Mitteilung, die Voraussetzungen aber zur Verständigung müßten dem Redenden und Hörenden gemeinsam (collectif) sein.

Sehr fein sind die Scheidungen, die der Verfasser zwischen Stil, literarischer Sprache und Umgangssprache macht. Für Stiluntersuchungen genüge es nicht, das Verhältnis eines Werkes zu seiner literarischen Umgebung festzustellen, man müsse auch — und vor allem — seinen Beziehungen zur Sprache des Alltags nachgehen. Umgangssprache und literarischer Stil unterscheiden sich weniger im Wesen als im Zweck. Was bei der Umgangssprache Mittel zur Erreichung einer augenblicklichen Absicht ist, ist im Bereiche der Kunst Selbstzweck.

Wolle man all diesen Anforderungen gerecht werden, so müsse man vom Leben ausgehen, nicht von der Sprache. Der

Verfasser führt aus, wie er sich eine solche Durchforschung der Ausdrucksmittel vorstelle. Sie müßte ohne Voreingenommenheit rein beschreibend vorgenommen werden; sie müßte sich auf alle Sprach- und Volksschichten erstrecken. Allmählich müßte sie zu den Satzformen, also zur Syntax vordringen, zum Wortschatz, endlich zur Lautlehre. Selbst die Inkorrektheiten dürften nicht übersehen werden. Vor allem nicht die letzte Quelle der Erkenntnis, die individuellste aller sprachlichen Äußerungen, die eigene Sprache, die Sprache des untersuchenden Individuums selbst. Nur sie könne die Beziehungen zwischen Sprech- und Denkvorgängen aufdecken.

Im II. Teil, der den Entwicklungsgang der Sprache behandelt, kommt es dem Verfasser nicht allein, ja nicht sosehr auf die Ergebnisse an, so fesselnd auch diese sind, als vielmehr darauf, an einem Beispiel, an einem besonderen Fall die bereits vorgeführten Beziehungen zwischen Leben und Sprache recht augenfällig zu machen. Die Sprachentwicklung bedeute weder Vervollkommnung noch Verfall schlechtweg, sie offenbare sich vielmehr als beides zugleich und müsse sich so offenbaren, da es beständig gilt, abgenützte Teile des Sprachganzen durch neue brauchbare und lebendige zu ersetzen. Der Verfasser beleuchtet diesen seinen Grundgedanken von den verschiedensten Gesichtspunkten aus und stützt seine Ausführungen durch ein überzeugendes Beweismaterial. Von logischer Vervollkommnung der Sprache könne nicht die Rede sein, da sich die Ausdrucksmittel nicht in der Richtung größerer Klarheit und Eindeutigkeit entwickeln. Noch sei eine Berechtigung zur Annahme, daß der analytische Charakter der Sprachen, namentlich der modernen, im Laufe der Zeit schärfer heraustrete, — was vielfach als Fortschritt gedeutet werde. Ja, schon mit der Bezeichnung „analytisch" müsse man vorsichtig sein; denn gerade Wendungen, die man als analytische empfinde, wie das vulgärlateinische Futurum *intrare habeo*, seien ursprünglich aus dem Bedürfnis entstanden, eine rein intellektuelle (also analytische) Form (*intrabo*) durch eine subjektive zu beleben und zu ersetzen. Auch hier seien zwei sich ergänzende Kräfte geschäftig, von denen die eine (*Tendance expressive*) bestrebt sei, der Sprache Nachdruck, Farbe, Leben zu verleihen, die andere aber (eben die analytische) alle Bestandteile, die dem reinen Gedankeninhalt fremd seien, abzustoßen. Die erste schaffe vornehmlich für den Wortschatz, die zweite für die Grammatik. — Wohl mache sich mit der fortschreitenden Kultur die Schriftsprache, also das Streben nach Vereinheitlichung geltend, die Dialekte seien im Schwinden begriffen. Doch auch hier seien Gegenströmungen fühlbar: stärkeres Hervortreten der gesellschaftlichen Standesunterschiede, die Neigung zu fortschreitender Spezialisierung sowie Arbeitsteilung auf allen Gebieten. Die einzelnen Individuen gehören verschiedenen Milieus an, ja ein Individuum oft gleichzeitig mehreren. Und endlich! wie kurz sei die Spanne Zeit, aus der uns Sprachproben erhalten sind,

im Vergleich zu den unermeßlichen Zeiträumen, für welche die Anthropologie das Vorhandensein menschlicher Wesen nachweist. Schon deshalb müßte man sich bescheiden. —

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers, uns in diese flüchtige, fließende Welt der Umgangssprache eingeführt zu haben. Wenn wir noch einen Wunsch äußern dürften, so wäre es dieser, B. möchte uns recht bald bescheren — was er als Forderung der modernen Sprachwissenschaft aufstellt —: die Synthese eines Sprachsystems, eine Übersicht der Ausdrucksmittel innerhalb eines Sprachzustandes sowie eine systematische Untersuchung aller psychologischen und sozialen Momente, die bei Sprachvorgängen in Betracht kommen. Wenn wir einen weiteren Wunsch hinzufügen dürften, so wäre es dieser, daß der Verfasser sich dabei — und er wird es gewiß aus eigenem Antrieb tun — die vereinheitlichende, zusammenfassende Kraft der Wirklichkeit zu nutzen mache. Wenn wir über ein und dieselbe Sache in der Sprache des Alltags eine Unmenge oft der widersprechendsten Urteile äußern dürfen, so ist dies nur möglich, weil sich all diese Äußerungen sofort an der unwandelbaren Wirklichkeit von selber korrigieren. Wenn ein und derselbe Anstoß der Wirklichkeit die mannigfachsten, oft widersprechendsten Gefühle in verschiedenen Individuen auslösen kann, so ist dies wiederum möglich und faßbar, weil zwischen jenem e i n e n objektiven Vorgang und den subjektiven Gefühlsäußerungen ein streng ursächlicher Zusammenhang besteht.

Wie wir nun Treffer und Fehlschüsse von e i n e m Punkte, dem Zentrum, aus messen und bestimmen, so auch richtige und Fehlurteile von e i n e r Tatsache aus, dem einzig richtigen Urteil, das sich mit der gegebenen Wirklichkeit deckt; und jene widerstreitenden Gefühle von jenem e i n e n Anstoß aus, dessen Folgeerscheinung sie sind. Und auch hier ist unter all diesen Folgeerscheinungen nur eine die normale.

Und wenn wir sonst vor der scheinbaren Unvereinbarlichkeit der subjektiven Äußerungen des Alltags verzagen müßten, wenn wir es aufgeben müßten, all diese flüchtigen und widersprechenden Elemente zu haschen und zu ordnen, so eröffnet sich uns unter dem einigenden Einfluß der Wirklichkeit auch hier die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, zu Zusammenhängen und Gesetzmäßigkeiten zu kommen, das anscheinend Sprunghafte und Widerstrebende zu einem organischen Ganzen zu vereinigen.

Insofern ist auch diese Schrift Ballys bedeutungsvoll nicht nur durch das, was sie bietet, vornehmlich auch durch das, was sie in Aussicht stellt.

W i e n. Ludwig W y p l e l.

H. G. Wells, The Invisible Man. A grotesque romance (abbreviated). Authorized edition; for the use of schools edited with explanatory notes by Albert Eichler, Ph. D. professor at the University of Graz. 1912. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann, 34. Bd.). IV und 106 SS.; dazu 1 Heftchen Notes, 52 SS.

Das englisch geschriebene Vorwort orientiert kurz über Leben und Werke H. G. Wells', eines der beliebtesten englischen Autoren der Gegenwart. Den Deutschen sind seine phantastisch-utopistischen Romane allerdings noch wenig bekannt. Umso größer ist das Verdienst des Herausgebers, des bekannten Anglisten, die Schule mit einem sehr gut gewählten Beispiel der eigenartigen Erzeugnisse dieses englischen Jules Verne bekannt zu machen.

Der Text schließt sich an die Ausgaben von Tauchnitz und *Nelsons Library* an und ist um ein Drittel des Originals gekürzt. Die fließende, infolge der Kürzung hie und da allerdings etwas sprunghafte Erzählung ist in einem sehr gefälligen, spannenden Stil geschrieben. Die vielen physikalischen und chemischen Prozesse, welche von der Hauptperson des Romans, Griffon, dazu verwendet werden, um sich unsichtbar zu machen, werden jedenfalls das lebhafteste Interesse besonders der Realschüler erwecken. Der Text ist durch passend gewählte Kapiteleinteilungen mit kurzen Inhaltsüberschriften übersichtlich gegliedert. Bemerkenswert ist der vielleicht nur zufällige Umstand, daß sich der Unsichtbare genau in der Mitte der Erzählung (S. 53, bei 106 SS.) zu erkennen gibt.

Druck und Ausstattung des Büchleins verdienen alles Lob. Als Druckversehen sind zu erwähnen: S. 49, Z. 29 ist bei der Form *listening* das zweite *i* weggeblieben. S. 59, Z. 27 f. *forgot* etc., wo auch die Interpunktion unklar ist. S. 74, Z. 26 *I another* m. statt *In another* m.

Die Notes geben zunächst S. 1 die Aussprachebezeichnung mit der vom Herausgeber verwendeten Transskription an. Die Anmerkungen sind zahlreich und bei aller Kürze ausführlich, in leicht verständlichem Englisch gehalten und geben zumeist Umschreibungen und Erläuterungen von selteneren Ausdrücken und Redewendungen des Textes wieder. Häufig werden auch die entsprechenden deutschen Ausdrücke zur Erklärung herangezogen. Bei dialektischen Ausdrücken sowie bei schwierigeren Wörtern ist die Aussprachebezeichnung in sorgfältiger Weise angegeben. Die Auswahl der erklärten Wörter ist naturgemäß subjektiv und daher etwas ungleichmäßig. Eine sehr nützliche und praktische Einrichtung ist das Glossary. Bei manchen Ausdrücken sind die Angaben jener Stellen, wo die betreffenden Wörter zum erstenmal erklärt sind, unrichtig angegeben. So kommt *daresay* schon S. 21, Z. 7 vor; *odd* ist erst zu S. 94, Z. 1 erklärt statt schon zu S. 38,

Z. 6 f.; S. 54, Z. 30; S. 61, Z. 15; S. 68, Z. 28. In den 'Notes' steht zu S. 9, Z. 27 *stor*, dagegen richtig *stror* im Text und in der Transskription.

Die Lektüre des '*Invisible Man*' nach dieser Ausgabe kann wärmstens empfohlen werden. Wer Vorliebe für Phantastisches, Utopistisches, Groteskes hat, der greife zu diesem Büchlein.

Freistadt, Ob.-Öst. Dr. Josef Dörfler.

Sticotti Piero, Die römische Stadt Doclea in Montenegro. Unter Mitwirkung von L. Jelić und C. M. Iveković herausgegeben. Mit einer Tafel und 148 Abbildungen im Texte. Wien, Alfred Hölder 1913. 4°. (3 Bl., 226 Sp. und 1 Plan). Preis 12 K. (Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Schriften der Balkankommission. Antiquarische Abteilung VI).

In den Jahren 1890 und 1891 hatte der russische Naturhistoriker Prof. Paul Rowinski im Auftrage der montenegrinischen Regierung in der einzigen größeren antiken Ruinenstätte des Landes, Doclea (h. Duklja bei Podgorica), eine Ausgrabung veranstaltet, deren Durchführung und Veröffentlichung durch Rowinski selbst, wie wir dem Herausgeber des vorliegenden Werkes glauben müssen, trotz erreichter wichtiger Ergebnisse nicht auf der Höhe der heutigen wissenschaftlichen Anforderungen standen. Allmählich verfiel die Stätte der Ausgrabung einer traurigen Verwahrlosung; sie wird von den Anwohnern als Steinbruch ausgebeutet und läuft Gefahr, durch Verbauung einer künftigen systematischen Erforschung dauernd entzogen zu werden. In wiederholten Besuchen des Ausgrabungsfeldes (1892, 1902, 1908), zu welchen die Direktion des archäologisch-epigraphischen Seminares an der Wiener Universität, zuletzt die kaiserliche Akademie die Mittel gewährten, hat sich der Herausgeber (Konservator des Museo Civico in Triest) im Vereine mit seinen Mitforschern, dem christlichen Archäologen Prof. Dr. L. Jelić und dem Architekten Baurat C. M. Iveković, dem namentlich die gediegenen photographischen und zeichnerischen Aufnahmen und Pläne verdankt werden, der schwierigen Aufgabe unterzogen, unter Verzicht auf eigenes Einsetzen des Spatens den von der russischen Grabung hinterlassenen Bestand der Ruinenstätte, soweit als noch möglich, wissenschaftlich exakt aufzunehmen und so für die Zukunft zu erhalten. Diesem entsagungsvollen und ausdauernden Bemühen war, wie die vorliegende Veröffentlichung zeigt, schönes Gelingen beschieden. Vor allem im Interesse der Feststellung des römischen Mittel- und Kleinstadt-Typus in Dalmatien, der bisher für uns — soviel ich sehe — nur durch das von H. Liebl und W. Wilberg (Jahreshefte des österr. arch. Institutes XI 1908 Beibl. 17 ff.) erforschte Asseria vertreten war, ist das Unternehmen der österreichischen Forscher in Doclea, dessen

reichen Ertrag die stattliche, dem Gedächtnis O. Benndorfs gewidmete Monographie vor uns ausbreitet, beifällig zu begrüßen.

In einem abgeschlossenen Gebirgswinkel im Süden der römischen Provinz Dalmatia liegt das antike Doclea, in späterer Zeit mit naheliegender Gräzisierung auch *Διόκλεια* genannt, woraus dann die von Sticotti als apokryph erwiesenen näheren Beziehungen zum Kaiser Diokletian herausgesponnen sind; auf einem Plateau zwischen drei sich vereinigenden Gewässern, der Zeta, Morača und Širalija, breiten sich die Überreste der Stadt aus. Sorgfältig gebaute Straßen mit noch jetzt in Trümmern vorhandenen Brücken vermittelten den Anschluß dieses Gebietes an die große römische Heerstraße Dyrrhachium-Salonae. Von einer in ausgedehnten Resten zutage liegenden Stadtmauer allseits umgürtet, in welche in späterer Zeit ein Ehrenbogen und unweit davon das nicht vor Ende des 3. Jahrhunderts mit Verwendung älterer Inschriften rasch errichtete Westtor eingefügt wurden, konnte sich die sicherlich blühende und belebte Stadt einer breiten Hauptstraße und eines stattlichen Forums mit anstoßender Basilika berühmen, welch letztere spätestens in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts erbaut und durch Brand und Einsturz (wohl infolge des Erdbebens vom J. 518) zerstört wurde. Eine Thermenanlage, bisher das umfangreichste Gebäude Docleas, und drei Tempel, davon einer, wie das Relief des Giebels zeigt, der Diana geweiht, sind gleichfalls aufgedeckt worden, dazu aus christlicher Zeit zwei Kirchen, die eine im Stile der Basiliken, die andere in Form eines griechischen Kreuzes. Fast alle diese Bauten weisen bemerkenswerte technische Einzelheiten auf, die uns vielfach „in der Kunst der Folgezeit sich entfaltende Architektur-Formen in ihren Keimen“ kennen lehren (Sp. 208), und zeigen reichen Skulpturenschmuck. Außer verschiedenen Einzelfunden, unter welchen namentlich ein paar sepulkrale Reliefs, Hermes mit Kerykeion und Stab (*ῥάβδος*, *virga*) darstellend [1]), Aufmerksamkeit verdienen dürften, hat der Boden von Doclea 68 Inschriften (darunter eine griechische) geliefert, welche größtenteils in guten Faksimilien vorgeführt werden.

---

[1]) Zu diesen Sp. 147 ff. (mit Figur 88—92) zusammengestellten Reliefs (vgl. auch Sp. 176, n. 45, Fig. 131: Hermes mit dem Stab) und der dort angeführten Literatur seien folgende Hinweise nachgetragen: P. Schadow, Eine attische Grablekythos, Diss. Jena 1897 (mit 3 Tafeln); J. Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms, Tf. 132 (Malereien des Vincentius-Grabes: Vorführung der Vibia vor Dispater; s. auch E. Maass, Orpheus, Abb. III zu S. 219; P. Wendland, Hellenistisch-römische Kultur[3] 426, Abb. 2); F. Cumont, Textes et monuments relatifs aux mystères de Mithra II, p. 244, Fig. 77 *c* (Mithraeum von Ostia); C. Patsch, Wiss. Mitt. aus Bosnien IV 245 f.; VII 92 mit Fig. 65. Für die Bedeutung der *ῥάβδος*, welche R. Münsterberg, Arch.-epigr. Mitt. XV 135 ff. trefflich behandelt hat, ist zu berücksichtigen O. Gruppe, Griech. Myth. II 896, 3; dazu die metrische Inschrift aus Pamphylien, Annual of the Brit. School XVI (1909/10), p. 107 n. 2: *τὸ σκῆπτρον Ἑρμοῦ προκαθ*[*ηγέτ*]*ου ἐστι πορεῖον*, | *τοῦτο* (so) *γὰρ κατάγει ψυχὰς μερόπων ὑπὸ γαῖαν.*

Die epigraphischen Urkunden, mit den Baudenkmälern zusammengehalten, haben Sticotti in den Stand gesetzt, die Grundlinien der Stadtgeschichte von Doclea in römischer Zeit zu ziehen. Seine nicht ganz klar begründete Beziehung des *princeps civitatis Doclatium* (Jahreshefte des österr. Inst. XII 1909 Beibl. 202 n. 74) auf eine „Gemeinde latinischen Stadtrechtes", die „irgend einer Stadt, wahrscheinlich Scodra, zugeteilt war" (Sp. 191 ff.), hat mich nicht überzeugt; vielmehr setzt der *princeps c. D.*, den *principes Delmatarum, Iapodum* usw. vergleichbar, eine peregrine Gaugemeinde der Docleates voraus, welche — wofür es auch sonst Analogien gibt — nach dem Vororte des Gaues, Doclea, benannt war[1]). Sehr wahrscheinlich hat es der Verfasser gemacht, daß Doclea unter den Flaviern, u. z. als Munizipium, römisches Stadtrecht erhalten hat. Weiter lernen wir die Behörden und Priestertümer kennen, die Kulte und öffentlichen Ehrungen für die Kaiser, unter welchen jene der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts am besten vertreten sind, und für angesehene Mitbürger, endlich die aus den Namen zu erschließende Zusammensetzung der Bevölkerung. Unter den Ehrungen springt namentlich die Widmung von Statuen für einen fünfzehnjährig verstorbenen T. Flavius Balbinus, die durch inschriftliche Texte in doppelter Fassung berichtet wird, in die Augen; man muß sich das einschlägige Material an drei Stellen des Buches (Sp. 132 ff.; 164 ff. n. 22. 23; 196 ff.; vgl. auch Sp. 110) zusammensuchen. Die von dem Verfasser vorgetragene Annahme, daß die zwei Reiterstatuen und ein Standbild des Balbinus, also drei Bildnisse einer Person, auf einem und demselben Postament vor der Ostfassade der Basilika vereinigt gewesen wären, stößt im vorhinein auf die größten Bedenken und berücksichtigt überdies nicht den sehr merkwürdigen Umstand, daß die Widmungsinschriften in der kürzeren Fassung (Sp. 165 f. n. 22 I. II. IV) an der Ostfront der Basilika auf oberhalb der Türen vorspringenden Epistylblöcken angebracht waren. Vielleicht waren die Statuen auf diesen Vorsprüngen, vielleicht höher auf dem Dach der Basilica an entsprechender Stelle postiert und dienten die Platten mit der ausführlicheren Textierung (Sp. 167 f. zu n. 23) nicht, wie Sticotti annimmt, zur Bezeichnung des vorerwähnten Postamentes, sondern — etwa an der Ostfassade der Halle befestigt — zu genauerer Information des Beschauers der in ziemlicher Höhe angebrachten Bildwerke. Sicheres wird sich ohne genaueres Studium der Inschriften und der noch vorhandenen Bauglieder der Basilika schwerlich ausmachen lassen.

Am Schlusse gibt L. Jelić eine sorgfältige und dankenswerte Darstellung der frühmittelalterlichen Schicksale Docleas, das bald

---

[1]) Zu der Ansiedlung von Dalmatern in Dacien (Sp. 191, A. 123) hätte die ausführliche Darlegung von C. Patsch, Wiss. Mitt. aus Bosnien VI (1898) 264 ff. herangezogen werden können.

nach 602[1]) von den Avaren und Slovenen zerstört wurde, dann aber vom siebenten bis zum neunten Jahrhundert als Siedelung der Slaven erscheint, und des docleatischen Bischofsitzes.

Prag. Anton v. Premerstein.

Vaterlandskunde für die oberste Klasse der österreichischen Mittelschulen. Bearbeitet von Dr. R. Marek, Dr. F. M. Mayer und Dr. K. Eperjessy. Mit 83 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Wien 1912, Verlag von F. Tempsky. Preis geb. K 4·—.

Da kürzlich erst ein Lehrbuch der Vaterlandskunde für die oberste Klasse der österr. Mittelschulen in demselben Verlage erschienen ist, berührt es etwas sonderbar zu sehen, wie der Verlag sich gewissermaßen selbst Konkurrenz schafft; übrigens ist dies schließlich Sache der betreffenden Herren Verfasser. Was das vorliegende Werk sonst anlangt, hat es nicht weniger als 276 Seiten, von denen nur ein geringer Teil auf die Abbildungen entfällt. Aus diesem unverhältnismäßigen Umfange ergibt sich, daß es nur nach sehr bedeutenden Streichungen für den praktischen Unterrichtsgebrauch brauchbar sein wird. Wir fragen uns daher, wozu derartig umfangreiche Bücher geschrieben werden, die natürlich relativ teuer sein müssen und deren Inhalt zum großen Teile für die Schüler völlig verloren geht? Hat man doch jetzt in der obersten Klasse aller Mittelschultypen nur 3 Stunden wöchentlich für Geschichte, Erdkunde und Bürgerkunde zusammen. Rechnet man dazu, daß das Schuljahr der obersten Klasse um eine volle Woche kürzer ist als das der übrigen, endlich daß je nach dem Stundenplane noch eine ganze Anzahl von Stunden während des Jahres verloren geht, so ist es klar, daß es ganz unmöglich ist, auch nur zwei Drittel eines so starken Buches wirklich durchzunehmen, will man es nicht bei einer oberflächlichen Schnellbleiche bewenden lassen. Weniger wäre also wieder einmal mehr gewesen. Davon abgesehen, verdient das vorliegende Buch, wie es schon die Namen der Verfasser verbürgen, alles Lob. Durchaus modern in Auffassung und Anlage, vortrefflich in der Diktion und geschickt in der Gruppierung des Stoffes, wird es im Unterrichte nach entsprechendem Strich recht gute Dienste leisten. Die beigegebenen Illustrationen sind sehr gut in Ausführung und Auswahl.

Wien. B. Imendörffer.

[1]) Sinnstörend steht Sp. 212 und 213 zweimal *Terminus ante quem* statt *Terminus post quem.*

Dr. Norbert Krebs, Länderkunde der österreichischen Alpen. Bibliothek länderkundlicher Handbücher, herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck. Mit 26 Tafeln und 77 Abbildungen im Text. Stuttgart 1913. Verlag von J. Engelhorns Nachfolger. XV und 556 SS. Preis 20 Mk.

Krebs hat uns im Jahre 1907 in seinem Werk „Die Halbinsel Istrien" nicht nur eine wissenschaftlich hervorragende Arbeit, sondern auch ein Musterbeispiel für die Durchführung einer Landeskunde gegeben. Handelt es sich doch um die sehr schwierige Aufgabe, ohne störende Wiederholungen oder allzuviel Verweise die vielgestalteten Lebenserscheinungen einer Landschaft stets in ursächlichem Zusammenhang mit ihrer Physis darzustellen. Daß der Verfasser auch diesmal das Problem der Darstellung glücklich gelöst hat, ist umso höher einzuschätzen, da es sich um ein gewaltiges Gebiet handelt, verschieden in seinem Aufbau und seinen klimatischen Verhältnissen, in der Besiedlung durch Pflanze, Tier und den Menschen, in den Wirtschaftsformen u. dgl. m. Krebs führt uns zunächst die Ostalpen als Ganzes vor, bespricht mit eingehender Kritik die Theorien über Art und Zeit ihrer Genesis, zeigt in ausgezeichneter Weise, wie der geologische Bau, die eiszeitlichen Vergletscherungen, die postglaziale Denudation und Akkumulation den heutigen Formenschatz bedingt und geschaffen haben. An den morphologischen Teil reiht er entsprechend dem ursächlichen Zusammenhang die Darlegung der klimatischen Verhältnisse und des Vegetationsbildes, Faktoren, die für die Besiedlung des Gebietes durch den Menschen bestimmend waren und sind. Dem folgenden anthropogeographischen Teil ist entsprechend seiner besonderen Wichtigkeit ein großer Raum gewidmet. Siedlungsgeschichte und Nationalität, Siedlungsweise und Wirtschaftsart, endlich die räumliche Verteilung der Bevölkerung in ihrer Abhängigkeit vom Boden finden eine vorzügliche Darstellung. Sehr wertvoll ist die Methode der Dichteberechnung mit Zugrundelegung der Areale des produktiven Bodens. — Die spezielle Länderkunde, der zweite Hauptteil, ist nach physisch-geographischen Einheiten durchgeführt, meisterhaft in der Darlegung der Zusammenhänge zwischen Landesnatur und Lebenserscheinungen.

Sehr lehrreich sind die zahlreichen trefflichen, mit Erklärungen versehenen Bilder, die Skizzen und die eine gewaltige Arbeitsleistung verratenden, sorgfältig entworfenen Karten.

Ein solch grundlegendes landeskundliches Werk, das gerade für Österreich lange ein Bedürfnis war — hoffentlich folgen in absehbarer Zeit ähnliche der übrigen Ländergruppen — ist einmal der genauen Landeskenntnis zu danken, die sich der Verfasser erworben hat, dann aber auch der umfassenden Beherrschung der Literatur, deren Verzeichnis auf 25 Seiten (1176 Nummern!) in ausgezeichneter Anordnung allein schon eine Leistung ist. Das Werk wird nicht bloß in fachwissenschaftlichen Kreisen als unent-

behrliches Handbuch allgemein Verbreitung und Würdigung finden, es wird dem Touristen ebenso willkommen sein wie ganz besonders der Lehrerschaft. Die österreichische Mittelschule kann auf den Verfasser, der ihr angehört, stolz sein.

Elbogen. Dr. J. Weiss.

Hugo Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Ein Lehr- und Übungsbuch der Mathematik, Ausgabe A, Teil II a. 5. Auflage. Berlin (Otto Salle) 1913. 234 SS. 8°. Mit 36 Figuren. Preis Mk. 3·40

Das Buch bringt eine hübsche Auswahl von Aufgaben aus den Kapiteln der Gleichungen (zweiten und höheren Grades), der Reihen, der Zinseszinsrechnung, der Kombinationslehre, des binomischen Lehrsatzes usw. entsprechend den für Gymnasien in Deutschland vorgeschriebenen Lehrplänen. Die Auswahl des Übungsstoffes berücksichtigt die Anwendung der Mathematik besonders auf dem Gebiete der Geometrie, Physik (einschließlich Astronomie) und Chemie. Dabei ist diese Sammlung zugleich auch ein Lehrbuch, indem bei den meisten Kapiteln kurzgefaßte, aber klare Erklärungen des Stoffes (Symmetrische Gleichungen, arithmetische, geometrische Reihen, Permutationen usw.) vorausgeschickt werden. Sehr schön ist der belehrende Teil unter dem Titel: „Wiederholender Aufbau des arithmetischen Lehrgangs“ in dem Anhang zusammengefaßt, worin der Zahlenbegriff, durch die algebraischen Operationen erweitert, von der absoluten ganzen Zahl bis zur komplexen Zahl recht übersichtlich entrollt wird.

Die vorliegende umgearbeitete Auflage erfuhr manche Erweiterung; so durch Aufnahme von Aufgaben aus der Versicherungsmathematik, dann durch Hinzufügung des Abschnittes über die Grundbegriffe der Differentialrechnung und des erwähnten „Anhanges“. Die graphischen Übungen sind sorgfältigst ausgewählt worden.

Pola. R. Solla.

Die Wunder der Natur. Schilderungen der interessantesten Natur-Schöpfungen und Erscheinungen in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben. Dritter Band. 1. bis 25. Tausend. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1913.

Auch dieser letzte Band, durch den das sehr bemerkenswerte, lehrreiche und in jeder Beziehung prächtige Werk geschlossen wird, reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Es werden wieder interessante Naturschöpfungen und beachtenswerte Natur-

erscheinungen dem Leser in Wort und Bild vorgeführt. Die Beschreibungen sind interessant und fesselnd, die Abbildungen zum großen Teile geradezu künstlerisch durchgeführt. Der größte Teil des Buches ist dem Tierreiche gewidmet; weitere Darlegungen beziehen sich auf das Pflanzenreich, auf einige Erscheinungen der Erdoberfläche, auf Phänomene der Atmosphäre, auf Erscheinungen aus dem Reiche der Sterne, sowie auf physikalische und chemische Erscheinungen. Aus dem reichen Inhalte des stattlichen Bandes möchten wir als besonders beachtenswert die nachstehenden Abhandlungen hervorheben, ohne hiebei den Wert der anderen Aufsätze irgendwie verkleinern zu wollen. Über Orchideen von Prof. Dr. Udo Dammer. — Die Erde als Stern, von Bruno Bürgel. — Unsichtbare Strahlen, von Prof. O. Mente. — Aus dem Leben der Wespe, von Prof. John J. Ward. — Die Gesteinshülle der Erde, von Ludwig Müller. — Verborgene Wunder des Schmetterlingskörpers, von Dr. F. Marshall. — Vom Geheimnis des fallenden Laubes, von Raoul H. Francé. — Unterirdische Flußläufe, von Prof. Dr. P. Schwahn. — Die Lianen, von Prof. Dr. K. Giesenhagen. — Der biologisch sehr interessante Aufsatz: Das Leben des Pollenkornes, von Raoul H. Francé. — Wirbel und Wellen der Luft, von Dr. Robert Fürstenau. — Wie die Natur sät, von Sir Herbert Maxwell. — Steine unter dem Mikroskop, von Dr. Emil Carthaus. — Leben und Lieben der Frösche, von Carl W. Neumann. — Die Feuerberge der Erde, von Dr. Emil Carthaus. — Von Spinnen und Spinnenweben, von Dr. Ernst Abt. — Palmen, von Prof. Dr. Udo Dammer. — Die Nebel und das Werden der Welten, von W. Kruse. — Protozoen als Krankheitserreger, von Dr. Adolf Heilborn.

Schon aus dieser Aufzählung der besonders bemerkenswerten Abhandlungen des dritten Bandes der „Wunder der Natur“ wird man erkennen, welch reiches Material in demselben zur Anschauung gebracht wurde. Ganz besonders anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, daß auch in diesem Bande der Biologie der Pflanzen und Tiere in hervorragendem Maße Rechnung getragen wird. Das dreibändige Werk „Die Wunder der Natur“ wird jedenfalls geeignet erscheinen, dem sich für die Naturwissenschaften Interessierenden viele Belehrung und Anregung zu bieten und durch seine fesselnden Darlegungen und geradezu mustergiltigen, zum Teil künstlerischen Abbildungen, deren Herstellung der trefflichen Verlagsbuchhandlung nur zur Ehre gereicht, belebend zu wirken. Es kann daher das Buch bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

G. Firtsch, Tierkunde für die unteren Klassen der Mittelschulen. I. Teil: Wirbeltiere, Säugetiere und Vögel. Mit 117 Abbildungen im Text, 12 farbigen und 16 schwarzen Tafeln und einer farbigen Landkarte. Preis: geb. K 2·40. — II. Teil: Wirbeltiere (III.—VII. Klasse) und wirbellose Tiere. Mit 132 Abbildungen im Texte, 14 farbigen und 14 schwarzen Tafeln. Preis: geb. K 2·20. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1913.

Die Tierkunde von G. Firtsch ist in 2 Teilen erschienen. Der 1. Teil enthält die Naturgeschichte der Säugetiere und Vögel Der Verf. bespricht die Ordnungen der Säugetiere in nachstehender Reihenfolge: Affen, Handflügler, Insektenfresser, Raubtiere (Katzen, Hyänen, Hunde, Marder, Bären, Robben), Nagetiere, Rüsseltiere, Paarzeher, Unpaarzeher, Wale, Zahnlücker (Faultiere, Ameisenbären, Gürteltiere, Schuppentiere), Beuteltiere (Springbeutler, Raubbeutler, Beutelratten) und Schnabeltiere. Die Klasse der Vögel wird eingeteilt in Hühnervögel, Tauben, Sumpfvögel, Siebschnäbler, Watvögel, Ruderfüßer, Pinguine, Steißfüße, Stoßvögel (Falken, Geier), Eulen, Papageien, Kuckucksvögel (Kuckucke, Hopfe, Eisvögel), Spechte, Seglervögel (Segler, Kolibri), Singvögel und Laufvögel.

Der II. Teil beginnt mit der Besprechung der Klassen der Kriechtiere (Eidechsen, Chamäleone, Schlangen, Krokodile, Schildkröten), Lurche, Fische (Knochenfische, Schmelzschupper, Quermäuler), Rundmäuler und Schädellosen. An sie reiht sich die Naturgeschichte der Stachelhäuter, Weichtiere, Gliederfüßer, Würmer, Hohltiere und Urtiere. Beide Teile schließen mit einer Übersicht der besprochenen Tiere. Der II. Teil enthält überdies noch einen Aufsatz über die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Umgebung.

Die beiden Lehrbücher machen einen recht günstigen Eindruck. Sie sind mit großem Fleiß und viel Sachkenntnis gearbeitet und entsprechen auch in ihrer Ausstattung den weitest gehenden Anforderungen. Im besondern wäre zu erwähnen, daß bei den Säugetieren die geistigen Fähigkeiten hervorgehoben werden, wichtige Wörter gesperrt gedruckt sind und die sogenannten lateinischen Namen der Tiere vollständig fehlen. Über den Bilderschmuck des Buches läßt sich auch nur Günstiges sagen. Sowohl die Bilder im Texte als auch die schwarzen und farbigen Tafeln lassen nichts zu wünschen übrig, zumal die meisten von ihnen biologisch gehalten sind. Daß sich in den vorliegenden zwei Bänden wie in jeder ersten Auflage eines Buches manches findet, was verbessert werden könnte, darf den Wert des Buches nicht beeinträchtigen. In erster Linie wäre die Systematik ein wenig einzuschränken. Einzelne Ordnungen werden hie und da in unnötiger Weise in eine große Anzahl von Familien eingeteilt (Zahnlücker, Beuteltiere u. a. m.), Ordnungen und Familien werden im Kleindruck in andere Ordnungen und Familien eingeschoben (Pinguine, Steißfüßer u. a. m.). Viele Einzelheiten der Beschreibung könnten als belanglos voll-

ständig entfallen, z. B. die Zahl der Hinterleibsringe beim Maikäfer, bei der Gelse; die Zahl der Punktaugen beim Skorpion. Fremdwörter, welche eine längere Erklärung des Lehrers bedingen (Kosmopolit), wären auf dieser Stufe zu vermeiden. Im II. Teil, S. 4, 6, 100, finden sich einige schwer verständliche Sätze. Der Lachs überspringt „Wehre", nicht „Wehren". Das Wort „Bartel" statt „Bardfäden" empfiehlt sich nicht.

Ref. ist überzeugt, daß die Tierkunde von G. Firtsch bald an vielen Mittelschulen Eingang finden wird.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ein Beitrag zur Methode des rhetorischen Unterrichtes an Mittelschulen.

(Schluß.)

II.

Ich habe die Schamhaftigkeit der Seele: deshalb entkleide ich mich nicht, wenn so viele in der Halle versammelt sind. Ibsen.

Soll der Redner nachhaltig wirken, dann muß er auch imstande sein, völlig frei alles, was er fühlt, zu sagen. Der Forderung nach dieser Unmittelbarkeit und Freiheit der Gefühlswirkung der Rede steht die psychische Tatsache der Befangenheit des Redners gegenüber. Sie wird kurzweg „Lampenfieber" genannt und mit dem Worte glaubt man auch, die Sache zu haben. Wer aber nach dessen Wesen nähere Umfrage hält und selber beobachtet, der wird die widersprechendsten Dinge darüber erfahren. Den einen schüttelt es heftiger, den anderen leichter; ein und dieselbe Person wird von ihm bald stärker, bald schwächer erfaßt, und während ein großer Teil der Menschen versichert, wegen dieser Befangenheit allein außerstande zu sein, vor die Öffentlichkeit zu treten, erklären gewiegte Redner und große Künstler, einen gewissen Grad von Lampenfieber haben zu müssen, um eine gute Wirkung zu erreichen [1]); ja noch mehr, während im allgemeinen das Lampenfieber mit längerer Übung abnimmt, bekennen gerade überaus tüchtige Männer, die auf dem Gipfel ihres Schaffens stehen, zu dieser Zeit mehr unter Angst zu leiden, denn als Anfänger. Bereits aus diesen Andeutungen ist zu ersehen, daß das Phänomen des Lampenfiebers ein sehr kompliziertes ist. Zwei Elemente treten bei der genaueren psychologischen Analyse zutage, die miteinander aufs innigste verknüpft sind: Formal- und Persongefühle [2]). Von diesen sind die ersteren die ständigen Begleiter des Redners und Vortragenden

---

[1]) Vgl. dazu auch Wallaschek a. a. O. S. 49.
[2]) Zur Terminologie vgl. Jodl a. a. O. II., Kap. XI.

auf seinem Wege durch die Öffentlichkeit, die letzteren die gefährlichsten Gegner des Anfängers.

Die Formalgefühle des Lampenfiebers sind in erster Linie Spannungsgefühle, bange Erwartung, wie das, was dem Vortragenden vor seinem geistigen Auge schwebt, auch zum Ausdrucke gelangen und auf die Zuhörer wirken wird. Sie schlagen am leichtesten in die mit ihnen nahverwandten Kraftgefühle um, die Freude über den Erfolg, die Niedergeschlagenheit, wenn es mißlang. Diese Gefühlskomplexe sind aber durchaus nicht auf den Vortragenden beschränkt, jeder schaffende Mensch im weitesten Sinne des Wortes kennt sie. In ihnen drückt sich die ganze Tragik menschlichen Schaffens aus, der ewige Zwiespalt zwischen Gewolltem und Erreichtem; und in ihrem tiefsten Grunde schlummert ein Persongefühl, Eigenliebe und Ehrgeiz. Dieser Untergrund tritt besonders stark z. B. bei den sportlichen Leistungen des Menschen hervor, wo die Spannungsgefühle des Erfolges mit der Sorge, körperlich nicht Schaden zu nehmen, verbunden sind. Beim dichterischen Schaffen dagegen zeigen sich die mit ihnen verbundenen Kraftgefühle am deutlichsten in dem oft qualvollen Ringen des Schriftstellers nach glücklicher äußerer Gestaltung dessen, was er in seiner Brust trägt. Daß die Spannungsgefühle selbst am klarsten fast nur beim Vortragenden auftreten, liegt in der besonderen Art des Vortrages. In den meisten Fällen sonst ist dem Menschen ein Verbessern seines Werkes möglich, das Wort, das dem Gehege der Zähne entsprang, ist nicht mehr zu haschen. Aber gerade an diesem Punkte zeigt sich auch die segenspendende Wirkung der Spannungsgefühle. Sie setzen bald kürzere, bald längere Zeit vor dem Auftreten des Vortragenden ein und nehmen an Intensität bis zum Momente des Auftretens zu, wo sie den Kulminationspunkt erreichen. Dieser Augenblick ist der Moment der Krisis. Gelingt es hier dem Redner sich zu konzentrieren, seine Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag zu sammeln, dann bändigt der durch die Spannungsgefühle erweckte Wille diese selbst und die Erinyen werden zu Eumeniden. Denn dieser kräftige Wille dämmt nicht nur den Sturm der Gefühle des Vortragenden ein, die oft in diesem Augenblick die Stärke von Affekten erreichen (Zittern, Schweißausbruch, Blässe oder Röte usw.), sondern er wirkt auch suggestiv auf die hundertköpfige Hydra vor ihm, auf sein Publikum, und mit Kraft führt er seine Streiche. Mit den ersten erfolgreichen Worten setzen dann auch die Kraftgefühle ein und führen den Vortragenden auf jene Höhe, wo er fühlt, daß er die Zuhörer, die ihm vorher wie ein Ungeheuer erschienen, wie Kinder leiten, daß er sie zum Lachen wie zum Weinen zwingen kann, daß er ihr Herr ist — er hat gewonnen. Wer aber diese Selbstbeherrschung durch den Willen nicht aufbringt, dem lähmen die nun zum Affekt gesteigerten Gefühle den Willen vollständig und reißen ihn rettungslos mit sich fort.

Es ist klar, daß die Bewältigung dieser Gefühle nur allmählich durch die Übung gelingt, wie ja die Gefühle überhaupt durch Wiederholung abgestumpft werden, daß sie beim Anfänger stärker sind als beim routinierten Künstler, daß sie beim Vortragenden, der nach längerer Pause wieder in der Öffentlichkeit erscheint, stärker auftreten. Ebenso klar ist

es aber, daß diese Spannungsgefühle nie ganz verschwinden können und dürfen, sondern nur ihr Übermaß gebändigt werden muß. Denn mit ihnen würde auch die konzentrierte Aufmerksamkeit des Redners und seine Suggestionskraft schwinden. Auf sie kann daher selbst der gewiegteste Künstler nicht verzichten und insofern größere Erfahrung und tiefere Erkenntnis der mannigfachen Schwierigkeiten gerade dem Routinierten erhöhte Aufmerksamkeit beim Vortrag empfehlen, hat auch jener recht, der da gesteht, auf der Höhe seines Schaffens mehr unter der Unruhe zu leiden denn als Anfänger.

Weit weniger beachtet und trotzdem vielleicht schwerwiegender ist das zweite Element des Lampenfiebers, das aus dem Persongefühl entspringt. Es wurde im vorhergehenden Abschnitt der Hauptton auf die Gefühlswirkung der Rede gelegt, die dadurch zustande kommt, daß der Redner seine eigenen Gefühle für den Gegenstand seiner Rede offen zeigt. Gerade dieser Forderung tritt hier ein mächtiges Hemmnis entgegen. Es ist unglaublich, wie leichtfertig der Mensch im Reden ist, solange er sich hinter den Ansichten anderer verstecken kann, und wie ängstlich er wird, wenn er sein eigenes Denken und Fühlen erschließen soll. Nur den Vertrautesten, und selbst denen nur in Feierstunden des Lebens, öffnen wir unser Herz; von den meisten anderen, auch wenn sie täglich unseren Lebensweg kreuzen, wissen wir so wenig wie sie von uns. Es ist dies eine Art Schamgefühl, ein geistiges Schamgefühl; man hält die Preisgabe seiner innersten Wünsche und Gefühle fast einem körperlichen Entblößen gleich. So scheint in diesem Moment auch der psychologische Grund für jene Geringschätzung der Schauspielergilde durch viele Jahrhunderte zu liegen und nicht so sehr in deren moralischem Verhalten; und wenn unser Zeitalter auch darüber anders denkt, unzählige Zeitgenossen fühlen in ihrem Herzen noch heute so. Es wohnt in ihrem Herzen eine fast unüberwindbare Scheu, sich in der Öffentlichkeit gewissermaßen geistig zu entkleiden. Dieses Schamgefühl entspringt einem Persongefühl, dem Ehrgeiz. Seine bange Frage lautet stets: „Wie werden die Leute über mich, so wie ich mich zeige, urteilen?“.

Auch dieses Gefühl ist nicht auf den Redner allein beschränkt, aber sicherlich erreicht es beim Vortragenden, der seine äußere wie seine innere Persönlichkeit zeigen muß, einen besonders starken Grad. Es ist bei verschiedenen Menschen verschieden; es gibt auch hinsichtlich des geistigen Schamgefühles schamlose Charaktere und solche mimosenhafte Naturen, die es um keinen Preis über sich bringen, öffentlich aufzutreten. Was zwischen diesen Grenzfällen steht, das ist als bildungsfähig zu bezeichnen. Gewiß, auch von diesen letzteren trägt jeder ein Allerheiligstes in der Brust, das er der großen Menge nicht preisgibt, aber die übertriebene Scham, diesen ärgsten Schädling aller Vortragskunst, vermag er zu beseitigen. Und das geschieht durch Gewöhnung, Übung — und durch einen ersten Erfolg. Wer weiß, daß er so, wie er sich zeigt, den anderen gefällt, dessen Ehrgefühl wird ihn nun anspornen, auf dieser Bahn weiter zu schreiten. Daß demnach im tiefsten Grunde dieses Schamgefühles wieder ein Spannungsgefühl ruht, ist klar und damit schlingt sich ein

nniges Band unzertrennlich um beide Gefühlskomplexe des Lampenfiebers. Diese durch genauere Analyse aufgezeigt zu haben, wird vielleicht für eine Methodik des rhetorischen Unterrichtes nicht ohne Bedeutung sein.

III.

Meister ist jeder und gleich ein jeder der Größten und Besten,
Wenn er das Eigenste gibt, was er wie keiner vermag.
Hamerling.

Die im vorhergehenden erörterten psychologischen Tatsachen heben ganz allgemein zwei Momente hervor: Die Voraussetzung für die Wirkung der Rede und die Voraussetzung für das Wirken des Redners. Beide wurden von der Überzeugung aus betont, daß es sich auch im Rhetorikunterricht der Mittelschulen in erster Linie um eine Frage des praktischen Lebens handelt, die darum nur im Hinblick auf die Praxis in völlig befriedigender Weise gelöst werden kann. Auch in der speziellen Erörterung einer Methodik sollen daher diese zwei Momente besonders berücksichtigt werden.

Der Weg, der im Hinblick auf die Technik der Rede einzuschlagen ist, ist durch die Vorschriften des Normallehrplanes und nun besonders durch den jüngsten Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 22. Oktober 1913, Z. 1163 vorgezeichnet. Die Vorschriften unterscheiden scharf zwischen Sprech- und Redeübungen, sie trennen damit in vollem Bewußtsein das Reden von der Rede. Die Sprechübungen betonen das inhaltliche, objektive Moment, ihnen schwebt der Grundsatz des alten Cato vor: *Rem tene, verba sequentur;* die Redeübungen müssen dagegen das subjektive, das Gefühlsmoment hervortreten lassen. Jene zu pflegen ist in erster Linie Aufgabe des Deutschunterrichtes und im weiteren Aufgabe fast aller Disziplinen der Mittelschule; diese zu leiten kann nur Sache eines eigenen rhetorischen Unterrichtes sein. Sprechübungen und Redeübungen verhalten sich wie Handwerk und Kunst, die ersteren sind das Fundament, die letzteren die Vollendung.

Das Endziel der Sprechübungen ist Klarheit und Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck der Rede; sie setzen in der Unterstufe bereits ein und müssen bis zu den obersten Klassen fortgeführt werden. Ursprünglich auf den Deutschunterricht beschränkt, treten allmählich auch die anderen Disziplinen, Religion, Geschichte usw., in den Kreis dieser Übungen. Sie werden stets in zweifacher Richtung nutzbringend sein; denn klares, bestimmtes Wissen wird auch einen klaren sprachlichen Ausdruck finden und das Suchen nach diesem anderseits das Wissen vertiefen. Neben dieses Streben nach Klarheit des Wortes und Begriffes sowie nach grammatikalischer Richtigkeit und Durchsichtigkeit des Satzbaues tritt aber auch die Sorge um die Orthoepie. Deutliche Aussprache der Wörter, Reinigung von allen störenden Schlacken eines lokalen Dialektes, soweit dies überhaupt möglich ist [1]), ist hier besonders zu beachten und kann nur Schritt für Schritt gewonnen werden. Und zu diesem Momente gesellt sich noch die überaus wichtige Forderung einer richtigen

---

[1]) Wallaschek a. a. O. S. 13 f.

Betonung; hier tritt nun als vorbereitende Übung selbständigen Sprechens das Vortragen von Gedichten und sinngemäßes Lesen ein. Überblickt man den ganzen Komplex dieser Anforderungen, so ist es kein Geringes, was da vom Schüler gefordert wird. Gemäß dem Hauptzweck der Schule richtet er ja seine volle Aufmerksamkeit auf die Apperzeption immer neuer Vorstellungen, bei der Reproduktion dieser aber soll er nun seine Aufmerksamkeit zwischen dem Inhalt des Vorzubringenden und dessen Form teilen, ein schweres Stück Arbeit, solange man mit beiden zu kämpfen hat. Das Bild des stockenden, nach Worten ringenden Schülers, der vergeblich für das, was er weiß, den passenden Ausdruck sucht, und das Bild des gedankenlos seine Sache herunterleiernden zeigen die beiden Grenzfälle. Ihr letztes Ziel aber erreichen diese Sprechübungen auf der Oberstufe — und hier ist der Punkt gegeben, wo die verschiedenen Disziplinen der Schule eingreifen sollen und müssen — indem der Schüler ein ihm gestelltes, inhaltlich wohlbekanntes Thema rasch, geschickt und klar disponieren und so sein Wissen „lichtvoll“ darlegen lernt.

Soweit die Sprechübungen; es darf keinen Augenblick ein Zweifel darüber bestehen, daß sie nur Fundament sind, daß durch sie allein keiner ein Redner geworden ist, noch jemals werden wird, daß im Gegenteil, wie zahlreiche Beispiele zeigen können, ein Schüler, der den obigen Ansprüchen vollkommen gerecht wird, elend scheitert, wenn er ein paar Worte des Dankes, der Begrüßung, des Glückwünschens usw. aus Eigenem sprechen soll. Aus Eigenem, das ist der Kernpunkt, denn darin liegt das subjektive Gefühlsmoment eingeschlossen. Damit aber dieses zu klarem Ausdruck komme, muß der Redner auch sein Instrument, die Sprache, meistern. Was bei den Sprechübungen Orthoepie und richtige Betonung bedeutet, das ist für die Rede die Modulation der Sprache. Bei dieser handelt es sich nicht nur um den Klang der Stimme, daß der Redner einer größeren Menge verständlich wird, sondern überhaupt darum, die Stimme bald lauter, bald leiser erklingen zu lassen, bald zu erhöhen, bald zu senken, den Rhythmus der Sprache bald zu verlangsamen, bald zu beschleunigen; kurz das Sprachorgan, wie ein Virtuose sein Instrument zu handhaben, als Meister, der „der dunklen Gefühle Gewalt“ zu wecken weiß.

Neben diese gewissermaßen physische Schwierigkeit tritt aber nun eine psychische, jenes zweite Moment, das in dem Augenblick in voller Stärke erscheint, wenn wir den Boden der Rede betreten — das Lampenfieber. Gewiß, auch bei den Sprechübungen tritt Lampenfieber auf und nirgends so, wie in den wechselvollen Situationen der Schule werden die mannigfaltigen Elemente dieser Hemmungserscheinung deutlich. Dies kommt vor allem daher, weil der Schüler, wenn er spricht, keiner homogenen Masse von Zuhörern gegenübersteht. Sie zerfällt für ihn immer in zwei Teile, den Lehrer und die Mitschüler. Bei den Sprechübungen, bei denen der Akzent auf dem Inhalt des Gesprochenen liegt, treten die Spannungsgefühle hervor, wie es gelingen wird, die gestellte Aufgabe zu bewältigen; und diese richten sich fast ausschließlich auf die Person des Lehrers. Der Durchschnittsschüler — und der muß ja immer ins Auge

gefaßt werden — scheut sich durchaus nicht, vor seinen Mitschülern etwas Falsches, Unrichtiges zu sagen; denn er weiß sehr wohl, daß bei gegebener Gelegenheit auch die anderen sich Blößen geben; und sollte ihm einmal selbst eine ärgere Entgleisung passieren, die die Spottlust seiner Kameraden weckt, so weiß er sich durch die Autorität des Lehrers vor dieser geschützt. Ganz und gar nicht gleichgiltig ist ihm aber seine Leistung im Hinblick auf den Lehrer, der sich auf Grund dieser Leistung ein Urteil bildet und diesem in irgend einer Form einmal Ausdruck geben wird. Die psychologische Tatsache der Prüfungsangst wird kein wie immer gearteter Prüfungsmodus jemals gänzlich aus der Welt schaffen.

Anders bei den Redeübungen; hier, wo das subjektive Moment in den Vordergrund tritt, ist es vor allem jenes geistige Schamgefühl, das hier mit voller Kraft einsetzt. Das sekundäre Gefühlsleben entfaltet sich bei der Jugend viel später als das sekundäre Vorstellungsleben; denn sie hat viel zu viel mit der Aufnahme und Verarbeitung des ihm gebotenen Gedankenmaterials zu tun, als daß es sich über den Wert dieses ein genaueres Werturteil bilden könnte. Erst allmählich in der Zeit des Heranreifens im physischen wie im geistigen Sinne, in den letzten Jahren des Mittelschulstudiums, entfaltet sich das Gefühlsleben immer mehr und mehr. Überall dort, wo ein Werturteil vom Schüler verlangt wird, tritt ein Stocken im Antworten ein und dann erfolgt es entweder sehr naiv, auch bei erwachseneren Schülern, oder — es folgt Schweigen. Derselbe Schüler, der recht geläufig vom Zuge der Zehntausend zu erzählen weiß und vom Leben und den Schriften Xenophons fließend berichtet, stockt, wenn man ihn befragt, ob ihm dies oder jenes in der Anabasis gefällt, und späht nach den Mienen des Lehrers, denn er will doch nur das erraten, was dem Lehrer gefällt. Und infolge dieser Unsicherheit der Wertung erhebt sich nun bei den Schülern jenes Schamgefühl mit doppelter Kraft überall dort, wo er sein eigenes Fühlen äußern soll. Aber es richtet sich — im Gegensatz zu den Sprechübungen — in erster Linie gegen seine Mitschüler. Dem Lehrer, wenn dieser es verstanden hat, die Zuneigung und das Vertrauen des Schülers zu gewinnen, wird dieser viel eher seine innersten Gedanken und Gefühle mitteilen; aber vor der buchstäblich grausamen und ätzenden Spottlust seiner Mitschüler zieht er sich in sich selbst zurück; er kennt diese nur zu gut, denn er übt sie gegebenenfalls an anderen geradeso.

Hier liegt die größte Schwierigkeit eines rhetorischen Unterrichtes, hier muß dieser einsetzen. Wie stete Übung physische Kraft stärkt, so ist auch hier nur stete Übung imstande, das Selbstvertrauen zu stärken und jene übertriebene Scheu einzudämmen, wie sie allein auch nur jene Modulationsfähigkeit des Sprachorganes verleihen kann, die der Redner unbedingt, um zu wirken, braucht.

Dafür allerdings ist die den Redeübungen heute zur Verfügung stehende Zeit als gänzlich unzureichend zu bezeichnen. Mit vollem Rechte auf die letzten zwei Jahre der Mittelschule beschränkt, hat man sie dort dem Deutschunterricht angefügt, der besonders seit dem neuen Lehrplan durch die Berücksichtigung der weitverzweigten modernen Literatur

ohnehin schon schwer belastet ist. Selbst bei schwachen Klassen wird es kaum möglich sein, daß ein Schüler öfter als einmal im Semester, also überhaupt in den zwei Jahren höchstens vier Redeübungen hält. Das ist im Hinblick auf die mannigfaltigen Schwierigkeiten viel zu wenig, wie anderseits das „*non possumus*“ der Kollegen aus der Germanistik nur zu begreiflich ist. Wir stehen vor einer prinzipiellen Entscheidung: entweder müssen wir die Redeübungen in dieser unzulänglichen Form gänzlich fallen lassen und uns auf die Sprechübungen beschränken — dann dürfen wir aber darüber nicht im Zweifel sein, daß wir für die praktische Forderung des Lebens nur das erste, notdürftigste Fundament gelegt, diese selbst jedoch in keiner Weise befriedigt haben — oder es müssen die Redeübungen, vom Germanistikunterricht abgetrennt, für sich gepflegt werden. Eine derartige Lösung ist bereits durch die im jüngsten Erlasse empfohlenen Lese- und Vortragszirkel nahegelegt. Es ist ein ansprechender Gedanke, daß etwa in der schlechten Zeit des Jahres, da der größte Teil der sportlichen Betätigungen des Körpers ruht, hiemit eine Palästra des Geistes eröffnet werde, die gleichfalls in einem loseren und freieren Verhältnis zum streng geregelten Betrieb des Unterrichtes stünde. Ein solches Verhältnis scheint geradezu eine notwendige Forderung für den Erfolg zu sein. Denn es scheint dadurch einerseits die Gewähr geboten, daß sich nur diejenigen von den Schülern einfinden, die Lust und Liebe zur Sache mitbringen, und andere, die sich selber von vorneherein oder im Verlaufe der Übungen als unfähig fühlen, ausscheiden können; anderseits aber wird der Lehrer nicht so sehr als Zensor, sondern wirklich lediglich als Leiter dieser Übungen erscheinen und dadurch wird für den Redenden die Zuhörerschaft einheitlicher, homogener; die Bedingungen des Lampenfiebers sind den beim öffentlichen Vortrag bestehenden so möglichst angeglichen.

Für diesen freieren Kursus der Rhetorik aber ergäbe sich dann ungefähr folgender Lehrgang. Dem klaren Ausdruck seiner Gefühle steht beim Anfänger, und vor allem bei einem so jugendlichen, eine Art Schamgefühl entgegen, wie bereits oben gezeigt wurde. Da muß ihm nun helfend die Hand geboten werden. Wie der Schüler besonders in den unteren Klassen fast nie eigene Gedanken bildet, eigene Assoziationen und Apperzeptionen vollzieht, sondern alles aus dem Lehrbuche und den Worten des Lehrers entnimmt und sich selbst hinter diesen Autoritäten zu verstecken liebt, wie er oft nicht einmal ein selbständiges sprachliches Gewand über diese Gedanken wirft, sondern auch da sich an sein Vorbild klammert, so muß hier eine ähnliche Stütze dem Anfänger gewährt werden. Er, der sich noch scheut, mit seiner eigenen Persönlichkeit und seinem Fühlen offen aufzutreten, wird eher fremdes Fühlen nachbilden können; und das kann er durch den Vortrag fremden Dichtens und Denkens. Auch die rednerische Ausbildung muß daher mit dem Vortrag von Gedichten beginnen. Handelte es sich aber bei den Sprechübungen darum, an den Gedichten Orthoepie und richtige Betonung einzuüben, so kommt nun hier der ganze Fragenkomplex der Modulation der Stimme und Sprache zur Behandlung. Hier muß den Schülern gezeigt werden,

wie sie zu sprechen haben, damit das Stimmorgan voll und rein wie eine Orgel klinge, wie Schönheit der Sprache allein schon die Zuhörer bezaubern soll, wie die Register, der Kopfton und der Brustton zu verwenden sind, und wie der Übergang von dem einen in den andern erfolgt. Hier sind sie an den Beispielen über die drei wichtigsten Momente aller Vortragskunst zu belehren, über Tonhöhe, Tonstärke (Betonung) und Tempo. In der praktischen Verwertung dieser theoretischen Winke aber wird den Schülern die Lehre ins Herz zu legen sein: „Strebt vor allem wahr und rein das zu fühlen, was der Dichter hier fühlte, und ebenso wahr und rein, als ihr es fühlt, sucht es auch nun nachzubilden. Das ist echter Naturalismus und zugleich edelster Idealismns, das ist der Punkt, von dem aus ihr die Welt der Gefühle in ihren Achsen erschüttern könnt". Zwei Dinge sind dabei wohl zu beachten; man wird nicht in den großen Fehler verfallen, von allen dasselbe Gedicht zu verlangen. Denn öfteres Vortragen desselben Gedichtes, besonders unmittelbar hintereinander, schwächt die Stimmung der Dichtung und ihre Wirkung bei dem jeweiligen Vortragenden und den Hörern ungemein ab. Zweitens aber wird man hier mit kluger Individualisierung sich vor Augen halten müssen, ob das Gedicht dem oder jenem „liegt", d. h. ob es für ihn paßt. Darum wird man vor allem der Wahl von Vortragsstücken durch den Schüler, wenn er nur vorher die Zustimmung dcs Lehrers eingeholt hat, nichts in den Weg legen, im Gegenteil dies fördern. Wirklich guter Vortrag wird allerdings nur langsam zu erreichen sein, aber mit dem ersten Erfolg wird Selbstvertrauen und Freude am Vortragen die Schüler zu immer schöneren Leistungen emporführen und sie veranlassen ihre übertriebene Scheu abzulegen.

Ist so der Grund gelegt, dann kann auch mit Versuchen der freien Rede begonnen werden. Und hier nun vor allem eine Mahnung, die aus der vorangegangenen psychologischen Analyse wohl selbstverständlich erscheint: Fort mit den sogenannten wissenschaftlichen Vorträgen! Sie sind nicht die leichtesten Redeübungen, sondern stellen gerade eine rhetorische Höchstleistung dar. Die Hauptsache aller Rede ist ja, wie oben gezeigt, daß der Redner sich in ein persönliches Verhältnis zu seinem Thema setze, und das ist bei einem wissenschaftlichen Thema nur durch tiefes, allertiefstes Eindringen und Versenken möglich; nur dann wird der Vortrag für die Zuhörer anregend und interessant sein. Das aber ist von einem Mittelschüler nie und nimmer zu verlangen und so sind derartige Redeübungen einfach verkappte Sprechübungen, in denen er einen Wust halb- und gänzlich unverdauten Zeuges, aus Konversationslexikon und populär-wissenschaftlichen Schriften zusammengetragen, von sich gibt. Dazu kommt noch, daß besonders die Scheu vor den Mitschülern ihn veranlaßt, dort, wo ihm die Wahl des Themas überlassen wird, möglichst abgelegene wissenschaftliche Gebiete zu beglücken, da ihm dort von den anderen bei einer etwaigen Debatte möglichst wenig entgegnet werden kann. Das ist ein gänzlich ungesunder Zustand. Die wenigsten der Schüler werden ja doch Gelehrte, der größte Teil von ihnen wendet sich nach einem entsprechenden Hochschulstudium praktischen Berufen

zu. Ist es da nicht besser, an diesen künftigen Beruf anzuknüpfen — die Berufswahl steht ja in den letzten Klassen mehr oder minder bei dem einzelnen fest —? Ist es nicht besser, Fragen des Lebens, und wären es nur ganz einfache des Alltags, als Themen heranzuziehen? Sicherlich, Themen der Politik sind ausgeschlossen, aber zahllose andere sind möglich. Dem einen wird z. B. das Thema gegeben, die Wichtigkeit einer Luftflotte für unser Vaterland überzeugend darzulegen, ein anderer soll etwa in rühmendem Nachruf eines Kapitäns und seiner Mannschaft gedenken, die, wie die Zeitungen gerade melden, in treuer Erfüllung ihrer Pflicht den Tod fanden, ein dritter am Ende des Schuljahres an seine Mitschüler eine Abschiedsansprache halten usw. Es ist aber damit durchaus nicht gesagt, daß der Ideenkreis, wie ihn die verschiedenen Fächer der Mittelschule bieten, direkt auszuschließen sei, nur sollen diese Themen — darauf ist stets zu achten — nie die objektive, sondern die subjektive Seite des Gegenstandes hervorkehren, das persönliche Verhältnis der Sache zum Redner und damit natürlich auch zu den Zuhörern. Eines historisch bedeutsamen Tages zu gedenken, wird sicher ein guter Vorwurf sein, aber dabei darf nicht bloß referiert werden, sondern es muß vor allem gezeigt werden, in welchem Verhältnis die Jetztzeit nach der Ansicht des Redners noch heute dazu steht; ein Gedenktag eines großen Dichters wird passend durch eine Redeübung gefeiert werden, aber man muß daraus ersehen, was der Mann uns, was er dem Sprecher ist; nur dann werden diese Übungen im wahrsten Sinne Reden sein.

In der Wahl des Themas den Weg zu weisen, wird daher eine Hauptaufgabe des Lehrers sein; allerdings nicht in dem Sinne, daß er einfach Themen zuweist, sie werden weit besser zur Auswahl gestellt werden. Denn jeder Redner, vor allem aber der Anfänger, soll nur über das reden, was ihm besonders am Herzen liegt[1]). Von diesem Grundsatze ausgehend, ist es daher nur zu begrüßen, wenn der Schüler sich selbst ein Thema wählt, nur muß dieses vorher zwischen ihm und dem Lehrer eingehend besprochen werden. Ob aber ein Thema gut oder schlecht gewählt wurde, dafür hat der Lehrer einen untrüglichen Prüfstein in der Hand — die Debatte. So schwer man sein Fühlen vor anderen bloßlegt, so leicht und leidenschaftlich streitet man um Gefühlswerte. Während die Vorstellungen nur ein „Wahr" oder „Falsch" zulassen, zeigen die Gefühle eine mannigfaltige Nuancierung und damit weitgehende Dissensionen. Je lebhafter die Debatte nach dem Vortrage entbrennt, um so mehr hat die Rede an Gefühlswerte gerührt, während solche Reden, die nur Referate sind, eine Debatte schwer aufkommen lassen. Diese Debatte aber nun zu leiten und doch persönlich zurückzutreten und die Schüler ihre Meinungen frei entwickeln zu lassen, erfordert den größten Takt des Lehrers; ihre mustergiltige Leitung stellt den Höhepunkt seiner pädagogischen Leistung auf diesem Gebiete dar, wie der Glanz der Debatte den Höhepunkt seines Lehrerfolges zeigt.

---

[1]) Wallaschek a. a. O. S. 32.

Ich bin am Ende meiner Erörterungen angelangt; viel wäre im einzelnen noch hinzuzufügen, doch war hier nicht beabsichtigt, eine Technik der Redekunst zu geben, sondern nur gewisse Hauptrichtungslinien aufzuzeigen, von der festen Überzeugung geleitet, daß selbst die beste Theorie von der zwingenden Notwendigkeit der Praxis stets geschlagen wird. „Mit Streichen, nicht mit Worten laßt uns fechten." Ich habe geschieden und scharf geschieden im ehrlichen Streben, damit Klarheit zu schaffen, aber wohl wissend, daß die Grenzen, die in der Theorie so scharf gezogen sind, in der Wirklichkeit durch zahlreiche Zwischen- und Übergangsformen fließend sind. Aber nicht die nächste Annäherung von Sprech- und Redeübungen war zu zeigen, sondern ihre diametral auseinander strebenden Richtungen waren einmal aufzuweisen.

Zwei Fragen liegen mir zum Schlusse noch am Herzen. Die eine geht dahin, ob der Mittelschuljugend ein solches Ziel der rednerischen Ausbildung überhaupt gemäß sei. Ich möchte sie bejahen. Gewiß, das Ideal des Redners, wie es uns vorschwebt, ist hier nicht zu erreichen, denn das erfordert einen fertigen, nicht einen werdenden Mann; aber es genügt, den Anfang gemacht und die Richtung gewiesen zu haben. Daß dies zu tun nicht nur möglich, sondern auch nötig ist, dafür möchte ich neben den Anforderungen des realen Lebens auch einen idealen Grund beifügen. Alle Lehr- und Lerntätigkeit geht auf die Erweiterung des Vorstellungskomplexes; darauf bezieht sich alle Arbeit, oft schwere Arbeit. Mag täglich, stündlich neben den neuen Vorstellungen auf deren Gefühlswert hingewiesen werden, der Schüler findet trotzdem bei der mühevollen Aneignung des Wissens nur selten Zeit, es auch zu werten. Und doch ist gerade das das Unverlierbare, das Bleibende, wenn das Detailwissen längst von der Tafel des Gedächtnisses ausgelöscht ist. Es gibt Menschen, die für Homer noch schwärmen zu Zeiten, wo sie keinen seiner Hexameter mehr zu lesen imstande sind, es gibt Menschen, die ihm fluchen, weil ihnen die Mühe um die sprachlichen Schwierigkeiten im einzelnen den Blick für das herrliche Ganze nie eröffnet hat. Da ist es vielleicht auch in diesem Sinne nicht so unangebracht, wenn durch die Redeübungen einmal ein Feld aufgetan wird, auf dem ganz allgemein die Wertung und Verwertung erworbenen Wissens im Mittelpunkt steht; denn nur in diesem Sinne kann Wissen Macht sein. Neben theoretischer Bildung tut dem Menschen praktische not. Derjenige, der mit den Schwierigkeiten des theoretischen Wissens — nicht durch Schuld der Schule, sondern meist durch seine eigene enge Begabung — überhäuft, oft erst nach dem Eintritt ins praktische Leben sich vor die Aufgabe gestellt sieht, selbst den rechten Lebensweg zu finden, glaubt nur zu gern, er habe sich selbst allein erzogen und beschmutzt in undankbarer Weise das Nest, in dem er seine beste Kraft empfing. Es gibt so viele Genießer in der Kunst und so wenige in der Wissenschaft. Darum sollte gerade in der Zeit, da der junge Mensch an Weite des Wissens über die verschiedensten Disziplinen ein Höchstmaß erreicht hat, wie niemals später, ehe er in die Tiefe eines Spezialwissens steigt, als Mahnung an sein Ohr klingen, daß er, wo immer er später mit bescheidener Kraft am Turmbau des Wissens

der Menschheit arbeiten möge, nie vergessen solle, in den Feierstunden seines Lebens den Blick aufs Ganze zu wenden und sich der Schönheit und Größe des ganzen Bauwerks zu freuen, zu dem auch er ein Sandkorn hinzuträgt. Es wird seiner Arbeit Kraft und seiner Muße die schönste Weihe geben.

Und damit hängt nun innig die zweite Frage zusammen: Wer soll der Lehrer der Rhetorik sein? Ich meine derjenige, der dazu befähigt ist. Ich sprach *pro re* und nicht *pro domo* und habe mit Absicht manche Anregungen aus der Antike, so nahe sie dem Philologen lagen, nicht hervorgeholt. Der Gegenstand steht zu keinem Fache in engerer Beziehung, denn er hängt mit allen aufs engste zusammen. Befähigt aber soll der Lehrer dazu in wissenschaftlicher wie in künstlerischer Hinsicht sein; in künstlerischer, damit er Vorbild sein kann, damit er durch lebendiges Beispiel und Vormachen zur Nachahmung anregen kann, wie er in wissenschaftlicher Hinsicht im Sinne Houston Steward Chamberlains[1]) ein Dilettant in des Wortes edelstem Sinne sein soll, ein φιλόσοφος — ein Weisheitsfreund.

Wenn je das Wort „*Poeta nascitur*" wahr ist, so gilt nicht minder „*Orator nascitur*". Den großen Redner werden wir nicht heranbilden, auch aus unserer Retorte wird kein Homunkulus springen. Genies werden geboren; aber wenn es gelingt, das allgemeine Niveau der Redegewandtheit zu heben, um damit das Genie seinerseits zu immer höherer Kraftleistung anzuspornen, dann haben wir am Genie wie an der Zivilisation unserer Zeit in diesem Punkte ein gleiches Verdienst durch ehrliche Arbeit erworben. Freilich der Erfolg dieser Arbeit ist dem Lehrer im Unterricht der Rhetorik nie völlig klar sichtbar; er übt und manövriert für einen Ernstfall, bei dem er nur selten zugegen sein wird. Über die wahre Kraft und das wahre Können seiner Schüler wird erst im ernsten Kampf der Geister, im Leben, entschieden werden. Ein alter Sophistenwitz sagt ja: Man soll seinen Rhetor erst nach dem ersten Prozeß bezahlen.

Mies. Dr. Heinrich Gassner.

Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik. Von Prof. Dr. Huckert, Direktor des kgl. Marien-Gymnasiums in Posen. Quelle & Meyer in Leipzig 1913. 129 SS. Preis Mk. 3.

Die Überflutung der preußischen Universitäten wird von mehreren Schulmännern, insbesondere von Prof. Dr. Hillebrandt in Breslau, auf die nachsichtigen Anforderungen bei der Versetzung[2]) und auf die Er-

[1]) Houston Steward Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Vorwort zur ersten Auflage.

[2]) Ein Blick in Morschs lehrreiches Buch „Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich" verschafft die wohl manchen österreichischen Mittelschullehrer überraschende Erkenntnis, daß die vaterlän-

leichterung des Abiturientenexamens zurückgeführt. Huckert sucht nun an der Hand statistischen Materials „rein wissenschaftlich, ohne Vorurteil" obigen, gegen das preußische höhere Schulwesen erhobenen Vorwurf als einen unbegründeten zurückzuweisen. Den Inhalt des temperamentvoll geschriebenen Buches bilden folgende sechs Kapitel: 1. Der fallende Abgang von dem Gymnasium als Zeichen einer Herabsetzung der Anforderungen. 2. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung auf Grund des Steigens der Frequenz der höheren Lehranstalten und der Universitäten. 3. Der Ausfall der Prüfungen für das höhere Lehramt als Zeichen eines steigenden Niederganges der Gymnasien und der übrigen höheren Lehranstalten. 4. Die Ergebnisse der Prüfungen für das höhere Lehramt als Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Kandidaten. 5. Günstige Resultate der Prüfungen bei anderen Berufen. 6. Die Verschiedenheit in den Leistungen der Gymnasien und der Realanstalten.

Der Nachweis, daß sich mit der Zunahme der Wohlhabenheit der Bürger auch die Zahl der an den Mittelschulen Studierenden sowie der Abiturienten steigerte, daß weiters diese Steigerung durch die Zahl der Berufsklassen, aus denen die Studierenden vornehmlich hervorgehen, namentlich aus dem Kreis von nicht akademisch gebildeten Lehrern und niedrigeren Staatsbeamten, bedingt sei: dieser Nachweis ist H. wohl restlos gelungen. Gerade die Zahl und wirtschaftliche Lage der preußischen Volksschullehrer hat sich seit 1896 in stark aufsteigender Linie bewegt und zum Zudrang an den Mittelschulen und Universitäten wesentlich beigetragen. Auch die Besserung der Verkehrsverhältnisse wird von H. als nicht zu unterschätzender Faktor für die Zunahme der Studierenden hingestellt. Weiters hängt die Überbevölkerung der Universitäten mit der Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Jurisprudenz und Medizin zusammen.

Zum Beweis für den Niedergang namentlich des Gymnasiums beruft sich Prof. Hillebrandt auf die Resultate des Referendarexamens und der Prüfungen für das höhere Lehramt. Allerdings zeigte sich bei letzteren Prüfungen in der Zeit von 1901—1909 ein Anschwellen der Verunglückten bis zu einem Drittel der Geprüften. Die Statistik Huckerts weist aber nach, daß nicht die Schulreform des Jahres 1901 für diese Erscheinung verantwortlich zu machen sei, sondern daß „tatsächlich Fülle und Mangel an Kandidaten auf den Prozentsatz der bestandenen Prüfungen Einfluß ausüben". Im Jahre 1901/1902 macht sich der Mangel an Lehrkräften besonders fühlbar; die Examinatoren drücken ein Auge zu und so ist denn die Zahl der durchgefallenen Kandidaten in dieser Zeit weitaus geringer als von 1906 an, wo sich ein Überfluß an Kandidaten zeigt. Daß diese Erscheinung auch schon früher in Deutschland nachweisbar ist, bestätigt Conrad in seiner Schrift über „Das Uni-

---

dische Mittelschule hinsichtlich der Versetzungen eine strengere Praxis übt als die reichsdeutsche. Allerdings soll damit nicht gesagt sein, daß wir in der „geistigen Verzärtelung der Jugend" noch weiter fortschreiten sollen.

versitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre" (Jena 1884), indem er sagt: „Je mehr das Angebot die Nachfrage übersteigt, um so mehr werden die Anforderungen gesteigert. Je weniger Überfluß vorhanden, um so nachsichtiger sind die Examinatoren" [1]). Einen nicht geringen Einfluß auf das Ergebnis der jeweiligen Prüfung für das höhere Lehramt schreibt Prof. Huckert auch der (uns österreichischen Mittelschullehrern ganz fremden) „allgemeinen Prüfung" zu, von der die Erlangung eines anstellungsfähigen Zeugnisses abhängt. Auffallenderweise erzielten im letzten Jahrzehnt die Abiturienten der preußischen Realschulen weit bessere Resultate als die der Gymnasien. Gestützt auf seine Statistik erklärt sich H. diese Tatsache 1. dadurch, daß die Realschul-Abiturienten mehr als ihre Kollegen bei Kommissionen, vor denen verhältnismäßig mehr Kandidaten durchkamen, die Prüfung bestanden; 2. dadurch, daß die Abiturienten der Realschulen durchschnittlich mehr den begüterten Volksklassen angehören als die der Gymnasien, endlich dadurch, daß die Realschulabiturienten verhältnismäßig viel weniger Katholiken zeigten als die Gymnasialabiturienten (S. 115). Ob die letztere Vermutung eine genügend objektive Grundlage in H.s Erörterungen (S. 105—109) gefunden hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Im allgemeinen wird man Huckerts Buch sicherlich als eine sorgfältige und gewissenhafte Arbeit bezeichnen können. Seinen Wunsch, daß die derzeit in Preußen bestehenden höheren Anstalten einen Wettkampf eingehen mögen im Zeichen des Fortschrittes, der nicht in der Masse des Wissens, sondern im Können das Kriterium für die Versetzung und die Reifeprüfung sehe, werden wir gerne auch hinsichtlich der österreichischen Mittelschulen teilen.

Brünn. Dr. Simon.

Die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Lehranstalten. Ein Beitrag zur Klärung einer pädagogischen Zeitfrage. Von Doktor Georg Vogel, Gymnasialprofessor am kgl. Maximiliansgymnasium in München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1911. IV und 54 SS. Preis Mk. 1·20.

Das Büchlein hält mehr, als die ersten Seiten versprechen. Der Verf. erörtert zuerst unter: 'Allgemeines über den staatsbürgerlichen Unterricht' die Notwendigkeit und den Wert eines solchen. Dabei verkennt er nicht, daß dieser Unterricht nur ein Teil der staatsbürgerlichen Erziehung ist. In II. (Behandlung des Stoffes im allgemeinen) spricht er sich für die gelegentliche staatsbürgerliche Unterweisung aus, die er einer eigenen systematischen 'Bürgerkunde' (als selbständigem Fach) vorzieht. Dem gegenüber sei auf die Lösung der Frage in unseren (österreichi-

---

[1]) Derzeit mit einer Studie über die vormärzlichen Konkursprüfungen in Österreich beschäftigt, kann ich mir die oft sehr nachsichtige Beurteilung der Elaborate auch nur dadurch erklären, daß damals eine recht tiefe Ebbe an Lehramtskandidaten geherrscht haben mochte.

schen) Lehrplänen hingewiesen. Zwar hat der ganze Unterricht, besonders der geschichtliche und geographische, dem Ziele der politischen und wirtschaftlichen Bildung zuzustreben; aber die Erweiterung der bisher in der obersten Klasse behandelten Abschnitte der Vaterlandskunde (Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft) zu einer zusammenfassenden 'Bürgerkunde' bildet den Abschluß.

Als das Wichtigste erscheinen dem Verf., der natürlich vor allem durch die Verhältnisse des Deutschen Reiches und seines engeren Vaterlandes Bayern bestimmt wird, außer den nationalen Fragen (z. B. Ostmarken, Eindringen der Slawen in deutsche Industriebezirke) die sozialen. Es soll nicht nur das Verständnis für sie gefördert, sondern auch der ernste Wille erzeugt werden, zu ihrer Lösung beizutragen. Der einzelne soll dazu gebracht werden, daß er bei jeder wirtschaftlichen Handlung nicht nur darnach frage, welchen Nutzen sie ihm selbst gewähre, sondern auch nach ihrer Wirkung auf die Gesamtheit. (III.) Der Verf. betrachtet ganz offenbar die wirtschaftliche Bildung als die Hauptsache. Das zeigen die folgenden Abschnitte mit noch größerer Deutlichkeit. Sie betrachten in IV, „Die Behandlung des Stoffes im besonderen", und zwar zuerst im deutschen Unterricht (am wenigsten glücklich), dann in der Geschichte und der Geographie. Eine sehr reiche Literatur wird in ihnen herangezogen, ein Zeugnis für die eindringende Beschäftigung des Verf. mit dem, was ihm sozusagen auf die Nägel brennt. Die Gesinnung, aus der das ganze Büchlein erwachsen ist, ist das Streben nach Ausgleichung der sozialen Gegensätze. Die Schule soll nicht hervorkehren, was trennt, namentlich nicht die konfessionellen und parteipolitischen Gegensätze, sondern soll vereinigend wirken. Einer Mittelstandspolitik im weitesten Sinne (Stärkung des kleinen und mittleren bäuerlichen Besitzes, Erhaltung des städtischen Handwerkerstandes usw.) scheint der Verf. am meisten geneigt zu sein.

Der Geschichte wird die Aufgabe zugewiesen, die Staatsformen zu erklären und die grundlegenden Begriffe der Volkswirtschaft zu vermitteln. Interessant für uns ist, daß Vogel bei der Gelegenheit auch eine Reform fordert, die in Österreich schon glücklich durchgeführt ist: Geographie auf der Oberstufe auch der Gymnasien und Realgymnasien. V. bringt Ergebnisse und Ergänzungen. Während bei uns die Trennung des geographischen vom geschichtlichen Lehramte möglich geworden ist, fordert Vogel im Interesse der staatsbürgerlichen Erziehung, daß die Lehramtsprüfung aus der Geschichte mit der aus der Geographie verbunden werde, und den Nachweis wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Nationalökonomie und Ethik. Die Fabriksbesuche, die Reisen sollen den Schülern auch dazu dienen, die Verhältnisse der Arbeiter kennen zu lernen. Endlich soll auch die weibliche Jugend — schon um der Erweckung des Nationalgefühls willen — dieses Unterrichtes teilhaftig werden.

Wien. Dr. L. Singer.

Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren. Von Dr. Jakob Hoffmann. Freiburg, Herder 1913. XVI und 280 SS. Preis K 3·36, geb. K 4·20.

Die Zeit, „in welcher die erwachenden körperlichen und geistigen Kräfte im Zeichen des Sturmes und Dranges unter ganz eigenen Erscheinungen in Tätigkeit treten", erfordert besondere Aufmerksamkeit. „Viele Fehler werden in Unkenntnis der eigenartigen Vorgänge im Körper und Geist des Heranwachsenden von der Erziehung gemacht; darum bringt diese beim besten Willen und größten Eifer recht oft nicht den ersehnten Nutzen, sondern sie stiftet Unheil und entfremdet den Zögling dem Erzieher und erfüllt ihn mit Haß gegen Ordnung und Autorität".

Der Verf. will im Gegensatze zu neueren Untersuchungen, „in denen ein Hauptmoment, nämlich das religiöse, zu kurz gekommen, die ganze Entwicklung des jugendlichen Menschen mit Einschluß seiner religiösen" darstellen, dieses „speziell vom katholischen Standpunkte" — als erfahrener Religionslehrer. Er will mit dieser Schrift sowohl Eltern von heranwachsenden Kindern als auch den Lehrern, besonders Religionslehrern, manche willkommene Aufklärung und Anleitung bieten für die Erziehung in dieser wichtigsten Lebensperiode. Er hat vorhandene Literatur eifrig herbeigezogen, wie das sehr umfangreiche „Verzeichnis der benützten Literatur" zeigt, und neben seinen persönlichen Erfahrungen und den Ergebnissen alter und neuester Erziehungslehren auch selbständig die Mittel der Pädagogik, insbesondere den Fragebogen, benutzt.

In vier Hauptabschnitten: die Sphäre des leiblichen Lebens, die Leitung des rationalen Lebens, sittliche Erziehung, das religiöse Leben — werden je die Vorgänge in ihrem tatsächlichen Verlaufe gezeichnet und Winke gegeben, wie der Erzieher abwehrend oder fördernd eingreifen kann.

Aus dem einzelnen sei erwähnt:

Die größere Schonungsbedürftigkeit der Mädchen in den Entwicklungsjahren, statistisch erwiesen, spricht gegen die Koëdukation (S. 22, 24, 57 f. und Schlußabschnitt). Daher sind auch die Ärzte von Ansehen in der Mehrzahl gegen Koëdukation. „Die gleiche wissenschaftliche Ausbildung der Mädchen mit den Jünglingen widerspricht der weiblichen Eigenart; zudem liegt sie auch nicht in ihrer Berufsstellung. Nur wenige Prozent der Mädchen sind es, die den gleichen Beruf wie der Mann anstreben... Auch für die Vorbereitung jener Mädchen, die Hochschulstudium erstreben, braucht nicht der Lehrplan für humanistische oder realistische Mittelschulen in allen Einzelheiten zugrunde gelegt zu werden."

Aus den neueren Kenntnissen der Funktionen des Muskelsinnes ergibt sich der hohe Wert des Zeichnens und des Handarbeitsunterrichts. „Durch eine planmäßige, zum Unterrichtsprinzip erhobene allgeseitige Übung jeglichen Sinnes, auch des Tast- und Muskelsinnes werden, abgesehen von manchem erzieherischen Einflusse auf Willen und Charakter, die Eindrücke der Sinnesorgane möglichst der Wirklichkeit

entsprechend aufgenommen, mit Nachdruck festgehalten und zur Geltung gebracht; es wird der Wirklichkeitssinn geübt."

„Ein wohlgenährtes und sehr reines Blut, das in tätigem Umlauf in das Gehirn getrieben wird, schafft die physiologischen Bedingungen für das Gedächtnis...; ein sehr wichtiger Umstand für das Behalten des Gelernten ist darin gelegen, wie der Lernende nach der Einprägung des Lernpensums sich psychisch verhält. Wenn nämlich die Aufmerksamkeit sofort auf andere Gegenstände des Bewußtseins konzentriert wird, so tritt eine merkliche Schädigung des erworbenen Besitzes ein..., die Unruhe der Entwicklungsperiode aber läßt kaum die Aufmerksamkeit während des Lernaktes bewahren ..., daraus ergibt sich, „daß es nicht minder notwendig ist, durch Lehrpensum und Lehrmethode das Interesse der Jugend zu sichern als das der Kleinen im Elementarunterrichte ... Wichtig ist, daß der Arbeitsplan des Schülers nach Erledigung einer Gedächtnisarbeit nicht sogleich eine andere, davon verschiedene ansetzt und damit die Aufmerksamkeit von der vorausgehenden ablenkt."

Mit dem rationalen Fortschritte erwacht Lust und Streben, die Seelenkräfte auch selbsttätig zu benutzen. Es ist sehr wichtig, „daß der Erzieher diese Neigung zu selbständiger Arbeit", sei es im praktischen Leben oder auf dem Gebiete der Wissenschaft, mit allen Kräften fördert. Einen großen Vorteil hat der Mensch, der nicht nur nach Schablonen zu arbeiten versteht, und nur in den Geleisen laufen kann, die ihm gelegt sind, sondern der es zu einem von ihm erdachten Vorgehen bringt, der neue Wege wandelt und zu neuen Zielen gelangt: er wird die geistige Führung gewinnen.

Der physischen und psychischen Entwicklung sind besonders schädlich Nikotin, Alkohol, Verbindungswesen, Tanzen, übertriebene Körperübungen, zumal wo diese den Charakter des Sports und militärischer Vereinigungen annehmen.

Zur „Willens- und Charakterbildung" gehört Selbstbeherrschung, um eben Persönlichkeit, nicht bloß Individualität darzustellen; auch in dieser Hinsicht ist die Arbeitsschule wichtig. Da in dem Idealbild, wie es die männliche Jugend sich ausmalt, vor allem Freiheitsdrang und stark hervortretendes Ehrgefühl sich finden, daneben Neigung zu Mißtrauen und zum Widerspruch gegen den Erzieher, gilt es, dem Heranwachsenden das Wesen der wahren Freiheit und wahren Ehre nahezubringen, damit er nicht einerseits Freiheit und Willkür verwechsle, andererseits dem Zwang anheimfalle, der aus dem Herdengeiste entsteht. Für diese Darlegungen schöpft der Verf. sichtlich mit Erfolg aus den wertvollen Büchern von Payot und von Förster, die voranstehenden allgemeinen Bemerkungen über das Gemüt sind minderwertig und damit nicht im Einklang.

Der Schwerpunkt des Buches liegt wohl im dritten und vierten Abschnitt. Im einzelnen ist mancherlei einzuwenden, z. B. das Eintreten für Karl May, an sich verkehrt, steht in vollem Widerspruch zu der im zweiten Abschnitt empfohlenen Pflege des Wirklichkeitssinnes; die Bedeutung der Kunsterziehung und der staatsbürgerlichen Erziehung wird

nicht hinreichend hervorgehoben; der unbedingte Zwang zum Besuche des Gottesdienstes, ja sogar zum Empfang der Sakramente ist ein pädagogisches Unding, zumal für Fälle, wo es feststeht, daß ernste religiöse Zweifel in der Seele des Schülers vorhanden, die doch nicht auf Tag und Stunde sich beheben lassen. Solche Maßnahmen stammen aus einer Zeit, wo man einerseits für die subjektiven Grundlagen religiösen Lebens wenig oder kein Verständnis hatte, andererseits Rechtgläubigkeit als etwas Selbstverständliches ansah, wozu man bei den heutigen Kulturverhältnissen, durch die dem Heranwachsenden so viel Glaubenswidriges in Schrift und Wort nahekommt, gewiß nicht mehr berechtigt ist.

Im ganzen kann das Buch aber den Lesern, an welche der Verf. vor andern gedacht, warm empfohlen werden, ja, es bringt durch die reiche Literatur, die es erschließt, jedem Erzieher Wertvolles.

Für die rechte Anwendung seiner Winke gilt der bedeutsame Satz (S. 272): „Die wissenschaftliche Pädagogik muß dahin führen, daß die Erzieher nach sicheren Maximen arbeiten, die Erfahrung aber muß sie davor bewahren, nach einem starren Schema vorzugehen. Denn gerade in den Entwicklungsjahren nimmt die menschliche Natur in jeglicher Persönlichkeit eigene feste Form und Gestalt an wie das Äußere des jungen Menschen."

Wien. J. Perkmann.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Altwiener Silhouetten.

5. Helmina v. Chezy und Friedrich Schlegel.

Der Dichter und Literat Friedrich Schlegel war im Jahre 1809 in österreichische Dienste getreten und der Kanzlei des Erzherzogs Karl zugeteilt worden. Im Jahre 1810 gründete er den „Österreichischen Beobachter“, dessen Redaktion im folgenden Jahre Herr v. Pilat übernahm. Im Jahre 1823, als Helmina v. Chezy in Wien sich häuslich einrichtete, war er ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Bei ihm in Paris hatte (1805) die Dichterin ihren Gemahl A. v. Chezy kennen gelernt, bei dem sie aber nicht lange blieb und 1810 wieder nach Deutschland zurückkehrte. Schlegels Frau war die Tochter des grundgelehrten Moses Mendelssohn, ein gutes Stück älter als ihr Gemahl und von Gesicht geradezu häßlich. Sie war es auch zu der Zeit, als sie ihrem ersten Gatten, dem Handelsmanne Simon Veith, um Schlegels willen durchging, zum Protestantismus übertrat und dann später mit ihm zum Katholizismus. Aber ideenreich war sie, wohltätig und edel. Letzteres wollte Helmina nicht ohneweiters zugeben, weil ihr, der eifrigen Protestantin, Dorotheas Eintritt in die katholische Kirche ein Dorn im Auge war. Als einmal die Äußerung fiel, Dorothea wisse mehr als mancher Professor, meinte Helmina, das sei erklärlich, wisse sie doch in drei Religionen Unterricht zu geben. Vom Pariser Zusammenleben mit Schlegels erzählte sie oft und viel, nicht gerade immer Schmeichelhaftes, so z. B. daß, sooft ein Landsmann bei dem Dichter vorsprach, im Familienrate erwogen wurde, ob und bis zu welcher Tiefe man ihn an- und auspumpen könne. In Wien war Helminas Verkehr mit Schlegels kein besonders lebhafter, schon wegen der Entfernung ihrer Wohnungen, Wieden—Alservorstadt, wo die Familie Schlegel im Hause der Karoline Pichler wohnte. Man sah sich wenig, blieb aber im besten Einvernehmen und verzieh sich gegenseitig kleine Schwächen, die man ohnehin lange genug schon kannte. Zu jener Zeit bereitete Schlegel eine Gesamtausgabe seiner Werke vor, in welche er seine „Luzinde“, die viel Anstoß erregte, nicht aufnahm, was sie auch nicht verdient hätte. Als Schriftsteller war Schlegel sehr fruchtbar, als Journalist in seiner raschen Auffassung und Findigkeit vorzüglich verwendbar, als Charakter ungeachtet seiner zur Schau getragenen Religiosität wenig verläßlich und vertrauenswürdig. Friedrich Schlegel verschied zu Dresden am 2. Jänner 1829, erst 57 Jahre alt. Seine Gemahlin überlebte ihn um gut zehn Jahre.

6. Helmina v. Chezy und Moriz Saphir.

Mit dem wegen seiner spitzen Feder gefürchteten Humoristen Moriz Saphir, dessen Theaterkritiken — das intelligente Wien interessierte sich damals nur für Theatersachen — immer etwas Ätzendes und Stacheliges hatten, dürfte Helmina nicht persönlich bekannt gewesen sein. Aber von seinen Sticheleien blieb sie nicht verschont, als sie sich verleiten ließ, mit ihm anzubinden. Das war damals, als der berühmte Tragöde Eßlair aus München im Vorfrühling 1824 im Theater an der Wien als Gast auftrat und Saphir auch an ihm viel zu zupfen und zu rupfen wußte. Helmina wurde vom Grafen Palffy veranlaßt, auf seine Kosten eine Flugschrift zugunsten des Münchener Gastes und gegen Saphir drucken zu lassen, die geistreich und wegen ihrer allgemeinen Betrachtungen über Bühnenwesen und Bühnenkunst sehr lesenswert war. Saphir blieb die Antwort natürlich nicht schuldig. Er schrieb u. a., für eine betagte Frau gebe es kein besseres Mittel, wieder jung zu erscheinen, als die Wiederholung ihrer Backfischtorheiten.

Eßlairs Gastspiel hätte eigentlich in die Burg gehört, wo Schröder, Anschütz, La Roche und andere dem ausgezeichneten Bühnenkünstler würdig zur Seite gestanden wären. Doch soll ihm aus zwei Gründen das Hofburgtheater verschlossen geblieben sein. Einmal gehörte er dem österreichischen Hochadel an — er war ein Graf Khevenhüller —, und das anderemal war eine seiner Glanzrollen Wilhelm Tell, der im Burgtheater nicht auf die Bühne kommen durfte, wiewohl Kaiser Franz gesagt haben soll, er begreife nicht recht, was die Zensur an diesem Stück auszusetzen habe. Eßlair hatte bei allen Vorzügen als echter und rechter Heldendarsteller den Fehler, daß er immer sich selbst und nicht seine Rolle spielte. Das tat bei ihm der Kunst merklichen Eintrag, während er, freilich nur vorübergehend, beim großen Publikum des Erfolges sicher war.

Ein Glück für Frau Helmina war es, daß bald nach ihrem Federkrieg mit Saphir dieser nach Berlin wegzog, wo er 1825—29 eine belletristische Zeitschrift gründete, dann 1832 nach München übersiedelte und dort zur evangelischen Kirche übertrat. 1835 kehrte er nach Wien zurück, wo er mit Bäuerle die Theaterzeitung redigierte und seit 1837 den „Humorist" herausgab. Unbeliebt und unbequem blieb er auch dann noch und die meisten Fachkollegen wichen ihm womöglich aus. Hatte er doch mehr als einmal auf offener Straße Ohrfeigen und Stockhiebe erhalten, ohne daß er, der klafterlange, breitschulterige Mann, sich gewehrt hätte. Diese Feigheit sicherte ihn allerdings vor Herausforderungen zum Zweikampf und darauf bildete er sich noch etwas ein, weil, wie er witzelte, die Satisfaktionsunfähigkeit das beste Kampfmittel gegen den Duellunfug sei. Saphir starb am 5. September 1858 in seinem 64. Lebensjahre in Baden bei Wien. Seine gesammelten Werke, darunter auch sentimentale Dichtungen, sind in wiederholten Auflagen erschienen und seinerzeit viel begehrt worden.

Innsbruck. Dr. F. v. Lentner.

Literarische Miszellen.

Prof. S. Karchut, Auswahl aus den römischen Elegikern (Catull, Tibull, Properz und Ovid). Zum Gebrauch an Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache, herausgegeben von... Lemberg, Verlag der Buchhandlung von L. Chmielewski 1911. XXI und 123 SS. 8°. Preis geb. K 1·80.

Die Auswahl aus Ovid halte ich für überflüssig, da dieser Dichter in der V. Klasse unserer Gymnasien gelesen wird und in den landläufigen

Ausgaben von Sedlmayer und Grysar-Ziwsa seine besten Elegien enthalten sind. Über die Qualität und Quantität der ausgewählten Elegien kann man mit dem Herausgeber rechten, doch ist das lediglich Geschmackssache. In der Einleitung (S. VII—XXI) wird der Reihe nach über Ursprung und Bedeutung des Wortes *elegia*, über die griechische Elegie, über die römische Elegie und ihre Vertreter (Gallus, Catull, Tibull, Properz und ganz kurz Ovid), endlich über die Versmaße der römischen Elegiker gehandelt. Ein Wörterbüchlein der Eigennamen (S. 97—123) beschließt die Ausgabe, welche, von zahlreichen, oft sinnstörenden Druckfehlern abgesehen, gut ausgestattet ist[1]). Zum Schluß erwähne ich, daß die vorliegende Auswahl von Dr. F. Smolka in der Lemberger pädagogischen Monatsschrift „Muzeum", Dezemberheft 1911, S. 524—525, einer abfälligen Kritik unterzogen worden ist, während T. S(inko) in der Lemberger philologischen Zeitschrift „Eos" 1911, S. 128, der Arbeit Karchuts Sorgfalt nachrühmt.

Stanislau. Z. Dembitzer.

Dr. Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen. Mit 145 Abbildungen auf 96 Tafeln („Wissenschaft und Bildung" 82). Leipzig, Quelle & Meyer 1911. 6 Tafeln und 64 SS. Text. Preis geb. Mk. 1·25.

Wie desselben Verf. „Römische Kultur im Bilde", worüber in dieser Zeitschrift 1911, S. 1033, wo irrtümlich Lanner angegeben ist, berichtet wurde, bietet das vorliegende, gut ausgestattete Büchlein ein reiches Bildermaterial; es zeigt an der Hand desselben die verschiedenen Äußerungen griechischer Kultur im Bilde. Die Bilder sind mit Sorgfalt ausgewählt und umfassen die Zeit von der mykenischen bis zur hellenistischen Periode. Auch hier sind möglichst solche Monumente ausgewählt, die noch weniger bekannt sind, z. B. 1—9 aus Kreta; 17 und 18: Tempel von Thermos in Aitolien; 25: Heraion von Argos; 32: Theater, 42: Ekklesiasterion in Priene; 52: Privathaus in Olbia; 56: Wandmalerei in Eleusis (Zeus, ähnlich dem des Pheidias); 58: Kopf der Athena in Wien; 70/71: Bronzestatuen aus einem versunkenen Schiffe, bei Mahedia gehoben. Der erläuternde Text behandelt nach einer kurzen Einleitung, in der der richtige Satz aufgestellt wird: „Die wahren Urheber aller modernen Bildung sind die Griechen", die kretisch-mykenische Kultur (7—12) und die griechische Kultur der klassischen und hellenistischen Zeit (12—62) mit Bezug auf Religion und Kultus, Theater, öffentliche Bauten, Militärwesen, Privatarchitektur, Kunst und Kunstgewerbe, Privatleben, Wissenschaft und Technik, Handel und Gewerbe, Bestattung und Grab. Wir sehen, daß kein Gebiet unberücksichtigt bleibt. Die Darstellung in klarer und verständlicher Form ist geeignet, auch fernerstehende Kreise anzuregen. Kein Lehrer der klassischen Sprachen und der Geschichte soll es unterlassen, das Büchlein, das die treffliche Ausstattung und der billige Preis auch äußerlich empfehlen, selbst zu lesen und seine Schüler auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

[1]) Am oberen Rande einer jeden Seite sollten außer dem Namen des Dichters der Titel des Werkes und die betreffenden Zahlzeichen angegeben werden, z. B. S. 65 Ovid. Tr. IV 10, 24—62.

Rudyard Kipling, Three Stories from the Second Jungle Book, herausgegeben von Prof. Dr. Johann Ellinger. Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky 1911. 86 und 36 SS. Preis Mk. 1 und Wörterbuch 40 Pf.

Der schönen Auswahl aus den Mowgli-Geschichten des ersten *J.-B.* folgt hier eine ebenso glückliche aus dem zweiten: *How Fear Came* mit *The Law of the Jungle* und *Letting in the Jungle* mit *Mowgli's Song against People* zeigen uns den Helden als Herrscher über das wunderbare Tier- und Pflanzenreich der indischen Wildnis und im Kampfe gegen die „zivilisierten" Menschen, *The Spring Running* mit *The Outsong* schildert mit keuscher Feder das Erwachen des Liebesgefühles in den Tieren des Dschungls und in Mowgli, der dadurch wieder zu seinem Stamm, den Menschen, zurückgeführt wird.

Anmerkungen und Wörterbuch (bei letzterem abgesehen von der rückständigen Transkription der ganzen Sammlung) sind ebenso vortrefflich wie der Text gedruckt und in ihrem geringen Umfange vollauf genügend.

Graz. Dr. Albert Eichler.

Prof. Dr. Richard Fisch, Deutsche Aufsätze in vollständiger Ausführung. Ein Hilfsbuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2., verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann 1912.

Ignaz Pölzl, Stoffe und Entwürfe zu schriftlichen Arbeiten auf der mittleren Stufe des deutschen Unterrichts. Wien und Leipzig, Hölder 1913.

Alljährlich fliegen mir ein paar neue Aufsatzbücher auf den Schreibtisch und selbst die alten erscheinen immer wieder in neuen Auflagen, die Fabrikation dieses Artikels muß sich also doch wohl lohnen. Ob auch für die Benützer etwas bei ihrem Gebrauch herauskommt, ist in den meisten Fällen zu bezweifeln. Da ist das Buch von Fisch, das nach der Versicherung der Vorrede „nichts weiter beabsichtigt, als strebsamen Jünglingen zu helfen, die im allgemeinen noch nicht dahinter gekommen sind, wie etwa ein bearbeitungsfähiges Thema angefaßt werden muß". Aber wie wird ihnen denn geholfen? Doch nur, indem ihnen 50 ausgearbeitete Aufsätze fix und fertig zum Abschreiben vorgelegt werden. Stellt aber der Lehrer ein hier nicht behandeltes Thema, dann läßt das Buch seine vertrauensvollen Käufer im Stich. Über die vorgelegten Arbeiten selbst ist nicht viel zu sagen; es ist ganz die alte Schablone und die Werke aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche der 2. Auflage einen moderneren Anstrich geben sollen, sind Heyses „Colberg", Laubes „Graf Essex" und Geibels „Sophonisbe". Arme Schüler!

Ganz anders das Buch von Pölzl, das sich an den Lehrer wendet. Es bietet ihm 187 teils bloß angedeutete, teils eingehender disponierte Themen für die mittleren Klassen, in denen die Wahl der Aufsatzstoffe erfahrungsgemäß am schwierigsten ist. Die Themen selbst zeigen überall die Hand des erfahrenen Schulmannes, der die Schüler über nichts schreiben läßt, was irgendwie über ihren Gesichtskreis hinausgeht oder lediglich auf die Wiedergabe von „Vorgesagtem oder Vorgedrucktem" hinausläuft. Er empfiehlt als für die Mittelstufe geeignet: Begriffsbestimmungen, Übertragungen aus der direkten Rede in die indirekte und umgekehrt, Nach-

erzählungen, Dispositionen vorgelegter Musterstücke oder Pläne zur Bearbeitung eines Themas, Chrien, Beschreibungen und Schilderungen, Wechselreden für und gegen ein gegebenes Thema, Vergleichungen, Inhaltsangaben, Umgestaltungen, einfache Charakteristiken und endlich freie Abhandlungen. Von allen diesen Aufsatzgattungen könnte ich nur die Chrie missen, sonst aber werden selbst jene Lehrer, die nicht zu den Freunden der Aufsatzbücher gehören, in augenblicklicher Verlegenheit mit Nutzen zu diesem schlanken und doch inhaltsreichen Büchlein greifen. Auch in den Händen der Schüler kann es keinen Schaden stiften, weil es zum Abschreiben fertige Arbeiten nicht enthält und man dem schwächeren Schüler bei der Inventio des Stoffes, soweit nicht der Lehrer vorgearbeitet hat, eine Hilfe, die ihn ja doch des eigenen Denkens nicht überhebt, wohl gönnen kann. — Nur bei der zu disponierenden Leichenrede des Perikles wäre um eine Übersetzung zu bitten, die nicht so undeutsch ist.

Triest. Alfred Nathansky.

Im Morgenland. Reisebilder von Dr. Paul W. v. Keppler, Bischof von Rottenburg. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung.

Der von der Verlagshandlung herausgegebenen Sammlung „Aus aller Welt; eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde" angehörend, bietet das Buch eine Reihe von Einzelbildern aus des Verfassers größerem Werke „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient". Begeisterte, farbenprächtige Schilderung der Landschaft, feinempfundene Würdigung von Kunst und Geschichte und religiöse Reflexionen vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, das das Interesse ununterbrochen fesselt und manche wertvolle Gabe für den Unterricht birgt. In sachlicher Hinsicht sei nur bemerkt, daß das Tote Meer nicht „in einem Kessel liegt, der durch die tiefste Einsenkung der ganzen Erdoberfläche gebildet wird". Die Wannen des Baikal- und Kaspisees sind tiefer. Bei den Zahlen scheinen Druckfehler unterlaufen zu sein. Der Spiegel des Toten Meeres liegt 394, nicht 399 m unter dem Meeresniveau, die größte Tiefe ist nicht 339, sondern 399 m. Nur aus diesen beiden Werten ergibt sich die Depressionstiefe des Grundes von 793 m. Nach den auf S. 131 angegebenen Zahlen betrug sie bloß 738 m. Daß das Tote Meer $2^1/_2$mal so groß ist als der Bodensee, ist nicht zutreffend. Jenes mißt 914 km², dieser 538 km². Nicht auf allgemeine Billigung darf die Behauptung rechnen, es stehe die Wissenschaft vor dem Toten Meere „als einem unheimlichen Fragezeichen".

Wien. J. Müllner.

Karl R. v. Landmann, Moltke, Die Kriegsfrage bei Lösung der deutschen Frage. (In „Weltgeschichte in Charakterbildern", herausgegeben von Dr. Franz Kampert, Dr. Seb. Merkle und Doktor Martin Spahn.) Mit 122 Abbildungen. Mainz, Kirchheim & Co. Preis geb. Mk. 4·50.

Moltke, 'der große Schweiger', hat weder eine Autobiographie noch irgend ein theoretisches Lehrbuch der Strategie, worin er der größte Meister der neuesten Zeit gewesen ist, hinterlassen, daher der durch seine Arbeiten über Napoleon und Prinz Eugen bestbekannte Verf. sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen hat, sein Lebensbild aus seiner

größten Tat des Krieges für die Schaffung des neuen Deutschen Reiches zu gestalten. Indem er auch das dornenvolle Emporkommen des großen Feldherrn von seinen ersten Anfängen bis zu seiner Ernennung zum Oberleutnant im preußischen Generalstabe (1833) verfolgt, umgibt er dessen Lebensgeschichte mit einer lichtvollen, lückenlosen, übersichtlichen Folie des Verlaufs der deutschen Geschichte von den Befreiungskriegen an, wie sie klarer vielleicht noch nie abgefaßt wurde. Gar manches Neue findet sich in der Darstellung im einzelnen. Er weist nach, mit welchen Schwierigkeiten Moltke beim Angriff auf Böhmen 1866 zu kämpfen hatte, da sein König durchaus den Schein zu meiden bestrebt war, als ob Preußen die angreifende Macht wäre. Und auch die Angelegenheit des Kommandanten der österreichischen Nordarmee, Benedeks, wird in manche überraschende Beleuchtung gerückt. Indem er objektiv die Kräfte beider Gegner wägt, gelangt er zum Schluß, daß Österreichs Streitmacht von damals moralisch und physisch nicht, wie es gewöhnlich geschieht, einfach unterschätzt werden dürfe, sondern daß der Hauptgrund der Katastrophe von Königgrätz in dem von Wien gegebenen Befehle der ständigen Rücksichtnahme auf die sächsischen Bundestruppen zu suchen sei, wodurch der österreichische Kommandant zuletzt in seine unvorteilhafte Stellung gedrängt und wiederholt gezwungen gewesen sei, günstige Gelegenheiten zum Angriff verstreichen zu lassen. Glänzend ist der Verlauf des großen deutsch-französischen Krieges geschildert, wobei auch die so oft entstellt behandelte Meinungsverschiedenheit zwischen Moltke und Bismarck nach der Schlacht von Sedan einwandfrei erörtert erscheint. Der Verf., der von 1880 bis 1882 selbst zum preußischen Generalstab kommandiert war, um die hohe Schule des Schlachtenlenkers durchzumachen, war denn auch in der Lage, dessen Persönlichkeit aufs genaueste zu charakterisieren. Als hochbetagter Greis (geb. 1800, gest. 1882), im 81. Lebensjahr stehend, leitete er noch hoch zu Roß in strammer militäischer Haltung, schier unverwüstlich an Körper und Geist, die Generalstabsreise zwischen Schleswig und Kiel, allerdings seine letzte. Der Kern des Buches liegt in dem auch dem Laien leicht verständlich gemachten Abschnitt „Moltkes Kriegführung". Von hohem Interesse ist endlich die Zusammenfassung der ungeheuren Nachwirkungen der Friedensarbeit Moltkes auf die erhöhte Wehrkraft nicht nur Preußens, sondern aller Bundesstaaten des Deutchen Reiches, so daß dieses daranschreiten konnte, auch eine achtunggebietende Flotte zu schaffen und seine Flagge in fernen Zonen aufzupflanzen. Das mit Herzenswärme, dabei populär geschriebene Werk kann jedem, der sich über die Ausgestaltung des freundnachbarlichen Reiches rasch und genußreich orientieren will, insbesondere der studierenden Jugend, nur bestens empfohlen werden.

München. Dr. Karl Fuchs.

Astronomische Erdkunde von Prof. O. Hartmann. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit 36 Textfiguren, 1 Sternkarte und 88 Übungsaufgaben. Stuttgart und Berlin, Fr. Grüb Verlag **1912. 79** SS. 8°.

Die neue vierte Auflage dieses Lehrbuches zeigt gegen die in dieser Zeitschrift, Band 1911, S. 251, besprochene dritte Auflage nur geringe Veränderungen. Sie erstrecken sich zumeist auf die nach den neuen Lehrplänen für Realgymnasien und Oberrealschulen beim Unterrichte gestattete Anwendung der Differential- und Integralrechnung und die dadurch ermöglichte strengere Ableitung des Newtonschen Gravitationsgesetzes aus den drei Keplerschen und umgekehrt dieser aus dem New-

tonschen Prinzip. Ebenso wurden alle Zahlenangaben durch neue, sich auf die Jahre 1912—1915 beziehende ersetzt.

Sonst sind Einteilung und Gliederung des Stoffes die gleichen geblieben wie in der dritten Auflage.

Wien. S. Oppenheim.

Prof. Dr. M. Hoernes, Urgeschichte der Menschheit. Mit 85 Abbildungen und 144 SS. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Bd. 42. Sammlung Göschen. Leipzig.

Das Büchlein, das nun in 4. Auflage neu erscheint, also bereits seinen Weg gemacht hat, verschafft eine klare Übersicht über alle, auch die neuesten einschlägigen Forschungsergebnisse in anregender und fließender Sprache und durch gefällige und reichhaltige Illustration. Besonders eingehend und fesselnd ist der Übergang in die historische Zeit für die einzelnen durchforschten Gebiete geschildert. Das Büchlein ist durchaus geeignet, ein interessantes Stück allgemeiner Bildung zu vermitteln.

Krems a. D. Franz Müller.

Gerhard Hennes, Die Sklaven der Marianne. Erlebnisse eines Fremdenlegionärs. Mit vier Bildern von E. Zimmer. („Aus allen Zeiten und Ländern XII.) Köln, J. P. Bachem. 141 SS. Preis geb. Mk. 3.

„Sklaven der Marianne“, so lesen wir S. 67, „eine treffende Bezeichnung!“ denn „Marianne, womit die französische Nation gemeint ist, besitzt in der Legion ein Heer elender Sklaven, deren Kraft und Gesundheit sie für einen Spottpreis gekauft hat“. Das Buch verfolgt deutlich den Zweck, durch abschreckende Beispiele junge Leute vor dem Eintritt in die Fremdenlegion zu warnen. Die wechselnden Schicksale eines jungen Deutschen, welcher, um der brutalen Behandlung seitens eines Vorgesetzten zu entgehen, desertierte und bald unter Leidensgefährten als Legionär ein jammervolles Dasein führte, bis ihm endlich (ausnahmsweise) die Flucht gelang, sind der Hauptinhalt dieser Jugendschrift. Man folgt mit Teilnahme und steigender Spannung der Erzählung und hat nicht den Eindruck, daß die Einzelheiten übertrieben seien, im Gegenteil, die lehrhafte Absicht schädigte vielleicht etwas die Frische der Darstellung. Auch der realistische Ton der Erzählung verdient gegenüber verschwommenen, phrasenhaften, phantastischen Machwerken, die oft genug verhängnisvolle Abenteuerlust wecken, hervorgehoben zu werden. Daß viel Französisch (mit folgender Übersetzung) und Dialekt eingestreut wurde, ließ sich wohl nicht umgehen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmschau.

19. **Romuald Kaderschafka, Quae ratio et rerum materiae et generis dicendi intercedere videatur inter Cypriani librum de bono patientiae et Tertulliani librum de patientia.** Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Pilsen 1913. 21 SS.

Nach einer über das Leben und die Schriften Tertullians sowie Cyprians und deren gegenseitiges Verhältnis ganz kurz orientierenden Einleitung weist K. an der Schrift *De patientia* nach, wie *Cyprianus solito more magistri sententias libenter assumit easque amplificatus rhetorice exornat, sed sententias nimis audaces grandesque eius studiose omittit. Praeterea cogitandi illa subtilitas, qua Tertulliani scriptum praecipue excellit, apud Cyprianum plane sublata ubique placidae verborum ubertati cessit* (S. 11).

Die Auswahl der zum Vergleich herangezogenen Stellen ist recht instruktiv. Gegen den *color Latinus* ist wohl manchmal gesündigt; so S. 10: *hunc librum fuisse exhortationem ad martyrium* statt vielleicht *hoc libro Christianos admonitos esse, ut martyrium subirent* u. ä. Formen wie *reversus est* (S. 6) würden besser vermieden. Auch Druckfehler sind nicht gar selten: S. 9, Z. 4 *cum* statt *eum*; S. 10 M.: *ad virtutem patientia,* wohl *patientiae*; S. 17, Z. 4 v. u.: *ventam* st. *veniam.*

Wohltuend wirkt das innige Eingehen auf die gemütvolle Ausdrucksweise besonders Cyprians.

20. **Friedrich Hauptvogel, Welche Handschriften sind für eine Ausgabe der lateinischen Übersetzung der ἀρχαιολογία des Iosephus besonders wertvoll?** Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Prag-Kleinseite 1913. 10 SS.

Der von B. Niese hergestellte kritische Apparat zur lateinischen Übersetzung des Iosephus, die für die Restituierung des griechischen Textes von nicht geringer Bedeutung ist, erfährt durch die Heranziehung der Berliner Handschrift Nr. 226 und des ganz unbeachtet gebliebenen Prager Kodex XIV A 14 eine, wie mir scheint, sehr glückliche Vervollständigung. Die von H. besonders aus der Prager Handschrift beigebrachten Lesarten sind so einleuchtend, daß fast jede einzelne von ihnen als Beweis für die Güte der herangezogenen Handschrift gelten kann; sie wird wohl auch in der von C. Boysen für das *Corpus Scriptorum Eccl. Lat.* vorbereiteten Ausgabe entsprechende Berücksichtigung finden.

Oberhollabrunn. Dr. A. Lutz.

---

21. **Dr. Edmund Aschauer, Englisch-französische Lautstudien.** Progr. der zweiten k. k. Staats-Realschule im II. Wiener Gemeindebezirke 1910. 68 SS.

Wenn der Verf., wie er zu Ende dieser „französisch-englischen Lautstudien" bemerkt, die Absicht hatte, die „strenge Gesetzmäßigkeit in der Lautung" der dem Französischen entnommenen Wörter des Englischen aufzuzeigen und „eine bessere Einsicht in das Wesen der nur scheinbar so wüsten englischen Orthographie zu vermitteln", so durfte er nicht, wie er es tut, den neuenglischen Lautstand jener Wörter ohne Zuhilfenahme der älteren Sprachformen direkt mit ihren neufranzösischen Entsprechungen vergleichen, sondern mußte gerade auf jene älteren, dem

Englischen zugrunde liegenden französischen und englischen Formen zurückgreifen, die vor den neufranzösischen und neuenglischen den großen Vorteil eines einfacheren Lautstandes voraus hatten, der umso durchsichtiger ist, als sich in ihnen infolge der phonetischen Schreibung Laut und Schrift fast vollständig deckten. Man vergleiche z. B. S. 35: „Laut *eu*“, wo den französischen *œ*-Lauten (*bleu*, *adieu*, afr. *reule; bœuf, peuple; fleur, heure, vœu*) in den entsprechenden englischen Wörtern (*bleu, adieu, rule; beef, people; flower, hour, vow*) drei ganz verschiedene Laute mit ihren Nuancen in voneinander sehr abweichender Schreibung gegenüberstehen. Um wieviel klarer stellen sich dagegen folgende Reihen dar: 1) afr. *bleu, adieu, reule;* m. e. *blew, adieu, reule;* n. e. Laut *(j)û (blue, adieu, rule)*; 2) afr. *buef, pueple;* m. e. *beef. peeple;* n. e. Laut *î (beef, people);* 3) a. norm. *flour, houre, vou;* m. e. *flour, hour, vow;* n. e. Laut *au (flower, hour, vow)*, wo also den drei altfranzösischen Lauten tatsächlich auch drei verschiedene neuenglische entsprechen, und zwar jedesmal demselben afr. Laut derselbe n. e.

Wie in diesen Beispielen, so waren auch sonst überall die vom Zentralfranzösischen abweichenden normännischen, pikardischen und wallonischen Formen heranzuziehen, soweit sie dem Neuenglischen zugrunde liegen. So war z. B. für die englischen Wörter auf *-our, -ous (honour, amorous)*, nicht fr. *-eur, -eux (honneur, amoureux)*, sondern auf a. norm. *-our, ous (honour, amorous)* zu verweisen und so sind auch e. *veil, fair, burgess* nicht fr. *voile, foire bourgeois*, sondern a. norm. *veile, feire, burgeis;* e. *covet, covetous, courtesy* nicht fr. *convoiter, convoiteux, courtoisie*, sondern a. norm. *coveit-ier, covetous, cortesie.* So erklärt sich auch e. *devour* ohneweiters aus afr. *devour-er* und nicht aus *deveurer* (S. 36) und *July* aus afr. *julie* und nicht aus *juillet* (S. 40) und so in zahlreichen anderen Fällen.

Wie für die Vokale, so werfen auch für die Konsonanten die altfranzösischen, bezw. altnormanischen und pikardisch-wallonischen Formen volles Licht auf die n. e. *Lace* (S. 5) steht nebst *case, pace* und anderen in vollem Einklang mit pik. *las* (statt zentralfr. *laz*), *cas, pas*, während nfr. *lacs* sich sofort als unrichtige Schreibung herausstellt. *Launch* (S. 7) ist nicht fr. *lancer*, sondern norm. *lanchier* usw. usw. Es kann übrigens, wie sich schon in den ersten Beispielen gezeigt hat, der Verf. seinen Standpunkt, die älteren Formen zur Erklärung der neuenglischen auszuschalten, gar nicht konsequent durchführen: denn häufig genug sieht er sich gezwungen, zur Rechtfertigung des neuenglischen Lautes sich auf „frühere“ Formen und sogar auf das Lateinische (doch mit Unrecht für *apprentice*, S. 15) zu berufen. Manchmal führt ihn sein Standpunkt direkt zu falschen Aufstellungen wie *heir* aus *hér-itier, heiress* aus *hér-itière* (S. 63), wo auf norm. *heir* (nfr. *hoir)* und *heiresse* zu verweisen gewesen wäre. Ebenso ist es, genau genommen, unrichtig, daß *chasser* vom Englischen zweimal entlehnt ist (S. 5); *chasser* (richtiger afr. *chac-ier*) ergab e. *chase*; e. *catch* dagegen kommt von pik. *cach-ier*, das aber nicht aus *chasser* entstanden ist. Öfters muß er früher Aufgestelltes zurücknehmen; so bei *search—chercher* (S. 12), *finish—finir* (S. 18) und *punish—punir* (S. 19 und Anm.). Einmal gibt er ein im Neufranzösischen nicht mehr existierendes Wort: zu e. *delight*, fr. *délit* (das doch „Vergehen“ bedeutet) statt afr. *delit.* In Verlegenheit bringt ihn (S. 20) *oyster, oil*, die aber nicht von fr. *huître, huile*, sondern von norm. *oistre, oile* stammen. Ebenso unrichtig ist es, e. *entire* zu fr. *entier* (S. 41) statt zu afr. *entir* zu stellen.

Durch Befolgung also der historischen Betrachtungsweise wäre die Arbeit nicht nur wissenschaftlich und methodisch richtiger, sondern auch kürzer, klarer und übersichtlicher geworden. Auch wären den Schülern durch die Vorführung räumlich und zeitlich getrennter Sprachschichten im Englischen und Französischen bedeutsame Analogien zu ähnlichen Verhältnissen im Deutschen gegeben worden, während ihnen durch den

Vorgang des Verf. geradezu die Meinung aufgedrängt wird, als wäre das jetzige Englisch aus dem jetzigen Französischen entstanden.

Von sonstigen sprachhistorischen Unrichtigkeiten erwähnen wir nur noch folgende. Nicht wenige englische Wörter, deren Form unzweifelhaft auf lateinischen Ursprung weist, werden dem Französischen zugeteilt: *Roman* (S. 31), *seduce, inconvenient* (S. 44), *abyss* (S. 51), *acquire* (S. 61), *luxury* (S. 62) u. a. Die englischen Verba wie *conceive, deceive* (S. 12), *perceive* (S. 44), *achieve* (S. 55) usw. werden zu den französischen Infinitiven *concevoir, achever* etc. gestellt, während ihre lautliche Gestalt deutlich zur Grundlage die stammbetonten Formen: norm. *conceiv-, deceiv-* usw.; afr. *achiev* verlangt. Einen Wandel von fr. *g* zu *u* (geschrieben *w*, S. 4 f. und 58 f.) kennt das Englische nicht; e. *reward, wait, wafer, wage-s, warrant, waste* usw. gehen nicht auf die zentralfranzösischen Formen mit anlautender Gutturalis, sondern auf pikardisch-wallonische mit anlautendem *w (reward-er, wait-ier, waufre, wage* etc.) zurück. Französisch anlautendes *g* bleibt englisch *g*; vgl. *garden*. Ebensowenig gibt es im Französischen einen Wandel von *e* vor *r* + Kons. zu *a* (*farm, clerk*, S. 12); dieser gehört durchaus dem Englischen an, wie ja die Wörter germanischen Ursprungs *far, star, starre* u. a. lehren. *Put* (S. 26) kann nicht von fr. *bouter* kommen; dieses müßte engl. *bout* ergeben wie *douter doubt*. Die Schreibung *mayor* (S. 29) ist nicht lateinisch, wie das *y* zeigt, sondern spanisch. Nicht aus *-aire, -oire* entstand *-arie, -orie* (S. 31 und 40), sondern umgekehrt. Engl. *Mathew*, fr. *Mathieu* (S. 36, beide mit e i n e m *t* zu schreiben!) ist nicht *Matthias*, sondern *Matthaeus*. Engl. *Faith* wird auch durch ein „früheres *faid*" (S. 48) nicht erklärt; denn afr. *d* wird nicht *th*. Die Spirans stellt vielmehr im Altfranzösischen des XI. Jahrhunderts die letzte Phase der lateinischen intervokalischen Dentalis vor ihrem völligen Ausfall dar.

Im übrigen hat der Verf. Zeit und Mühe bei der Durchführung seiner so wenig dankbaren Aufgabe nicht gespart.

22. **W. A. Hammer, Erfahrungen mit dem internationalen Schülerbriefwechsel.** Progr. der öffentl. Unterrealschule in Wien, III. Rasumofskygasse 21. Wien 1910. 12 SS:

Es war ein guter Gedanke vom Verf., einige Proben deutscher, französischer und englischer Briefe, wie sie ein zwischen Schülern seiner Klassen und solchen auswärtiger Anstalten eingerichteter Briefwechsel lieferte, hier mitzuteilen. Sie lassen erkennen, wie fördernd diese Einrichtung, wenn gut geleitet, für den fremdsprachlichen Unterricht werden kann. Vielleicht läßt sich auch der eine oder der andere Lehrer durch diese Proben zu eigenen Versuchen nach dieser Seite hin anregen.

Marburg a. d. Drau. Dr. F. Wawra.

---

23. **Dr. Josef Wimmer, Die Aufdeckung des altbronzezeitlichen Gräberfeldes von Gmunden.** Mit 15 Tafeln. Progr. des k. k. Staats-Realgymnasiums in Gmunden am Traunsee 1913. 62 SS.

Diese Arbeit ist ein verdienstlicher Bericht über eine verdienstliche Handlung des Verf., die Entdeckung und Eröffnung von 25 flachen, aus zusammengewälzten Steinen errichteten Grabhügeln auf einer Wiesenfläche des diluvialen Schotterplateaus der untern Traun, ca. 800 m vom Rudolfsbahnhof der Linie Gmunden-Attnang. Die Tumuli sind nur der

kleine Rest eines sehr ausgedehnten Grabhügelfeldes, das im Lauf der Zeit größtenteils der Zerstörung anheimfiel; sie enthielten ausnahmslos je ein (schlecht erhaltenes) Skelett in zusammengekrümmter Seitenlage und charakteristische Beigaben der älteren (die Leichenverbrennung noch nicht übenden) Bronzezeit vor und um 1500 v. Chr. Aus Männergräbern stammen zahlreiche Dolchklingen und Beile, die meisten letzteren mit spitzem Absatz; ferner schöne, gerade Gewandnadeln (Fibeln besaß man noch nicht) mit zum Anhängen durchbohrtem Hals und ein schwerer, verzierter Gußarmring. In Frauengräbern fanden sich Nähnadeln und mannigfacher kleiner Spiraldrahtschmuck, sowie ein verziertes Armband. Alles aus Bronze. Topfscherben kamen nur vereinzelt vor. Manches Grab enthielt keine Beigaben, andre waren schon in alter Zeit ausgeraubt.

Diese schönen Funde, jetzt im Gmundener Ortsmuseum, erweckten schon bei der Aufdeckung im Herbst 1912 allgemeines Interesse und sind nun in würdigster, korrekter Form, wozu die zahlreichen Tafeln viel beitragen, wissenschaftliches Gemeingut. Der Verf. zeigt sich seiner Aufgabe völlig gewachsen; er ist Professor der Geographie und Geschichte und die Bedeutung des von ihm behandelten Gegenstandes ist ja auch eine doppelte: eine kulturgeographische für den Nordrand der Alpenländer und eine kulturhistorische im Rahmen der vorgeschichtlichen Chronologie. Beide Seiten sind ausführlich berücksichtigt, auch die äußeren Umstände der Entdeckung und Ausgrabung werden genau nacherzählt und die früheren vorgeschichtlichen Funde des Gmundener Bodens in die Gesamtbetrachtung einbezogen. Besonders dankenswert erscheint die Raschheit der umfassenden Berichterstattung.

Wien. M. Hoernes.

Eingesendet.

16. Allgemeiner Neuphilologentag zu Bremen.

Das Programm für die in der Pfingstwoche (1.—4. Juni 1914) stattfindende Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes ist soeben vom Vorstande zur Versendung gelangt. Der wissenschaftliche Teil enthält eine große Zahl interessanter Vorträge, die von hervorragenden Männern des In- und Auslandes (Hoops, Brereton, Lichtenberger, Morsbach, Varnhagen, A. Förster, Deutschbein, Schneegans u. a.) gehalten werden, und die nicht verfehlen werden, zahlreiche Fachgenossen zum Besuch der alten Hansestadt zu veranlassen. Die Sitzungen finden in den weiten Räumen des Künstlervereins statt. Eingeleitet wird die Tagung durch eine Vollversammlung der Delegierten der verschiedenen neuphilologischen Vereine (Montag, 1. Juni, nachmittags 5 Uhr). Am Dienstag (2. Juni), vormittags 9 Uhr, wird der Neuphilologentag durch den Vorsitzenden des Verbandes, Oberlehrer Dr. Gaertner (Bremen), eröffnet werden. In fünf allgemeinen Sitzungen (2.—4. Juni) sollen 15 Vorträge gehalten werden.

Außerdem werden am Mittwoch (3. Juni) nachmittags in der Aula der ehemaligen Hauptschule zwei Vorträge über Phonetik stattfinden.

Auch eine Anzahl geselliger Veranstaltungen wird geplant. Zur Teilnahme an der Pfingsttagung ist eine Festkarte (Mk. 10·05) zu lösen, die zum Besuch aller wissenschaftlichen und festlichen Veranstaltungen sowie zum Empfang der Festschrift berechtigt. Für Familienangehörige der Mitglieder beträgt der Preis der Festkarte Mk. 6. Der Betrag ist an den Kassenwart, Herrn Oberlehrer Fischer, Bremen, Postscheckkonto

Hamburg 6746, einzusenden, spätestens bis 18. Mai. Das Bureau befindet sich Pfingstmontag (1. Juni) von 10 Uhr früh bis 8 Uhr abends im Hauptbahnhof, an den anderen Tagen im Künstlerverein.

Eine Ausstellung der pädagogischen Fachpresse der Welt

wird zum ersten Male auf der diesjährigen „Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik“ in Leipzig innerhalb der Abteilung „Schule und Buchgewerbe“ versucht. Wenn man bedenkt, daß allein die pädagogische Presse deutscher Zunge gegen 450 Zeitschriften der verschiedensten Art aufweist, so darf man wohl erwarten, daß bei Berücksichtigung des gesamten Auslandes eine sehr interessante und lehrreiche Veranstaltung zustande kommt. Um auch den historischen Gesichtspunkt zu berücksichtigen, werden aus der Entwicklung der pädagogischen Fachpresse charakteristische Beispiele in Originalen und Reproduktionen dargeboten werden. Dabei wird darauf Bedacht genommen, solche Nummern auszustellen, die historisch bedeutsame Aufsätze, Reden und Beiträge hervorragender Pädagogen der Vergangenheit enthalten. Eingehend wird dann die internationale Fachpresse der Gegenwart zur Darstellung kommen. Im besonderen wollen einzelne Gruppierungen zeigen, in welch weitgehender Weise die pädagogische Fachpresse differenziert ist: Zeitschriften, die speziell der weiblichen Bildung dienen, den Arbeitsschulgedanken vertreten, sich in den Dienst eines einzelnen Unterrichtsfaches stellen usw. werden zusammengestellt. Soweit die pädagogische Fachpresse des Auslandes zu erreichen ist, wird sie nach Ländern geordnet ausgestellt. In vielen Tabellen, Veranschaulichungen und Abbildungen wird versucht, eine Statistik der pädagogischen Presse zu geben in Bezug auf Umfang, Gliederung, Verbreitung, Entwicklung u. dgl. m. Schließlich wird die Literatur ausgestellt, die sich mit der pädagogischen Presse befaßt, sei es historisch, bibliographisch oder in anderer Weise. Mitarbeit, Zusendung von Einzelnummern und anderem Material, besonders der Nachweis von ausländischen pädagogischen Zeitschriften nach Titel und Erscheinungsort ist auch derzeit sehr erwünscht. Die Leitung und Ausgestaltung der Gruppe ist dem Lehrer und Redakteur Max Döring in Leipzig-Li., Uhlandstraße 29, übertragen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Das neue Handbuch der Altertumswissenschaft.

Ein hoher Vorzug der philosophischen Fakultät, über den wir eifersüchtig wachen müssen, ist die durch keine feste Studienordnung eingeengte Lernfreiheit. Wenn auch daraus der Jungmannschaft die schwierige Pflicht erwächst, sich selbst allmählich auf dem weiten Gebiet der einzelnen Wissenschaft zurechtzufinden und aus eigener Kraft den erforderlichen Überblick zu gewinnen, so wirkt gerade dieses Ringen um den von allen Seiten einstürmenden Stoff stählend und klärend. Dennoch muß man jedes zweckmäßige Mittel, der akademischen Jugend diese Aufgabe zu erleichtern, sie in deren Erfüllung zu fördern, unnütze Zeitvergeudung hintanzuhalten, mit Freuden begrüßen. So haben sich rasch Pauls Grundriß der germanischen, Gröbers Grundriß der romanischen Philologie einen festen Platz im Studiengang der Jünger dieser Wissenschaften erobert; und mit derselben Absicht ist vor ihnen das Handbuch der Altertumswissenschaft von Iwan v. Müller gegründet worden, hat sich aber durch mächtiges Anschwellen seiner Teile aus einem Handbuch zu einer Sammlung groß angelegter Lehrbücher der einzelnen Fächer entwickelt, die weit mehr bieten als eine erste Einführung. Immer fühlbarer wurde daher das Bedürfnis nach einer übersichtlichen Zusammenfassung der Kernpunkte in den einzelnen Disziplinen, nach einem „Gesamtbild unserer Wissenschaft, ihrer Hilfsmittel und Aufgaben", und es ist ein Verdienst des Teubnerschen Verlags, daß er nicht bloß dieses Bedürfnis erkannte, sondern auch ein Handbuch veröffentlichte, das ihm abzuhelfen bestimmt war und — geeignet ist. Es führt den Titel: Einleitung in die Altertumswissenschaft, unter Mitwirkung von J. Beloch, E. Bethe, E. Bickel, J. L. Heiberg, B. Keil, E. Kornemann, P. Kretschmer, C. F. Lehmann-Haupt, K. J. Neumann, E. Pernice, P. Wendland,

S. Wide, F. Winter herausgegeben von Alfred Gercke und Eduard Norden, I. Band: Methodik, griechische und römische Literatur und Sprache, Metrik, II. Band: Griechisches und römisches Privatleben, griechische Kunst, griechische und römische Religion, Geschichte der Philosophie, exakte Wissenschaften und Medizin, III. Band: Griechische und römische Geschichte, griechische und römische Staatsaltertümer[1]).

Schon diese Übersicht zeigt, daß manches fehlt, was man ungern vermißt. Als erste Einführung in die antike Rhetorik mag Wendlands gehaltvolle Belehrung über rhetorische Theorie und ihren Einfluß auf die literarische Produktion (I 310—316) gelten; aber Bethes Behandlung des Theaterproblems (I 301—306) ist, obwohl sie mit bewunderungswerter Klarheit ein anschauliches Bild von der Entwicklung des Spielplatzes und seiner Verwertung entwirft, doch natürlich kein Ersatz für eine Darstellung des gesamten Theaterwesens, die dem Anfänger unentbehrlich ist; und vollends der kurze Überblick über die Schriftgeschichte (I 13—17, dazu III 65 f.: Übernahme des Alphabets) und die gelegentlichen Bemerkungen über inschriftliche Quellen (III 73 f., 143, 258 f.) geben keine ausreichende Vorstellung von der hohen Bedeutung der Paläographie und Epigraphik für die Erforschung des Altertums, von den Aufgaben, die ihnen gestellt sind, und den Mitteln, mit denen sie diesen Aufgaben gerecht zu werden versuchen. Die übereilte Äußerung in der Vorrede zum III. Band, daß sich „der Ausfall einer Paläographie und Epigraphik ertragen lassen" werde, wird hoffentlich wenig Zustimmung finden. Sogar eine Geschichte der Altertumsforschung, die nur, soweit sie ins Altertum selber fällt, teilweise Behandlung erfahren hat (I 19 ff. und 263 ff.), ist weggeblieben und gänzlich fehlt das Militärwesen, eine Anleitung zur wissenschaftlichen Erfassung der griechischen Sagen, eine Geographie der alten Welt nebst einer Topographie von Athen und Rom. Man wende nicht ein, daß durch diese Bereicherung der Umfang ins Ungemessene angeschwollen, der Preis des gesamten Werkes für die Mehrzahl unserer Hörer unerschwinglich geworden wäre, und daß „Vollständigkeit der Tod unseres Unternehmens sein würde", wie es in der Vorrede zum I. Band heißt; wesentliche Teile dürfen eben in einem Werke, das sich ganz allgemein „Einleitung in die Altertumswissenschaft" nennt, nicht fehlen und ich zweifle nicht, daß der Verleger, dessen Entgegenkommen die Herausgeber rühmen, für eine unerläßliche Ergänzung zu gewinnen sein werde, ohne deshalb den Preis namhaft zu erhöhen.

---

[1]) I. Band 2. Auflage 1912, 632 SS., Preis geh. Mk. 13, geb. Mk. 15. — II. Band 2. Auflage 1912, 442 SS., Preis geh. Mk. 9, geb. Mk. 10·50. — III. Band 1. Auflage 1912 (anfangs 1914 nach Abschluß dieser Anzeige in 2. Auflage erschienen), 428 SS., Preis geh. Mk. 9, geb. Mk. 10·50.

Im Gegensatz zu dieser unangebrachten Raumsparnis ist der der Methodik Gerckes eingeräumte Platz sehr reichlich bemessen (I 3—128). Zwar ist rückhaltlos anzuerkennen, daß sie ein glänzendes Zeugnis von der ausgebreiteten Belesenheit des Verfassers in alter und neuer Literatur sowie von seiner Vertrautheit mit der Überlieferungsgeschichte ablegt, daß in ihr ein Schatz umfassender Gelehrsamkeit aufgespeichert, eine üppige Saat mannigfaltiger Beobachtungen und Anregungen ausgestreut ist, wie dies schon seine Abhandlung ähnlichen Inhalts im Jahrgang 1901 der Neuen Jahrbücher für das Altertum erwarten ließ; jedoch so lehrreich und fesselnd diese Methodik für den Wissenden ist, ich fürchte, daß der Anfänger damit nicht viel wird anfangen können, da ihn die Überfülle des in den Beispielen angehäuften Stoffes eher verwirren und erdrücken als fördern wird; und auch die Entwicklung der Gedanken, die teilweise in ein künstliches Schema eingezwängt ist, wird er Mühe haben zu verfolgen. Das scheint Gercke selbst gefühlt zu haben, da man in der Vorrede S. V liest: „Die retrospektiven Betrachtungen der Methodik werden den Anfänger zunächst abschrecken, so sehr einzelne kleiner gedruckte Belege anregend wirken mögen“. Ein glücklicher Gedanke war es, an die Spitze einen Abschnitt über das antike Buch zu stellen, und VIII (Das Studium der Philologie und Geschichte in seiner propädeutischen Bedeutung für den künftigen Lehrer) bildet einen prächtigen Abschluß. An Einzelheiten habe ich zu bemerken, daß der Papyrus nicht aus dem Bast (S. 4), sondern aus dem Mark der Papyrus-Staude gewonnen wurde und daß der irreführende Ausdruck 'Nationalschriften' (S. 16) zu vermeiden ist (vgl. z. B. Bretholz, Latein. Paläographie[2] 68 f.). Einer Erklärung bedarf der Name *charta bombycina* für das Hadernpapier (S. 11), der Obelos als Tilgungszeichen (S. 21) und noch mehr die Wörter 'unechtes *ει*' und 'unechtes *ου*' (S. 14); dagegen könnte Traubes anfechtbare Erklärung der Abkürzung der *nomina sacra* (S. 14) ausfallen. In der Behandlung der sprachwissenschaftlichen Methode (VI) hat schon Thumb (Marbes Fortschritte der Psychologie 1913 I 140), der im Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde 1913 XXXIII 6 f. lesenswerte Bemerkungen zu Gerckes Methodik beisteuert, einen nachdrücklichen Hinweis auf den hohen Wert der Sprachstatistik, über die Gercke freilich recht ungünstig urteilt (s. II 373), und eine Erörterung ihrer Vorbedingungen vermißt. Unter den Merkmalen, die für die Zeitbestimmung eines Bildwerkes wichtig sind (S. 120), durfte die Darstellung des Auges und Ohres nicht übergangen werden. Als Verf. der pseudoxenophontischen *Ἀθηναίων πολιτεία* sollte Kritias nicht einmal mehr vermutungsweise genannt werden (S. 5); Wendland hat besser getan, I 195 keinen Namen zu nennen. Desgleichen stimme ich Wendland (I 215) in der Vierzahl der alexandrinischen Bibliothekare zu, während Gercke (S. 7) 5—6 aufzählt und auch Bethe I 263 Kallimachos

zu den Bibliothekaren rechnet, dessen *πίνακες* dieser um 270/50, Gercke um 250 ansetzt. Die Zergliederung der Hexapla des Origenes (S. 24) steht nicht im Einklang mit den klaren Ausführungen Wendlands (I 253). Die Zurückführung der tetralogischen Einteilung der Platonischen Dialoge auf Derkylides (nicht Derkyllidas) wird S. 10 und 23 mit zu großer Sicherheit behauptet (vgl. I 264). Druckfehler: S. 10 Verweisung auf S. 403 (I. Aufl.) statt 263, S. 24 Polio statt Pollio, S. 30 die überlieferte (Wortlaut!), S. 35 Mohamedaner, S. 69 das Ass (statt 'der As'), S. 97 *cox* (*i* abgesprungen), S. 116 Nachbildungen (statt Nachbildung); S. 22 häßlich: 'ohne daß er aber'.

Die griechische Literaturgeschichte ist in Poesie und Prosa gegliedert nebst einem Anhang über Quellen, Gesichtspunkte und Probleme. Diese Scheidung hat bei den scharfen Grenzen der griechischen Literaturgattungen, die nur in Ausnahmsfällen wie von Kallimachos und Proklos durchbrochen werden, ihre Berechtigung; aber doch ist es schade, daß ein in sich geschlossenes Bild, wie es die hellenistische Literatur bietet, nun zerrissen ist. Die Poesie ist in die Hände Bethes gelegt worden und es konnte kaum eine glücklichere Wahl getroffen werden. Viele Stücke dieses Abschnittes sind wahre *κειμήλια*; insbesondere die Darstellung der Homerischen Dichtung ist ein Kabinettstück feinster Kunst, wenn auch gerade in einer so viel umstrittenen Frage nicht alles so sicher ist, wie es vorgetragen wird (z. B. S. 136: Hier und da sind dann feste größere Verbände geschaffen wie von dem Dichter der *μῆνις*, dessen Werk unsere Ilias benutzt). Schon in der Einleitung hätte die hohe Bedeutung Ioniens auch für die Anfänge der griechischen Dichtung hervorgehoben werden sollen, in der Lyrik der innige Zusammenhang von Wort und Musik noch eindrücklicher, als es geschehen ist, schärfer auch die Abhängigkeit der *νέα* von Euripides; überdies darf in einer Schilderung der *νέα* ein Hinweis auf ihre typischen Figuren, die sie gewiß vom Mimos entlehnt hat, nicht fehlen. Bei Timotheos (S. 152) vermisse ich eine Bemerkung darüber, daß seine Stärke offenbar in der musikalischen Komposition lag, in der Charakteristik der hellenistischen Poesie (S. 168 ff.) eine über ihre Anlehnung an die Fürstenhöfe, die zugleich den Rückgang Athens (S. 170) teilweise erklärt, bei der hellenistischen Elegie eine Andeutung ihres vorwiegend mythologischen Inhalts (vgl. S. 294). Befremdlich ist, daß Bethe über die Homerischen Hymnen (von beiläufiger Erwähnung des ersten S. 137 und 152 abgesehen) schweigt, obwohl sie S. 171 als Vorbild der Kallimachischen bezeichnet werden; ebenso fehlen Phokylides, der erst II 288 unter den Philosophen genannt wird, und Menipp, dessen Satiren gleichwohl I 242, 338, 386 als bekannt vorausgesetzt werden. Begreift man, warum bei Aischylos der stark überarbeitete oder ganz unechte (so Gercke I 78, II 287) Prometheus übergangen wird, so ist es verwunderlich, daß gerade

Bethe, der erfolgreiche Forscher auf dem Gebiet des Theaterwesens, den Ursprung der Tragödie mit zwei Zeilen abtut, die mit der Deutung der *τραγικοὶ χοροὶ* als Bockschöre zu Mißverständnissen führen können. Aufgefallen ist mir die Schreibung Philetas S. 174 (dagegen I 372 Philitas, zuletzt von U. v. Wilamowitz Mimnermos und Properz [= Sappho und Simonides 288[3]] verteidigt) und Triphiodor S. 186 sowie die unbequeme Art, vorangegangene Ausführungen nach Kapiteln statt nach Seiten zu zitieren.

In Wendlands trefflicher Geschichte der griechischen Prosa gefällt mir unter anderem die Charakteristik des Hellenismus besonders gut, die bei aller Kürze die Punkte, auf die es ankommt, heraushebt, und die Darstellung der christlichen Literatur, in der W. zu Hause ist wie wenige Philologen. Einen Possen hat ihm Kratipp gespielt wie aus Rache dafür, daß auch er ihn S. 210 als späten Fälscher gebrandmarkt hat (s. dagegen III 89): er erscheint S. 212 in der Aufschrift des 13. Kapitels neben Ephoros und Theopompos, wird aber darin gar nicht genannt, sondern statt seiner Anaximenes. Kühn ist die Behauptung (S. 212), daß die Hellenica Oxyrhynchia jetzt mit Sicherheit dem Theopomp zugeschrieben seien (s. dagegen III 114 ff.). Charakteristisch für Ephoros ist, was hier ebensowenig wie S. 271 erwähnt wird, daß sich an seinen Namen die erste Sammlung von *εὑρήματα*, die wir kennen, knüpft. Nur ein Druckfehler ist es wohl, daß S. 210 das Geburtsjahr Xenophons um 439 angesetzt ist. Wenn Diogenian genannt wird (S. 218), so darf umsoweniger Pamphilos ungenannt bleiben. Auf das kanonische Ansehen des Polybianischen Geschichtswerkes wirft es ein helles Licht, daß es nicht bloß Poseidonios, sondern auch Strabon fortgesetzt hat und daß die Vorgeschichte bis zu seinem Anfangspunkt Dionysios neu erzählt hat; das konnte und sollte mit wenigen Worten klargestellt werden. Für Arrians Beurteilung ist die Nachahmung Xenophons so wesentlich, daß sie nicht verschwiegen werden darf. Im Anschluß an Kassios Dion (S. 233) muß auch Herodian und Dexipp genannt werden, auf den sich Norden I 396 bezieht. Von der Bedeutung Theophrasts geben die 4 Zeilen S. 229 nicht die geringste Vorstellung. Die Persönlichkeit Lukians wäre durch Angabe seiner orientalischen Herkunft in vollere Beleuchtung zu rücken. Über Athenaios, den W. nicht einmal nennt, obwohl Gercke in der Methodik mehrmals seiner gedenkt, und über Pollux erfährt man erst von Pernice II 11 f. das Unerläßliche. Das Riesenwerk Stephans von Byzanz, dessen dürftiger Auszug selbst noch von unschätzbarem Werte für uns ist, sucht man im ganzen Handbuch vergebens. Aus der Art, wie die Chronik des Eusebios S. 256 besprochen wird, geht nicht hervor, daß sie nicht erhalten ist. Der Name Clemens muß S. 252 gesperrt, zum Namen Dions S. 235 ein Fragezeichen gesetzt werden. Die Jahreszahl der Lehrtätigkeit des Origenes (S. 253) ist verdruckt. Die

Verweisungen auf frühere Stellen möchte man in Seitenzahlen umgesetzt sehen.

In den Anhang über die antiken Beiträge und Ansätze zu einer Literaturgeschichte, die Überlieferung der Werke, über die moderne Literatur sowie die maßgebenden Gesichtspunkte und Probleme haben sich Bethe und Wendland geteilt. Zunächst spricht Bethe nach einer sehr beherzigenswerten Mahnung zu immer wiederholter Lektüre der erhaltenen Werke über die Wiedergewinnung der verlornen, über Pinakographie, Didaskalien, Biographien und ähnliche Schriften, dann zusammen mit Wendland über die Überlieferung der erhaltenen Werke, über moderne Literaturgeschichten, Fragmentsammlungen und Ausgaben. Unter den „Gesichtspunkten" treten mit Recht Entstehung, Stoff und Form der Literaturgattungen in den Vordergrund, die Bethe in aller Kürze meisterhaft klar darlegt. Den Höhepunkt bildet der lichtvolle Abschnitt über das Theaterproblem. Nicht minder wertvoll ist Wendlands Abriß über griechische Erzählungskunst und Rhetorik. In der Frage der Bedeutung der canones Alexandrini (S. 263) hat es Bethe vermieden Stellung zu nehmen; aber hinsichtlich des Alters der Siegerlisten teilt er offenbar nicht die zuweit gehenden Zweifel Körtes (Hermes 1904 XXXIX 224 ff.), worin ich ihm vollkommen zustimme (s. auch Lehmann-Haupt im III. Band S. 67). In der Bemerkung S. 272 f. „Alles, was wir von jüdisch-hellenistischer Literatur haben, hat mit Ausnahme des durch Alexander Polyhistor bei Eusebios Überlieferten einst zur Bibel gehört und ist von den Christen als heilige Schrift rezipiert worden", ist Philon übersehen; S. 282 mußte von Gardthausens Paläographie die zweite Auflage, S. 285 die Fortsetzung der Bibliographie Engelmanns von Klußmann, S. 303 unter den Abhandlungen, die dem V. und IV. Jahrhundert den Stelzschuh des Tragöden aberkannt haben, Harvard Studies in class. philology 1905 XVI 123—164 (Kendall K. Smith), S. 310 f. die Wichtigkeit der τόποι für die Anfänge der rednerischen Kunstlehre erwähnt werden; S. 292 sind die Imagines des ältern Philostrat (1893) mit denen des jüngern (1902) verwechselt oder zusammengeworfen worden. Nicht deutlich genug ist die Erklärung von διδάσκειν mit „Einüben der Dichter" (S. 264), etwas hart die Wiederholung „Sie (die Ausgaben) wurden dauernd kontrolliert durch die kritischen und erklärenden Kommentare, die sogen. Scholien, die . . . . . immer wieder neu bearbeitet . . . . . wurden, wie in der Neuzeit Schulkommentare, die . . . . . dauernd (besser: bei jeder Erneuerung) geändert werden, in ihrem Grundbestande aber vielfach doch die gleichen bleiben" (S. 275). Druckfehler: S. 301 „Vielfach angezweifelt wurde diese wunderliche Hypothese umgestürzt" (wo ein Beistrich nach 'angezweifelt' unerläßlich ist), S. 309 deuschen, S. 311 440 statt 340; abzustellen ist es auch, daß S. 262 einmal 'Pompeianischen' und vier Zeilen später 'Pompejanische', S. 270 Neoplatonikers und S. 277 Neu-

platonismus, S. 277 Johannes Philoponus und S. 279 Iohannes Chrysostomos gedruckt ist.

Ein wahres Kunstwerk ist die Geschichte der römischen Literatur von Norden. Sie ist aus tiefster persönlicher Vertrautheit mit jedem einzelnen ihrer Werke erwachsen und trägt die Charakteristik und Wertung der wichtigeren Erscheinungen und den inneren Zusammenhang der literarischen Entwicklung in geschmackvoller, fein abgetönter Sprache vor. Zum künstlerischen Gepräge des Ganzen würde eine Erörterung von Streitfragen ebensowenig stimmen wie eine Häufung von Jahreszahlen. Dennoch vermißt man ungern die für den Anfänger unentbehrlichen Lebensdaten von Cicero und Livius, Vergil und Horaz, um nur die Größten zu nennen; ebenso werden die Werke, die Zahl ihrer Bücher und ihr Inhalt als bekannt vorausgesetzt. Vielleicht ließe sich doch in Anmerkungen derartiges nachtragen, z. B. Inhalt und Umfang der Historiae Sallusts, die Fortsetzungen der Commentarii Cäsars, deren Lektüre S. 353 empfohlen wird, Entstehungszeit der Dichtungen Ovids, die Titel der Tragödien Senekas. In den Text Nordens solche Angaben einzufügen, möchte auch ich nicht empfehlen, weil dadurch die einheitliche, wohldurchdachte Anlage der Darstellung gefährdet würde. Besonders gelungen ist die Charakteristik literarischer Persönlichkeiten und ganzer Perioden, so was er S. 317 ff. über die Abhängigkeit der Römer von den Griechen sagt, die eindrucksvolle Gegenüberstellung von Plautus und Terenz S. 329, von Varro und Cicero S. 347, das fein abgewogene Urteil über Cicero S. 354 mit einer durchaus berechtigten Anweisung für dessen Behandlung in der Schule S. 358, die maßvolle Anerkennung Vergils S. 367 („Er hat so wenig wie irgend ein anderer seines Stammes zu jenen absolut Großen gehört, die dadurch, daß sie das Gold eigener Gedanken und Gefühle ausmünzten, den Ewigkeitsbesitz der Menschheit vermehrten. Aber er hat den Besten seiner Nation genug getan, der *maiestas p. R.* Ebenbürtiges geschaffen ..."), die hohe Schätzung der eigenartigen Vorzüge eines Horaz (S. 372), Tibull (S. 373), Ovid (S. 376 f.), die treffende Begründung des Übergangs von den hellenistischen zu den altgriechischen Vorbildern (S. 362) und des Niedergangs der Literatur in der Kaiserzeit (S. 380 f.). Nicht zustimmen kann ich der verbreiteten Annahme eines absichtlich hervorgerufenen Widerstreits zwischen Wortton und Versakzent (S. 328), vielmehr sollte im Zusammenhang mit der Einführung des Hexameters durch Ennius die mit dieser Neuerung verbundene Vergewaltigung der lateinischen Sprache angedeutet sein. Der S. 334 vorgebrachten Auffassung des Titels Origines („die geschichtlichen Grundlagen der zu seiner Zeit bestehenden *κατάστασις* des römischen Staates") ziehe ich die herkömmliche, die ihn nur auf die drei ersten Bücher bezieht, vor. Die Wendung S. 338, daß am Ende der Republik im Mimos ein neues *εἶδος* des Dramas

literaturfähig gemacht wurde, kann zwar nicht irreführen, weil die Aufklärung sofort folgt, würde sich aber durch eine glücklichere ersetzen lassen. Nordens Wahrspruch über Cornelius Nepos (S. 349) unterschreibe ich; dennoch würde ich wünschen, daß hier oder bei Besprechung Suetons (S. 393) der lehrreiche Vergleich zwischen der Anlage der *viri illustres* des einen und des andern gezogen würde. Mit Recht führt Norden S. 353 die militärischen Berichte Cäsars auf amtliche Aufzeichnungen zurück, obwohl bis auf den heutigen Tag trotz unseres jetzigen Einblicks in die Führung amtlicher Tagebücher die gegenteilige Ansicht Nipperdeys mit ihren fadenscheinigen Gegengründen die Forscher in ihrem Bann hält. Männer von so überragendem Einfluß auf die Dichter ihrer Zeit wie Pollio, Maecenas, Messalla würden doch verdienen, nicht bloß genannt zu werden. Bemerkenswert ist, daß Gedichte, die gerade in jüngster Zeit so viel Staub aufgewirbelt haben wie Ciris und Culex, gar nicht erwähnt werden; man begreift es. Freudig begrüßt habe ich es, daß Norden das entzückend unbeholfene Bekenntnis [Tib.] IV 7 der Sulpicia zuweist. Auf drei Seiten (382—385) wird die Dichtung des 1. Jahrhundert n. Chr. abgetan; das ist etwas gar zu dürftig. In der Prosa dieser Zeit werden Seneca, Petron und namentlich Tacitus ausführlicher gewürdigt; aber Caesius Bassus muß sich mit 2 Zeilen begnügen, der ältere Plinius mit 5, von Frontin werden die Strategemata übergangen, von Avian erfährt der Leser nichts als — daß er des Phaedrus gedacht hat (S. 385); auch Macrobius geht mir ab. Gerade weil auch die Sprachform des Abrisses Nordens selbst hochgespannten Ansprüchen gerecht wird, mache ich auf einiges aufmerksam, was nach meinem Gefühl geändert werden sollte: S. 337 „diejenige der vorliegenden“ (Epoche), auch S. 347 „in der vorliegenden Epoche“, S. 339 zweimal „reizvoll“, S. 341 ein drittes Mal (auch S. 376 u. ö.) und gleich danach „Der Reiz dieses Gedichts“, S. 353 binnen einer Zeile zweimal „aber auch“, S. 363 „nur mehr“ (= nur noch?) und gleich danach „kein Verständnis mehr“, S. 362 „küren“ klingt gesucht. Druckfehler: S. 387 Noncholance.

Der „römisch-christlichen“ Literatur (eine nicht ganz zutreffende Bezeichnung) hat sich einer der besten Kenner dieses Gebietes Wendland angenommen, der in nicht mehr als einem Druckbogen alle bedeutsamen Erscheinungen vorführt. In diesen Blättern weht ein ganz andrer Wind als auf dem üppigeren Felde Nordens. Das Leben der Schriftsteller wird, wenn auch knapp, beschrieben, der Inhalt ihrer Hauptwerke angegeben, Meinungsverschiedenheiten werden berührt. Beachtenswert ist, daß mit aller Bestimmtheit S. 400 erklärt wird, Minucius stehe unter dem Einflusse Tertullians, während die Frage über die Zeit Commodians S. 411 mit Recht offen gelassen wird. Von der Schrift *De mortibus persecutorum* wird S. 403 bemerkt, es sei vielfach bestritten

worden, daß sie dem Laktanz angehören könne. Besonders gelungen ist unter anderm die Charakteristik der Bibelübersetzung des Hieronymus.

Wie in der Literaturgeschichte selbst hat sich Norden auch im Bericht über die „Quellen und Materialien" und in der Entwicklung von „Gesichtspunkten und Problemen" volle Selbständigkeit gewahrt. Zunächst werden „die antiken Quellen" geschildert, das autobiographische Material, die zeitgenössischen Zeugnisse, die biographische Forschung des Altertums und dessen Kunsturteile. Es folgt eine kurze, aber lehrreiche Erörterung der Frage, welche Momente für die Erhaltung von Schriftwerken wirksam und inwieweit die verschiedenen Kulturperioden daran beteiligt waren. Nach einer Aufzählung der modernen Literaturgeschichten, Fragmentsammlungen und Ausgaben samt zugehörigen Abhandlungen werden die Gesichtspunkte bezeichnet, die für eine richtige Erfassung der Literatur entscheidend sind. An ihre Spitze hat Norden den goldenen Spruch gesetzt, der dem philologischen Nachwuchs nicht tief genug eingeprägt werden kann, daß man sich eine lebendige Kenntnis der Literatur eines Volkes nur durch die Lektüre der Schriftsteller selbst erwirbt (ähnlich Bethe S. 261). Näher betrachtet wird dann die Quellenanalyse, die gerade für die lateinische Literatur bei ihrer durchgängigen Abhängigkeit von griechischen Vorbildern doppelt wichtig ist, die Stilgeschichte, die für die einzelnen *εἴδη* gesondert zu untersuchen ist, die Kompositionskunst und poetische Technik, mit deren Hilfe erst die Eigenart der einzelnen Dichter erkannt werden kann. Überall schöpft hier Nordens tiefe Einsicht in die Zusammenhänge aus dem Vollen und viele werden erstaunt sein zu erfahren, welche Fülle von Aufgaben noch der Lösung harrt. Mit Genugtuung habe ich es begrüßt, daß auch N. die jahrweise Abfassung der einzelnen Bücher des *bellum Gallicum* für erwiesen hält (S. 433) und daß er den Delia-Liedern Tibulls wie den Cynthia-Liedern nicht alle Realität abzusprechen geneigt ist (S. 415 f., vgl. 373 f.); wenn auch heute niemand mehr den Einfluß der erotischen Dichtung der Griechen auf Motive der römischen Elegien bestreitet, so berücksichtigt man gemeiniglich viel zu wenig, daß die zu Apuleius gedrungene Überlieferung, wonach Delia in Wirklichkeit Plania, die Cynthia des Properz Hostia geheißen habe, doch mehr besagt haben muß, als daß die beiden Dichter Geliebte dieses Namens hatten. Der römischen Literaturgeschichte Bernhardys sucht N. S. 428 gute Seiten abzugewinnen im Gegensatz zu dem schroff absprechenden Urteil, das S. 282 über seine griechische Literaturgeschichte gefällt ist. Für die Untersuchung der einzelnen *εἴδη*, unter denen auch die *Συμπόσια* Erwähnung verdient hätten, stellt er S. 456 fünf klar umschriebene Forderungen auf, die allgemeinen Beifalls sicher sind; nur würde ich raten, in einer neuen Auflage die Gliederung durch Sperrdruck der Zahladverbien (erstens, zweitens usw.) deutlicher hervortreten zu

lassen. In stilistischer Hinsicht hat es mich freudig überrascht, daß Norden das im Norden Deutschlands verpönte 'nur mehr' (= nur noch) S. 424 und 426 (vgl. S. 363: nur mehr Nachklänge; auch U. v. Wilamowitz Sappho und Simonides S. 191: kaum mehr) gebraucht hat; S. 444 muß es heißen: Bangen um den Bestand (nicht: vor dem Bestande), S. 449 Ingrediens (statt: Ingredienz).

Kretschmers Charakterkopf prägt sich in seinem Grundriß der Sprachwissenschaft unverkennbar ab. Mit durchsichtiger Klarheit, die auch dem Anfänger die Augen öffnet, hat er die Grundfragen aufgerollt und zu ihrer Beleuchtung aus der Unzahl der Beispiele, die ihm zu Gebote standen, eine weise Auswahl getroffen. In der Erkenntnis, daß der Raum für eine wissenschaftliche Darstellung der griechischen und lateinischen Grammatik nicht reiche, beschränkte er sich nämlich auf eine Einführung in das Verständnis der sprachgeschichtlichen Forschung und ihrer Grundsätze. Nach einer Einleitung über das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philologie, über Grundbegriffe, Methode und Quellen der Sprachwissenschaft folgen die vier Hauptstücke: Lautlehre, Flexionslehre, Wortforschung und Syntax; den Abschluß bilden sprachgeschichtliche Gesichtspunkte, die nach einer kurzen Behandlung der indogermanischen Urzeit die Geschichte der griechischen und der lateinischen Sprache betreffen. In der Lautlehre, von deren ungeahnt reichen und sichern Ergebnissen er S. 474 mit berechtigtem Stolz spricht, kommen zur Sprache die Lautphysiologie, die Quellen unserer Kenntnis der Aussprache des Altertums, der Lautwandel und die Giltigkeit der Lautgesetze; einem dringenden Bedürfnis gerade des akademischen Nachwuchses würde die Zugabe eines Abschnitts über den griechischen Akzent entsprechen. Die 'Wortforschung' zerfällt in die Bedeutungslehre, die Wortbildungslehre und die Etymologie. In der griechischen Sprachgeschichte fällt das Schwergewicht wie natürlich auf die Dialekte und Dialektgruppen; doch kommen auch die Literatursprachen und die Gemeinsprache nicht zu kurz. In der lateinischen Sprachgeschichte findet man auch Belehrung über die nicht lateinischen Mundarten des italischen Sprachzweiges und über die etruskische Sprache. Es braucht nicht erst versichert zu werden, daß ein Meister seines Fachs wie K. in allen Teilen Vollkommenes geboten hat; und es würde zu weit führen, die große Zahl von unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten (wie über den Tonfall der Frage S. 518) oder von Sätzen, an deren kristallheller Fassung man seine Freude hat, herauszuheben. Eher glaube ich, der Sache einen Dienst zu erweisen, wenn ich auf einzelne Punkte aufmerksam mache, die einer nochmaligen Erwägung wert erscheinen. Die S. 474 an die Philologen gerichtete Mahnung, die Linguisten von sprachwissenschaftlich bedeutsamen Textverbesserungen in Kenntnis zu setzen, ist in die Form eines bittern Vorwurfs gekleidet, der gerade in einem solchen Hand-

buch kaum die erhoffte Wirkung erzielen wird. In der regressiven Assimilation (S. 491, vgl. 489) spielt wohl die Hast des Sprechenden, rascher vorwärts zu kommen, wodurch ein später folgender Laut sich vorzeitig im Bewußtsein einstellt, eine Hauptrolle. Als Beispiel des Stammwechsels (S. 494) würde ich *femur—feminis* lieber an die Spitze stellen, weil hier die beiden Stämme rein hervortreten, während in *iecinoris* schon eine Vermengung eingetreten ist; auch würde sich der Anfänger leichter zurechtfinden, wenn in ἥπατος das *α* ausdrücklich als Ersatz des sonantischen *n*, das *τ* als Weiterbildung wie im lateinischen *-mentum* neben *-men* bezeichnet würde. Zweifellos werden viele S. 494 *υἱύς* für einen Druckfehler halten; ein *sic* könnte diesen Verdacht beseitigen. Die Verständlichkeit der Darlegungen S. 497 und 508 würde gewinnen, wenn die ursprüngliche Selbständigkeit und Bedeutsamkeit der Suffixe mit ein paar Worten erläutert und an Beispielen der deutschen Sprache (-sam, -bar, -haft) erhärtet würde. Neben *πολίτου* (S. 497) schiene mir der Zusatz „selbst eine Analogiebildung nach den *o*-Stämmen" förderlich. Dankenswert wäre ferner S. 498 ein Wort über die wahrscheinlichen Ausgangspunkte des *ν ἐφελκυστικόν*. Um die Zugehörigkeit des *κ* zur Wurzel augenfällig zu machen, möchte ich empfehlen, S. 499 *ἔ-θηκ-α* und *ἔ-δωκ-α* zu teilen. Mit erfreulicher Bestimmtheit wird S. 523 erklärt, daß es eine urgriechische Sprache, an die heute noch viele glauben, nie gegeben hat, sondern daß an den indogermanischen Anfang der griechischen Sprachentwicklung eine größere Zahl verwandter Mundarten zu setzen ist; aber ich vermisse einen ausdrücklichen Hinweis darauf, daß die griechischen Dialekte zu ihren ursprünglichen Verschiedenheiten gewiß auch noch auf dem Boden „Griechenlands" in verschiednem Grade von der Sprache oder vielmehr den Mundarten der vorgriechischen Bevölkerung Einflüsse erfahren haben, die den Abstand erweiterten und zu den ältesten uns erreichbaren Formen führten, wie ja auch in der griechischen Religion viele der Urbevölkerung Griechenlands zugehörige Elemente stecken. Wo K. von den Ioniern spricht (S. 527 ff.), würde er gut tun, gegenüber der noch heute weit verbreiteten Anschauung, daß die ionischen Mundarten erst im kleinasiatischen Ionien entstanden seien, das Ergebnis seiner überzeugenden Beweisführung in der Glotta I 11 zu wiederholen. Ob er freilich auch darin recht hat, daß die Ionier schon vor den „Achaiern" in der peloponnesischen Halbinsel seßhaft waren (S. 527 f. und Glotta I 11 ff., ebenso B. Keil III 302), schien mir immer zweifelhaft. Jedesfalls mußte die Einwanderung der „Achaier" nach Arkadien schon vor Menschengedenken erfolgt sein, weil die Arkader als Autochthonen galten (Her. VIII 73), kann daher nicht erst durch die Vorstöße der Dorer erzwungen worden sein; und es ist wenig wahrscheinlich, daß nachrückende „Achaier"-Scharen trotz der Stoßkraft, die jeder solchen Völkerbewegung innewohnt, mehr oder weniger freiwillig, wenn sie auf ionische Ansiedler

stießen, in das unwirtliche Bergland ausgewichen wären. Der geschichtliche Hergang ist viel leichter erklärlich, wenn die „Achaier" in ältester Zeit zunächst die Landschaften der peloponnesischen Ostküste besetzt hatten und später, von nachrückenden Urioniern verdrängt, sich teils nach Arkadien zurückzogen, teils seewärts wandten. Ein Teil dieser Urionier drang bis in die Kynuria vor, wo sie ebensowie in Attika, das verwandte Stämme wohl während derselben Wanderung überflutet hatten, als Autochthonen galten; ein anderer Teil mag schon vorher vielleicht über Attika sich auf die benachbarten Kykladen ergossen haben, womit freilich auch nicht einwandfrei erklärt ist, warum die auswandernden „Achaier" gerade Kypros zum Ziel ihrer Seefahrt machten. Die dialektischen Erscheinungen, die K. S. 528 knapp zusammenfaßt, nachdem sie seine grundlegende Abhandlung im I. Bande der Glotta eingehend erörtert hatte, lassen sich mit einem solchen Gang der Dinge durchaus vereinbaren; denn es ist natürlich, daß derartige Verschiebungen sich nicht von heute auf morgen vollzogen, sondern für sprachliche Einflüsse der Eroberer auf die zurückweichenden Ansiedler hinlänglich Zeit boten; und da die arkadische Mundart mit dem Ionischen, wie K. Glotta I 25 bewiesen hat, in mehr Punkten übereinstimmt als die kyprische, so darf man daraus schließen, daß die spätern Kyprier weniger lang mit den Urioniern in Berührung gestanden hatten, daß also die Auswanderung nach Kypros, die B. Keil III 303 und neuerdings Bolkestein Klio 1913 XIII 431 f. und 439 als Folge der dorischen Wanderung ansehen, sogar früher erfolgt ist als die Flucht ins arkadische Gebirge. Nur nebenbei erwähne ich, daß auch die unbeholfene Silbenschrift der kyprischen Griechen, wenngleich ihre Denkmäler einer viel jüngern Zeit angehören, dennoch bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. hinaufreichen muß, da bald nach dem Jahre 1000 gerade im Osten der griechischen Welt die Buchstabenschrift aufkam, die gewiß auch die kyprischen Griechen angenommen hätten, wenn sie nicht an eine andere Schrift schon seit langem gewöhnt gewesen wären. Kurz und treffend ist, was K. S. 539 über das Makedonische und seine Stellung zur griechischen Sprache sagt; nur könnte S. 540 der Erwähnung der umfassenden Materialsammlung Hoffmanns noch hinzugefügt werden, daß H. in der Verwertung des Materials zu wenig dessen zeitliche Zugehörigkeit beachtet hat. Während K. S. 549 davon spricht, daß der Attizismus „die Hellenen f ü r l a n g e Z e i t zur Diglossie verurteilt" habe, sagt er S. 550 besser geradezu „bis in die Gegenwart". In der Beurteilung der Gemeinsprache vertritt er auch hier S. 552 seine bekannte Auffassung von ihrem ausgesprochenen Mischcharakter, die ich nicht teile (s. meinen Kommentar zur pseudoxenophontischen *Ἀθηναίων πολιτεία* S. 199 f.). Die Terramare-Kultur teilt er S. 555 mit Modestov indogermanischen Italikern zu; doch werde ich von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß

die Wendung, wonach „die Terramare von Quagliati bei Tarent für sie zeugt“, das Mißverständnis herbeiführen kann, daß Quagliati, der verdiente Museumsleiter von Tarent, ein Ortsname sei. Druckfehler: S. 479 *ἅβᾱ* statt *ἅβα*, S. 490 Landwandel statt Lautwandel, S. 503 andere Partikel (ohne n), S. 532 *καταβεβάως* statt *καταβεβάων*, S. 536 *Ϝαναξίωνος* statt *Ϝαναξίωνυς*, S. 546 ist Terpandros gesperrt zu drucken, S. 547 Aeolismen (sonst aiolisch und Aiolismen), S. 553, Z. 1 dem Lateinisch-Faliskischen (sonst richtig: latinisch-faliskisch), S. 555 äneolitisch (ohne h), S. 489 ist eine Gliederung zweckmäßig mit I begonnen, aber nicht fortgesetzt, S. 475 Rhetoriker statt Rhetoren.

Bickels Metrik ist folgendermaßen eingeteilt: I. Der daktylische Hexameter (Bemerkungen zur griechischen Prosodie; Das elegische Distichon); II. Der iambische Trimeter (Bemerkungen zur lateinischen Prosodie); III. Überblick über die antiken Versmaße, Liedbildung, der Prosarhythmus. Es fehlen ihr Teile, die nicht fehlen dürfen, eine zusammenhängende Erklärung der grundlegenden Begriffe, ohne die ein tieferes Verständnis besonders der freien Metra unmöglich ist, und ein Überblick über die antike Theorie, die zur Beurteilung besonders der lateinischen Lyrik schlechterdings unentbehrlich ist; was S. 593 wie zur Entschuldigung dieser Mängel gesagt und was S. 597 über die Derivationstheorie und die *μέτρα πρωτότυπα* angedeutet ist, reicht nicht aus. Gleich der erste Satz „Der älteste und namhafteste Vers der Alten ist der rezitative Vers der Ilias und Odyssee, der homerischen Hymnen, der Lehrgedichte des Hesiod und der bukolischen Poesie, der heroische Hexameter“ ist bedenklich; er leistet dem Irrtum Vorschub, daß es vor dem Hexameter keine griechischen Verse gegeben habe; auch ist nicht einzusehen, warum zwar die bukolische Dichtung, nicht aber das Lehrgedicht und das Epos der hellenistischen Zeit genannt werden. Der zweite Satz „Der zeilenweise, *κατὰ στίχον*, wiederholte Fuß besteht aus 6 Metra, deren Hebung (arsis, antik *θέσις*) aus einer Länge, deren Senkung (thesis, antik *ἄρσις*) aus zwei Kürzen oder gleichfalls einer Länge besteht“, muß den Anfänger durch den ungewohnten Gebrauch des Wortes ‘Fuß’ verwirren und erfordert unbedingt eine Aufklärung über die entgegengesetzte Anwendung der Wörter *ἄρσις* und *θέσις*. Irreführend ist die Bemerkung S. 568, daß Krasis wie Elision und Aphairesis ihren Ausdruck in der Schrift besitzen; bekanntlich sind sie auch in Inschriften sehr oft nicht bezeichnet. So klar und treffend Kretschmer S. 544 über die „Zerdehnung“ spricht, so unzulänglich, ja unverständlich ist die Erklärung Bickels S. 568; aber weder hier noch dort wird auf den schönen Aufsatz H. Ehrlichs Rhein. Mus. 1908 LXIII 107 ff. hingewiesen. Der Übergang von *ποιῶ* in *ποῶ* beruht nicht auf Vokalausstoßung (S. 569), sondern auf halbvokalischer Aussprache des *ι*. Als bekanntestes Beispiel der Kontraktion von *θεο-* (S. 569) wäre *Θουκυδίδης*

anzuführen. Den Ausdruck 'Positionslänge' durfte B. nicht einführen (S. 570), ohne dem herrschenden Aberglauben, er komme von der 'Stellung' eines Vokals vor Doppelkonsonanz her, durch Hinweis auf das Begriffspaar *φύσει—θέσει*, das S. 571 beiläufig auftaucht, entgegenzutreten. Die längende Kraft des anlautenden *ρ* mußte S. 571 damit erklärt werden, daß es an Stelle eines doppelkonsonantischen Anlautes getreten ist. Wie Norden S. 328 meint auch Bickel S. 576 und 584, daß die römischen Dichter einen Widerstreit zwischen Wortton und Versakzent gesucht haben, obwohl für den Senar S. 583 f. eine „weitgehende Berücksichtigung des Wortakzentes" nachgewiesen wird; ein so schroffer Widerspruch bedarf eines Erklärungsversuches und jedesfalls war hervorzuheben, daß die verschiedene Natur des lateinischen und des griechischen Worttons eine verschiedene Stellung zum Versakzent bedingt habe. Ob die zweisilbige Senkung in der zweiten Kolonhälfte des Trimeters der Komödie gleich den anderen Abarten des iambischen Trimeters auf alte volkstümliche Formen zurückgehe (S. 581, 596) und nicht vielmehr erst mit der völligen Loslösung des Sprechverses von seiner musikalisch-rhythmischen Grundlage zusammenhänge, ist mir trotz U. v. Wilamowitz zweifelhaft; aber auf jeden Fall kann in einer Einführung in die griechische Metrik nicht scharf genug betont werden, daß über diese Freiheit der Trimeter nie hinausgegangen ist, nicht hinausgehen konnte, ohne seine Natur zu verleugnen, und daß der Ersatz dieser Doppelkürze durch eine Länge zur Auflösung des Trimeters, zum römischen Senar geführt habe. Die hierauf bezügliche Bemerkung „Der im zweiten und vierten Fuß anders als im griechischen Trimeter zulässige Spondeus" (S. 583) ist schlecht stilisiert und für den Anfänger ebenso unverständlich wie die bald danach folgenden Worte „im Innern des vom römischen Standpunkt aus dipodisch gebauten griechischen *ἴαμβος*". Höchst bedenklich ist es, eine Zäsur nach der ersten Silbe von *ignoro* anzusetzen (so S. 587). Von der Derivationstheorie wäre S. 597 richtiger zu sagen, daß Varro sie unseres Wissens zuerst unter den Römern, als daß er sie „hauptsächlich" vertreten habe. Mag man über den Saturnier so oder so denken, es ist keinesfalls zu billigen, daß ihn B. S. 607 mit 3½ Zeilen abtut. Eine gute und verständliche Übersicht bietet der Abschnitt über den Prosa-Rhythmus. Alles andre ist so wenig geordnet und so sehr mit Einzelheiten überladen, daß es den Anfänger nur verwirren, den Fachmann nicht erfreuen kann. Druckfehler: S. 571, Z. 18 ist es sinnstörend, daß vor 'Und' Schlußpunkt steht; S. 580 *προκελευματικός*, S. 592 Diminutiva, S. 603 polyschematistisch (statt polyschematisch); S. 606, Z. 32 fehlt der zweite Beistrich; S. 567 expiratorisch — S. 584 exspiratorisch: S. 573 im ersten Vers der Odyssee einmal *μοῦσα*, dann *Μοῦσα* Der Stil ist vielfach verbesserungsfähig: S. 569 'bzw.' soll heißen: richtiger, S. 570 und also, S. 569, Z. 25 und S. 572, Z. 14 'wäh-

rend' sinnwidrig gebraucht; S. 571 'jedwede' und 'jeglichem' klingt geziert; S. 585 „Messungen wie ... fehlen ohne irgendwelche metrische Behinderung im Senar völlig"; S. 591 f. „Aufgehen (!) eines *u* in folgendem *u* ist in *relicŭŏs* zu beobachten, ... Aufgehen eines *i* in folgendem *i* zeigen die *Komposita ăbicio* ..."; S. 595 „bei derjenigen des gesungenen griechischen Liedes"; S. 605 „Zugleich gibt aber auch die Wilamowitzsche Ursprungserklärung des Glykoneus den Gesichtspunkt an die Hand" (!).

Das griechische und römische Privatleben führt Pernice vor, allerdings mit Beschränkung auf Haus, Tracht und die Gebräuche bei Hochzeit, Geburt und Tod; eine Erweiterung auf Körperpflege und Nahrung, Erziehung und Berufsleben wäre sehr wünschenswert. Der Abschnitt über die Quellen und die allgemeinen Gesichtspunkte geht hier voran und gibt eine recht gute Vorstellung. Volle Zustimmung verdient die besonnene Zurückhaltung im Vergleich der homerischen Kultur mit der uns durch kretisch-mykenische Denkmäler erschlossenen (II 6), die Pernice mit Ausnahme der jüngsten Schicht für nicht griechisch hält (II 4, 6, 60 f.); indes ist zu bedenken, daß doch gewiß schon vor der Mitte des II. Jahrtausends urgriechische Stämme sich zu Herren des östlichen Griechenlands, insbesondere der Ostküste der peloponnesischen Halbinsel gemacht hatten. Ein Glanzstück ist die Schilderung des homerischen Hauses und der Beachtung empfohlen sei der Satz (II 31), daß erst die hellenistische Zeit auf gefällige Gesamtwirkung von Wohnraum und Einrichtung bedacht war. Druckfehler sind mir nicht aufgestoßen, aber S. 31 muß es heißen: I. v. Müllers (Handbuch IV 1/2 62) ... und die Tafel II (nicht IX). Ein Latinismus ist „die vom Ende des VII. Jahrhunderts an (statt: am Ende) beginnen" (S. 8) und S. 55 sollte sich P. nicht scheuen, von der Vorweisung eines blutbefleckten (statt eines gewissen) Tuches zu reden.

Im Beitrag Winters haben mit Recht viele die lehrreiche Abhandlung über Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und der bildenden Kunst, die eine Zierde der ersten Auflage bildete und jetzt in die Neuen Jahrbücher fürs klass. Altertum (1909 XXIII 681—712) abgeschoben ist, vermißt[1]); „Gesichtspunkte und Probleme" sind auch in der zweiten Auflage nicht beigegeben. Unter Archäologie versteht Winter die Geschichte der alten Kunst im bewußten Gegensatz zu Gercke, der I 112 ein Hauptgewicht auf die Geschichte der Kleinkunst und des Kunstgewerbes legt, im Gegensatz auch zur neuen Bearbeitung der Ar-

[1]) Heußner Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1911 231, Wissowa Neue Jahrbücher fürs klass. Altertum 1913 XXXI 17, Thumb Anz. f. indogerm. Sprach- und Altertumskunde 1913 XXXII 5, Tarbell Class. Philology 1913 VIII 112.

chäologie im Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, die „jeden von Menschenhand geformten Gegenstand als Zeugen für die Entwicklung des menschlichen Geistes“ einbezieht. Auf die Einleitung, die eine Geschichte der archäologischen Forschung, ihrer Hauptergebnisse und Aufgaben enthält, folgt eine „namentlich auf die in der griechischen Kunst erkennbare Ausbildung der künstlerischen Formen“ gerichtete Darstellung der griechischen Architektur, Plastik und Malerei, die in formvollendeter Sprache einen genußreichen Überblick über die Entwicklung bietet, aber einen für den Anfänger, wie ich glaube, zu hohen Standpunkt einnimmt. Es wird vieles vorausgesetzt, was in einem solchen Handbuch doch beschrieben sein sollte, z. B. Anlage und Skulpturenschmuck des Parthenon (S. 96 und 123), Aussehen der „Apollines“ und der „Aegineten“ (S. 104 und 113). Es ist schade, daß sich W. diese Beschränkung auferlegt hat; denn seine Schilderung der Nike von Samothrake (S. 135) zeigt, wie anschaulich er Bildwerke vors Auge zu zaubern versteht. So begreiflich es ist, daß er auf so engem Raum nur die Haupterscheinungen vorführt und daher beispielsweise Kalamis gar nicht nennt, so könnten vielleicht doch S. 86 die vorgriechischen Rund- und Ovalbauten, S. 103 f. die vormykenischen Idole erwähnt werden, da ja auch sonst die Vorstufen der griechischen Kunst berührt sind; auch die hypäthralen Adyta von Didyma und Samos werden künftig kaum zu übergehen sein. Als Lücke betrachte ich es mit andern, daß die römische Kunst ganz beiseite gelassen ist. Fast muß man meinen, daß an all diesen Einschränkungen ein äußerer Zwang Schuld trägt, der auch dazu geführt hat, daß der ganze Abriß mit Ausnahme der 12 Seiten Einleitung in der kleinen Schrift der Anmerkungen gedruckt ist. Doch 'in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister'. Mit souveräner Beherrschung des Stoffes stellt W. die Marksteine der Entwicklung hin und läßt die Kunst vor unsern Augen wachsen und sich entfalten; blitzartig erhellt wird die Darstellung vielfach durch Zusammenfassung verwandter Erscheinungen und durch die lichtvollen Parallelen, die er auch hier zwischen Malerei und Bildhauerei zieht (S. 109 f., 132, 161). Druckfehler: S. 90 annuli und S. 154 polynotisch; hart sind die Verbindungen „aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln“ (S. 82), „auf im wesentlichen ornamentale Dekoration“ (S. 149).

Zu den besten Teilen des Handbuchs rechne ich den über griechische Religion. Sam Wide, der durch eigene Forschungen das Heimatsrecht auf diesem Gebiet erworben hat, liefert hier eine durchaus selbständige Arbeit, die unter Verzicht auf eine Behandlung der einzelnen Götter und vieler Einzelfragen, die sich aufdrängen, die wesentlichen Ergebnisse der neueren Untersuchungen zusammengefaßt und dadurch eine mustergiltige Einführung in das religiöse Denken und Leben der alten Griechen gegeben hat. Weniger günstig urteilt Wissowa (Neue Jahrbücher fürs klass. Altertum 1913 XXXI 18) über die Darstellung der römischen

Religion, die demselben Verf. zugefallen ist. Aber auch in der der griechischen ist manches bedenklich. Ich kann nicht glauben, daß die kretische Schlangengöttin ein griechisches Kultbild gewesen sei (S. 176), ebensowenig anderseits, daß die Aphaia von Aigina eine vorhellenische Göttin war und die arkadische Göttin Eurynome mit ihrem echt griechischen Namen „zweifellos aus vorhellenischer Zeit" stammte (S. 177). Ein böses Versehen ist es, daß S. 241 Epona, die Vollblutkeltin, als Römerin ausgegeben wird. Neben der sonstigen Knappheit fällt auf, daß S. 179—181 dreimal versichert wird, daß Dionysos nicht von Anfang an dem olympischen Götterstaat angehört habe; vielmehr sollte hier und nicht erst ganz beiläufig am Schluß (S. 238) ausgesprochen sein, daß überhaupt viele der olympischen Götter, nicht nur Dionysos, sondern auch Ares (der gar nicht genannt wird), Hephaistos, Apoll (der S. 180 als alter olympischer Gott erscheint), vielleicht auch Athene von Haus aus nicht einmal griechische Gottheiten waren. Der zweite der Archonten hieß im Altertum schlechthin Basileus, nicht Archon Basileus, wie S. 181 und 195 und auch im III. Band S. 17, 323, 360 gedruckt steht (III 107 sogar *ἄρχων πολέμαρχος*; dagegen richtig III 355 Basileus und Polemarchos); das ist wichtig, weil darin eine Bestätigung dafür liegt, daß das Königtum in Attika niemals abgeschafft wurde. Unter den Steinfetischen (S. 186) hätte auch der delphische Omphalos (vgl. Nilsson Deutsche Literaturzeitung 1914 333 f.) sowie der *λίθος ἀναιδείας* und der *λίθος ὕβρεως* Erwähnung verdient. Bei der Besprechung der Tempel (S. 192) vermisse ich eine Bemerkung über das verhältnismäßig späte Aufkommen eigentlicher Gotteshäuser in Griechenland; erst S. 243 liest man: „Die altrömischen Götter hatten anfangs, ganz wie die griechischen, keine Kultbilder und keine Tempel". Wünschenswert wären S. 193 Angaben über die wichtigsten Feste Athens und die an sie gebundenen Kulthandlungen. Ob 'Athene' vom Stadtnamen herzuleiten ist (S. 196), bezweifle ich wie andere. Neben die Bemerkung, daß Aigeus zu den Heroen gehört, die sich ins Meer stürzen (S. 198), möchte ich die Warnung gesetzt sehen, den Namen des aegaeischen Meeres von Aigeus herzuleiten. Irreführend ist der Satz, daß die Vorstellungen von einer Hölle erst verhältnismäßig spät aufgekommen seien (S. 202 f.), obwohl doch schon den Homerischen Dichtungen Höllenstrafen bekannt sind. Der Behauptung eines „göttlichen" Kultes der Jungfrau Maria (S. 222) würde jeder katholische Theolog widersprechen. Von den Mythographen durfte weder Parthenios noch Konon in die römische Kaiserzeit verlegt werden (S. 225); aber Lukian war als ergiebige Quelle unserer Kenntnis der griechischen Religion zu nennen. Neben den eigentlich sakralen Inschriften durften S. 226 die zahllosen Weihinschriften, die uns von der tatsächlichen Götterverehrung der einzelnen Orte sicherste Kunde geben, nicht unerwähnt bleiben. Der Hinweis auf das Literatur-

verzeichnis „unter Epigraphik“ (S. 227) trifft nicht zu, da ein Abriß der Epigraphik dem Handbuch fehlt. Die Behauptung, daß die Stammestrennung der Griechen „etwas Sekundäres“ sei (S. 229), kann heute nicht mehr aufrecht gehalten werden (vgl. Kretschmer I 523). Ganz vortrefflich ist die Geschichte der religionsgeschichtlichen Forschung und das angehängte Literaturverzeichnis, in dem ich nur de Visser *De Graecorum diis non referentibus speciem humanam* 1900 vermisse. Schwerlich richtig ist die Vermutung (S. 267), daß Tibulls Schilderungen des Landlebens nicht bloß aus der Zeitstimmung, sondern auch aus dem Willen des Augustus hervorgegangen seien. Trotz dieser Ausstellungen wiederhole ich, daß im ganzen die Darstellung besonders der griechischen Religion einen sehr guten Eindruck hinterläßt. Umsomehr ist zu wünschen, daß die nicht geringen sprachlichen Unebenheiten beseitigt werden: S. 169 ein großes Stück Arbeit, die (besser: das); S. 177 Dmia und Auxesia sind niemals mit den olympischen Gottheiten identifiziert worden (der Artikel muß wegfallen); S. 184 das Fehlen von Dogmen und einem privilegierten Priesterstand; S. 193, Z. 5 v. u. ist das Relativ 'in welchen' (besser: in denen) an das Beziehungswort anzuschließen; S. 198 die Sittlichkeit (soll wohl heißen: ihre Sittlichkeit); S. 206 aller geistiger und materieller Segen; S. 208 jedoch durchdrang der Hellenismus eigentlich (erg.: nur) die höheren Schichten; S. 211 In die griechische Welt hat sie sich so eingebürgert; S. 223 im Epos sowohl wie den Lyrikern. Druckfehler: S. 169 *Διεπολιεῖα*; S. 179 *Αἰδῶς*; S. 185 Lebensraute (statt: Lebensrute); S. 190, Z. 11 fehlt die Schlußklammer; S. 203 *φϑιμενός περ*; S. 216 ityphallischen; S. 227 dal'; S. 253 Vorrichtung (statt: Verrichtung); S. 254 zweimal 'lateinischen' (statt: latinischen).

Wie eigenartig Gercke die Aufgabe, von der antiken Philosophie ein Bild zu entwerfen, gelöst hat, läßt teilweise schon die Einteilung des Stoffes ahnen: I. Die Anfänge (1. Naturphilosophie [Schule von Milet, Diogenes, Heraklit, Empedokles, Anaxagoras, Atomisten, Pythagoreer]; 2. Religiöse Strömungen und abstraktes Denken [Pythagoras, Orphiker, Xenophanes, Heraklit, Eleaten, Megariker]; 3. Der Mensch und seine Aufgaben); II. Platon und Aristoteles (1. Vorgänger und Zeitgenossen; 2. Platon und die alte Akademie; 3. Aristoteles und seine Schüler); III. Die vier großen Schulen der hellenistisch-römischen Zeit (1. Allgemeines, die Konkurrenz der Schulen und der Universitäten; 2. Skepsis und skeptische Akademie; 3. Die epikureische Schule; 4. Die Stoa; 5. Der Peripatos; 6. Die Akademie, Eklektizismus, jüngerer Platonismus und Neuplatonismus); IV. Antike Quellen und moderne Bearbeitungen; V. Gesichtspunkte und Probleme (1. Allgemeines, 2. Platon, 3. Cicero). Gerade für den Zweck dieses Handbuchs war es gewiß förderlich, die Fortschritte der philosophischen Denkarbeit in den großen Gang der geistigen Entwicklung hineinzu-

stellen, und hiedurch hat Gercke seinem Grundriß einen selbständigen Wert neben der überragenden Darstellung von Arnims in der Kultur der Gegenwart I 5, die, kurz vorher erschienen, sich zunächst zum Vergleich darbietet, gesichert. Aber die Anordnung des ersten Teils, dessen Durcharbeitung überhaupt nicht so tief geht wie die der übrigen Teile, leidet daran, daß Heraklit zweimal (S. 276 f. und 284) behandelt wird, ohne doch mit seiner wuchtigen Größe zu voller Geltung zu kommen, daß die Eleaten, die schon S. 277 herangezogen werden, erst S. 283 ff. zu Worte kommen, daß die Pythagoreer am Schluß der Naturphilosophie nach den Atomisten eingereiht sind, obwohl sie viel enger mit den Orphikern, neben denen sie auch tatsächlich S. 282 genannt sind, und den Eleaten zusammengehören, endlich daß die Megariker lange vor den Sophisten und Sokrates ihren Platz gefunden haben. Nicht zustimmen kann ich der Erklärung des Hylozoismus (S. 276): „indem sie der anorganischen Natur (*ὕλη*: daher Hylozoïsten), dem Urstoff (*ἀρχή*) und dem Werden alles Seins (*φύσις* = natura Wachstum) auf den Grund zu kommen versuchten"; entscheidend ist vielmehr, daß sie die *ὕλη* als belebt auffaßten und in ihr zugleich die *ἀρχή* suchten; deshalb ist es auch wenig wahrscheinlich, daß sie von Anregungen dichterischer Theogonien ausgegangen seien; sondern im Gegenteil, von theogonischen Erklärungen nicht befriedigt, traten sie in Gegensatz zu ihnen. Der Bedeutung und dem Tiefsinn des Thales wird Gercke nicht gerecht; der Absatz über ihn ist so gefaßt, daß jeder grüne Junge, der ihn liest, sich über den Dummkopf, nach dessen Lehre Wasser „der Urstoff selbst sein sollte", hoch erhaben dünken muß. Von Empedokles liest man S. 277: „Zu dem Stoffe gesellt sich also die ebenfalls ungewordene und unvergängliche, in sich zwiespältige Kraft. Unsere Welt mit ihren Einzelwesen bildet sich in den Übergängen, wo weder *νεῖκος* noch *φιλία* allein herrschen. Auch diese sind ungeworden und unvergänglich". Zweimal also wird binnen drei Zeilen genau dasselbe gesagt, daß die weltbewegenden Kräfte der Liebe und des Hasses ungeworden und unvergänglich sind; was dazwischen steht, ist in dieser Form für den Anfänger nicht klar genug. Ein Flüchtigkeitsfehler steckt in dem weiter unten folgenden Satz: „nur gleichartiger Stoff in uns kann gleichartigen draußen wahrnehmen, Wasser das Wasser, Luft die göttliche Luft, Liebe die Liebe und Haß den Haß." Da S. 288 von der Spruchweisheit der sieben Weisen die Rede ist, empfiehlt es sich anzudeuten, daß die Siebenzahl auch hier nur typisch ist, weil tatsächlich mehr als sieben Namen überliefert werden, unter denen man wählen konnte. Nichts ist in einer derartigen Einführung strenger zu meiden als Aufzählung von Namen, mit denen der Anfänger keine klare Vorstellung verknüpft; dieser Gefahr ist G. S. 291 nicht ganz entgangen; auch Wesen und Bedeutung des *εἰκός* werden nicht erläutert. Zu den besten Stücken rechne ich die Abschnitte über

Sokrates und Platon; im Anschluß an Diels hat G. besonders starken Einfluß Heraklits auf Platon angenommen, während er den der Eleaten zurücktreten läßt. Osthoffs sehr zweifelhafte Verknüpfung von σοφός mit *faber* durfte nicht (S. 363) als sicher hingestellt werden. Das absprechende Urteil über die sprachstatistischen Mittel zur Ergründung der Reihenfolge der Platonischen Schriften (S. 373) sollte nach der jüngsten Arbeit v. Arnims (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1912) nachgeprüft werden. Druckfehler: S. 277 Atomistikern; S. 281 Rhode; S. 312 trifftigen; S. 367 Xantippe. Sprachliche Härten: S. 286 die unsagbaren Fangschlüsse; S. 292 sich dauernder niederließen; S. 296 Diesem merkwürdigen Manne folgte er ..... bis zu dessen 399 eintretendem gewaltsamen Tode.

Mit bewundernswerter Kürze hat Heiberg II 385—425 die Geschichte der exakten Wissenschaften und der Medizin im Altertum vorgeführt. Da er dieses Gebiet beherrscht wie kein zweiter, brauche ich kaum zu sagen, daß ich mich schlechthin lernend dazu verhalten habe. Druckfehler: S. 390 Kalippos.

Der dankbaren Aufgabe, die ältere griechische Geschichte im Rahmen des Handbuches zu erzählen, hat sich Lehmann-Haupt mit Geschick und Sachkenntnis unterzogen. Von lapidarer Eindringlichkeit sind die einleitenden Sätze, die Geschichte selbst ist anschaulich und fesselnd geschrieben, die Gliederung des Stoffes ist übersichtlich und wohl durchdacht. Nicht einverstanden bin ich damit, daß III 7 die Lykier neben den Karern als Hauptvertreter des kleinasiatischen Volkstums hingestellt sind; allerdings sucht neuerdings Sundwall im 11. Beiheft der Klio diesen Irrtum mit unzulänglicher Beweisführung zu stützen (s. dagegen *Tituli Asiae minoris* I S. 9 f. und E. Meyer Geschichte des Altertums I^2 626 f.). Das Rundhaus (III 5) ist jetzt auch in Tiryns nachgewiesen. Ich freue mich des gesunden Realismus, der im trojanischen Kriege einen historischen Kern anerkennt (III 7, s. auch S. 65 und 95 f.); aber L.-H. geht doch zu weit, wenn er III 7 und 101 diesen Zug unter die Führung des Königs von Mykene stellt und wenn er S. 102 die lokrische Buße in Übereinstimmung mit der Sage auf eine Tempelschändung zurückführt. Die militärische Organisation Spartas betrachtet er als Werk Lykurgs (III 11), gegen dessen Göttlichkeit er auch hier (III 104 f.) Stellung nimmt. Die ausschlaggebende Bedeutung der Ionier für den raschen Aufschwung der griechischen Kultur, der geistigen und der materiellen, woran der Reichtum des lydischen Hinterlandes nachhaltig mitwirkte, tritt zuwenig hervor. Von Spartas Vormachtstellung wird III 24 so gesprochen, als ob sie schon vorher behandelt worden wäre. Der „Neun-Röhren-Leitung" (III 24) hätte ihr griechischer Name nicht vorenthalten werden sollen. Die Quadratmeilen (III 26) sollten durch Quadratkilometer oder Hektare ersetzt werden. Samos durfte nicht unter den Städten des attischen Reiches ge-

nannt werden, die bis zuletzt Schiffe stellten (III 35). Über die Geschichte des boiotischen Bundes (III 39) denke ich etwas anders (s. meinen Kommentar zur pseudoxenophontischen *Ἀθηναίων πολιτεία* S. 307 f.). Widerspricht es nicht dem Sprachgebrauch, den noch nicht fünfzigjährigen Agesilaos bejahrt zu nennen (III 49)? Wie reichhaltig das ist, was unter den „Quellen, Gesichtspunkten und Problemen" vorgebracht wird, mögen die Überschriften der Kapitel zeigen: Prähistorie und Geschichte; Sage, mythische Genealogie und Geschichte, das homerische Epos; die Übernahme des Alphabets; die ältesten Inschriften; chronologische Aufzeichnungen; Elemente der Chronologie; Verwertung der chronologischen Quellen; Hesiodos; die älteren Lyriker als Geschichtsquellen; die Inschriften und ihre historische Verwertung; die Münzen, die metrologischen Dokumente; Papyri und Ostraka; Hekataios von Milet; Dionysios von Milet; andere Logographen; Herodotos; historische Überlieferung für die ältere Zeit; zur Überlieferung der Perserkriege; Hellanikos; zur Überlieferung der Pentekontaëtie; Thukydides; Kratippos; Xenophon; Theopompos; Philistos und Platon; die Atthidographen und Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*; Ephoros; zum Zeitalter Philipps von Makedonien; die neueren Darstellungen der griechischen Geschichte — Sage und Geschichte, Gott und Mensch, die griechische Kultur und der Orient, Kultur und Volkstum, Wanderungen, Wertung, Ermittelung und Benennung der Quellen, zur dorischen Wanderung, Homer, Lykurgos und Pheidon, die drakontische Verfassung, das Mindesteinkommen der Zeugiten und die solonischen Timemata, zur Schlacht bei Salamis, der attische Volksbeschluß über Chalkis, der Historiker aus Oxyrynchos (sic), die Makedonen, Philipp und die Griechen. Für die Bestimmung des Alters und der Urgestalt der griechischen Schrift ist der Stein des Königs Mescha noch immer so wichtig, daß ich III 65 seine Nennung erwartet habe. Unverständlich ist mir, daß „später auch im attischen Alphabet die Vokallänge nicht ausgedrückt" worden sein soll (III 66); war sie denn früher ausgedrückt worden? Da auf derselben Seite 67 sowohl Phlegons Olympionikenliste wie das oxyrhynchische Bruchstück einer solchen Liste erwähnt sind, lag es doch nahe, sie in Beziehung zueinander zu setzen. Irreführend ist es, wenn S. 70 die Chronik des Eusebios „das bedeutsamste uns erhaltene chronologische Werk des Altertums" genannt wird. Der Gegensatz, den L.-H. III 71 zwischen seiner und Bethes Datierung der Lebenszeit Hesiods andeutet, besteht nicht, da ihn L.-H. einen Vorläufer der älteren Lyriker, besonders des Archilochos nennt, Bethe I² 138 ihn „kaum wahrscheinlich weit vor 650, vor den Zeiten eines Archilochos, Mimnermos, Solon" ansetzt. Unter den literarisch überlieferten Urkunden, von denen auch inschriftliche Reste aufgefunden worden sind (III 74), darf Thuk. V 47 nicht fehlen. Mit Recht wendet sich L.-H. auch hier S. 88 gegen E. Meyers Auffassung der Entstehung des Thuky-

dideischen Geschichtswerks. Vortrefflich ist, was er S. 89 über Kratipp sagt, in dem er auch den Verf. der oxyrhynchischen Hellenika sieht; vgl. diese Zeitschrift 1905 402; nur über die Markellinos-Stelle hat er nicht richtig geurteilt. An einigen Stellen könnte der sprachliche Ausdruck gefeilt werden: S. 11 die Nachkommen der vormals im Peloponnes in mykenischer Zeit herrschenden hellenischen Schichten; S. 13 Neben den eigentlichen Bodenprodukten, Wein, Öl und Wolle, war griechischerseits die Tonware, deren Fabrikation und künstlerische Ausschmückung unter Anwendung der Glanzfarbe ein Hauptausfuhrartikel; S. 17 auf jugendlichen Reisen; S. 23 die oligarchisch gesonnenen Landwirte; S. 25 f. mit Hilfe oligarchisch gesonnener Athener; S. 25 Als dann ..... Kroisos besiegt und von Kyros vor der Selbstverbrennung bewahrt worden; S. 26 Jede (Phyle??) führte in alljährlich durch das Los bestimmter Folge während eines Zehntels des im Sommer ..... beginnenden attischen Amtsjahres die Geschäfte; S. 87 während wir aus V 25 f. ersehen, daß Thukydides die Absicht hatte (vielmehr: es als geboten erachtete), ausdrücklich zu erklären, daß und warum er eine Planänderung vorgenommen habe; S. 8, 13, 17 belegen (statt: gelegen). Druckfehler: S. 23 (und sonst) Chersonnes, S. 6 *θρίγκος*, S. 5 'in Attika' gehört zu 'Menidi', S. 76 charakteristischsten (besser: charakteristischesten), S. 80 *ζόη*, S. 81 Nabûkudurruβur (β statt ß), S. 83 Lybien (statt: Libyen), S. 101 Auch die Griechen, die (ergänze: nicht) e für a sprachen, haben ihn immer Homeros genannt.

Beloch hat außer der hellenistischen Geschichte auch die römische bis ans Ende der Republik dargestellt; und obwohl schon der geringe Umfang seines Beitrags (nicht viel über 80 Seiten, wovon auf die eigentliche Erzählung nur 17+27 Seiten entfallen) erkennen läßt, daß bloß eine Skizze geplant war, hat er doch, wie von ihm zu erwarten, die geistige und besonders die wirtschaftliche Kultur nach Gebühr beleuchtet (vgl. S. 128 f., 135). In dem Abschnitt über die Quellen wird gewiß vielen wie mir sein hartes Urteil über Polybios ungerecht scheinen (S. 139): „Jedenfalls ist Polybios einer der unliebenswürdigsten Menschen, die je Geschichte geschrieben haben; in jeder Beziehung ein Dilettant, auch im Kriegswesen, auf dessen Kenntnis er sich so viel zugute tut, aber wie alle Dilettanten voll Eigendünkel, pedantisch wie ein Schulmeister, anmaßend gegen Gleichstehende und voll Bedientenhaftigkeit gegenüber seinen römischen Gönnern, bis zur Geschichtsfälschung zu Ehren des älteren Africanus. Von seinen Vorlagen ist er im hohen Grade abhängig, was ihn nicht hindert, hin und wieder rein willkürliche Konstruktionen zu machen. An Versehen und Flüchtigkeiten fehlt es nicht"; und S. 150 heißt es von ihm und Thukydides: „von den Anforderungen exakter wissenschaftlicher Forschung haben sie noch kaum eine Ahnung gehabt"; ferner von der Aristotelischen *Ἀθηναίων πολιτεία*: „heute würden wir

so etwas keinem Studenten mehr durchgehen lassen". Kurz und gut sind die chronologischen Belehrungen. Die „Gesichtspunkte und Probleme", die der hellenistischen Geschichte angehängt sind, beschränken sich auf grundlegende Fragen, wie das Verhältnis von Wort- und Sachkritik, wo sich Beloch in bewußten Gegensatz zu Gercke stellt, und die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Betrachtung des Altertums. Den Beweis des Griechentums der Makedonier hat sich Beloch S. 151 zu leicht gemacht; wie wohltuend wirkt dem gegenüber die vorsichtige Zurückhaltung Kretschmers I 539 f. Selbstverständlich ist es für B., daß Dodona nur auf griechischem Boden gelegen haben kann, während Lehmann-Haupt III 98 mit mehr Recht die Frage unentschieden läßt. Woher weiß B., daß die indogermanischen Italiker schon „einige Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ..... in Italien eingewandert sein müssen" (S. 156)? Mit gleicher Zuversicht wird S. 185 das bellum Alexandrinum als Werk des Hirtius ausgegeben. Unter den römischen Grundproblemen steht die Etruskerfrage im Vordergrund: in schroffem Gegensatz zu seinen Mitarbeitern Kretschmer (I 556 ff.), Lehmann-Haupt (III 9, 100), Neumann (III 393) erklärt Beloch die Etrusker als die voritalische Urbevölkerung Mittelitaliens, die auf dem Landweg von Norden her eingewandert war (S. 200 f.) und niemals ihre Herrschaft über die Römer ausgedehnt habe (S. 160); vgl. seine griechische Geschichte I/1² 244 f. Ich selbst habe in meiner Innsbrucker Antrittsvorlesung 1903 die Ansicht ausgesprochen, daß die Etrusker vor den Indogermanen von Norden her nach Italien eingewandert seien, und bin deshalb sehr geneigt, das Gewicht der von B. vorgebrachten Gründe voll zu bewerten; aber seither haben sich von Jahr zu Jahr die Anzeichen engsten Zusammenhangs der Etrusker mit der kleinasiatischen Bevölkerung und Kultur gemehrt; vor kurzem erst wurde in Sardes ein Goldschmuck gefunden, der auffällig an etruskischen erinnern soll (s. Jahrbuch des archäol. Inst. 1913, Anz. 131).

Eine Zierde des Bandes ist Kornemanns Kaisergeschichte. Schon auf der ersten Seite fesselt die Abgrenzung von drei Perioden innerhalb der Geschichte des Altertums durch die Herrscherpaare Philipp-Alexander, Cäsar-Augustus, Diokletian-Konstantin; und wirkungsvoll wird die eigentliche Geschichtsdarstellung eingeleitet mit einer Schilderung des Weltfriedens. Die einzelnen Kaisergestalten sind scharf umrissen und die Fortschritte in der Entwicklung vom einen zum andern auf leichtfaßliche Formeln gebracht. Den Preis aber erkenne ich der Übersicht über die Quellen zu, die auf 20 eng bedruckten Seiten den weitschichtigen Stoff so übersichtlich gliedert, daß es ein Vergnügen sein muß, danach zu lernen. In den Gesichtspunkten und Problemen sind vier grundlegende Fragen erörtert: Republik und Monarchie, Ägypten und das Reich, Heer und Staat, Neurom und Neupersien. In sprachlicher Hinsicht empfehle ich S. 208 Z. 3 'wollte' zu streichen, S. 210 und 212

den norddeutschen Provinzialismus 'seither' durch 'bisher' zu ersetzen; zwei Konstruktionen sind S. 210 zusammengeflossen: „der Orientalismus, der nun auf allen Gebieten kulturellen Lebens aus den Tiefen zur Oberströmung zu werden strebte"; hart ist S. 212 „Die neuen Mächte also, denen die Zukunft einst werden (besser: gehören) sollte". Druckfehler: S. 253 Echatologie; dagegen hat K. ganz recht, statt *Codex Iustinianeus* die übliche Form *C. Iustinianus* (S. 256) beizubehalten.

Für das, was auch hier noch „Griechische Staatsaltertümer" heißt, ist es gelungen, einen der besten Kenner des griechischen Altertums zu gewinnen, Bruno Keil, der nicht bloß vieles von grundsätzlicher Bedeutung klarstellt, was in den bisherigen Handbüchern kaum gestreift ist, sondern schon in der Einteilung neue Wege eingeschlagen hat, die nach einem sicheren Plan zum Ziele einer tieferen Erfassung des Staatslebens der Griechen zu führen geeignet sind: Stamm (Phyle), Wanderungen, Polis, Gauverfassung, Politeiai, Monarchie, aristokratisch-oligarchische Verfassungen, Diktatoren und Usurpatoren, Demokratie (Gründe, Entstehung, Entwickelung, Staatsbegriff, Volksversammlung und Rat, Beamtentum, Rechtspflege), zwischenstaatliche Beziehungen (Amphiktyonien, Symmachien, Bünde). Es würde zuweit führen, wollte ich alles aufzählen, was an dieser trefflichen Darstellung im einzelnen zu rühmen ist; um nur einiges herauszugreifen, verweise ich auf die wertvollen Ausführungen über den Gegensatz *πόλις—ἄστυ* (S. 305 f., vgl. meinen Kommentar zur pseudoxenophontischen *Ἀθηναίων πολιτεία* S. 136), über die enge Berührung von Geburtsadel und Besitzadel (S. 317 f.), über die Stellung der Tyrannen (S. 327 f.), über Begriff und Wesen der *ἐκκλησία* gegenüber der *σύγκλητος* (S. 339 f.), ferner auf die Gliederung der internationalen Beziehungen (S. 366) und die Rückkehr Keils zum Ansatz der Übertragung der delischen Bundeskasse auf 454 (S. 372). Dagegen möchte ich aus den mächtigen Bauten der 'mykenischen' Zeit nicht auf Frondienst der Mannen schließen (S. 302), da zu solchen Arbeiten auch die unterworfenen Ureinwohner herangezogen worden sein können. Über die Urbedeutung von *δῆμος* kann man verschiedener Meinung sein (s. meinen Kommentar zur *Ἀθην. πολ.* 92¹); für ausgeschlossen aber halte ich es, daß der Singular *δῆμος* jemals einen einzelnen Untertan bezeichnen konnte (S. 308 f.); dazu bedürfte es eines stärkeren Beweises als M 212, wo vermutlich mit Brugmann (Indog. Forsch. 1913 XXXII 67) *δήμιον* zu lesen ist. Als staatsrechtliche Bezeichnung der Gemeinde erscheint S. 309 *δῆμος τῶν Ἀθηναίων*; viel häufiger jedoch ist die Form *ὁ δ. ὁ Ἀθηναίων* (s. meinen Kommentar zur *Ἀθην. πολ.* 156 f.). Für die lehrreiche Vergleichung der Bünde mit den *πόλεις* (S. 311) konnte auch auf [Xen.] *Ἀθην. πολ.* III 10 hingewiesen werden, wo die Boioter zu den *πόλεις* gerechnet sind. Wo von den großen Gesetzgebern der Griechen die Rede ist (S. 326),

schiene mir eine kurze Bemerkung über das eigenartige Verhältnis Lykurgs zur spartanischen *ἀγωγή* zweckmäßig. In der Frage der Bestellung der athenischen Archonten hält Keil an seiner heute maßgebenden Auffassung fest, daß ihre Erlosung *ἐκ προκρίτων* 487/6 ganz neu aufgekommen sei (S. 334, 357); aber im Hinblick auf die entgegengesetzte Anschauung Lehmanns (III 21, vgl. v. Schoeffer Pauly-Wissowa II 573) wäre eine Aufklärung angezeigt. Ob die Theten wirklich „auch in dem Athen der demosthenischen Zeit ..... gesetzlich vom Archontat ausgeschlossen" geblieben seien (S. 337), ist mir zweifelhaft (s. meinen Kommentar zur *'Αϑην. πολ.* 98). Für die Bindung der Beschlußfähigkeit auch der athenischen Volksversammlung „an eine gesetzlich bestimmte Mindestzahl von Stimmen" (S. 338) kenne ich weder ein Zeugnis noch einen zwingenden Beweis (s. meinen Kommentar zur *'Αϑην. πολ.* 266); auch Brandis Pauly-Wiss. V 2169 f., auf den sich Keil beruft, weiß für Athen nur von der in gewissen Fällen erforderlichen Zahl von 6000 Stimmen zu berichten. Die Deutung der *προχειροτονία*, die Keil auch hier vertritt (S. 350), ist unhaltbar (s. meinen Kommentar zur *'Αϑην. πολ.* 258 ff.). Die Zahl der Geschwornen in den einzelnen Gerichtshöfen betrug nicht 200 und 500 (S. 361), sondern um je einen mehr. Druckfehler u. a.: S. 349 *'Ερεχϑῆιδος*, S. 349 auf seinen einen (einzigen?) Amtstag, S. 355 Betagung (Analogiebildung nach Befristung?), S. 362 Gesamtzahl der Zahl der Richter, S. 381 Gewohnheitsgesetzen (wohl Gewohnheitsrechten?), S. 382 Newmann (statt Newman), S. 383 Pohland (statt Poland), S. 385 und 388 M. H. E. Meyer (statt Meier).

Gar zu kurz sind Neumanns römische 'Staatsaltertümer' geraten: S. 391—412 nebst einem 16 Seiten langen Anhang über die antike Überlieferung und die moderne Forschung, über Kritik der Überlieferung, Tribunat und Ädilität, das licinische Ackergesetz, Staat und Wirtschaft und die Konsulnliste. Eine Darlegung des Wirkungskreises und der Befugnisse der Beamten sowie genauere Angaben über die Verwaltung fehlen, während andererseits die Ausführungen von S. 391 fast wörtlich auf S. 417 wiederkehren; vgl. Wissowa Neue Jahrbücher fürs klass. Altertum 1913 XXXI 6. Mehr als die andern Mitarbeiter hält sich N. an die Ergebnisse der eigenen Forschung, weshalb er vorzugsweise auf seine eigenen Arbeiten verweist: S. 394 gleich auf fünf, S. 398, 416 und 427 sogar auf noch nicht erschienene. Aus der Erklärung des Septimontium (S. 392 f.: das Fest nicht der sieben Hügel, sondern der sieben Berge) wird niemand klug, der nicht schon Bescheid weiß; das geht um so weniger an, weil eine Topographie Roms in diesem Handbuch fehlt. Zur Etymologie von *cliens* (S. 394) wäre Waldes Wörterbuch heranzuziehen gewesen. Empfehlenswert wäre es, S. 404 dem Wort *pomerium* seine Etymologie (*pos—moir—iom*), die nicht von vorneherein jedem klar sein wird, hinzuzufügen. Nicht so sehr die Kumulation der Ämter in den Händen des Princeps verlieh ihm

seine überragende Stellung (S. 409) als vielmehr deren Kontinuität. Die Erklärung des Namens der kapitolinischen Fasten ist S. 415 in kurzem Abstand zweimal zu lesen. Schreibfehler: S. 410 Throngut (statt Krongut), S. 424 Jupiter. In sprachlicher Hinsicht erregt Anstoß der Satz (S. 423): „Was für bedeutende Ergebnisse quellenkritisch zu gewinnen seien, zeigte er 1886 durch seinen Hinweis auf Diodor, demzufolge der Tribunat nicht aus dem Jahre 493, sondern 471 v. Chr. stammt, und von der Vierstelligkeit, nicht von der Zweistelligkeit ausgeht; sah 1888 seine Kritik des sogenannten licinisch-sextischen Ackergesetzes".

Wiederholt habe ich auf Widersprüche innerhalb dieses Werkes hingewiesen, die teilweise grundlegende Fragen betreffen, wie die Auffassung der Archäologie (s. o. S. 303), ja selbst der Philologie, die Beloch III 149 mit unleugbarer Geringschätzung (vgl. die Worte: „Es ist das Verhängnis der alten Geschichte, daß sie bis in unsere Zeit hinein hauptsächlich von solchen betrieben worden ist, die nichts waren und sind als bloß Philologen") auf die Herstellung und Erklärung von Texten einschränkt, während Gercke I 33 sich höflich, aber entschieden gegen diese Auffassung wendet. Alle Achtung vor der Freiheit der Meinungsäußerung; aber ich fürchte, daß so gründlich verschiedene Auffassungen, die nach Ansicht der Herausgeber „die geschilderte Welt stereoskopisch von mehreren Seiten wiederspiegeln" sollen, auf den Anfänger eher den Eindruck der Zerfahrenheit machen werden, zumal wenn sie mit einer Schroffheit vertreten werden, die jeden Einwand abschneidet (z. B. III 199 f.). Wünschte man, daß in den entgegengesetzten Anschauungen sich das Bild des Ringens um die Wahrheit auspräge, so mußten die Beziehungen zwischen den gegensätzlichen Standpunkten schärfer herausgearbeitet werden. Nicht den geringsten Anstoß hingegen nehme ich daran, daß die volle Selbständigkeit der Verfasser in ihrer Stellung zur Frage, was in den an die meisten Abschnitte angehängten „Gesichtspunkten und Problemen" zur Sprache kommen soll, gewahrt ist. Die Beantwortung der Frage hängt ja vielfach nicht bloß von der Individualität der Verf., sondern auch des Gegenstandes ab; und es ist mit Recht allgemein anerkannt worden (z. B. von Wissowa Neue Jahrbücher fürs klass. Altertum 1913 XXXI 7, Buck Class. philology 1913 VIII 108), daß Kretschmer seinen ganzen Beitrag auf den Gesichtspunkt der grundlegenden Probleme eingestellt hat (s. o. S. 298). In einem Punkte aber könnte doch ohne großen Aufwand an Mühe in künftigen Auflagen größere Einheitlichkeit hergestellt werden: das ist die Schreibung der Fremdwörter. Wenn man sich schon, was ich nicht billige, für lateinische Schreibweise des Jod entscheidet (so immer Troia, Traian, Apuleius, iulisch, iuvenalisch), so sollte diese wenigstens beibehalten werden; aber I 116 steht Pompei, I 372, II 12 ff., 24, 211 Pompeii, II 82 pompeianisch, I 262 zuerst Pompeianisch, dann Pompejanisch, II 6 frühtroianisch, III 7

troianisch, III 65 Trojanisch, gewöhnlich richtig ionisch und I 597 Iambus und iambisch, aber I 265 jonisch, I 153 jambisch, I 131 und 181 Jambus. Andre Ungleichmäßigkeiten: III 63, 98, 200 aegaeisch, II 6, 15, III 4, 9 Aegaeisch (ebenso III 13, 15, 41 das Schwarze Meer), I 532 und sonst achaeisch, III 127, 142 achaiisch, III 126 ptolemaiisch, I 91 Ehoie, 139 Eoien, I 228 und III 77 Periegese, I 455 Perihegese, I 319 Diaerese, 573 Diärese, 74 Dihärese, 569 Diairesis, I 264 Didaskalien, I 191 Paradoxieen, III 14 Amphiktionien, 369 Amphiktyonieen, I 327 Pyrrus, III 166 Pyrrhos, I 585 pyrrichisch, II 280 Coppernicus, 400 und 421 Koppernikus, 395 koppernikanisch, I 340 neo-pythagoreisch, II 352 Neupythagoreismus, I 270 Neoplatoniker, 277 Neuplatonismus, I 132 die Peloponnes, III 42 den Peloponnes.

Einer gründlichen Umarbeitung bedürfen die Indices. Wiewenig sie in ihrem gegenwärtigen Umfang ausreichen, habe ich selbst, als ich das Handbuch durchgieng, oft unangenehm empfunden. Sie müssen alle Schlagworte umfassen und alle Stellen verzeichnen. Denn man unterschätzt die Bedeutung dieses Handbuchs, wenn man es lediglich nach seinem nächsten Zweck, den Anfängern eine Einführung zu bieten, beurteilt; es enthält so viele ausgezeichnete Beiträge, so viele lichtvolle Erörterungen, so viele treffende Beobachtungen, daß es auch für den Lehrer und selbst für den Forscher eine unerschöpfliche Fundgrube mannigfachster Belehrung darstellt; und gerade, weil ich von dem hohen Wert des hier Geleisteten überzeugt bin, habe ich die Mühe nicht gescheut, auf kleine Schönheitsfehler, die leicht beseitigt werden können, hinzuweisen. Das Ganze ist eine wahre Festgabe für alle Fachgenossen, die fortan jede Bibliothek, jede höhere Lehranstalt, jeder Altertumsforscher, ja jeder Freund der Griechen und Römer zu einem unentbehrlichen Bestandteil ihres Bücherschatzes zählen werden.

Innsbruck. E. Kalinka.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. herausgegeben von Hans Lietzmann. — Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag 1913. Band 112: Supplementum Euripideum bearbeitet von H. v. Arnim. Preis Mk. 2·—. — Band 113: Supplementum Sophocleum edidit Ernestus Diehl. Preis Mk. —·90.

Das Supplementum Euripideum kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, indem es die seit Naucks im Jahre 1889 erschienener 2. Auflage der Tragicorum fragmenta neu hinzugekommenen Euripidesfragmente in einer handlichen und wohlfeilen Ausgabe vereinigt. Es enthält die von H. Rabe bei Johannes Logothetes entdeckten Fragmente der Melanippe ἡ σοφή, des Peirithoos und der Stheneboia, ferner die neuen Papyrusfragmente von Antiope, Kreter, Oineus und Hypsipyle. Auch der bereits von Nauck veröffentlichte Botenbericht aus der Melanippe ἡ δεσμῶτις und die im Cod. Claromontanus erhaltenen Bruchstücke des Phaëthon wurden aufgenommen, weil sie durch die Publikation in den „Berliner Klassikertexten" eine Ergänzung erfahren haben. Allen diesen neuen Bruchstücken sind immer auch die bereits früher bekannten Fragmente der betreffenden Tragödie hinzugefügt worden, um eine brauchbare Grundlage für Seminarübungen über diese Stücke zu bieten. Nur bei dem im Anhang veröffentlichten kleinen Papyrusfragment des „Archelaos" ist dies nicht geschehen, offenbar weil der geringe Umfang des Neuen im Mißverhältnis zu dem Raume stand, den der Wiederabdruck der bereits bekannten Fragmente erfordert haben würde.

Ein glücklicher Zufall ließ noch gerade zur rechten Zeit des Satyros „Leben des Euripides" ans Licht kommen; am Eingang der Sammlung abgedruckt, bildet es eine „Einleitung", wie man sie sich passender nicht wünschen könnte. Enthält es doch eine Reihe neuer Fragmente, freilich noch mehr bereits bekannte, ein Beweis für die einheitliche Geschlossenheit unserer Tradition.

Arnims Ausgabe ist aber keineswegs bloß eine Sammlung der in verschiedenen Einzelpublikationen verstreuten Bruchstücke, sondern schöpferische Arbeit vom Anfang bis zum Ende. Es gibt kaum ein Fragment, ja unter den neuen Papyrusbruchstücken kaum eine Zeile, die nicht durch des Herausgebers Arbeit eine Besserung erfahren hätte; vieles ist erst durch ihn dem Verständnis erschlossen worden. Freilich geht er bei der Ergänzung nicht engherzig oder zaghaft vor und versucht, den Gedankengang auch dort zu rekonstruieren, wo die Spärlichkeit der Überreste eine eindeutig bestimmte Ergänzung von vornherein ausgeschlossen erscheinen läßt. Daß bei diesem Verfahren viel Problematisches in den Text kommt, weiß der Herausgeber selbst am besten; so schreibt er in der Vorbemerkung: „Daß ich in der Ausfüllung lückenhafter Verse vielfach über die Grenze des wissenschaftlich Beweisbaren hinausging, wird die Brauchbarkeit des Buches nicht schädigen" und betont auch in der Adnotatio immer wieder, daß es sich zum Teil um „beispielsweise Ergänzungen" handle. So sind z. B. in der Hypsipyle und im Phaëthon ganze Szenen sozusagen aus dem Boden gestampft worden. Wenn dabei vielleicht einmal ein weniger gelungener Vers mit unterläuft, ändert dies an der Sache nichts; es wurde jedenfalls ein Weg für die Ergänzung des Zusammenhanges gebahnt, ein Weg, an dem andere weiterbauen können, dem sie vielleicht manchmal eine andere Richtung werden geben müssen, an dem aber jedenfalls niemand achtlos vorbeigehen kann. Gerade der Umstand, daß solche Ergänzungen zur Diskussion anregen, wird die Ausgabe als für ihren eigentlichen Zweck besonders geeignet erscheinen lassen.

Dabei muß aber hervorgehoben werden, daß, auch abgesehen von den mehr phantasievollen Ergänzungen, eine Menge absolut einleuchtender Verbesserungen gefunden wurde, manche so schlagend, daß man sich wundern muß, daß sie noch nicht gefunden waren, so z. B. in der Satyrosvita fr. 39, Kol. VI 7 *δόμων* für das überlieferte **δαμων**, mit dem Hunt nichts anzufangen wußte, ebenda Kol. VII 23 *ὁμιλήματος* für die Verschreibung *δμηρεύ-[μα]τος*, wofür Hunt *Ὁμήρου ὄντος* vorgeschlagen hatte, ferner ebenda Kol. IV 2 *ἄλλου δὲ* (Hunt schrieb *ἀλλ' οὐδὲ*), wodurch der ganze Satz erst einen befriedigenden Sinn erhält usw. So hat erst Arnim die Zusammengehörigkeit von fr. 39, Kol. I und Eur. fr. 325 N. erkannt, und damit die merkwürdige Beziehung dieses Fragmentes auf die Person des Sokrates festgestellt. Erwähnt sei auch, daß der Name des einen Mitunterredners als *Διοδώρα* (nicht *-ος*) ergänzt wird; viele Äußerungen, namentlich wo es sich um Euripides' Stellung zu den Frauen handelt, erhalten dadurch einen eigentümlichen Reiz.

Auch an den bereits bekannten Zitaten war noch kritische Arbeit zu leisten, die Anordnung der Fragmente geht vielfach über das bei Nauck Gebotene hinaus; sehr dankenswert ist es, daß

die (in deutscher Sprache abgefaßte) Adnotatio oft auch über die Gründe der Anordnung oder Ergänzung Auskunft gibt, z. B. bezüglich der Zuweisung der unter dem Titel „Melanippe" überlieferten Bruchstücke an die eine oder die andere der gleichnamigen Tragödien. So wird zu Phaëthon Blatt II, Kol. 2, v. 20 mit Gründen, die mir einleuchten, gezeigt, daß die Verlobte Phaëthons nicht Aphrodite selbst, sondern ihre Tochter gewesen sein muß. Beim Oineuspapyrus gelang dem Herausgeber (so wie seinerzeit beim Kairener Menanderpapyrus) die Zusammenfügung zweier restlos aneinanderschließender Fetzen. Dieses *ἕρμαιον* ist für die Rekonstruktion bedeutungsvoll, u. a. zeigt es sich jetzt, daß die Buchstaben *χορουμ* als *χοροῦ μέλος* zu lesen sind, daß also ähnlich, wie in mehreren Komödienhandschriften, die Chorlieder weggelassen waren. Die Hauptarbeit wurde natürlich am Hypsipylepapyrus geleistet, der etwa ein Viertel des ganzen Buches einnimmt; aber obwohl nahezu 400 Verse teils vollständig, teils soweit erhalten sind, daß eine Ergänzung gewagt werden konnte, bleiben bei diesem — übrigens außergewöhnlich langen — Stück noch mancherlei Probleme zu lösen. — Eine Reihe wertvoller Ergänzungen hat auch Prof. Radermacher beigesteuert.

Aus dem Gesagten ergibt sich wohl, daß die Ausgabe v. Arnims, weil über den eigentlichen Zweck der Sammlung hinauswirkend, für jede weitere Beschäftigung mit den kostbaren Resten grundlegend sein wird, und jeder, der das Buch zur Hand nimmt, wird dem Herausgeber für diese wertvolle Gabe gewiß dankbar sein. — Im folgenden mögen einige Verbesserungsvorschläge Platz finden, zu denen Ref. bei der Durcharbeitung von Arnims Ausgabe angeregt wurde.

Zu S. 4. Sat. Fr. 38, Kol. III 8 enthält ein neues Euripides-Bruchstück: „*θύραθεν* [*οὐ*] *θέλοιμ' ἂν* [*ἐλθ*]*οῦσαν μα*[*κρὰν*] *χρυσοῦν* [*τὸν*] *Ἴστρον* [*οὐ*]*δὲ Βόσπο*[*ρον λα*]*βών*". Es handelt sich, wie Arnim erkannt hat, um die „Ablehnung einer ausländischen reichen Braut". Diesen Gedanken hat Arnim erst hineingebracht, in dem er für das von Hunt vorgeschlagene *παρ' Ἴστρον* vielmehr *τὸν Ἴστρον* schrieb. Die reiche Mitgift wird hyperbolisch mit einem Goldstrome verglichen; Hister und Bosporos sind aber keine Goldströme, sondern werden nur vergleichsweise wegen ihrer Größe herangezogen; es wird daher vielleicht besser *χρυσοῦν τιν' Ἴστρον* zu schreiben sein. — S. 19. Antiope B 13f. ergänzt Arnim: *ὑμεῖς μὲν ἂν φ*]*ρουροῖτε περιβόλῳ πέτρας / πάντηι βλέπο*]*ντες· κἄν τις ἐκπίπ*[*τ*]*ῃ δόμων / λάβεσθε·* . . .] — Ref. würde die Ergänzung *λόγχας ἔχο*]*ντες* oder *φέρο*]*ντες* vorziehen, da die Trabanten doch nicht *πάντηι*, sondern nur auf die Haustüre zu blicken haben. Der Vers stünde dann auch in engster Beziehung zu v. 12, wo der Hirt die Bedenken des Lykos mit den Worten beschwichtigt: „*παῦροί τε λόγχας τ'*] *οὐκ ἔχουσιν ἐν χεροῖν*". Lykos würde sich so, bevor er

den gefährlichen Gang ins Haus wagt, mit dem Hinweis auf die Waffen seiner Trabanten gleichsam selbst Mut machen. — S. 24. Kreter 45 *χωρεῖτε, λόγχη [........ο] υμένη.* Wilamowitz wollte *λόγχη* als kollektive Anrede auffassen, was v. Arnim mit Recht für unmöglich erklärt. Er vermutet etwas wie: *λόγχη [τοῖς μέλει κρατο]υμένη.* Wilamowitz gibt einen Ausfall von 9 Buchstaben an, was, wie das Faksimile zeigt, etwas zu niedrig eingeschätzt ist: die 14 Buchstaben der v. Arnimschen Ergänzung sind aber in dem vorhandenen Raume sicher nicht unterzubringen. Vielleicht wäre „*λόγχη[ς οἷς βία φορο]υμένη*“ möglich, eine poetische Umschreibung des Begriffes *δορυφόροι.* — S. 63. Hypsipyle 102 f. (Stiftung der nemeischen Spiele). v. Arnim schreibt: *ἀγῶνά τ' αὐτῷ [στήσομεν μνήμης χάριν] / στεφάνους διδ[όντες τοῖς κρατοῦσι φυλλάδος].* Da einmal vom Siegespreis die Rede ist, muß hier unbedingt das *αἴτιον* des Eppichkranzes erwähnt worden sein, wie es Hygin. fab. 74 angibt; also etwa: *ἀγῶνα τ' αὐτῷ [στήσομεν σελινίνους] / στεφάνους διδ[όντες τοῖς κρατήσασιν φέρειν].* Die Form der Ergänzung befriedigt wenig, weil das Adjektiv *σελίνινος* für diese Zeit nicht belegt ist; es ist aber schwer, den Genetiv *σελίνων* im Verse unterzubringen, und daß die Pflanze erwähnt war, scheint sicher. — S. 79. Phaëthon fr. 6 (f. 784 Nk.). Überliefert ist: *ἐν τοῖσι μώροις τοῦτ' ἐγὼ κρίνω βροτῶν, / ὅστις τῶν πατέρων παισὶ μὴ φρονοῦσιν εὖ / ἢ καὶ πολίταις παραδίδωσ' ἐξουσίαν.* Für das verderbte *τῶν πατέρων* hat Grotius *πατὴρ ὢν* und F. G. Schmidt *παρείκων* konjiziert. Die Worte sind aber sicherlich Glossem für einen ursprünglichen Ausdruck, der sowohl das Verhältnis des Vaters zum Sohne (die *patria potestas*) als auch das des Herrschers zum Volke (also die *potestas* schlechthin) bezeichnen konnte. Da gerade die Erklärung *πατέρων* als notwendig empfunden wurde, muß das Wort mehr nach der zweiten Bedeutung hin geneigt haben; vielleicht *κρατούντων* oder ein Synonymon.

Im Supplementum Sophocleum hat der Herausgeber E. Diehl jene neu hinzugekommenen Fragmente vereinigt, die mit Sicherheit dem Sophokles zugewiesen worden sind, also neben den Oxyrhynchos-Fragmenten der Ichneutai und des Eurypylos das Berliner Papyrusfragment der Achaeerversammlung, ferner die in Reitzensteins Photius neu zutage getretenen und einige anderwärts überlieferte kleinere Bruchstücke.

Das Hauptstück bilden natürlich die „Spürhunde“, deren Text hiemit zum ersten Male in einer wohlfeilen Ausgabe vorgelegt wird (auch die editio minor der Clarendon Press kostet immerhin noch Mk. 3·60). Neues bietet die Ausgabe wenig, sie folgt im ganzen dem Texte von Hunts Editio princeps, allerdings mit gewissenhafter Verwertung der von Wilamowitz, Robert und anderen in Aufsätzen und Rezensionen beigesteuerten Verbesserungen. Vom Herausgeber selbst stammen zum größten Teil die unter dem

Strich angeführten Hinweise auf sprachliche und sachliche Parallelen usw., die bei Seminarübungen gewiß gute Dienste tun werden.

Dagegen muß gegen die Art, wie der kritische Apparat formuliert ist, ein Bedenken vorgebracht werden. In dem Bestreben, möglichst an Raum zu sparen, hat der Herausgeber im Gebrauche von Abkürzungen entschieden des Guten zu viel getan, so daß die Benützung des Apparates zu einem wenig erquicklichen, stellenweise sogar vergeblichen Bemühen wird. Wenn man Abkürzungen in solchem Maße verwendet, dann ist vor allem Konsequenz bei deren Gebrauch nötig und überdies die Beigabe eines Verzeichnisses der Zeichen wünschenswert. Ref. weiß nicht, ob die Bedeutung von *im* (= *in margine*) jedem Leser ohneweiters klar sein, ob jeder gleich herausfinden wird, daß „*i.*" (auch *i*) für „*id est*", „*a. corr.*" für *ante correctionem* steht (z. B. Ichn. 363), zumal da *ante* an anderen Stellen gewöhnlich ausgeschrieben wird. Ref. bezweifelt, daß man aus Noten wie Ichn. 356 „τῶ δεδουχ sscr ι, altero δ man². loco τ pap." oder Euryp. 39 „φύρταν pap. a corr: φύρδᾶν pap. e corr: τ sscr. m²" klug werden kann. Hat man sich dann allmählich daran gewöhnt, der sonderbarsten Abbreviaturen gewärtig zu sein, so kommt man schließlich soweit, daß man über den verborgenen Sinn einer neuen „Abkürzung" nachdenkt, wo einfach ein Druckfehler vorliegt, wie Ichn. 158 „*i pap.*" (statt *ι pap.*), 196 „*ed*" (statt *sed*), 329 „*n. l.*" (statt *v*[*aria*]*l*[*ectio*]). Ganz ungehörig ist es, daß die Sigle *cf.* oder *conf.* bald für den Imperativ *confer*, bald für den Indikativ *confert* gebraucht wird, besonders da der Indikativ dann wieder mit *cont.*, *contul.* und *contulit* bezeichnet wird; so wird z. B. Ichn. 323 „*ad rem cf. Hu Pap. Hib. 13, 31 s*" niemand als „Hunt vergleicht Pap. Hib." verstehen, was es tatsächlich heißen soll (ebenso Ichn. 221 usw.). Es stört auch, daß der Herausgeber den Autor einer Variante oder Bemerkung mit Vorliebe in der Mitte des Zitates nennt; nicht ohne Grund setzt man die Sigle des Codex oder des Gelehrten, dem die betreffende Lesart angehört, gewöhnlich an das Ende der einzelnen Noten, denn geschieht dies nicht, so fließen die einzelnen Noten, die dann nur durch ein nicht immer augenfälliges Spatium getrennt sind, leicht ineinander über, was sehr störend wirkt. Die eben geschilderte Knappheit ist umso befremdlicher, als der Herausgeber anderseits Raum genug findet, um die Berl(iner) S(itzungs)-B(erichte) als „*S. B. d. kgl. preuss. Ak. d. W.*" zu zitieren, und (S. 16) ein und dieselbe Polluxstelle mit den zu ihr gehörigen Literaturangaben auf einer Seite zweimal, über und unter dem Strich, in extenso auszuschreiben. Auch im Ausdruck wird statt Konsequenz anscheinend anmutige Abwechslung erstrebt, indem z. B. die Tatsache, daß ein ἅπαξ λεγόμενον vorkommt, der Reihe nach mit „*novum*", „ἅπαξ εἰρημένον", „*nondum apparuit*", „*adhuc inauditum*", „*hic primum legitur*" bezeichnet wird. — Daß *contulerit*, *praetulerit*, *defenderit*,

cogitaverit usw. auch „er möchte (will) vergleichen, vorziehen usw.“ bedeuten kann, war dem Ref. nicht geläufig. — Daß die Ergänzungen, deren Autor nicht angegeben wird, aus der editio princeps stammen, ist nirgends ausdrücklich gesagt; übrigens stehen im Texte auch eigene Ergänzungen des Herausgebers, ohne daß seine Autorschaft sich aus der Adnotatio mit Sicherheit ergäbe (so Ichn. 2, 56, 238).

Es wäre also zu wünschen, daß bei einer Neuauflage, die wohl bald nötig sein wird, der kritische Apparat umgeformt würde.

Wien. Hans Fischl.

F. Nassal, **Ästhetisch-rhetorische Beziehungen zwischen Dionysius von Halicarnaß und Cicero.** Dissertation Tübingen 1910. X und 169 SS. Gr. 8°.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptabschnitte: I. die rhetorisch-technischen Anschauungen bei Dionys v. H. und Cicero; II. Vergleichung der ästhetisch-rhetorischen Urteile über griechische Schriftsteller bei diesen beiden Autoren. Der Verf. legt sich die Frage vor, wie wir uns die beim griechischen Rhetor und beim römischen Redner zutage tretenden mehrfachen Übereinstimmungen erklären sollen. Zunächst fällt die Tatsache auf, daß bei dem einen wie bei dem andern zwischen den früher und den später verfaßten rhetorischen Schriften beträchtliche Unterschiede bestehen, bei Cicero zwischen *De oratore* einerseits und *Brutus, Orator, De optumo genere orat., Partitiones oratoriae* anderseits, bei Dionys zwischen den Abhandlungen über Lysias, Isokrates, Isaeus einerseits und *De compos. verborum* sowie *De Demosthen. vi dicendi* anderseits. Beide Autoren scheinen früher behauptete Standpunkte aufzugeben und neue Gesichtspunkte einzuführen oder wenigstens manche früher bloß kurz angedeutete Gedanken zu erweitern und zu vertiefen oder zu berichtigen. Im Anschluß an J. Müller *(De figuris quaestiones criticae.* Diss. Greifswald 1880) verweist Nassal besonders auf den Unterschied in der Behandlung der rednerischen Figuren in Ciceros früheren und späteren Werken. Ähnliches gilt für Ciceros Erörterungen über den Rhythmus; in dieser Hinsicht finden sich auch bei Dionys in seinen späteren Werken viel genauere und feinsinnigere Beobachtungen als in seinen früheren Schriften. Wem verdanken nun Cicero und Dionys die Erweiterung ihrer Kenntnisse? An die Abhängigkeit des Griechen vom Römer ist natürlich nicht zu denken, das Umgekehrte aus chronologischen Gründen ausgeschlossen. Gerade in der Folgerung, die der Verfasser daraus zieht, liegt die Schwäche der sonst trefflichen Arbeit. Er meint, es müsse in der Zeit zwischen 55 und 46 ein Werk erschienen sein, dessen nachdrückliche Wirkung beide Autoren veranlaßte, um-

zusatteln. Nun wissen wir bekanntlich, daß Caecilius von Kalakte mehrere rhetorische Abhandlungen gegen den damals noch unangefochtenen Asianismus schrieb. Folglich — schließt Nassal — wird für Cicero und Dionys eine Schrift dieses Verfassers maßgebend gewesen sein. Gemäß seiner Überzeugung muß also Nassal zwischen den beiden Autoren Übereinstimmungen in ihren die Rhetorik betreffenden Ansichten aufzudecken sich bemühen, was ihm in keinem Falle so vollkommen gelingt, daß die Anschauungen des einen in denen des andern restlos aufgehen. Überhaupt hätte er nur ungewöhnliche, überraschende Übereinstimmungen heranziehen sollen. Wie man in der Textkritik auf den Zusammenhang der Handschriften nicht aus guten, auch nicht aus beliebigen schlechten Lesarten, sondern nur aus ungewöhnlichen Fehlern schließen darf, so wären auch in unserem Falle bloß außergewöhnliche, bei keinem anderen Autor außer bei Cicero, Caecilius und Dionys nachweisbare Anschauungen beweiskräftig. Allein was kann man bei einem Autor wie Caecilius beweisen, von dessen Schriften so spärliche Fragmente erhalten sind (von Ofenloch bei Teubner gesammelt)? Nassal kommt nicht einmal in die Lage, eines davon zur Beweisführung zu verwenden, vielmehr kann er nirgends über bloße Vermutungen hinausgelangen. Daher entschlüpfen ihm solche leicht hingeworfene Behauptungen wie: „Was Cicero über den Ursprung und die Bedeutung der gorgianischen Figuren im *Orator* ausführt, hat er aus einer fremden Quelle geschöpft, die er in *De oratore* nicht benützt, weil sie m. E. noch nicht existierte" (S. 32 f; er denkt natürlich an seinen Caecilius); vgl. auch S. 105 (Dionys über Thukydides) und S. 147 (Caecilius über Demosthenes: auf seinem Urteil über den großen Redner beruhe Dionysius' Begeisterung für ihn; gerade das Gegenteil ist richtig: Caecilius ließ den Demosthenes weit zurücktreten hinter sein Ideal, den Lysias, den er nach der Angabe des Auctor *Περὶ ὕψους* [32, 8] mehr als sich selbst liebte). Auch die Voraussetzung, daß Cicero die aristotelische Rhetorik nicht mehr gelesen habe (S. 4; nicht wenige Stellen sprechen deutlich dagegen!), halte ich für entschieden falsch. Trotzdem die Arbeit in dieser Hinsicht verfehlt ist, kommt ihr ein hoher Wert zu, der in der überaus sorgfältigen Analyse der rhetorisch-technischen Anschauungen des Cicero und des Dionys sowie ihrer ästhetisch-rhetorischen Urteile besteht. Diesbezüglich kann jeder, der sie mit selbständigem, vorsichtig zurückhaltendem Urteile benützt, aus den 9 Paragraphen ihres ersten und den 16 ihres zweiten Hauptabschnittes manches lernen. Sie sei daher allen, deren Studien sich auf das Gebiet der antiken Rhetorik erstrecken, zur Lektüre nachdrücklich empfohlen.

Wien. Dr. K. Mras.

P. J. Enk, Ad Propertii carmina commentarius criticus. Zutphaniae, W. J. Thieme & Cie. (in Kommission bei Otto Harrassowitz in Leipzig) 1911. 359 SS. Lex.-8⁰. Preis 17 Mk.

Bereits in meiner Anzeige der neuen Properzausgabe von Hosius (in dieser Zeitschr. LXV 1913, Märzheft, S. 227) hatte ich auf Enks *Commentarius criticus,* den Hosius leider noch nicht hatte benützen können, hingewiesen. Bald darauf ging mir das Buch zur Besprechung zu. Der Verf. hat in ihm ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet, das aller Anerkennung wert ist. Er prüft an den meisten kritisch schwierigen Stellen des Properz die Überlieferung und die verschiedenen Erklärungs- und Heilungsversuche, die bekanntlich zahlreich sind wie der Sand am Meer. Für diese Prüfung lautet seine Devise: '*Sine ira et studio*' (*praef.* p. IX). Hierin bewährt er einen scharfen Blick für die Vorzüge und Schwächen der einzelnen *conamina,* ein feines Gefühl für des Dichters Empfinden und Sprache und die Fähigkeit, in besonders schwierigen Kontroversen die springenden Punkte klar herauszuarbeiten; dabei schreibt er ein gutes, leichtflüssiges Latein, so daß man seinen Ausführungen stets mit Vergnügen folgt, auch dort, wo man sich gerade nicht überzeugen läßt. Seine Kritik hält sich gleich fern von billiger Konjekturenhascherei wie von übertriebenem Konservativismus; nur in einem Punkte scheint er mir eine menschlich begreifliche und verzeihliche Schwäche nicht überwunden zu haben: in der Überschätzung der Einfälle seines Lehrers Hartmann. Auch an eigenen Vorschlägen, Textesbesserungen und Erklärungen fehlt es nicht, so daß niemand, der sich mit Kritik und Erklärung dieses schwierigen Dichters beschäftigt, an dem Buche achtlos vorübergehen darf. Die Ausstattung: Format, Papier, Druck überrascht; philologische Werke pflegen sonst nicht so glänzend ausgestattet zu werden.

Wien. Karl Prinz.

Alfred Ernout, Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzung von Hans Meltzer. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1913. XII und 204 SS. 8⁰. Preis Mk. 2·80.

Daß Niedermanns Lateinische Lautlehre eine nach denselben Grundsätzen bearbeitete Lateinische Formenlehre nach sich zu ziehen habe, war von Anfang an nicht zweifelhaft. Denn kein Einsichtiger kann sich verhehlen, daß gerade im schulmäßigen Betrieb der Formenlehre der echt wissenschaftlichen Betrachtungsweise eine Gasse gehauen werden müsse. Nur wenn es dem Schüler zu stetem Bewußtsein gebracht wird, daß Sprache lebendig pulsierendes Leben von reichster, unerschöpflicher Fülle und Frische ist und daß sie sich nach selbst gegebenen Gesetzen entwickelt und verändert, denen nachzuspüren wir noch

in der Lage sind, nur dann wird die Schulgrammatik dem Schüler mehr werden als ein bloßes Mittel, „sehr gut“ oder „nicht genügend“ zu schreiben und recht oder schlecht seine Lateinlektüre zu bewältigen. Aus einem notwendigen Übel wird sie ihm zu einer Sache werden, die der inneren Teilnahme wert ist. Die unklar tastenden Versuche, der in den höheren Klassen oft beklagten Dürre und Langweile des grammatischen Betriebes abzuhelfen, brauchen sich bloß dahin zu verdichten, daß sich in Zukunft sämtliche angehenden Gymnasiallehrer über jenen Grad von sprachgeschichtlicher Bildung auszuweisen haben, der bei Germanisten und Romanisten schon längst eine selbstverständliche Sache ist. Dann werden sie auch imstande sein, die dogmatische Mitteilung des nun einmal zu bewältigenden grammatischen Stoffes durch aufklärende Bemerkungen über die lautliche und formale Entwicklung zu beleben und interessant zu gestalten, ohne daß natürlich das so zur Erläuterung hinzugefügte jemals Gegenstand einer Prüfung zu sein hätte; auch der Syntaxbetrieb wird an Freudigkeit gewinnen, wenn die Frage nach dem Woher und Warum recht konsequent erhoben wird.

So begrüße ich Ernouts Historische Formenlehre des Lateinischen freudig als einen glücklichen Schritt in der Popularisierung der sprachwissenschaftlichen Forschungsergebnisse und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die vielen in Amt und Würden, an die sie sich vor allem wendet, und neben ihnen auch viele intelligente Schüler der oberen Lateinklassen, für die sie ebenfalls leicht lesbar ist, aus ihr reiche Anregung empfangen und sich die gebotene Gelegenheit nicht entgehen lassen werden, um von trockenem Regelkram zu einer höheren und interessanteren Betrachtungsweise emporzusteigen und „die Erscheinungen nach ihrem Ursprung und nach ihrer Entwicklung zu begreifen“.

In Verfolgung dieses Zieles erkannte es der Verf. für notwendig, oft auf die altlateinischen Formen zurückzugreifen, wie sie in Inschriften, bei den vorklassischen Schriftstellern und den römischen Grammatikern begegnen, und andrerseits auch Erscheinungen des späten Volkslateins und der romanischen Sprachen zu berühren, „soweit durch dieses Verfahren gewisse Tendenzen in helleres Licht gesetzt wurden, deren Vorhandensein in der klassischen Überlieferung entweder gar nicht oder doch nur in gänzlich verblaßter Weise hervortritt“. Daß bei einem Werke, das zu Niedermanns streng intern-lateinisch gehaltener Lautlehre sozusagen den 2. Band bildet, folgerichtig jede außerlateinische Vergleichung fallen mußte, ist natürlich; Ernout läßt es aber selber durchblicken, wie viel leichter ihm die Darstellung bei einem etwas weiter gespannten Rahmen geworden wäre, da er ohne Vergleichungsmöglichkeit selbst mit dem Griechischen nicht selten gänzlich auf eine Vergleichung verzichten mußte. Und wenn er es auch andrerseits als einen Vorzug dieser Beschränkung rühmt, daß die Eigenart des Lateins

dabei um so mehr zu ihrem Rechte komme, so möchte ich doch andrerseits darauf hinweisen, daß gerade Vergleichung lateinischer Worte mit griechischen und denen der Muttersprache dasjenige ist, was den Schüler am unmittelbarsten zu fesseln pflegt. Ich meine daher, daß Niedermann und Ernout der Sache nützen würden, wenn sie sich in kommenden Auflagen zu einer in mäßigen Grenzen gehaltenen Heranziehung des Griechischen entschließen würden und die Rücksicht auf das unnatürliche Zwitterding eines Gymnasiums ohne Griechisch fahren ließen; die Zusammenhänge zur Muttersprache herzustellen, würde ja ohnehin den Lehrern dieser vorbehalten bleiben müssen.

Die Darstellung Ernouts darf als geschickt und gewissenhaft gerühmt werden. Von Einzelheiten, die ich mir in folgenden Auflagen anders gefaßt denken möchte, seien folgende erwähnt: S. 10 wird vom Dativ gesagt, daß er auf *-i* mit Dehnung des Stammvokals in der 2. Deklination, also *-ō(i)* endige, auf *-ī* in den übrigen: *rosaī, militī, manuī, diēī*. Der Verf. weiß natürlich, daß seine Gleichsetzung von (*rosa*)*ī* — wo das Längezeichen auf dem *i* nur der Gleichförmigkeit willen gesetzt ist — und von (*milit*)*ī* nur eine pia fraus ist; ich möchte aber solchen Scheinwahrheiten in Zukunft den Laufpaß gegeben wissen. Aber S. 14 scheint für den Gen. auf *-āï* und *-āī* die Ausdrucksweise, daß die Länge vom Stamm *rosā-*, die Kürze vom nom. *rosă* komme, doch ernst gemeint zu sein, ohne daß ich darin eine glaubhafte Erklärung der widerhaarigen Formen zu sehen vermöchte. — S. 13: Daß *audacia* mit dem griech. Ausgang -ια gleichzusetzen sei, hat Ernouts Lehrer Meillet ausgesprochen; ich vermag dem ebensowenig zuzustimmen, wie der andern von Meillet übernommenen Ansicht, daß *-ēm* im Akk. sg. lautgesetzlich aus *-im* entstanden sei; sie ist durch Brugmanns Hinweis auf das erhaltene *-im* von *enim, ōlim* m. E. endgiltig erledigt. — S. 19: Die Parallelisierung der Nominative wie *Caecilis* und derer wie *imberbis* ist chronologisch schief; denn selbst wenn letzterer Typus aus einem nom. sg. auf *-ios* eines ursprünglichen *i̯o*-Stammes geschwächt sein sollte, so ist doch das so entstandene *-is* und wenigstens zum großen Teil auch die *i*-Deklination der andern Kasus bereits ursprachlich, während im Typus *Caecilis -is* erst italisch-dialektische Entwicklung aus *-ios* neben dem echt römischen *Caecilius* ist. — S. 52: Ob das gegenseitige Verhältnis der Dativformen der 5. Deklination richtig beurteilt ist, soll hier nicht untersucht werden; jedenfalls aber heischt die Bemerkung über *diē* als Genitiv eine viel klarere Fassung. — S. 60 und 70: Wenn über *haec, illaec, istaec, quī* (altlat. *quoi*) gesagt wird, daß sie eine Partikel *-ī* enthalten (*illa-ī-ce*), so wird jeder, der das liest, meinen, daß diese Zusammenrückung erst im Lateinischen erfolgt sei; ich vermute aber, daß auch der Verf. nicht an bereits ursprachlicher Verschmelzung z. B. von *quo* + *ī* zu *quoi* zweifelt, und es liegt dann nur eine miß-

verständliche Stilisierung vor, die wieder die chronologischen Schichten verwischt. — S. 83 erfahren wir, daß das *ā* von *quinquāgintā*, *sexāgintā* usw. aus *quadrāgintā* stammt, aber leider nicht, woher letzteres sein *ā* habe; soll es als dasselbe *ā* des nom. pl. neutr. gelten, wie das von *-gintā*? — S. 93 wünschte ich für die Erklärung der 2. pl. auf *-tis* eine etwas anschaulichere Ausdrucksweise. — S. 102: Daß *danunt* und Genossen echte *n*-Präsentien seien, durfte mindestens nicht als sicher hingestellt werden; mir für meinen Teil scheint diese Auffassung gänzlich unhaltbar; ich möchte glauben, daß der Versuch, nach *damus, datis* auch *dant* zweisilbig zu sprechen, ein *dannt* ergab, das zu *danunt* verdeutlicht wurde. Ganz fremdartig ist, was S. 118 über das *-bā-* des Imperfekts vorgebracht wird. Es enthalte *b* (: *fui*) und ein Element *ā*, das ebenso wie in *erās* und *dixerās* der Träger der Präteritalbedeutung gewesen sei und für sich allein schon zum Ausdruck der Vergangenheit genügt hätte; wenn es außerhalb *erās* im Imperfektum trotzdem nie allein vorkomme, so sei dies darin begründet, daß bei seinem unmittelbaren Antritt an den vokalisch auslautenden Stamm Formen wie **amā-ā-mus, *audi-ā-mus* ergeben hätten, die teilweise mit dem Indikativ oder Konjunktiv des Präsens zusammengefallen wären; daher sei an Stelle von bloßem *ā* der Imperfektstamm *-bā-* der in *fui* vorliegenden Wurzel getreten. So lange ein *-ā-* mit präteritaler Kraft nicht anderweitig sichergestellt ist, entbehrt diese ganze Deduktion der dringend nötigen Begründung und man wird bei der bisherigen Anschauung verharren, wonach *-bhu̯ā -m, -s, -t* ein präterital gebrauchter Injunktiv von der Wurzelform **bhu̯ā-* war, der dann zunächst die Umgestaltung von idg. **esm̥* oder **esom* „ich war" zu **esām* (*eram*) veranlaßte, worauf endlich das Verhältnis von fut. *ero* zum Imperfekt *eram* neben das Futurum Perfekti *dixero* ein Präteritum Perfekti *dixeram* treten ließ. — S. 128: Daß die klassische Konstruktion *ne feceris* vielleicht die Stellvertreterin eines durch sie verdrängten *ne faxis* sei, wird man wegen o. *ne pruhipid* (ebenfalls Konj. Perf.) „ne prohibuerit" nicht aufrecht halten können. — S. 140: Daß *possum* nur von einem neutralen **pote est* „es ist möglich" ausgegangen sei, wäre glaublich, wenn *potis, pote* eben ein Adjektiv der Bed. „möglich" gewesen wäre. Aber *potis* ist sonst überall ein Substantiv der Bed. „Herr", und die Entwicklung von *potest* muß also auf einer älteren Anschauung „er ist Herr dieser oder jener Situation" = „er ist imstande" fußen, setzt also gebieterisch ein handelndes Subjekt, nicht einen unpersönlichen Satz voraus; also ist *potest hoc facere* „er ist fähig, dies zu tun" das prius, und *hoc fierī potest* „das kann getan werden, geschehen", erst daraus gewendet.

Innsbruck. A. Walde.

Dr. Bruno Altaner, Dietrich von Bern in der neueren Literatur [Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Prof. Dr. Gregor Sarazin, 30]. Breslau 1912, Ferd. Hirt. II und 114 SS. 8⁰. Preis Mk. 3·—, Subskriptionspreis Mk. 2·40.

Nach einer Einleitung über die überlieferte Amelungen- oder Dietrichsage, in welcher A. größtenteils dem jüngeren Amelungenforscher Boer folgt, der sich auf die Thidreksage stützt und die meisten historischen Beziehungen, wie sie früher ausgedeutet wurden, leugnet, bespricht A. im I. Teile Dichtungen auf sagengeschichtlicher, im II. auf geschichtlicher Grundlage. — An Erneuerungen der Gesamtsage von Dietrich werden Simrocks „Amelungenlied“ und R. v. Kraliks „Deutsches Götter- und Heldenbuch“ besprochen. Auf Simrocks verdienstvolle Arbeit, die ja eben auch auf der Thidreksage aufgebaut ist und episodenartig die anderen Quellen geschickt einflicht, wird liebevoll eingegangen, Kralik wird kurz abgetan, weil er „die abweichenden Züge fleißig bucht“, anstatt gleiche „Sorgfalt auf die Tilgung und Ausfüllung der Unklarheiten“ zu verwenden. Die Nibelungendichtungen im engeren Kreise werden in solche von H. Sachs bis Kopisch und in neuere von Hebbel bis K. H. Strobl unterschieden. In einer vorlaufenden Bemerkung wird als Kriterium einer richtigen Durchführung angegeben, daß die Rolle Dietrichs als Rächer am Schlusse der Dichtung schon in den früheren Partien zur richtigen „Verzahung“ vorbereitet worden wäre. Eine Dispens wird davon nur Jordan und R. Wagner zuerkannt. Die epische Natur des Stoffes hält A. gegen die dramatische aufrecht. Neben Hans Sachsens, Nauberts, Bodmers und Uhlands Ansätzen und Fr. R. Hermanns sowie Joh. Wilh. Müllers gleichnamigen Dramen „Chriemhildens Rache“ wird Raupachs „Der Nibelungen-Hort“ als „bedeutsamer“ hervorgehoben, weil es zuerst seit Sachsens „Hürnen Seufried“ wirklich auf die Bühne kam und sich in Wien selbst neben Hebbel eine Zeitlang auf der Bühne behauptete. Reimar und Kopisch sind von Raupach abhängig. Als Hebbels „ureigenstes, großes Verdienst“ wird es angesehen“, daß er seinem Stoffe ein Grundmotiv verlieh in dem bewußten Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum, so daß das allgemein menschliche „Ringen nach Wahrheit“ das Interesse steigert. Unbewußt habe schon Raupach diesen Zwiespalt angedeutet. W. Wegener, Arnd, R. Sigismund bewegen sich „im Schatten des großen Dietmarsen“. Der selbständige Wilbrandt scheidet aus einem Trauerspiel „Kriemhild“ den Dietrich vollständig aus, nur Sigestap bleibt. Fischer, Siegert und die sonderliche Kunst O. Schultzkys werden kurz erwähnt; Karl Hans Strobl mit seinem Festspiel „Die Nibelungen an der Donau“ wird wieder hervorgehoben, weil dasselbe für eine breite Zuschauermasse mit offener Bühne

berechnet war, obwohl dem Nibelungenstoffe eine volkstümliche Zukunft im Sinne des Mittelalters nicht mehr bevorstehe. — Die Rüdiger-Dramen müssen sich naturgemäß, bei dem engen Verhältnisse zwischen Rüdiger und Dietrich, auch mit diesem ausgiebiger befassen. Neben Osterwalds und Dahns „Rüdiger von Bechelaren" — der letztere stellt die organische Verknüpfung von Schuld und Sühne folgerichtig dar, indem der Berner Vogt Träger des Rachegedankens gegen die Mörder Gunther und Hagen wird — und Protts minderwertigem Stücke gleichen Namens wird noch Felix Dahns Ballade „Hagens Sterbelied" rühmend hervorgehoben. Scharfen Tadel erfährt Jordan mit seinen „Nibelungen", weil man von der echten Dietrich-Sage fast gar nichts verspüre und fast jeder Zug „der echten Überlieferung für angeblich höhere Zwecke ins Mißgestaltete verzerrt" sei — Simrock sei das wohltuende Gegenstück zu dem philosophierenden Jordan. — Von den Laurin-Dichtungen hat, während Simrock in dem „Amelungenliede" den zarten Märchencharakter beibehält, Jos. Haupt in seinem „Albungen-Lied" den rauhen Boden der Wirklichkeit unterschoben, indem er daraus ein Vorspiel des Kampfes zwischen Dietrich und Ermenrich macht. Putz' „König Laurin und sein Rosengarten" führt auffällig stark die „Christenpflicht" ein, Laurin wird in Bern getauft. August Sturms „König Laurins Rosengarten" stellt das Tückische, sinnlich Materielle dem Edlen und sittlich Geistigen in Laurin und Dietrich einander gegenüber. Görlichs Oper „König Laurin" karikiert unabsichtlich die Hauptcharaktere. Wildenbruchs „König Laurin" nimmt eigentlich den Titel von einem untergeordneten Teile seines Stoffes, der sich ja mehr mit Theodorichs Tochter Amalasuntha und dem Untergang des Gotenvolkes befaßt. In Amalasuntha erscheint die Tragik der Frau, die nicht Weib sein will, der Gotin, die ganz dem Romanismus huldigt, und doch wieder der keuschen Germanin, die im Werben von Justinian der sinnlichen Buhlerin des Südens unterliegt. „Naïvste Schwarz-Weißkunst" wird da dem Dichter nachgesagt und vorgeschlagen, den „König Laurin", bezw. die Ausfahrt Dietrichs gegen Laurin abzutrennen und unter Wildenbruchs Gedichte zu reihen. Auch andere Dietrichsagen, so die Rabenschlacht, fanden Bearbeiter. Neben dem Epiker H. Schreyer wird Riegers Schauspiel Helke hervorgehoben. Dieser Hauptwert liegt, außer in der großen Sagenkenntnis, noch in der vornehmen und edlen Charakteristik der Hauptpersonen. Adolf Wechsler vergewaltigt die Überlieferung, indem er die Brautfahrt König Rothers, der sich pseudonym „Dietrich" nennt, durch den Berner Dietrich geschehen läßt, der sich „Rother" nennt. Dieses Stück von geringem dramatischen Werte sollte aber erst unter den „Laurindichtungen" angeführt sein. Auch das sinnig-mythologisch durchgearbeitete Epos „König Dietrich und König in Gotelind" von Marie Haustein, das der Tradition gegenüber sehr selbständig komponiert, erzählt nicht

von Laurin, sondern vom Zwerg Goldemar, von Ecken Ausfahrt; Vergangenheit und Zukunft Dietrichs werden erzählend und prophezeiend geschickt eingeflochten. Franz Keim bringt, aber unter dem passenderen Namen „Die Amelungen", wieder ein Heldenspiel über Amalasuntha, wie Wildenbruch im „Laurin"; Amalasuntha erscheint als liebende Mutter und als erbarmungslose Rächerin ihres Sohnes. Während Olga Brandts dramatisiertes Hildebrandslied als völlig unbedeutend abgetan wird, widmet A. dem Musikdrama „Banadietrich" von Siegfried Wagner „doch um des Verf. willen" eine ziemlich eingehende Besprechung. Eine tschechische Legende, von Vernaleken mitgeteilt, die mit der Sage vom Berner nur den entstellten Namen gemein hat, wird zugrunde gelegt und Züge aus der Dietrichsage eingeflochten. Von einer einheitlichen Handlung kann da nicht die Rede sein, aber auch „die Charakteristik ist übel geraten, anstatt des Fortschrittes ist da ein Rückschritt gebracht." Das musikalische Festspiel M. Leopolds „Dietrich der Getreue" und Gottfried Kinkels Ballade „Dietrich von Berne" beschließen die sagengeschichtliche Reihe.

Unter den Neudichtungen auf geschichtlicher Grundlage wird von A. neben F. Dahn, W. Treu, E. von Cölln, A. Kosa, L. Egger, Hallmann, Kunow, F. Wolff und Vierodt besonders H. Lingg hervorgehoben, der mit einem Epos „Die Völkerwanderung" eine Darstellung der gesamten Lebenszeit des großen Gotenkönigs in scharfen Umrissen gibt. Lingg ist der Begründer der historisch-epischen Lyrik. Aus zahlreichen solchen Gedichten ist das Werk zu einer angeblichen Einheit zusammengefügt. In einem kurzen Rückblick hebt nun A. nur vier Werke besonders hervor: Simrocks „Amelungenlied" an erster Stelle, Hebbels „Nibelungen", Jordans „Nibelungen" und Linggs „Völkerwanderung". Dabei folgt er dem Urteile der Leserwelt, das nicht auch zugleich das Urteil der Ästhetiker sei. Der Stoff eignet sich nicht für das Drama, er sei epischer Natur, aber nur für Gebildete. Auch die musikalische Bearbeitung verspreche vorläufig nichts. Das Amelungenlied" aber verdiene nebst „Tell" und der „Hermannsschlacht" von Kleist vom vaterländischen Gesichtspunkte aus einen Platz in der Erziehung der Jugend.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Arthur Koschmieder, Herders theoretische Stellung zum Drama [Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarazin, N. F., Heft 35], Stuttgart 1913. VIII und 171 SS. 8°.

In sehr ansprechender Weise erscheinen die Äußerungen Herders über Drama und Theater zusammengestellt, auf chronolo-

gischer Basis von 1762—1803, aber für die spätere Zeit auch nach Gruppen, den Beziehungen zum Drama verschiedener Nationen gegliedert. Dadurch entsteht der kleine Nachteil, daß man sich die Bemerkungen über Shakespeare an verschiedenen Punkten zusammensuchen muß. Die Arbeit war nicht leicht, bei Herders aphoristischer, von Widersprüchen nicht freier Art, und ein wesentlich neues Ergebnis war auch nicht zu erwarten. Herder war und blieb Theoretiker, nicht nur, so lange er nicht in der Lage war, eine große Bühne zu sehen, auch in Weimar gewinnt er kein Verhältnis zum lebendigen Theater, selbst seine Studien über französische Theater verraten bei aller feinen Beobachtung über den gesellschaftlichen Charakter der Pariser Schauspiele doch nirgends die unmittelbare Anschauung, aus der sie geschöpft sind. Ein wirklicher Dramaturg kommt nirgends zu Worte, auch nicht im Shakespeare-Aufsatze, und die Ausführungen des Verf. bestätigen mir nur neuerdings meine, auch gegen die Einwendungen Joachimia-Deges aufrecht erhaltene Beobachtung, daß er Shakespeare vornehmlich als Lyriker erfaßt. Warum wird die hübsche Parallelausgabe Zinkernagels [Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von H. Lietzmann, Nr. 107] gar nicht erwähnt? Richtig wurden die Zusammenhänge mit Haman und Diderot sowie die Berührungen und Gegensätze zu Lessing nachgewiesen. Besonders bezeichnend, wie er den Gedanken einer deutschen Nationalbühne verwirft, ganz aus der Hamanschen Schätzung des Provinziellen heraus. Verunglückt sind Herders Ideen über die italienische Oper, die sich auf einer ganz falschen historischen Basis aufbauen wollen, sowie die Mehrzahl seiner Bemerkungen über das deutsche Drama seiner Zeitgenossen. Woher weiß der Verf., daß Herders Urteil über den „Gottfried von Berlichingen" „gewiß nicht unfreundlich und hart" gelautet haben wird? (S. 143). Auch die allgemeinen Erörterungen über Schicksal, Erregung von Mitleid und Furcht usw. beweisen, daß Herder das Drama als „Gefühlswert" durchgehends erfaßt. Von diesem einseitigen Standpunkte aus ist es zu keiner tiefgründigen und systematischen Untersuchung gekommen, aber er hat manches schöne, glühende und prophetische Wort gesprochen.

Wien. Alexander v. Weilen.

Dr. Leo Langer, **Grundriß der deutschen Literaturgeschichte.** IV. Heft (für die VIII. Klasse). Wien 1912. Hölder.

Von diesem Schlußband gilt das schon von seinen Vorgängern in diesen Blättern Gesagte in gleichem Maße. Die übersichtliche Einteilung, der geschickte Aufbau der Darstellung gegenüber der gerade in der Moderne verwirrenden Fülle der Erscheinungen, die umfassende Belesenheit des Autors namentlich in

Spezialwerken, die musterhaften Kapitel, die immer wieder den Zusammenhang zwischen Literatur, Kunst, Wissenschaft und Zeitgeschichte aufzeigen, verdienen volles Lob. Bisweilen tut der Bienenfleiß des Verfassers des Guten sogar zu viel: Trotz der Versicherung des Geleitwortes, daß „von dem gebotenen Stoffe nur der geringste Teil wirklich Lernstoff sein soll", sind mir viel zu viel Namen von Leuten dritten und noch geringeren Ranges in dem Buch; ich nenne nur die Allerentbehrlichsten, ohne meine Liste zu erschöpfen: Sallet, Schücking, Hahn-Hahn, Lewald, Grosse, Hopfen, Kobell, Mühlbach, Hagen, Möllhausen, Mügge, Hackländer, Trojan, Blüthgen, Lohmeyer, Stinde, Stettenheim, Auernheimer, Dörmann, Carmen Sylva, Tovote, Busse, Jacobowski, Greinz, Karl Wolf, Janitschek, Land, Frieda und Margarete v. Bülow, Boy-Ed, Schubin, Heyking, Stilgebauer, Lauff, Muellenbach, Herzog, Haarhaus, Karrilon, Schmidthenner, Melchior Meyr, Steub, Hermann v. Schmid, Maximilian Schmidt, Karl und Anton v. Perfall, Achleitner, Fraungruber, Samhaber. Dasselbe gilt von den Literaturnachweisen, die, an sich ein vorzügliches Weiterbildungsmittel für die Abiturienten, viel zu viel geben und selbst recht minderwertige Bücher mit einem empfehlenden Rufzeichen versehen. Desgleichen scheint mir das Buch, nachdem man so lange mit Unrecht die neuere Literatur von der Schule ferngehalten hat, nunmehr in den umgekehrten Fehler zu verfallen: Von den 121 Seiten der Literaturgeschichte sind 47, also fast zwei Fünftel, der Moderne gewidmet und dabei nimmt beispielsweise Sudermann mehr Raum ein als Konrad Ferdinand Meyer und ebensoviel wie Gottfried Keller oder Otto Ludwig. Sehr richtig ist es, daß das deutsch-österreichische Schrifttum nicht wie in so vielen früheren Büchern gesondert, etwa als „Anhang" vorgeführt wird, sondern die einzelnen Dichter konsequent an ihrer Stelle in der allgemeinen Literaturentwicklung eingereiht werden, so Beck und Hartmann bei den politischen Lyrikern des Sturmjahres, Hamerling bei den Münchner Epigonen usw. Nützlich und, soweit Stichproben ein Urteil erlauben, verläßlich ist ferner die „Vergleichende Zeittafel", die neben die Literaturereignisse die gleichzeitigen politischen Geschehnisse und wissenschaftlichen Fortschritte setzt; nur vermisse ich hier bei Ibsen Geburtsjahr und Werke, das Todesjahr ist da.

Finde ich somit das Buch in der Anlage wohlgelungen, so bedauere ich doppelt, auch bei diesem Bande wieder feststellen zu müssen, daß die Eilfertigkeit der Arbeit nicht nur zahlreiche Druckfehler, sondern auch eine solche Fülle von Verstößen im Einzelnen verschuldet hat, daß das Buch nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Die folgenden Details mögen mit der Notwendigkeit entschuldigt werden, dies Urteil auch zu beweisen. Da sind einmal ganz unzulänglich die Abschnitte über Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Der „Moloch" ist in Hamburg bloß begonnen, aber erst viel später fortgeführt worden; ein

unglücklicher Ausdruck Langers bewirkt, daß der Schüler verstehen muß, Laube (der erst 1850 Burgtheaterdirektor wurde) hätte Hebbel schon vor dessen Verheiratung (1846) das Burgtheater verschlossen, was er ja überhaupt nicht völlig zu tun vermochte; eine Inhaltsangabe der „Genoveva" fehlt ganz, die des „Herodes", namentlich aber der „Agnes Bernauer" und des „Gyges" sind durch allzu große Knappheit unzulänglich, die der „Maria Magdalene" (durch Prüderie?) unverständlich geworden. Ähnlich steht es mit Otto Ludwigs Dachdeckergeschichte, den Novellen „Gustav Adolfs Page" und „Pescara", dem Roman „Auch einer"; den „Makkabäern" ist netto eine Zeile gewidmet, „Die Hochzeit des Mönchs" nicht einmal erwähnt. Sonderbar heißt es in der Inhaltsangabe von Anzengrubers „Viertem Gebot", Hutterers Sohn sei leichtfertig; er hat ja aber gar keinen! Oder es wird von Wilbrandt gesagt, er hätte „sich durch die Bühneneinrichtung des zweiten Teiles von Goethes „Faust" Verdienste erworben; das muß der Schüler doch fälschlich so verstehen, als hätte Wilbrandt nur den II. Teil eingerichtet. Über Fontane liest man: „Er war Zeuge und Herold der großen Kriegstaten des 6. und 7. Jahrzehnts"; aber Preußen hat ja im 6. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gar keinen Krieg geführt. — Shaw, der nicht Engländer, sondern Ire und Engländerhasser ist (S. 84 falsch, S. 159 richtig), ist recht unglücklich — beim Symbolismus untergebracht. — Bei Hauptmann, Burckhard, Halbe und Nietzsche ist die Reihenfolge der Werke ganz in Unordnung geraten, die Inhaltsangabe des „Friedensfestes" ist zum mindesten ungenau, „Elga" nicht unvollendet, „der Talisman" sowie „Hänsel und Gretel" sind nicht in Nachfolge der „Versunkenen Glocke", sondern früher entstanden; der Text von Humperdincks erster Märchenoper ist übrigens nicht von ihm selbst, sondern von seiner Schwester Adelheid Wette, und daß sich Hauptmann „von Byronscher Kraft über Darwin und Haeckel zu Nietzsche weiterentwickelt hat", werden auch viele über den Dichter des „Emanuel Quint" mit Kopfschütteln lesen. Wedekind ist ebensowenig „ein dichtender Schauspieler" (S. 96), wie Otway ein „Vorgänger Shakespeares" (S. 100), gleich darauf wird Ödipus mit Odysseus verwechselt, „Glaube und Heimat" hat natürlich einen Einzelhelden (S. 151), der „Kyklops" ist nicht mehr das einzige erhaltene Satyrspiel (S. 155) und so geht es leider fort. Dazu kommen dann auch arge Flüchtigkeiten des Ausdrucks, wie etwa: „Das Epos 'Mutter und Kind' bedient sich wohl des homerischen Versmaßes, schildert aber schlicht das Mutterglück" (S. 31). „Sein Kind und die Tiere sind ihm fortan eine heilige Größe" [?] (S. 62). „Er wird von dem Märchentier in die wilde Soca hinabgestoßen. Dann sang er frische Lieder...." (S. 65). „Teja hält nach Königssitte vor sicherem Tode mit Bathildis Hochzeit" (S. 93). „Mit genialer Kühnheit setzt er sich über die Einheit der Zeit und des Ortes hinweg, denn die Bühne Shakespeares kannte keinen Deko-

rationswechsel (S. 158). Natürlich gibt es auch sehr gelungene Einzelheiten, so die Behandlung Heines, die im Anschluß an Mörikes Urteil gleich weit entfernt ist von der Verbissenheit eines Bartels wie von der Verhimmelung eines Karpeles, oder den tüchtigen Abriß einer Poetik, bei der ich nur mit der Definition der Parabel und der Erklärung des Heyseschen „Falken" nicht einverstanden bin. Aber da mit den angeführten Stellen die Zahl der Versehen nicht entfernt erschöpft ist, wird auch bei diesem Bande erst eine gründliche Durchsicht die Benützbarkeit in der Schule sichern.

Triest. Alfred Nathansky.

Eugen **Herzog**, **Historische Sprachlehre des Neufranzösischen.** I. Teil: Einleitung, Lautlehre. IV. Band der „Indogermanischen Bibliothek. II. Abteilung: Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Max Niedermann". Heidelberg 1913. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der vorliegende erste Teil der historischen Sprachlehre des Neufranzösischen, die „Lautlehre", die der Verf. Hofrat W. Meyer-Lübke gewidmet hat, gibt eine Darstellung des Lautbestandes der französischen Sprache im gegenwärtigen Zeitpunkte. Der zweite Teil, die „Wort- und Satzlehre", soll baldmöglichst folgen. Prof. Herzogs Darstellung ist elementar, nicht in dem Sinne allerdings, als sollte mit dem Buche dem Bedürfnis der praktischen Spracherlernung gedient sein, sondern insofern, als sie sich mit der neufranzösischen Gemeinsprache und auch mit dieser nur in ihren geläufigen Erscheinungen beschäftigt, außerdem beim Leser keine besonderen linguistischen Vorkenntnisse voraussetzt.

Der „Lautlehre" geht eine ziemlich umfangreiche Einleitung voran, die in einen allgemeinen und einen besonderen Teil zerfällt. In dem allgemeinen Abschnitte sind einige der grundlegenden Einblicke in das sprachliche Leben überhaupt niedergelegt, allgemein sprachwissenschaftliche Fragen, die vom Wesen des Sprechens überhaupt, von den Unifizierungs- und Differenzierungs-, den Verbreitungs- und Zerklüftungsbestrebungen der Sprachen, von Muster- und Schriftsprache, vom Konzipieren und Enunzieren, Apperzipieren und Rezipieren bei der sprachlichen Mitteilung sowie von den dazu gehörigen Zeichen und Ausdrucksmitteln, der Artikulation, dem Akzent, der Melodie und der Dauer, und endlich von der Aufgabe und Einteilung der Sprachlehre handeln.

Der zweite Teil der Einleitung beschäftigt sich mit der französischen Sprache im besonderen, wobei zunächst der Begriff des „Französischen im weiteren Sinne" festgelegt und sein Variantenreichtum unter den drei Gesichtspunkten des Ortes, der Zeit und der gesellschaftlichen Schichtung betrachtet wird. Mit der Fest-

legung des Begriffes des eigentlichen Französisch als jener Gemeinsprache, die heute fast von der gesamten Bevölkerung Frankreichs, des südlichen Belgiens, der westlichen Schweiz und von einem großen Teile der Einwohner der französischen Kolonien außerhalb Europas verstanden und von einem ansehnlichen Bruchteile der in diesen Gebieten wohnenden Menschen entweder ausschließlich oder bei besonderen Gelegenheiten gesprochen wird, kennzeichnet der Verf. zugleich auch den Typus dieser Gemeinsprache, nämlich die Sprache des besseren Pariser Bürgertums. Ihr allmähliches Werden im Laufe der Jahrhunderte zwischen den vier Schichten, welche sich noch bis ins 17. Jahrhundert hinein in Frankreich unterscheiden lassen, nämlich der Sprache des Hofes, der der Gebildeten, der des niedrigen Volkes (*'petit peuple'*) und der verschiedenen Mundarten, besonders des Normannischen, erweist sodann Prof. Herzog an einem Beispiele der Geschichte des Zwielautes *oi*, erhärtet aus historischen Gründen die Tatsache, daß die Sprache der Gebildeten und des wohlhabenderen Bürgertums allmählich einheitlich wurde, zeigt, wie eben diese Einheitlichkeit auch weiter ausgleichend auf die Unterschiede einwirkte, die sich im Laufe der Zeiten ergeben konnten, und wie erst in der jüngsten Zeit durch das „Argot“ eine nicht unbedeutende Trübung in der sonst ziemlich weitgehenden Einheitlichkeit der französischen Gemeinsprache entstanden ist.

Der Hauptteil des Buches, die „Lautlehre“, behandelt der Reihe nach die Frage nach der Gruppierung der Laute, ihrer Klangstärke, Tonhöhe, Dauer und Klangfarbe, sie untersucht die Lautverteilung in der Silbe und gibt schließlich in einem umfangreichen Abschnitte eine vorläufige Skizze über das Vorkommen der einzelnen Laute und Lautverbindungen im Neufranzösischen, wobei auch stets in geschichtlichen Rückblicken auf ihre Quellen hingewiesen wird. Die phonetischen Beobachtungen, auf welche sich Prof. Herzogs Lautlehre stützt, wurden von ihm auf Grund zahlreicher Phonogramm-Aufnahmen aus dem Archive der Wiener kaiserlichen Akademie sowie auf Grund eigener phonographischer Aufnahmen gewonnen, und die Genauigkeit, mit welcher er im Anhange zu seinem Buche Proben solcher Phonogramme durch Transkription nicht nur der Laute, sondern auch ihrer Intensität, Tonbewegung, Dauer und Tonbegrenzung wiederzugeben imstande ist, bürgt für die Schärfe und Richtigkeit seiner Beobachtungen. Übrigens zeigt auch ein Vergleich der Resultate des gelehrten Forschers in den meisten Punkten die völlige Übereinstimmung mit den Forschungsergebnissen, die einer unserer bedeutendsten Praktiker auf dem Gebiete des neusprachlichen Mittelschulunterrichtes, Professor Karl Quiehl, in der 5. Auflage seines Buches „Französische Aussprache und Sprachfertigkeit“ (Teubner, Leipzig 1912) niedergelegt hat. Was hier auf Grund jahrzehntelanger praktischer Betätigung und unermüdlicher Beobachtung der Sprach-

weise im fremden Lande als übliche Ausdrucksform erkannt und dem Französischlehrer zur Einführung in die Phonetik und als Wegweiser für eine richtige Methodik dargeboten wird, das erscheint in dem Werke des Czernowitzer Universitätsprofessors durch historische und kritische Untersuchungen vertieft, erweitert und in ein wissenschaftliches System gebracht. Empfiehlt sich daher Quiehls „Französische Aussprache“ als ein schier unentbehrliches Hilfsbuch für jeden Sprachlehrer des Französischen, so erweist sich Prof. Herzogs „Historische Sprachlehre des Neufranzösischen, I. Teil“, als ein vortreffliches und äußerst brauchbares Lernbuch für jeden wissenschaftlichen Neusprachler.

Eine Fülle feinsinniger Bemerkungen liegen in Herzogs „Lautlehre“ verstreut, die geeignet sind, zu weiteren Forschungen und Beobachtungen anzuregen. So erscheint mir als geradezu entscheidend in der Frage nach dem französischen Wortakzent, was er über das Wesen der Silbenintensität (§ 65) feststellt, und bezüglich des rhythmischen Prinzips (§ 74 f.) ist er z. B. gegenüber Quiehl entschieden im Rechte, wenn er sagt, daß „selbsttätig und ohne Vermittlung, wie dies im Deutschen ziemlich häufig geschieht, das rhythmische Bedürfnis nur äußerst selten eine Verstärkung der Silbenintensität hervorrufen dürfte“. Durch die klare Bestimmung des Wesens jedes Sprachlautes, der „nicht, wofür man ihn gewöhnlich hält, eine physiologische Einheit, vielmehr bis zu einem gewissen Grade Auffassungssache“ ist (§ 96), ergibt sich dem Leser eine Folge neuer Erkenntnisse, die es ihm ermöglichen, auch in der so viel umstrittenen Frage über den Lautwert der sogenannten Halbvokale (§ 116—118) zu einer bestimmten Antwort zu gelangen. Auch in diesem wichtigen Punkte stimmt Herzog im wesentlichen mit Quiehl überein, indem er sagt: „Nach meinen Erfahrungen und nach meiner Auffassung der Laute ist für *i̯* der Übergang zum Konsonanten *y* das regelmäßige, während der Übergang von *u̯* und *ü̯* zu *w* zwar auch häufig vorkommt, aber bei weitem nicht die Regel bildet“. Ganz besonders anregend sind auch die Abschnitte, die von der Quantität der Laute handeln, da sie eine Reihe wichtiger Einzelheiten bringen, die selbst über das in den großen Wörterbüchern Gebotene vielfach hinausgehen. Ebenso bedeuten die § 192—199, die von der Qualität und Quantität des *a* handeln, einen Fortschritt gegenüber Quiehl, indem sie die Liste der Wörter mit schwankender Bewertung des *a* um ein bedeutendes vermehren, obwohl sonst gerade in diesem Falle die Auseinandersetzungen Quiehls unter Heranziehung einer bedeutenden Literatur sehr eingehend sind. Bei der Behandlung des Basisvokals (§ 204) gibt Herzog eine Rechtfertigung und Erklärung gewisser absurd scheinender metrischer Gesetze, wie ja überhaupt vieles, was willkürlich und absonderlich erscheint, von ihm als natürliche historische Entwicklung erwiesen wird. Außerdem sei noch im besonderen hingewiesen auf die Vorgeschichte der Nasalvokale (§ 214 f.),

auf das Bindungsgesetz und seine Ausnahmen (§ 227, ferner 269 ff.), auf die Entwicklung des heutigen *r* (§ 231), auf das Vorkommen des an- und inlautenden *h* (§ 233), wozu auch Quiehl S. 91 zu vergleichen ist, auf die Vorgeschichte der Auslautkonsonanten (§ 289 ff.: „Es scheint, daß die Vokale den Konsonanten umsomehr Lebenskraft verliehen haben, je tiefer sie waren; besonders für *l* deutlich, vgl. *mal, ciel—cul, soûl, chenil*") und auf das verschiedene Verhalten der Auslautgruppen, vor allem des *-kt* (§ 307).

Wien. Dr. R. Richter.

Willy Strehl und Wilhelm Soltau, Grundriß der alten Geschichte und Quellenkunde. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. I. Band: Orientalische und griechische Geschichte von Wilhelm Soltau. Breslau 1913, M. & H. Marcus. X und 508 SS. 8°.

Ich konnte seinerzeit in dieser Zeitschrift (LIII 1902, 237 ff.) über den I. Teil dieses, damals von W. Strehl allein bearbeiteten Buches kein günstiges Urteil fällen; ich freue mich nun und lege Gewicht darauf, heute an derselben Stelle konstatieren zu können, daß das Werk in der neuen Auflage einen ganz anderen Eindruck macht als damals. Es ist eine gut geschriebene, praktisch gegliederte und ungemein zweckmäßig angelegte Übersicht über die altorientalische und griechische Geschichte mit Einschluß der hellenistischen Zeit, in welcher überall dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft Rechnung getragen und sowohl durch die größeren Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen über Quellen und neuere Darstellungen, sowie durch reichliche Anmerkungen Rechenschaft über die Schilderung gegeben wird; mit gutem Gewissen kann das Werk besonders Studierenden als bequeme und zuverlässige Einführung in den Gegenstand oder als Repetitorium empfohlen werden. Der Hauptsache nach ist dieser erste Band von W. Soltau verfaßt, einzelne Abschnitte von Strehl.

Der Schwerpunkt des Werkes ruht naturgemäß auf der Darstellung der griechischen Geschichte, aber auch die altorientalische Geschichte ist dabei nicht zu kurz gekommen; ich verweise in dieser Beziehung besonders auf das gut gelungene Kapitel über Israel und den jüdischen Monotheismus, sowie auf dasjenige über die persische Weltherrschaft. Wenn ich im folgenden einige Ausstellungen vorbringe, so soll dies nicht etwa dahin gedeutet werden, als ob ich, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, damit den Verf. Eines am Zeuge flicken wollte; vielmehr aus dem Grunde, weil gerade mit Rücksicht auf die von mir betonten Vorzüge dieses Kompendiums wohl in nicht allzu ferner Zeit eine neue Auflage desselben zu erwarten sein dürfte, und daß es dann gut sein wird, speziell eine Reihe von unrichtigen oder zweifelhaften Angaben zu

verbessern; denn gerade bei dem von mir angedeuteten Zwecke des Buches ist unbedingte Zuverlässigkeit in jedem Punkte wichtigstes Gebot.

In dem ersten Abschnitt finde ich nicht das wichtige Werk von Morris Jastrow über die assyrisch-babylonische Religion und die Darstellung der Agrargeschichte des Altertums von Max Weber (Handwörterbuch der Staatswissenschaften I³) benützt, welch' letztere, wie im allgemeinen, auch für das Verständnis der ägyptischen und mesopotamischen wirtschaftlichen Verhältnisse von Bedeutung ist. Was S. 96 über die Entstehung des Namens 'Phöniker' gesagt wird, ist mir unverständlich (vgl. dazu Ed. Meyer, GdA. I² 2, 391 und W. Aly, Glotta V 63 ff. 74 ff.). Die Auffassung, welche S. 97 ff. über die phönikischen Ansiedlungen sowohl im Westen als im Osten des Mittelmeeres vorgebracht wird, ist heutzutage veraltet; für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft genügt es, auf Beloch, GG. I² 2, 66 ff. 245 ff. zu verweisen, von einem weitreichenden phönikischen Handel im Ägäischen Meere kann vor dem VIII. Jahrhundert kaum gesprochen werden. Die Anmerkung über Hekataios (S. 132, 1) wäre wohl zu formulieren 'jetzt am besten Jacoby in der RE.', auf welch' letzteren übrigens S. 157 der Hinweis fehlt. Daß Theognis nicht jüngerer Zeitgenosse Solons war (S. 153), sondern in den Beginn des V. Jahrhunderts gehört, ist heutzutage wohl ausgemacht; in Anmerkung 1 derselben Seite findet sich das merkwürdige Versehen, daß als Herausgeber der Anthologia Lyrica Hiller v. Gärtringen statt Eduard Hiller genannt wird. Daß Aufzeichnungen der Tempelgeschichte bis in das VII. Jahrhundert zurückgingen (S. 154), ist mehr als fraglich; man vergleiche, was uns in dieser Beziehung die neu entdeckte Tempelchronik von Lindos gelehrt hat. Auf S. 155 sind die bereits erschienenen und die in Aussicht genommenen Bände der IG. nicht genau auseinandergehalten und die Ausgabe von Dittenbergers Sylloge 1898 ff. als dritte bezeichnet (es handelt sich um die zweite, die dritte wird jetzt von Hiller von Gärtringen vorbereitet). Was ebenda über die Benützung des Dionysios von Milet durch die späteren und ebenso (S. 159) des Hellanikos durch Herodot gesagt wird, bedürfte vorsichtigerer Fassung; Lehmann-Haupts übrigens nicht entschieden formulierte Ansicht, daß Herodot Hellanikos' *Περσικά* benützt habe, schwebt in der Luft. Die Angabe (S. 160), daß seit 747 in Korinth jährige Prytanen existierten, ist schon längst von Busolt widerlegt worden. Auch S. 161 wäre zu Hellanikos F. Jacobys Artikel RE. VIII zu zitieren. Nicht ausreichend ist die Behandlung der kretischen Kultur und ihrer geschichtlichen Stellung (S. 173 ff.). Daß der König im homerischen Zeitalter oberster Richter war (S. 184), kann heutzutage nicht mehr aufrecht erhalten werden, vgl. meine Staatsaltertümer 45 ff.; auch was über die Entstehung des Doppelkönigtums in Sparta gesagt wird (S. 192), ist problematisch. Die Behandlung der griechischen Kolonisation

S. 198 ff. erscheint nicht als glücklich, da die ältere und die spätere Kolonisationstätigkeit seit dem VIII. Jahrhundert zusammengefaßt werden und zudem wieder die dorische Wanderung als Anstoß zu der älteren Auswanderung aufgefaßt wird. Zu S. 210, 3 ist darauf hinzuweisen, daß nach den neuesten Ermittlungen (Gabrici in den *Monumenti antichi* XXII 1913) Kymes Entstehung in die Mitte des IX. Jahrhundert gehört. Nebenbei bemerkt, wirkt die Schreibung 'Jonier' unangenehm. Die Darstellung der Schuldknechtschaft (S. 226 ff. 237 ff.) ist unklar und nach dem zu berichtigen, was ich in meinen Beiträgen zur griechischen Rechtsgeschichte feststellte. Auf S. 234 wird das gegenseitige Verhältnis der Phylen und der Phratrien gerade umgekehrt aufgefaßt, als es in der Tat der Fall war; es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Phratrien die älteste Gliederung, die Phylen (ausgenommen die dorischen) erst sekundär waren. Der älteste attische Volksbeschluß über Salamis wird noch immer in die erste Hälfte des VI. Jahrhunderts gesetzt (S. 244), während er in dessen Ende gehört. Das Jahr des Archons Komeas ist nicht 560/59 (ibid.), sondern 561/0 (F. Jacoby, Marmor Par. 167 ff.). Die Bemerkung über Mesambrias Gründung (S. 254) ist ein Mißverständnis von Herodots Worten; das Richtige steht bei Busolt, GG. II² 490. 556. Woher die Auffassung (S. 255) über Mardonios' Expedition stammt, weiß ich nicht (aus Welzhofer?). Daß Leutychidas — so lautet die richtige Namensform, nicht Leotychidas, vgl. L. Ziehen, *Leges Graecorum sacrae* II 1, 192, 15 — nicht im Jahre 469 starb (so S. 271), hat Ed. Meyer, Forsch. zur alten Gesch. II 567 ff. nachgewiesen. S. 278 scheint die Einführung der Nomothesie in das V. Jahrhundert gesetzt und als Folge der Reform des Ephialtes angesehen zu werden, was absolut nicht angeht, ebensowenig wie wenn auf S. 280 die Zahlung der Theorika bereits der Zeit der Perikles zugewiesen wird. Das Dekret über den eleusinischen Getreidezehent gehört ebenfalls nicht unter Perikles (S. 287), sondern ist mit A. Körte (Ath. Mitteil. XXI 320 ff.) und L. Ziehen (l. l. II 1, 21) auf spätere Zeit zu datieren, wahrscheinlich auf das Frühjahr 422. Xenophon fand nach 371 nicht Aufnahme in seine Vaterstadt (S. 303), wenn auch das gegen ihn ausgesprochene Urteil von den Athenern aufgehoben ward, sondern verbrachte seinen Lebensabend in Korinth; es ist auch nicht richtig zu sagen, daß er ungerecht über Epameinondas urteilte (ebenda), sondern er hat ihn einfach mit Ausnahme seines letzten Zuges todgeschwiegen. S. 311 steht nicht ganz genau, daß der attische Reichsschatz von den Schatzmeistern der Göttin verwaltet wurde — er wurde von ihnen verwahrt, die Verwaltung hatten die Hellenotamien. Der Rückzug der Athener von Syrakus dauerte nicht sechs (S. 323, 2), sondern acht Tage. S. 325 findet sich die merkwürdige Angabe, Alkibiades sei aus Sparta geflohen und zu Tissaphernes nach Kleinasien gelangt (!). Die Dekarchien gehören nicht in die Zeit nach dem Königs-

frieden (S. 352), sondern nach der Schlacht von Aigospotamoi und dem Ende des peloponnesischen Krieges. Es ist nicht recht begreiflich, warum die böotische Bundesverfassung, wie sie die Hell. Oxy. c. 11 schildern, erst auf S. 356 erwähnt wird; S. 360 wird wieder die Ansicht vertreten, daß Böotien seit 371 ein Einheitsstaat gewesen sei. Daß Epameinondas' Seezug den zweiten attischen Bund nicht erschütterte (S. 361), wird schwer zu beweisen sein. Auf S. 364 erscheint Eubulos als 'Schatzmeister', wobei wahrscheinlich an den *ἐπὶ τῇ διοικήσει* gedacht wird, der aber damals noch nicht existierte; vielmehr war Eubulos Theorikenvorsteher, vgl. Beloch, GG. II 493 ff. Daß nach der Schlacht von Chaeronea Böotiens Einheit ein Ende fand (S. 376), ist falsch, vgl. Beloch a. a. O. III 2, 353; es hat damals nur Theben seine hegemonische Stellung eingebüßt. S. 385 hätte bei den königlichen Ephemeriden Wilckens bekannte Abhandlung über die *Ὑπομνηματισμοί* (Philologus LIII) erwähnt werden sollen. Daß Hieronymus von Kardia durch die Mittelquelle des Duris von Diodor benützt wurde (S. 386), ist ausgeschlossen, vgl. F. Jacoby, RE. VIII 1552. Der Zeitpunkt von Artaxerxes III. Tod ist nicht 337 (S. 393), sondern 339/8, wahrscheinlich Sommer 338 (Ed. Meyer, Forsch. zur alten Gesch. II 489. 493); Alexanders Todestag ist nach Ps. Kallisthenes (cf. Unger, Philologus XXXIX 492, auch Beloch GG. III 2, 61 ff.) auf den 13. Juni 323 zu fixieren (zu S. 409). Für die Leistungen Alexanders d. Gr. kommt auch das lehrreiche Buch von Hugo Bretzl 'Botanische Forschungen des Alexanderzuges' in Betracht. Wenn S. 413 gesagt wird, daß Lykurg wegen Unterschleifs unter Anklage kam und zurücktrat, so ist dies nicht ganz präzis ausgedrückt (dazu A. Schäfer, Demosth.² III 303; Niese, Gesch. der makedon. und griech. Staaten I 175; Beloch GG. III 1, 59). Die Ermordung Rhoxanes und des jungen Alexander fällt nicht in das Jahr 311/0 (S. 245), sondern nach dem neuen Bruchstück der parischen Marmorchronik Ep. 18 in 310/9. Wie aus dem gleichen Fragment Ep. 23 hervorgeht, erfolgte die Annahme des Königstitels durch Ptolemaios und die übrigen Rivalen des Antigonos nicht unmittelbar, nachdem Antigonos es getan hatte (S. 427), sondern erst im Jahre 305/4 (F. Jacoby, Marm. Par. 202 ff.). Ungenau ist (S. 429), daß Demetrios Poliorketes' Plan nach der Schlacht von Ipsos war, 'Athen zu nehmen' und daß diese Stadt ihn abwies; er besaß ja Athen, allein es sagte sich damals von ihm los. Dagegen blieb ihm der größte Teil der Peloponnes (Beloch, GG. III 2, 302), während es (ebenfalls S. 429) heißt, 'auch wurden seine Besatzungen im Peloponnes fast aus allen Plätzen verjagt'. Der Gewinn Makedoniens durch Demetrios ist wahrscheinlicher in 294, als in 293 (so S. 430) zu setzen, vgl. auch da Beloch l. l. III 2, 64 ff.; Kolbe, Ath. Mitteil. XXX 95. Die Angabe, daß Pyrrhus von den Makedonen um 289 aus seinem Königreiche vertrieben wurde (S. 431), ist offenbar eine Verwechslung mit den Ereignissen,

welche sich 302 oder 301 abspielten. Die Ansicht, daß Antiochos I im Kampfe mit den Kelten gefallen sei (S. 436), hat Niese a. a. O. II 133, 1 widerlegt. Über die Verfassung des achaeischen Bundes finden sich mehrfach falsche Angaben, so über die Bule (S. 467) und daß die erste Bundesversammlung des Jahres im Mai zusammentrat S. 466 (richtig, zu Anfang Juni). Nebenbei bemerkt, Epidauros und Trozan sind nicht im Jahre 234 (S. 469), sondern 243/2 dem Bunde beigetreten. Böotien war niemals Mitglied des Ätolerbundes (S. 468), sondern nur mit ihm während der Jahre 245 bis 233 verbündet; das Verhältnis, in dem die S. 470, 1 genannten Städte zu den Ätolern standen, war keine Sympolitie, sondern Isopolitie. Agis' von Sparta Reformvorschläge fallen in 243, nicht 242 (S. 470) und die Schlacht von Sellasia nicht in das Jahr 221 (S. 472), sondern 222, wie M. Holleaux in den *Mélanges Nicole* 273 ff. gezeigt hat. Ebenso ist Philopoemens Tod nicht in 183 (S. 475), sondern mit Büttner-Wobst in Anfang Mai 182 zu setzen. Daß Makedonien nicht 146, sondern 148 in eine römische Provinz umgewandelt wurde, dafür genügt der Hinweis auf Kubitschek, RE. I 635 ff. Endlich ist noch ein Versehen anf S. 458 zu berichtigen: wenn hier unter Berufung auf Diodor XIV 101 ff. von einer Niederlage von Thurioi durch Dionysios in Verbindung mit den Lukanern gesprochen wird, so zeigt ein Blick in den angeführten Autor, daß die Thurier diese Niederlage durch die Lukaner allein erlitten; Dionysios selbst war gar nicht ins Feld gerückt und die Rolle, welche Leptines dabei spielte, nicht militärischer Natur.

Prag. H. Swoboda.

Dr. Aloys Meister, Grundzüge der historischen Methode. 2. Auflage. Dr. Otto Braun, Geschichtsphilosophie (auch unter dem Titel: Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Aloys Meister. I. Band, Abt. 6). Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1913. 65 SS.

Beide in diesem Bande vereinigten Arbeiten werden nicht bloß von Studierenden, sondern wegen der reichhaltigen Literaturvermerke auch von den Lehrern in hohem Grade willkommen geheißen werden. Die erste enthält in drei Hauptabschnitten in guter Übersicht alles Wesentliche über Begriff und Aufgabe der Geschichtswissenschaft, über die historische Methode und die Darstellung. Der Abschnitt über die historische Methode verbreitet sich über die Sammlung des Stoffes, die Quellen, ihre Arten und ihre Verteilung, über Archive, Bibliotheken und Bücherkunde, über die Sichtung des Stoffes und die Kritik. In dem Kapitel über die Edition geschichtlicher Quellen werden die wichtigsten Editionsgrundsätze für deutsche Aktenstücke des XVI.—XVIII. Jahrhun-

derts mitgeteilt und in jenem über die Gewinnung historischer Auffassung von Assimilation, Selbstkontrolle (Subjektivität und Objektivität), von Interpretation und Kombination gehandelt. Bei der Darstellung wird zwischen schlichter Darstellung und kunstvoller Geschichtsschreibung unterschieden und beide Arten eingehend mit den Forderungen, die an sie gestellt werden, erörtert. Wir können den Ausführungen des Verf. im allgemeinen zustimmen; in einzelnen Fragen wird man ja anderer Meinung sein können. So einverstanden ich mit dem Verf. über die „Darstellung“ und namentlich über den Grad der Aufnahme von größeren Partien der Aktenstücke in die Darstellung bin, so gibt es gewiß Gelegenheiten, bei denen ein Autor eine Darstellungsmethode, die reiches Quellenmaterial in die Darstellung bringt, anzuwenden sich bemüßigt sieht. was namentlich dann der Fall ist, wenn es gilt, alten und neuen Legenden und Erdichtungen beizukommen und auf Quellenmaterial eingegangen werden muß, dessen Publikation in absehbarer Zeit nicht erwartet werden kann. Eine solche Darstellung wird dem Autor oft unbequemer sein als dem Leser. In vielen Fällen wird dann die Wissenschaft gewinnen, was die Kunst verliert. Sehr einverstanden wird man mit den Ausführungen über die historische Kritik sein können. Die kurzen kritischen Leitsätze fassen in der Tat alles zusammen, was über die Sache gesagt werden kann.

In der zweiten Arbeit dieses Bandes, die sich sachlich gut der ersten anschließt, gibt Braun im ersten Teil eine Geschichte der Geschichtsphilosophie im Altertum, im Mittelalter, dann in der Zeit von der Renaissance bis zur Aufklärung, in der Periode der Aufklärung, von da bis zu Kant, erörtert hierauf den Idealismus, Klassizismus und die Romantik, die Fortwirkungen des Idealismus und den Realismus. Im zweiten Teil „Probleme und Lösungen der Gegenwart“ wird die formale und inhaltliche Geschichtsphilosophie behandelt. Wie Meister so gibt auch Braun alles Wesentliche aus der einschlägigen, in den letzten Jahren stark angewachsenen Literatur, sowohl was die Hauptteile als auch was die einzelnen Abschnitte betrifft. Unter diesen möge der über Augustinus, dessen Einwirkungen auf das spätere Mittelalter richtig betont werden, dann die Aufklärungsphilosophen in Frankreich, England und Deutschland, aus späterer Zeit die gute Charakteristik Herders, dann vor allem Kant und Fichte, hervorgehoben werden. Aber auch die Ausführungen über die Geschichtsphilosophie der jüngeren Periode wie über den Positivismus, über die Gesetze des historischen Wissens usw. sollen nicht übersehen werden. So wird auch dieser Teil des ganzen Werkes den beabsichtigten Zwecken aufs beste entsprechen.

Graz. J. Loserth.

Jakob Weiss, Die Dobrudscha im Altertum. Historische Landschaftskunde. Mit 11 Tafeln und einer Karte. Sarajevo, Daniel A. Kajon 1911. 8⁰. (2 Blatt, 94 SS., 11 Tafeln, 1 Karte). Preis K 3·— = Mk. 2·50. (Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen, herausgegeben von Carl Patsch, Heft 12.)

Die Dobrudscha, die heute zwischen Rumänien und Bulgarien geteilte Landschaft, welche im Westen und Norden von der untersten Donau, im Osten und Südosten vom Schwarzen Meer begrenzt wird, im Südwesten allmählich in die bulgarische Kreidetafel übergeht, dem Philologen und Historiker vor allem bekannt durch *Tomi* (h. Konstantza), den Verbannungsort Ovids, und das archäologisch viel umstrittene *Tropaeum Traiani* (h. Adamklissi), hat in dieser fleißigen und umsichtigen Arbeit eines jüngeren Gelehrten der Wiener Schule, der durch mehrere treffliche Untersuchungen aus dem Bereiche der alten Geographie dafür wohl vorbereitet war, die erwünschte monographische Behandlung ihrer antiken Landeskunde erhalten. Der Verf. verbindet eingehendes Studium der bisherigen Literatur über diesen ethnographisch und kulturhistorisch wichtigen Teil der Provinz *Moesia inferior*, aus welcher namentlich die Veröffentlichung der von österreichischen Expeditionen in Bulgarien erzielten epigraphischen und ortskundlichen Ergebnisse (durch E. Kalinka, Schriften der Balkankommission, Ant. Abt. IV 1906) hervorzuheben ist, mit eigener Beobachtung, welche ihm durch das von Karl Patsch geleitete Institut für Balkanforschung zu Sarajevo ermöglicht wurde. Diese Reise wird allerdings, soviel ich sehe, nur einmal, ganz am Schlusse (S. 84), ausdrücklich, aber auch hier nur ganz kurz erwähnt; es wäre richtiger gewesen, sie gleich im vorhinein mit einer kurzen Schilderung ihres Verlaufes anzuführen, um die Autopsie des Verf. als eine Hauptquelle seiner Angaben deutlich hervortreten zu lassen. Auch vermißt man eine, wenn auch nur gedrängte geschichtliche Einführung in die früheren Reisen und Forschungen, welche die antike Landschaftskunde der Dobrudscha begründet und vermehrt haben.

Die Art und Weise, wie Weiss in knapper Fassung und klarer Disposition (I. Physische Geographie; II. Bevölkerung; III. Siedlungen) die Tatsachen darlegt, läßt den geschulten Geographen erkennen. Obgleich das Gebotene sich im ganzen streng auf das der antiken Landeskunde dienliche Material beschränkt, so fällt doch, namentlich in der Darstellung der physischen Geographie, auch für den modernen Geographen so manches Wissenswerte und Interessante ab. Besonders aber wird durch die schlichten und sachlichen Angaben des Verf. für den Philologen die Landschaft, in welcher Ovid seine Tristien und *Epistulae ex Ponto* geschrieben hat, in ihrer Eigenart und Stimmung lebendig: das rauhe Klima, welches im Winter den Strom und die Küstenränder des Meeres gefrieren läßt und so das Eindringen barbarischer Raubscharen vom jenseitigen Donauufer ermöglicht, die weite, baumlose Ebene, das

Nebeneinander der getisch-skythischen Barbarei und der mühsam um ihre Existenz ringenden Hellenenkultur der Küstenstädte. Ein künftiger Erläuterer jener ovidischen Dichtungen wird wohl in vielen Punkten die vorliegende Schrift mit Nutzen zurate ziehen. Auch für die folgende Zeit der gefestigten römischen Herrschaft, welche zu dem griechischen Einfluß stellenweise, namentlich im Innern der Landschaft, einen romanischen Einschlag gebracht hat, und für die frühbyzantinische Epoche enthält die vorliegende Schrift zuverlässige ortskundliche Aufschlüsse, die in einer sorgfältigen Karte zusammengefaßt werden.

Weitere Auskünfte sind von systematischen Grabungen in den einzelnen antiken Siedlungen zu erwarten, wie eine solche mit schönem Erfolge im Jahre 1911 im Kastell und *Vicus Ulmetum* (h. Tschatal-Orman) von Vasile Pârvan veranstaltet wurde; vgl. dessen Abh. '*Cetatea Ulmetum*', *Analele Academiei Române*, Ser. II, Band XXXIV (1912), p. 497 ff., wo ebenfalls eine sehr beachtenswerte Karte der Dobrudscha in römischer Zeit, mit Angabe des Straßennetzes, beigefügt ist.

Der in einer Offizin von Sarajevo hergestellte Druck der Weiss'schen Arbeit ist — abgesehen von einigen unbedeutenden Druckfehlern — recht sauber und gediegen.

Prag. A. v. Premerstein.

K. Wolletz, Arithmetik und Algebra für die vierte Klasse der Realschulen. A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1912. Preis geb. K 2·20.

W. hat das Erbe nach dem in den Ruhestand getretenen Regierungsrate Direktor M. Glöser angetreten und es übernommen, das von diesem begonnene Lehrbuch der Arithmetik für Realschulen fortzuführen. Er hat im vorliegenden Bändchen für die 4. Klasse seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst, mit sachkundiger Hand manche schwache Seite bisheriger Darstellungen vermieden und Lehrer und Schüler durch verständige Winke auf die nur dem erfahrenen Schulmanne bekannten Klippen aufmerksam gemacht. Ganz besonders anerkennend hervorzuheben ist seine, aller Dogmatik entsagende Lehrform, die teils durch konkrete Beispiele, teils durch zum Nachdenken anregende Vorfragen den Schüler in den neuen Stoff einführt, aber auch nachträglich, wenn auf diese Weise neue Probleme gestellt, neue Begriffe ungezwungen erarbeitet und neue Beziehungen anschaulich erkannt sind, durch weitere spannende Fragen das Erworbene vertieft, festigt und fruchtbar macht. Im Theoretischen wird dem Schüler nicht allzu viel zugemutet, das Beweisen wird auf ein Minimum reduziert;

dafür wird in den Denkaufgaben manche harte Nuß zum Knacken gegeben. Indem so der Verf. durchwegs die Frageform bevorzugt, handelt er ganz im Sinne der neuen Lehrpläne, welche verlangen, mit den Schülern möglichst viel in der Schule zu erarbeiten und ihre Selbstbetätigung zu steigern. Auch die Verbindung mit den einschlägigen Unterrichtsfächern und dem wirklichen Leben wird durch zahlreiche passende Beispiele aus Geometrie, Physik, Chemie, Geographie und der Praxis hergestellt. Das funktionale Denken wird mit Absicht durchwegs geübt — nur die Veränderlichkeit der Resultate bei Änderung der Rechenelemente hätte etwas stärker betont werden können. Geometrische Veranschaulichungen und graphische Darstellungen werden reichlich herangezogen; über letztere handelt noch ein eigener lehrreicher Anhang mit gutgewählten Beispielen. In die Lehre von den Gleichungen wird der Schüler vorsichtig eingeführt und dabei der Einblick in den Zusammenhang der Operationen vertieft. Die Sprache ist durchwegs einfach, klar und korrekt. Ausstattung und Druck sind völlig einwandfrei. Druckfehler wurden überhaupt nicht gefunden, wie denn das ganze Büchlein nach Inhalt und Form den Eindruck großer Sorgfalt macht. Die Beweise durch Probe möchte Ref. am liebsten ganz vermieden sehen, weil sie dem Grundsatze des Selbstsuchens und Erarbeitens direkt widersprechen, indem sie das dogmatische Diktieren der Lehrsätze voraussetzen, den Einblick in den Realgrund derselben verdecken und manchmal auch künstlich sind, daher aus allen diesen Gründen wenig befriedigen. So die Beweise der Sätze: $\frac{a}{b} . c = \frac{ac}{b}$, $\frac{a}{b} : c = \frac{a}{bc}$, $\frac{a}{b} : \frac{c}{d} = \frac{ad}{bc}$. Bei den Textgleichungen ist der Verf. zwecks Vornahme der Diskussion vielleicht etwas zu rasch zu allgemeinen Aufgaben übergegangen, bevor noch die Schwierigkeiten des Ansatzes überwunden sind (z. B. bei den Bewegungsgleichungen mit einer Unbekannten und bei den Mischungsaufgaben mit zwei Unbekannten). Auch den Übergang zur Auflösung eines Systemes von zwei linearen Gleichungen mit zwei Unbekannten vollzieht sich etwas unmotiviert und sprunghaft. Im Produkte $a\,b$ sieht der Verf., entgegen der gebräuchlichen Annahme, den ersten Faktor als Multiplikator an und beruft sich dafür auf die Sprechweise a mal b und die Schreibweise $3a$, na. Dagegen spricht der Umstand, daß der Multiplikand sachlich das Primäre und sprachlich das Subjekt ist, sowie die Anologie mit Dividend und Divisor. W. selbst erliegt nachträglich öfters wieder der Macht der Gewohnheit und der Tatsache, wenn er z. B. S. 14: $(a\,b)\,c = (\overset{1}{a} + \overset{2}{a} + \ldots + \overset{b}{a})\,c$ setzt, und S. 17 in $(3x^2 - 2x + 1)(-2x)$ die Multiplikation eines Polynomes mit einer negativen Zahl und S. 21 in $\frac{a}{b} . c$ die Multiplikation eines Quotienten mit einer Zahl sieht. Zum Verständnis des Winkes S. 97:

„Oft kann man mit weniger (als?!) Unbekannten, also mit weniger Gleichungen die Aufgabe lösen“, wäre der Schüler auf die enthymematische Lösung einer oder mehrerer Gleichungen als das Wesen dieser Abkürzung aufmerksam zu machen. S. 5 wird nur gesagt, was eine Identität nicht ist, — keine Aufgabe; die Ergänzung, was sie ist, fehlt. Sprachlich wären zu verbessern: S. 1 „Kann man auch Strecken addieren, und wie tut man dies?“ und S. 74: „Eine Zahl ist aber dieses Zeichen ∞ nicht.

Das Buch ist eine verdienstvolle Arbeit des Verf., steht völlig auf der Höhe der Zeit, trägt den Forderungen nach einer gesunden Modernisierung des mathematischen Unterrichtes gebührend Rechnung und kann daher den Fachkollegen zum Unterrichtsgebrauche bestens empfohlen werden.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Anton Kerner v. Marilaun, Pflanzenleben. 3. Auflage, neubearbeitet von Dr. Adolf Hansen. 1. Band, XII und 495 SS. mit 159 Abbildungen und 28 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1913.

In dem Vorwort zu dieser neuen Auflage hat der Bearbeiter, Prof. Dr. Ad. Hansen, dem großen Wiener Gelehrten ein Denkmal wissenschaftlicher Verehrung und treuer Liebe gesetzt. — Anton v. Kerner (geb. 1831 zu Mautern in Niederösterreich, gest. 1898 in Wien) war ein echter Naturforscher, der mit seiner auf chemisch-physikalischer Bildung fußenden induktiven Methode der Schöpfer der Biologie auf dem Gebiete der Botanik geworden. Die Biologie befaßt sich mit der Aufklärung der praktischen Bedeutung der Organe und Einrichtungen des Pflanzenkörpers für das Leben der Gewächse.

Ganz mit Recht hebt H. hervor, wie das große Werk Kerners (in 1. Auflage 1880 erschienen) der Wegweiser für die Einführung des biologischen Unterrichtes an den Schulen geworden ist, wie durch dasselbe die jetzt in Verwendung stehenden Lehrbücher der Pflanzenkunde für Mittelschulen ihre charakterische Fassung erhalten haben. In seinem „Pflanzenleben“ hat Kerner ein reiches Material von selbständigen Beobachtungen der Pflanzenwelt verschiedener Gegenden, in verschiedenen Lagen und unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen, zusammengetragen. Seine Darstellung ist in einem blühenden Stil geschrieben, aber frei von jedem Gedankenfluge, der sich in das Poetische verlieren würde; seine Darstellung ist anerkanntermaßen eine klare, wissenschaftliche, in einer anziehenden und leicht faßlichen Form gegeben. K. hat in seinen Schilderungen das Leben der Pflanze vor dem geistigen Auge des

Lesers entrollt und getrachtet, das Interesse und Verständnis für diesen Zweig der Wissenschaft zu wecken und zu fördern.

Hansen hat es übernommen, das große Werk bei dessen Neuauflage auf einen moderneren Standpunkt zu stellen, im Einklange mit den Errungenschaften der Wissenschaften seit 1896 (dem Jahre des Erscheinens der 2. Auflage des „Pflanzenlebens"), ohne dabei das eigentliche Werk zu verändern, da es sonst nicht mehr Kerners eigenstes Werk geblieben wäre. Vielmehr war H. mit der größten Sorgfalt bemüht, den ursprünglichen Text zu erhalten, die neu eingeschobenen Teile diesem möglichst anzupassen; sowohl die meisten prinzipiellen Erörterungen, als auch die Fülle der Beobachtungen des Autors sind bewahrt. — Notwendigerweise mußten einige Kapitel umgearbeitet, einige Abschnitte neu eingeschoben werden; es gelang H. diese Durchführung in einer Weise, daß der einheitliche Eindruck des Werkes dadurch keineswegs gestört wird.

Die neue Auflage des „Pflanzenlebens" soll in drei (statt in zwei) Bänden erscheinen; der erste vorliegende Band behandelt die Zellenlehre und die Biologie der Ernährung; der zweite, demnächst zu erscheinende Band wird die Biologie der Fortpflanzung bringen; im dritten wird die Systematik folgen. — Der erste Band reicht bis zu Seite 544 des 1. Bandes der I. Auflage von Kerners Werk. — Die Einleitung ist — abgesehen von den stellenweise vorgenommenen Änderungen, auf welche hier näher einzugehen unmöglich ist — im ganzen erhalten geblieben, wie sie in dem ursprünglichen Texte vorliegt. Der I. Abschnitt, „Das Lebendige in der Pflanze", befaßt sich mit der Natur, Bewegung und mit den sonstigen Tätigkeiten der Protoplasten; der nächste (II.) Abschnitt behandelt die Aufnahme anorganischer Stoffe als Nahrungsmittel, einschließlich der damit zusammenhängenden bodenändernden und bodenbildenden Tätigkeit der Pflanzen; die Biologie der Ernährung (Kohlenstoff-Assimilation) bildet den Vorwurf des III. Abschnittes, worauf in einem längeren (dem IV.) Abschnitte das Verhalten der Pflanzen zum Wasser (Regen, Bodenwasser, Wasserbahnen in der Pflanze, Verdunstung) ausführlich erörtert wird; der V. Abschnitt bespricht den Stoffwechsel und die Stoffwanderung; in dem folgenden (VI.) wird die Pflanzenernährung unter Benützung organischer Substanz (Insektivoren, Parasiten) vorgeführt, um die Ernährungsvorgänge sodann durch die Betrachtung der Ernährungsgenossenschaften (Symbiose, Abschn. VII) abzuschließen. Der letzte (VIII.) Abschnitt dieses Bandes handelt von den allgemeinen Bedingungen des Pflanzenlebens (Atmung, Licht, Wärme).

Die Abbildungen und die Tafeln sind größtenteils dieselben geblieben, nur durch einige schwarze und kolorierte (nach photographischen Reproduktionen von Hansen u. a.) noch ergänzt. Zum Schlusse des Bandes ist, sehr praktisch, ein Register zu demselben gegeben.

Das Werk bleibt, in seiner neuen Auflage, eine höchst interessante Zusammenstellung der pflanzenbiologischen Vorgänge in geordneter Übersicht. Für die große Mehrheit geschrieben, bietet es doch auch dem Gelehrten des Interessanten genug. Ohne Zitate von Autoren und Quellen, welche für den Forscher und Fachmann zwar von Wert sind, welche er aber an anderer Stelle aufzusuchen wissen wird, beruht die Vorführung der Lebensvorgänge in den Pflanzen ausschließlich auf den neuesten positiven Forschungsergebnissen.

Pola. R. Solla.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Klassische Philologie und Förderung der Redegewandtheit im Mittelschulunterricht.

I.

Seit den Tagen eines Cicero, eines Caesar haben die Völker romanischer Zunge bis heute ein feines Ohr für die Schönheit des geschriebenen wie des gesprochenen Wortes; Albions Söhne danken ihrer Jahrhunderte alten Verfassung die hohe Stufe der Vervollkommnung, die sie in der Beredsamkeit, zumal in der Kunst des öffentlichen Meinungsaustausches erreicht haben: nur das Volk der Dichter und Denker hat bisher das Kleid des Gedankens gegenüber diesem selbst arg vernachlässigt. Erst die Verallgemeinerung der bürgerlichen Rechte, des Wahlrechtes, der Teilnahme an der Staatsleitung sowie die ungeheure Verschärfung des wirtschaftlichen Kampfes ließen die Wichtigkeit des mündlichen Gedankenausdrucks mehr und mehr erkennen. Schon der platte Nützlichkeitsstandpunkt also macht es begreiflich, wenn die Schulbehörden immer dringender zur Förderung der Redegewandtheit im Mittelschulunterricht auffordern, so wieder in dem Erlasse vom 22. Oktober 1913, Z. 1163.

Doch ist dabei auch die Überzeugung wirksam, daß die Freude am Schönen unbewußt und unbeabsichtigt zur Freude am Guten führt, „... denn böse Menschen haben keine Lieder". Wie Dichtung und Musik wirkt aber auch die kunstvoll gestaltete Rede erziehlich auf Redner und Hörer[1]). Jener lernt seine Gedanken sammeln, nicht zur Sache Gehöriges strenge ausscheiden, kurz, überlegen, ehe er spricht: sich selbst, sein Seelenleben erforschen, um auf fremde Seelen zu wirken. So lernt er sich und andere verstehen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere sein. Der Zuhörer wieder gewöhnt sich, den Nebenmenschen anzuhören und seine Gründe zu würdigen. Auch er lernt also Leidenschaft,

---

[1]) R. Wallaschek, Psychologie und Technik der Rede.

Ungeduld der Vernunft unterordnen: Besonnenheit. In dieser erziehenden Wirksamkeit liegt erst die wahre Berechtigung der Redegewandtheit, in der Schule gepflegt zu werden.

Im oben erwähnten Erlasse wird nun verlangt, alle Unterrichtsgegenstände, nicht bloß der Deutschunterricht, sollen die Schüler in der sprachlichen Gewandtheit fördern. Damit sind die anderen Fächer nicht zu Dienern des germanistischen Unterrichtes herabgedrückt. Solch kleinlicher Rangstreit ist lächerlich, der Schule unwürdig. Alle Gegenstände müssen einträchtig auf den jungen Menschen einwirken, um ihm eine ausgeglichene Erziehung zu bieten. Zweck der Mittelschule ist doch (geistige und sittliche) Ausbildung als Vorbereitung für ein wissenschaftliches Studium. Dazu müssen alle Fächer miteinander einig sein, in Fühlung bleiben, müssen alle zwischen den einzelnen Fächern bestehenden Beziehungen sorgfältig beachtet werden, damit der Schüler jedes Wissensgebiet in den Bereich seines Wissens einordne, die Wissenschaft als Einheit auffassen, sich allmählich selbst eine einheitliche Weltanschauung bilden lerne. Sonst erwürbe er vielleicht eine Menge Einzelkenntnisse, ohne sie aber an ihrem Ort in den Bau seines Wissens eingliedern zu können.

Ebenso sittlich wertvoll, daher notwendig für die Erziehung, wie diese harmonische Ausbildung des Einzelnen als solchen ist die Weckung des Bewußtseins, mit unlöslichen Banden an ein größeres Ganzes gebunden zu sein, einem durch gemeinsame Sprache, Sitte und Geschichte geeinten Volkskörper anzugehören. Dieser Allgemeinheit durch möglichst hochwertige Leistungen das zu vergelten, was man ihr dankt, d. i. „alles, was man ist und hat“, diese Pflicht kann den Schülern nicht tief genug ins Herz gesenkt werden. Sozial aber wirkt schon jeder, der einen ehrlichen Beruf treu erfüllt. Kann nun selbst der einfache Handwerker oder Arbeiter oder Kaufmann aus einer gewissen sprachlichen Gewandtheit nur Nutzen ziehen, wie soll dann diese Gabe ein Mensch missen können, der einen der „leitenden“ Berufe anstrebt, zu denen die Mittelschule wenigstens mittelbar führt?

Wohl ist die Unterrichtssprache ein gemeinsames Band, das — außer jener oben besprochenen inneren, wissenschaftlichen Verbindung — alle Fächer miteinander verknüpft, wohl können und sollen daher alle Gegenstände durch sorgsame Beachtung des (mündlichen) Gedankenausdruckes zur Förderung der Redegewandtheit beitragen, indes in höherem Maße als (außer dem Deutschen) alle anderen Fächer, gewiß aber in ganz anderer Art als diese kann der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache zu diesem Zwecke verwertet werden.

Nur darf nicht übersehen werden, daß der altsprachliche Unterricht sein ihm allein eigenes Ziel laut Lehrplan unter allen Umständen behält: Vermittlung des zur geistigen und sittlichen Erziehung Wertvollsten aus dem griechisch-römischen Schrifttum und dadurch Einführung in das Verständnis der alten Kultur als der Grundlage der Kultur der Gegen-

wart. Die Förderung der Redegewandtheit kann nur ein Nebenziel sein, das uns Philologen allerdings hochwillkommene Gelegenheit bietet, den befruchtenden, Leben spendenden Einfluß der Beschäftigung mit der Antike den Anforderungen unseres modernen Lebens gegenüber aufs neue zu beweisen.

Wie also kann und soll der klassische Philologe den deutschen Gedankenausdruck seiner Schüler fördern?

Wie die Vertreter aller anderen Fächer kann er dies tun, indem er in seinen Latein- oder Griechischstunden passende kleine Sprechübungen einschaltet; so kann man natürlich dazu die zusammenfassende Besprechung des Inhalts beim Beenden eines ganzen Werkes oder größeren Abschnittes daraus benutzen. Je höher die Klasse, desto mehr kann und soll die führende und bessernde Mitarbeit des Lehrers zurücktreten, so daß diese Inhaltsangabe allmählich zu einer zusammenhängenden Rede wird. Allein dies war doch stets gang und gäbe im philologischen Unterrichte. Und außerdem teilt er ja diese Pflicht zusammenfassenden Überblickes über größere Gebiete mit allen anderen Fächern. Also ist diese Art von Förderung der Redegewandtheit nicht aus dem Wesen des philologischen Unterrichtes selbst abzuleiten. Aber darauf kommt es mir eben an, daß und wie dieser aus seiner Eigenart heraus für unseren Zweck nur ihm selbst eigentümliche Hilfsmittel an die Hand gibt.

Dabei muß ich nun scheiden zwischen dem grammatischen Unterricht und der Lektüre der Autoren. Ich behandle jenen zuerst, eben weil er der Zeit nach und, wie ich beweisen zu können hoffe, auch an Wichtigkeit für den uns beschäftigenden Zweck der Lektüre vorangeht [1]).

Wie einem eine bestimmte Farbe desto mehr in ihrer Nuance zum Bewußtsein kommt, je größer der Unterschied zwischen ihr und ihrer Umgebung ist, ebenso wird sich der nie so sehr der Eigenart seines Heimatsdialektes oder seiner Sprache bewußt werden, der nie Angehörige anderer Dialekte oder anderer Sprachen sprechen gehört hat. Je größer nun der Unterschied der eigenen und der zum Vergleiche benutzten Sprache ist, desto deutlicher treten die Eigentümlichkeiten jener hervor. Die modernen Kultursprachen ähneln aber, zumal in der Satzbildung, einander zu sehr, als daß sich das Deutsche als wesentlich verschieden davon abhöbe. Anders bei den antiken Kultursprachen. Gerade in der Fremdartigkeit ihrer Formbildung liegt ihr Wert für die Förderung deutschen Sprachbewußtseins [2]). Den allgemein charakterbildenden Wert, den die Überwindung von Schwierigkeiten besitzt, bringe ich dabei noch gar nicht in Anschlag. Grammatik, d. i. Beob-

[1]) Über die Verwertung des Lektüreunterrichtes für die Förderung der Redegewandtheit behalte ich mir eine ausführliche Darstellung für später vor.

[2]) Der streng grammatikalische Unterricht im Latein ist das beste Mittel, die Schüler zum tieferen Verständnis ihrer eigenen Muttersprache zu bringen. A. Scheindler, Methodik f. d. Unterr. i. d. lat. Sprache, S. 2.

achtung der sprachlichen Erscheinungen hinsichtlich ihrer durch die Gesetzmäßigkeit der zugrundeliegenden Seelenvorgänge bedingten Gesetzmäßigkeit ist nichts anderes als angewandte Psychologie. Lernt aber der Schüler ergründen, was der Redende ausdrücken will und oft nur undeutlich ausdrückt, so wird er dadurch in der steten Prüfung eigenen wie fremden Seelenlebens geschult: er wird, ohne ihn zu kennen, Catos Rat befolgen: „*Primus cogites, postremus dicas*". Nicht will ich dabei sprechen von dem tieferen Einblick in die historische Entwicklung des Deutschen, den der Vergleich mit der Geschichte der griechischen und römischen Sprachformen bietet. Vom heroischen Epos bis auf Demosthenes, von Cicero bis Tacitus lernt der zur Beobachtung angeleitete Schüler doch so viele Stadien der Sprachgeschichte kennen! Dann (besonders im Griechischen) der Einblick in die allmähliche Verschmelzung der Dialekte zur Gemeinsprache, zur Schriftsprache (Parallele mit der deutschen Schriftsprache). Die stilkünstlerischen Nuancen werden durch ihre Ableitung aus dem Zweck der betreffenden Gattung den künftigen Redner auch nur fördern können.

Doch wohlgemerkt: dies sind allgemeine Richtlinien für die Behandlung der Grammatik; wann und wo die passende Gelegenheit zu einem Hinweis oder auch zu einer längeren Erörterung in obigem Sinne winkt, muß dem sachkundigen Lehrer überlassen bleiben[1]). Er wird schon von selbst das schädliche Zuviel vermeiden. Soll unsere Mittelschule zum streng wissenschaftlichem Studium leiten, so muß die Wissenschaft dem Lehrer gleich einem Stern Wegweiser sein; so muß in immer steigendem Maße die Jugend zu wissenschaftlicher Betrachtung herangebildet werden. Worin besteht denn diese? Nun denn! Über dem Eingang zur philosophischen Fakultät der alten Wiener *Alma mater* steht: „*Causarum cognitio*". Selbst ganz kleine Kinder fragen schon, wenn ihnen etwas Neues unterkommt, warum dies nicht so geschehe, wie sie es bisher sahen. Darauf nichts antworten, hieße doch die Kinder vom Nachdenken abschrecken. Auch der Lehrer muß, zumal an einer zur Wissenschaft führenden Schule, am rechten Ort das Staunen der Kleinen über etwas Neues — bekanntlich ist aber dies Staunen der Anfang zur Philosophie — in einer für Kinder verständlichen, jedenfalls aber wissenschaftlich einwandfreien Weise befriedigen. Gerade der Wissenschaftler hat, wofern er nur pädagogisch richtig vorgeht, in der Schule seinen Platz, der Nur-Pädagoge, der bloße Routinier ist unmöglich der geeignete Wegweiser zur Wissenschaft.

Ich beginne also mit dem die ersten zwei Klassen umfassenden lateinischen Anfangsunterricht. Die Einrichtung, daß in der Regel der Latein- und Deutschunterricht in der Hand eines Lehrers vereinigt ist, wird sich auch für unsere Zwecke als ebenso nötig wie vorteilhaft erweisen.

---

[1]) Karl Brugmann, Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft, Straßburg 1910: „Wo und wie diese Verwertung im einzelnen zu geschehen hat, das muß dem Takt des Unterrichtenden überlassen bleiben".

Bekanntlich schickt man dem eigentlichen Lateinunterrichte der Prima mehrere bloß mit (den Lehrer über das Wissen der Schüler orientierenden) Deklinations-, Konjugations- und Analysierübungen an deutschem Sprachgut zugebrachte Stunden vorauf und hat auch noch später oft während des Lateinunterrichtes Veranlassung, sich bei dem oder jenem Schüler über seine Fixigkeit in deutscher Flexion und Analyse zu vergewissern. Da hat man keine Zeit, mit der Berichtigung von Verstößen gegen die deutsche Sprachlehre bis zur Deutschstunde zu warten. „*Bis dat, qui cito dat*". Also die Elemente der Redefertigkeit, Sicherheit im Gebrauche der Wortformen, bringt den Kindern vielfach gerade die Lateinstunde. Dieses sich klar werden über die Bedeutung der Wortformen für den ganzen Satz wird aber noch wesentlich verstärkt durch das, was nun der Lateinunterricht als solcher bietet, nämlich durch die stete Vergleichung von Deutsch und Latein, die die Instruktionen ohnedies als unerläßlich für den (Latein- und Deutsch-) Unterricht bezeichnen. Es staunten meine Primaner, als nach einer Reihe Feminina auf *-a* auftauchte: *poeta* der Dichter, *luna* der Mond. Absichtlich hatte ich vorher nichts von natürlichem und grammatischem Geschlecht gesprochen, um den Eindruck dieser überraschenden Vergleichung desto tiefer werden zu lassen. So kommt den Büblein am fremdsprachlichen Material jenes erst deutlich zum Bewußtsein, was sie von klein an unbewußt geübt und getan. Sie lernen: „Die Rose" kann heißen *rosa* oder *rosam*, den Menschen *hominem* oder *hominibus*; mit Feuereifer stöbern sie von selbst solche doppeldeutige Formen (auch im Latein: *rosae* Gen. Dat. S., Nom. Voc. Pl.) auf. Der Schüler hört: *terra* Erde, Land, *rivus* Bach, Fluß, *oppidum* Festung, Stadt, oder anderseits Fluß-*rivus* oder *flumen*, Stadt-*oppidum* oder *urbs*, fleißig: *impiger, adsiduus, sedulus*; tapfer: *impavidus, fortis*. Er wundert sich, daß so oft je ein lateinisches (deutsches) Wort mehreren deutschen (lateinischen) Worten entspricht. Er fragt, wann er *impiger*, wann *adsiduus*, wann er *sedulus* setzen soll. Darf ich ihm die Antwort schuldig bleiben? Der Schüler hört, daß *herba* z. B. bedeutet: Pflanze, eine Pflanze, die Pflanze. Soll er dies nicht gedankenlos leiern, so muß ich ihm mitteilen, daß, der Lateiner für „die" und „eine" kein eigenes Wort hat. Noch mehr aber staunt er, wenn ich ihm vorlege: Dieser Apfel ist süß, Der Apfel ist süß (Betonung). Unbekanntes „Der" — Der Apfel ist süß — ist aber der liebe, traute Artikel. „Also, Jungens", sag' ich, „auch unser Deutsch hat einmal keinen eigenen Artikel gehabt!" Die Erklärung der Unterschiede der pronominalen und der substantivischen Deklination — auch von den Instruktionen gegenüber den Ausdrücken „starke" und „schwache" bevorzugt — lassen sich jetzt spielend klar machen an ein paar Beispielen von Substantiv und Attribut ohne, bezw. mit Artikel[1]). Für das Possessiv der dritten Person hat der Deutsche: „sein, ihr, sein" im Sing., „ihr" im Plural. An „*suus*,

[1]) Ähnlich kann man später für Latein und Deutsch gleichzeitig die Entstehung der unbestimmten Fürwörter und Pronominaladverbien aus den fragenden ableiten.

-a, -um", das sich auf einen einzelnen wie auf mehrere Besitzer beziehen kann, ersieht der Schüler deutlich das jenen deutschen Pronominen Gemeinsame, daß sie nämlich auf die dritte Person sich beziehen; ebenso lehrt das lateinische „*eius*", bezw. „*suus*" das „sein" verstehen.

Das Adjektiv und das Adverbium, die sich im Deutschen nur höchst selten durch die Flexion jenes äußerlich unterscheiden, treten für den Schüler sofort scharf auseinander, wenn er sieht, erstens das Adjektiv nimmt im Latein sowohl als Attribut wie als Prädikatsnomen an Geschlecht, Zahl, Fall des Substantivs teil, während das Adverb stets indeklinabel ist, zweitens dieses ist durch einen besonderen Ausgang (und bei *bene* durch einen anderen Vokal im Wortinnern) gekennzeichnet.

Doch von diesem Hinweis auf allgemeine sprachgeschichtliche Erklärungen zurück zum Vergleich von Latein und Deutsch! „*Laudo* — ich lobe". Der Schüler merkt, daß dem einem Verbum *laudo* im Deutschen Pronomen und Verbum entsprechen, daß dem *laudatis* entspricht „ihr lobet".

Nun da frage man ihn bloß: „Wenn ich sage: 'Lobe Gott', was will ich damit sagen?" Der Knabe wird antworten: „Herr Professor wollen mir befehlen, daß ich Gott loben soll". Aha! Nun aber: Was heißt: „Ich lobe Gott"? Der Schüler antwortet: „daß Herr Professor Gott loben". „Folglich", sag' ich ihm, „muß ich im Deutschen das Fürwort beisetzen, um zu zeigen, daß ich etwas aussagen will, ohne das Fürwort wäre es ein Befehl, denn beides, Befehls- und Aussageart, lauten in dieser Person und Zahl im Deutschen gleich! Wie steht's im Latein? „Ich lobe ...?" „*Laudo*", „Lobe?" „*Lauda*". Lauten also Befehl und Aussage auch im Latein gleich? Nein. Siehst du! Deshalb genügt im Latein das einfache *laudo*, wo ich im Deutschen noch das Fürwort setzen muß". Ebenso bei „*laudatis*" — ihr lobet, weil „lobet" allein — *laudate*. An *fui* und *ero* — besonders bei Schnitzern, so z. B. „ich bin gewesen, *sum fui*" — läßt sich bequem darauf hinweisen, daß Perfekt und Futur von „ich bin" zusammengesetzte Zeiten sind, denen im Lateinischen einfache entsprechen. Der (mundartliche) Abfall der Vorsilbe „ge" im Part. Perf. („er ist gangen"), der in zusammengesetzten Verben auch der Schriftsprache eignet, läßt sich durch die Parallelerscheinung im Latein gut beleuchten (*spondeo—spopondi*, aber *respondi*)[1]). Der Mangel an einem Partizip. Perfekt. Akt. im Deutschen findet sein Gegenstück im Latein, kann daher einem deutschen Schüler so recht fühlbar gemacht werden erst an Formen wie *expertus (aliis confide)*. Er merkt, „erprobt" gibt da keinen Sinn, er wird auf den Temporalsatz geführt, und lernt so Fehler vermeiden, wie ich einen finde auf einer Geschäftsankündigung: „... seit Jahren sich bestens bewährtes Vogelfutter".

Im gleichen Fall sind Latein und Deutsch auch hinsichtlich des Part. Präs. Pass. Indem der Römer *arbitratus, ratus, usus, veritus, confisus* und *diffisus* in präsentischem Sinne verwendet, gesteht er jenen

[1]) Im Lesebuch von Bauer-Jelinek-Pollak-Streinz 1912, S. 94, St. 64 Weihnachtslieder: Str. 2 „Christ, das Heil aller Frommen, ist kommen".

Mangel genau so ein wie wir, wenn wir z. B. „sogenannt“ verwenden in dem Sinne von „der so genannt wird“, was der Lateiner prompt mit dem Präsens, und zwar wegen des Fehlens eines Part. Präs. Pass. durch einen ganzen Satz, übersetzt, ebenso wie die Part. Perf. deutscher intransitiver Verba: „die übergesetzten Truppen warfen sich sofort auf den Feind“ = *milites ubi amnem traiecerunt, hostem adorti sunt.* Gleichfalls aus Mangel an der entsprechenden Partizipialform sagt Livius XXVII 43, 3: „*cum primo incertis implicantes responsis, ut metus tormentorum admotus fateri vera coegit, edocuerunt litteras se ab Hasdrubale ad Hannibalem ferre.* Doch dies gehört schon ins Obergymnasium!

Ich will, ehe ich zur III. und IV. Klasse übergehe, zusammenfassend noch folgendes bemerken: Auf die geschilderte Weise treten dem Primaner und Sekundaner gerade im Lateinunterrichte durch steten Vergleich mit dem Deutschen, durch die Hervorhebung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten die Eigenarten der deutschen Wortformen klar vor die Seele. Mit diesem Bewußtwerden des Sprechens ist ein bedeutender Fortschritt erzielt. Der eigentliche Deutschunterricht hat bloß die Lesefertigkeit zu entwickeln, bezw. zu vervollkommnen, vor allem aber, was für unsere Zwecke in Betracht kommt, den Jungen die Zunge zu lösen, d. i. in häufigen, etwa jede Woche an einem Tage nach einem schul- und aufgabenfreiem Nachmittage abgehaltenen Sprechübungen sie zum unbefangenen Sprechen zu bringen [1]).

Da bietet sich eine Fülle wertvollster Erziehungs- und Unterrichtsgelegenheiten. Haben die Jungen nur erst volles Vertrauen zu ihrem Lehrer, dann ziehen sie sich auf seine Ausbesserungen nicht scheu in sich zurück, sondern trachten bald selbst, früher bemängelte Sprachfehler zu vermeiden. Das ist, ohne daß es die Jungen merken, Grammatikunterricht, der einen eigentlichen, systematischen Unterricht in der deutschen Grammatik auf dieser Stufe so ziemlich entbehrlich macht. Den besorgt eben zum guten Teil notwendigerweise der Lateinlehrer!

In der III. und IV. Klasse bietet im Latein zu reichlicher allgemein sprachlicher Erläuterung und besonders zu Vergleichen mit dem Deutschen die Syntax Anlaß, aus der ja schon in der II. wichtige Partien genommen wurden. Schon da kann man leicht für die Vertiefung des Verständnisses für den deutschen Satzbau viel erreichen. So durch die an zahlreichen Übersetzungsbeispielen geübte Unterscheidung der verschiedenen „daß-Sätze“ [2]), der verschiedenen Infinitive mit zu oder umgekehrt durch die mannigfachen Übersetzungen eines Acc. c. Inf., der verschiedenen Bedeutungen von *ut* oder *cum.* In der III. Klasse tritt aber zum Latein das Griechische, das ohne verständige Behandlung der lautgesetzlich bedingten Entstehung der einzelnen Formen einfach

---

[1]) Vgl. die Ausführungen Dr. A. Watzkes über den Deutschunterricht auf der Unterstufe im Programme des Troppauer deutschen Gymnasiums vom J. 1913.

[2]) s. unten.

auswendig lernen zu lassen dasselbe wäre, wie dürstend an einer reichlich sprudelnden Quelle vorbeizurennen. Z. B. bezüglich des Schwundes des intervokalischen Sigma: „*ποιητά-σων*“ ... lat. *poeta-sum* ... werden zu „*ποιητάων*,“ „*ποιητῶν*“ ... (zugleich Erklärung der Betonung auf der Endsilbe), bezw. *poetarum*. Diesen Rhotazismus hatten aber die Schüler schon in der Prima an Hunderten von Beispielen kennen gelernt, ohne es zu wissen: *os, oris, aes, aeris*, in der Tertia faßt man dies einmal zusammen und erinnert nun an halbvergessene Beispiele, wie: „was ein zerbrochenes Hufeisen was“ zum Beweise, daß auch das Deutsche einen ähnlichen Wandel des *s* kannte. Überhaupt kommt erst jetzt, da in Tertia die deutsche Grammatik eigentlich erst systematisch, mit ganz besonderer Rücksicht auf alte und auf mundartliche Formen sowie auf Lehn- und Fremdwörter, also auf die Geschichte der deutschen Sprache durchgearbeitet wird, eine Fülle von Gelegenheit zur Verwertung der zwei alten Sprachen für das Verständnis und die Fertigkeit hinsichtlich der Muttersprache [1]).

Formen wie *modus, genus, honos (honor)* oder *modestus, genesis* (*γένεσ[σ]ις*), *honestus*, neben *moderari, generis* usw. *generare, honorare* sind den Jungen bekannt, aus ihnen läßt sich ohneweiters gleich das Gesetz ableiten: *s*-Laut zwischen Vokalen fällt im Griechischen aus, im Latein geht er (um 300 v. Chr.) in *r* über, bleibt dagegen vor Konsonant und im Auslaut *genus, generis*; *γένος* und **γένεσος* führen uns den Ablaut *e* zu *o* vor, an Verben wie *λέγω* zu *λόγος*, *τρέπω* zu *τρόπος* *velle*, aber *volo* läßt sich der Grund dafür anzeigen [2]). Dies gibt an Beispielen wie *λείπω, λέλοιπα, ἔλιπον, πείθω, πέποιθα, ἐπιθόμην* (dies lernen die Schüler erst bei Homer kennen) zum Vergleich mit den Ablautreihen bei den deutschen Zeitwörtern Anlaß. Dann leiten die oft auch in der Bedeutung verschiedenen Doppelformen *ἐτρεψάμην, ἐτραπόμην, πέπεικα, πέποιθα* ebenso wie das Überwiegen des schwachen Passivaoristes darauf, daß im Deutschen die starken Verba von den schwachen in den Hintergrund gedrängt werden, so: fragte, nicht frug (die alten starken Imperfekte oft poetischer Sprache angehörig). Schon in der Prima bieten Fehler wie: „haute“ statt „hieb“, „ladete“ statt „lud“ Anlaß zur bloßen Feststellung der Doppelformen. Nun bringt speziell das Griechische mit Formen wie: *ἔστην, ἔστησα*; *ἔβην, ἔβησα* (Homerisch!); *ἔγνων, ἔγνωσα* (z. B. Herodot VIII 142); *πέφηνα, πέφαγκα*; *ἐφάνην, ἐφάνθην*; *εἴωθα, εἴθικα*; *ἀνέῳγα*, Gegenstück fehlt; *ἐγρήγορα*, dto.; Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß auch im Deutschen sehr viele Verba Doppelformen desselben Tempus aufweisen, von denen wie im Griechischen die sogenannten starken (alten) Formen intransitive Bedeutung haben, die schwachen (neueren) dagegen die transitive [3]); manchmal aber haben

[1]) Wobei sich Bücher wie Paul Cauers „*Grammatica militans*“ und Adolf Thimmes „Parallelsyntax der griechischen und lateinischen Sprache“ (Hannover 1912) trefflich eignen.

[2]) Nämlich die Assimilation des helleren an den dumpferen Vokal der Schlußsilbe, die im Vergleich mit der Anfangssilbe widerstandsfähiger ist gegen ändernde Einflüsse; s. Kretschmer (Gercke-Norden I 491, Mitte).

[3]) z. B. ich erblich, ich bleichte (die Wäsche); hing, hängte.

diese die eigentliche, jene die übertragene Bedeutung, z. B. „bewegte, bewog; erbleichte, erblich" (gerade umgekehrt: „es gor", eigentliche Bedeutung; „es gärte", übertragene); „pflegte, pflog; schleifte, schliff; schmelzt, schmelzte, hat geschmelzt" — dagegen „der Schnee schmilzt, schmolz, ist geschmolzen"; „der Regen schwellte den Bach an, so daß dieser anschwoll". Vgl. *Ἱστιαῖος τοὺς Ἕλληνας βασιλέως ἀφίστη, οἱ δ' οὐκ ἀπέστησαν.*

Ebenso läßt sich die Gleichheit der griechischen, lateinischen und deutschen Verbalendungen z. B. des Ind. Präs. sehr leicht anschaulich machen. Zunächst zeigt *πλούσιος* (aus *πλουτ-ιος*), *στάσις* (aus *στάτις*), wie *τι* (anfangs nur vor Vokalen) zu *σι* wurde; so geht *τίθησι* auf *τίθητι* zurück; *τιθέασι* aber ist aus *τιθέντι* entstanden; so kann man gelegentlich einmal (in Quinta mit Zuhilfenahme des Althochdeutschen), besonders dort, wo, wie in den deutschen Alpenländern, der Dialekt noch vielfach althochdeutsche Formen aufweist, so z. B. niederösterr.: „sie gengant" (sie gehen) auf der Tafel übersichtlich zusammenstellen:

**σιστημι*	*sisto*	hilfu
**σιστησι*	*sistis*	hilfis
**σιστητι*	*sistit*	hilfit
**σισταμεν*	*sistimus*	helfan
**σιστατε*	*sistitis*	helfat
**σισταντι*	*sistunt*	helfant

Oder der Vergleich von *βοός* und *bovis*, *βόες* zu *boves*, *βουσί* (aus *βοϝσί*) und *bobus*, *ναῦς* und *navis*, *νῆες* und *naves* führt auf die Tatsache, daß das Griechische (besser: Attische) einen Konsonannten *ϝ* früh verloren hat, nun ergeben sich Gleichungen wie *ϝοῖνος* = *vinum* (warum Neutrum? Eigentlich Akkusativ; vgl. andere Lehnwörter wie *Tarentum*, *cratera*, *amphora* usw.) und Wein, oder: *ϝοῖκος*, *vicus*, Weichbild; *ϝιδεῖν* = *videre*; *ϝειδέναι* : *wittan*.

Doch diese Etymologien ließen sich noch leicht vermehren; ich will von dem Ertrag für die Vertiefung des Verständnisses der deutschen Satzlehre sprechen, die sich aus dem Vergleich der beiden alten Sprachen ergibt. Schon die je nach dem, was der Redende besonders betonen will, verschiedene Übersetzung des „Man" ist da sehr wertvoll. Daß die Auslassung der Kopula in Sätzen: „Wie der Herr, so der Knecht" den Ausdruck präziser, apodiktischer erscheinen läßt, merken die Schüler auch im Latein an vielen Beispielen; so schon in der Prima: „*Aurora musis amica*". Ferner verlieren die gestrengen Kongruenzregeln des Latein viel von ihrem Schrecken, wenn die Schüler sehen, daß es ihnen auch im Deutschen gar nicht einfällt, anders als wie es die Logik fordert, zu konstruieren. So wird selbst der ungeschickteste Lateiner deutsch richtig sagen: „Ich und mein Bruder gehen spazieren". Will er aber sagen: „Du und mein Bruder geht spazieren", so geht das freilich nur mit Vorsatz von „Ihr"; ebenso würde im früheren Satze ein „wir" das „gehen" als erste Person noch deutlicher machen. Jedenfalls aber fühlt man da immer die Absicht des Sprechenden hervorzuheben, daß

eben von zwei Personen die Rede ist, von denen in einem Falle ich die eine bin, im anderen der Angeredete.

Wie der Lateiner, pflegt auch der Deutsche zwei einen Gesamtbegriff bildende Substantiva als Singular zu behandeln, wie auch die Konstruktion nach dem Sinne dem Deutschen, der sie als das Natürlichere gegenüber dem starren logischen Formalismus betrachtet, kaum erklärt werden braucht.

Ein Primaner wollte unlängst „*multitudo avium ante hiemem in Italiam migrant*“ sagen: er hatte vollkommen recht, „bitte, es sind doch viele Vögel“. Je selbstverständlicher dem deutschen Schüler diese Behandlung von Sammelnamen vorkommt, desto schärfer wird ihm der Unterschied gegen das Latein zum Bewußtsein kommen, wenn er in Tertia streng grammatisch zu konstruieren gezwungen wird. Ähnlich liegt es in Fällen wie *haec est pugna Marathonia*. Unser „dies“ (auch der Grieche kann sagen: *τοῦτό ἐστιν ἡ ἐν Μαραθῶνι μάχη*) rührt eben daher, daß wir das Objekt unserer Erkenntnis (das Subjekt im vorliegenden Satze) erst bei genauerem Zusehen als *pugna* erkennen, erst wenn die Beschaffenheit des zunächst bloß als ein Existierendes aufgefaßten Dinges feststeht, könnte nachträglich die Übereinstimmung des Subjekts mit dem Prädikatsnomen im Geschlecht hergestellt werden. Der Deutsche und der Grieche spricht also psychologisch richtig, der Römer logisch korrekt[1]), ähnlich wie er wohl sagt *tonuit* „es donnerte“, aber *Iove tonante*, also sich mit dem Konstatieren des Vorganges schlechthin nicht begnügt, sondern den vermeintlichen Veranlasser beisetzt.

Der Schüler lernt, im Latein stimmt die Apposition und das Participium coniunctum mit ihrem Beziehungswort stets im Kasus überein, er wird also gewöhnt, einen im Zeitungsdeutsch verbreiteten Verstoß zu vermeiden, z. B. „Er meldete dies seinem Chef, ein tatkräftiger Mann“, „Nunmehr reich geworden, war es ihm möglich, sich seinem Wohltäter dankbar zu erweisen“.

Auf den vieldeutigen Sinn vieler deutscher Worte je nach dem Zusammenhang lernt er achten an der verschiedenen Übersetzung von „als“: 1. beim Komparativ „*maior quam*“, 2. bei Zeitwörtern wie: „bezeichnen, aussehen, betrachten“ fällt es im Latein weg, 3. ebenso in Fällen, wo es einen (temporalen) Nebensatz vertritt, wie „*Cato senex Graecas litteras didicit*“. 4. Zur Einleitung eigener Zeitsätze dient jenes „als“, das im Latein je nach dem, was der Redende ausdrücken will, bald mit einem *cum* mit Indikativ, bald mit einem *cum* mit Konjunktiv, bald mit *postquam*, zur Bezeichnung der unmittelbaren Folge durch *ubi* (vgl.

[1]) Gerade der strenge Zwang des Latein betreffend Übereinstimmung von Subjekt und Prädikat im Geschlecht, Zahl und Fall führt den Schüler zur scharfen Erfassung des Sinnes deutscher Sätze, wenn er z. B. angestiftet wird, in dem Satze: *Haec māla sunt magna* das *magna*, als wenn es ganz allein stünde, mit große zu übersetzen, und er dann daraufkommt, daß dadurch das Vorhandensein auch anderer als großer Äpfel, also ein Gegensatz, angedeutet wäre.

unser im Dialekt häufiges „wo"[1]), z. B. „gestern, wo ma no beinander warn"), *simulatque, ut* (eigentlich: „wie") gegeben wird. 5. Einen Kausalsatz vertreten Wendungen wie „*Diogenes ut cynicus proici se iussit inhumatum*"; vgl. auch *ut* in *utpote qui, utqui*. 6. Einen Konzessivsatz ersetzen die einschränkenden „*ut*": *Satis disertus erat ut Thebanus*. — Nur scheinbar als Konjunktion steht „als" in Fällen wie: „Kaiser Max wollte schon verzweifeln, als der Retter erschien" (= da erschien der Retter): „als" und „da" leiten hier dem Sinne nach den Hauptsatz ein, der den Fortschritt der Handlung bringt, anschaulich gemacht wird dies dem Schüler im Lateinunterricht, wenn der Lehrer die sich entwickelnde Handlung des Satzes: *Hannibal iam scalis subibat Locrorum muros* durch eine Linie an der Tafel veranschaulicht, in welche plötzlich durch den Satz: *cum repente in eum erumpunt Romani* ein Punkt hineinfällt und ihrer Entwicklung ein Ziel setzt oder ihre Richtung ändert.

Ferner das zwei Positive miteinander vergleichende „als", besser „wie"! Wie „*simul hoc audivit atque sperare coepit*" zu „*simulatque hoc audivit, sperare coepit*" geworden ist, ebenso ist in „*non secus dixi ac (secus) sentiebam*" und in „*ἢ ὁ αὐτὸς ὅρος ἐστὶν τοῦ βελτίονος καὶ τοῦ κρείττονος;*" (Plato Gorgias p. 488 C) das „*ac* (*καὶ*)" aus der kopulativen Konjunktion zur komparativen, die Satzverbindung zu einem Satzgefüge geworden.

Doch zurück zur Kasuslehre! In dem deutschen Satze: „Ich gieße meine Rosen zuerst" kann je nach der Betonung gemeint sein: 1. zuerst gieße ich die Rosen, dann mache ich etwas anderes damit, 2. zuerst gieße ich meine, dann andere Rosen, 3. zuerst gieße ich meine Rosen, dann meine Nelken, 4. ich bin der erste unter denen, die die Rosen begießen. Alle vier Möglichkeiten, die der Deutsche bloß durch den Ton unterscheidet, werden im Latein ganz verschieden gegeben; auch das Griechische ist, zumal bei Zuhilfenahme von *μὲν* und *δὲ*, genauer als das Deutsche. Ebenso bei „zuletzt" u. dgl.

Es sollte in den Grammatiken nicht heißen: „Verschieden vom Deutschen haben den Akkusativ, bezw. Dativ die und die Verba". Dieser scheinbare Unterschied kommt von der (oft nur vermeintlichen) Notwendigkeit, viele lateinische Intransitiva durch Transitiva und umgekehrt zu übersetzen. Darin stimmen beide Srachen überein, daß nur Transitiva ein persönliches Passiv bilden können. Bemühte man sich, jedes lateinische transitive Verb durch ein deutsches transitives, jedes lateinische intransitive auch durch ein deutsches intransitives wiederzugeben, z. B. „*persuadeo* = ich rede dir ein", so fiele erstens für den Anfangsunterricht jene Schwierigkeit mit dem unpersönlichen Passiv weg, zweitens würde durch die stete Einübung (z. B. *mihi invidetur a te* =

---

[1]) Zu diesem überaus häufigen, relativ („der Mann, wo"), kondizional („wo"-fern) usw. gebrauchten „Wo" vgl. folgende Wendungen: „*Qui id fieri potest?*" („Wo hätt' sich das einer gedacht?"), „*dignus, qui; nemo est, qui*"; dann mit *ne* in „*quin*", wo es alle möglichen Kasus und Genera des Relativs vertreten kann! Siehe Stolz-Schmalz, Latein. Gramm. S. 529, § 286 Anm.

mir wird Neid entgegengebracht von dir) eben wegen der Übereinstimmung der lateinischen und deutschen Ausdrucksweise letztere gefestigt. Intransitiva transitiv zu geben, das lateinische unpersönliche Passiv durch deutsches persönliches oder umgekehrt zu übersetzen, ist auf einer späteren Stufe auch noch Zeit. Der Tertianer lernt doch leichter: „ich unterstütze dich = *adiuvo te*; ich werde von dir unterstützt = *adiuvor a te*" als „ich helfe d i r = *adiuvo te*; m i r wird von dir geholfen = *adiuvor a te*!" Erst wenn die lateinische Konstruktion sitzt, wähle man letztere Übersetzungen, die dann keine Verwirrungen mehr im lateinischen Ausdrucke der Schüler anrichten werden. Ist durch die Übereinstimmung des lateinischen und deutschen Ausdruckes jener dem Schüler gleichsam s u g g e r i e r t worden, dann ist für die Behandlung der möglichen Verschiedenheiten noch reichlich Zeit. Das Gleiche gilt von vielen Fällen, wo in beiden Sprachen Intransitiva durch Zusammensetzung mit Präpositionen transitiv werden. (Fortsetzung folgt.)

T r o p p a u. Dr. Josef M o r r.

Arbeiten des Bundes für Schulreform. „Das Wesen der Bildung. Schultypen. Die Vorbildung auf das Lehramt." 2. deutscher Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde zu München vom 3., 4. und 5. Oktober 1912. Leipzig, Teubner 1913.

Es dürfte für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein, aus einem Berichte über die Verhandlungen des „Zweiten deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde" in München (1912) einige Mitteilungen zu erhalten, wenn sich auch diese nur darauf beschränken können, ein Bild in großen Zügen von diesem „Ringen um eine Lösung der großen Erziehungsaufgaben" zu entwerfen; dies um so mehr, als aus Österreich nur fünf Herren und zwei Frauen an den Verhandlungen teilnahmen. Es kann sich daher auch dieses Referat nicht mit den rein äußerlichen Vorkommnissen der Verhandlungen befassen und wird sich mehr auf den Inhalt und die Resultate der drei Verhandlungstage (3., 4. und 5. Oktober 1912) beziehen.

Die Idee des Kongresses war auf Grund einer Darstellung des Wesens der Bildung die Bildungsarbeit und die Bildungswege, wie sie sich in den verschiedenen Schultypen und ihren Lehrplänen, andererseits aber auch in der Art der Lehrervorbildung darstelleu, zu beurteilen und durch eine solche Kritik eine Verständigung vorzubereiten. Dem entsprechend füllte den ersten Vortragstag ein Referat von Prof. Cornelius-Frankfurt a. M.: „Das Wesen der Bildung und ihre Bedeutung für die Schule", dem sich eine lebhafte Diskussion anschloß; am zweiten Tage bildeten drei Vorträge über das Thema: „Die aus dem Wesen der Bildung sich ergebenden Forderungen für die Gestaltung der Schultypen und der Lehrpläne" von Dr. G. Kerschensteiner-München, Dr. Paul Cauer-Münster i. W. und Dr. Karl Wehrmann-Bochum den Gegenstand der Verhandlung nebst den Diskussionen. Am dritten Verhandlungstag end-

lich wurde über „Die aus dem Wesen der Bildung sich ergebenden Forderungen für die Vorbildung auf das Lehramt“, und zwar für die Lehrer an höheren Schulen von Dr. R, Lehmann-Posen und Dr. A. Wernicke-Braunschweig, für den Volksschullehrer von Dr. Seyfert-Zschoppau, über „Die pädagogisch-psychologische Vorbildung für das Lehramt“ von Doktor William Stern-Breslau und Dr. A. Fischer-München gesprochen. Auch diesen Vorträgen folgten anregende Verhandlungen.

Mit dem Thema des ersten Vortrages von Prof. Cornelius setzten sich nicht nur alle Teilnehmer an der Diskussion des ersten Vortragstages, sondern auch ein Teil der Diskussionsredner des zweiten Vortragstages auseinander, so daß die Zahl der Begriffsbestimmungen, die das Wesen der Bildung gefunden hat, zu einer ganz stattlichen heranwuchs. Während nämlich nach Cornelius das Ziel der Bildung in Klarheit, Ordnung, Einheitlichkeit des Denkens und Handelns, kurz in einer einheitlichen Weltanschauung und Lebensauffassung gefunden werden soll, und er dabei das logische Moment, indem er von logischen Werthaltungen sprach, in den Vordergrund stellte, wollte Prof. Elsenhans-Dresden, einer der Debatter, das Objekt der Bildung betont wissen, „das, was gebildet werden soll“, und stellte seinerseits der ersten eine zweite Begriffsbestimmung gegenüber, nach welcher die Bildung Entwicklung der Anlagen zur Einheit der Persönlichkeit unter der Herrschaft des sittlichen Charakters, teils Verstandesbildung, teils Gefühls- und Willensbildung ist, ohne daß dieser Prozeß ausschließlich durch logische Momente bedingt ist. Dr. Wyneken-Berlin betrachtete dagegen das Problem von der sozialen Seite und erklärte, Bildung sei für den einzelnen, was Kultur für eine soziale Gemeinschaft sei, sie sei bewußte Teilnahme des einzelnen an einer Kultur, und zwar in unserer Zeit an der von ihm charakterisierten labilen Kultur. Dr. Cohn-Freiburg ergänzte die Ausführung des Vorredners dahin, daß gerade in unseren schwankenden Zuständen disziplinierter Geist notwendig sei, und daher Erziehung zum historischen Denken nottue. Dr. W. Stern-Breslau unterschied an der Bildung zwei Seiten, eine individuelle Bedeutung, die einerseits in der „Einordnung der seelischen Besitztümer in das einheitliche Ganze der Persönlichkeit“ liegt, andererseits in dem funktionellen Merkmal, durch welches sie Bildungsbestreben großziehen soll, und eine sozial-kulturelle Bedeutung der Bildung, indem diese zwar gegenwärtiges Kulturverständnis ist, aber auch ein solches für ihre Wurzeln in der Vergangenheit.

Volksschullehrer Götze-Hamburg sprach von der Bildung als „Formung des in jedem einzelnen gegebenen menschlichen Wesens und seiner eigenartigen Kräfte“. Dr. Hacks-Breslau vermißte die Erwähnung „der Erziehung zum tüchtigen Menschen und zur beruflichen Tüchtigkeit“.

Am zweiten Vortragstage formulierte Dr. Georg Kerschensteiner den Begriff der Bildung folgendermaßen: „Das Wesen der Bildung eines Menschen besteht in der widerspruchslosen Entwicklung aller Seiten seiner individuellen Psyche zur größtmöglichen Leistungsfähigkeit.“ Dabei betonte er auch die objektive Seite der Kulturgüter, indem er gegen Lehrer Götze hervorhob, nicht bloße Formbildung, sondern ein bestimmtes

Formen mittels der Kulturgüter sei Bildung. Dr. Göttler-München machte darauf aufmerksam (S. 79), daß eine gewisse sachliche Übereinstimmung zwischen Cornelius und Kerschensteiner in der Hervorhebung der Einheitlichkeit und Widerspruchslosigkeit der Entwicklung zu erkennen sei, versteht aber selbst die Bildungsarbeit als Heranführen der heranwachsenden Generation an die sie aufnehmende Kultur, als Orientierung in derselben und Anleitung zur Wertung und Wertschätzung der einzelnen Kulturgüter. Während Dr. Wehrmann-Bochum einer Erklärung des Wortes „Bildung“ von Paul de Legarde zustimmt, der die Bildung die „Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und jenes ernst zu nehmen“ nennt, führt Dr. A. Rehm-München den bekannten Ausspruch „des grundgescheiten österreichischen Sozialdemokraten“ Pernerstorfer: „Bildung ist die Summe dessen, was man vergessen hat“ an, als Antwort auf das Argument, das gegen die humanistische Bildung aus der späteren Vernachlässigung abgeleitet wurde. Nach Dr. Bohnert-Hamburg ist Bildung „die Gewinnung innerer Freiheit gegenüber den Erscheinungen der Umwelt auf Grund einer in sich geschlossenen Weltanschauung“, nach Dr. Papst-Leipzig ist „jeder gebildet, der das hat, was er für seinen Beruf braucht“. Dieser gewiß stattlichen Reihe von Ansichten über das Wesen der Bildung entsprachen nun auch verschiedene Ansichten über Bildungsarbeit und Bildungswege. In diesem Punkte kann nun von dreierlei Gegenständen gesprochen werden, die vom Kongreß besprochen wurden, nämlich 1. dem Problem der Schultypen und Lehrpläne, 2. der Vorbildung der Volksschul- und 3. der der Lehrer höherer Schulen. Betreffs des 1. Punktes gewann während der Verhandlungen die Frage an Raum, ob die Einheitsschule zu wünschen sei oder nicht. So trat Kerschensteiner (vgl. S. 27 ff.) zwar nicht für die „Einheitsschule“, aber für eine „Begabungsschule“ ein, nicht Begabung im Sinne der Quantität, sondern der Qualität genommen, und zwar unterschied er vier Gruppen, die der sprachlich-historischen, die der mathematisch-naturwissenschaftlichen, die der technisch-konstruktiven und die der künstlerisch-intuitiven Neigung. Cauer lehnte die Möglichkeit einer besonderen „künstlerisch-intuitiven Schule“ wegen der Seltenheit dieser Begabung ab, gab aber die einer besonderen technisch-konstruktiven Schule als Fortentwicklung der Fortbildungsschulen zu. Den beiden ersten Typen entsprächen aber Gymnasien und realistische Anstalten. Gegen eine Einheitsschule sprächen schlechte Erfahrungen, es sei nur eine klarere Herausarbeitung des Lehrplanes für beide Hauptarten zu wünschen, aber weniger Hauptfächer, die in der Reifeprüfung entschlossen zur Geltung kommen.

Wahrmann trat für Einheit in der Erziehung in der Volksschule und auf dieser aufbauend in den Unterklassen der höheren Schulen, aber besonders in den oberen Klassen der Realschule für freiere Gestaltung des Unterrichtes ein, wobei er an Stelle der „Lehrplanpädagogik“ des Unterrichtes auf Grund des enzyklopädischen Wissens und des künstlichen Begriffes der „Allgemeinbildung“ den Wunsch nach „Erziehungsplänen“ aussprach und den „Pädagogastern“ und „Fachfanatikern“ den

Krieg erklärte. Die Schule müsse den idealistischen Zug des deutschen Geistes aufgeben und der Wirklichkeit Rechnung tragen, da auch das deutsche Volk schon lange nicht mehr, wie ein deutscher Dichter sagte, Hamlet, nicht mehr das grübelnde und philosophierende Volk, sondern Fortinbras, der starke Held sei, ein Volk mit Wirklichkeitssinn. Rehm befürchtete von Kerschensteiners „technisch-konstruktivem Gymnasium“ eine Gefahr für die Bewegungsfreiheit auf der Hochschule.

Köster schlug anstatt der „Begabungsschule“ Kerschensteiners die „Einheits- und Begabungsschule“ vor, so daß die Einheitsschule, für die er plädierte, Begabungsschule wäre. Pabst trat mit Hinweis auf die amerikanischen Manual Training High Schools für Kerschensteiners „technisch-konstruktive“ Schulen ein. Wyneken war wegen des von Kerschensteiner aufgestellten unnatürlichen Systems der Begabungen gegen die Begabungsschule [1]).

Wührer wünschte nicht die Einzwängung einer technischen Schule in das Schema der neunklassigen Schulen, sondern den hundert Zweigen der Technik entsprechend Förderung und Vermehrung der Fachschulen. Gegen Cauer, der gegen die Aufnahme neuer Lehrgegenstände gesprochen hatte, wies er auf die Gefahr einer Unterbindung jeden Fortschrittes hin. Dr. Kerschensteiner wies darauf hin, sein technisches Gymnasium sei nur für jene gedacht, „die aus der praktischen Arbeit Interesse für theoretische Fragen gewinnen“, nicht für Leute, die ohne geistiges Interesse sich mit manueller Beschäftigung begnügen. Hieher gehörte auch, was Seyfert in seinem Vortrage über die Vorbildung auf das Lehramt für den Volksschullehrer über die Stufen des Bildungsganges sagte. Er unterschied 1. die Stufe des naiven, 2. die des vorwissenschaftlichen (volkstümlichen) Denkens und Ausdruckes, 3. die der elementarwissenschaftlichen Denk- und Ausdrucksweise, 4. die der Einführung in die exaktwissenschaftlichen Denk- und Arbeitsformen, so daß der ersten Stufe eine für den künftigen Beruf nicht in Betracht kommende Schule entspräche, während getrennt die Volksschule und die Unterstufe der höheren Schule auf der 2. Stufe stehen, wobei nur der Umfang der Bildungsstoffe (fremde Sprachen in dieser) eine Differenz bedeutet. Der elementarwissenschaftlichen Stufe gehört die Oberstufe der höheren Schule, der exaktwissenschaftlichen die Universität an.

Über die Vorbildung der Volksschullehrer, um auf einen anderen Gegenstand überzugehen, sprach Seyffert in dem obengenannten Vortrage. Entsprechend den oben angegebenen Bildungsstufen, deren Aufbau der Vortrag im einzelnen durchführt, sprach der Vortragende den Wunsch aus, daß der zukünftige Volksschullehrer zunächst eine gute Volksschule durchlaufen, daß ihm aber das Seminar als höhere Schule die elementarwissenschaftliche Gemeinbildung gewähre, wobei das Nationale, der philo-

---

[1]) Auch W. Stern verlangte (S. 125) eine Überprüfung „des bloß vorläufigen Schematismus“ der vier Begabungstypen Kerschensteiners durch die Jugendkunde.

sophische Einschlag und die musische Ergänzung (Zeichnen, Musik) zu betonen, das Fremdsprachliche zurückzustellen wäre.

In die exaktwissenschaftliche Arbeitsweise solle ihn aber die Hochschule, eine der Universität angegliederte pädagogische Akademie oder ein siebenstufig ausgebautes Seminar einführen. — Etwas modifiziert ist der Bildungsplan des Volksschullehrers, den Meyer-Hamburg in einem ausführlicheren Schulorganisationsplane (S. 151) fordert. Danach hat der Volksschullehrer die ersten Schulpflichtjahre (7. bis 10. Lebensjahr) in einer einheitlichen Schule, dann eine Volksschule mit fremdsprachlichem Unterricht (11. bis 14. Lebensjahr), vom 8. Schuljahre an die „deutsche Schule" oder das „deutsche Gymnasium" mit besonderer Betonung des Deutschen und kräftiger Förderung der Fremdsprachen außer der alten Sprachen zu besuchen, vom 12. Schuljahre an durch zwei Jahre ein viersemestriges Hochschulstudium zu betreiben. Muthesius-Weimar verlangte Vereinheitlichung der Lehrerbildung für Volks- und Oberlehrer, wissenschaftlichere für jene, pädagogischere für diese. Reinlein-München wünschte eine nationale Einheitsschule bis zum 13. oder 14. Lebensjahr, auch für die Volksschullehrer, nicht aber wie Seyffert schon nach dem 19. Jahre eine endgiltige Entscheidung für den künftigen Beruf, sondern Übertritt in eine höhere Schule und die Verschiebung der Entscheidung bis zum Zeitpunkte größerer Reife. Möbus-Lübeck verlangt für den Volksschullehrer höhere Bildung, aber auch Stoffentlastung, und zwar durch höhere Anforderungen an die Seminaristen, Verlängerung der Bildungszeit und Trennung der Allgemeinbildung von der fachlichen, etwa im Verhältnis von 5 : 1 oder $5^1/_2$ zu $1^1/_2$ Jahren (bei siebenjährigem Kursus). Becker-Wien wäre auch für die Universitätsbildung der Volksschullehrer, hält aber diese wegen der Gefahr, daß bei der dann notwendig werdenden materiellen Gleichstellung mit den anderen Lehrerkategorien ein Lehrermangel eintreten würde, für undurchführbar.

Petersen-Hamburg machte aufmerksam, daß, die heutigen Verhältnisse vorausgesetzt, das Zusammenarbeiten auf der Hochschule durch die bedeutend größere Verschiedenheit der Ausbildung zwischen Studenten und Volksschullehrer als zwischen Abiturienten von Gymnasien und Oberrealschulen sehr erschwert würde.

Dr. Ohms-Gotha wünscht, daß der zukünftige Volksschullehrer nach dem Besuche des Seminars während eines Jahres Pädagogik, Psychologie, Ethik usw. an der Universität studiere, welchem Wunsche auch Fischer-München, der in seinem Vortrage über pädagogisch-psychologische Vorbildung für das Lehramt ganz allgemein ohne Rücksicht auf die Lehrerkategorien die Frage besprochen hatte, in einem Schlußwort (S. 171) beitrat.

Mit der Vorbildung der Lehrer höherer Schulen, womit der dritte Hauptgegenstand der Vorträge und Verhandlungen des Kongresses mitgeteilt werden soll, beschäftigten sich Vorträge Lehmanns-Posen und Wernickes-Braunschweig, aber auch innerhalb der Behandlung des allgemeinen Themas „Die pädagogisch-psychologische Vorbildung für das

Lehramt" W. Stern-Breslau und A. Fischer-München. Lehmann führte zunächst Klage darüber, daß der Lehrbetrieb der Universität vielfach nur die Forschertätigkeit vor Augen habe und einen exklusiven Fachgeist großziehe, der auch in der Organisation der Lehrpläne zum Ausdruck komme. Die pädagogische Psychologie sollte jeder Lehrer kennen lernen; doch warnte er vor übertriebenen Erwartungen von dieser. Die eigentliche pädagogische Psychologie gewinne der Lehrer erst in der Praxis. Zu der Psychologie müsse die Ethik und Geschichte der Pädagogik kommen. Den Vorschlag eigener pädagogischer Fakultäten oder eines besonderen Lehrstuhles für die Didaktik jedes Lehrfaches könne er nicht billigen, weil durch das erstere das Fachgebiet zugestutzt, durch das zweite eine Didaktik ohne praktische Lehrtätigkeit in der Luft schweben würde. Erzieherisches und didaktisches Können auszubilden sei nicht Aufgabe der Universität, sondern der Gymnasialseminare. Von jener aber forderte er theoretische Vorbildung, und nur in diesem Sinne Ordinariate für Pädagogik neben einem für Psychologie, welch letzterem er die Unterweisung in der pädagogischen Psychologie zugewiesen wissen wollte, während historische und philosophische Behandlung der Philosophie dem erstgenannten Ordinariate zufiele. Aus dem inhaltsreichen und geistvollen Vortrage Wernickes, der sich zwar im besonderen auf die Vorbildung der Mathematiker und Naturwissenschaftler bezog, in der Einleitung aber manche andere Frage behandelte, so über Allgemein- und Fachbildung, für die Aneignung des Stoffes die Anerkennung der anschaulichen und einer logisch-systematischen Stufe (wie bei Höfler), Reform der philosophischen Fakultät, Allgemeinbildung als Ziel der Volks- und höheren Schulen, kann ich nur das Hauptsächlichste des Raumes wegen zusammenfassen.

Die Allgemeinbildung bilde die Grundlage der Berufsbildung, historisch lasse sich für die letztere seit dem Wiener Kongresse aber als humanistisches Kernstück in Volksschulen und in höheren Lehranstalten „Religion, Deutsch, Geschichte" nachweisen, an welches sich bei höheren Lehranstalten als Flügelstücke fremdsprachlicher und mathematisch-naturwissenschaftlicher Unterricht anschlössen. Verknüpfende Fäden zwischen dem Flügel- und den Kernstücken stelle Erdkunde und Zeichnen her. Durch Philosophie würde das Lernstück verstärkt und in neue Beziehungen zu den Flügelstücken treten. Der formalen Bildung dienen Grammatik und Mathematik, jene als Skelett im lebendigen Leibe der Sprache, diese als tragendes Fachwerk für Erforschung der Naturerscheinungen. Die Besprechung des einheitlichen Zieles trotz Dreigestaltung, der Berechtigung der beiden Flügelstücke, führten den Redner zum eigentlichen Thema der Vorbildung der Mathematiker und Naturwissenschaftler. Als Forderungen für den künftigen Lehrer stellt W. 1. an den Lehrer selbst: Anlage für ein Fach; 2. an seine Umwelt in folgende Kapiteln: a) der werdende Lehrer in der Schule, b) während der Hochschulstudien, c) im Seminar, d) im Amte. Die Schule als wirklicher Organismus wirke schon richtunggebend, dazu etwa Vorträge der Oberlehrer über Berufswahl (a); über b) und c) liegen die Arbeiten der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte und der IMUK (Internationale

Mathematische Unterrichtskommission) vor, deren Schemen für die Hochschulstudien vorgeführt wurden. Die Seminare sind auf die höheren Schulen zu verlegen, bei den Hochschulseminaren seien gleiche Forderungen wie die von Lehmann angeführten zu stellen. Kleins Wirksamkeit sei vorbildlich. Im Amte (d) diene der Selbsterziehung die Reifeprüfung, gegenseitiges Hospitieren, besonders auch während allgemeiner Einleitungen und resumierender Abschlüsse auch in anderen Fächern.

W. Stern-Breslau bekämpfte zunächst, von den Volksschullehrern sprechend, den Traditionalismus und Paragraphismus der Psychologie, wies aber auf unumgängliche wissenschaftliche Schulung der Lehrkräfte für Pädagogik und Psychologie am Seminare, besonders aber in der Jugendpsychologie, hin.

Für den Oberlehrer stellte er besonders in quantitativer Hinsicht größere Forderungen als bisher, und bespricht die Pädagogik als Kulturaufgabe (der zukünftige Lehrer müsse zum Bewußtsein seiner für die Kultur bedeutenden Stellung kommen) und als psychisches Problem (er müsse Kenntnis des kindlichen und jugendlichen Seelenlebens erlangen, wofür instruktive Beispiele angeführt werden). Um dieses Ziel zu erreichen, sei notwendig Reform des Universitätsbetriebs (Pädagogik sei selbständiges Fach, nicht *cura posterior*, daneben auch Psychologie [wie bei Lehmann], Seminarien und Kollegien über Psychologie des Kindes- und Jugendalters). Auch solle die als Selbsthilfe gedachte Mitwirkung der Studentenschaft gefördert werden. Fischer endlich faßte seine tiefbohrenden Ausführungen über die Vorbildung in dieser Weise zusammen. Als Lehrstoff verlangte er „allgemeine Psychologie, Jugend-Kunde bezw. -Psychologie, theoretisch-didaktische Übungen, System der Pädagogik und Geschichte der pädagogischen Theorie mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwart". Daneben sei noch wünschenswert Philosophiegeschichte, Logik oder eine andere Normwissenschaft, für den Studienbetrieb aktive Teilnahme an den Seminarien bezw. Instituten, anfänglich geleitete, später selbständige Verfolgung der Literatur, Versuche selbständiger psychologischer, didaktischer und pädagogischer Problemstellung.

Schumann-Dresden besprach kritisierend namentlich den Universitätsbetrieb. Mit Nietzsche halte er noch immer die Universitäten nicht für Stätten der Bildung, sondern der Lebensnotdurft. Es fehle kulturell wertbewußte Organisation. Die Hochschule entlasse nicht Könner, sondern Kenner, nicht Gebildete, sondern Gelernte. Den Hochschullehrern fehle es an Bewußtsein vom Kulturwert ihres Lehrstoffes, dafür werden Spezialistentümer überall gepflegt. Schulreform sei Universitäts- und Wissenschaftsreform. Andrew-München meinte, man könne sich mit den an Mittelschulen angegliederten Seminaren nicht begnügen. Zwischen dieser praktischen Anleitung und der theoretischen Bildung an der Universität bestehe eine Lücke, die nur durch eine elementare Schuleinrichtung mit der Gelegenheit, „auf dem schwierigen Boden des Verkehrs mit der Jugend die ersten Schritte zu tun", ausgefüllt werden könne.

Hiemit glaube ich, wenn auch in einer leider notwendig gedrängten Form, ein Bild von den reichen Anregungen gegeben zu haben, die durch

die Verhandlungen des Zweiten deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde geboten wurden.

Indem ich noch darauf hinweise, daß ein sehr interessanter Anhang mit statistischen Tabellen über Schulverhältnisse (Lehrervorbildung, innere Organisation, Organisation städtischer Schulen, der höheren Schulen, der Beziehungen zwischen höheren und niederen Schulen) der deutschen Bundesstaaten den Österreicher zum Vergleiche lockt, so schließe ich mit der Bemerkung, daß ganz auffälliger Weise, wenigstens für uns in Österreich, wie Dr. Becker-Wien (S. 160) auch hervorhob, die Beschäftigung mit der Frage der körperlichen Erziehung in dem umfangreichen Gebiete der Vorträge und Verhandlungen geradezu vermißt wird.

Wien. Gustav Spengler.

Lehrbuch der Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen in Österreich. Von F. J. Graf von Silva-Tarouca, Sr. k. und k. Apostol. Majestät Wirkl. Geheimer Rat und Kämmerer, Erbl. Mitglied des Herrenhauses des Österr. Reichsrates. Wien und Leipzig 1913, Carl Fromme. VI und 243 SS. Preis geb. K 3·20. Approbiert am 18. Jänner 1914, Z. 245.

Vaterlandskunde! Welche Fülle von Vorstellungen löst nicht dieses einzige Wort aus im Geiste und Gemüte eines Gebildeten! Grüne Täler und blaue Alpenberge, das Silberband des großen Stromes dazwischen, weite Ebenen und volkreiche Städte, endlich das Azur der Adria tauchen auf! Dazu eine glorreiche Geschichte, fast schon Weltgeschichte an sich, die von den römischen Legionen im Donautal bis zu den ruhmreichen „Weißröcken" von Kolin, Aspern, Leipzig und Novara führt, — bürgerliche Einrichtungen, die hervorgewachsen sind aus einer tausendjährigen Geschichte, fürwahr: „Der Österreicher hat ein Vaterland und liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben!" Besser als irgendwo anders kann bei uns die Vaterlandskunde ein Haupthebel sein für die Erweckung und Förderung edelster Vaterlandsliebe, zumal in der empfänglichen Seele der Jugend, und wer die Jugend für seine Ideen erwärmt und begeistert, der hat bekanntlich die Zukunft in Händen.

Wie wurde aber nun dem gebildeten „Laien" zu Mute, wenn er so manche unserer bisherigen Vaterlandskunden aufschlug! Wir älteren Jahrgänge gedenken z. B. unseres einstigen „Hannak" und wahrscheinlich nicht mit den erhebendsten Gefühlen. Was nachkam, das stand — rühmliche Ausnahmen kommen auch hier vor — im Banne einer landfremden vermeintlichen Wissenschaftlichkeit, die unser liebes und schönes Vaterland auflöste in ein ödes Skelett, in ein Gemisch von Jura und Kreide, Granit und Glimmerschiefer, Flysch und anderen Sandstein usw. usw. Dazu eine Terminologie, für deren Verständnis der Jugend jede Vorbedingung fehlte, öde und dürre Gelehrtenmache, ganz danach angetan, selbst unsere herrliche Alpenwelt dem jungen Gemüte zu verekeln. Und endlich ein Stil,

dessen „Wärme" höchstens dem eines Schematismus verglichen werden konnte.

Ref. ist nicht so naiv, die gewaltige Bedeutung der geologisch-naturwissenschaftlichen Grundlagen für die moderne Geographie bestreiten zu wollen, ist er doch in fernen Jugendjahren so viele Semester zu den Füßen unseres Altmeisters in dieser Wissenschaft gesessen, der noch in höchstem Alter unter uns weilte: Eduard Sueß! Und diese geologischen Morgenstunden des Frühkollegs von Sueß, eines Meisters zugleich der Sprache in Wort und Schrift, stehen ihm in dankbarster Erinnerung!

Und blättert man in den geschichtlichen Teilen so mancher „Vaterlandskunden" (rühmliche Ausnahmen sind gottlob auch hier wieder!), was findet man? Namen, Zahlen, Daten, Tabellen, Schlachten, nirgends aber Menschen und Charaktere, nirgends den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, der ja in der Geschichte genau so ehern waltet, wie in der Naturwissenschaft. Es gilt daher auch von der heutigen Jugend das, was Graf Silva-Tarouca auf S. 176 des vorliegenden Buches von einem Herrscher des XVIII. Jahrhunderts sagt: „Man gab ihm 15 Bände Geschichte, nichts als Namen und Zahlen! Kein Wunder, wenn er später das historisch Gewordene nicht verstand und nicht liebte und sich berechtigt glaubte, es mit Füßen zu treten".

Auch hier ist diese dürre und unfruchtbare Methode und Auffassung nur wieder ein Abglanz des wissenschaftlichen „Betriebes" der Geschichte an so vielen — hohen Schulen. Die „Königin der Wissenschaften" ist zu einer Jongleurin mit Büchertiteln und Autorennamen herabgesunken auf manchem Katheder! Erörterung nichtigster „Fragen", Häufung endlosen und wertlosen Ballastes in Herbarien und Regesten, die nicht annähernd das Papier wert sind, auf dem sie paradieren, charakterisieren vielfach die „moderne" Richtung. Wir alten Herren aber, die Schüler eines Ranke und Büdinger waren, die es noch „wagten", Universalgeschichte zu lesen, wissen auch hier, wie man es besser macht.

Endlich die „Bürgerkunde" in den Schablonenbüchern! Was war sie anders als gleichsam hingeworfene eratische Blöcke zum „Einpauken" ohne Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Staates, aus der heraus sie allein (wie es im vorliegenden Buche geschieht) erklärt werden können. Und so fiel auch der Nutzen der „Bürgerkunde" für die künftigen maßgebenden Staatsbürger meist in den Brunnen oder sie artet im anderen Extrem aus, in ein Lehrbuch der Parlamentstechnik für solche, die Abgeordnete werden wollen.

Diese Vorbemerkungen seien dem Ref. gegönnt, denn nur sie können erklären, warum er von allem Anfang an das vorliegende Werk schon in seiner ersten Fassung als „Austria, Geschichte unseres Werdens" als wahrhaft befreiende Tat begrüßte! Hier ist „Licht und Klang und Farbe und Bewegung"! wie auf S. 129 unseres Buches freilich in ganz anderem Zusammenhange gesagt wird. — Erwägungen ähnlicher Art wie die obigen waren es sicherlich auch, die dem Verf., obgleich kein

„Fachmann“, die Anregung gaben, den Versuch zu wagen und auf diesem Gebiete zu retten, was noch zu retten ist.

Fragt man nach der pädagogischen Legitimation des Autors für sein Buch, so sei bemerkt, daß er als Vater von sechs Söhnen, die er alle in dieser Disziplin unterrichtete, wohl einen auf natürlichster Basis beruhenden Rechtstitel aufweisen kann, zumal in einer Zeit, wo ja so viel die Rede ist von den Wechselbeziehungen zwischen Schule und Haus.

Das Werk beginnt mit dem geographischen Teil. Nach kurzer einleitender allgemeiner Übersicht setzt ein die Besprechung der Alpenländer nach der auch für die übrigen Ländergruppen beibehaltenen Teilung: I. Die Berge, II. Die Gewässer, III. Die einzelnen Länder. Bei III. ist hier abweichend von der herkömmlichen Ordnung mit Tirol begonnen, mit Niederösterreich geschlossen, übrigens ganz logisch, da ja auch unser Hochgebirge selbst immer in dieser Ordnung von West nach Ost besprochen wird.

Die zahlreichen „Übersichten“ nach größeren Abschnitten fassen in kurzen markigen Merkworten zusammen, was dauernder Besitz des Schülers bleiben soll.

Überall in diesem geographischen Teil merkt man, daß der Verf. seinen Stoff aus eigener Anschauung kennt, nicht bloß aus schematischen Vorlesungen. Allen diesen Ausführungen merkt man es auch an, daß sie gleichsam Licht und Sonne getrunken haben! Alles rein Geologische und Statistische ist nur soweit herangezogen, als zur Erklärung notwendig ist und keineswegs zum Hauptzweck gemacht. Auf die Landschaft und ihre Schönheit, auf den Menschen (der ja auch, meine ich, in der Geographie die Hauptsache ist) und seine Siedlungen (man lese die prächtigen Ausführungen S. 26—29 über Wien!) kommt es dem Grafen vor allem an. Die Jugend zu begeistern für die unvergleichliche Schönheit des Vaterlandes wird auch die Poesie herangezogen, man vgl. z. B. eingangs die herrlichen Verse über Tirol. Und der Schluß dieses Abschnittes, den ich hier als Stilprobe anführe (über Triest S. 84): „Im Hafen aber spinnen sich die Fäden der Zukunft, gleiten die Indienfahrer aus den schützenden Docks, an den gewaltigen Molen bricht plätschernd sich Welle auf Welle und — „die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns“ — wird den Jüngling, der überhaupt Sinn für Großes und Schönes hat, mehr patriotisch für unsere Adria begeistern, als die neuesten Tabellchen über den Salzgehalt derselben in verschiedenen Tiefen.

Nach kurzer Einleitung über die Grundlagen des Staates überhaupt, dann über die Vorgeschichte Österreichs, setzt S. 95 der eigentliche geschichtliche Teil ein mit dem 1. Kapitel: Die Babenberger, dem als 2. die Habsburger bis 1526, als 3. die Habsburger als Großmacht bis 1740 und 4. Habsburg-Lothringen folgen. Jedes Kapitel ist wieder dreigeteilt in „Einleitung, Hergang, Kulturbild“. Die „Übersichten“ als erwünschter Gedächtnisbehelf bleiben natürlich auch in diesem Teile. Mit Recht ist der größte Teil der „Bürgerkunde“, für welche der Autor als aktiver Politiker und Gesetzgeber, nämlich als erblicher Pair des

Reiches gewiß hinlängliche Legitimation besitzt, in den geschichtlichen Teil eingewoben, denn aus der Geschichte eines Staates heraus können seine Einrichtungen allein organisch entwickelt werden. Übrigens ist noch als Anhang I. S. 234 fg. die Verfassungsgeschichte in Übersicht zusammengefaßt. Ein Anhang II. „Unser Werden" bringt kurz den allmählichen Länderzuwachs, Anhang III. die deutschen Kaiserdynastien bis 1806, Anhang IV. die Genealogie unseres Kaiserhauses.

Daß dem Autor als Mitglied des europäischen Uradels ein lebhaftes historisches Interesse eigen ist, bedingt auch hier wieder die Güte seiner Ausführungen. Ein Hauptgewicht ist nach Rankes Vorgang auf die Gestaltung der historischen Persönlichkeit gelegt und so das Interesse auch der Jugend gefesselt, nicht ertötet, die Grundlage jeglichen pädagogischen Erfolges. Wir greifen ein Beispiel heraus: Josef I., diesen glücklichen, leider so jung verstorbenen Herrscher. Er figuriert meist nur mehr als Inhaber zweier Jahreszahlen und etwelcher Schlachtennamen von Turin bis Malplaquet. Hier aber heißt es S. 144 recht plastisch: „Josef I. — im Jahre 1705 Kaiser geworden, war das Bild eines Königs. Blauäugig, blond, die Tatkraft schon auf der Stirne tragend, ein Jupiter im Zorne! Wenn Leopold den Franzosen nach hundertfacher Kränkung seine Neigung versagt, Josef hat sie gehaßt und ihrem größten König schlimme Stunden bereitet. Er war von tiefer Liebe zum Deutschen Reich durchdrungen und hohe, große Dinge schienen auf ihn zu warten. Da erlag er im Jahre 1711 einem Anfall der Blattern. — Sein Bruder Karl VI. ist der letzte des Hauses, das nicht wie manches andere nur mehr trübselig flackert, bis ein Windhauch es auslöscht; in seiner Vollkraft nimmt es von der Geschichte Abschied in stolzer Prachtentfaltung. Die Zeit Karl VI. steht an äußerer Glanz keiner nach, übertrifft ihrer viele. Ein würdevolles Ende für ein halbes Jahrtausend ehrlicher Herrscherarbeit".

Wie feinsinnig ist auch S. 177, 78 die Charakteristik unseres greisen Monarchen!

Zur Vaterlandskunde gehört gewiß auch die Kenntnis seiner Kunst. Man gestatte mir auch hier ein Paradigma: In unserem einstigen Hannak z. B. hieß es noch in recht späten Auflagen: „Die Renaissance entartete zum Barock"! Wie dagegen begeistert sich hier der Autor für diesen gerade in Österreich zur schönsten Vollendung gediehenen Stil! „... für seine in der Sonne, die durch die großen Fenster unbehindert hereinlacht, glänzende Pracht der Farben, Stukkatur und Vergoldung. Später ist der Barockstil sehr angefeindet worden, zum Glück mehr theoretisch. Er ist für unsere Länder, was für den Rhein die Burgen und die gotischen Dome: Die Signatur, das Merkmal in der äußeren Erscheinung."

„Was wären unsere Dörfer ohne die hübsche Kirche, was wären unsere Städtchen ohne die kräftigen Linien, die farbensatten Zinnen des „französischen" Daches im Grün der alten Bäume? — Und Wien! Was wäre Wien ohne die Karlskuppel, ohne das Belvedere, in dem der „edle Ritter Prinz Eugen von Savoyen" seinen Sommer verbrachte, und ohne die Paläste, die uns Fischer von Erlach und Hildebrand gegeben?"

„Jeder Stil hat sein Gutes und ihn ausrotten wollen, heißt sich am Angesichte seines Landes vergreifen und — an seiner Geschichte!" (S. 164 fg.).

Außerdem erblickt Ref. hierin ein sonst so seltenes Beispiel von Aufforderung zum „Heimatschutz", der unbedingt bei der Jugend einsetzen muß.

Schon diese wenigen Beispiele mögen aber auch beweisen, daß der Verf. überall ein eigenes, sehr ausgeprägtes Urteil besitzt und keineswegs nach farbloser Schablone vorgeht. Da es aber immer als höchstes Ziel des Unterrichts gepriesen wird, Charaktere zu bilden, so kann man dies ja nur mit Freuden begrüßen. Hier ist ein Charakter!

Ein edler Freimut durchzieht das ganze Buch, eine Kraft des Urteils, vor dem Ängstlichen bangen könnte. Aber man muß bedenken, daß der Autor nicht ein ängstlicher Schulmann, sondern ein Grandseigneur ist, was dem Werk nur zu Gute kommt an hinreißender Wirkung.

Mag man aber auch selbst welcher Meinung immer sein: dem Alpha und Omega aller Ausführungen des Grafen kann jeder zustimmen: „Der ideale Staatszweck aber bleibt: Allen Menschen die Möglichkeit zu bieten, menschenwürdig zu leben" (S. 233).

Schon dieser Satz allein beweist — wie sich auch aus dem ganzen Buch ergibt — daß der Verf. neben Geist und Wissen auch Herz und Gemüt besitzt, ein seltenes vierblättriges Kleeblatt fürwahr! Aber nur wer selbst Herz und Gemüt besitzt, kann auch auf die Jugend wirken und so hat das Werk auch einen hohen erziehlichen und ethischen Wert, bei bloßen „Lehrbüchern" eine rare Sache.

Ethisch sind gewiß auch die Gründe des Autors, als er sich zu einer solchen schwierigen Arbeit entschloß. Honorar und Avancement kommen hier sicher nicht in Betracht, sondern das Bestreben der Jugend zu nützen, sie mit Liebe zum Vaterlande und dessen Geschichte zu erfüllen und sie zu entlasten vom öden Wuste!

An Angriffen von Seiten der Banausen, Nörgler und Kleinigkeitskrämer wird's wahrscheinlich nicht fehlen, das war das Schicksal jeder außerordentlichen Erscheinung! Einer der Haupteinwürfe wird sicher sein: „Zu Wenig! Viel zu wenig für die Matura!" Aber gerade das will der Graf. Entlastung der jungen Leute gerade in diesem schwierigsten Prüfungsstadium des Lebens, das ja, so kann Ref. als alter Praktikus sagen, seine Schrecken noch immer nicht ganz verloren hat. Möge übrigens auch in anderen Gegenständen eine heilsame Entlastung Platz greifen und nicht bloß bei dieser Endprüfung, das verlangt ja schon die an sich so berechtigte Strömung nach körperlicher Kultur. Geistige Überanstrengung und noch körperliche dazu, das wäre zuviel! Darum weg mit dem Wust, der keinen wirklichen Bildungswert hat! Das Bildungsniveau braucht darum nicht herabgedrückt zu werden, es kann sogar bedeutend steigen und unser Werk ist ein sprechendes Beispiel dafür. Bildung und Wissen sind zweierlei und unser ausgezeichneter Organisationsentwurf, der bald auf sieben Jahrzehnte zurückschaut, bezeichnet als Endzweck „allgemeine

Bildung" und nicht „allgemeines Wissen", so haben es Thun und Bonitz gewollt. Sonst wäre ja ein Konversationslexikon das ausgezeichnetste Bildungsinstitut!

Im vorliegenden Buche ist alles vermieden, was bloßer Name und Schall ist oder erst einer langatmigen, schleppenden Erklärung bedürfte. Übrigens ist es ja dem Lehrer unbenommen aus eigenem hinzuzutun, was ihm noch nötig scheint.

Die hohe Unterrichtsverwaltung hat sich ein großes Verdienst erworben, indem sie dieses so ganz von der Schablone abweichende, geistvolle, mit Herz und Wärme geschriebene, übrigens nirgends gegen die bestehenden Lehrpläne verstoßende Buch rückhaltslos approbierte. Im Kampf für wahre Bildung und gegen Pedanterie ein bedeutungsvoller Schritt!

Selbst das äußere Kleid dieser „Vaterlandskunde" berührt sympathisch (Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig). Auf dem Deckel nämlich prangt — ein freundliches Zeichen — unser altösterreichischer Bindenschild, der auch schon von einer „wissenschaftlichen" Heraldik belächelt, gottlob noch immer den innersten Herzschild unseres Staatswappens bildet. Einst trug ihn der Stefansturm ebenso wie die Alhambra bei Granada, in Argentinien und Florida leuchtete er wie an der Aluta, in Breslau wie in Sizilien, gemäß der stolzen Devise Friedrichs III.: „Alles Erdreich Ist Österreich Unterthan". Möge dieses altehrwürdige Symbol für die Arbeit des Grafen Silva-Tarouca bedeuten: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Wien. Josef Schwerdfeger.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Altwiener Silhouetten.

7. Helmina v. Chezy und A. J. Stein.

Während des acht Jahre umfassenden Zeitraumes, da Frau Helmina ständig in Wien wohnte, wurde sie auch mit dem Professor der klassischen Literatur daselbst Anton Josef Stein bekannt, und zwar bei Schickh, dem Herausgeber der Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode. Schickh war seines Zeichens Konfektionär. Er besaß einen Laden, Ecke der Goldschmiedgasse, dem Stefansplatz zu. Seine Zeitung, besonders beliebt wegen der hübschen, von einem gewissen Herrn v. Stubenrauch angefertigten Modebilder, war eine passende Reklame für dessen Geschäft. Zudem hatte sich sein Blatt in den Kreisen feinerer Bildung einer größeren Beliebtheit zu erfreuen als Bäuerles Theaterzeitung, welche nur von Theaterklatsch und Tratsch lebte. Eine Zeitung für das intelligente Publikum herauszugeben, war damals keine leichte Sache; denn über das, was auf Politik und Verwaltung auch nur im entferntesten Bezug hatte, durfte gar nichts veröffentlicht werden, über die Hoftheater nur Lobendes. Schickh gebrauchte den Kniff, Artikel und Notizen, über deren Zensurschicksal er im Ungewissen war, von Lehrjungen setzen zu lassen, mutmaßend, daß die vielen Buchstabenfehler die Aufmerksamkeit des Grafen Sedlnitzky, der ein leidenschaftlicher Korrektor war, von dem Inhalte der Artikel ablenken und manches so durchgehen werde, was sonst sicher beanständet worden wäre. Prof. Anton Josef Stein war gelegentlich Mitarbeiter an der Modezeitung. In deutschen, lateinischen und griechischen Versen und Epigrammen hatte er es zu einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit gebracht. Im übrigen war er ein Sonderling wie selten einer zu finden war. Schon durch seine pergamentähnliche Haut, die eckigen Züge und den roßhaarenen Backenbart fiel er auf. Er lehrte altklassische Literatur an den beiden Philosophiekursen, der „Vorhölle" zur philosophischen Fakultät. Damals hatte nämlich das Gymnasium nur sechs Klassen. Daran schlossen sich vier Semester Philosophie, in denen alles Mögliche gelehrt wurde und kein Schulzwang mehr bestand. Nur die im alten Universitätsgebäude, gegenüber der Akademie der Wissenschaften untergebrachten Konviktisten, standen unter der Aufsicht ihrer Präfekten. Die Prüfungen waren wegen der Fülle des Lehrstoffes nicht leicht und Repetenten gab es in Menge. Von der Prüfung aus der Naturgeschichte und der Weltgeschichte waren

diejenigen, welche die zwölf Gulden Unterrichtsgeld per Semester bezahlten, befreit, so daß die Reichen eine Plage weniger hatten und nur für die Ärmeren naturhistorische und weltgeschichtliche Kenntnisse als notwendig befunden wurden. Wie Prof. Lichtenfels, der Logik, Psychologie, Metaphysik und Moralphilosophie in je einem Semester vortrug, war der „Gräzist" Stein als Prüfer gefürchtet. Beide mußten nach genau approbierten Lehrbüchern vortragen, da man Bedenken trug, die Jugend mit den Denkern und Dichtern der Antike allzu vertraut zu machen.

Über Prof. Stein waren allerlei ergötzliche Geschichtchen in Umlauf. Seine beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, entbehrten der mütterlichen Pflege frühzeitig, worauf der Vater fortan die Erziehung seiner Kinder nach spartanischem Muster übernahm. Der Bube folgte seiner Mutter bald in das Grab nach. Er konnte die schwarze Suppe und die klassische Abhärtung nicht vertragen. Das Töchterlein hielt etwas länger aus, verkrüppelte aber und wurde gleichfalls ein Opfer der Verrücktheit ihres Vaters. Zu Steins Narreteien gehörte auch seine leidenschaftliche Abneigung gegen das Tabakrauchen, nur weil die alten Griechen nicht geraucht und auch die Germanen trotz der feuchten Nebel in ihren Siedlungen diese Gewohnheit nicht kannten. Ein Student, der nach Tabak roch, hatte beim Examen einen schweren Stand, während einer, der Steins lateinische Epistel gegen den Rauchtabak kannte, sicher sein durfte durchzukommen. Wenn er einen seiner Schüler irgendwo rauchend traf, kanzelte er ihn weidlich ab. Der Anblick einer rauchenden Dame würde seinen Glauben an Kultur und Gesittung des Menschengeschlechtes vernichtet haben. Prof. Stein hatte eine Anzahl eifriger Schüler, welche seine gründliche Gelehrsamkeit zu schätzen wußten. Unter diesen haben sich Deinhardstein, der Nachfolger Schreyvogels in der Leitung der Hoftheater (er selbst schrieb sich „Schreivogl"), Johann Gabriel Seidl, Baron Münch-Bellinghausen (Fried. Halm) u. a. bekanntlich einen rühmlichen Namen in der schönen Literatur gemacht. Stein wurde seiner Schrullen wegen bereits 1825 pensioniert. Geboren 1759, starb er 1844 im 84. Lebensjahre und wurde auf dem St. Marxer-Friedhofe zur Ruhe bestattet, woselbst ihm einer seiner dankbaren Schüler ein bescheidenes Denkmal setzen ließ.

Helmina v. Chezy sympathisierte mit Stein insofern, als auch sie der Meinung war, das Studium der klassischen Sprachen und Literaturen und der deutschen Sprache sei ungebührlich vernachlässigt — letztere war damals an der philosophischen Fakultät gar nicht vertreten, für klassische Philologie war wöchentlich ein nur zweistündiges Kolleg im Lehrplane vorgesehen — und daß neben der Latinität der griechischen Sprache ein besonders veredelnder Einfluß innewohne, falls sie nicht in einer pedantischen, allen Geist austreibenden, weil die Klassiker nur lexikalisch, grammatisch und exegetisch behandelnden Methode vorgetragen wird, ohne auf die Schönheit der Form, auf die Kunst des Stiles, das Große und Herrliche der Gedanken Rücksicht zu nehmen. Daß man den Beruf der Philologie, das ästhetische Gefühl und den Geist zu bilden und zu veredeln, endlich richtiger wertete, war eine der guten Folgen der Märztage des Jahres 1848, welche auch jene Fesseln sprengten, die den freien Blick und den gesunden Geschmack der Jugend bis dahin einengten, und allgemach die Philologie zum Bewußtsein dessen brachten, wozu sie erziehlich berufen ist, was sie sein und was sie nicht sein soll. Daß Helmina die Hebung des philologischen Unterrichtes noch erlebte (sie starb am 28. Februar 1856 in Genf), verschaffte ihr eine wahre Freude, weil sie der Überzeugung lebte, daß der Geist der alten Schriftsteller auch in der neuen Zeit nicht zu missen sein werde.

Innsbruck. Dr. F. v. Lentner.

Literarische Miszellen.

Otto Waser, Meisterwerke der griechischen Plastik. Eine Orientierung und ein Weg. Sechs Vorträge. Zürich und Leipzig, Rascher & Co. 1912. 132 SS. und 4 Tafeln. Preis geh. 2 Mk.

Der Verf. gibt in kurzen Zügen, im Rahmen von sechs Vorträgen, eine Orientierung über die Entwicklung der griechischen Plastik und eine Anleitung zum Genusse und zum Verständnisse der Kunst. Jeder Lehrer der klassischen Sprachen wird dankbar sein für die darin gebotenen Hilfen: Literaturangabe, Auswahl der Bilder und kurze, richtige Charakterisierung der Kunstepochen und ihrer Vertreter. Überall finden wir das Bestreben, die persönlichen Züge im Gesamtbilde der griechischen Kunst aufzuzeigen. Für den Unterricht scheinen dem Ref. die Ausführungen über die Niobiden S. 68 f., über die pergamenische Kunst S. 103 f. und über Laokoon S. 116 f. besonders beachtenswert. Das Künstlerverzeichnis und das Sachregister (S. 128—132) ermöglichen eine rasche Orientierung. Als Hilfsmittel für den Anschauungsunterricht durch Lichtbilder gehört das Buch in die Bibliothek jeder Mittelschule.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. Johann Haulers lateinische Stilübungen für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten, neu bearbeitet von Dr. Josef Dorsch und Dr. Josef Fritsch. Achte, an die neuen Lehrpläne angepaßte Auflage. Wien 1913, Verlag von Alfred Hölder. 304 SS.

Dr. Johann Haulers lateinische Stilübungen enthalten in der Neubearbeitung von Dorsch und Fritsch den nach Klassen geordneten und für die systematische Behandlung gegliederten Übersetzungsstoff (S. 1 bis 172), ein Wörterverzeichnis (S. 173—242) und einen Anhang (S. 243 bis 304), der in seinem ersten Teile (S. 243—274) stilistische, in seinem zweiten (S. 274—304) synonymische und phraseologische Bemerkungen bietet. Der überwiegende Teil des Übersetzungsstoffes schließt im Sinne des Normallehrplanes (S. 12) an die lateinischen Lesebücher von Prinz, Sewera-Simchen, Korkisch-Vetter, an Gollings Chrestomathie und an die auf der jeweiligen Stufe gelesenen Autoren an. Für den Anschluß an Livius und Ovid sind Partien gewählt, die wohl selten ungelesen bleiben, Caesar ist auch durch das *Bellum civile*, Sallustius durch das *Bellum Iugurthinum* und *Catilinae*, Vergilius durch die *Georgica* und die *Aeneis*, Tacitus durch die *Germania* und die *Annalen* vertreten. Anschluß an Cicero bringen die erste *Catilinaria*, die Rede *pro Roscio Amerino*, die allerdings Dettweiler im Gegensatze zu den preußischen Lehrplänen (S. 28) — und Ref. glaubt nicht mit Unrecht — „geradezu ausschließen" möchte, die *Pompeiana*, das Muster einer formvollendeten Rede, welche auch die genannten Lehrpläne (a. a. O.) und Dettweiler empfehlen (Didaktik, S. 195), die wegen des zu großen Umfanges den Überblick erschwerende *Miloniana*, die wegen des politischen Hintergrundes etwas schwierige Rede *pro Ligario*, *pro Deiotaro* und *Cato maior*. Ref. möchte es für ersprießlicher halten, wenn für die VII. und VIII. Klasse (Stegreif- und Privatlektüre!) mehr auf des Livius Geschichtswerk, dessen staatsrechtliche und sozialpolitische Teile (Bürgerkunde!) ja erst von den reiferen Jünglingen verstanden und mit Interesse gelesen werden, Bedacht genommen würde. An den preußischen Gymnasien wird Livius in der VI. und VII., an den Realgymnasien, die genau so

viele lateinische Unterrichtsstunden haben wie unsere Gymnasien (49 in der Woche), in der VIII. und IX. Klasse gelesen. Den Rest des Übersetzungsstoffes bilden wertvolle biographische Mitteilungen über Leben und Werke des Autors der Klassikerlektüre und freie Stücke, die, nach dem Variationsprinzip in ganz entsprechender Zahl eingestreut, zumeist lexikalischen Anschluß an die Autorlektüre finden und inhaltlich über den Gedankenkreis der studierenden Jugend nicht hinausgehen. Formell ist der Übungsstoff so gewandt geschrieben, daß man beim Lesen nur wenig an Übersetzungsvorlagen erinnert wird, sachlich bietet er der Schülerarbeit keine übermäßigen Schwierigkeiten und ist reichlich bemessen. Nehmen wir für ein Schuljahr 40, also für die vier oberen Klassen 160 Arbeitswochen an und ziehen wir für die vorgeschriebenen Schülerarbeiten dieser Klassen samt der Korrektur 60 (40 + 20) Stunden ab, so entfallen auf 100 (160 — 60) Grammatikstunden 171 Seiten Übersetzungsstoff, d. i. durchschnittlich 1·7 Seiten auf eine Grammatikstunde. Diese Aufgabe ist wohl kaum ganz zu lösen, aber bei regelmäßiger Anwendung des Extemporierens, das bei der Hin- wie bei der Herübersetzung von starker Wirkung ist und vor allem Selbstvertrauen erzeugt, wird das Hauptziel zu erreichen sein. Auf die besondere Wichtigkeit des regelmäßigen improvisierten Übersetzens in die lateinische Sprache haben schon vor Jahren zwei bewährte österreichische Schulmänner (Klimscha, Konvalina) hingewiesen und mit allem Nachdruck fordert auch Oskar Jäger diese mündlichen Übungen durch alle Klassen ('Lehrkunst und Lehrhandwerk' 1897, S. 137 fg.). Nur müssen sie den Charakter wirklicher Übung, nicht einer Prüfung tragen und den Schülern darf durch die Klassen- und Handkataloge, die trotz der ministeriellen Verordnung vom 11. Juni 1908 auch heute noch eine große Rolle spielen, die Unbefangenheit nicht genommen werden. Es sollen nach des Ref. Ansicht geradezu *ex professo* recht viele leichtere Extemporeübungsnummern Aufnahme finden; denn das langsame, schwerfällige Tempo beim improvisierten Übersetzen schwierigerer Stücke, deren Bewältigung eigentlich doch eine Vorbereitung mit allen Behelfen voraussetzt, läßt eine Freude über das Können nicht recht aufkommen.

Eine nach des Ref. Ansicht grundsätzlich nicht unwichtige Bemerkung sei hier zu machen gestattet. Ein Anschluß an Vergil, Ovid und Horaz (eventuell an die Elegiker) kann immer nur den Inhalt, nicht den Wortschatz und die Konstruktionen dieser Dichter betreffen, während es doch von Wichtigkeit ist, die Schüler eine gute lateinische Prosa im Anschlusse an Prosaiker zu lehren. Die preußischen Lehrpläne fordern daher auch, wenigstens für die Mittelstufe, d. i. für die III. bis zur VI. Klasse, daß sich die Übungen im Übersetzen ins Lateinische an ein Übungsbuch anschließen, in welchem der Wortschatz der Prosaschriftsteller verarbeitet ist, die auf der mittleren Stufe gelesen werden (S. 29). Unter Beobachtung unseres Normallehrplanes sollte, wie es wenigstens dem Ref. richtig scheint, der Übersetzungsstoff für das erste Semester der V. Klasse an die aus der IV. Klasse in Quinta fortgeführte Prosalektüre, für das zweite Semester der VI. Klasse an Sallust, Livius und eine Catilinaria des Cicero, für das zweite Semester der VII. Klasse an Cicero, Plinius und Livius, der überhaupt auf keiner Stufe unbeachtet bleiben sollte, für die VIII. Klasse an Tacitus und vornehmlich wieder an Livius anschließen. So würde nicht nur ein Übungsbuch zur Erarbeitung einer guten lateinischen Prosa, sondern auch ein geschichtliches Lesebuch für bedeutsame Abschnitte der alten Geschichte zustande kommen. Bei geschickter Auswahl würden durch ein solches Übungs- und Lesebuch die Folgen des Übelstandes, daß die alte Geschichte nicht mehr Gegenstand der Reifeprüfung ist, einigermaßen gemildert werden. Soweit nämlich Ref. als Lateinlehrer in Oktava Erfahrungen gesammelt hat, tritt die alte Geschichte trotz der Bestimmungen des Normallehrplanes S. 16 doch stark in den Hintergrund.

Das Wörterverzeichnis entspricht, wenn zahlreiche Stichproben ein Urteil rechtfertigen, vollkommen seiner Bestimmung, da nicht nur die erforderliche Zahl der Vokabeln angegeben, sondern auch durch di notwendigen Ergänzungen zu den richtigen Redewendungen von Irrungen abgehalten wird. Die Quantitätsbezeichnung ist sowohl im Wörterverzeichnis als auch im Anhang nach Ritschls Prinzip sorgfältig durchgeführt. Daß auf die Gewöhnung an die Orthoepie von der ersten Unterrichtsstunde an große Sorgfalt verwendet werde, ist ja ebenso selbstverständlich, wie sie ja leider nach des Ref. Erfahrung von nicht wenigen, selbst jungen Lehrern, die ein ganz barbarisches Latein sprechen und daher auch sprechen lehren, außer achtgelassen wird. Ganz vorsintflutlich muß es den wohlunterrichteten Examinanden anmuten, wenn der Vorsitzende der Reifeprüfungskommission noch immer mit '*făcio*', '*căpio*', '*hăbeo*', '*lĕgo*', '*mŏneo*' usw. wirtschaftet, und die didaktische Autorität des *Primus inter pares* muß bedenklich leiden, wenn er in der Konferenz beharrlich von der '*bibliótheca pauperum*' spricht. Nur möchte Ref. den Standpunkt der „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen" billigen, die es für überflüssig erklären, den Unterricht mit besonderen Feinheiten der Aussprache, namentlich in positionslangen Silben, zu erschweren (S. 29, Absatz 4). Man beschränke sich, indem man noch einen Schritt über die genannten Lehrpläne hinausgehen kann, auf die Beachtung der Länge des Vokals vor *ns, nf, gn* und auf solche Fälle, in welchen ein in die Augen springender sprachwissenschaftlicher Grund die Länge als selbstverständlich erscheinen läßt (z. B. *iūs, iūstus, iūstitia, iūstitium; aestimō, exīstimō; tego*$_3$, *tēxī, tēctum, tēctum, ī; rego*$_3$, *rēxī, rēctum, rēx; nūbō*$_3$, *nūpsī, nūptum, nūptiae; māter, mātrōna, mātrimōnium; cōntiō (co-ventio); pūrus, pūrgō* usw.

In den stilistischen Bemerkungen, welche in 6 Kapiteln Nomina, Verba, Adverbia und Präpositionen, koordinierende Konjunktionen und Negationen, Wortstellung und Satzbau, Figuren und Tropen behandeln, verzichten die Verfasser auf das Prunken mit großer Gelehrsamkeit und machen die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Sprachgeistes in schlichter und klarer Fassung deutlich. Der Erklärung der sprachlichen Erscheinungen dient ein Schatz von oft meisterhaft gewählten instruktiven Beispielen, zu welchen auch hie und da die deutsche Sprache und Literatur beisteuert (vgl. S. 269, 96; ebd. 98; ebd. 99; S. 270, 102; S. 268, 95 a und b; S. 270, 99, b; ebd. 101; S. 272, 108; S. 274, 113, a—d usw.). Sehr geschickt sind die Tropen und Figuren erläutert, deren Verständnis wegen allzu gelehrtenhafter Behandlung bei den Schülern nicht selten vermißt wird. Besonderes Lob verdienen die alphabetisch folgenden synonymischen und phraseologischen Bemerkungen, die an Klarheit und Präzision nichts zu wünschen übrig lassen (vgl. z. B. S. 279, 126; S. 283, 139; S. 290, 157; S. 299, 183). Alle Erklärungen und Beispiele sind für den praktischen Unterrichtszweck so schön geordnet, daß jemand *invita Minerva* Lateinlehrer geworden sein müßte, wenn es ihm nicht gelänge, „das Verständnis für die Eigentümlichkeit des lateinischen Ausdruckes gegenüber dem der Unterrichtssprache voller und bewußter zu machen" (Normallehrplan, S. 12). Die stete Berücksichtigung der Grammatiken von Schmidt-Thumser, Scheindler-Kauer, Schultz-Heidrich, Strigl und Goldbacher erhöht die Verwendbarkeit des Buches.

Nur als ein Zeichen des lebhaften Interesses für das gute Schulbuch möge es angesehen werden, wenn Ref. zum Schlusse auf einige Versehen hinweist. Das Zeichen der Länge fehlt bei *prīvīgnus* S. 223 (richtig S. 298, 182); *immōbilis* ebd.; *nūbibus* S. 228 s. v. 'umziehen'; *Aiāx* S. 174; *dissēmināre* S. 180; *cālīgō* S. 188 (Ovid. Metam. IV 455, richtig S. 216); *vīs* S. 200 s. v. 'Gewalttätigkeit' (richtig ebd. s. v. 'Gewaltstreich'); *spēlunca* S. 205; *Lȳdia* S. 210; *latrōcinium* S. 216 s. v. 'Raub' (richtig ebd. s. v. 'Räuberei'); *iūstus* S. 216 (richtig ebd. s. v. 'recht');

irrītāre S. 217; *sēmen* S. 218; *sēmentem* ebd. s. v. 'säen' (Ovid. Fast. I 679); *Dōdōnaeum* S. 245. 10. b (Δωδωναῖος, Δωδώνη); *Aesculāpiī* S. 246. 14 (richtig S. 177); *frīgida* S. 254. 38 (richtig S. 271. 103); *pāx* S. 298. 181 (vgl. S. 197); *ēxcēssit* S. 270 und *accēssit* S. 280. 130. 2 (vgl. Werner, Lat. Gramm. 1912, S. 67). Auf S. 174 s. v. 'abstehen' ist *petītiōnē* in *petītiōne* zu ändern; S. 175, 176, 180, 192 richtig *profitērī*, dagegen S. 179 *prōfitērī* (vgl. Horat. Epist. II 3, 14); S. 185 steht *freqūentāre*; S. 186 *fōlium* statt *folium* (vgl. Horat. Sat. I 5, 81; Carm. III 17, 9; IV 3, 7; Epist. II 3, 60); S. 185 *cōnvincere*, dagegen S. 199 *convalēscere*; S. 194 und S. 198 *pati*, dagegen S. 195 richtig *vehī*, aber S. 217 und S. 221 wieder *vehi*; S. 195 *diiūdicāre*, dagegen richtig S. 191 *dīiūdicāre*; S. 196 *postulāre*, dagegen ebd. *postulātiō* und *postulātum*, S. 105, Fußnote *pōstulāre*; S 218 *trānquillitās*, dagegen ebd. s. v. 'ruhig' *tranquillus*; S. 174 *Allia* und *Alliēnsis*, dagegen S. 274, 113. d und S. 302, 189. 1 *dies Alliēnsis*; S. 203 *Hēracleēnsēs*, dagegen S. 262, 71 *Hēracleēnsem*; S. 215 *pēstis*, dagegen S. 270 *pestem*. Bei *exscindī* (S. 229) s. v. 'untergehen' ist wohl zur Unterscheidung der Perfektformen *éxcidī* von *cado* und *éxscidī* von *exscindō* die Schreibung mit *s* nach *x* vorzuziehen; die Verfasser schreiben ja auch *exsul*, *exsilium* u. a. Auf S. 200 s. v. 'geschweige' soll es wohl statt '*multō primus*' *multō minus* heißen. S. 215 ist 'probe durch' (*dēgustāre vīnum*) mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben.

Baden bei Wien. Friedrich Loebl.

F. C. Paldamus, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgabe C. Neu herausgegeben von Direktor Dr. O. Winneberger. Vorstufe und I. Teil herausgegeben von Wilhelm Lindemuth. 19., veränderte Auflage. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1912. Vorstufe: geb. 2 Mk., I. Teil: geb. Mk. 2·60.

Die beiden Lesebücher unterscheiden sich von den bei uns in Österreich üblichen in gar manchen Beziehungen und vielfach sogar sehr zu ihrem Vorteil. Dies gilt besonders von der äußeren Ausstattung der Bücher: Der Druck ist ganz hervorragend deutlich und rein, die Lettern sind in der Vorstufe in den meisten Lesestücken ziemlich größer, erst in dem I. Teile erscheinen sie — der größeren Fertigkeit im Lesen entsprechend — in der in unseren Büchern üblichen Größe, ferner wechseln verschiedene Druckschriften miteinander ab. Hervorzuheben sind auch die reizenden Kopfleisten, die verschiedene Tiere in humorvoller Weise darstellen. Dem Buch wird dadurch von vorneherein ein heiterer Stempel aufgedrückt. Denselben Charakter trägt auch der sonstige Bilderschmuck der Bücher. Nicht wenige herzige Bilder, angepaßt der kindlichen Auffassung, zieren die Bücher und alle machen einen fröhlichen, gewinnenden Eindruck. Einige Bilder der Vorstufe wiederholen sich im I. Teile. Mit dem Inhalte ist gegenüber der vorhergehenden Auflage eine bedeutende Veränderung vorgenommen worden; z. B. sind in der Vorstufe mehr als ein Drittel der Lesestücke neu. Hauptsächlich sind solche Stücke aufgenommen worden, die von modernen Autoren stammen, dabei aber dem Gesichtskreise der kleinen Leute angepaßt sind; zum Glück hebt sich der Mangel an derartigem Lesestoffe ja immer mehr. Von diesen neuen Beiträgen haben dem Ref. besonders die Lesestücke von Scharrelmann gefallen, die mit ihrer eigentümlichen Art kindlichen Erzählens so unvergleichlich ansprechen. Daneben finden sich einige ziemlich alte, aber be-

währte Lesestücke. Der ganze Lesestoff ist in beiden Bänden eingeteilt in drei Abschnitte: „Im Tageslauf", „Im Jahreslauf", „In Stadt und Land". Bemerkenswert ist noch die große Reihe verschiedener Autoren. In beiden Teilen schließen sich an den Lesestoff in der Ausgabe C recht gut verwendbare Übungsaufgaben für Rechtschreibung und Sprachlehre.

Alles in allem muß gesagt werden, daß diese Neuauflage des alten, vor mehr als 50 Jahren zum erstenmal erschienenen Lesebuches eine ungemein erfreuliche und sehr nachahmenswerte — sowohl was Ausstattung als was Inhalt anlangt — Arbeit darstellt.

Mödling. Al. Zaunbauer.

Dickens, A Christmas Carol. 4. Auflage. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. F. Schürmeyer. Berlin, Weidmann 1911. Preis geb. Mk. 1·60. Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Mit deutschen Anmerkungen. Herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach.

Die völlig neu bearbeitete Einleitung bietet ein 14 Seiten umfassendes Bild des Lebens und Schaffens des Dichters auf 5 Seiten eine Schilderung der englischen Weihnachtsbräuche in alter und neuer Zeit und endlich eine knappe Darstellung des Aufbaues und der Tendenz des Werkes. Dem Texte ist ein 57 Seiten enthaltendes Heft mit Anmerkungen beigegeben. Diese sind sehr ausführlich und zuverlässig, die Übersetzungshilfen vielleicht etwas zu reichlich. Möge diese vortreffliche Ausgabe ihr Scherflein dazu beitragen, eines der wertvollsten Bücher der englischen Literatur unter der deutschen Jugend recht weit zu verbreiten!

Linz. Dr. Ferd. Karigl.

English Authors. Lieferung 135 B—143 B. Bielefeld-Leipzig 1913—1914. Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben.

Es liegen neun neue Bändchen vor, die zum Teil gekürzt, zum Teil vollständig, gute englische Literatur wiedergeben. 135 B. Twain, *The Prince and the Pauper,* herausgegeben von Oberlehrerin F. Roebbelen. 136 B. Marshall, *Our Island Story,* herausgegeben von Oberlehrer Franz Vieth. 137 B. M. Creighton, *Queen Elizabeth,* herausgegeben von Prof. Dr. O. Hallbauer. 138 B. Florence Montgomery, *Misunderstood,* herausgegeben v. Dr. K. Stolze. 139 B. Macaulay, *Selections from the Works,* herausgegeben von Dr. Bruno Herlet. 140 B. H. D. Thoreau, *Walden or Life in the Woods,* herausgegeben von Oberlehrer Franz Reuss. 141 B. Twain, *The Adventures of Tom Sawyer,* herausgegeben von Prof. Dr. H. Pertschmann. 142 B. J. E. Parrott, *Britain Overseas,* herausgegeben von Prof. Dr. A. Sturmfels. 143 B. D. M. Craik, *John Halifax Gentleman,* herausgegeben von Dr. A. Voigt. Die Ausstattung ist die allbekannte, guter Druck und Einband, deutsches Vorwort und ein Heftchen mit Anmerkungen. Den Bändchen historischen und geographischen Inhalts sind Karten beigegeben, den belletristischen hie und da ein Portrait des Verfassers. Die Auswahl ist im allgemeinen als gut und brauchbar zu bezeichnen.

Wien. Lilli Radermacher.

S. Günther, Physische Geographie. 26. Bändchen der Sammlung Göschen. Vierte, durchaus umgearbeitete Auflage. Mit 37 Figuren. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen 1913.

Der Umfang des Buches ist scheinbar derselbe geblieben, er ist jedoch weit größer als in der dritten Auflage, da zahlreiche Einschübe in Petitdruck vorgenommen wurden. Die Gliederung des Stoffes erfuhr mit Ausnahme des letzteren, nunmehr „Geomorphologie" überschriebenen Abschnittes keine Veränderung. Wie nicht anders zu erwarten, bietet das Bändchen auf engem Raume eine durchaus verläßliche, auf voller Höhe stehende Einführung in das weite Gebiet der physischen Geographie. Aufgefallen ist dem Ref. nur, daß der Satz, E. Richter habe zuerst das Bestehen einer Sprungschichte in jedem Alpensee hervorgehoben, unverändert in die Neuauflage übernommen wurde, da doch bereits Fr. Simony (Die Seen des Salzkammergutes. Wien 1850) und nach diesem Buchanan und Fitzgerald sich mit dieser Sache beschäftigten.

Wien. J. Müllner.

Aufgabensammlung zur Analytischen Geometrie der Ebene. Von O. Th. Bürklen, Prof. am königl. Realgymnasium in Schwäb.-Gmünd. Mit 31 Figuren. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1912. Preis 80 Pf.

Der reife Gymnasiast oder der Student der Mathematik, der in den ersten Monaten seines Universitätsstudiums auf das Gelernte nochmals zurückkommen will, können um so billiges Geld kein besseres Hilfsbuch zur Einübung der analytischen Geometrie finden als das angezeigte. Die Tendenz des Büchleins geht offenbar stark auf oftmalige Einübung eines beschränkten Gebietes, ja geradezu auf Drill. Daraus und aus dem Befehlston des mitunter unfreundlichen Telegrammstils der Beispiele merkt man der Sammlung zu stark die Schulstube an, aus der sie stammt. Vielleicht wären auch noch mehr Beispiele aufzunehmen, die etwas in die Tiefe gehen. Der Verf. kann ja solche auch bilden, das zeigt z. B. die Nr. 533, S. 125. Ich möchte nicht sagen: zwei Kurven schneiden „sich".

Die Beispiele handeln über Gerade, Kegelschnitte und Kegelschnittsbüschel — für die einzelnen Typen getrennt —, über Polarkoordinaten und einige höhere Kurven.

Die Sammlung ist warm zu empfehlen.

Wien. R. Suppantschitsch.

Elemente der Astronomie und mathematischen Geographie. Zum Gebrauch beim Unterricht auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von O. Hermes. Sechste Auflage, unter Mitwirkung von K. Graff neu bearbeitet von P. Spiess. Mit 43 Abbildungen im Text, 6 Autotypien auf besonderen Tafeln und 2 Sternkarten. Berlin 1911, Verlag von Winckelmann & Söhne. 56 SS.

In knapper, auf 56 Seiten zusammengedrängter Darstellung faßt das Büchlein, das als Anhang zum Grundriß der Physik von Jochmann-Hermes gedacht ist, alles Wissenswerte aus der Astronomie und mathematischen Geographie zusammen. Nichts fehlt in ihm, von den einfachen Fragen der Orientierung an der Himmelskugel, der Erklärung der Koordinaten eines Punktes auf der Erde, wie eines Sternes am Himmel, der

scheinbaren Bewegung von Sonne und Mond bis zu den schwierigeren, dem Ersatz der scheinbaren Bewegungen durch die wirkliche auf Grundlage des Kopernikanischen Weltsystems, der Kepplerschen Gesetze und der Newtonschen Gravitationslehre und den astrophysikalischen Beschreibungen der Beschaffenheit der Sonne, des Mondes, der Planeten und der Fixsterne. Alles aber wird in einer solch dogmatischen Form vorgetragen, daß das Buch dem Leser ziemliche Schwierigkeiten bereiten, zum Selbststudium wenig geeignet und wohl nur beim Unterrichte an der Hand des Lehrers durch die von ihm zu gebenden Erläuterungen seinen Zweck erreichen dürfte.

Wien. S. Oppenheim.

Handbuch der Schulhygiene von Regierungsrat Dr. Leo Burgerstein und Hofrat Dr. August Netolitzky. Dritte Auflage. Leipzig, J. O. Barth. XII und 548 SS. Gr.-8⁰. Preis: brosch. 25 Mk., geb. 27 Mk.

Daß das vorliegende Handbuch das beste und das gründlichste ist, wurde von der sachverständigen Kritik schon über die früheren Auflagen bemerkt. Diese Anerkennung prägt sich auch darin aus, daß es von allen derartigen Werken am schnellsten Neuauflagen erlebte. Dies alles ist begreiflich, wenn man die enorme Summe von Arbeit ins Auge faßt, welche in dem Buche enthalten ist: alle irgend wertvollen Forschungsergebnisse, schulhygienisch fortschrittlichen Gesetze, Verwaltungsbestimmungen und Gebräuche nicht nur aus Österreich und dem Deutschen Reich, sondern auch aus den verschiedensten Kulturländern sind durch den auf diesen Gebieten bestorientierten und hinsichtlich seiner Sprachkenntnisse so vielseitigen Burgerstein, der sich in pädagogischen, medizinischen und technischen Fragen so sehr eingelebt erweist, daß er sie objektiv und kritisch verarbeitet, in wohlgeordneter übersichtlicher Darstellung behandelt worden. Die Textierung ist für jeden Gebildeten verständlich. Es wird schwerlich etwas Einschlägiges geben, worin das Buch als internationales orientierendes Nachschlagewerk versagen könnte; verläßliche Behelfe sind auch das genaue Register sowie die zahlreichen Hinweise im Text auf Verwandtes in anderen Kapiteln. Bedenkt man, wie wichtige wissenschaftliche Forschungsarbeiten nicht nur in der deutschen, sondern auch in der dänischen, schwedischen, holländischen, russischen usw. Literatur, welche vortrefflichen technischen Einrichtungen in der englischen, amerikanischen, französischen usw. Fachliteratur enthalten sind und wie viele amtliche Anordnungen in den verschiedensten Ländern getroffen worden sind, so ergibt sich die Wichtigkeit einer möglichen Behandlung des internationalen Materials, welches alle solchen Themen der Schul-Unterrichtshygiene umfaßt, Schulbaus, Einrichtung, Instandhaltung, Nebenanlagen der verschiedensten Art, Externats- und Internatsbetrieb, Stundenplan und seine Einzelheiten, Hausaufgaben, Prüfungen, Strafen, Ferien, körperliche Erziehung, Hygiene des Lehrberufs, Schularzt.

Lehrer, Arzt, Bautechniker haben in dem Buch ein Werk von unerschöpflichem Reichtum hinsichtlich Belehrung und Anregung und wer immer sich für irgend ein Teilstück des Themas interessiert, wird neues Material finden, falls er nicht auf dem engen Teilstück ein spezieller und international gebildeter Fachmann ist. Das Buch kann daher allen Unterrichtsanstalten als ein Werk mit konzis gehaltenem, ungewöhnlich reichen Inhalt bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. med. Mathilde Gstettner.

Programmschau.

24. **Franz X. Lehner, Homerische Göttergestalten in der antiken Plastik.** IV. Progr. des Kaiser Franz Josef-Staats-Gymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich 1910. 11 SS. mit 2 Tafeln.

Der Verf. behandelt nach denselben Grundsätzen, die er in seinen früheren Programmaufsätzen befolgt, in dem vorliegenden die Gorgo auf der Selinunter Metope und die Medusa Rondanini unter Benützung der einschlägigen Literatur. Seine Ausführungen sind klar und verständlich und werden dem Lehrer besonders bei der Homerlektüre willkommen sein. Diejenigen, die sich eingehender mit der Frage beschäftigen wollen, seien verwiesen auf die Abhandlung von A. L. Frothingham: *Medusa, Apollo, and the Great Mother* in *Amer. Journ. of Arch.* XV (1911) 349 f.

25. **Dr. Emil Gaar, Griechische Reisebilder** (Iter Olympicum). Progr. des k. k. Karl Ludwig-Gymnasiums in Wien 1912. 16 SS. mit 1 Tafel.

Vorliegende Arbeit gibt eine gute Schilderung der Reise von Korinth nach Olympia am 17. und 18. Mai 1910, die zeigt, daß der Verf. mit offenem Auge und Ohre Land und Leute beobachtete. Besonderes Interesse erweckt der Umstand, daß der Leser eine weniger bekannte schöne Landschaft kennen lernt, die dem Archäologen durch die österreichischen Ausgrabungen in Lusoi vertraut ist. Lehrer und Schüler werden die Arbeit mit Vergnügen und Nutzen lesen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

26. **Rudolphus Reich, Quid e Senecae philosophi eiusque patris scriptis de luxuria illius aetatis colligi queat et quid his de rebus censuerit philosophus.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Lundenburg 1912. 17 SS.

Der Verf. reiht die Stellen, welche sich in den Schriften der beiden Seneca auf den Luxus beziehen, unter drei Rubriken ein: Luxus in der Körperpflege, im Wohnen und im Speisen. Die Verbindung, welche er zwischen den einzelnen Zitaten durch seine Darlegung herstellt, ist nicht immer glücklich. So vermag man z. B. schwerlich einzusehen, wie das, was aus *De brevitate vitae* auf S. 9 beigebracht wird, mit Maecenas zusammenhängt. Öfter projiziert er seine eigene Gedankenassoziation in den Schriftsteller hinein; so lesen wir z. B. S. 12: *thermarum fundamenta mirum in modum ita in mari iaciebantur, ut corpus lavantibus ex solio „agros et maria prospicere" liceret. Praeclare id Seneca phil. describit* ep. 86, 7. Und doch haben in diesem Briefe die Worte *nisi ex solio agros et maria prospiciunt* nur den Sinn, die Größe der Fenster hervorzuheben im Gegensatz zu den Mauerspalten im Bade Scipios, von welchem geredet wird; und nichts begründet die Kontamination mit dem Gedanken des 122. Briefes, daß die Thermen im Meere aufgeführt werden.

Ferner ist der Verf. nicht der Gefahr entgangen, die immer dort droht, wo man „genötigt ist, Tatsachen zu verwerten, die, aus ihrem natürlichen Zusammenhange gerissen, einen täuschenden Eindruck zu machen und das Urteil eher irre zu leiten, als zu berichtigen geeignet sind"[1]. Und gerade „die Beurteilung des römischen Luxus beruht vor-

[1]) Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III[8] (1910), S. 3 f.

zugsweise auf solchen aus dem Zusammenhang gerissenen, zum Teile überdies von den alten Schriftstellern tendenziös ausgewählten Tatsachen". Und Reich nimmt allzu gläubig hin, was die Sittenprediger erzählen; deshalb fallen seine Urteile zu allgemein und zu ungerecht aus, wie z. B. S. 5: *Qui Augustum secuti sunt imperatores cum a bonis sese amari nequaquam exspectare possent, pessimi cuiusque animum sibi conciliare studebant imprimisque civitatis sentinam antea iam quibusvis vitiis ac sceleribus imbutam variis desidiae atque cupiditatum adminiculis sibi devincire volebant. Quo pacto Romani ab antiqua virtute tantum degeneraverunt. ut Claudii atque Neronis temporibus praeter luxuriam, ignaviam, libidinem ceteraque quibus deteriores imprimis laborabant vitia etiam in summis qui tum Romae fuerunt viris pro antiqua nobilitate humilitas, vafritia pro antiqua simplicitate, pro antiqua gravitate adulatio inveniretur humillima.* Das gilt nicht einmal vom ganzen Leben Caligulas und Neros, geschweige denn als allgemeine Kulturerscheinung der Zeit.

Unbillig wird der Verf. auch in Kleinigkeiten, wie z. B. wenn er S. 8 die Bartmoden, die doch auch wir haben, als Dekadenzerscheinung zu Senecas Zeit aufzufassen scheint.

Der Philologe lernt aus diesem Programmaufsatz nichts Neues; es hätte einem Zweck entsprochen, diesen interessanten Stoff der Laienwelt in deutscher Sprache zu bieten, statt ihn in der lateinischen zu belassen, die nicht frei von Härten ist. Es gereicht der Arbeit nicht zum Vorteil, daß die Zitate nicht nach der neuen Ausgabe, sondern nach der Haases gegeben werden; Fehler wie S. 12 (vorletzte Zeile) *tricies* hätten sich vermeiden lassen; ebenso wie die vielen des Druckes, deren sich z. B. auf S. 7 gleich fünf finden.

Nikolsburg. Dr. Maximilian Adler.

---

27. Josef Gröschl, Antike und moderne Erziehung. Progr. des k. k. Staats-Realgymnasiums in Linz 1913. 16 SS.

Der Verf. findet in der antiken Erziehung den entgegengesetzten Fehler wie in der modernen: während diese lange Zeit zu sehr die geistige Ausbildung betont habe, sei bei den Hellenen zu viel Gewicht auf die Gymnastik gelegt worden auf Kosten der Pflege allseitiger Geistesbildung. Das stimmt ja im großen und ganzen. Wenn es dann aber heißt, daß sich in Griechenland „von einer Sorge für Stätten geistiger Bildung (wie sie in den Palästren und Gymnasien für die körperliche bestanden) durchaus keine Spur" finde, so ist dies unrichtig, da ja gegen Ende des 5. Jahrhunderts ein Wandel des Bildungsideals erfolgte, der dem Geiste neben dem Körper sein Recht werden ließ; dem Kampf beider Anschauungen widmete natürlich auch Euripides seine Aufmerksamkeit (cf. fr. 284 N.); vgl. im übrigen J. Oehler bei Pauly-Wissowa s. v. Gymnasium. Der Verf. vertritt dann die Forderung, der körperlichen Erziehung sei in unserem Leben nach hellenischem Muster mehr Raum zu gönnen; „nur fragt es sich, wo man dazu (in der Schule) die Zeit hernehmen soll", fügt er selber hinzu. Für die Erwachsenen trete als Ersatz der Sport ein. Die Arbeit läßt leider die Benützung neuerer Forschung über antikes Schulwesen und damit des Tatsachenmaterials über den wirklichen Gang der Erziehung bei den Griechen vermissen; die Theorien des Aristoteles (dann müßten und könnten ja ebenso gut die Platons über Mädchenerziehung herangezogen werden) sind kein entsprechender Ersatz dafür.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

---

28. **Adalbert Jungbauer, Das Peilsteiner Weihnachtsspiel.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Prachatitz 1912. 30 SS.

Ad. Jungbauer — zu unterscheiden von Gustav Jungbauer, der sich nunmehr durch seine deutschböhmische Volksliedbibliographie einen hervorragenden Namen geschaffen, — bietet uns im Programm 1911/12 eine Ergänzung zugleich zu August Hartmanns, Paillers und Ammanns gesammelten Volksschauspielen; denn das Peilsteiner Spiel hat Beziehungen zu Bayern, Oberösterreich und Böhmen. Das Original, wie es unmittelbar aus dem Bauern-Trupp der Spieler hervorging, liegt uns allerdings nicht vor, sondern eine — allerdings möglichst getreue — Überarbeitung des vor kurzem dahingegangenen Dechants Norbert Hanrieder, der als Kooperator in Peilstein die Wiederaufführung des Spieles bewirkt hatte. Später gelang es dem Bibliothekar Vielhaber von Schlägl, das wieder vergessene Stück in Aigen und Schlägl spielen zu lassen (1911/12). — Das Original wurde schon 1800—1810 in Peilstein und Rohrbach aufgeführt, wofür noch heute Zeugen leben; 1869 arbeitete Hanrieder das schon ziemlich vergessene Stück um und ließ es 1870—1896 wiederholt aufführen. Eine Abschrift dieser Fassung, 1894 erworben, erliegt in Schlägl, in Peilstein ist keines mehr vorhanden. — Das Hirtenspiel und die Herbergssuche gehen gemeinsam mit den entsprechenden Teilen des Böhmerwald-Weihnachtsspieles[1]) in die Mitte des XVI. Jahrhunderts zurück. Das Übrige hat vielleicht dieselbe Vorlage wie das Obergrunder, gehört aber jedenfalls nach Sprache und Ausdruck dem XVI. Jahrhundert an. Wir gewinnen also durch Jungbauer Einblick in ein wichtiges Stück deutscher Volkspoesie.

Wien. J. W. Nagl.

---

29. **Dr. Martin Pawlik, Thomas Noon Talfourds Dramen.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr 1912. 30 SS.

Der jetzt vergessene Dramatiker Thomas Noon Talfourd (1795 bis 1852) schrieb vier Trauerspiele nach der Art der alten Klassiker, die ihrer Zeit dank dem berühmten Schauspieler Macready mit ziemlichem Erfolg aufgeführt wurden. Sie sind betitelt: *Ion*, *The Athenian Captive*, *Glencoe; or, the Fate of the Macdonalds* und *The Castilian*. Die beiden ersten Stücke behandeln Stoffe des griechischen Altertums, das dritte versetzt uns an das Ende der schottischen Volkserhebung zugunsten Jakobs II. im Kampfe gegen Wilhelm von Oranien, das vierte dramatisiert die unglückliche Revolution der Communeros im Jahre 1520/21. Der Verf. gibt uns von jedem Drama eine genaue Analyse und schließt daran eine ästhetisch-dramaturgische Kritik. „*Ion*“, das dem gleichnamigen Stücke des Euripides nur den Namen des Helden und einige Einzelheiten in der Exposition zu verdanken hat, sowie „Der athenische Gefangene“ und „*Glencoe*“ sind Schicksalstragödien im Sinne der altgriechischen Dramatiker, während „Der Kastilianer“ ein geschichtliches Trauerspiel ohne schicksalsdramatische Tendenz ist.

Die Arbeit des Verf., der sich liebevoll in die jetzt vergessenen Dramen versenkt und sowohl ihren Vorzügen gerecht wird als auch gegen ihre Mängel nicht blind ist, verdient Lob und Anerkennung. An dem Stil ist die Gewohnheit auszusetzen, das Hilfszeitwort eines Perfekts oder Plusquamperfekts im Nebensatze wegzulassen; z. B. S. 4 „ferner will er

[1]) Ad. Jungbauer, Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes. Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde III, 2. Heft, S. 90 ff.

denen danken, die sein Werk gefördert"; „die Veröffentlichung ... befreit den Dichter von einer seelischen Last, die ihn seit längerer Zeit bedrückt" usw. Der Druck hätte gewissenhafter überwacht werden sollen; es sind sogar Rechtschreibfehler stehen geblieben: S. 9, Z. 13 v. u. Loos; S. 10, Z. 25 v. u. begrüssen; S. 16, Z. 3 tötlich (ebenso S. 21, Z. 27); S. 20, Z. 9 v. u. *Th*alausgänge; S. 26, Z. 9 v. u. wenn dieser seinen Sohn als Gei*ß*el stellt.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Eingesendet.

Stenographie-Lehramt.

Der diesjährige, vom Wiener Stenographen-Zentralverein für Herren und Damen veranstaltete Ferialkurs zur Vorbereitung auf die staatliche Stenographie-Lehramtsprüfung wird in der Zeit vom 20. Juli bis 10. August, $4^1/_4$ bis $6^3/_4$ Uhr nachmittags, abgehalten. Der Kurs dient zur Vorbereitung auf die in der ersten Hälfte Oktober stattfindende Lehramtsprüfung und umfaßt alle Prüfungsfächer, wie Systemkunde und Methodik, Probeschulvorträge, Geschichte und Literatur der Stenographie u. s. f. Die Einzelheiten sind bei der Leitung des genannten Vereines, Wien, I. Wollzeile 12, zu erfragen. Behufs Feststellung der fachlichen Voraussetzungen für die Teilnahme an dem Kurse wird die Einsendung einer stenographischen Schriftprobe empfohlen. Jene Herren und Damen, die über ein Reifezeugnis (Mittelschule, Lehrerbildungsanstalt usw.) nicht verfügen, erhalten bei genauer Angabe ihres Bildungsganges (Schulen, abgelegte Prüfungen, Sprachstudien usw.) die erforderlichen Auskünfte.

Ferienreise nach Dalmatien.

In der Zeit vom 17. bis 26. Juli l. J. findet von Olmütz aus eine Vergnügungsfahrt nach Triest—Venedig—Pola—Sebenico—Spalato—Ragusa und Cattaro statt. Die Hinfahrt ist mit Sonderzügen gemeinsam, die Rückfahrt aufgelöst innerhalb 30 Tagen zulässig. Die Reise ist durch die bisherigen Anmeldungen bereits gesichert. Der Teilnehmerpreis für alle Fahrten, Unterkunft und Verpflegung beträgt 210 K für die II. Klasse Bahn und I. Klasse Schiff sowie 165 K für die III. Klasse Bahn und II. Klasse Schiff. Ratenzahlung zulässig. Die baldigste Anmeldung ist im Interesse der Teilnehmer erwünscht, da der Preis später erhöht wird. Ausführliche illustrierte Prospekte über Wunsch gratis durch die Reiseleitung für die Führung von Sonderzügen in Olmütz, Neugasse, Rudolfsstraße Nr. 196.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Hittiter in Palästina.

Die Publikation der epochemachenden Funde H. Wincklers in Boghazkjöj ist uns zur Stunde infolge des Ablebens des glücklichen Entdeckers noch vorenthalten, aber schon das verhältnismäßig wenige, was uns sein vorläufiger Bericht in den Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft (Dezember 1907) bietet, hat eine ersprießliche Diskussion angeregt, die auch in die verworrenen Fragen der testamentlichen Ethnographie neues Licht bringt.

Der bisherige Stand der biblischen Forschung ging von dem Axiom aus, daß alles, was uns aus vorisraelitischer Periode überliefert ist, stark auf die spätere Legende, ja auch auf die geschäftige Sagenbildung zurückgeht. Die sogenannten Bücher Moses samt Josua und teilweise noch Richter setzen eine bunte, größtenteils seßhafte, aber auch nomadisierende Bevölkerung Palästinas voraus, die die Israeliten nach ihrer Ankunft aus Ägypten angetroffen haben sollen, und differenzieren dieselbe in zahlreiche kleinere Stämme oder „Urvölker", Refaiter, Zuziter, Emiter, Horiter, Enakiter, Zom-Zommim und Amaleqiter; ein größerer Stamm wird unter dem Namen der Amoriter zwischen Hebron und dem toten Meere erwähnt; mitunter gilt aber auch dieser Name als Bezeichnung der gesamten vorisraelitischen Bevölkerung Palästinas.

Die wohl interessanteste Völkerschaft Palästinas in der vor-, aber auch in der älteren israelitischen Periode überhaupt waren die Bnê Heth, Hittiter, die Gen. 23 im südlichen Teile des Landes, in Hebron und Umgegend, angeführt werden. Sie erscheinen öfters in den Aufzählungen der von den Israeliten vertriebenen oder unterworfenen Völkerschaften Kanaans und in der Völkertafel der Genesis 10, 15 wird Heth sogar als Sohn Kanaans neben Sidon genannt. Die konsequent eingehaltene Schreibweise חתי, aber auch allgemein מלכי החתים (I Kön. 10, 29. II Kön. 7, 6 f. Ez. 16, 3)

bestätigt, daß sie mit den Jos. 1, 4 in der geographischen Bezeichnung כל ארץ החתים begriffenen Hittitern von Nordsyrien als ein Volk gemeint sind.

Allgemeine geschichtliche Situation, wie sie sich aus den ägyptischen Nachrichten der XVIII. bis XX. Dynastie ergibt, schien die skeptische Auffassung der Existenz dieser Hittiter Südpalästinas zu berechtigen. Die Ägypter kennen das große Volk der Cheta erst nördlich von Karmel und den Jordanquellen und in den uns zu Gebote stehenden geographischen Verzeichnissen Dhutmase I. und III. oder Ramses II. und III. (vgl. W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, S. 319 f.) werden sie außerhalb Palästinas erwähnt. In den Amarnatafeln werden sie auch als ausdrückliche Bewohner Palästinas nicht namhaft gemacht.

Es ist sohin erklärlich, daß die neuere Forschung in Bezug auf die Erörterung der Frage der Hittiter in Südpalästina geteilt war. Es gab Forscher, die bemüht waren, die Existenz von Hittitern in Südpalästina wissenschaftlich zu retten — an der Spitze stand der berühmte Oxforder Gelehrte A. H. Sayce —, die anderen dagegen lehnten jeden Versuch, die Existenz der Hittiter von Hebron nachzuweisen, schroff ab. Einen vermittelnden Standpunkt nahmen nur sehr wenige ein. Einer der besonnensten, Hermann Guthe in Leipzig, versuchte es, den Mittelweg einzuschlagen, indem er zwar zugab, daß auf Grund der ägyptischen und assyrischen Aussagen für die Hittiter das Land zwischen Libanon und Euphrat als Wohnstätte in Anspruch zu nehmen wäre, und die Nachrichten von den Kämpfen der Israeliten mit den Hittitern in Südpalästina als wenig wahrscheinlich klingend fand, aber die Möglichkeit zugab, daß einige hittitische Geschlechter zugleich mit verbündeten Amoritern in Palästina eingewandert seien (Geschichte des Volkes Israel. Freiburg i. B. 1899, S. 36). In der 3. Aufl. des zitierten Werkes (Freiburg i. B. 1904, S. 44 f.) läßt schon Guthe einen Teil der Hittiter in das südliche Kanaan einwandern.

Einen Wendepunkt nicht nur in der Behandlung der aufgeworfenen Frage, sondern überhaupt in der Erörterung der geschichtlichen Bedeutung der Hittiter ergaben die epochemachenden Entdeckungen Wincklers im Jahre 1906 und 1907 zu Boghazkjöj. Es ist außer dem Rahmen dieses Aufsatzes gelegen, in Wincklers und Makridi Beys Fußstapfen zu wandeln und den überraschenden Ergebnissen ihrer Forschungsbestrebung nachzugeben. Hier muß es genügen, den Umstand zu erwähnen, daß es Winckler gelungen war, das reichhaltige Archiv der Hittiterkönige aufzufinden, welches zeitlich in die Periode des Amarnafundes einzureihen ist und den letzteren sowie auch die Funde von Tell el-Hesy und Taanech auf wunderbare Weise ergänzt.

Das neu entdeckte Archiv von Boghazkjöj ist von größter Wichtigkeit für die Geschichte Vorderasiens vor der Amarnaperiode überhaupt und speziell auch für die Geschichte von Palästina, da

eine Reihe Fragen, die bisher vergebens ihrer endgiltigen Lösung harrten, jetzt auf Grund seiner Angaben als gelöst zu betrachten sind. In erster Reihe hat die Wissenschaft für die damalige Zeit jetzt auch außer den Pharaonen der XVIII. und XIX. Dynastie eine zweite, vollkommen gesicherte Herrscherreihe, jene der Könige von Chatti, gewonnen, wodurch auch die Möglichkeit geboten wurde, die Reihe der damaligen Könige von Assyrien und der kassitischen Könige von Babylon in chronologische Ordnung zu bringen. In zweiter Linie wurde durch den Inhalt der Dokumente von Boghazkjöj unsere Kenntnis der Zusammensetzung der damaligen vorderasiatischen Bevölkerung gefördert, die in hervorragendem Maße der Ethnographie des vorisraelitischen Palästina zu statten kommt.

Das Hauptergebnis ist die Beleuchtung der bisher dunklen Ethnographie des vorisraelitischen Palästina insoweit, als die bisher allgemein geltende Ansicht von dem ausschließlich semitischen Charakter des gelobten Landes des Josua nunmehr aufgegeben werden muß. Die neuen Nachrichten bestätigen, daß tatsächlich auch andere Elemente, unter ihnen auch das hittitische, unter der vorisraelitischen Bevölkerung Kanaans vertreten waren. Winckler schließt aus den Archivnachrichten von Boghazkjöj, daß sich bereits in der Zeit von der Tell el-Amarnaperiode eine Bevölkerung bis an die Südgrenzen Palästinas ausgebreitet hat, welche wir unter den Begriff der „hittitischen" im weiteren Sinn fassen können und die mit jener des mesopotamischen Landes Mitanni identisch ist. In der Tell el-Amarnaperiode findet seines Dafürhaltens ein zweites Vordringen der Hittiter statt, das sich aber nicht bis in den Süden Palästinas hin erstreckt hat. Das erste hat bedeutend früher stattgefunden, ist mit dem jetzt aus der durch King veröffentlichten neuen babylonischen Chronik bekannt gewordenen Angriff der Hittiter auf Babylon, der der Herrschaft der Hammurapidynastie ein Ende machte, in Zusammenhang zu bringen und chronologisch um das Jahr 1800 v. Chr. anzusetzen.

Nun spielen in den uns aus dem einstigen Reiche Mitanni stammenden Nachrichten die Charri eine bedeutende Rolle. Einerlei, ob wir in ihnen das Volk oder lediglich die herrschende Schichte von Mitanni erblicken, sind immerhin diese Charri ein wichtiger geschichtlicher Faktor. Ihr Name steht in nahem Zusammenhang mit Namen wie Ari, Arija und wie überhaupt die nach Vorderasien aus Südeuropa seit dem Anfang des II. Jahrtausends v. Chr. strömenden Arier keilinschriftlich genannt werden. Ihrem Namen begegnen wir zuvörderst in Mesopotamien, aber Winckler ist bestrebt, ihre Identität mit den Bewohnern des aus den hieroglyphischen Texten bekannten palästinischen Landes Charu mit plausiblen Gründen zu erweisen. Den Namen Charu hat man bisher als Bezeichnung des südlichen Palästina aufgefaßt (W. Max Müller,

Asien und Europa, S. 149) und Winckler folgert aus der Art und Weise, wie er hieroglyphisch überliefert wird, daß die Charri oder Charu während der ersten Periode der hittitischen Eroberungen mit den Waffen in der Hand von Südpalästina Besitz ergriffen haben.

Es liegt nahe, diese südpalästinischen Charri in den Horitern der Bibel wiederzuerkennen. Winckler selbst schlug diesen Weg glücklich ein und betont, daß die Horiter nur noch vereinzelt im Alten Testament erwähnt werden, lehnt aber die beliebte Etymologie als „Höhlenbewohner“ rundweg ab. Den Faden spinnt Böhl (Kanaäer und Hebräer. Leipzig 1911, S. 17) fort und findet in den Eigennamen der Tell el-Amarnabriefe ein weiteres Argument, dessen Beweiskraft nichts zu wünschen übrig läßt. Namen wie Šuwardata, Jašdata, Artamanja, Arzawija, Biridija oder Biridašja, Namjawaza, Teuwatti, Šubandi, Šutarna, die gerade bei den palästinischen Absendern der in Rede stehenden Briefe sehr oft begegnen (vgl. E. Meyer, Geschichte des Altertums I², § 468), sind deutlich arisch. Böhl resumiert demnach: „Wir sehen also, daß ganz Syrien bis an die Grenze der Wüste von arischen Scharen überschwemmt worden ist, deren Häuptlinge in einzelnen Städten die Herrschaft gewannen und Dynastien gründeten, ähnlich wie im Islam die Türken und die Kurden.“

Nun hat sich herausgestellt, daß uns in dem Tell el-Amarnafunde wirklich eine hittitische, aus Südpalästina stammende Urkunde vorliegt, die Beweis ablegt, daß zur Zeit der XVIII. ägyptischen Dynastie Südpalästina von Hittitern, wenn auch nur sporadisch, besiedelt war. Wir besitzen drei Briefe von einem gewissen Labaja oder Labawa — nach Wincklers Lesung —, deren inhaltlicher Zusammenhang der Lückenhaftigkeit wegen recht schwierig zu enträtseln ist, so viel aber läßt sich dennoch feststellen, daß der in denselben erwähnte Labawa ein mächtiger und gefährlicher Gegner der Ägypter war, so daß sein Name geradezu zu einem schimpflichen Kennwort für deren Feinde geworden ist. Nun wird dieser Labawa auch in einem Briefe wiederholt genannt, der in der Sprache eines inmitten von Kleinasien gelegenen Landes Arzawa abgefaßt ist; diese Arzawasprache ist aber auf Grund der Ergebnisse des öfters schon erwähnten Boghazkjöjfundes als mit jener der Bewohner von Chatti identisch zu halten. Der in diesem arzawisch oder hittitisch abgefaßten Briefe genannte Labawa ist anderweitig als ein nördlicher Nachbar des Königreichs des Aradchiba von Urusalim-Jerusalem bezeugt, sein Sitz ist also etwa in dem späteren Lande Ephraim, in oder um Sichem (vgl. Die El-Amarna-Tafeln. Bearbeitet von J. A. Knudtzon. Anmerkungen von O. Weber, S. 1314), anzusetzen. Früher war es völlig rätselhaft, wie der Gebrauch einer in Kleinasien heimischen Sprache in Palästina zu erklären wäre.

Die Existenz von Hittitern in Palästina ist somit für die Tell el-Amarnaperiode erwiesen. Es bleiben noch einige Nachrichten zu erörtern, die das Alte Testament über dieselben bietet.

Von Gen. 10, 15, wo bekanntlich Heth in der Mosaischen Völkertafel als zweitgeborener Sohn Kanaans neben dem erstgeborenen Sidon genannt wird, wollen wir absehen. Ebenso die ganz allgemein gehaltene Angabe Richt. 1, 26, wo berichtet wird, daß der Spion, der den Söhnen Josefs Sichem verriet, mit seinem ganzen Geschlecht „nach dem Lande der Hittiter" zog und dortselbst eine Stadtnamens Lûz erbaute.

Wichtiger ist Gen. 23, wo Abraham mit den „Hittitern", die ihm gegenüber als „Landeskinder" erscheinen, über das Grab für seine verstorbene Gemahlin Sarah verhandelt. Sarah starb „in Kirjat Arba, das ist Hebron" und der Hittite Ephron hat Abraham behufs der Beisetzung seiner Toten die Höhle Machpela erblich abgetreten. Aus der Erzählung geht hervor, daß die Hittiter in Hebron und Umgegend wohnten, aber unter anderen Stämmen verteilt; denn Ephron sagt zu Abraham, „so daß es die Hethiter hörten, so viele durch das Tor seiner Stadt [aus- und] eingingen", und wiederholte seine Schenkung „vor den Augen seiner Stammgenossen".

Die neuesten Entdeckungen auf dem keilschriftlichen Gebiet und Angaben des Alten Testaments geben demnach, soweit es auf die Hittiter Südpalästinas ankommt, Hand in Hand. Wir entnehmen denselben, daß es während der vorisraelitischen Periode in Süd- und wohl auch in Mittelpalästina einen starken Einschlag hittitischen Blutes in der Bevölkerung gegeben hat, ja daß in Hebron und Umgegend die Hittiter als ein besonderer Stamm ansässig waren, und daß Hittiter sporadisch noch unter Salomo im ganzen Lande vorkamen und scharf von der einheimischen Bevölkerung differenziert wurden.

Klánovice bei Prag. Dr. J. V. Prášek.

Die Zusammensetzung des Glossars Ic des Codex Oxoniensis Iun. 25.

R. Kögel hat noch vor dem Druck des Glossars Ic durch Steinmeyer eine Abhandlung dazu veröffentlicht unter dem Titel: Zu den Murbacher Denkmälern und zum Keronischen Glossar[1]).

---

[1]) Paul-Braune, Beiträge IX (1884) 301 ff. Im folgenden kürze ich ab: Steinmeyer oder St. = Steinmeyer - Sievers, Die althochdeutschen Glossen; Is. = der althochdeutsche Isidor, herausgegeben von R. Weinhold; Frg. = Fragmenta theotisca, herausgegeben von Hench; Ker. Gl. = Keronisches Glossar, hr. Gl. = hrabanisches Glossar bei Steinmeyer

Eine Hypothese Holtzmanns aufnehmend, sucht er zu erweisen, daß die Stücke der Murbacher Handschrift, das Keronische Glossar und einige Reichenauer Denkmäler aus Vorlagen geflossen seien, welche in rheinfränkischer Mundart, zum Teil auch in der Orthographie des ahd. Isidor und der Fragmenta theotisca abgefaßt waren (S. 324). Im II. Kapitel handelt Kögel über Is.-Frg. als Quelle von Ic. Die Zahl der aus Is.-Frg. herübergenommenen Glossen ist aber nicht groß, nicht einmal so groß, als Kögel angenommen hat. Kap. III soll zeigen, daß die Hauptmasse der in Ic enthaltenen Glossen aus dem Keronischen Glossar stamme. Dies sowie die daraus gezogenen Folgerungen bestehen allerdings nur zum kleinsten Teil zu Recht, wie sich unten ergeben wird. Schließlich führt Kögel in einem Anhang noch die Glossen an, die aus den übrigen Stücken der Murbacher Handschrift entlehnt sind oder zu Gregors Werken, zur Benediktinerregel und andern auch sonst glossierten Schriften gehören. Da Kögel ausschließlich das ahd. Sprachgut herangezogen hat, ohne die Zusammensetzung des Glossars nach seinen lateinischen Bestandteilen zu berücksichtigen, sind seine Ergebnisse zum großen Teile nicht richtig. Steinmeyer freilich hat in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe des Glossars Ic im IV. Bande seiner ahd. Glossen S. 1 ff. allzu streng Kögels Aufstellungen fast in ihrer Gänze abgelehnt, da er erkannt hatte, daß nicht das Ker. Gl., sondern das Lat.-lat. Glossar Aff. (abgedruckt im IV. Bande des CGlL p. 471 ss.) die Hauptmasse der Glossen geliefert hat. Eine genaue Untersuchung hat mir aber gezeigt, daß doch Kögel teilweise im Rechte war. Da sich dabei herausstellte, daß wir hier in der glücklichen Lage sind, ein kompiliertes Glossar in seine einzelnen Bestandteile fast restlos zu zerlegen und so einen Blick in die Arbeitsweise der mittelalterlichen Glossographie zu tun, dürfte der nachfolgende Beitrag zu dieser für die lateinische wie deutsche Literatur des Mittelalters gleich wichtigen Literaturgattung nicht wertlos sein. Die Arbeit wurde mir ermöglicht durch Photographien des betreffenden Teiles der Handschrift, die mir durch gütige Vermittlung des Herrn Prof. H. Schenkl von der Leitung der *Bodleian Library* bereitwilligst besorgt wurden.

Auszugehen war natürlich von den Feststellungen Steinmeyers in seiner Ausgabe und von den Andeutungen, die er in den Anmerkungen gegeben hat. Zur Mitteilung der Fundstellen ist es nötig, die Lemmata abzudrucken. Um Raum zu sparen, habe ich

---

I 1 ff.; Gr. h. = Gregors Homilien zu den Evv. bei Migne LXXVI. p. 1075 ss.; CGlL = Corpus Glossariorum Latinorum ed. G. Goetz; Aff. = das Glossar Affatim im IV. Bande des obengenannten Corpus; Ja, Jb = die beiden Glossare Ja und Jb der gleichen Oxforder Handschrift, worüber St. IV 589; Rb = Glossar Rb der Karlsruher Handschrift Aug. IC, worüber St. IV 399; BR. = Benedicti Regula Monachorum rec. E. Woelfflin.

sie, soweit sie geschlossen als zu Aff. gehörig bereits von Steinmeyer nachgewiesen sind, beiseite gelassen. Die Zahlen beziehen sich naturgemäß auf St.s Ausgabe in den ahd. Glossen IV 1 ff.

1, 6 (118a1) Auctor (Gr. h. II 34, 1237 B)
10 At contra (Gr. h. II 34, 1248 B)
2, 1 Assiduitate (Gr. h. II 34, 1248 A)
2 Adflictioni (Gr. h. II 34, 1248 C [-ne])
3 Adsuetis (Gr. h. II 34, 1249 B)
4 Agmina (Gr. h. II 34, 1251 D)
5 Animaduerte (?)
6 Anelant' (Gr. h. II 34, 1253 C)
7 Aduersantes (Gr. h. II 34, 1257 C)
8 Aduocatus (Gr. h. II 34, 1259 A)
9 Adtentius (Vulg. 1 Petr. 1, 22 oder Ker. Gl. 34, 11)
10 Altercatio (Aff. 473, 43 oder Ker. Gl. 18, 22 und 194, 29
11 Artifex (Gr. h. II 30, 1226 C und sonst)
12 Actu (Gr. h. II 34, 1251 A)
13 Appellatiuum (?)
14 Arrogantes (Ker. Gl. 6, 4 -er)
15 Absurdum (Ker. Gl. 36, 4)
16 Ad propagand (Gr. h. I 1, 1080 C)
17 Abdicat (Ker. Gl. 2, 28 und 22, 22)
18 Absque federe (Ker. Gl. 2, 20 R)
19 Adminiculum (Ker. Gl. 4, 15)
20 Amenticus (Ker. Gl. 110, 28 R)
21 Auidus (Ker. Gl. 32, 24)
22 Atritus (Ker. Gl 32, 15)
23 (118a2) Abacta (Ker. Gl. 46, 32 R)
24 Adrogantia (Ker. Gl. 4, 39 und 6, 2)
25 Acomoda (Ker. Gl. 38, 29 R)
25a Adsumptione (?)
26 Antecellit (Ker. Gl. 44, 19)
27 Adtende (?)
28 Adstibulatio (Ker. Gl. 10, 23 ?)
29 Ambiziosus (Ker. Gl. 16, 6 ?)
30 Abrogans (Gr. h. I 7, 1102 C -ter)
31 Aliquomodo (Gr. h. I 7, 1102 C)
3, 1 Archana (ahd. Is. 6, 10 ?)
2 Angit (Aff. 478, 2)[1])
3 Agnitio (Vulg. Gen. 45, 1 -oni) (Ib I 271, 45; Rb I 317, 64)
3a Adulatio (Vulg. Eccles. 7, 6)
4 Annosa (Gr. h. I 1, 1080 D)
5 Anxie (Gr. h. II 34, 1248 B)
6 Angariaũ (Matth. 5, 41)
8 Anime (*l.* Minimae) fidei (Matth. 6, 30)
10 Alabastrum (Matth. 26, 7)
11 Azimorum (Matth. 26, 17)
12 Agrum figuli (Matth. 27, 7. 10 = Frg. XXIV 14)
14 Appetunt (Gr. h. II 34, 1238 B)

---

[1]) *Angit* ist als zweite Glosse mit 3, 1 in eine Zeile geschrieben, der einzige derartige Fall in den Kolumnen 118a1 und 118a2. Es ist aus dem Aff.-Glossar entnommen und wurde hier nebengeschrieben, als der Schreiber mit der Kolumne 118a3 bei 3, 42 *Apices* angelangt war. Statt das Lemma *Angit* in ein freies Zeilenende der gleichen Kolumne (118a3) einzutragen (vgl. 3, 44), schrieb er es in die Nachbarkolumne; dies läßt sich auch sonst mehrfach beobachten.

15 Apocriforum (Hier. praef. z. Pentateuch)
16 Abigebat (Vulg. Gen. 15, 11)
17 Auctum (Vulg. Gen. 26, 19)
18 (118a3) Alui (Vulg. Ex. 16, 32)
19 Ast (Aff. 471, 10)[1]
20 Aras (Vulg. Ex. 34, 13) (Ib. I 272, 23)
21 Ater (*l.* Atrium) (Aff. 472, 43)
22 Ad plagam (Vulg. Ex. 40, 22)
23 Ariolus (Vulg. Lev. 20, 6)
24 bis Schluß von A aus Aff., wie bei Steinmeyer zu sehen, mit Ausnahme folgender Lemmata:
4, 34 Adserit (Gr. h. I 7, 1101 A oder Aff. 477, 13 ?)
35 Ambitiosa (Vulg. 1 Cor. 13 = Frg.)
36 Affectum (Gr. h. I 5, 1093 B oder Aff. 476, 34 ?)
37 Absurdum (Aff. 486, 40 ?)
40 a Anachorita $\overline{GR}$ (BR. 1, 4)
41 Abnuit (?)
42 Adtende ausculta (?)
(118b1) Alles unter B, ebenso was von C in dieser Kolumne steht, ist aus Aff. gezogen[2]).
5, 26 (118b2) Conpassio (Gr. h. II 34, 1246 D)
27 Corruunt (Gr. h. I 13, 1125 B)
28 Condiscendunt (Gr. h. II 34, 1247 A)
29 Conscii (Gr. h. II 34, 1248 C)
30 Constat (Gr. h. II 34, 1252 B)
31 Cliens (Aff. 495, 16)[3])
32 Congruenter (Gr. h. II 34, 1252 C ?)[4])
33 Contemplationis (Gr. h. II 34, 1253 C)
34 Contemtus (Gr. h. II 34, 1257 B)
35 Calculus (Gr. h. II 34, 1254 B)
36 Censentur (Gr. h. II 34, 1255 C)
37 Confertis (Gr. h. II 23, 1181 C oder Vulg. Luc. 24, 17)
38 Consternebant (?)
39 Condicio (Ker. Gl. 84, 18 ?)
40 Cecinit (Vulg. passim ?)
41 Catholicus (Ker. Gl. 72, 19 ?)
42 Consultum (Ker. Gl. 62, 7 *R*)
43 Coetaneos (Vulg. Gal. 1, 14)
44 Concionatur (Ker. Gl. 64, 26)
45 Conparatio (Vulg. Eccl. 6, 15)

---

[1]) 3, 19; 21; 24; 27; 32; 36; 44; 55; 61; 4, 9 sind als zweite Glossen in einer Zeile mit anderen eingetragen und müssen als solche alle aus Aff. stammen, da bei A und C, wie später gezeigt werden wird, zuerst die Nicht-Aff-Gl. eingetragen wurden, woran sich in A z. B. die Aff.-Gl. mit 3, 24 anschließen. Durch die Eintragung der aufgeführten Gl. in die freien Zeilenenden ist ein gewisses Durcheinander eingetreten, aber trotzdem sind sie alle Aff. zuzuweisen. Manches ist auf diese Weise auch doppelt verzeichnet.

[2]) Zu 5, 23 ist zu bemerken, daß durch diese Gl. die Kolumnenlänge ungewöhnlicher Weise um eine Zeile überschritten wird, daß sie also nicht an die Stelle gehört. Vgl. dazu S. 399 oben.

[3]) Zu beachten ist, was in der Anm. 1 bemerkt ist. Erklärt ist aber nicht *cliens*, sondern *clientela*, das nachfolgt. Vgl. 5, 50 und das Ker.-hr. Gl. 66, 36, wo zu lesen steht in *R: Cliens sodalis socius; Clientella contubernium*.

[4]) Im Text *congruunt*, also Schreibfehler, wenn das Lemma richtig bezogen ist.

46 Cerimonia (Ker. Gl. 66, 33 *R*)
47 Contumax (Ker. Gl. 62, 18 *R*)
48 Citra (Ker. Gl. 74, 4 *R*)
49 Cloes (Aff. 500, 35)[1])
50 Contubernium (Ker. Gl. 66, 38)
51 Cenum (Ker. Gl. 66, 27)
52 Clemens (Aff. 493, 36)[1])
53 Carina (Ker. Gl. 68, 3 *R*)
54 Congeries (Aff. 499, 42)[1])
55 (118b8) Cogerunt (Vulg. Luc 24, 29) [2])
56 Curia (Ker. Gl. 72, 29 *R*)
57 Coaceruant } (Ker. Gl. 74, 17 *R*)[3])
58 Coaptans } (Ker. Gl. 74, 20 *R*)
59 Constibata (Ker. Gl. 74, 23 *R*)
60 Cremunt (Ker. Gl. 154, 20 *R*) [4])
61 Crimen
62 Coors (Vulg. 2 Mach. 12, 22 und sonst)
63 Crassator
64 Centrum
65 Coaliscant
66 Commentum
67 Caeleps
68 Consuunt (Vulg. Ezech. 13, 18)
6, 1 Caule (Vulg. Deut. 28, 4)
2 Concilio (Aff. 498, 51) [1])
3 Congeminant (Vulg. 2 Reg. 3, 34)
4 Cardines orbis (Vulg. Prov. 8, 24 oder ahd. Is. 2, 2)
5 Cogunt (Vulg. Gal 6, 12)
6 Caritatem mutuam (Vulg. 1 Pet. 4, 8)
8 Concitauit (Gr. h. I 1, 1081 A)
9 Clangoris (Gr. h. I 1, 1081 B)
10 Congratulamini (Gr. h. II 34, 1246 B)
11 Consistere (Gr. h. II 34, 1249 C)
12 Concessa (Gr. h. II 34, 1256 C)
13 Conuulsa (Aff. 500, 40) [1])
14 Colafis (Vulg. Matth. 26, 67)
15 Corrigit (Vulg. Ps. 95. 118 und sonst)
16 Cohortem (Vulg. Matth. 27, 27)
17 Clamidem (Vulg. Matth. 27, 28)
18 Caluarie locus (Vulg. Matth. 27, 33)
19 a Cenobitarum (BR. 1, 3)

Die Kolumne 118b4 enthält wieder einen Teil aus dem Aff.-Glossar D schließt sich unmittelbar an.

50 Diliciis (Gr. h. II 34, 1250 B)
51 Damnat (Gr. h. I 7, 1160 C und sonst)
52 Discolis (Vulg. 1 Petr. 2, 18)
53 Deleramenta (Hieronym. prol. zum Pentat.)
54 Deuteronomium (Hieronym. prol. zum Pentat.)
55 Deterrime

[1]) Vgl. S. 392, Anm. 1 und 3.

[2]) *Cogerunt* ist über die Kolumne geschrieben. Es scheint mit dem 6, 15 folgenden *Corrigit* (feinere Schriftzüge!) gleichzeitig nachgetragen zu sein. Wie diese beiden Lemmata so ist auch 5, 68 (als zweite Gl. in einer Zeile) der Vulgata entnommen.

[3]) l. *Coaceruans*, wie das folgende Lemma und Ker. Gl. verlangen.

[4]) l. mit Kögel-Steinmeyer *Fremunt*. Wie ist aber der Fehler entstanden?

56 Distinctio (ahd. Is. 8, 9)
57 Dementia (ahd. Is. 8, 22)
58 Disputatio (Vulg. Job 21, 4)
59 Disceptabant (Vulg. Act. 11, 2)
60 Deuotus (Ker. Gl. 96, 31 ?)
61 Demum (Ker. Gl. 98, 6 *R*)
62 Diffusa (Vulg. Act. 1, 18)
63 Dissertus (Vulg. Sap. 7, 22)
64 Decoloratus
7, 1 Damnationis (Vulg. Rom. 8, 1)
1 a Diuturnum (Ker. Gl. 106, 17 oder Aff. 507, 47/48)
32 (119a1) Meracissimum (Vulg. Deut. 32, 14)
42 (119a2) Naulum (Vulg. Ion. 8, 3)
9, 14 (119a3) Non discrepat (Gr. h. II 34, 1249 B)
23 a Neoffitus (Vulg. 1 Tim. 3, 6)
10, 66 (119b2) Offeris (?)
67 Obstrusum (= abstractum Ker. Gl. 32, 22)
11, 1 Ouans (Ker. Gl. 218, 21)
3 Otius (Ker. Gl. 218, 19 ?)
4 Opem (Ker. Gl. 219, 39)
5 Opulentia (Ker. Gl. 219, 33)
8 Passim (Ker. Gl. 223, 25 ?)
26 (119b3) Patricida (Aff. 547, 33)
12, 13 Perstrinximus (Gr. h. II 34, 1250 C)
16 Psaltim (*l.* saltem) (Gr. h. II 34, 1257 C)
48 (119b4) Preponi (Gr. h. II 34, 1248 C)
13, 13 Preminet (Gr. h. II 34, 1252 A)
23 Presidens (Gr. h. II 34, 1253 B)
26 Presume (Gr. h. II 34, 1256 A)
29 Presto sum (Vulg. Gen. 37, 14) (Ib I 286, 72)
32 Prescribo (?)[1]
32 a Plectrum (Aff. 552, 40)
33 Procliuum (?)
15, 16 (120a2) Precedentia (Gr. h. II 34, 1248 B)
17 Prelatus est (Gr. h. II 34, 1250 C)
18 Presertim (Gr. h. passim)
19 Pollicitus (Gr. h. I 17, 1148 C)
19 a (120a3) Precones (Gr. h. I 1, 1081 C)
20 Professione (?)
21 Participatio (Vulg. 1 Cor. 10, 16 und sonst)
22 Predestinatus (Gr. h. I 17, 1191 B)
23 Paratrum (Vulg. Iud. 5, 15)
24 Per preceps (Vulg. Matth. 8, 32)
26 Punite (Gr. h. I 1, 1081 C)
27 Prestolatur (Vulg. Ex. 18, 14 und sonst)
28 Perfruantur (Gr. h. II 34, 1248 A)
29 Perpendit (Gr. h. II 37, 1278 B)

---

[1]) *Prescribo* steht in einer Zeile mit 13, 30; *Plectrum* und *Procliuum* in einer Zeile. Die letzteren gehen als letzte Zeile in dieser Kolumne über die gewöhnliche Kolumnenlänge hinaus; ebenso wie 12, 18 *Pensat* in der vorhergehenden Kolumne. Die Ordnung ist aber nicht gestört; der Schreiber scheint also durch Unachtsamkeit den Raum überschritten zu haben. 11, 24 *Portenta* dagegen, welches auch die Kolumne ungebührlich verlängert, erweist sich durch die Schriftzüge als später vom Schreiber zugesetzt. Es gehört zwischen 14, 9/11. Die Fundstellen zu 13, 29; 32; 33 habe ich nicht feststellen können.

30 Perpeti } (Gr. h. I 6, 1096 B)[1]
31 Perpessus }
32 Peruicax (?)
33 Procax (?)
34 Prouectu (Gr. h. I 5, 1094 B)
35 Prodeundi (Vulg. Eccl. 23, 34)
36 Privari (Vulg. 2 Ma. 4, 38)
37 Processu (Vulg. Eccl. 11, 24)
38 Prouecti (?)
39 Prouentu (Vulg. 1 Cor. 10, 13)
40 Poene moti cito egressi (Vulg. Ps. 72, 2)[2]
42 Poenitus omnino prorsus (Vulg. passim)
16, 65 (120b1) Que iesta sunt (Vulg. Tob. 7, 14)
66 Quatenus (?)
Quieuerunt (Vulg. Jos. 2, 1 und sonst)
18, 32 (120b3) Repellit (Vulg. passim)
33 Rimari (Gr. h. II 34, 1255 D)
34 Ruminat (Vulg. Lev. 11, 3 und sonst) (Ib 290, 5)
36 Resultat (Ker. Gl. 241, 4)
37 Reconpensat (Gr. h. II 34, 1248 C ?)
38 Rigidus (Gr. h. II 34, 1257 A)
39 Remedium (Gr. h. II 38, 1284 C)
40 Remotum (Gr. h. I 20, 1162 C)
41 Reprobi (Gr. h. I 20, 1163 B)
42 Retulit (Vulg. Matth. 27, 3 = Frg.)
44 Remigio (Aff. 563, 1 = 18, 4)
45 Reffoueri (Gr. h. I 13, 1125 A)
54 a (120b4) Sarabaitarum sine uiuentium (RB. 2)
19, 41 a Secessit (?)
47 Sistunt (?)
20, 46 (121a1) Summa (?)
60 Solidatur (Gr. h. II 34, 1249 B)
61 Sortiuntur (Gr. h. II 34, 1250 D)
62 Sumopere (Gr. h. II 34, 1256 C)
63 Statuit (Gr. h. II 34. 1252 C)
64 Seorsum (Gr. h. II 22, 1176 C ?)
65 Specialiter (Is. c. Jud. = ahd. Is. 6)
66 Spiraculum (Is. c. Jud. = ahd. Is. 10, 26) (Rb I 316, 1)
67 Supplicium (Vulg. Matth. 25, 46)
68 Samaritanus (Vulg. Luc. 10, 33)
69 Si quominus (?)
70 Susurrat (Vulg. Job 4, 12 ?)
71 Subruit (Gr. h. I 1, 1081 A)
72 Subiciunt (Vulg. Luc. 10, 17; 20)
21, 1 Sinagoga (?)
2 Solers (?)
3 Solerter (?)
4 Sescupla (?)
5 Suspiciosus (BR. 64)
6 Scrupulum confusio (Vulg. 1 Reg. 25, 31)
7 a Sarabaitarum in magnis uestibus (BR. 2)
8 Scurrones ioculares (?)
7 (121a3) Temsit (?)
22, 61 (121b1) Tetrum (?)
62 Tumulus (Aff. 575, 52)

---

[1]) 31 ist durch 30 veranlaßt.
[2]) Vgl. CGlL IV 270, 37; V 510, 3.

64 Tedium (Vulg. Sap. 8, 10)
65 Turpilucrum (Vulg. 1 Tim. 3, 8)
66 Torridum (Aff. 575, 17)
67 Transcendunt (Gr. h. II 34, 1251 D und sonst)
68 Temeritas (?)
69 Tyrannid (BR. 65)
70 Torosa ceruix (Gr. h. I 1, 1080 C)
23, 34 (121b2) Uicinia (Gr. h. II 34, 1246 B ?)
35 Ueneo
36 Uenundata } (?)
24, 66 (121b4) Ualenter (Gr. h. II 34, 1252 D)
67 Uerbi testis (?)
68 Umanatum (?)
25, 1 Uersatur (?)
2 Uegitatus (?)
3 Uitalem spiritum (Vulg. Sap. 15, 11)
(Steinmeyer, Anm. 1, S. 25). Darauf Raum für zehn Glossen ..., dann exibicio, eruta, Raum für zwei Glossen, Xp̄s, ymnū, Zacharias ...
Exibitio (Gr. h. I 1, 1078 C)
Eruta (Gr. h. I 1, 1078 D)
Xp̄s (hr. Gl. 269, 21 *R*)
Ymnū (hr. Gl. 269, 23 *R*)
Zacharias (hr. Gl. 270, 2)
19 Zephiri (Ker. Gl. 269, 27 ?).

Aus der vorangehenden Übersicht ergibt sich, daß Kögel mit gutem Recht einen Teil der Lemmata aus der Ker.-hr. Sippe entnommen sein ließ. Ich verweise z. B. auf 2, 14—19, die mit zwei Ausnahmen hieher gehören. Noch dazu wissen wir nicht, ob das benutzte Exemplar nicht mehr Glossen enthielt. Steinmeyer bemerkt S. 2 in der Anm., daß die Lemmata zu fünf Sechsteln einen Auszug aus den Aff.-Glossen darstellen und im ganzen deren Folge wahren. „Störungen zeigen sich hauptsächlich dort, wo zwei Glossen in einer Zeile stehen: Die zweite fällt dann vielfach aus der Aff.-Ordnung heraus oder gehört überhaupt nicht zu diesem Glossar. Schon in der Vorlage scheinen also fremde Glossen freigebliebenen Zeilenteilen eingeschrieben gewesen zu sein. Allerdings kann das benutzte Aff.-Exemplar vollständiger gewesen sein; hin und wider stimmt nämlich zu Ic das mit Aff. nahe verwandte Glossar Abstrusa (CGL. IV 1 ff.) in Worten, die der Ausgabe von Aff. fehlen". Die Untersuchung hat mir bewiesen, daß die Sachen teilweise anders liegen. Warum sollen schon in der Vorlage fremde Glossen eingedrungen sein? Die Übereinstimmung mit dem gedruckten Aff.-Glossar ist so enge, daß die Vorlage des Schreibers nicht davon verschieden gewesen sein kann. Die Durchbrechungen der Ordnung erklären sich glatt, nachdem die Quellen, soweit es ging, aufgezeigt sind. Ich erinnere an die Anm. 1 und 3, S. 392. Bezeichnend aber ist besonders folgende Erscheinung: (119b3) 12, 13; 16; (119b4) 12, 48; 13, 13; 23; 26; 29 stehen als zweite Glossen mit einem anderen Lemma in einer Zeile. Alle diese Lemmata gehören zu Gr. h.; scheiden wir sie aus, so erleiden die dort

stehenden Aff.-Glossen keinerlei Störungen. So sind auch die übrigen Störungen zu erklären.

Aber es finden sich auch Glossen an zweiter Stelle, die zwar der gleichen Quelle wie ihre Nachbarn entnommen sind, aber doch die Reihenfolge, wie sie im Aff.-Glossar vorliegt, unterbrechen. Auch dies läßt sich gut erklären. Ich nehme als Beispiel 19, 17 ff. (120[b4]) und schreibe die Glossen an, wie sie sich in der Handschrift darstellen:

a	19, 17	Squalor [565, 16]	g	20	Serit [566, 12]
b	22	Sectans [565, 36]			
c	24	Secundis [565, 37]	k	26	Scema [566, 39]
d	28	Sedulus [565, 45]	i	30	Seuum [566, 31]
e	32	Sedulo [565, 47]	h	34	Serium [566, 23]
f	36	Seditio [565, 51]	j	38	Sexus [566, 33]
l	39	Sceptrum [566, 41]	o	40 a	Sternit [566, 62]
m	41	Strepitum [566, 57]	x	42 a	Secessit (?).
n	43	Strenuus [566, 58]			

Der Vorgang ist also folgender gewesen: Der Zusammensteller des Glossars schrieb, als er Aff. auszog, regelrecht a—f untereinander. Dann setzte er g neben a. Nun brachte er h—k in den freien Zeilenenden unter, wo es gerade ging. Hierauf setzt er naturgemäß links mit l—n fort, und schreibt o neben l; x gehört nicht her und ist wie das nächste an zweiter Stelle stehende Lemma 19, 27 aus mir unbekannter Quelle (Gr. h.?) später vom Schreiber zugesetzt.

Ein anderes Beispiel, von dem schon S. 391, Anm. 1 und S. 392, Anm. 1 die Rede war, zeigt, daß auch zu Nicht-Aff.-Glossen solche aus Aff. beigeschrieben wurden.

Ab und zu sind Glossen aus Aff. auch am Ende der Kolumne nachgetragen, z. B. 119[a1] am Ende von M. Nach 7, 30 folgt 32 aus der Vulg., dann noch 33 und 34 a aus Aff.

Es erübrigt nun noch, den Vorgang bei der Abfassung des Glossars zu beschreiben, da wir hier in der glücklichen Lage sind, dem Autor gewissermaßen auf die Finger zu sehen. Der Zusammensteller des Glossars hatte bei der Arbeit mehrere Einzelglossare zur Verfügung, besonders zwei lat.-lat. Glossare, Aff. und das den Ker.-hr. Glossaren zugrunde liegende. Dazu kamen Glossare zur Vulg., zu Gregors Homilien, zur Benediktinerregel. Ich wäre allerdings eher geneigt zu glauben, es seien die zu diesen zuletzt genannten Schriften gehörigen Lemmata direkt aus dem Texte (einem glossierten?) in das uns vorliegende Glossar herübergeschrieben worden, ohne den Weg durch ein Spezialglossar zu nehmen. So würde sich am besten erklären, wie einzelnes Gut aus Is.-Frg. in das Glossar kommen konnte. Erstens, wenn Glossare zu diesen Schriften bestanden hätten, wäre es merkwürdig, daß nur so spärliche Bruchstücke daraus gezogen worden wären. Ferner müßten dies lat.-deutsche Glossare gewesen sein, da es sonst nicht abzusehen wäre, wie gerade die ahd. Übersetzung von Is.-Frg. bei der Verdeutschung der Lemmata zu Gebote hätte stehen sollen.

Nun aber sind die vom Bearbeiter benützten Glossare lat.-lat. gewesen, wie die Stellen zeigen, wo die deutsche Übersetzung fehlt, oder die lat. Übersetzung der sonst bekannten lat.-lat. Glossare beibehalten ist. Die Art aber, wie die deutschen Interpretamente eingeschrieben sind, zeigt an mehreren Stellen, daß sie erst über- oder nebengeschrieben wurden, als der lat. Text mindestens seitenweise schon geschrieben war. Dies wäre sehr umständlich gewesen, wenn schon fertig vorliegende lat.-deutsche Glossare kompiliert worden wären. Es wäre auch wunderlich, daß die Auszüge so sprunghaft und willkürlich gemacht worden wären, wie es z. B. bei den Gregor-Glossen der Fall ist. Vielmehr sind teilweise lat.-lat. Glossare in einen Auszug gebracht und dann übersetzt worden; dazu wurden bei der Lektüre der genannten Texte, anderseits auch aus Vulg.-Glossen Ergänzungen gegeben. Die Arbeit ist natürlich in einer Schule gemacht worden, der auch Is.-Frg. und die Bibelglossare Ja, Jb, Rb, Rd angehören. Manche Übereinstimmungen in der Übersetzung zeigen dies. Dazu ist Kögel S. 331 ff. zu vergleichen, wobei freilich nicht außer acht zu lassen ist, daß die meisten Gleichungen Kögels nicht richtig sind.

Um die Einzelheiten in Bezug auf die Komposition genauer zu erläutern, wird es nötig sein, das Denkmal von Anfang an durchzugehen. Wir sehen durch einen allgemeinen Überblick, daß die Verhältnisse bei A, B, C, D gleichartige sind, wie anderseits die Buchstabenreihen von M an für sich eine zweite Gruppe bilden. Wir handeln zuerst über A, B, C, D. Den Beginn machen die Glossen zu Gregor, daran schließt sich ohne erkennbare Ordnung ein Auszug aus einem Ker. (-hr.) Glossar. Es folgen Glossen zur Vulgata. Es schließt sich ein schmächtiger Auszug aus dem Aff.-Glossar an. Am Schluß ist ein Nachtrag zu den eben genannten Werken festzustellen. Der Rest der Spalte 118^{a4} ist leer. Über die Lemmata, die nicht an der gehörigen Stelle zu stehen scheinen, ist schon gesprochen worden. Verwickelt sind die Verhältnisse in den Kolumnen 118^{b1-4}. Die erste Spalte auf dieser Seite war fürs erste freigeblieben. 118^{b2-3} nahmen die Nicht-Aff. Bestandteile auf. Die obere Hälfte von 118^{b4} blieb wieder leer. In die untere Hälfte kamen die Nicht-Aff.-Glossen von D zu stehen. Als nun die Aff.-Glossen beigefügt wurden, begann man, ordnungsgemäß an die schon eingeschriebenen Glossen sie anfügend, die leergelassene obere Hälfte von 118^{b4} zu füllen. Mit 6, 46 *Cliens* war der verfügbare Raum zu Ende[1]); also ging der Schreiber über in die Spalte 118^{b1}, die zuerst gänzlich leer gelassen war, dann aber aus Aff. die B-Glossen aufgenommen hatte. So erklärt es sich, daß die in Aff. später erscheinenden Glossen hier früher in der Reihe auftreten. Einzelne Aff.-Glossen fanden auch an freien Zeilenenden der beiden von den Nicht-Aff.-Glossen besetzten Spalten eine Stätte; es sind dies 5,

[1]) Bezeichnender Weise fehlt zwischen C und D der freie Raum.

31; 49; 52; 54; 6, 2; 13[1]). Schließlich kam noch 5, 23 *Consultat*, das sich auch durch feinere Schriftzüge von seinen Nachbarn unterscheidet, unter die Kolumne zu stehen, wo es die Ordnung empfindlich stört, während das in seine Nähe gehörige 6, 48 *Connectit* als zweite Glosse neben *Cliens* an das Ende von C zu stehen kam. Daß ursprünglich die Nicht-Aff.-Bestandteile $118^{b2/3}$ in die Handschrift eingetragen wurden, ergibt sich aus der Handschrift selbst; 5, 61/62 in 118^{b3} stehen in einer Zeile und überschreiten den ihnen zukommenden Raum. Also ist das in der Spalte daneben stehende (118^{b4}) 6, 35 *Catalocus* um den Platz von zwei Buchstaben aus der senkrechten Reihe nach rechts geschoben. Man könnte einwenden, dies sei ja kein Beweis für diese Behauptung, wenn die Handschrift eine Abschrift eines gleichbeschaffenen Glossars ist. Gewiß. Aber (118^{b1}) 5, 16 *Cuiusque modo* in den, wie ich behaupte, später eingetragenen Aff.-Glossen ist auch zu lang für die Zeile. Das daneben stehende (118^{b2}) 5, 50 *Contubernium* weicht aber nicht aus, so daß das *o* von *modo* ganz nahe anschließt. Dagegen stand das unter D befindliche Stück schon da, als die zweiten Glossen in einer Zeile eingetragen wurden; denn (118^{b3}) 6, 15 *Corrigit* wurde erst geschrieben, als das daneben befindliche (118^{b4}) 6, 61 *Demum* schon dastand; *Corrigit* ist eng zusammengedrängt. Diese Verschiedenheiten lassen sich nur erklären, wenn wir den geschilderten Werdegang des Glossars annehmen (es ergibt sich daraus auch, daß wir das Original vor uns haben und nicht eine Abschrift). Gleichzeitig mit dem eben genannten *Corrigit* wurde auch das (118^{b3}) 5, 55 über der Kolumne stehende *Cogerunt* übergeschrieben [2]). Schließlich wurde 6, 19 a *Cenobitarum commune uiuentium* unter die Kolumne 118^{b3} setzt; desgleichen 7, 1 a *Diutinum* unter 118^{b4}. Die beiden nächsten Blätter fehlen in der Handschrift, so daß wir nicht sagen können, wie weit sich die geschilderte Ordnung erstreckte. Denn von M an, womit die Handschrift wieder beginnt, treffen wir andere Verhältnisse. Die Glossen aus der Ker. Familie fehlen [3]), die Anzahl der

---

[1]) Da auch sonst Lemmata aus anderen Quellen (6, 15) an zweiter Stelle vorkommen und auch schon von Haus aus zwei kurze Wörter nebeneinander geschrieben wurden (z. B. 5, 62; 68), ist es einigermaßen schwer, sich hier zurechtzufinden.

[2]) Steinmeyers Anm. zu der Stelle ist nicht recht klar. Es nimmt nicht *Cogerunt* den Raum ein, den die Glossierung *mahal* zu *Curia* besetzen sollte, sondern bevor noch die deutsche Glossierung übergeschrieben wurde, stand schon *Cogerunt* über der Kolumne, und zwar etwas näher an das folgende *Curia* gerückt, als dies gewöhnlich der Fall ist, so daß *mahal* keinen Platz zwischen den beiden Lemmata hatte. Es ergibt sich daraus wie auch aus anderen Anzeichen, daß zuerst der lat. Text fertiggestellt und erst dann die deutsche Übersetzung übergeschrieben wurde Vgl. auch Anm. 2, S. 393.

[3]) Nur am Schluß des Glossars 121^{b4} sind zuletzt einige Glossen aus der Ker. Sippe zu lesen.

zu Gregor gehörigen ist geringer. Nun gehen auch die Aff.-Glossen voraus oder vielmehr an Aff.-Glossen, welche allein ursprünglich eingetragen waren, ist eine geringe Anzahl Glossen jener Abteilung, die in den früher besprochenen Buchstabenreihen den Grundstock abgegeben hatten, in freigebliebenen Kolumnenteilen angefügt. Zuweilen wurden, wie in P, auch freie Zeilenenden ausgenützt [1]). Den Grund für diese Umkehrung der Verhältnisse kann ich nicht angeben. Schließlich wurden noch einige Nachträge, teilweise zur Benediktinerregel gehörig, gegeben. Unerklärlich ist mir, wie 18, 54 a *Sarabaitarum* mitten unter die Aff.-Glossen gelangt ist. Es kann hier nicht ursprünglich sein, macht sich aber durch keinerlei Zeichen als Eindringling geltend. Jedenfalls stammt es aus BR. Am Schluß der S-Reihe taucht es wieder auf. Das Wort muß durch irgend einen Zufall beim Einschreiben hieher verschlagen worden sein.

Graz. Dr. Josef Stalzer.

---

[1]) Auch in diesem Teile der Handschrift zeigt es sich, daß die nicht zu Aff. gehörigen Glossen an zweiter Stelle erst eingeschrieben wurden, als die Aff.-Kolumnen schon fertig waren.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Christophorus Favre, Specimen Thesauri verborum, quae in titulis Ionicis leguntur, cum Herodoteo sermone comparati. Dissertation Freiburg in der Schweiz. Heidelberg, Carl Winter 1912. 108 SS. 8°.

Während die Laut- und Formenlehre, wie seit einiger Zeit auch die Syntax der griechischen Dialekte zum Gegenstande gründlichen Studiums gemacht worden sind, tritt bis jetzt die Beschäftigung mit dem Wortschatz als solchem stark zurück.

Mit um so größerer Freude ist es daher zu begrüßen, wenn sich ein neuer Jünger der Wissenschaft dieses noch so ergiebige Arbeitsfeld gewählt hat und es zugleich zum Nutzen der griechischen Lexikographie und des eindringlicheren Verständnisses eines wichtigen Autors bebaut, wie Favre. Dieser stellt sich die Aufgabe, eine Vorarbeit zu dem griechischen Thesaurus zu liefern, da er mit gutem Rechte eben in dem Mangel an derartigen lexikalischen Einzeluntersuchungen einen jener Umstände sieht, welche die Inangriffnahme eines Thesaurus Graecus in der Art des Thesaurus linguae Latinae verzögern. Und zwar ist es der dem Attischen an Bedeutung zunächst stehende ionische Dialekt, dessen Wortschatz F. in dem vorliegenden Specimen in der Weise vorzuführen bestrebt ist, daß er die inschriftlich belegten Wörter lexikalisch behandelt und sie hiebei in drei Gruppen scheidet, in diejenigen, welche in den Inschriften allein vorkommen oder auch nur noch von späten Lexikographen und Grammatikern bezeugt werden, in die den Inschriften und Herodot gemeinsamen und endlich in diejenigen, welche zwar bei Herodot fehlen, aber sich sonst in der Literatur finden. Schon aus dieser Anlage des Specimen, das vorläufig von *A* bis *Δ* reicht, geht hervor, daß es vor allem für das Lexikon der ionischen Inschriften von Bedeutung ist, während es für Herodot erst in zweiter Linie in Betracht kommt, da es nur einen Einblick in die Übereinstimmungen zwischen Herodot und den Inschriften, nicht in die Besonderheiten des Schriftstellers gibt.

Bedauerlicherweise verzichtet F. häufig bei den Wörtern der zweiten Gruppe darauf, die Herodotstellen näher zu bezeichnen, so daß ohne die Heranziehung des Schweighäuserischen Lexicons Herodoteum und der Ergänzungen zu diesem von C. Jacobitz (Specimen lexici Herodotei, Leipzig 1870) und von M. Broschmann (Lexikalische Beiträge zu Herodot, Zwickau 1898 und Supplementum lexici Herodotei alterum, Leipzig 1904) eine Nachprüfung des Herodoteischen Sprachgebrauchs unmöglich ist. Wünschenswert wäre es auch, wenn F. dort, wo zwar ein Wort bei Herodot fehlt, aber ein stammverwandtes vorkommt, dieses anführte, wie er s. v. ἀγέλη auf ἀγελαῖος Her. II 93 verweist, während er das bei ἀγωνοθετέω (ἀγωνοθέτης Her. VI 127), ἀτακτέω (ἄτακτος Her. VI 93) unterläßt. Bei **δόκιμος**, das Herodot nur in übertragener Bedeutung kennt, würde ein Verweis auf **δοκιμάζειν** (II 38) zeigen, daß auch die Grundbedeutung der Herodoteischen Sprache nicht fremd war.

Ein näheres Eingehen auf die Behandlung Herodots machen die ausführliche Besprechung H. Kallenbergs in der Wochenschr. für klass. Phil. und die Bemerkungen desselben Gelehrten in dem Jahresbericht über Herodot des philologischen Vereins 1913, S. 104 unnötig.

Was die lexikalische Verwertung der Inschriften betrifft, so begegnet diese gerade auf ionischem Gebiete besonderen Schwierigkeiten, die der Verf. bei der Fortsetzung seiner Arbeit vielleicht noch schärfer ins Auge fassen muß als in seinem ersten Entwurf. Da die reinen Dialektinschriften hier besonders früh, zum Teil schon im IV. Jahrhundert entweder attischen oder doch solchen weichen, die in einer ionisch-attischen, der späteren Schrift -κοινή nahe stehenden Sprache abgefaßt sind (Thumb, Handb. d. griech. Dial. 344 ff.; J. Handel, De lingua communi, in titulos Ionicos irrepente. Studia Leopolitana. Editor Stanislaus Witkowski I. Lemberg 1913, 67 ff.) kann man häufig genug darüber in Zweifel sein, ob ein Wort noch in ein Lexikon ionischer Wörter gehört oder schon der κοινή zuzuweisen ist, besonders dann, wenn es in rein ionischen Sprachdenkmälern nicht bezeugt ist. Dieser oft verwickelten Frage geht Favre dadurch aus dem Wege, daß er sich zumeist an die von Bechtel in der SGDJ. gegebenen Texte hält. Schon einige wenige Beispiele zeigen deutlich, welche Ungleichmäßigkeit ein solches Verfahren im Gefolge hat. Von der Inschrift SGDJ. 5371 (IV. Jahrhundert, Amorgos) zieht F. nur die von Bechtel ausgeschriebenen Teile heran, während er die anderen übergeht (Delamarre, Revue de philol. XXV [1901] 105 ff.). Daher fehlen die Belege für ἀποδίδωμι (Z. 4 u. ö.); ἄρσιχος (Z. 22) ist wieder verwertet, wenn man auch einen Verweis auf IG. XII 5, no. 444_{55} (Parische Marmorchronik) vermißt; Z. 45 διπλάσιον ist nicht aufgenommen, obgleich es einen älteren Beleg für diese Form (bei Herodot διπλήσιος) bietet als das von F. angeführte

διπλάσιον 5634_{21} (Teos, III. Jahrhundert). So wird auch das Gesetz von Samos, das Wilamowitz in den Abhandlungen der kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften 1904 publiziert hat, aus dem II. Jahrhundert trotz einiger Ionismen unberücksichtigt gelassen, hingegen andere Inschriften aus derselben Zeit und noch jüngere (Mylasa 5755, II. Jahrhundert; Tomi 5545, I. Jahrhundert) ausgebeutet.

Um daher das Lexikon zu einem wirklich zuverlässigen Führer zu gestalten, wird es sich wohl empfehlen, zwischen den Wörtern, die noch den rein ionischen Inschriften, deren Grenze man etwa um 400—350 ziehen könnte, angehören, und den Wörtern der Schrift **-κοινή** auf ionischem Boden eine scharfe Grenze — etwa durch anderen Druck — zu ziehen, dann aber auch die letzteren genauer und weniger willkürlich zu berücksichtigen als in dem Specimen, vorausgesetzt, daß man sie überhaupt in ein ionisches Lexikon aufnimmt und nicht lieber der **κοινή**-Forschung überläßt. Diese Beschränkung würde m. E. den Vorzug verdienen, um so mehr, als ja durch J. Schlageters „Wortschatz der außerhalb Attikas gefundenen attischen Inschriften" (Straßburg 1912) der Hauptteil der Arbeit schon geleistet ist. Von den jüngeren Inschriften würden dann nur die deutlich als ionisch gekennzeichneten Wörter in Betracht kommen, wie es F. bei Priene schon jetzt durchgeführt hat.

Wie bei den Inschriften der Übergangszeit, wäre auch eine deutliche Bezeichnung bei den poetischen geboten. Es genügt nicht, das Wort als poetisches zu charakterisieren, sondern es muß betont werden, daß es in einem Gedichte vorkommt, daher nicht als echtes Dialektwort unbesehen genommen werden darf. So *ἄλοχος* in der Nikandre-Inschrift (Naxos, 5423, V. 3), *ἀπημοσύνη* (Paros, 5430, V. 4), **ἤνωγον** (Priene, 5585, V. 5), wo der Verweis auf das Kyprische nicht am Platze ist, denn in dem Epigramm handelt es sich um eine poetische Reminiszenz, auf Kypern um ein altes Dialektwort. Hingegen dürfte man es bei *γεγωνέοντες* Chios 5653 $b_{13,14}$ mit einem Äolismus zu tun haben (Buck, Greek Dialects 131), da in dieser in Prosa abgefaßten Inschrift (V. Jahrhundert) eine Reihe äolischer Merkmale enthalten ist, so daß es nicht gleich den anderen angeführten Wörtern als „*vox poëtica*" gelten kann.

Bei einzelnen Artikeln ist folgendes teils aus allgemeinem Interesse hervorzuheben (hiezu vgl. Kallenberg a. a. O.), teils zu berichtigen, teils nach neueren Erscheinungen zu ergänzen [1]).

ἀγή erklärt F. noch nach Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum, als *ἀγωγή*, während das Wort zu

[1]) Die in der SGDJ. als vierter Band, IV. Heft, 2. Abteilung erschienenen Nachträge, Grammatik und Wortregister der zweiten Hälfte des dritten Bandes (Ionien) von Paul Gärtchen und Otto Hoffmann (Göttingen 1914) lagen zur Zeit der Abfassung obiger Besprechung noch nicht vor.

ἄγνυμι gehört und das Holzfällen bedeutet (vgl. Passow-Crönert s. v., zu dessen Artikel zu bemerken wäre, daß *ἀγαί* Eur. Suppl. 693 wohl nicht Zertrümmerung, sondern wie Aesch. Pe. 425 Trümmer heißt; Eur. Suppl. 691—92 **τῶν μὲν πιτνόντων, τῶν δὲ θραυσθέντων δίφρων | εἰς κρᾶτα πρὸς γῆν ἐκκυβιστώντων βίᾳ | πρὸς ἁρμάτων τ' ἀγαῖσι λειπόντων βίον**, wo *ἀγαί ἁ.* gleich **θραυσθέντων δ.** ist. Wilamowitz, Der Mütter Bittgang, übersetzt: am Wracke des Gefährtes).

Bei *ἀΐδασμος—ἀείδασμος*, von F. nach Bürchner, Berl. phil. Wochenschr. 1900, Sp. 1628 als **ὁ ἀεὶ δασμός** gefaßt, könnte man in *αΐδασμος* Chios 5661_{30} (IV. Jahrhundert) die ältere äolische Form (*ἀϊ* = *ἀεί* Hoffmann, Griech. Dial. II 387) sehen, in *ἀείδασμος* in einem Briefe eines Königs Attalos an die Chier, Zolotas, *Ἀθηνᾶ* 20 (1908), Nr. 3, S. 170 die jüngere hellenistische (anders jetzt Hoffmann SGDJ. IV. B., IV. Heft, 2. Abt. 894).

αἱμασιά Tenos 5492_{66} bedeutet hier den von einer Steinmauer umfriedeten Raum, nicht die Mauer selbst, was bei Crönert s. v. *αἱμασιά* nachzutragen wäre. *ἀληθής* findet sich in Erythrae (Zolotas a. a. O. Nr. 5 $c_{9/10}$) im Sinne von **γνήσιος**. *ἄλιος* (Amorgos 5371_{8}) heißt brachliegend (zu ergänzen bei Crönert). Für *ἀντί* (Chios 5674_{3}) konstatiert F. die seltene Bedeutung von **πρός** c. Gen. = lat. *per* wie Soph. Öd. C. 1326 **ἀντὶ παίδων τῶνδε σ' ἱκετεύομεν**, m. E. nicht mit Recht. Während er nämlich in den Versen *ὀργῆς ἀ[ντ'] ἀγαθῆς Εὐω[πί]δης τόδε | μν[ῆ]μα αὐτῇ* **ἐπέστησεν, τοῦ παράκοιτις ἔην** die Worte *ὁ. ἀ. ἀ.* übersetzt durch „*ut iusti doloris signum esset*", muß es heißen „zur Vergeltung der edlen Gemütsart" (*ὀργή*, ebenso Theognis 214 Bergk, **Κύρνε, φίλους κάτα πάντας ἐπίστρεφε ποικίλον ἦθος, ὀργὴν συμμίσγων, ἥντιν' ἕκαστος ἔχει** u. ö.; vgl. Passow). Ähnliche Wendungen sind in Grabepigrammen nicht selten (Kaibel Nr. 2 **Σῆμα πατὴρ .... θῆκε τόδ' ἀντ' ἀρετῆς ἠδὲ σαοφροσύνης**; Nr. 757 a = IG. VII 1794, V. 2 **ἔργων ἀντ' ἀγαθῶν μνᾶμ' ἀνέθηκε τόδε**).

Zu *αὐλαία* (Samos 5702_{26}), einem Wort, das mit *αι* bei späteren Autoren, Pol. XXXIII 3, 2, Plut. Pyrrh. 20, Menander fr. 834; III 224 K., mit *ει* in Athen (Ditt. Syll.² 587_{12} aus dem J. 329/8) und in Andania (SGDJ. 4689_{36}) überliefert ist, wäre auf Wackernagel IF. 25, 332 zu verweisen gewesen, der ebenso wie F. in *αὐλαία* die ursprüngliche Form sieht, in **αὐλεία** eine attische Umbildung, bei der außer dem dissimilierenden Einfluß des folgenden *α* auch das *ει* von *ἡ* **αὔλειος** mitgewirkt haben mochte. — Etwas mißverständlich ist die Bezeichnung von *βασίλισσα* als *Ionica vox*, da es sich hier doch um ein ausgesprochenes *κοινή*-Wort handelt, dessen Suffix wohl mit Recht aus dem Makedonischen hergeleitet wird (vgl. Brugmann-Thumb, Griech. Gr.⁴ 214, Anm. 2). — In dem Artikel *βούλομαι* sind die Beispiele für *βόλομαι*, die F. aus den Papyri anführt, zu tilgen; denn bei den ionischen Belegen aus den euböischen Städten und deren

Kolonien handelt es sich um *o*, ebenso wie bei den kyprisch-arkadischen Dialektformen (zur Etymologie von *βούλομαι—βόλομαι* vgl. jetzt Kretschmer, Glotta III (1912), 160 f.), bei den in den Papyri überlieferten um einen Rest alter Orthographie, in der *o* auch für *ου* geschrieben werden konnte (Mayser, Gr. der griech. Pap. 116).

In der Anmerkung zu *γόνυ* (Chios, Zolotas a. a. O. Nr. 19, 6/7) geht F. auf die Frage ein, was denn *σπλάγχνα τὰ ἐς γόνατα*, das mit *σπλάγχνα τὰ εἰς χεῖρας* (Chios $5663_{4, 8}$) verglichen werden kann, bedeute, findet jedoch ebensowenig wie vor ihm Ziehen (LGS. II 298) eine befriedigende Erklärung. Diese geben jetzt für beide Ausdrücke A. Plassard und Ch. Picard (BCH. 37 [1913], 198), indem sie unter den *σπλ. τ. ε. χεῖρας* die Opfer verstehen, die man den Göttern in die Hände legt, wobei auf Aristoph. Vögel 518/19 *ἵν' ὅταν θύων τις ἔπειτ' αὐτοῖς εἰς τὴν χεῖρ' ὡς νόμος ἐστί, τὰ σπλάγχνα διδῷ, τοῦ Διὸς αὐτοὶ πρότεροι τὰ σπλάγχνα λάβωσιν* verwiesen wird, unter den *σπλ. τ. ἐ. γ.* in entsprechender Weise die Opfer, die man den Göttern in den Schoß legt, wofür sie die sitzenden Götterbilder der alten Kunst heranziehen. Hinzufügen könnte man noch zur Veranschaulichung dieser Erklärung Homer Il. Z 90—92 *πέπλον . . . θεῖναι Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠυκόμοιο* (vgl. Cauer, Grundfragen[4] 259).

Bei dem Artikel über **δέ** sei ganz besonders auf F.s feinsinnige Beobachtung hingewiesen, in der er die prägnante Gegenüberstellung der kurzen Satzglieder auf der alten Inschrift (Chios 5600, VI. Jahrhundert) durch *μὲν—δέ* mit dem Stil des Gorgias vergleicht. Ähnliche Beispiele hätte er noch bei Norden, Ant. Kunstprosa I 41 f. finden können.

Für **διαλλακτής** (Schiedsrichter Amorgos 5361_{34}), dem gegenüber Aesch. Sept. 908 **διαλλακτήρ** steht, wäre E. Fränkel, Gesch. der griech. Nomina agentis auf *-της -τωρ -τηρ* (*-τ-*), Straßburg 1910, 214 f. heranzuziehen gewesen, der *διαλλακτής* als die jüngere ionische Form erklärt, das synonyme Herodoteische **καταρτιστήρ** hingegen entweder als altionischen technischen Ausdruck oder als Überrest des dorisierenden Heimatsdialekts Herodots deutet. — **διπλεῖ** Eretria 5314_8 ist wohl als *διπλῇ* mit der in Eretria und Oropos gewöhnlichen Kürzung des Diphthongs zu fassen (Thumb, Handb. des griech. Dial. 348), nicht wie F. meint, als Lokativ auf *ει*, da diese Adverbia zumeist im Dorischen und im Nordwestgriechischen belegt sind (G. Meyer, Gr. Gr.[3] 455). — Zu **διπλόος** ist zu bemerken, daß F. über die Neutra- und Femininbildungen *διπλᾰ-ήν-άς* bei Herodot II 148_{14}, VIII 87_{15}, III 28_{12} (von Hoffmann III 299 als Formen vom Stamme *διπλᾰ* erklärt) ganz hinweggeht; *διπλέη* III 42 führt er zwar an, läßt aber unerwähnt, daß hier wohl eine hyperdialektische Form vorliegt (Hoffmann a. a. O.).

Was die Anlage der Artikel betrifft, so ist sie zumeist klar und übersichtlich; nur bei einigen wenigen Wörtern würde man eine schärfere Bestimmung der Wortbedeutungen wünschen; so bei *ἀργός*, wo durch die Scheidung in eine aktive und passive Gebrauchsweise (vgl. W. Gemoll, Griech. Schul- und Handwb. s. v.) mehr getan wäre als durch die Bemerkung, daß Herodot das Wort für denjenigen verwendet, der seinen Acker nicht bebaut, zumal da *ἀργός* einen viel weiteren Begriffsumfang hat und die F.sche Erläuterung nicht einmal für die erste der beiden zitierten Herodotstellen (III 78_{19}) gilt. Ebenso vermißt man bei *ἄροτος* die Trennung in den Gebrauch als Tätigkeitsbezeichnung (Oropus 5339_{5} *μέχρι ἀρότου ὥρης*) und als Konkretum (Amorgos 5371_{8} *τοὺς ἄλίους ἀρότους*). Auch wäre eine gewisse Gleichmäßigkeit in der äußeren Anlage der Artikel anstrebenswert, worin ja der Thesaurus linguae Latinae jetzt vorbildlich ist; man vgl. etwa *ἀσυλία* und *ἀτελείη*, bei denen die Verweise auf die das Sachliche betreffende Literatur das eine Mal am Ende, das andere Mal zu Beginn des Artikels stehen.

Bei dem reichen und oft zerstreut publizierten Material ist dieses oder jene Desideratum nur begreiflich und bedeutet für den Autor keinen Vorwurf. Aus den in den SGDJ. vorliegenden Inschriften vermisse ich *ἀποδήμους* (Zeleia 5532_{25}); *ἀπόδημος* Plut. Mor. 799 *E*; *ἀποδημέω, ἀποδημία* bei Herodot, Xenophon, Plato (vgl. Passow). Aus Zolotas *Ἀθ.* 20 (1908), Nr. 3 sind zwar *ἀργός* und *ἀειδασμός* aufgenommen, aber es fehlen *γεωρύχι⟨ε⟩α* und *δεξαμεναί*; *γεωρυχέω* bei Her. IV 20, bei Ael. N. a. 16, 15; Clem. Alex. p. 242; *γεωρυχία* Ael. N. a. 6, 43. *γεωρύχιον* steht neben *γεωρυχία* wie *γεώργιον* (Theagenes Pindarscholien zu Nem. III 21; Strabo XIV, p. 671 u. ö.) neben *γεωργία*; *δεξαμενή* (Wasserbehälter) Her. III 9, VI 119; Diodor II 9; Plato, Tim. 53 A (vgl. Passow). S. v. *γλῶσσα* fehlt Zolotas a. a. O. Nr. 19; an dieser Stelle findet sich jetzt bei Plassard-Picard BCH. 37 (1913), S. 224, Nr. 31, die Lesung *γλᾶσσαι*, womit die bis jetzt nur bei Herondas und im Etym. Magn. überlieferte Form inschriftlich belegt ist (Hoffmann, Griech. Dial. III 244). Ganz übersehen ist Wiegands 6. vorläufiger Bericht über die von den kgl. Museen in Milet und Didyma unternommenen Ausgrabungen (Abhandlungen der kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften 1908), der eine Opfervorschrift aus dem V. Jahrhundert, eine andere aus dem III. Jahrhundert, Baurechnungen und Ehreninschriften aus hellenistischer und römischer Zeit enthält. Aus der erstgenannten gehören in F.s Lexikon *δύο κρέα* = *δίκρεας* (Portion aus zwei Fleischstücken), *αἱμάτιον* (vgl. Kos 3636_{53} *αἱματίου ὀβελὸς τρικώλιος* hiezu Ditt. Syll.[3] 616, Anm. 49; Prott, LS., S. 24); *γαστρίον* (gleich Magenwurst; vgl. W. Petersen, Greek diminutives in *-ιον*, Weimar 1910, S. 69 und 168; *γαστήρ* in derselben Bedeutung Hom. Od. *σ* 44, 118, *υ* 25; Aristoph. *Νεφ.* 409). Aus der jüngeren Opfervorschrift

Z. 7 *τὰ*] *γέρη*; 5496_8 (Milet) *τὰ γέρεα*, wie bei Herodot; *γέρη* auch in Kos 3636_{23} u. ö.; 3637_2 u. ö. neben *γερεαφόρος* 3636_{21}, wo man es wohl mit Recht als Ionismus erklärt (G. Meyer, Gr. Gr.[3] 465). Dagegen in Erythrae (Wilamowitz, Gordion, Steine, Nr. 8_{10}, S. 32) *γέρα*, das in der sonst rein dialektischen Inschrift besser dem äolischen Einschlag dieses Dialektes als dem attischen Einfluß zugeschrieben werden dürfte. Über das Weiterleben des in *γέρεα—γέρη* vorliegenden Stammes bei diesem Worte und bei *κρέας* vgl. Crönert, Mem. Gr. Herc. 172; Mayser, Gr. d. griech. Pap. 276. Endlich enthält die Bauinschrift aus Didyma, a. a. O. S. 42 (I. Jahrhundert v. Chr.) *ἀρχιτεκτονέω* = „Baumeister sein" ganz wie in Oropus 5340_7 (IV. Jahrhundert v. Chr.) und bei Plut. Per. 13, so daß die zeitliche Kluft zwischen der älteren Inschrift und Plutarch überbrückt ist.

Mag sich nun auch im Laufe der Besprechung manches ergeben haben, worin man dem Autor nicht ganz beipflichten kann, so sollen diese Einwände in Einzelfragen der Anerkennung nicht abträglich sein, die seine mühevolle Arbeit verdient, eine Arbeit, die er zum Nutzen der griechischen Lexikographie bald vollenden möge.

Wien. Dr. P. Wahrmann.

Paul Maas, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1914 (Sonderabdruck aus den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin, 39. Band [1913], S. 289—230).

Eine Schrift, die bei geringem Umfang gleichwohl einen sehr beachtenswerten Wendepunkt in der Forschungsgeschichte der griechischen Metrik bedeutet: ein *receptui canere*, ein Zurück zur alten Methode, wie sie ungefähr bis zum Erscheinen des neugefundenen Bakchylides praktiziert wurde. Es fällt auf, daß sie Otto Schroeder zugeeignet ist; denn dieser Metriker war es ja, der die Responsionsanomalien (Inkonsequenzen des Metrums an metrisch respondierenden Versstellen) bei Bakchylides am eifrigsten aufgestochen und für seine neue Theorie der Daktyloepitriten ausgebeutet hatte. Ich selbst war in meiner Ausgabe des Bakchylides (1898) dem alten Verfahren treu geblieben (Vorrede p. XVIII) und habe auch nach dem Erscheinen von Blaß' Bakchylides und Schroeders Pindar in meiner Rezension des letztgenannten Werkes (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1900, S. 987 ff.) meinen Standpunkt gewahrt. Deswegen fällt es mir um so leichter, dem Verf. nicht bloß zuzustimmen, sondern auch seine Schrift als erlösende Tat zu preisen, die in erster Linie der Textkritik der beiden Dichter zugute kommt.

Diese nämlich wird durch sie in tiefgreifender Weise vereinfacht und erhält gleichzeitig bestimmte Richtlinien. Denn es werden nunmehr nur solche Varianten und Konjekturen zugelassen, die mit Hilfe eines 'leichten und sprachlich voll befriedigenden Eingriffs' die normale Responsion herstellen. Sie beruhen auf der gewiß berechtigten Voraussetzung, daß der Dichter, da doch Responsionsanomalien unter jeder Bedingung anormal sind, wenn er bei der ersten Konzeption so geschrieben hätte, wie jetzt irrtümlich in den Handschriften steht, selbst sein Konzept korrigiert haben würde, um die Responsion herzustellen, zumal dies so leicht tunlich war. Dagegen leuchtet ein, wie bedenklich es ist, an einer Versstelle, wo die Überlieferung die Responsion wahrt, eine Lesart (Konjektur) einzusetzen, die sie verletzt. Denn man müßte dabei entweder annehmen, daß eine Korruptel zufällig das normale Metrum trifft oder daß die metrische Anomalie gerade mit einer grammatischen Korruptel zusammenfällt oder endlich daß die normale Responsion von einem Kritiker zum Schaden der Sprache beseitigt wurde (vgl. S. 4). Alle diese Annahmen sind an und für sich gegen jede Wahrscheinlichkeit.

Responsionsanomalien sind, wie gesagt, unter allen Umständen bedenklich und die schwerwiegenden allgemeinen Gründe, die Verf. S. 6 gegen sie geltend macht (vgl. auch Roßbachs Metrik[3] S. 546 f.), sowie die Tatsachen (vor allem, daß eine Responsionsanomalie niemals an m e h r e r e n einander metrisch entsprechenden Versstellen durch einen 'einwandfrei bezeugten' Text 'gesichert' ist), die er durch sorgfältigste Prüfung des Materials ermittelt hat, werden daher sicherlich überzeugend wirken, und zwar nicht bloß dort, wo die Verfechter der neuen Richtung Versformen einführen, die Pindar und Bakchylides sonst mehr oder minder streng meiden (für die Daktyloepitriten von mir zusammengestellt a. a. O. S. 987).

Die Mittel, die Verf. zur metrischen Ausgleichung der Stellen verwendet, sind natürlich die alten: entweder wird die Anomalie durch Annahme poetischer Freiheiten prosodischer oder sprachlicher Art behoben oder es wird zur Konjektur geschritten. Da nun jene Freiheiten, auf Homer basierend, aber weit über ihn hinausgehend, tatsächlich in unbegrenzter Menge vorhanden sind, so wird man nicht bloß geneigt sein, dem Verf. überall Recht zu geben, wo er unter Hinweis auf eine solche Freiheit an der die Responsion wahrenden Überlieferung festhält, sondern man wird noch weiter gehen und auch an zahlreichen anderen Stellen sich mit der überlieferten Lesart zufrieden geben, wo er es nicht mehr tut, sondern eine tiefergreifende grammatikalische Korruptel statuiert. Natürlich will aber damit nicht gesagt sein, daß nicht an einer solchen Stelle eine neue, ganz einwandfreie Lesart, sei es eine Variante oder eine Konjektur, noch zu Tage treten kann.

Dies gilt erstens vom Hiatus. Verf. will diesen hinter den Dativen auf ᾳ und ῳ nicht gelten lassen, aber um ihn als unzu-

lässig zu erweisen, hätte er nicht nur die Fälle bei Pindar und Bakchylides, sondern auch alle jene aus dem Wege räumen müssen, die bei anderen Dichtern vorkommen. Diese Dative nehmen nun einmal eine Ausnahmsstellung ein, die übrigens auch linguistisch — das *ι* des Diphthongs klang konsonantisch aus — unschwer zu verstehen ist. Ich trage nicht Bedenken, die Berechtigung des Hiatus ausnahmsweise auch für den Dativ der dritten Deklination zu reklamieren (so erklärt sich Bakch. 15, 20 *ὀβριμοδερκεῖ ἄζυγα* ⏒ ⏑ ⏑ – – – H ⏒ ⏑ –[1]) und einmal für den Plural der ersten (Pind. Isthm. 8, 56 *ἀοιδαὶ ἔλιπον* ⏑ – ⏒ H ⏑ ⏑ –), endlich für den Konjunktiv (Archiloch. fr. 74 *ἡδὺ ᾖ ὄρος* – ⏑ ⏒ H ⏑ ⏓, s. v. Wilamowitz, Sappho und Simonides, S. 89, Anm. 2).

In zweiter Linie betrifft es die gelängten Endsilben. Mit Ausnahme jener Fälle, wo eine konjekturale Änderung als diplomatisch sehr leicht bezeichnet werden kann[2]), dürfen wir, von den sicheren Fällen ausgehend, auch solche anerkennen, wo die Sache weniger klar liegt, also außer den Silben *-ŏν*[3]), *-ῑν*[4]) und *-ε̄ν* auch andere konsonantisch auslautende, wie *-ŏς* (Pind. Pyth. 3, 6 *γυαρκέŏς*; vielleicht ist Ol. 9, 67 *Θέτιŏς οὐλίῳ γόνος* zu schreiben), und endlich als letzte Konsequenz auch vokalischen Auslaut (Bakch. 3, 64 *μεγαίνετε̄ Ἱέρων*, vgl. 15, 5 *ἀνθεμόεμτῑ Ἕβρῳ*, Pind. Pyth. 5, 42 *καθέσσαντō*).

Trotzdem bleiben noch immer Stellen übrig, an denen die völlige Responsion bislang nicht hergestellt werden konnte, sondern die rettende Konjektur, und zwar wahrscheinlich eine tiefgreifende, noch aussteht. Das hat jedoch gegen das Prinzip selbst natürlich nichts zu sagen, wenn man bedenkt, an wie zahlreichen Stellen des Pindar einzig um des Metrums willen tiefe Eingriffe unumgänglich notwendig sind (S. 11). Aber selbstverständlich gilt auch hier — Ausnahmsfälle, die aber ihre innere Begründung haben müssen, wie Pind. Pyth. 1, 77 v. Wilamowitz' *δ' ἄρα (τᾶν . . . μαχᾶν)* für *δ' ἐρέω τὰν . . . μάχαν*, Pyth. 4, 253 Kaysers *ἰν'* für *κρίσιν*, Nem.

---

[1]) *-δερκέ(ι)*, wie Verf. will, ist unmöglich, denn Pindar elidiert das *ι* nur im Dat. Plur. auf *-σσι*, wo ein Mißverständnis ausgeschlossen ist.

[2]) Hieher gehört auch Pind. Ol. 6, 58 *σάμερον* . . ., wo aber nicht *σάμερόν ⟨μ'⟩ ἐλθόντα* (Böckh) zu schreiben ist, sondern *σάμερόν* ⟨C'⟩ *Ἐλθόντα*; nur so versteht man, wie ein Scholiast erklären konnte: *ἑαυτὸν λέγει ὁ ποιητής* (s. Schroeder zur Stelle); vgl. noch Pind. Pyth. 4, 1 *σάμερον . . . χρή σε* (in der Selbstansprache des Dichters) *παρ' ἀνδρὶ φίλῳ στᾶμεν* und Ref. Wiener Studien XXXV 371. Aus dem nämlichen Grunde empfiehlt sich Bakch. 3, 90 Sitzlers Konjektur *μινύCει* statt *μινύΘει*.

[3]) Bakch. 13, 2 ist *ἐσθλόν ⟨τ'⟩* nicht sicher, weil der Anfang des nächsten Verses nicht erhalten ist; *καὶ τ]ὸν* scheint mir dort sehr unwahrscheinlich. Auch *κάμōν* Bakch. 11, 76 ist zu halten; Verf. schreibt *καμον θέλοντες* (statt *ἐλθόντες*), aber die gegen *ἐλθ.* vorgebrachten Einwände sind nicht stichhältig, s. Pind. Ol. 6, 67 und die Stellen bei Passow[5] unter *ἔρχομαι* S. 1185 links, Mitte.

[4]) Bakch. 9, 10 *νασιῶτιν*.

6, 65 Verf.s *ἴσον φαμὶ Μελησίαν* für *ἴσον εἴποιμι* abgerechnet — das allgemeine Gesetz, daß eine Konjektur, um wahrscheinlich zu sein, diplomatisch verständlich sein muß. Dies gilt aber sicherlich nicht von folgenden Konjekturen des Verf.s: Pind. Ol. 1, 103 *ἴδριν εὖντα* statt *ἴ. ἅμα*, fr. 104 d *ὠκύαλον Νότου* statt *ὠ. τε πόντου*, Ol. 13, 114 *ἄγε . . . ἐκνεύσω* statt *ἀλλὰ . . . ἐκνεῦσαι* (das Richtige wird *ἐκνεύC⟨Є⟩αι* sein), Bakch. 1, 180 *χρόνον. ἁ λέλαχεν τιμᾶν* statt *χρόνον, τόνδε λάχον τ.* (durch die Umstellung *λάχε τόνδε* wird die Stelle heil), fr. 4, 17 *μαλακοί θ'* statt *παιδικοί.*

Dagegen halte ich drei seiner Konjekturen für sehr beachtenswert: Pind. Nem. 10, 5 *κατα(ϝ)οίκισεν* (dies ward, wie so häufig, zuerst in *-κιCCεν* verderbt und daraus entstand *-κιCΘεν*), Ol. 7, 86 *Αἰγίνᾳ τε νικῶνθ' ἑξάκις, ἐν Μεγάροισίν τ'* (neue Interpunktion), endlich Pyth. 11, 47 *Ὀλυμπίαϑ' ἀγώνων.*

Wien. Hugo Jurenka.

Poetarum Romanorum veterum reliquiae, selegit Ernestus Diehl (Kleine Texte ... herausgegeben von H. Lietzmann. 69. Band; Bonn, Markus und Weber 1911. Preis Mk. 2·50).

Der 69. Band der 'Kleinen Texte' bietet eine sehr reiche Auswahl aus den Fragmenten der älteren römischen Dichter bis Lucilius (dazu der namhaften Mimen- und Atellanendichter bis *Publilius Syrus*), die der Verfasser, dessen Fleiß man schon eine Reihe praktischer Textausgaben dieser Sammlung verdankt, mit Sorgfalt aus den besten Ausgaben zusammengestellt und mit kurzen Noten versehen hat. Die Gesamtanlage der Noten ist gut, wenn auch hie und da noch eine Einzelheit verbesserungsfähig ist. So scheint mir Enn. 35 (= Ann. 112 sq. V[2]) die Angabe, daß statt *di* und *dis* das metrisch unmögliche *dii* und *diis* überliefert ist. überflüssig, während ich Caecil. 17 (= 47 sq. R) eine Verweisung auf die von Cäcilius nachgeahmte Stelle des Pacuvius (87 = 279 R) vermisse und Notizen wie '*cf. Vahleni adn.*' (z. B. Enn. 72) als ebenso bequem für den Verf. wie unbequem für den Benützer bezeichnen muß. Die Drucküberwachung ist sorgfältig; stehen geblieben sind nur wenige Fehler, z. B. *emendatoria* (statt *-iora*) in der Vorrede und *texti* (statt *tecti*) Enn. 164, S. 29. Verfehlt und der Brauchbarkeit des Buches abträglich erscheint mir das Prinzip der Auswahl: *quaecumque integram fere sententiam exhibebant ... excerpsi*, sagt darüber der Verf. in der Vorrede. Daß es in sprachgeschichtlichen Fragen nicht auf die Vollständigkeit des Satzes ankommt, ist klar. Aber auch in literarhistorischen Dingen ist '*integra sententia*' kein Kriterium der Auswahl und wer z. B. glaubt, beim Studium von Leos neuer Geschichte

der römischen Literatur der archaischen Zeit die vorliegende Sammlung als bequemes Quellenlesebuch benützen zu können, wird bald sehen, daß darin Dutzende von Stellen nicht zu finden sind, die Leo als Belege anführt.

Wien. E. Vetter.

Cornelius Nepos. Erklärt von Karl Nipperdey. In 11. Auflage besorgt von K. Witte. Berlin, Weidmann 1913. IV und 292 SS. 8⁰. Preis Mk. 3·40.

Bisher hatten wir von Nipperdey einen 'großen' und einen 'kleinen Nepos'. Mit vorliegender 11. Auflage des kleinen Nepos, der nun nicht mehr auf dem Titelblatte die Bemerkung 'kleine Ausgabe' trägt, ist zunächst der äußere Unterschied zwischen beiden geschwunden: beide sind nunmehr dem Umfang nach einander gleich geworden. Man könnte diese Erweiterung der kleinen Ausgabe noch billigen, wenn sie in einer breiteren Fassung der früheren Noten oder in Zugaben, die dem Verständnisse des mit Nepos beschäftigten Schülers entsprechen, ihren Grund hätte; aber nein, die Neuerung besteht in der Aufnahme von durchaus wissenschaftlichem Material, mit dem die Schule wird wenig anzufangen wissen. Was zunächst die 29 Seiten betragende Einleitung über die Darstellungsart einzelner Biographien, über die Quellen des Schriftstellers, über rhythmische Satzschlüsse, Allitteration und Antithese unter Heranziehung neuer gelehrter Literatur mitteilt, das hat zum großen Teil nur fachwissenschaftliches Interesse, ohne daß freilich die zweckmäßige Verwendung einzelner Punkte der Einleitung gelegentlich der Lektüre geleugnet werden soll. Im Kommentar macht sich die breite Behandlung der Quellenfrage und historischer Einzelheiten bemerkbar. Entsprechend dem wissenschaftlichen Charakter der Ausgabe sind diesmal auch die Fragmente beigegeben und der kritische Anhang ist auf das Dreifache angewachsen. So ist also die Ausgabe in vorliegender 11. Auflage ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden und dafür zu einem für die Hand des Lehrers und des Gelehrten allerdings sehr geeigneten Buche geworden. Denn daß es inhaltlich mit großer Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit gearbeitet ist, muß anerkannt werden. In der Schule aber wäre es auch dann kaum verwendbar, wenn Nepos auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes gelesen würde. — Noch erübrigt die Frage, was nach dem diesmal in der kleinen Ausgabe verarbeiteten reichen Stoffe einer eventuellen neuen Auflage der großen Ausgabe vorbehalten sein soll. — So viel genüge zur allgemeinen Charakteristik. Zu Berichtigungen im einzelnen übergehend, bemerkt Ref., daß die sprachlichen Noten des Kommentars einer strengen Revision bedürfen, wie sich aus nachstehenden Bemerkungen ergeben dürfte: Milt. I 2: '*deliberare*

hier und II 2, 6 in der Bedeutung 'Rat suchen', die sonst nicht vorkommt'. Aber Cicero sagt Tusc. V 112: *nec amicis deliberantibus deerat* (*Aufidius*). — V 6: 'Dieser Perfektgebrauch [im Konsekutivsatze nach Präteritum] findet sich nur selten bei Cicero und Sallust'. Aber auch in Cäsars B. G. findet er sich nach Heynacher ('Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch in Cäsars B. G'. S. 83) in 11 Fällen neben 128 Fällen regelmäßiger Zeitfolge. Daß diese 11 Fälle von den Herausgebern bisweilen durch Konjektur beseitigt werden, hat für uns nichts zu bedeuten. — Paus. III 3 glaubt Ref. von einer sprachlich recht gezwungenen Erklärung befreit zu haben; wo, ersehe man aus dem letzten Jahresbericht über Nepos bei Bursian. — Zu Lys. IV 3 werden *postquam* und *ut* mit Plusquamperfekt aus Nepos belegt. 'Ein ähnliches Beispiel findet sich bei Cicero ad Att. II 12, 4'. Die Stelle lautet: *Litteras scripsi hora decima Cerialibus, statim ut tuas legeram*. Aber Fälle von solchen regelwidrigen Plusquamperfekten gibt es bei Cicero mehr — siehe E. Hoffmann 'Zeitpartikeln' 2. Auflage, S. 26 ff. —, von zahlreichen Stellen bei Cäsar und anderen Autoren abgesehen. Die von Nipperdey zu Alc. VI 2 *postquam . . coeperat, . . potuerant* übernommene Erklärung: 'Das Plusquamperfekt bei *postquam*, weil der Hauptsatz diese Zeit hat', findet an Cicero ad fam. XVI 11, 2 *profecti erant, posteaquam senatus . . negotium dederat* einen treffenden Beleg. — Dat. III 1: *maximi corporis terribilique facie*. 'Gen. und Abl. qualitatis ohne wesentlichen Unterschied der Bedeutung nebeneinander'. Aber daß in der Wahl des Abl. st. des Gen. bisweilen die Form entscheidend ist, daß beispielsweise *faciei* als Qualitätskasus nicht vorkommt, gilt heute als ausgemacht. Vgl. Schmalz 'Syntax' 4. Auflage, S. 381. — IX 5: '*animum advertit* st. *animadvertit* findet sich auch bei Cicero de rep. II 17, 31'. Aber auch Cäs. B. G. I 24, 1 lesen alle Ausgaben: *postquam id animum advertit* und Meusel möchte in seinem Lexikon (s. v. *adverto* und *animadverto*) an neun Stellen das B. C. diese Form in den Text setzen. — *Epam.* II 1: *eruditus autem sic ut nemo Thebanus magis*. Dazu liest man die alte Note: '*ut* 'wie'; *magis* 'in höherem Grade' ist hinzugesetzt, indem sich dem Schriftsteller die Vergleichung mit einem Folgesatz verwirrte'. Schon gelegentlich der 9. Auflage (s. diese Zeitschr. 1887, 781) hat Ref. auf die Unrichtigkeit dieser Bemerkung hingewiesen. Der neue Herausgeber hat sich nun zu dem Zusatz veranlaßt gefunden: '*ut* kann nicht als Konsekutivpartikel gefaßt werden, da dann die Ellipse *eruditus fuerit* ohne Beispiel wäre'. Nur ungern läßt sich Ref. auf erneute breitere Behandlung des Gegenstandes ein. Sie stützt sich auf B. Dahl 'Partikel *ut*' S. 197 ff. Auszugehen ist von Satzformen wie Cic. ad fam. XVI 11, 2 *obviam mihi sic est proditum, ut nihil posset fieri ornatius*. Nep. Att. IV 1 *pronuntiabat Graece sic, ut nihil supra posset addi*. Diese sich nicht selten findende Form erlitt zunächst eine Ellipse im Nebensatz, indem dessen Verbum

infinitum wegfiel. So erhalten wir Fälle wie Cic. ad fam. XIV 1, 4 *Pisonis amor in nos omnes tantus est, ut nihil supra possit;* ad Att. XV 16, 2 *est oratio scripta elegantissime . ., ut nihil possit ultra.* Schließlich bleibt noch das Verbum finitum weg. So Ter. Andr. 119 *voltu, Sosia, adeo modesto . . ut nil supra,* wo Spengels Note das Richtige trifft; Cic. Fin. I 11 *a nobis scripta multa sunt sic, ut plura nemini e nostris.* — Ages. VIII 4: *eiusmodi genera obsonii.* Zu diesem Pleonasmus liest man nur zwei Belege, Cic. ad fam. VII 23, 3 und B. Af. 71, 1. Allein die Ausdrucksweise ist auch bei Varro L. L. IX 20 zu finden, desgleichen bei Cicero Pomp. 6 (*genus est belli eiusmodi*) und Sallust Cat. 39, 6. Vgl. noch A. Köhler, Acta semin. philol. Erlang. I 446. — Eum. IX 1: *quaeritur, quid opus sit facto.* Richtig ist zwar, daß hier *facto* nach Art eines Verbalsubstantivs für den Inf. gebraucht ist; hinzuzufügen ist aber wegen *quid,* daß das Partizip der Rektion seines Verbs folgt; vgl. Gell. XIV 2, 16 *quae dicto quaesitoque opus est.* — Reg. II 2: *dum id studuit munire.* '*Dum* 'während' ist hier gegen die Regel mit dem Perfekt wie XXIII 2, 4 mit den Impf. verbunden. Zu beiden Gebrauchsweisen bietet Cicero Parallelen'. Die Note schließt sich an Lupus „Sprachgebrauch" S. 155 an; sie ist, was Ciceros Sprachgebrauch anlangt, ganz unrichtig. Vgl. Haase und Landgraf zu Reisig § 288 Anm. 450 und 451. — Hann. III 3: '*victum dimisit* (4, 1 *saucium . . dimittit*) scheint sonst nirgends belegt zu sein'. Allerdings liest man sonst nur *incolumem* oder *impunitum dimitto,* aber Plautus sagt auch Rud. 781 *si te non ludos pessimos* (= *pessime ludificatum*) *dimisero.* Vgl. auch Hom. Il. *B* 263. — Zu V 2 ist zu den Zitaten für *verba dare* = *fallere* auch Ov. ex P. II 1, 6 zu fügen.

Dosithei ars grammatica recensuit Ioannes Tolkiehn. Leipzig, Dietrich (Theodor Weicher) MCMXIII. XVIII und 109 SS. Gr.-8°. Preis geh. 3 Mk.

Tolkiehn hatte bei Abfassung seines vorwiegend beifällig aufgenommenen 'Cominianus' [1]) mit Dositheus insofern zu tun, als dieser für sein Lehrbuch Cominians Grammatik ausgenützt hat. So führten T. für andere Zwecke verfolgte, weit zurückliegende Studien schließlich zu vorliegender Ausgabe des Dositheus. Und es verlohnte sich trotz Keils Grammatici Latini die Sonderausgabe. Denn abgesehen von dem kulturgeschichtlichen Interesse,

[1]) Vgl. diese Zeitschrift LXIII (1912), S. 743 ff. — Über das unter Dositheus' Namen auf uns gekommene grammatische Handbuch s. L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lat. Grammatikern (Leipzig 1893) S. 14—16. Das wenige, was wir über die Person des Dositheus wissen oder vielmehr vermuten, ist in der Praefatio zur vorliegenden Ausgabe p. XII zusammengestellt.

welches ein für Latein lernende Griechen bestimmtes Lehrbuch des Altertums beansprucht und das Bedürfnis nach einer dem einzelnen leicht zugänglichen Ausgabe als berechtigt erscheinen läßt, entspricht auch die kritische Seite des Keilschen Textes unseren heutigen Kenntnissen der handschriftlichen Verhältnisse nicht mehr. Nicht nur, daß Keil nach seinem eigenen Geständnisse die Lesarten des wichtigen Monacensis 601 nur mit Auswahl benützt hat, es ist ihm auch, wie T. p. VI—VII des näheren nachweist, Wesentliches aus dem Inhalt dieser Handschrift entgangen. Ganz neu aber ist im kritischen Apparat der von Krumbacher entdeckte Harleianus 5642 hinzugekommen, den T. für die Zwecke seiner Ausgabe im Britischen Museum photographisch aufnehmen ließ. Doch sind dies nicht die einzigen neuen Hilfsmittel der Textkritik. Daß Dositheus aus Cominianus geschöpft hat, wurde bereits bemerkt. Aber auch Charisius hat seinen Lehrer Cominianus ausgenützt, wie er offen erklärt. Spuren verwandter Lehren zeigen auch die Excerpta Bobiensia (vgl. L. Jeep, Zur Gesch. d. L. v. d. Redeteilen S. 16 ff.). Dieses und noch anderes Material hat T. in den kritischen Noten verarbeitet und auf dieser Basis einen Text geboten, der einen namhaften Fortschritt über Keil hinaus bedeutet. Aber auch sonst bietet die neue Ausgabe noch manche dankenswerte Zugabe. So handelt T. p. XIII—XVII über die Gräzität des Dositheus, allerdings nur insoweit sie für die Textgestaltung in Betracht kommt, und der zweite Index verzeichnet die im Handbuch vorkommenden bemerkenswerten griechischen Wörter. Dieses Verzeichnis, welches eine Reihe bisher unbekannter Wortgebilde enthält, sei der Beachtung der Lexikographen empfohlen. Bisher wurde der Autor sowie die übrigen Grammatiker nach der Seitenzahl bei Keil zitiert; T. hat die Einteilung in Kapitel und Paragraphen durchgeführt und so auch eine praktische Neuerung geschaffen. — Wenn Verf. endlich einen Wunsch äußern soll, so wäre es der, T. möge bei nächster Gelegenheit den Index rerum etwas reicher bedenken. In diesen müßten so interessante Formen wie *mis* XXX 1 und *tis* ebd. 2 aufgenommen werden. Zum Schlusse spricht Ref. die Hoffnung aus, dem rührigen Herausgeber auf dem von ihm bisher mit Erfolg bearbeiteten Gebiete der römischen Nationalgrammatiker auch noch weiterhin zu begegnen.

Wien. J. Golling sen.

P. Cornelii Taciti libri qui supersunt. Recognovit Carolus Halm. Editionem quintam curavit Georgius Andresen. Tomus prior, qui libros ab excessu divi Augusti continet. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXIII.

Für die Neubearbeitung der bekannten und beliebten Textausgabe Halms standen die bei A. W. Sijthoff 1902 in Leyden

erschienenen Phototypien sämtlicher Blätter der beiden Laurentiani zu Gebote. Die Handschriften selbst hatte der Herausgeber 1890 und 1897 in Florenz verglichen. Im kritischen Apparate sind die beachtenswerten neueren Vorschläge verzeichnet, einige ältere beseitigt worden. Die *praefatio* orientiert kurz über den Stand der Überlieferung. Der 53 SS. starke *index historicus* (mit eigener Paginierung) ist kein nacktes Wörterverzeichnis, sondern deutet mit kurzen Schlagworten den Inhalt der zitierten Stelle an. XV 44 ist die Annahme eines Glossems [*aut flammandi atque*] aus Sulpicius Severus II 29, wo zum Teil der gleiche Wortlaut begegnet, doch bedenklich. Die Worte *aut flamma usti, plerique in id reservati, ut ... urerentur* verraten sich zu sehr als erläuternde Umschreibung des Taciteischen Ausdruckes *flammandi*, als daß man ihnen die Priorität einräumen könnte. Darum wird die Frage offen bleiben dürfen, ob es mit den fraglichen Worten nicht doch seine Richtigkeit habe in dem Sinne, daß die bezeichneten Christen „dem Flammentode geweiht waren (*flammandi interirent*) und mit dem Schwinden des Tageslichtes zur Erhellung des nächtlichen Dunkels verbrannt wurden“.

Der Ruf besonnener Kritik, der die Ausgabe früher begleitete, wird ihr dank der innigen Vertrautheit mit Tacitus und der auf einen weiteren Literaturkreis ausgedehnten sorgfältigen Beobachtung des Sprachgebrauches, Vorzüge, die man an den gewissenhaften Jahresberichten des Herausgebers längst schätzen gelernt hat, gewiß auch in Zukunft treu bleiben.

Wien. R. Bitschofsky.

Die deutsche Dichtung im Mittelalter, 800—1500, von Wolfgang Golther. Stuttgart, J. B. Metzler 1912. 602 SS.

Das Buch stellt sich die Doppelaufgabe, den Laien zu den Schätzen der altdeutschen Dichtung heranzuführen und dem Studierenden eine bequeme Übersicht zu bieten. Die Eignung, der Poesie des Mittelalters in weiteren Kreisen Freunde zu werben, soll ihm nicht bestritten werden. Freilich setzt es bei seinen Lesern — denen es alle sprachlichen Vorkenntnisse erläßt — eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit Geschichte und Kulturgeschichte des Mittelalters voraus, da es fast nirgends dem Zusammenhang von Dichtung und Leben nachgeht. Doch wenn sich auch der Blick nur selten über die Literaturdenkmäler erhebt, diese selbst werden in klarer und edler Darstellung nacherzählt und zu frischer Wirkung gebracht. Das gilt für alles Epische. Nur wo nichts zu erzählen ist, wie bei der Lyrik, versagt die Darstellung; denn die Umschreibung in Prosa vermag auch nicht annähernd das Original zu kennzeichnen. Ein Beispiel für viele. Man vergleiche die Wieder-

gabe des Tanzreims *Waz hie gât umbe* bei Golther ('Was hier umgeht, sind alles Mädchen, die wollen ohne Mann diesen Sommer gahn') und bei Vogt: 'Was sich hier bewegt im Reih'n, das sind alles Jungfräulein, wollen alle ungefreit bleiben diese Sommerzeit'. Hier hilft eben nur Aushebung von Proben im Urtext oder Nachdichtung.

Mit der bequemen Übersicht, die den Studierenden versprochen wird, will's nicht recht stimmen; denn die zweite Hälfte des Werks ist von so verworrener Anordnung, daß sich niemand hier zurechtfinden wird. Ulrich von Lichtenstein z. B. erhält seinen Platz hinter den gelehrten Spruchdichtern und nach ihm setzt die Didaktik mit Wernher von Elmendorf ein, worauf die gesamte Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts durchgesprochen wird, ehe wir von den Minnesinger-Handschriften hören. Dann tritt uns — nach Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein — überraschenderweise erst Frauenlob entgegen. Des öfteren werden in einem Atem Werke oder Dichter besprochen, die durch ein Jahrhundert getrennt sind: Altswert und Sachsenheim, Vintlers Tugendblumen und Salomon und Markolf, Suchenwirt und Rosenplüt. Wichtige Dichtungen sucht man vergebens; es fehlen Mai und Beaflor, der Schwank vom üblen Weib, die Warnung, der Wilde Mann und Gundacker von Judenburg, Heinrichs Legende vom hl. Kreuz und sogar Heinrich von Neustadt mit dem Apollonius, der Gottes Zukunft und der Visio, lauter Dichtungen, die entweder als poetisch wertvoll oder als Typen vielbehandelter Sagen und Legenden oder als einzige Vertreter einer bestimmten Gattung Erwähnung verdient hätten. Raum dafür konnten ein paar Striche in der Beschreibung des altdeutschen Dramas schaffen, die über alles Ebenmaß gediehen ist. Daß die Prosa, wenn sie auch der Titel nicht deckt, mit Predigt, Chronik, Reisebeschreibung und Naturgeschichte vertreten ist, wird jeder billigen.

In Einzelheiten ist manches zu berichtigen. Der Inhalt des Trierer Zauberspruchs (S. 15) wird ganz falsch angegeben. Im Modus Florum (S. 68) spricht der Meisterlügner den König nicht als Knechtssohn an, sondern als s e i n e n Knecht, und das ist der Witz. Der geht auch im 'Heriger' (S. 68 f.) verloren, wenn der Bischof angeblich sagt, Johannes habe nur Wasser getrunken und verstehe nichts vom Schenkenamt. Er sagt vielmehr: '*Prudenter egit Christus Iohannem ponens pincernam, quoniam vinum non bibit umquam.*' Die Mariensequenz (S. 94) ist aus St. Lambrecht, nicht Lambert. S. 98: Der Ansatz beim Annolied 'nach 1077' steht in Widerspruch mit der Behauptung, es habe aus der lat. Visio von 1105 geschöpft. S. 134 (Herger): 'den klugen (Söhnen) wird es gelingen wie dem weisen Fruot von Dänemark! Der Vater wünscht also seinen Söhnen anstatt eines reichen Erbteils Weltklugheit'. Die Schlußspitze des Spruches ist vielmehr eine Mahnung an die Herren zur Freigebigkeit. S. 135: Die Zeile *In der helle ist michel unrât* (d. h.: in

der Hölle ist es unwirtlich öde) wird von Golther übersetzt: 'In der Hölle ist Unrat.' Das altdeutsche Wort bedeutet 'Mangel' (*unrâtes ein vollez hûs* = ein ganz leeres Haus). S. 414: Freidank liegt nicht zu Padua begraben, sondern *in urbe Patavina* Treviso. S. 416: Die Angabe, Seifried Helbling stehe unter dem Einfluß Thomasins und Konrads von Haslau ist nur zur Halbscheid richtig. S. 471: Hertnid von Pettau war nicht Marschall von Steyr, sondern von Steier (= Steiermark).

Wissenschaftliche Streitfragen werden selten berührt; doch eine kommt zu ausführlicher Erörterung: die über Wolframs Quellen. Golther wiederholt hier die in seiner Rektorsrede von 1910 (Zur deutschen Sage und Dichtung S. 154 ff.) vorgetragene Ansicht, daß im Parzival alles, was über Chrestien hinausgeht, Wolframs freie Erfindung sei. Da die Anjous nur ein französischer Dichter in Parzivals Ahnen verherrlichen konnte, so deutet sie Golther auf das österreichische Herrengeschlecht von Anschowe und stützt sich dabei auf die — nach wie vor rätselhafte — Erwähnung steirischer Örtlichkeiten (Parz. 496—499). Was gegen diese Ausdeutung spricht, hat schon Blöte (Anz. 35, 92) zusammengefaßt. Anzumerken wäre noch, daß man in Österreich die von Golther vermuteten Anspielungen auf ein heimisches Geschlecht jedenfalls nicht verstanden hat; denn sonst hätte Ulrich von Lichtenstein nicht Konrad von Saurau mit *Fêravîz Antschevîn* verglichen (453, 5), sondern *Rüedeger von Antschouwe* (67, 24. 271, 19). Den Versuch aber, für die nicht aus Chrestien schöpfenden Teile des Parzival eine französische Quelle zu leugnen, hätte Golther nach dem, was Martins Kommentar S. XL—XLVII zusammenstellt, gar nicht mehr erneuern sollen. Es geschah wohl nur zwei hübschen Fündlein zuliebe. Erstens: Mit Wolframs Kyot ist vielleicht ein Schreiber von Chrestienhandschriften gemeint, der sich einmal (am Schlusse des Ivain, Hs. der B. N. Nr. 794) nennt: *explycit li chevaliers au lyon; cil qui l'escrist G u i o z ot non.* Er mochte sich auch am Schlusse der Percevalhs. nennen, die Wolfram vorlag. Die ansprechende Vermutung würde den fragwürdigen Parzivaldichter Guiot beseitigen, ließe aber einer anderen frz. Vorlage Wolframs noch immer Raum. Anders steht es mit Golthers zweiter Vermutung: *Munsalvæsche* = *Wildenberc.* Hat nämlich Wolfram der Gralsburg mit heimlichem Scherz den Namen des Burgstalls angeheftet, auf dem er das fünfte Buch des Parzival dichtete oder vortrug, so ist damit alles folgende in ironische Beleuchtung gerückt; Ereignisse, Namen und Quellenberufungen mögen dann erfabelt sein. Golthers Ansatz hat aber wenig Wahrscheinlichkeit. Die vergleichende Gegenüberstellung von Wildenberg (230, 13) und der Gralsburg, ohne daß deren Namen hier genannt wird, verrät, daß Wolfram gar nicht an ein Wortspiel dachte. Auch steht der Name *Munsalvæsche* nicht isoliert da, sondern hat eine *terre de salvæsche* und eine *fontâne la salvâtsche* zur Seite,

und alle drei Namen sind ziemlich richtig gebildet, während sonst die französischen Wortschöpfungen Wolframs barbarische Germanismen sind (*schahtelakunt, sarapantratest*). Auch wäre der frz. Name als Neubildung Wolframs in der Form *Muntsauvage* zu erwarten, da *salvage* um die Wende des 12. Jahrhunderts längst aus dem gesprochenen Französisch verschwunden war[1]). Der des Lesens unkundige Wolfram wäre kaum auf die archaistische Lautform verfallen.

Der Parzival-Exkurs und die kundigen Ausführungen über das Verhältnis der höfischen Epiker zu ihren französischen Vorlagen geben dem Buche Golthers die persönliche Note. Sonst aber unterscheidet es sich von den gleichgerichteten Darstellungen der altdeutschen Literatur gerade durch den Mangel an Eigenart, ja an Selbständigkeit, der es für weite Strecken zur Kompilation stempelt. Golther zitiert mit besonderer Vorliebe Uhland und entnimmt dessen Schriften in extenso die Nacherzählungen des König Rother, der Gudrun, der Nibelungen, des Ecke, die Einleitung zu den Dietrichepen, die Ausführungen über den Meistergesang. Zu diesen offenen Entlehnungen tritt aber eine weit größere Reihe versteckter Anleihen. Schon die Proben aus dem Anno (S. 99) sind von Uhland (2, 50. 53. 54) abhängig; beim Alexander begegnet eine wörtlich übernommene Erzählung (S. 103 = Uhl. 2, 109 f.) und von da an wird immer dreister ausgeschrieben: S. 117 (Herzog Ernst) = Uhl. 1, 479 f.; 120 ff. (Oswald) = Uhl. 3, 113; 125—127 (Orendel) = Uhl. 2, 56—59; 184 f. (Arm. Heinrich) = Uhl. 2, 62; 244 (Titurel) = Uhl. 2, 129 f. 147 f.; 334 (Rabenschlacht) = Uhl. 1, 53; 336 (Alpharts Tod) = Uhl. 1, 51; 338 (Laurin) = Uhl. 1, 44 f.; 349 (Wolfdietrich) = Uhl. 1, 175. 174. 176; 389 ff. (Hadlaub) = Uhl. 5, 278—281; 403 ff. (Ulr. v. Lichtenstein) = Uhl. 5, 210 ff.; 429 (Friedrich von Schwaben!) = Uhl. 1, 481; 431 (Ritter v. Staufenberg): Dazu bemerkt Uhland (1, 505): 'Ein Auszug steht in den Deutschen Sagen II 249 ff.'. Golther läßt sich das gesagt sein und schreibt den Auszug aus den D. S. ab; 437[2]) (Hürnen Seyfried) = Uhl. 1, 59; 434 f. (Püterich) = Uhl. 2, 250. 252. 254; 463 f. (Hugo v. Montfort) = Uhl. 2, 212—216; 468 (Zwölf Meister) = Uhl. 2, 287; 468 (Frauenlobs Bild) = Uhl. 2, 294; 474 Nicht bloß das Zitat, sondern auch was sich anschließt ist aus Uhl. 2, 297; 485 (Jägerschreie und Handwerksgrüße) = Uhl. 3, 201 ff.; 2, 353; 489 (Contrafacta) = Uhl. 2, 414. 413; 499 (Altswert, Schatz der Tugenden) = Uhl. 2, 219. 236—239; 500 (Herm. v. Sachsenheim) = Uhl. 2,

[1]) Auch die in den Chrestienhss. (und noch später) neben *sauvage* fortdauernde etymologische Schreibform *salvage* wurde offenbar *sauvage* gelesen.

[2]) 'Im alten Siegfriedslied, dessen Inhalt wir aus der norweg. Thidrekssaga des 13. Jahrhunderts kennen, war erzählt, wie ...' Was folgt, ist aber Uhlands Nacherzählung des Hürnen Seyfried!

220—228. Auch die Charakteristiken Konrads von Fußesbrunnen, Steinmars, Winterstettens, Neidharts schöpfen alles Wesentliche aus Uhland. Golther hat wohl, da an absichtliche Täuschung doch kaum zu denken ist, dieser Literaturgeschichte alte, eilig verfertigte Vorlesungsbehelfe zugrunde gelegt, deren Provenienz ihm selbst nicht mehr klar war! Eine Neuauflage müßte jedesfalls den Sachverhalt im Vorwort oder noch besser auf dem Titelblatte kenntlich machen.

Graz. Anton Wallner.

Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Erster Band. (Die Altstämme 800—1600). Regensburg 1912, J. Habbel. Mk. 8·—.

An maßgebender Stelle (Anzeiger f. d. Altertum 36, 85) wurde kürzlich darüber geklagt, daß die ganze literarhistorische Arbeit seit mehr als einem Jahrzehnt stocke und daß man fast von einem Erlöschen der großen Literaturgeschichte sprechen könne. „In immer neuen Literaturgeschichten werden alte und veraltete Gedanken selbstgefällig vorgetragen." — Man braucht diese pessimistische Anschauung nicht ganz zu teilen und wird doch zugeben müssen, daß speziell die synthetische Darstellung der deutschen Literatur, trotzdem es an Einzeluntersuchungen auf Grund bewährter Methoden nicht mangelt, in den letzten Jahrzehnten wenig Neues geleistet hat. Das Zeitalter der Gervinus und Hettner und Wackernagel ist längst vorbei und alle neueren Darsteller sind Epigonen Wilhelm Scherers. Ausgefahrene Geleise, die, wie es scheint, ganz im Sande verlaufen wollen! Umso überraschender und frischer wirkt da ein Werk, von dem bis jetzt der erste Band vorliegt, die Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften von Nadler. Es ist das Echo auf die bekannte Prager Rektoratsrede August Sauers, in der zum erstenmal das Verlangen nach einer Stammesliteraturgeschichte ausgesprochen worden war. Der große Reichtum unserer Literatur, so hatte Sauer dort ausgeführt, hänge damit zusammen, daß die einzelnen Landschaften nach fruchtbaren Sonderentwicklungen im rechten Augenblick in die Gesamtbewegung einträten. Die junge Wissenschaft der Volkskunde müßte der Literaturgeschichte dienstbar gemacht werden, auf den Geist des Volkstums komme es überall an. — Schon die Humanisten hatten im 15. und 16. Jahrhundert die Bedeutung der Landschaft und den Wert der Stammesgeschichte für die Erkenntnis der Nation erfaßt, Konrad Celtis z. B. hatte in seiner Norimberga den Gedanken poetisch ausgesprochen. Auch im 18. Jahrhundert war gelegentlich Ähnliches behauptet worden. Das Neue an Nadlers Buch ist es nun, daß er als Schüler Sauers diese

Anschauungen zum Prinzip seiner Literaturgeschichte erhob und so die erste stammesheitliche Darstellung der deutschen Gesamtliteratur bietet.

Wie die nationalen Literaturen, die deutsche, französische, englische, durch mehr differenziert sind als lediglich durch verschiedenen sprachlichen Ausdruck, so auch die literarischen Äußerungen der verschiedenen deutschen Stämme. Nicht so sehr um Denkmäler in bayrischer, fränkischer, alemannischer und sächsischer Mundart handelt es sich, wie die Literaturgeschichte des Mittelalters sie gewöhnlich nennt, sondern um die Literatur der Bayern, Franken, Alemannen und Sachsen. Die einzelnen Stämme verschiedener ethnographischer Struktur, aus denen das deutsche Volk allmählich erwuchs, drängten stets von neuem nach einer Sonderentwicklung in Sprache und Literatur, in Glaube und Kultur. Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist eine angenommene Größe, die höchstens für grobe politische Abgrenzungen, zur Unterscheidung anderen Völkern gegenüber, genügen kann. Wer sich mit geistigen Werten beschäftigt, muß notwendig zu den Unterstufen des Volkes, den Stämmen, herabsteigen. Gilt es der neueren Geschichtsforschung (ich denke etwa an Lamprecht) als selbstverständlich, daß das wirtschaftliche Leben eines Volkes im innigsten Zusammenhang stehe mit den einzelnen Landschaften, mit dem Boden und seinen Gaben und mit dem Stämmen, die von ihrer Heimat gleichsam erzogen werden, so darf man dasselbe auch für Literatur und Kunst annehmen, die ja meistens einen Überschuß wirtschaftlicher Kräfte darstellen. Die Umgebung des einzelnen Dichters, den Menschen seiner Landschaft, seinen Stamm wird man zur Erklärung heranziehen müssen, ja oft auch seine Familie, seine nächsten Verwandten. Also Blut und Erde! Anthropologie, Stammeskunde, Familiengeschichte, Literaturgeographie, Dialektforschung und überhaupt angewandte Philologie, alle diese Disziplinen müssen den Nährboden bilden für jene neue Art von Literaturgeschichte, wie sie Sauer vorschwebt und wie sie Nadler angestrebt und, um es gleich zu sagen, im allgemeinen auch erreicht hat. Und wenn ich ein Bedenken gleich anfangs vorbringe, so bezieht sich das weniger auf Nadlers Methode, als vielmehr darauf, daß er diese Methode so konsequent durchführt zu einer Zeit, wo jene genannten Disziplinen m. E. noch viel zu wenig vorgearbeitet haben. Vor allem ist eine noch viel mehr ausgebaute Volkskunde, als wir sie bis jetzt tatsächlich besitzen, nötig und der Charakter eines Volksstammes muß uns, wenn wir uns nicht in einem gefährlichen Zirkel bewegen wollen, im wesentlichen schon bekannt sein, und zwar nicht bloß aus den literarischen Schöpfungen dieses Stammes, ehe wir daran gehen, eine Literaturgeschichte der deutschen Stämme zu schreiben. Und so kommt es gelegentlich vor, daß Nadler, nachdem er einmal den Charakter eines Stammes an einer Reihe von literarischen Produkten beobachtet zu haben

glaubt, diesen Stammescharakter mit apriorischer Sicherheit auch in andere Dichtungen hineinverlegt.

Die zeitliche Gliederug des Stoffes läßt sich auf Grund des ersten Bandes, der die „Altstämme" bis zum Jahre 1600 behandelt, noch nicht vollständig überblicken und wird erst nach Abschluß des ganzen Werkes kritisch zu bewerten sein. Nur aus Andeutungen geht hervor, daß die folgenden Bände außer von Altstämmen auch von „Neustämmen" sprechen werden, unter denen die östlich der Elbe sitzenden germanisierten Slawen zu verstehen sein dürften. Innerhalb des ersten Bandes gruppiert sich der Stoff zu drei Büchern, von denen das erste der ahd., das zweite im allgemeinen der mhd. Zeit und das dritte überwiegend dem 16. Jahrhundert gewidmet ist. Im einzelnen beschäftigt sich das erste Buch mit der „Vorzeit", dann mit der „Deutschen Renaissance" unter den Karolingern und Ottonen (800—1050) und mit dem „Deutschen Wiedererwachen", sonst gewöhnlich als „Übergangszeit" bezeichnet (1050—1150). Im zweiten Buch kreuzen sich zwei Einteilungsprinzipien, das räumliche und das zeitliche; drei Kapitel sind den Elbe-, Rhein- und Donaulandschaften gewidmet (bis 1300), ein viertes Kapitel mit der etwas unklaren Bezeichnung „Zwischen zwei Jahrhunderten" behandelt der Hauptsache nach die Mystik (bis 1400) und die Anfänge des Dramas. Das dritte Buch zeigt wieder die rein stammesheitliche Gliederung; es handelt von der Zeit der „fränkischen und alemannischen Stammesblüte". Von der Literatur des 16. Jahrhunderts zu sprechen, sei ein schiefer Name, was Nadler allerdings nicht hindert, doch gelegentlich, namentlich bei der Darstellung der mittelalterlichen Literatur, auf den einheitlich geschlossenen Charakter der Literatur des 16. Jahrhunderts hinzuweisen. Zwei Kapitel dieses dritten Buches sind den Franken und Alemannen gewidmet, ein drittes führt die Überschrift „Die deutsche Mittelachse"; Nürnberg und Augsburg werden darin vor allem hehandelt, jenes an der Grenze bayrisch-fränkischen, dieses an der Grenze bayrisch-alemannischen Wesens liegend.

So kommen schon in der Einteilung Stamm und Landschaft zu ihren Rechten. Aber das wäre ja an sich eine Äußerlichkeit. Schon Goedeke gruppiert innerhalb der einzelnen Dichtungsgattungen einer Zeit nach Landschaften. Das Bestimmende bei Nadler ist, daß eine Landschaft nicht als der Tummelplatz zufällig zusammengewürfelter Einzelner angesehen wird, daß vielmehr Stamm und Literatur bei ihm in das Verhältnis von Ursache und Wirkung gesetzt werden. Und so fühlt man sich durch Nadlers Methode, Literaturgeschichte zu schreiben, mehr als einmal an die Naturwissenschaften erinnert. „Wir kennen eine Summe von Ursachen und von Wirkungen, im Schrifttum kristallisiert. Wo ist die Ursache, die zu dieser Wirkung gehört? Es müßte uns experimentell möglich sein, eine beliebige Ursache auszuscheiden, um zu sehen, welche Wirkung ausbleibt. Das Experiment können wir nicht

machen, aber die Natur hat es gemacht, indem sie Menschen gleicher Herkunft — einen Stamm — in Landschaften verschiedener Bedingungen setzte, indem sie Elemente verschiedener Herkunft mischte, Teile verschiedener Stämme in gleichgebaute Landschaften hineinwachsen ließ. Zur Wirkung läßt sich die Ursache finden, es lassen sich Gesetze und Typen gewinnen." Und auf dieses letztere kommt es Nadler tatsächlich vor allem an, nicht auf die Ausbreitung seiner Zettelkasten. Nach dem fränkischen, dem bayrischen Blutstropfen einer Zeit forscht er und oft gelingt es ihm, mit der Sicherheit eines chemischen Experimentes diesen festzustellen. — Die literarischen Ergebnisse aus großen geistigen Bewegungen herauszulösen, ist Nadler die Hauptsache. Immer wird darauf hingewiesen, daß große Gegensätze frische Bewegung in Denken und Dichten bringen und wie stark sich selbst verwandte Landschaften und Teilstämme zu individualisieren begannen. Ich verweise z. B. auf die Darstellung des literarischen Lebens in den österreichischen Landschaften im 11. und 12. Jahrhundert, wo sehr fein die Unterschiede zwischen dem abgelegenen und weltfremden Kärnten und Steiermark, dem altbayrisch-konservativen Oberösterreich und dem von einer leidenschaftlichen Welt durchtosten niederösterreichischen Donautal auch in den Dichtungen dieser Länder aufgespürt werden. Literarische Beziehungen der Dichter und ihrer Werke untereinander werden nicht nur nach der herkömmlichen Weise konstatiert, sondern auch erklärt. Der Weg, der von einem Anreger ausgeht, wird verfolgt. So wird z. B. Wolfram von Eschenbach als ein Zentrum nachgewiesen, von dem aus sich drei breite Wege verfolgen lassen: durchs obere Maintal nach Böhmen und Schlesien, über Ostfranken nach Bayern und Kärnten, über Thüringen nach Niedersachsen. Soziale Strömungen werden bis in die kleinsten Äderchen verfolgt und zur Erklärung geistiger Richtungen herangezogen, so wenn etwa bei der Besprechung der mhd. Lyriker mehr als bisher auf den Standesunterschied der einzelnen Dichter aufmerksam gemacht wird. Die Rheinpfalz als Gebiet der vornehmsten Aristokraten wird dem Elsaß, dem Lande der kleinen Ritter, und Schwaben, dieser Landschaft der Reichsministerialen, gegenübergestellt. Immer wird der Nährboden, in dem eine literarische Richtung, eine dichterische Persönlichkeit wurzelte, berücksichtigt, und wie z. B. gerade im Elsaß mit seinem eigenartigen gesellschaftlichen Leben, mit seinem Rationalismus, seiner bürgerlichen Kultur, seiner Neigung zum Erotischen ein Dichter wie Gottfried, dieser „Franzose unter den Deutschen", sich entwickeln mußte, wird höchst anschaulich gezeigt.

Gut gelungen ist auch der Abschnitt über die Literatur der Ostmark. In diesem bajuvarischen Kolonisationsgebiet, das so stark von zuströmenden Franken und Flamländern, Alemannen und selbst Sachsen durchsetzt ist, mußten die Stammesgrundlagen reicher, der Herzschlag bewegter werden gegenüber dem bayrischen Mutterlande.

Ein geistiger Trennungsprozeß zwischen dem Bayern und dem Österreicher mußte vor sich gehen. Die babenbergischen Herzoge, die mächtigsten Reichsfürsten jener Zeit, konnten keine reichen Grundherren dulden und der alte Adel brach hier am tiefsten nieder, dafür erfreute sich der Bürger der Gunst der Fürsten. Nur in Österreich konnte ein ganz neuer Stand neue literarische Wege betreten: der fahrende Ritter auf den Spuren des Spielmannes, der Stand Walthers von der Vogelweide. Auch für den reichen Freibauer schuf die Strenge des letzten Babenbergers gegen die österreichischen Ministerialen ungehinderte Bahnen, das Milieu Neidharts von Reuental entstand. Daß Nadler die Fäden fest in den Händen hält und die große Linie über den feinsten Einzelbeobachtungen nicht aus dem Auge verliert, zeigt der Abschnitt über das Nibelungenlied, der Höhepunkt des fast dramatisch gesteigerten Kapitels über die Donaulandschaften. Das große Volksepos erscheint bei Nadler als Ausfluß des gesamten österreichischen Volkes, als Symbol seiner weltgeschichtlichen Sendung. Gegenüber dieser großzügigen Auffassung mag es wenig bedeuten, wenn man mit der Darstellung der Entstehung des Epos nicht ganz einverstanden ist oder wenn die Kudrun, die von Nadler übrigens allzu entschieden nach Steiermark verlegt wird, neben dem Nibelungenlied wie ein Stümperwerk dargestellt wird.

Auf ganz neue Grundlagen wird die Darstellung des Humanismus gestellt. Auf zweifache Weise konnte die klassische Kultur nach Deutschland verpflanzt werden, als Einführgut von Italien her oder gewissermaßen bodenständig, in natürlicher Entwicklung anknüpfend an die klassischen Grundlagen, die in Deutschland schon vorhanden waren. Der erste Weg mußte über Bayern und Österreich führen, aber dem bajuvarischen Stamm war, wie sehr fein gezeigt wird (S. 207), der Humanismus wesensfremd, fremder als allen anderen Stämmen. So mußte sich der Humanismus Deutschland auf dem Wege natürlicher Entwicklung erobern und der führte vom Rhein her ins Herz der Nation. Nur in Wien, wo seit den Babenbergern ethnographisch ein starker ostfränkischer Einschlag vorhanden war, zeigt sich die neue Bewegung, und es ist höchst bezeichnend, daß sie hier durch drei Ostfranken, Celtis, Regiomontanus und Cuspinianus, genährt wurde, während zu gleicher Zeit der Kaiser Maximilian mit dem konservativen Sinn seines alemannischen Stammes die letzten ritterlichen Dichtungen anregte. Stammestümlich, national aber ist die klassische Kultur nur auf fränkischer Erde geworden: das niederfränkische Deventer war die geistige Heimat des bodenständigen deutschen Humanismus und vom fränkischen Rhein aus eroberte sich der neue Geist die Landschaften bis zur Elbe.

Da Nadler das 16. Jahrhundert als die Zeit der fränkischen und alemannischen Stammesblüte bezeichnet, mußte er auch die wichtigste Erscheinung der Zeit, die Kirchenspaltung, einem dieser

beiden Stämme zuweisen. „Fränkisch nach den ersten Antrieben und Trägern, nach ihrem Mittelpunkt und ihren entscheidenden Abschnitten war die grundbewegende Tat der Zeit, die Kirchenspaltung". Für Luther scheint in der Tat die Herkunft der Mutter fränkische Zugehörigkeit zu erweisen; daß aber der Vater Franke war, ist doch zweifelhaft, der bloße Familienname beweist hier m. E. doch nichts Rechtes. Wittenberg freilich, Luthers Hauptquartier, war fast reines fränkisches Kolonistenland, auch Melanchthon war Franke, desgleichen Hutten und so dürfte auch hier Nadlers Annahme zurecht bestehen. Und noch öfter ist manches, was wir sonst nur mit einem Fragezeichen versehen zu lesen gewohnt sind, der „fränkischen Stammesblüte" zuliebe mit aller Entschiedenheit ausgesprochen. Das meiste aber ist gerade in dem Abschnitt über das 16. Jahrhnndert ausgezeichnet gelungen. Ich erinnere z. B. an die Darstellung der Entstehung der Faustsage aus dem Leben des historischen Faust heraus; und wie fein ist es, wenn vom ersten Faustbuch, in dem man übrigens in jüngster Zeit, wohl mit Unrecht, eine katholische Lutherkarikatur sehen will (E. Wolff, Faust und Luther. Halle 1912), die Fäden herübergesponnen werden zu einem anderen Rheinfranken, der nach zwei Jahrhunderten die in der Furche liegende Saat emporkeimen ließ. Einen Höhepunkt des ganzen Bandes, nicht nur was die Kunst der Darstellung, sondern auch was die Beweiskraft der Nadlerschen Methode betrifft, bildet das Kapitel über Nürnberg. Die Kultur der Stadt spielte sich zwischen zwei Gegensätzen ab: Patrizier, Humanismus, religiöses Problem einerseits, Bürger, Handwerker, bodenständige Literatur, Drama andrerseits. Da nun die Bevölkerung Nürnbergs nachweisbar eine Mischung aus Franken und Bayern darstellt und da „sich, wie hundertfach beobachtet, selbst verdünntes fremdes Blut durch viele Menschenalter hartnäckig in eigenen Sitten und Satzungen äußert, so werden zwei so verschiedene literarische Welten wie hier, die genau auch den sozialen Gegenpolen entsprechen und die in der beweisbaren, statistisch deutlichen Entwicklung des fränkischen Westens und des bayrischen Ostens ihre Lichtquelle haben, ihre letzten Gründe in den stammestümlichen Grundlagen finden." Wie nun der Humanismus der Nürnberger Patrizier und ihr Eintreten für das religiöse Problem als die unmittelbarste und eigenste Äußerung des fränkischen Elementes, die Nürnberger Volksfreunde und die Volksliteratur der Bürger und Handwerker aber als der eigentliche Trieb bayrischen Blutes nachgewiesen wird, das gehört zu den schönsten Abschnitten des Buches. Die Persönlichkeit des Hans Sachs (bei N. befremdet nur die unverdiente Geringschätzung der Schwankdichtungen) nimmt eine Art Vermittlerstellung ein, denn an ihm zeigt es sich, wie der Nürnberger Humanismus ins Volk drang. — Der Band schließt mit Fischart, in dem der Verf. nicht nur ein Bild seiner Zeit, des ausgehenden 16. Jahrhunderts, sieht, sondern auch ein Bild jener zwei Stämme, die die Literatur

jener Zeit trugen und deren Blut sich in seinen Adern mischte, der Franken und Alemannen.

Eines der wichtigsten Ergebnisse des Nadlerschen Buches ist es, daß die Bedeutung einiger Landschaften für die Entwicklung der deutschen Gesamtliteratur erst in das rechte Licht gerückt wird. Böhmen vor allem erscheint nicht nur als ein ungemein regsames Gebiet, sondern für gewisse Zeiten geradezu als ein Zentrum, von dem die verschiedensten Anregungen nach allen Richtungen hin ausstrahlten. Die Darstellung des 17. Jahrhunderts dürfte dies noch deutlicher zeigen. Es läßt sich ja mehrfach beobachten, daß neue kulturelle Bewegungen gerade an den Grenzen des deutschen Volkes ausgelöst wurden, wo fremdes und eigenes Leben zusammenflossen oder in stetem Kampfe brandeten, auf erobertem Boden (im 11. und 12. Jahrhundert z. B. im Donautal, in Kärnten und Steiermark) oder dort, wo Glieder verschiedener Stämme sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigten wie gerade in Böhmen. Die westliche Ecke Böhmens war die Eingangspforte für die deutsche Literatur, Ostfranken und Thüringer brachen sich im Norden des Landes eine breite Bahn und brachten ihre literarischen Neigungen nach Böhmen: den Geist Wolframs, die Vorliebe für die Legende und einen starken antiken Einschlag. In dem Epiker Ulrich von Eschenbach erhielt die mhd. Dichtung Böhmens im 13. Jahrhundert das typische Thüringer Gepräge, freilich nicht ohne Spuren der slawischen Volksseele: das Süße und Schmeichelnde in den Beiwörtern und Deminutiven ist nach N. bei ihm wie bei Heinrich von Freiberg und anderen deutschen Dichtern in Böhmen aus dieser Quelle geflossen. Auch im Zeitalter der Mystik spielt Böhmen eine Rolle, was N. in seinem Kapitel über die Mystik, übrigens einem der anregendsten des ganzen Buches, übersehen hat. Durch dieselbe Eingangspforte wie die ritterliche Dichtung drang die Thüringer Frauenliteratur über Nürnberg nach Böhmen und das Kloster St. Clara in Eger beherbergte gottberauschte dichtende Frauen. Auch Charitas Pirkheimer aus Nürnberg unterhielt Beziehungen zu Eger. Die Prager Universitätsbibliothek bewahrt zahlreiche Handschriften, die das Kapitel über die Mystik zweifellos sehr bereichern würden. Ausdrücke wie *'lip habende selen'*, *'gotes freunde'*, *'gute und volkumene leut'*, die sich dort finden, gehören ganz der mystischen Terminologie an. — Im schließenden Mittelalter tritt Böhmen immer stärker hervor: Prag schien durch Petrarca, Ernst von Pardubitz, Johannes von Neumarkt, später durch Lobkowitz von Hassenstein der Mittelpunkt der Renaissance in Deutschland werden zu wollen, und wenn es auch die Erwartungen, zu denen es berechtigte, nicht ganz erfüllte, so zeitigte es doch zum mindesten einen Vorklang der hessischen Humanistenblüte. Daneben sähe man bei N. gern auch die Bedeutung des Hofes der Luxemburger für das Werden der Schriftsprache betont, wovon an einer späteren Stelle nur ganz flüchtig

die Rede ist. In der deutschen Literatur tritt zunächst Eger, dieses „Kräftespiel der literarischen Pole Zwickau und Nürnberg", stärker hervor und war durch zwei Jahrhunderte ein fruchtbarer Boden für das Drama. Die eigentliche Heimstätte der Literatur aber wurde das Bergnest Joachimsthal. Das heute so stille Städtchen stand damals mit an der Spitze. „Das Leben der Stadt, aufs höchste angespannt, brachte eine schier unübersehbare Reihe von Männern hervor oder rief sie zusammen, fast alle Zeitgenossen, ja von der gleichen Generation, keiner unbedeutend, viele wirkungsvoll auf weite Landschaften, der eine oder andere Wegleuchter durch lange Jahrhunderte". Und bezeichnend für Nadlers Annahme einer „fränkischen Stammesblüte" ist es, daß die ältesten deutschen Bergknappen Franken waren und daß Fläminger und Ostfranken längs des ganzen Erzgebirges stark vertreten waren; mag auch die Masse des meißnischen Grundstammes die Mehrzahl der Zuwanderer sprachlich eingeschmolzen haben, so erweisen doch heute noch die Eigennamen die niederfränkische Herkunft einer Unzahl von Familien. Auch die fränkische Mystik, die so reich an sozialen Tendenzen war, fand im Erzgebirge einen fruchtbaren Boden und gerade hier ging sie zur revolutionären Tat über.

Auch abgesehen davon, daß N. es versucht hat, die deutsche Literatur unter einem neuen Gesichtswinkel zu betrachten, enthält sein Buch in Einzelheiten vieles Wertvolle, Neue. Mit freigebiger Hand streut er Anregungen über Anregungen aus, die auch jene dankbar hinnehmen werden, die ihm auf seinem neuen Wege nicht ganz folgen wollen. Gelungene Gegenüberstellungen beweisen, daß er auch bei der Darstellung einzelner Abschnitte den Blick auf das Ganze gerichtet hat. Otfried und Opitz etwa werden einander verglichen oder Wolfram und Jean Paul, Ulrich von Lichtenstein und Isidorus orientalis, Heinrich von Veldeke und Klopstock, Walther und Grillparzer, Mystik und Romantik. Verse des Kürenbergers werden neben ein Goethesches Gedicht gestellt, das literarische Leben Wiens im 13. und 19. Jahrhunderts wird in eine Parallele gebracht. Bei der Besprechung von Brants Narrenschiff wird geistreich die alemannische Narrenliteratur mit der fränkisch-mitteldeutschen Teufelsliteratur verglichen. Schön ist auch die Beobachtung, daß die Berge die früheste Heimat des deutschen Dramas waren; wie N. die Gründe für diese Tatsache aufspürt, ist wirklich eine Freude zu lesen. Dazu verfügt er neben der Kunst der psychologischen Analyse über die dem Literaturhistoriker unentbehrliche Gabe, gleichsam greifbar zu schauen. Manches scharfgeschliffene Wort rückt einen Dichter und sein Werk in eine neue Beleuchtung, ein einzelnes Beiwort führt oft zu einer Erkenntnis. Überhaupt braucht N. nirgends zu fürchten, daß Langweile als der „Lehrbrief seines Wissens" gelte, und zur Bezeichnung seiner Darstellungskunst, die nur höchst selten einmal durch eine stilistische Nachlässigkeit oder Geschmacklosigkeit getrübt wird, wüßte

ich keinen anderen Vergleich als den mit Scherers Literaturgeschichte.

Kann man so dem Mut, mit dem N. die Darstellung des deutschen Schrifttums auf neue Grundlagen gestellt hat, und der Art, wie er Literaturgeschichte schreibt, nur die höchste Anerkennung zollen, so hat man nur selten das Gefühl, daß er über schwankende Stege schreitet. Man denkt mitunter an den auch von N. einmal zitierten Ausspruch Scherers: „Man muß den Mut haben zu irren". Freilich mußte er sich wegen mangelnder Vorarbeiten oft genug selbst erst den Grund zum Bauen schaffen. „Außer der liebevollen hundertjährigen Arbeit, die in der langen Reihe lokaler Zeitschriften aufgestapelt ist, und außer einigen dankbar benutzten landschaftlichen Literaturgeschichten" stand ihm keine Vorarbeit zu Gebote. Vielleicht wird schon eine zweite Auflage des Buches manche Härte mildern, mancher romantisch anmutenden Verschwommenheit schärfere Umrisse verleihen, manchen dem Parallelismus zuliebe erzwungenen Vergleich beseitigen. Seine ganze Grundidee ist schuld, wenn manches in den Hintergrund gedrängt, anscheinend Heterogenes in einen neuartigen Zusammenhang gepreßt ist. Einmal nennt er einen Dichter, der sich schwer in seinen Rahmen fügen läßt, eine „unbequeme Größe". Nicht immer fand er die richtigen Mittel, die stammesheitliche Darstellungsweise in Einklang zu bringen mit der chronologischen, und von den alemannischen Glossen und Interlinearversionen z. B. ist, offenbar um den stofflichen Zusammenhang nicht gar zu sehr zu zerstören, bei den Bayern die Rede. Nicht immer fällt es einem leicht, zeitlich Zusammengehöriges an verschiedenen Stellen zu suchen und den Zusammenhang innerhalb einzelner Dichtungsgattungen zerrissen zu sehen. Bedenklich erscheint es auch, den Freidank, „wohin er immer gehören mag", kurzer Hand den Schwaben zuzuweisen, weil sich nun einmal alle „Schwaben in lehrhaftem Tone gefallen". Manche von den Philologen heiß umstrittene Frage wird ganz apodiktisch nach der einen Seite hin entschieden, und was N. z. B. über das Leben Hartmanns von Aue und über die Reihenfolge seiner Werke sagt, wird nicht ohne Widerspruch hingenommen werden können. Ich halte die Reihenfolge Erek, Iwein, Gregorius, armer Heinrich aus sprachlichen Gründen für unrichtig. Auch die Entschiedenheit, mit der das sogenannte zweite Büchlein Hartmann zugeschrieben ist, wird auf mancher Seite Kopfschütteln erwecken. In dem Abschnitte über die Anfänge des deutschen Dramas, in dem, gewiß mit Recht, der Bajuvare als der früheste Pfleger des deutschen Volksspieles und als der Erhalter einer ununterbrochenen Tradition bis auf Raimund und Anzengruber herauf nachgewiesen wird, kommen nur die übrigen Stämme gar zu kurz; für die zahlreichen Spiele, die aus Böhmen, Sachsen, Schlesien, aus der Wetterau und anderen deutschen Landschaften nachgewiesen sind, findet N. bei der Ausschließlichkeit seiner Annahme

eines bayrischen Ursprungs des deutschen Dramas offenbar keinen rechten Platz. Hat sich das Volksspiel auch anderwärts autochthon entwickelt oder stammt es aus dem Bayrischen? Merkwürdig gering ist das Straßburger Akademietheater bewertet mit seiner eigenartigen Vereinigung gelehrter und volkstümlicher Elemente; namentlich des großen Kreises von Straßburger Übersetzern und Bearbeitern fremder Dramen hätte gedacht werden sollen. An kleineren Versehen berichtige ich noch: S. 16 Attilas Sohn Ellak fiel am Flusse Nedad in Pannonien; S. 207 und 380 der Dramatiker Klemens Stephani wurde in Buchau geboren; der S. 281 erwähnte Georg Frölich wird von Kaspar Bruschius, der ihm mehrere seiner Werke widmet, ausdrücklich als Egerländer bezeichnet, vielleicht stammt er aus Eger selbst, wo im 16. und 17. Jahrhundert ein Geschlecht dieses Namens bezeugt ist.

Ausführliche Literaturnachweise und drei sorgfältige Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Daß Abbildungen beigeheftet (nicht in den Text gedruckt) sind, läßt sich durch gute Gründe rechtfertigen. Die Karten, die die Beziehung des Dichters und der Dichtung zum Boden und zur Umgebung anschaulich machen wollen, sind diesem Buche geradezu unentbehrlich. Es sind nur erste Entwürfe und N. erklärt selbst, daß noch vieles daran zu bessern sei. Aber schon in der jetzigen Form sprechen diese Karten mit den durchscheinenden Oleaten, auf denen das literarische Material verzeichnet ist, eine deutliche Sprache für die Richtigkeit der Nadlerschen Grundanschauung.

Wien. Dr. Josef Pohl.

Prof. Ludwig Wyplel, Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art der Sprachbetrachtung. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1914. 172 SS. 8⁰.

Wer immer mit sprachlichen Studien oder auch nur dem praktischen Sprachunterrichte sich beschäftigt, fühlt die Enge der überlieferten Grammatik, die, den klassischen Sprachen notdürftig angepaßt, schon für diese ein fast undurchdringliches System von Regeln darstellt, für andere Ausdrucksformen, etwa die neueren Sprachen, noch unzulänglicher erscheint. Nichts vermag die Äußerlichkeit der bisherigen grammatischen Auffassung und Einteilung deutlicher zu zeigen als der Umstand, daß wir nach der Form des Zeitwortes Sätze wie: „Der Kranke leidet heftigen Schmerz“, „Der Knabe bekommt Prügel“, „Die Uhr gehört mir“, „Die Ruine zerfällt völlig“, „Das Wasser gefriert“ usw. aktiv nennen, während doch hier überall die Vorstellung des Zulassens oder Leidens herrscht, der passive Sinn zweifellos und augenfällig ist. Die Syntax steht in Abhängigkeit von der Formenlehre und

nimmt keine Rücksicht auf den realen Inhalt. Die Vorgänge oder Zustände der „Wirklichkeit“, welche zur sprachlichen Mitteilung Anlaß gegeben, müssen aber in einer festen Beziehung zum sprachlichen Ausdruck, zum Mittel der Verständigung stehen oder gestanden haben. Dieser enge Zusammenhang hat sich mit der Zeit gelöst, die Beziehungen sind undeutlich oder unkenntlich geworden. Die rein mechanische Auffassung und automatische Aneignung der Sprache beruht eben darauf, daß dieses Verhältnis verdunkelt ist. Die Formgleichheit, auch wo sie innerer Beziehungen entbehrt, ist das Maßgebende geworden. Wir sind gewohnt, nur das System der Ausdrucksmittel zu betrachten, nicht aber ihren Zusammenhang mit der wirklichen Welt der Ereignisse oder Vorstellungen, welche es mittels hörbarer oder geschriebener Symbole darzustellen sucht. Die Anschauung bleibt dabei völlig ausgeschaltet.

Toute recherche linguistique est illusoire tant qu'elle n'arrive pas à relier l'expression à la pensée[1]). Langsam bricht sich auch hierin eine neue, realistische, naturwissenschaftliche Auffassung Bahn. Man begnügt sich nicht mehr, die „Wörter“ an und für sich, d. h. rein formal und begrifflich isoliert zu betrachten, sondern im Zusammenhang mit den „Sachen“, die sie bezeichnen, woraus ungeahnte (und doch eigentlich recht nahe liegende) Aufklärung zu gewinnen ist; man nimmt auch die „Sätze“ nicht mehr ausschließlich, wie bisher, vom Standpunkt des Hörenden als etwas Fertiges hin, sondern faßt sie von dem des Sprechenden auf und bringt so den sprachlichen Ausdruck wieder in Beziehung zur Wirklichkeit, die versinnbildet werden soll. Es ist etwas wie Urschöpfung in dieser Betrachtungsweise oder, wenn man will, etwas vom Experiment, das sich ja auch nicht auf die Analyse des Stoffes beschränkt, sondern als letztes Ziel die beliebige Erzeugung erstrebt. „Wir können nunmehr, sozusagen auf experimentellem Wege, den sprachlichen Ausdruck aus der Wirklichkeit erzeugen“.

Auf diesem Standpunkte steht nun mit seiner „neuen Art der Sprachbetrachtung“ Prof. L. Wyplel in Wien. Er hat zunächst „neue Wege des Sprachunterrichts“ aufgesucht, dabei aber nicht nur praktisch verwertbare Erfahrungen gesammelt und in einem Vortrage[2]) mitgeteilt, sondern er ist ein gutes Stück weitergekommen, als die Methodiker des Sprachunterrichtes zu gehen pflegen, indem er auch die theoretische Erkenntnis zu mehren und der Wissenschaft ein neues Ziel zu zeigen sich bemüht. W. berührt sich in seinem Buche insoferne mit Bally, als dieser die psychischen Vorgänge ins Auge faßt und mit dem sprachlichen Ausdruck in Verbindung setzt; jener aber geht in der Verknüpfung der Sprache bis zu den Vorgängen zurück, welche den Anreiz geben,

---

[1]) Ch. Bally, *Traité de stylistique française* (Heidelberg 1909), S. 4.

[2]) Verein „Realschule“ in Wien am 15. Februar 1908, abgedruckt in unserer Zeitschr. f. d. öst. Gymn. VI. Heft desselben Jahrgangs.

sich überhaupt sprachlich zu äußern. Denn zwischen der Wirklichkeit und ihrem Abbild, das von der Sprache hervorgerufen werden soll, ist sie zwar nur das Mittel, kann aber als solches auf ihre Tauglichkeit und Zweckmäßigkeit hin untersucht werden. Dies führt zur Erforschung des gesamten Bereichs jener Vorgänge, welche sprachschöpferisch gewirkt haben, dann zur Ordnung dieser Vorgänge, d. h. zu einem besonderen, neuen System der Betrachtung des sprachlichen Ausdrucks, der Syntax (und Stilistik). Diese neue Art der Betrachtung will also die Sätze — denn der Satz ist die letzte kleinste „lebende" Einheit der Rede — unmittelbar an die Wirklichkeit anknüpfen, an ihr messen und nach den Vorgängen ordnen, die zum Sprechen Anlaß gegeben haben; sie will schließlich die Aufstellung der Ausdrucks m ö g l i c h k e i t e n sich als letztes Ziel setzen und somit auch die in der Sprache nicht zur Verwendung gekommenen Satzformen einbeziehen. Da die Beziehungen zwischen Wirklichkeit und sprachlichem Darstellungsmittel (nicht bloß zwischen ihr und dem durch die Sprache vermittelten Bild derselben) zweifelsohne ganz bestimmte, nicht willkürliche sein werden, so müssen sich die „Gesetze" finden lassen, nach denen sich der sprachliche Ausdruck gebildet hat und bilden mußte. Und da die einfachste Form (wie überhaupt die Form) des Ausdruckes der Satz ist, so handelt es sich hier darum, die Grundzüge einer neuen, n a t ü r l i c h e n S a t z l e h r e (Syntax) zu finden.

Der Zusammenhang zwischen der Außenwelt und psychischen Vorgängen (und deren Äußerungen, wie die Sprache eine ist) beschäftigt vor allem die Philosophen. Von dieser Seite her scheint denn auch der letzte, für W. entscheidende Anstoß zu einer natürlichen Sprachbetrachtung gekommen zu sein. Der Leipziger Philosoph Wundt hat, wenn auch noch nicht so scharf formuliert, die Definition des Satzes vom Standpunkte des Sprechenden (Schreibenden) aus aufgestellt, während die Philologen bisher auf dem des Hörenden (Lesenden) standen. Wyplel selbst zählt diese Erkenntnis Wundts zu den wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete der (philosophischen) Sprachforschung, nur sei diesem die Sehweite seines Standpunktes nicht voll zum Bewußtsein gekommen. „Die Wundtsche Art, die Sprache zu definieren, führt zur g e n e t i s c h e n Betrachtung der sprachlichen Vorgänge." Damit deckt sich auch der Standpunkt des Sprachforschers von der Gabelentz. Die „Wirklichkeit" nun wird durch ein Wahrnehmungsurteil erschlossen. Wenn (nach Wundt) der Satz die „Zerlegung eines im Bewußtsein vorhandenen Ganzen in seine Teile" ist, so entsteht der gesprochene (geschriebene) Satz dadurch, daß der Sprechende (Schreibende) den sprachlichen Ausdruck für die Teilvorstellungen findet (prägt). Der Ausdruck aber steht im innigsten Zusammenhange mit dem betreffenden Vorgange der Wirklichkeit selbst und mit der Gesamtvorstellung davon. So ergibt sich daraus die Aufgabe, den gesamten Bereich der Vorgänge zu erforschen, die sprachschöpferisch

(in diesem besonderen Sinne) gewirkt haben. Diese Sachbetrachtung wird nicht nur den Unterricht fördern und vereinfachen, sondern die formalistische Grammatik (Syntax) durch eine natürliche ersetzen können. Diese muß unmittelbar aus der Wirklichkeit abgeleitet werden, nicht auf Umwegen aus der Form des Ausdruckes, die oft schon weit von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt ist.

Verf. beginnt mit dem einfachen Worte, um zu zeigen, wie verschieden dessen Sinn in verschiedenen Sätzen sein kann. Nur aus dem Verhältnis zur Wirklichkeit könne die Begriffsbildung erfolgen. Aus dem Satzzusammenhange, d. h. aus dem Anteil, den sie an den entsprechenden Vorgängen der Wirklichkeit haben, lassen sich die Worte in bestimmte Gruppen aufteilen, die ein natürliches System der Dingnamen darstellen, wie sie im Satze zu einander in Beziehung treten können. Es sind dies Bezeichnungen für Schaffende oder Geschaffenes, Stoffe und Werkzeuge, Teile eines Ganzen oder sie drücken Besitz- oder Lagenverhältnis aus. Auch beim Zeitworte läßt sich die Bedeutung nicht vom Worte, sondern nur vom Satze aus erfassen, d. h. sie ist von der Ergänzung im 4. Fall abhängig und bekommt erst dadurch einen festen Sinn (vgl. die Mutter zieht das Kleid an — sie zieht das Kind an usw.). Aber der Begriffsinhalt des Zeitwortes wird auch vom Subjekt beeinflußt. Ist dieses der tätige Teil des Satzes (meist also eine Person), dann hat das Zeitwort tätigen (aktiven) Sinn, vgl. „der Schmied glüht das Eisen“; ist es aber der leidende Teil (meist eine Sache), das zu Verändernde oder das Veränderte, das Rohmaterial oder Werk, dann hat das Zeitwort leidenden Sinn, vgl. „das Eisen glüht“. Im letzteren Fall ist der Nominativ Objektsbezeichnung! Man kann also, immer bei der Wirklichkeit bleibend, von prädestinierten Subjekten (tätige Aussage) und prädestinierten Objekten (leidende Aussage) sprechen, so daß die Form des Zeitwortes nicht das Entscheidende ist. Intransitive Zeitwörter, die kein Passivum kennen (vgl. „Das Reich geht unter“) und Reflexivbildungen, deren Funktion es ist, ein Erleiden auszudrücken, sind für die neue Auffassung nichts als Ersatzformen des Passivs und mit diesem inhaltsgleich. Der Weg zu dieser befreienden Erkenntnis ist nur durch Heranziehung der Wirklichkeit gefunden worden. Freilich hat schon die lateinische Schulgrammatik sich genötigt gesehen, *perīre, vēnīre* trotz ihrer aktiven Form als Passivum (der Bedeutung nach) zu erklären. Der alte grammatische Begriff „intransitiv“ ist also ein unbestimmter und läßt sowohl tätige als leidende Subjekte beim Zeitwort zu.

Die Berücksichtigung der Beziehungen zwischen dem Zeitwort und seiner Ergänzung ermöglicht also eine systematische Zusammenfassung der Verbalbegriffe, wie sie aus dem oben erwähnten natürlichen System der Dingnamen hervorgeht. Es bezeichnen dementsprechend die Zeitwörter bei einer Ergänzung

1) ein Anfertigen oder Zerstören, oder aber 2) eine Veränderung (Umgestaltung); bei zwei Ergänzungen liegt eine Zusammensetzung oder Trennung vor. Das Orts- und Besitzverhältnis erscheint ebenfalls als Beziehung zwischen einem Ganzen und dem dazu kommenden Teile. So gelangt man bei einer systematischen Einbeziehung der Wirklichkeit in die Sprachbetrachtung zu einem natürlichen Systeme der Satzindividualitäten, die zu typischen Satzformen überhaupt führen. Der Einteilungsgrund dafür ergibt sich aus der Anzahl der an den Vorgängen der Wirklichkeit beteiligten Konkreten. Vorgänge mit einem Konkretum sind nur Satzäquivalente, die zu einem der folgenden Typen gehören und an sich noch keine ausgesprochene Eigenart besitzen. Vorgänge mit zwei Konkreten stellen sich als Veränderungen irgendwelcher Art dar, mit drei Konkreten als Zusammensetzung oder Trennung, wozu auch Besitz- und Ortsverhältnis gehören. Zu einer dieser Arten müssen die vorhandenen oder denkbaren Sätze notwendigerweise gehören, und da die zugrunde liegenden Vorgänge der Wirklichkeit für alle Sprachen dieselben sind, gilt diese Einteilung nicht bloß für diese oder jene, sondern für alle Sprachen.

Die Konkreten (entweder Personen oder Sachen) haben ihre greifbare Entsprechung in der Wirklichkeit, das Zeitwort aber drückt nur eine Wahrnehmung an den Personen oder Sachen aus, ist nur eine Aussage, also „relativ — abstrakt". Ist mehr als ein relativ-abstrakter Bestandteil im Satze vorhanden, so haben wir es mit einem zusammengesetzten Satze, einer Satzgruppe zu tun; fehlt hingegen das Abstraktum, so liegt eine Beifügung (besonders im Genitiv oder mit Präpositionen) als Hauptvertreter der verblosen Sprache vor. Ein Vorgang in der Wirklichkeit kann aber nicht bloß vom Subjekt (dem Urheber der Veränderung oder Zusammensetzung) aus erfaßt werden, sondern von jedem Konkretum, von jeder am Vorgang beteiligten Person oder Sache. So entstehen verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Vorgangs der Wirklichkeit, Satzäquivalente, die nach einem der genannten Typen die Ausdrucksmöglichkeiten zu erschöpfen suchen. Die Zahl der Ausdrucksmöglichkeiten ist demnach in allen Sprachen eine begrenzte und läßt sich bestimmen und ausschöpfen.

Es gibt also Satztypen: 1. konkreter Art, 2. abstrakter Art (z. B. ich führe einen Streich, er gerät in Zorn, du fügst ihm ein Leid zu usw.), 3. Genitivfügungen und Präpositionalattribute (ohne Abstraktum, d. h. ohne Verbum), z. B. der Hammer des Schmiedes, ein Kaufmann aus Tirol. Hier sind diese Fügungen der sprachliche Ausdruck für ganz dieselben Beziehungen der Wirklichkeit, die der Typus der Zusammensetzung zum Ausdruck bringt. So fügt sich der ganze syntaktische Stoff in das neue System und das Einteilungsprinzip scheint sich überall zu bewähren, wenn man sich einmal in diese Art der Betrachtung hineingefunden hat. Verf. geht an der Hand zahlreicher Beispiele (auch franzö-

sischer und englischer) die einzelnen Satzformen durch und entwickelt alle Ausdrucksmöglichkeiten, um sie in das System einzuordnen. Es ist natürlich nicht möglich, hier Einzelheiten zu bringen und den Gedankengang noch weiter darzulegen. Wer zum Buche selbst greift, entbehrt leicht unserer Führung; wer diese Mühe zu groß findet, wird aus dem hier Mitgeteilten auch nicht viel Nutzen ziehen können.

W. meint zu bescheiden, er habe nichts getan, als gegebene Gedanken folgerichtig ausgestaltet zu haben. Steht er auch nicht ganz allein mit diesen Reformideen, so gebührt ihm doch das Verdienst der Fortentwicklung. Und er hat sich die Methode in selbständigem und klarem Denken selbst gesucht und ausgebildet, wie schon die verschwindend kleine Zahl der Verweisungen zeigen kann, und man folgt mit steigendem Interesse dem Ringen mit dem großen Stoffe, der restlos in das neue System gebracht werden soll. Der Grundsatz, welcher für Laut- und Formenlehre erprobt worden ist, nämlich die Einbeziehung des Sprachinhalts in die Sprachbetrachtung, wurde hier auch auf das Gebiet der Satzlehre ausgedehnt und seine Brauchbarkeit, um vorläufig nicht mehr zu sagen, scheint auch hier erwiesen. Es ist aber die Hoffnung berechtigt, daß die weitere Beschäftigung mit dem Ausbau des Systems die „treibenden Kräfte der Anschauung für die wissenschaftliche Forschung fruchtbar machen“ wird und W. selbst verfolgt dieses Ziel mit der Beharrlichkeit eines Mannes, der sich auf dem rechten Wege weiß. Es sollte ihm dabei, wie wir glauben, die Ermutigung durch ein herzliches „Glück auf!“ nicht fehlen. W. ist von dem Unterricht in den neueren Sprachen ausgegangen, als er nach einer ausgiebigeren Verwendung des Anschauungsunterrichtes Umschau hielt. Ihnen fallen die ersten Früchte des neuen Systems zu, aber auch jeder andere Sprachunterricht, nicht zuletzt der in unserer Muttersprache, wird davon großen Nutzen ziehen. Für alle Übungen, die in der Übersetzung aus der Muttersprache in eine andere, etwa ins Lateinische und Griechische oder umgekehrt, bestehen, gilt die Erkenntnis, daß nicht von Wort zu Wort, sondern von Satz zu Satz übersetzt werden muß. „Übersetzen heißt nicht springen von Wort zu Wort, vielmehr Rückkehr von der Muttersprache zur Wirklichkeit und neuerliches Umsetzen der erfaßten Wirklichkeit in die Fremdsprache“.

So ergibt sich wissenschaftlicher und unmittelbarer, praktischer Gewinn aus den Untersuchungen W.s, von denen man hoffen darf, daß sie fortgesetzt werden und auch die verdiente Beachtung finden.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Histoire illustrée de la Littérature française. Précis méthodique par E. Abry, Agrégé des Lettres, Censeur des Études au Lycée d'Alger, C. Audic, Agrégé des Lettres, Professeur de Première au Lycée Janson, P. Crouzet, Agrégé des Lettres, Professeur de Première au Collège Rollin. 324 Illustrations. 2ème édition revue et corrigée. Paris, Henri Didier, Editeur; Leipzig, Friedrich Brandstetter 1913. XII und 664 SS. 8°. Preis geb. Mk. 4·50.

Die vorliegende französische Literaturgeschichte, von welcher in kurzer Zeit eine zweite Auflage (21.—40. Tausend) notwendig wurde, unterscheidet sich in ihrer Anlage und Ausstattung wesentlich von früheren Werken über denselben Gegenstand. Die Herausgeber haben ihr Buch „*Précis méthodique*" betitelt und waren von dem Gedanken geleitet, ihrem Publikum, speziell der studierenden Jugend, anstatt abstrakter Formeln und fertiger Urteile, wie sie sich in anderen Literaturgeschichten finden, möglichst viele Tatsachen („*des réalités concrètes*") zu bieten: „*Minimum d'appréciations critiques; maximum de documentation*". Der Schüler soll nicht gedankenlos nachsprechen, was er in einem Buche gelesen, sondern er soll sich an Hand von Daten und Zeugnissen möglichst viel tatsächliche Kenntnisse aneignen, ein großes, solides Wissen erlangen. Unstreitig ein pädagogisch gesunder und richtiger Gedanke, der die Billigung aller einsichtigen Beurteiler finden wird. Die Einrichtung des Buches ist diesem Grundsatz in eigenartiger Weise angepaßt. Der gewaltige Stoff ist in 67 Kapitel von 6—15 Seiten Umfang geteilt, und jedes Kapitel wieder in eine Anzahl kurzer Paragraphen, von welchen jeder nur wenige Zeilen umfaßt und bisweilen selbst noch in Unterabteilungen zerfällt. Diese Gliederung ist durch den Druck übersichtlich und kenntlich gemacht. Die zahlreichen Zitate aus den Werken der besprochenen Autoren treten durch kleineren Satz aus dem Kontext sofort hervor. Als Beispiele seien im folgenden die Kapitel XI (Rabelais, 6 Seiten) und LIII (Le Romantisme, 6 Seiten) angeführt.

Rabelais:

Vie. 1. *Le moine et le médecin* (*1490—1531*).
2. *L'écrivain* (*1531—1553*).

Caractère. 1. *L'homme pratique.*
2. *Le gai compagnon.*

Théories littéraires. 1. *Amuser.*
2. *Instruire.*

L'œuvre de Rabelais. 1. *Les emprunts.*
2. *Analyse.*

Le comique. 1. *La fantaisie.*
2. *La vérité ironique.*

La „substantifique nivelle" [der innere Gehalt]
1. *Théorie de la vie.*
a) *Bonté de la nature.*
b) *L'éducation.*
2. *La satire contemporaine.*

Conclusion [kurze Würdigung]
Imitateurs de Rabelais
1. *Bonaventure des Periers.*
2. *Noël du Fail.*
Lectures complémentaires [Literaturangaben].

Le Romantisme:

Opposition du Classicisme et du Romantisme.
1. *Difficulté de définir le Romantisme.*
2. *Raison et déraison* [„*Aimez donc la raison*" — Boileau].
Causes du mouvement romantique.
1. *Affaiblissement de la discipline classique.*
2. *Influence des littératures étrangères.*
3. *Renouvellement politique et moral.*
Le règne de l'Individualisme.
1. *Dans la conduite.*
   a) *Le costume* [Th. Gautiers rote Weste].
   b) *Les passions* [Hernani, Antony].
2. *Dans l'art.*
   a) *Le fond [Sentiment, Imagination, Couleur locale].*
   b) *La forme* [Freiheiten in der Metrik usw.].
La constitution de l'école romantique.
1. *Les deux cénacles.*
2. *La lutte romantique.*
Conclusion.
Lectures complémentaires.

Ein solches System hat natürlich seine Vor- und Nachteile. Es ermöglicht einerseits eine präzise Gruppierung und übersichtliche Anordnung des großen Stoffes, bedingt aber andrerseits den vollkommenen Verzicht auf gefällige und künstlerische Darstellung, und nötigt bisweilen eine Materie, die nur in längerer, organisch durchgebildeter Erörterung genießbar ist, auf kleine Stücke zu zerhacken. Rühmend muß hervorgehoben werden, daß die Verf. ihre Studien sehr ausgedehnt haben. Das Buch vermittelt dem Leser eine Fülle des Wissens; es enthält wenigstens in bezug auf die neuere französische Literatur mehr als die Werke von Lanson, Suchier = Birch-Hirschfeld und Junker. Die ganze Anlage schließt Breite und Weitschweifigkeit der Darstellung aus. Es wäre bei anderer Methode für die Verf. gewiß ein Leichtes gewesen, dem Buch auf Grund derselben Vorstudien den doppelten Umfang zu geben.

Wer mit dem Gegenstand vertraut ist, wird allerdings nicht in jeder Hinsicht zufriedengestellt sein, und besonders die unverhältnismäßige Verkürzung der älteren Zeit gegenüber der neueren bedauern. Der Grund dafür dürfte in der Rücksicht auf den weiteren Leserkreis liegen. Das Buch zählt über 650 Seiten, aber schon auf Seite 61 beginnt das XVI. Jahrhundert. Die alten Epen (*Chansons de geste*) werden mit 8, die Versromane mit 5 Seiten

abgetan, das Drama des Mittelalters erhält 9 Seiten, die freilich zum größten Teil mit Illustrationen ausgefüllt sind. Die späteren Partien verteilen sich wie folgt: XVI. Jahrhundert: 50 Seiten; XVII. Jahrhundert: 200 Seiten; XVIII. Jahrhundert: 130 Seiten; XIX. Jahrhundert: 220 Seiten. Nach diesem Maßstabe wären der mittelalterlichen Literatur mindestens 150 Seiten zuzuweisen gewesen. Die Bedachtnahme auf jugendliche Leser muß es auch erklären, daß von gewissen, nicht schulreinen Werken (Rabelais, *Heptaméron*, *Contes* von Lafontaine u. a. m.) in einer Weise gesprochen wird, die niemandem eine rechte Vorstellung von denselben geben kann. Da es sich hier doch nicht um ein ausgesprochenes Schulbuch handelt, ist dies wohl nicht zu billigen. Über das *Heptaméron* der Marguérite de Navarre (de Valois), erfahren wir (S. 66) nur folgendes: „*Nous avons encore d'elle un recueil de nouvelles: l'Heptaméron, imité du Decaméron de l'Italien Boccace, qui est à la fois un code de la parfaite galanterie et une peinture souvent libre, mais sincère de l'amour*". Von den *Contes* Lafontaines heißt es nur S. 222 im Anschluß an einen Brief Lafontaines an seine Frau: „*Cette allure preste et malicieuse du récit fit le succès des Contes*". Das ist wenig in Anbetracht des Umfanges von 11 Seiten, welchen das Kapitel über Lafontaine hat.

Bei anderen derartigen Ungerechtigkeiten scheint Unterschätzung oder Unkenntnis der betreffenden Werke vorzuliegen. Die sentimentalen Romane (1509—1610), auf welche Regnier durch sein Buch (1908) die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat, werden ganz übergangen. Die „*Astrée*" von d'Urfé (die noch immer mit dem falschen Datum 1610 erscheint) wird S. 146 mit zehn Zeilen abgetan, was mit Hinblick auf ihre literarische Bedeutung geradezu lächerlich ist. Auch die heroisch-galanten und realistischen Romane der Folgezeit (Gomberville, La Calprenède, Mlle de Scudéry, Sorel, Scarron, Furetière) müssen sich mit wenigen Zeilen begnügen. Die „*Lettres portugaises*", die den psychologischen Roman so sehr beeinflußten, bleiben, wie die ganze Briefliteratur der Folgezeit, unerwähnt. Von den Nachfolgerinnen der Mme de Lafayette ist nicht eine einzige genannt (siehe unsere Geschichte des französischen Romans, I. Band, Heidelberg 1912, S. 376 ff.) Im XIX. Jahrhundert ist diese ungerechte Verteilung bisweilen geradezu ärgerlich. Scribe, der mit seinen Hunderten von ausgezeichneten und erfolgreichen Bühnenwerken durch Jahrzehnte alle Bühnen beherrschte, wird S. 603 in 15 Zeilen erledigt; Labiche, eines der größten humoristischen Talente der Franzosen, S. 613 in 5 Zeilen, Meilhac und Halévy ebenda in 5 Zeilen, Sardou in 15 Zeilen, Pailleron in einer Note von 3 Zeilen, in welcher nicht einmal für die Jahreszahl seines berühmtesten Lustspiels Raum ist. Die Werke der Brüder Goncourt werden S. 623 in 9 Zeilen besprochen, jene Zolas in 25 Zeilen. Dies in einem Buche, welches für Théoph. Gautier 4 Seiten, für Sully-Prudhomme 2 Seiten, für

Leconte de Lisle 3 Seiten, für Coppée 2 Seiten, für Renan 5 Seiten erübrigt. Hier ist das „*équilibre de la composition*" doch allzu stark verletzt.

Die Literaturangaben (*Lectures complémentaires*) sind natürlich nicht vollständig und machen wohl auch keinen Anspruch darauf. Sie geben die Jahreszahlen der betreffenden Publikationen nicht an, und nicht französische, speziell deutsche Werke werden prinzipiell nicht zitiert. Es würde zu weit führen, wenn wir hier Nachträge machen wollten. Es fehlt, um nur ein eklatantes Beispiel zu nennen, in den Literaturangaben über George Sand das große Werk von Mme Wladimir Karénine.

Alle Anerkennung gebührt der illustrativen Ausstattung des Buches, die überaus reich und sehr geschmackvoll ist und viel Neues bringt. Dem Text sind 324 Bilder beigedruckt. Es sind in der Mehrzahl Porträts, daneben findet sich aber auch manche andere interessante Reproduktion. So in dem Abschnitt über das Mittelalter kulturhistorische Darstellungen und Miniaturen; ferner Ansichten von Straßen und Interieurs, von Palästen, Theatern, Geburts- und Sterbehäusern, Titelblätter von Erstausgaben, Faksimiles von Handschriften, Monumente, Karikaturen, Schauspieler in Rollen u. a. m. In dieser Hinsicht ist das Buch außerordentlich lehrreich. Die Zahl der Bilder ist größer als bei Suchier = Birch-Hirschfeld, die Ausstattung allerdings nicht so splendid, wie dies bei dem niedrigen Preis auch nicht zu verlangen ist. Die Bilder werden jedem Freunde der französischen Literaturgeschichte willkommen sein, und haben gewiß auch für den Lernenden einen besonderen Wert. „*Notre plus vif souhait,* heißt es in der Vorrede, *serait qu'on arrivât á s'étonner un jour, comme on s'étonne aujourd'hui pour l'histoire, que l'enseignement littéraire ait pu se passer si longtemps d'un auxiliaire indispensable*".

Das Buch verdankt einer Idee E. Abrys seine Entstehung. Dieser gewann C. Audic für einen Teil des Textes und P. Crouzet für die Beischaffung der Illustrationen als Mitarbeiter und setzte den Plan des Ganzen im Einvernehmen mit ihnen fest. Nach C. Audics Tode besorgte E. Abry unter Beihilfe P. Crouzets die definitive Redaktion des Werkes.

Wien. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Dr. Hans Pistorius, Beiträge zur Geschichte von Lesbos im IV. Jahrhundert v. Chr. (Jenaer Historische Arbeiten, herausgegeben von Alexander Cartellieri und Walter Judeich. Heft 5). Bonn 1913, A. Marcus & E. Weber. 178 SS. 8⁰.

Es ist sehr erfreulich, daß sich die Aufmerksamkeit der jüngeren Gelehrten der Geschichte der einzelnen griechischen Land-

schaften und Städte zuwendet und sie im Zusammenhang mit der allgemeinen griechischen Geschichte zu verfolgen sucht; welcher Nutzen auch der letzteren daraus erwächst, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Zu früheren Arbeiten auf diesem Gebiete, wie derjenigen von V. v. Schoeffer über Delos, A. Pridik über Keos, H. van Gelder über Rhodos sind in jüngster Zeit zwei solcher Darstellungen getreten, von Th. Sauciuc über Andros (Sonderschriften des österreichischen archäologischen Institutes in Wien VIII) und die vorliegende, der Schule W. Judeichs entstammende von Pistorius über Lesbos. Der richtige Standpunkt der Betrachtung, den ich oben andeutete, wird von dem Verf. in der Vorrede betont; er hat sich zunächst auf das IV. Jahrhundert beschränkt, zu wünschen wäre, daß er seine Untersuchungen auf die frühere und auf die hellenistische Zeit ausdehnte und damit eine Betrachtung der Staatseinrichtungen verbinden würde, wie es seine Vorgänger und auch Sauciuc getan haben.

Die geschichtliche Darstellung gründet sich auf eine sorgfältige Zusammenstellung der Tatsachen aus literarischen und monumentalen (epigraphischen und numismatischen) Quellen, wobei besonders die Chronologie berücksichtigt wird, und gliedert sich in folgende Kapitel: Lesbos unter spartanischer Oberhoheit, von der Schlacht bei Knidos bis zum Frieden des Antalkidas, Lesbos im zweiten attischen Seebund, die Tyrannis in Lesbos, Lesbos in der Alexandermonarchie; den Schluß bildet ein Rückblick. Der zweite Teil der Schrift enthält Exkurse über einzelne Punkte (Anhang I) und Anhang II (zur Epigraphik von Lesbos); auf diese Partie werde ich später zu sprechen kommen.

Von einzelnen Punkten in den geschichtlichen Kapiteln möchte ich folgendes hervorheben. Die Ansicht von P. (S. 21 mit Anm. 3), daß Konon bereits zu Anfang 392 gefangen genommen wurde, kann nicht richtig sein; er hat merkwürdigerweise die Nachricht des Philochoros in dem neu entdeckten Didymos-Kommentar 7, 17 ff. bei Seite gelassen, daß die Friedensbedingungen des Perserkönigs von den Athenern im J. 392/1 abgelehnt wurden, vgl. dazu F. Stähelin, Klio V 56 ff.; Foucart, Étude sur Didymos 143 ff.; Florian, Studia Didymea historica ad saeculum quartum pertinentia (Dissert. Lips. 1908) 3 ff.; die Verhandlungen zwischen Antalkidas und Tiribazos fallen also entweder in dieses Jahr oder wahrscheinlicher kurz vor dessen Beginn, in den Sommer 392 (Zunkel, Untersuchungen zur griech. Geschichte der Jahre 395 bis 386 [Dissert. Jena 1911] 36 ff.) und erst nachher erfolgte Konons Festnahme. — Das Ergebnis des Verf., daß, entgegen Diodors Meldung, die lesbischen Städte mit Ausnahme Mytilenes nach der Schlacht bei Knidos von Sparta nicht abfielen (S. 24 ff.), ist probabel und ebenso seine Annahme (S. 29 ff.), daß die Elektronhekten von Mytilene Handelsmünzen waren, welche nur zum Export geschlagen wurden. Fraglich ist mir, ob Timotheos im Frühjahr 373

Pyrrha zum Anschluß brachte (S. 39); die damalige Situation ist ganz anders zu beurteilen, als P. im Anschluß an Diodor und A. Schaefer es tut, vgl. E. v. Stern, Geschichte der spartanischen und thebanischen Hegemonie vom Königsfrieden bis zur Schlacht bei Mantinea 107 ff. Dagegen halte ich seine Erklärung von Syll.[2] 914 (S. 45 ff.) — in Berichtigung Dittenbergers — für gelungen und auch die S. 62 ff. verfochtene Ansicht, daß Mytilene sich dem korinthischen Bunde gleich bei dessen Gründung anschloß, ist durchaus möglich. Für die Behandlung des Rechtsverfahrens gegen die lesbischen Tyrannen (S. 45 ff.) hätte P. nicht ohne Nutzen meine Beiträge zur griech. Rechtsgeschichte 10. 32 ff. 37 berücksichtigen können. Unwahrscheinlich ist, daß die kleinasiatischen Griechenstädte Antipater unterstanden (S. 82 ff.) und unrichtig, was über das Verhalten des Antigonos ihnen gegenüber gesagt wird, vgl. dazu U. Köhler, Sitzungsber. der Berliner Akademie 1898, 838 ff., ebenda 1901, 1063, und meine Griech. Staatsaltertümer 167 ff.

Der Schwerpunkt der Arbeit von P. ruht nach meiner Ansicht in den Anhängen, in welchen einzelne kontroverse Fragen besprochen werden. In Exkurs I (S. 96 ff.) behandelt er die Chronologie der letzten Züge Lysanders, im ganzen gut, doch sind manche Dekarchien gewiß schon früher eingerichtet worden, als er es annimmt (S. 97, 4); was über Lysanders Sturz S. 99 gesagt wird, ist richtig, aber nicht neu. Letzteres gilt auch für seine Annahme über Peisandros' Nauarchie (S. 101 ff.); P. hat dabei übersehen, daß Ed. Meyer im Gegensatz zu früher sich, Theopomps Hellenika 21. 33 richtiger ausgedrückt hat. Ausführlicher behandelt der Verf. das Wirken Konons S. 103 ff., was nicht bloß an sich, sondern auch, wie er selbst hervorhebt (S. 111), für das Urteil über die Leistung Thrasybuls von Wichtigkeit ist. Ich glaube nicht, daß es P. gelungen ist, seine These strikt zu beweisen, bereits Konon, nicht erst Thrasybulos habe den Versuch einer Erneuerung des attischen Reiches gemacht; zugegeben, aber auch kaum von jemandem geleugnet, ist, daß ein Teil der durch Konon und Pharnabazos befreiten Städte und Inseln mit Athen Bündnisse abschloß, aber kaum mehr, vgl. was ganz richtig W. Judeich, Kleinasiatische Studien 92 ff. bemerkt hat. Der Verf. gerät mit sich selbst in Widerspruch, wenn er betont, daß Konon mit Rücksicht auf seine Stellung als persischer Admiral mit seinem Plan, einen neuen attischen Seebund zu schaffen, nicht offen hervortreten konnte (S. 103). Daneben laufen ihm Interpretationsfehler unter: wenn Xenophon Hell. IV 8, 13 von σύμμαχοι spricht, so ist nach dem darauf folgenden Satze klar, daß es sich um Athens Bundesgenossen im boeotisch-korinthischen Kriege handelt und unter demselben Ausdruck sind bei Diod. XIV 94, 2 trotz P. (S. 107, 7) die von Thrasybul gewonnenen Städte zu verstehen. Die numismatischen Tatsachen endlich, die P. heranzieht (S. 108 ff.),

die schon öfter besprochenen Münzen kleinasiatischer Städte mit *ΣΥΝ* weisen, wie es die bisherige Ansicht ist, auf einen Sonderbund hin, der wohl in die Zeit nach der Schlacht bei Knidos gehört. Auch der auf S. 112 ff. versuchte Nachweis, daß die lesbischen Städte nicht in derjenigen Reihenfolge dem Seebund beitraten, wie sie die Stiftungsurkunde IG. II 1, 17 (= IG. II² 43) bietet, sondern wie sie Diodor XV 28 bringt, ist mir zweifelhaft; prinzipiell ist es fast immer bedenklich, einem Schriftsteller mehr zu trauen als einer Urkunde, um so mehr als Diodor, der bei dieser Gelegenheit Theben gar nicht erwähnt, ohnedies zu berichtigen ist; auch beweist der Passus in IG. II 1, 19 (= IG. II² 41) Z. 7 doch nur, daß der Vertrag mit Chios als der älteste das Vorbild für die später abgeschlossenen Bündnisse war. Vgl. übrigens, gegen P., Goligher, English Historical Review XXIX 1914, 127 ff. Unsicher ist, was über IG. II 1, 52 (= IG. II² 107) bemerkt wird (S. 114 ff.), dagegen der Ansatz des Vertrags der Athener mit Orontes IG. II 1, 108 (= IG. II² 207) auf die Zeit zwischen September 351 und Frühjahr 350 und die Datierung von Demosthenes' Rhodierrede sehr ansprechend (S. 116 ff.), was auch in den Ausführungen zur Chronologie der eresischen Tyrannis (S. 120 ff.) dafür gilt, daß Hermon, Heraios und Apollodoros im J. 343 von Philipp II. vertrieben wurden und daß Agonippos und Eurysilaos zweimal regierten. In dem Schlußkapitel ('Alexander und die kleinasiatischen Griechenstädte' S. 123 ff.) bemüht sich der Verf. zunächst, aus Münzen zu erweisen, daß sich zu Alexanders Zeit eine Vereinigung der äolischen Städte bildete, was wohl richtig ist, und dann, daß die damals begründeten Bünde, der ionische, äolische und derjenige der ilischen Städte, eminent politische Bedeutung hatten, wobei er annimmt, daß diese Koina in den korinthischen Bund eintraten. Ich glaube, daß diese Anschauung über das Ziel schießt. Einmal können wir nicht sagen, daß die genannten Bünde wirklich schon unter Alexander — vorausgesetzt, daß sie damals entstanden, was auch ich für wahrscheinlich halte — denjenigen politischen Charakter hatten, wie er uns, übrigens in eingeschränktem Maße, in den späteren Urkunden entgegentritt; und dann sprechen gerade diese Sonderorganisationen gegen die von dem Verf. aufgenommene Ansicht Ed. Meyers und A. Wilhelms, die ich übrigens auch aus anderen Gründen für unwahrscheinlich halte, daß die von Alexander befreiten kleinasiatischen Griechen dem korinthischen Landfriedensbunde beitreten durften. Wenn P. auf Wilhelms Bemerkung hinweist (S. 133), daß schon bestehende Koina auf dem griechischen Festlande in den korinthischen Bund aufgenommen wurden, so ist dies doch etwas ganz anderes; es handelt sich da um seit altersher existierende Stammbünde, zum Teil in Landschaften, in denen es keine nennenswerten Städte gab.

Der umfangreiche Anhang II (S. 135—161) betitelt sich 'Zur Epigraphik von Lesbos'; in ihm versucht es P., ausgehend

von den mit einiger Sicherheit zeitlich zu bestimmenden Inschriften, eine Reihe von anderen Urkunden zu datieren. Er bedient sich dabei folgender Hülfen: zunächst der Buchstabenformen, dann einiger, recht verdienstlicher Betrachtungen über den Gebrauch der Stoichedon-Schreibung und der Silbenbrechung, ferner einer Zusammenstellung über die Schreibung des Iota adscriptum und endlich zieht er auch das Eindringen hellenistischer Formen in den äolischen Dialekt heran. So richtig nun diese methodischen Grundsätze an und für sich sind und so bereitwillig ich die Bemühungen des Verf. anerkenne, so kann ich doch in seinen Ausführungen nur eine Vorarbeit sehen, die nicht mehr als provisorischen Charakter hat; hauptsächlich aus dem Grunde, weil er bei der Betrachtung der Buchstabenformen, die in seiner Beweisführung eine bedeutende Rolle spielen, nicht von den Originalen, Abklatschen oder Photographien ausging, sondern sich auf die Typendrucke der 'Inscriptiones graecae' stützte. Nach alledem, was von anderen über die Unzulässigkeit eines solchen Vorgehens in methodischer Beziehung gesagt wurde — ich erinnere nur an die lebhaft geführten Diskussionen über die zweckmäßigste Art der Reproduktion der Inschriften in den großen, im Gange befindlichen Corpora —, braucht nicht betont zu werden, daß eine solche Basis durchaus schwankender Natur ist. — Es sei gestattet, hier noch auf eine Einzelheit hinzuweisen: die 'Dogmatographen' in IG. XII 2, 67 sind natürlich keine 'Steinschreiber' (so S. 139, 2. 155, 2), sondern Urkundzeugen, vgl. meine Volksbeschlüsse 214.

Eine Zeittafel (S. 162—165) und ein reichhaltiges Register (S. 166—178) beschließen das nützliche Buch, auf dessen Verdienst ich gerade deswegen, weil ich einige Ausstellungen machen mußte, gerne nochmals hinweise.

Prag. H. Swoboda.

F. W. Robinson, Marius, Saturninus und Glaucia. Beiträge zur Geschichte der Jahre 106—100 v. Chr. Jenaer historische Arbeiten, herausgegeben von A. Cartellieri und W. Judeich. Heft 3. Bonn, Marcus & Weber 1912. 134 SS 8°.

Die Zeit der schweren inneren Wirren, die Rom während und nach dem zimbrischen Schrecken zerrütteten, ist nicht nur in den Einzelheiten und namentlich in der chronologischen Abfolge wenig geklärt, sondern auch über die treibenden Kräfte und über die Motive und Absichten der leitenden Persönlichkeiten können wir uns noch immer kein völlig zuverlässiges Bild machen, da wir über zeitgenössische Berichte nicht verfügen und die spärlichen Quellen zum größten Teil stark abgeleitet und tendenziös gefärbt sind, außerdem bei ihrem fragmentarischen Charakter wenig zur Aufhellung der Ereignisse beitragen. Es ist daher gewiß dankens-

wert, daß sich die hier zu besprechende Arbeit die Aufgabe stellt, diese Geschichtsperiode zur Darstellung zu bringen, in der die Hauptgestalten mehr als sonst von der Parteien Haß und Gunst verdunkelt erscheinen.

Doch muß gleich vorweg gesagt werden, daß wir auch durch diese neuen Untersuchungen nicht viel mehr Klarheit und Sicherheit in dem Urteil über jene Zeit gewinnen. Denn schon die Methode, die der Verf. anwenden zu wollen erklärt (S. 23), um den richtigen Sachverhalt zu finden, ist nicht sehr vertrauenerweckend. Die Quellen sind mangelhaft, entstellt oder nach einer bestimmten Richtung stilisiert. Um nun „zu einer einheitlichen Auffassung der ganzen Geschichte zu kommen“, will sich der Verf. bemühen, die Charaktere der handelnden Personen verstehen zu lernen, also, wie man sieht, ein höchst bedenklicher circulus vitiosus, da für die Beurteilung der Charaktere doch erst die überlieferten oder sichergestellten Tatsachen die Unterlage bilden. Das Mißtrauen gegen diese Methode wächst aber noch, wenn man die an der Oberfläche haftende Art der Charakterisierung z. B. des Marius liest (S. 49—61), die wenig über das Erzählen anekdotenhafter Züge hinauskommt.

Ähnliche Bedenken gelten gegenüber der zeitlichen Festsetzung der Ereignisse. Der Verf. stellt (S. 23—33) die politischen Prozesse der Zeit von 114—101 zusammen, um ein festes chronologisches Gerippe für die einzelnen Geschehnisse zu erhalten.

Doch ist die Begründung der verschiedenen Zeitansätze fast nirgends überzeugend. So kommt denn auch der Versuch, die Gesetzanträge des Saturninus 103 anstatt wie bisher 100 anzusetzen (S. 62—75), über bloße Vermutungen nicht hinaus.

Immerhin gelingt es dem Verf., einige Tatsachen, die bei den Autoren widersprechend oder unklar überliefert sind, ins richtige Licht zu setzen. Die Beweisführung dafür, daß das Koërzitionsverfahren des Marius gegen L. Equitius ins Jahr 100 (nicht 101) fällt, scheint mir am ehesten gelungen. Aber über manche Schwierigkeiten geht der Verf. zu leicht hinweg, z. B. über die Bedenken, die sich der Annahme des 10. Dezember 100 als des Tages der Katastrophe entgegenstellen.

Um schließlich aus den dürftigen Einzelnachrichten ein zusammenhängendes Bild der Ereignisse zu gewinnen, behandelt er auch die Entwicklung derjenigen Streit- und Parteifragen, die damals das politische Leben in Rom beherrschten, wie die Versorgung der Veteranen, das Verhältnis der Bundesgenossen, den Anteil der Ritter an den Geschwornengerichten. Im allgemeinen ist aber auch eine unübersichtliche Gliederung (namentlich im 2. Kapitel) daran schuld, daß die Arbeit keinen günstigen Eindruck zurückläßt, wozu auch der recht holperige Stil, ja eine zum Teil sogar fehlerhafte Ausdrucksweise beiträgt, die den Ausländer verrät.

Prag. Dr. A. Stein.

Dr. Albert Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. 2. Auflage. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig, Berlin 1913. 238 SS. 8⁰. Preis 5 Mk. (Auch unter dem Titel: Grundriß der Geschichtswissenschaft herausgegeben von Aloys Meister. II. Reihe. Abteilung 6.)

Die vorliegende zweite Auflage der „Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter" kann füglich als ein ganz neues Werk bezeichnet werden, da die Unterschiede zwischen der vorliegenden und der ersten Auflage, sowohl was den Inhalt als was die Anlage des Buches betrifft, sehr erhebliche sind. Der Verf. hat das in einer Vorbemerkung damit begründet, „daß der Plan die 'Geschichte der Kirchenverfassung Deutschlands im Mittelalter' über den ersten im Jahre 1905 erschienenen Band hinaus fortzusetzen, aufgegeben wurde". „Damit konnte alle Kraft auf den Beitrag zum Grundriß der Geschichtswissenschaft verwendet und ihm selbst eine Gestalt verliehen werden, die ihn fürs erste befähigt, an die Stelle das einst beabsichtigten größeren Werkes zu treten, die sodann in weiterem Ausmaß als früher die Quellen der Darlegungen zu erkennen gestattet und nicht zuletzt den regen Eifer der letzten Jahre widerspiegelt, der die kirchliche Verfassungsgeschichte des deutschen Mittelalters in seine sorgsame Pflege genommen hat". In der Tat hat der Verf. die durch die Änderung beabsichtigten Ziele vollständig erreicht und man kann den vorliegenden Beitrag zum Grundriß mit zu den besten des ganzen großen Werkes zählen. In drei Abteilungen gibt das Buch „Die Grundlagen der Kirchenverfassung" (die Kirche als Rechtsstaat und die Verfassung der Kirche im römischen Reiche), dann „Die Kirche vom 5. bis 9. und vom 10. bis 15. Jahrhundert. Jeder der drei Abschnitte ist sachgemäß gegliedert. Im zweiten Abschnitt (die Unterabteilungen des ersten sind schon oben verzeichnet) behandelt der Verf. 1. die arianischen Sonderkirchen, 2. die Organisation der Kirche in Gallien, im tolosanischen Reiche der Westgoten und bei den Burgundern, und 3. im Reich der Merowinger und Karolinger, wobei in weiterer Gliederung „Staat und Kirche", die Kirche und das Papsttum in ihrer Entwicklung dargestellt werden. Der dritte Abschnitt behandelt endlich: 1. Staat und Kirche in Deutschland, 2. die Kirche in Deutschland, 3. das Papsttum und die Konzilien des Mittelalters. Entsprechend der wachsenden Bedeutung und der Fülle des Stoffes sind dem ersten Abschnitt von den 53 Paragraphen des ganzen Werkes 2, dem zweiten 17 und dem dritten 34 zugewiesen. Jedem Paragraphen ist die entsprechende Literatur in möglichster Vollständigkeit vorangestellt; dann gibt ein jeder die Darstellung des Gegenstandes auf Grund gesicherter Forschungsergebnisse, wobei jedoch auf Kontroversen hingewiesen und diese selbst sachlich behandelt werden, wie z. B. gleich in dem Paragraphen über die Verfassung der Kirche im römischen Reiche die verschiedenen, einander wider-

sprechenden Vermutungen über das älteste Priestertum nach dem Tode des Heilands angedeutet und die ältesten Verfassungszustände genau angegeben sind. Dabei wird allerdings manches in Schwebe gelassen, wie es dem Standpunkt der Katholiken einer-, dann der Protestanten andrerseits entspricht. Die Entwicklung des Papsttums (auf die Geschichte der Kirchenverfassung im oströmischen Reiche wird nicht eingegangen) wird in ihren wichtigeren Phasen geschildert. Ebenso sorgsam ist die Darstellung der folgenden Partien. So wird beispielshalber in der Unterabteilung „Kirche“ erstens deren Gliederung, dann die Besetzung der Bischofsstühle, die Stellung der Metropoliten und Bischöfe, der Gehilfen und Stellvertreter des Bischofs, das Pfarramt, das Eigenkirchenwesen und das Klosterwesen, in der Unterabteilung „Papsttum“ das Verhältnis des Papsttums zur fränkischen Kirche, der Kirchenstaat (Entstehung und Ausbildung), die Papstwahl und das Kardinalat in seinen Anfängen behandelt, hier und in allen früheren und späteren Kapiteln mit sorgsamster Beistellung der einschlägigen Literatur. Als besonders gelungen dürfen in dem Kapitel „Staat und Kirche in Deutschland“ die Paragraphe 20 (Allgemeine Charakteristik), 21 (die mittelalterlichen Theorien über das Verhältnis von Staat und Kirche) und 22 (Kaisertum und Papsttum) gelten. Aber auch die Partien des späteren Mittelalters haben eine gleich sorgsame Behandlung gefunden; so das Kapitel über die Landesherrschaft des geistlichen Reichsfürsten und die landeskirchlichen Bestrebungen der weltlichen Reichsfürsten oder über die Domkapitel u. a. in welchen mit bienenartigem Fleiß die Ergebnisse aus den zahllosen, in Provinzialzeitschriften zerstreuten Monographien vorliegen. Alles in allem haben wir es hier mit einem trefflichen Buch zu tun, das die Erwartung seines Verfassers, „es werde keine Einbuße an freundlicher Aufnahme unter Historikern, Juristen und Theologen erleiden“, nach jeder Seite hin rechtfertigt.

Graz. J. Loserth.

Rothaug-Thoms, Wirtschaftskarte der österreichischen Sudetenländer. Maßstab 1:300.000. Verlag G. Freytag & Berndt, Wien. Preis auf Leinwand gespannt, mit Stäben, Kartenschutz und Riemen K 25·—.

Der Versuch, durch Einsetzung bestimmter Zeichen eine eingehende und genauere Übersicht der Verteilung, der einzelnen Produktionszweige in einem größeren Gebiete zu geben, ist m. E. hier nicht ohne Glück gemacht. Ich habe, um mich von der Brauchbarkeit dieser Karte, die meines Wissens noch nirgends im Schulgebrauche steht, zu überzeugen, die verschiedenen wirtschaftsgeographischen Angaben der Karte mit denen verschiedener Bücher

usw. verglichen und gefunden, daß sich im ganzen ein richtiges Bild ergibt. Der Einwand, daß die Karte zu wenig übersichtlich sei und dem Schüler nicht gestatte, die Verteilung z. B. eines bestimmten Industriezweiges im ganzen Landes rasch zu erfassen, ist freilich nicht unberechtigt, aber es frägt sich, ob eine Karte dazu überhaupt imstande ist, wenn sie sich nicht etwa auf einen einzigen Industriezweig — um bei dem angenommenen Beispiele zu bleiben — beschränkt. Dem stehen aber große praktische Hindernisse entgegen, denn man brauchte dann wohl zwei Dutzend verschiedener wirtschaftlicher Wandkarten. Ich denke mir daher die Verwendung dieser und ähnlicher Karten — natürlich nur in den obersten Klassen — folgendermaßen: man läßt die Karte, was in Oberklassen meist gewagt werden kann, dauernd in der Klasse hängen, so daß die Schüler sie oft und längere Zeit eingehend betrachten können. Dann wird sich allmählich ein recht gutes Bild der topographischen Verteilung bestimmter Wirtschaftszweige ergeben, namentlich, wenn die Betrachtung mit dem Buche in der Hand vorgenommen wird. Ja, ich glaube, daß eine derartige Verwertung der Karte wesentlich dazu beitragen wird, das Gelernte zum dauernden Besitze zu gestalten. Darum begrüße ich das vorliegende Kartenwerk als einen Fortschritt.

Wien. B. Imendörffer.

Astronomische Erdkunde. Ein Lehrbuch angewandter Mathematik von Professor H. C. E. Martus, Geheimer Regierungsrat, weiland Direktor des Sophien-Realgymnasiums in Berlin. Große Ausgabe mit 100 Figuren im Texte und 2 Tafeln. Vierte Auflage mit vielen Zusätzen, bearbeitet nach dem Stande der Wissenschaft im Jahre 1911. Dresden und Leipzig 1912. C. A. Koch, Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). Preis Mk. 12·50.

Der bekannte Verfasser, der im September 1912 der Schule durch den Tod entrissen wurde, hat in dem vorliegenden Buche, dessen erste Auflage im Jahre 1870 erschien, ein Mittel geschaffen, die Mathematik in ausgedehnter Weise auf dem Gebiete der astronomischen Erdkunde zu verwerten, und so einen vorzüglichen Bildungsstoff der Schule gegeben. Ganz zutreffend bemerkt der Verf., daß das bloße Mitteilen in der mathematischen Geographie wenig instruktiv ist, daß vielmehr dem Schüler die Einsicht eröffnet werden muß, wie die Beobachtungen angestellt sind, wie die Frage mathematisch aufzugreifen und durchzuführen ist. Der Schüler muß angeleitet werden, das Gesuchte selbst auszurechnen. Die vom Verf. vom Schüler vorausgesetzten mathematischen Kenntnisse sind relativ bescheidene; derselbe muß mit der ebenen und den Grundlehren der sphärischen Geometrie vertraut sein. Viele sehr lehrreiche Beispiele sind dem Buche beigegeben worden; diese werden

der Selbsttätigkeit des Schülers ein weites Feld eröffnen. Auch an geschichtlichen Anmerkungen ist in dem vorliegenden Buche kein Mangel. Im Laufe der Jahre hat das Buch eine ganz bedeutende Erweiterung erfahren. Namentlich wurden auch die neuen Forschungen auf dem Gebiete der Geodäsie und der Astronomie berücksichtigt; man hat mit den neuen Riesenfernrohren Nordamerikas und den verfeinerten Meßinstrumenten jüngerer Sternwarten die Ergebnisse früherer Forschungen nachgeprüft und verbesserte Werte gefunden, die in der neuesten Auflage des vorliegenden Buches berücksichtigt wurden.

Auf die mannigfachen kleineren und größeren Zusätze, welche das Buch seit seinem ersten Erscheinen erfahren hat, kann hier nicht eingegangen werden.

Zunächst werden die Hauptsätze der Kugeldreiecksrechnung entwickelt, und zwar in der einfachsten Weise aus der dreiseitigen Ecke.

Im ersten Abschnitte werden die Erscheinungen des Sternenhimmels betrachtet. Der zweite Abschnitt umfaßt die Erörterungen über die Kugelgestalt und Größe der Erde, ferner jene über die Umdrehung und den Umlauf der Erde, endlich die wichtigen Forschungen über das Erdellipsoid. Hier wird eine allgemeine Entwicklung für die Länge der Halbachsen aus Breitengradmessungen gegeben, dann wird gezeigt, wie die Halbachsen des Erdellipsoides aus der russischen Breitengradmessung, weiters aus Längegradmessungen bestimmt wurden. Es wird die Stärke der Abweichung der Erde von der Kugelgestalt besprochen und eingehend der Verhältnisse der Schwerkraft der Erde, dann der Lotabweichung gedacht. Der Verf. hat auch jene Instrumente, welche der Beachtung dienen, in den Kreis seiner Betrachtungen einbezogen und auch auf den Gebrauch derselben insoweit aufmerksam gemacht, als es die dem Buche gestreckten Grenzen erlauben. In allen Teilen des Buches findet man die reiche pädagogische, didaktische Erfahrung, welche Direktor Martus in so hohem Grade besaß, mit strenger Wissenschaftlichkeit gepaart. Die Darlegung des reichen Lehrstoffes ist eine durchwegs präzise und verständliche, so daß auch schwierigere Partien von dem einigermaßen mathematisch vorbereiteten Schüler mit Erfolg gelesen werden können. Ganz besonders möchte Referent auch hervorheben, daß die zahlreichen Figuren mit staunenswerter Sorgfalt und Genauigkeit entworfen sind; sie sind nach den vom Verf. entworfenen Zeichnungen durch Photographie auf die Holzstöcke übertragen.

Anerkennenswert ist auch der Umstand, daß der Verf. auf die Literatur der betreffenden Gegenstände vielfach eingegangen ist und auf diese Weise zur Orientierung beigetragen hat.

Die neue Auflage des Lehrbuches der astronomischen Erdkunde von Direktor Martus ist jedenfalls als eine sehr beachtenswerte literarische Erscheinung zu bezeichnen; es ist in hohem

Grade geeignet, den Unterricht in diesem Gegenstande zu fördern und denselben mit der Mathematik in engen Zusammenhang zu bringen. Das Buch wird nicht nur Lehrern und Schülern ein willkommener Ratgeber sein, sondern auch Fachmännern manches Wertvolle bieten.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Karl Scheid, Methodik des chemischen Unterrichts. IV. Band des vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. J. Norrenberg herausgegebenen Handbuches des naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterrichts. Quelle und Meyer in Leipzig 1913. 448 SS. Gr. 8⁰. Preis geb. Mk. 12·—.

Alles, was Ref. vom Verf. bisher in der Hand gehabt hat, war gut. Er ist daher mit Freude an die Lesung des vorliegenden stattlichen Bandes gegangen, der dazu beitragen soll, „die Aneignung naturwissenschaftlichen Stoffes zu einem naturwissenschaftlichen Erkennen zu machen, aus dem äußerlichen Einprägen von bloßem Buchwissen einmal mit ernstem Willen herauszukommen, auf die Förderung der Beobachtungs- und Denkfähigkeit mit allem Nachdruck hinzuarbeiten und damit die Naturwissenschaften durch Berücksichtigung ihrer Eigenart aus der mannigfaltigen Fülle des Schulwissens herauszuheben“ (S. V. A. 1).

Der Verf. sagt vom „Handbuch“: ... „es will den Lehrer bei seiner Berufstätigkeit begleiten und ihm ein zuverlässiger Helfer und Berater sein. Knapp und einfach in der Form, besonders in der Behandlung der allgemein methodischen Fragen, will es durch eine ausführliche Besprechung der Didaktik und Technik der einzelnen Lehrfächer unmittelbar den Unterricht beeinflussen und ihn wertvoller zu gestalten suchen“ (VII 2).

„Dem Verf. des vorliegenden Bandes .... kam es vor allem darauf an, von den Ergebnissen seiner Lebensarbeit ein Bild zu geben, in die Kette des so entstehenden Bildes aber alles einzuflechten, was die chemische Literatur Bemerkenswertes zu verzeichnen hat“ (VII, 3).

Nun eine kurze Inhaltsangabe: In einer ganz knapp gehaltenen Einleitung werden Wesen und Arbeitsgebiet der Chemie gekennzeichnet. Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei fast gleiche Teile, in einen allgemeinen und in einen besonderen. Im ersten, dem allgemeinen Teile, wird die Chemie als ein Lehrgegenstand der Schulen besprochen (S. 4—8), werden Umfang und Verteilung des Lehrstoffes angegeben (9—64) und die Beziehungen des chemischen Unterrichts zu den übrigen Naturwissenschaften erörtert (65—76).

Die äußere Form des Unterrichts (77—120), die methodische Anordnung des Lehrstoffes (121—134) und die methodischen

Hilfsmittel des Unterrichts (134—152) sind die Gegenstände, die in den folgenden Abschnitten behandelt werden. Die äußeren Hilfsmittel des Unterrichts nehmen einen beträchtlichen Raum in diesem allgemeinen Teile in Anspruch (153—215). — Im „besonderen Teile“ werden Vorschläge gemacht zur Behandlung der Unterstufe (216—297), zur Behandlung der Oberstufe (297—407) und endlich zur Behandlung der organischen Chemie (407—435). Ungefähr 6 Seiten sind mit „Anmerkungen“ vollgefüllt. Zum Schluß wird ein alphabetisches Register „zum besonderen Teile“ gegeben. Jedes Kapitel des Bandes bietet so viel des Interessanten und so viel des Schönen und des interessant und schön Gesagten, daß man, wo immer man aufschlagen mag, belehrt, erfreut und ergötzt wird.

Ref. kommt nach Durcharbeitung des Buches zu dem Schlusse: Kein Lehrer der Chemie wird es ohne Befriedigung durchsehen; aber keiner, der es wirklich durchgearbeitet, wird es weglegen ohne positiven Nutzen und ohne Anregung empfangen zu haben, auf dem gezeigten Wege weiterzuschreiten, und ohne daraus Kraft und Stärke geschöpft zu haben, an die mitunter sehr anstrengende Berufstätigkeit mit Freude herantreten zu können!

Es braucht nach alledem wohl nicht gesagt zu werden, daß das Buch auch in sprachlicher Richtung ausgezeichnet beschaffen ist. Daß ab und zu kleine Entgleisungen vorkommen — so z. B. S. 257, A. 4: „Nun wird echtes Blattgold in die Flüssigkeit eingetragen, welches sich löst“ — fällt ja nicht ins Gewicht.

Wien. Joh. A. Kail.

Pflanzen der Heimat. Eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Bild und Wort, bearbeitet von O. Schmeil und J. Fitschen. Zweite Auflage des gleichnamigen Werkes von O. Schmeil. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig 1913. 83 SS. Text und 80 kol. Tafeln. In Originalleinenband oder Mappe Mk. 5·40.

Die erste Auflage dieses Schmeilschen Buches erschien 1896; sie war nach wenigen Monaten vergriffen. Die Herausgabe einer Neuauflage mußte verschiedener Hindernisse wegen immer wieder zurückgestellt werden; schließlich wurde das Werk, nachdem Schmeil inzwischen in J. Fitschen einen tatkräftigen Mitarbeiter gefunden hatte, glücklich vollendet. Das Buch soll Pflanzenfreunden das Mittel bieten, auf Spaziergängen die gewöhnlichsten wildwachsenden Pflanzen leicht und sicher kennen zu lernen, welchen Zweck es gewiß erfüllen wird. Aus der großen Zahl der verbreitetsten Gewächse sind etwa 90 ausgewählt und auf 80 Farbentafeln abgebildet. Kleinere Pflanzen sind in toto, größere (insbesondere Holzpflanzen) in charakteristischen Abschnitten gegeben. In vielen Fällen sind den Habitusbildern Nebenfiguren (zumeist

Darstellungen der Früchte) beigegeben. Alle Bilder sind vorzüglich in Zeichnung und Farbe, und volles Lob gebührt den Pflanzenmalern H. Hajek und C. Nauhaus. Der begleitende Text nimmt stets nur eine Seite ein, was deshalb sehr zweckmäßig ist, weil man immer rechts die Tafel und links die zugehörige Legende hat. Diese ist nicht in der herkömmlichen Art der Lehrbücher für die unteren Klassen der mittleren Schulen geschrieben; es wird vielmehr auf biologische Einrichtungen, ökologische Beziehungen, Anpassungserscheinungen das Hauptgewicht gelegt, die Pflanze wird als ein lebendes Wesen geschildert. Das vorliegende Werk ist eines der besten Bücher der volkstümlichen botanischen Literatur und wird allen Pflanzenfreunden willkommen sein. Bei dem billigen Preis werden die Verleger nur bei großem Absatz auf ihre Kosten kommen; daß aber dieser Pflanzenatlas auch rasch eine große Zahl von Interessenten finden wird, daran ist nicht zu zweifeln.

Wien. A. Burgerstein.

Dualist oder Monist? Mit oder ohne Gott? Von Dr. Josef Perkmann, Professor in Wien. Wien und Leipzig, Alfred Hölder 1913. 68 SS.

Die kleine Schrift, deren Titel wie ein Trompetenstoß wirkt, und die doch sowohl ihrem Umfange als ihrem ganzen Tone nach mit wohltuender Bescheidenheit auftritt, ist Rudolf Eucken und Wilhelm Windelband gewidmet. Das große Ringen der Weltanschauungen, der gewaltige, vieles zermalmende Kampf der Geister um das, was so vielen das überragend Höchste ist, der schon so mächtige Leidenschaften entfesselt hat und gerade in unserer Zeit durchaus nicht friedlichere Bahnen einschlagen zu wollen scheint, wird uns hier in drei Gesprächen vorgeführt, die in gedämpfter, abgeklärter Kühle an uns vorüberziehen. Man merkt an der Technik den geschulten Platokenner; Ort und Personen sind ganz glücklich gewählt; die Gegensätze allerdings sind wenig scharf. Aber gerade die leidenschaftslose Ruhe der Erörterung hat am ehesten Aussicht, ruhig überdacht und überprüft zu werden. — Nach den drei Gesprächen faßt einer der Mitunterredner in einem Briefe die Ergebnisse ihrer Unterredungen geschickt zusammen (S. 44—53), S. 54 ff. gibt der Verf. noch einige „kritische Randbemerkungen" zu Johann Unolds „Der Monismus und seine Ideale" (Leipzig 1908), und S. 64 ff. einige gegen Wilhelm Ostwalds „Monistische Sonntagspredigten" (1. Reihe, Leipzig 1912).

Der Verf. ist überzeugter Gegner des Monismus und man kann ihm in seiner meist sehr geschickten und klugen Argumentation fast immer recht geben. Natürlich konnte er nicht den ganzen Komplex von Fragen, die unter dem Schlagworte Monismus

zusammengefaßt werden, behandeln. Speziell die Frage vom intellektuellen, richtiger erkenntnistheoretischen Monismus ist etwas allzuleicht abgetan. Hier hätte wohl tiefer gebohrt werden müssen.

Es zeigt sich übrigens auch in dieser Schrift wieder, ein wie vieldeutiges und eigentlich wenig sagendes Wort hier zum Stichwort einer ganzen großen Bewegung gewählt worden ist. Was alles kann man Monismus, was Dualismus nennen! Und gerade bei der proteusartigen Natur dieses Wort- und Begriffspaares ist scharfe, klare, logisch sichere Beweisführung so schwierig.

Immerhin kann man dem Verf. nur danken, daß er sich durch sein Schriftchen mitten in einen großen Kampf gestellt hat und daß er mit feiner, wohlüberlegter Ruhe besonnen und doch deutlich Stellung nimmt. Das Büchlein wird gewiß vielen eine gute Anregung zu weiterem Denken geben.

Graz. Ed. Martinak.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Klassische Philologie und Förderung der Redegewandtheit im Mittelschulunterricht.

II.

Was die Kasuslehre angeht, so ist der Hinweis für die Schüler lehrreich, daß unser Deutsch nur höchst selten ohne Präposition durch den bloßen Kasus eine Beziehung eines Wortes zu anderen ausdrücken kann. Nur in formelhaften oder dichterischen (gelegentlich archaischen) Wendungen wie: heimgehen, du bist des Todes, mein Vater seligen Andenkens, er geht seines Weges, Hungers sterben, nachts, des Tages, Sonntags, er ist mir treu verbunden, „es schenkte der Böhme des perlenden Weins" findet sich auch der bloße Kasus. Viel unabhängiger von den Präpositionen ist dagegen das Latein, das freilich auch mehr Kasus, also mehr Möglichkeiten des Ausdruckes der gegenseitigen Beziehungen zweier Worte hat. Auch das Griechische, besonders des Epos, zeigt die gleiche Erscheinung, daß das Primäre die bloßen Kasus waren, bis sich allmählich verschiedene, meist Lokaladverbien teils mit Verben, teils mit Nomina verbanden, und zwar oft ein Adverb mit mehreren verschiedenen Kasus, so *in urbe: in urbem; μετά σου, μετά σοι, μετά σε; ἐν τῇ πόλει:* (*ἐνς) *εἰς τὴν πόλιν*[1]), sodaß man sieht, wie das Wesentliche des Kasus eben nicht die Präposition ist, „bei der" er steht. Also nicht die Präposition „regiert" den Kasus, sondern die Präposition steht bei dem oder dem Kasus; wie zwar *ad urbem* heißen kann: „bei der Stadt", *ad te* aber nur „zu dir", so bedeutet in „zu Boden" „zu" die Richtung, wohin, aber „zu Hause" heißt nur soviel als „im Hause", nicht „nach Hause". Also hat die Präposition keinen festen Halt, sie schwankt bald hierhin, bald dorthin. Doch je mehr sich die Sprache von ihrem

---

[1]) Die (sowohl die Ruhe wie die Bewegung andeutende) Doppelnatur von *ἐν* zeigt sich noch in zahlreichen Kompositis: *ἐμβάλλειν, ἐντρίβειν, ἐγκαλύπτειν* usw.; neben ihnen jüngere Komposita mit *εἰς*.

Ursprung entfernt, desto mehr beschränkt sie die Zahl bestimmt charakterisierter Kasus und entwickelt ein ganzes System von Präpositionen. Das zeigt sich schon im Latein z. B. beim *ablativus separativus*, der in manchen Fällen eine Präposition zu sich nimmt, manchmal keine annimmt[1]); das Italienische kennt statt des lat. *quam* bei Komparativen oder des *abl. comp.* nur mehr *di*: *maggiore di me* „größer als ich". Gewisse Kasustypen, wie der Genetiv der Eigenschaft, sind im Deutschen wie im Lateinischen fast ganz geschwunden. Zu unserem „bei Müllers" oder „Müllers kommen" läßt sich *εἰς Ἅιδου, εἰς διδασκάλου, ad Vestae* vergleichen[2]).

Die Verschiedenheit dagegen der dem deutschen und dem lateinischen Ausdrucke zugrundeliegenden Vorstellungen läßt sich schön darstellen an den Zeitwörtern, die im Deutschen auf die Frage „wo? (wohin?)", im lateinischen auf die Frage „wohin? (wo?)" stehen. Über die drei bei den Verben des Affektes in allen drei Sprachen möglichen Konstruktionen s. Thimme, § 23 Bemerkung.

Stilistische Eigenheiten des Latein sind dann die im Vergleich mit dem deutschen Adjektiv unselbständige Stellung der Adjektiva, die sich in ihrem viel selteneren substantivischen Gebrauch äußert sowie darin, daß lobende oder tadelnde Attribute nur im Superlativ oder mit Zusatz von *ille* verwendet werden; dies letztere weist schon auf die wichtige Rolle der Pronomina (besonders der hinweisenden infolge des Mangels eines eigenen Artikels) hin. Zu wirklichen Substantiven dagegen sind nur wenige lateinische Adjektiva vorgerückt, ganz anders als im Deutschen, dem hier das Griechische dank seines substantivierende Kraft besitzenden Artikels weit näher steht; die spätere Sprache, so eines Plutarch, wie schon die Philosophensprache seit jeher, arbeitet besonders gern mit substantivierten Infinitiven, Partizipien und Adjektiven aller Grade.

Der Lateiner ersetzt den mangelnden Artikel oft durch Pronomina: *ille Socrates, illud Platonis* = *τὸ τοῦ Πλάτωνος* oder auch durch Zwischenstellung eines Präpositionalausdruckes zwischen Attribut und Substantiv: *Platonis de re publica libri decem*; dagegen liebt der Römer nicht die unserer Redeweise entsprechende Anordnung *Platonis libri X de re publica*. Genau so vermeidet er es, einen Abl. abs. zu setzen, wenn dieser bloß ein einzelnes Nomen, nicht den ganzen Satz bestimmt, also nicht: *Poeni Romanos vicerunt duce Flaminio*, wohl aber deutsch: „Die Punier schlugen die Römer unter ihrem Feldherrn Flaminius".

Ähnlich zeigt sich die scharfe Logik der lateinischen Sprache gegenüber der größeren Freiheit der deutschen darin, daß der Römer sagt: *hostes terga verterunt*, wir: „sie wandten den Rücken"; *pedibus ingredi*: „zu Fuß"; ferner daß er, wo wir einfach das Reflexiv setzen,

---

[1]) Vgl. auch Thimme, Parallelsyntax § 21, Bemerkung 3.

[2]) Thimme, Parallelsyntax § 17 d. In Schmidts Grammatik bemängle ich, daß in der zweiten Gruppe „Genetiv beim Adjektiv" plötzlich das bei der ersten Gruppe befolgte Einteilungsprinzip nach den im Gen. ausgedrückten Satzteilen aufgegeben ist. Vortrefflich dagegen ist die Abfolge bei Thimme.

genau angibt, ob Leib oder Seele das betroffene Objekt sei. Ein wichtiger Unterschied, den das Lateinische gegenüber unserer Muttersprache aufweist, besteht darin, daß sein Relativsatz noch viel mehr als der deutsche von der Natur des Hauptsatzes an sich hat; diese größere Selbständigkeit zeigt sich in der Häufigkeit relativer Zwischensätze, die ganz wie deutsche in Parenthese oder zwischen Gedankenstrichen nebenbei gegebene Erläuterungen aussehen, dann in der Häufigkeit des relativen Anschlusses und besonders der vielen Arten relativer Verschränkung[1]); dagegen der determinative, also der subordinierte Typus des Relativsatzes ist im Lateinischen lange nicht so häufig als im Deutschen; daher vermeidet es auch der Römer, einen Relativsatz unmittelbar auf einen Superlativ folgen zu lassen, was aber nur ein Spezialfall der allgemeinen Regel ist, daß der Römer einen Relativsatz überhaupt nicht auf eine Apposition folgen läßt. In Fällen wie *Cato qui vir* das Latein nachzuahmen (wie es, allerdings kaum unter dem Einfluß des Latein, viele Zeitungsschreiber tun), wäre eine Sünde gegen unser Deutsch. Da kann der Lateinlehrer nicht scharf genug den Unterschied beider Sprachen betonen. Der Lateinunterricht und das deutsche Sprachbewußtsein der Schüler werden dabei in gleicher Weise gewinnen.

Mit pedantisch genauer Logik verbindet der Römer auch große Wortkargheit, knapp wie militärische Kommandorufe ist seine Redeweise. Beispiele: Das häufige Auslassen der Kopula (besonders in Formeln und Sentenzen), das Weglassen des *quam* nach den im täglichen Geschäftsverkehr alle Augenblicke wiederkehrenden Komparativen *plus, minus, amplius* und *longius*, das knappe *quam pro* mit irgend einem Ablativ nach einem Komparativ: *Proelium atrocius quam pro numero pugnantium editur.*

Seine Genauigkeit wieder beweist er, wenn er bei Vergleichung bloß zweier Dinge nur den Komparativ setzen mag gegenüber deutschem Superlativ „Wer ist der größte, Goethe oder Schiller?" oder wenn er das gemeinsame Beziehungswort zweier attributiver Genetive beim zweiten Genetiv entweder wiederholt oder in Form eines Adjektives beisetzt. Da er keinen Artikel hat, müßte er es sonst ganz weglassen, was auch hie und da geschieht. Da im Lateinischen z. B. *domus* ebensogut „Haus" wie das bestimmte Haus oder auch ein beliebiges Haus bedeuten kann, ist *unus* auf den Gebrauch in dem Sinne beschränkt, den wir wegen der Abgebrauchtheit von „ein, eine, ein" durch das stärkere ein „einziger" wiederzugeben gezwungen sind oder höchstens noch durch hervorhebende Betonung andeuten können. Also wieder ein wichtiger Unterschied zwischen Deutsch und Latein!

Was unser „derselbe" heißt, ein Pronomen, das man oft statt des kurzen „er" verwendet — wie ja die Volkssprache kurzen Worten lange,

---

[1]) Dr. Karl Kunst, „Die sogenannte relative Verschränkung und verwandte Satzfügungen in ihrem Verhältnis zum deutschen Satzbau". Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im XIX. Bezirke von Wien 1908 und Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1908, S. 397—413.

volltönende vorzieht —, so daß die lateinische Grammatik das *idem* durch „ebendasselbe" wiederzugeben bemüßigt ist, lernt der Schüler gerade am Latein und noch mehr am Griechisch, wo dem *ὁ* „der" und dem *αὐτός* „selber" entspricht, ebenso wie *ὁ βασιλεύς αὐτός* und „der König selbst" einander entsprechen. Muß der Schüler anderseits „selbst der König" durch das steigernde *etiam rex* geben, so ersieht er da wieder die Wichtigkeit der Wortstellung. Dasselbe gilt für „ich selbst tröste mich", das nur *ipse me consolor* heißt, und für „ich tröste mich selbst", das auch *me ipsum consolor* bedeuten kann. Am zweiten Satze ist also wieder die Erkenntnis zu gewinnen, wie vieldeutig oft unser deutscher Ausdruck ist. Auch die strengen Regeln des Latein über die Reflexiva zwingen zu einer verstandesmäßigen Prüfung der Bedeutung unserer Personalpronomina. Wie genau der Lateiner die Beziehung der (Reflexiv-) Pronomina bezeichnet, beweist die Zuhilfenahme von *ipse*, wo die Formen des Reflexionspronomens nicht ausreichen: *Caesar milites incusavit, cur de sua virtute aut de ipsius diligentia desperarent.*

Ebenso liefert die relative Anknüpfung und die relative Verschränkung mit ihren mannigfachen Übersetzungsformen reiche Gelegenheit zur Vergleichung beider Sprachen. Wie genau Sinn und Ausdruck sich entsprechen sollen, lernt der Schüler auch an den Pronominen: *aliquis, quisquam, quis.*

Num quisquam Croeso ditior fuit? geben wir: „Ist jemand reicher als Krösus gewesen?" und begnügen uns zur Andeutung des negativen Sinnes mit der eigenartigen Betonung, indes der Römer 1. *num*, 2. *quisquam* — deutsch: „jemand", also genau wie in Sätzen positiven Sinnes — 3. die Betonung hat. Desgleichen ist der Römer genauer als der Deutsche bei Übersetzung des „jemand" in Vergleichungssätzen nach einem Komparativ. Auch wo sich der Sinn dem Negativen bloß nähert, tritt oft *quisquam* ein: *Quamdiu quisquam erit, qui te defendere andeat, vives.* — Genau ist das Latein ferner in der Trennung des ein Distributivverhältnis andeutenden „jeder" (einzelne) von gewöhnlichem „jeder" und auch das Griechische ist hierin genauer als das Deutsche, indem es *πᾶς* und *ἕκαστος* verwendet.

Was die Genera verbi anbelangt, so ist wieder der Zwang, fürs Passiv lateinischer intransitiver Verba die unpersönliche Konstruktion zu wählen, während vom entsprechenden deutschen — weil transitiven — Verbum ohneweiters das persönliche Passiv möglich ist, zugleich ein heilsamer Zwang zur verstandesmäßigen Beobachtung der deutschen Spracherscheinungen in ihrem Unterschied von den lateinischen. Ebenso interessant sind Vergleiche zwischen lateinischen und deutschen reflexiven und kausativen Verben: zu *terra vertit* etwa „das Schiff wendet", ähnlich „dreht bei", „legt an"; während z. B. in dem Satze *Caesar milites pontem facere iussit* genau gesagt ist, wer die Brücke schlagen soll, geht es ohneweiters an, zu sagen: *Caesar receptui canere iussit,* ohne daß noch besonders des *tubicen* Erwähnung geschähe, nebenbei auch das wieder ein Beispiel römischer Wortkargheit. Im Deutschen heißt es gleichermaßen: „Er ließ eine Brücke schlagen" und „Er ließ zum Rück-

zug blasen"[1]). Die größere Genauigkeit ist also wieder auf Seite des Römers.

Die Nüchternheit des römischen Verstandesmenschen gegenüber dem phantasievolleren Sprachausdrucke des Deutschen enthüllt sich in der Abneigung, Abstrakta und überhaupt Lebloses als handelnde Subjekte zu verwenden; während wir ohneweiters sagen: „der Felsen droht niederzustürzen", heißt es *saxum decasurum esse videtur*. Wie wir den Dingen der Umwelt gern eine Seele geben, so sprechen wir auch oft von dem, was in unserem eigenen Innern vorgeht, „wir finden uns bewogen, wir sehen uns gezwungen, wir können es erreichen". Diese „phraseologischen" Verba verschmäht der Römer und überläßt es dem Hörer oder Leser, den psychischen Zusammenhang zu erraten. Das auch phraseologisch verwendete „lassen" bietet durch die je nach dem Sinne verschiedenen Übersetzungen wieder eine gute Übung in dem Verständnis vieldeutiger deutscher Worte.

Im Gebiete der Tempuslehre ist zunächst belehrend über die Bedeutung des deutschen Perfektums als eines logischen Perfektums der Hinweis auf die gleiche Bedeutung des griechischen Perfekts. Während im Deutschen das Imperfekt (Praeteritum) das Tempus der Erzählung ist (nur unberechtigter Weise im Dialekte auch das Perfekt), ist das griechische Perfekt für die durativen Handlungen reserviert und für momentane der Aorist in Verwendung. Im Latein dagegen ist Aorist (histor. Perfekt) und logisches Perfekt zusammengefallen; Spuren davon: das Verbot an eine bestimmte zweite Person für eine bestimmte Handlung: *Ne riseris! Μὴ γελάσῃς* = „lache du jetzt nicht!" Dagegen allgemein: *Ne rideas! Μὴ γέλα!*

Griechen und Deutsche kennen keinen Ausdruck für die Relation der Zeiten; das Latein dagegen hat ein streng durchgebildetes System, die *Consecutio temporum*. Einen Satz wie: *Cum Romam venero, tibi scribam* etwa zu geben „Wenn ich nach Rom gekommen sein werde usw." wäre direkt eine Sünde wider den deutschen Sprachgeist; ebenso *Galli cum vicerant, animalia capta diis immolabant* durch: „so oft die Gallier gesiegt hatten usw."

Aus der Moduslehre will ich folgendes herausheben. In dem Satze *paene oblitus sum* stellt der Römer fest: *oblitus sum*, schränkt es aber ein (oder besser: hebt es auf) durch *paene*; der Irrealis ist also nur einmal ausgedrückt, indes das Deutsche mit „beinahe hätte ich vergessen" die Nichtwirklichkeit noch einmal durch den Modus ausdrückt. Ebenso wie im Latein steht es im Griechischen, wo bloß durch das *ἂν* angedeutet wird, daß die im Indikativ ausgedrückte Handlung nicht verwirklicht wurde[2]). Auch bei den negierten Verben des Wissens und Glaubens ist

---

[1]) Teilweise kann daran Schuld tragen die (öfters als im Latein) zwischen Aktiv und Passiv schwankende Bedeutung des deutschen Infinitivs, wovon unten!

[2]) Vgl. die gehobene Sprache der Dichter, so: „Und jetzo war's um mich gescheh'n". Erst das nachfolgende: „Da schwang ich mich..." zeigt, daß es doch noch nicht um ihn geschehen war.

das Deutsche nachdrücklicher, indem es den Irrealis setzt, indes Lateinisch und Griechisch der Negation (dem Fragepronomen der rhetorischen Fragen) allein den Ausdruck der Nichtwirklichkeit überlassen. Desgleichen begnügen sich bei den Ausdrücken der Möglichkeit, Notwendigkeit und Angemessenheit beide Sprachen, eben diese Möglichkeit usw. festzustellen, zu der sie dann als selbstverständlich zu ergänzenden Gegensatz hinzudenken lassen: „Aber es ist nicht so" oder „aber es war nicht so". Der Deutsche ist auch hier deutlicher, anschaulicher, nur in der Dichtersprache (z. B. „und jetzo war's um mich geschehen") kommt der Indikativ statt des Irrealis vor zur Erreichung bestimmter künstlerischer Zwecke. Ähnlich heißt es Lateinisch: *quidquid id est, timeo Danaos*. Deutsch: „was dies auch sei" oder *quidquid agis, prudenter agas*: „was du auch tun magst"; dadurch deutet der Deutsche die Möglichkeit, zwischen mehreren denkbaren Fällen zu wählen, noch besonders an.

Somit bin ich bei den deutschen Hilfszeitwörtern der Weise angelangt, die vielfach als Ersatz für den wenig benutzbaren Konjunktiv zur Wiedergabe des lateinischen Potentialis, Dubitativus, Hortativus usw. dienen; hingegen kann der lateinische Konjunktiv ungleich mehr bedeuten als der deutsche, wie auch der griechische Konjunktiv, wenn auch der Optativ ohne, bezw. mit „ἄν" viel von dessen Wirkungskreis an sich gerissen hat.

Einen Einblick in das Werden der Hypotaxe aus der Parataxe gewährt die Beobachtung, wie 1. im Latein sich noch *uti(nam)* als Einleitung eines optativen Hauptsatzes erhalten hat, während *ut* schon zur Einleitung positiver optativer Nebensätze geworden ist — die negativen „Heischesätze" sind ja ohne Einleitungswort, die Negation kann nicht als solche gelten. — 2. Wie im Griechischen (besonders bei Homer) εἰ (γάρ) als Einleitung unabhängiger wie abhängiger Wunschsätze = Bedingungssätze verwendet wird und 3. im Deutschen Sätze wie: „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus" ebensogut als wünschender Hauptsatz wie als Vordersatz einer irrealen hypothetischen Periode stehen können. Ähnlich sind die lateinischen Sätze mit *dum, dummodo, modo dum* auf der Grenze unabhängiger Wunschsätze und abhängiger bedingender Sätze. Die Anschaulichkeit, die Eindringlichkeit der Darstellung ist größer, wenn der Dichter in der ersten Strophe sagt: „Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr", als wenn er in der letzten sagt: „Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr". Im zweiten Fall ist schon beim Aussprechen des „Und fragst du ..." der Sinn auf das Bedingungsverhältnis zu dem „du findest sie nicht mehr" gerichtet. Im ersten Falle dagegen weilt der Geist ruhig bei „Du fragest nach den Riesen", erst bei der Betrachtung darüber taucht der Gedanke auf, „du findest sie nicht mehr". Die Darstellung gewinnt an Lebhaftigkeit z. B. in Goethes

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonnen könnt' es nie erblicken,
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Die erste und dritte Zeile, die jetzt in ihrer einem unabhängigen Wunschsatze gleichenden Wortfolge, ohne Einleitungswort einen prachtvoll markigen Eindruck machen, würden gelehrt-nüchtern klingen, begännen sie beide mit einem gut logischen „Wenn“; oder: „Suche treu, so findest du“.

Macht man darauf z. B. bei der Cicerolektüre oder im Griechischen [1]), besonders bei der Homerlektüre aufmerksam, so wird auch das Verständnis und Interesse für ähnliche Übergangsformen deutscher Sätze gefördert. Beispiele aus dem Latein sind noch: bloßer Konjunktiv bei *volo, nolo, malo* bei Ungleichheit des Subjektes: *volo respondeas,* besonders oft: *velim respondeas* oder *respondeas quaeso, fac valeas,* dann die Trennbarkeit von *ante-quam* und *prius-quam* [2]).

Wie fließend aber auch im Bereich der reinen Hypotaxe die Grenze zweier Satztypen sein kann, zeigt im Griechischen die Verwendung von *εἰ* in Fragen und in Bedingungssätzen, die auch im Latein ihr Gegenstück findet, wo bei den Verbis des Versuchens und Erwartens nicht eine Fragepartikel, sondern *si* den Nebensatz einleitet.

Etwas anderes ist es, wenn verschiedenem Sinne auch verschiedene Satztypen bei gleichen Verben entsprechen, so: *exspectat, si* = „er wartet, ob etwa“; dagegen *exspectat, dum* = „er wartet solange, bis“. Oder *videsne, ut ille scribat?* malt, wie der *ille* Buchstabe um Buchstabe hinschreibt, dagegen betont das Partizip mehr, daß der Wahrnehmende mit seinen eigenen Sinnesorganen die Wahrnehmung macht: *Aristides animadvertit quendam scribentem, ut patria pelleretur,* sogenannte unmittelbare Wahrnehmung; der Infinitiv würde *scribere* als Objekt der Wahrnehmung schlechthin bezeichnen, ohne daß sie unmittelbar erfolgt. „Wie“ kann aber auch mit *quam* und einem Adverb gegeben werden, wenn der Grad einer Eigenschaft des *scribere* betont wird: *videsne, quam cito ille scribat.* Alles dies heißt bei uns einfach „wie“.

In den beiden Sätzen *quaeritur, virtute an fortuna mundus regatur* und *Virtute num melius aut pretiosius esse potest?* übersetzen wir beidemal mit „oder“, der Lateiner unterscheidet da scharf. Beim Kapitel Fragesätze möchte ich noch hinweisen auf den Wert einer Auseinandersetzung über die Bedeutung rhetorischer Fragen (positiv: *nonne, ἆρ' οὐκ*; negativ: *num, ἆρα μή*) und ihren Zweck als Mittel zur Erregung der Aufmerksamkeit, da sie den Hörenden aufstacheln, sich selbst ein Urteil zu bilden, damit er die gestellte Frage beantworten kann. Gerade dem angehenden Redner darf der eigentliche Sinn der rhetorischen Frage kein Geheimnis bleiben. Und das verhindert gerade das Latein und Griechisch, indem der Schüler an der Behandlung dieser Fragen in der abhängigen Rede gezwungen wird, das Wesen dieser „Fragesätze“ zu studieren.

---

[1]) z. B. bei dem bekannten Epigramm auf Demosthenes: *Εἴπερ ἴσην ῥώμην γνώμῃ, Δημόσθενες, εἶχες, Οὔποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδών.*

[2]) Über die griechischen Folgesätze s. Thimme, Parallelsyntax § 71 Bemerkung.

Der deutsche Infinitiv mit „zu" bietet ein weiteres Feld solcher sprachlicher Schulung: „du tust wohl daran, zu schweigen" kann man je nachdem, ob das Schweigen als Tatsache vorliegt oder nicht, durch *bene taces* oder *bene facis, quod taces*, bezw. durch *bene facis, si taces* wiedergeben. „Um zu" mit Infinitiv bald final, bald konsekutiv (*prudentior erat, quam ut caperetur*, „zu klug, um sich erwischen zu lassen"); „Vergil reiste nach Griechenland, um dort zu sterben" ist weder final noch konsekutiv: *Vergilius in Graeciam profectus ibi mortuus est* [1]).

Doch eine eingehendere Behandlung beanspruchen die vielen deutschen Sätze, die mit „daß" eingeleitet werden. Nach dem Vorgang eines meiner einstigen Lehrer möchte ich empfehlen, den Schülern eine Zusammenstellung nach dem durch den Daßsatz vertretenen Satzteil des Hauptsatzes zu diktieren (Subjekts-, Objekts-, Attributiv- und Adverbialsätze).

Während der Deutsche feinfühlig das Ethos, die Stimmung zum Ausdruck bringt, vernachlässigt er öfter das streng logische Verhältnis. Dafür aus Sätzen mit „um zu" ein Beispiel: „Du mußt säen, um zu ernten". Diese Sentenz sagt nicht: „Du mußt jetzt hier säen", sondern stellt allgemein fest: „Wenn du nicht säest, erntest du nicht". Diese objektive Feststellung ist es, die im Lateinischen einzig möglich ist: *Nisi severis, non metes.* Will aber der Lateiner eine Begründung geben für den Hauptsatz, so muß selbstverständlich auch er den Finalsatz wählen, z. B.: *Non scholae, sed vitae discimus.* Tatsache ist: *discimus.* Warum? *Non ut scholae satisfaciamus, sed ut vitae.* Da wird also eine Tatsache durch die beigefügte Absicht gerechtfertigt, im früheren Beispiel lag ja gar keine Tatsache vor! Ähnlich Gorgias p. 509 A: „*Ταῦτα κατέχεται καὶ δέδεται . . . λόγοις, οὓς σὺ εἰ μὴ λύσεις . . ., οὐχ οἷόντε ἄλλως λέγοντα ἢ ὡς ἐγὼ νῦν λέγω καλῶς λέγειν*". Auch hier also Konstatierung der Bedingtheit des Hauptsatzes vom Nebensatz; im Deutschen ist mit Rücksicht auf die relative Verschränkung gerade die logisch unhaltbare Übersetzung am besten: „welche du lösen mußt, um mit einer von der meinigen abweichenden Behauptung das Richtige treffen zu können". Oder Demosthenes fragt: „*Πόθ' ἃ χρὴ πράξετε;*" und wird eindringlicher: „*Ὅταν τί γένηται;*" auch da ist zur Verdeutlichung des Bedingungsverhältnisses das „muß" am besten zu benutzen „was muß denn erst geschehen?" (damit ihr eure Pflicht tut). Oder Euripides: „*Εἰ θεοί τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσιν θεοί*". „Gemeines dürfen die Götter nicht tun, wenn sie wirkliche Götter sein wollen". Wenn aber Sokrates als seinen Grundsatz verkündet: „*Ἐσθίω, ἵνα ζῶ*", so will er damit bloß den Zweck des tatsächlichen Essens angeben: „*σὺ δὲ ζῇς, ἵνα ἐσθίῃς*": „dein Lebenszweck aber ist das Essen".

Daß aber doch das Griechische dem Deutschen an Bevorzugung des Psychologischen statt des Logischen nahe steht, zeige Eutyphron I,

[1]) Gerade weil sich dieser Gebrauch des Infinitivs mit „zu" trotz aller Verbote der deutschen Grammatik immer wieder einschleicht, muß uns die durch das Latein gebotene Möglichkeit willkommen sein, den Schülern die Unsinnigkeit einer solchen Redeweise augenfällig zu machen.

wo Plato offenbar in Nachahmung der lässigen Umgangssprache den Euthyphron sagen läßt: *Τί νεώτερον γέγονεν, ὅτι ἐνθάδε νῦν διατρίβεις*; er gibt damit den Vorstellungsverlauf wieder: *Τί νεώτερον γέγονεν; οὕτως ἐρωτῶ, ὅτι ἐνθάδε νῦν διατρίβεις.* Unser „daß du verweilst", das gegenüber dem auch gebräuchlichen „weil" bevorzugt zu sein scheint, entspricht schon mehr dem Kausalitätsverhältnis, da es das Verweilen als Folge des „*Νεώτερόν τι γέγονε*" bezeichnet.

Die größere logische Schärfe des Lateinischen gegenüber dem Deutschen kommt auch zum Ausdrucke an lateinischen formellen Konsekutivsätzen, die ein einzelnes Wort des übergeordneten Satzes erklären: *Non omnes possunt esse Scipiones, ut triumphos recordentur.* „Nicht alle können Scipionen sein und sich an Triumphe erinnern"[1]): also lateinische Hypotaxe statt deutscher Parataxe. Solche Gelegenheiten, äußerliche konstruktive Unterschiede beider Sprachen aus der Verschiedenheit der zugrundeliegenden, im Volke vorherrschenden Richtung des Denkens begreiflich zu machen, sollte sich der philologische Unterricht um seiner selbst willen ebensowenig entgehen lassen wie um des uns beschäftigenden Zweckes willen. Nur noch dies: wenn *constituo, decerno, persuadeo, contendo, concedo, facio, efficio* je nach dem Sinne bald Infinitiv, bald konjunktivischen Nebensatz (bei *efficio* wieder bald Absichts-, bald Folgesatz) bei sich haben, so ergibt die auf diese Art nötig werdende Differenzierung des deutschen Ausdruckes für das eine lateinische Verbum treffliche Möglichkeiten zur Schulung der Sprachgewandtheit im Deutschen. Ähnlich steht es mit den griechischen Verben: *γιγνώσκω, πείθω, μέμνημαι* usw., ferner mit *ἄρχομαι* mit Infinitiv oder Partizip (im Deutschen Infinitiv mit „zu"); *φαίνομαι αἰσχύνομαι* desgleichen.

Dessen lateinisches Gegenstück *vereor* bringt mich darauf, den langgehegten Wunsch auszusprechen, es mögen aus unseren Schulgrammatiken endlich solche Erklärungen verschwinden, wie sich eine z. B. in K. Schmidts Latein. Schulgrammatik noch in der 11. Auflage vom Jahre 1910 findet. § 324: „Der deutsche Daßsatz — bei den Ausdrücken der Furcht und Besorgnis — ist ein Objektsatz, der Satz mit *ut (ne)* ein Begehrungs-(Wunsch-) satz" und § 325, 2. Zusatz: „Der Deutsche konstruiert nach diesen Verben (des Hinderns) Objektsätze".

Der lateinische wie der deutsche Nebensatz nach den Verben des Fürchtens und des Hinderns ist 1. ein Objektsatz, 2. aus einem parataktischen Satze hervorgegangen. Der ganze Unterschied besteht darin, daß dieser ursprünglich beigeordnete Satz im Lateinischen ein negativer Wunschsatz ist, während er im Deutschen ein Aussagesatz (meist mit Hilfszeitwörtern der Weise) ist. Allerdings wird nicht ausgesagt z. B. daß es wirklich regnet, sondern die objektive Möglichkeit oder die subjektive Annahme, daß es regnen werde, zum Ausdruck gebracht. Wenn schon auf den ursprünglichen Sinn der Sätze Bedacht genommen werden soll, hätte es zu lauten: Der (deutsche) Daßsatz ist ein Aussagesatz, der

[1]) Allerdings macht sich hier auch sehr gut: „um sich an Triumphe erinnern zu können".

(lateinische) *ne- (ut-)* Satz ein negativer Wunschsatz. Betrachtet man sie aber als schon völlig in Hypotaxe übergegangen, dann vertreten beide in gleicher Weise Objekte, sind beide Objektsätze. Man darf bei solchen Distinktionen nicht den Einteilungsgrund wechseln: scheide ich die Nebensätze nach dem von ihnen vertretenen Satzteil, so darf ich sie nicht zugleich nach dem Inhalt einteilen: unter den Begehrungssätzen gibt es auch solche, die Objektsätze sind. Oder wollte der Verfasser sagen: unabhängige Begehrungssätze?

Damit verleugne ich durchaus nicht mein Prinzip, nach Möglichkeit dem Schüler Einblick in die Entwicklung der Einzelsprachen und damit in sprachliche Entwicklung überhaupt zu bieten. Dazu bieten auch elliptische Sätze Gelegenheit wie: *Δῆλον ὅτι, οἶδ' ὅτι, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὡς ἐγῷμαι* usw.; *ἀλλὰ γάρ, οὐ μὴν ἀλλά; forsitan, nescio an, nescio quis;* im Deutschen: „Gott sei bei uns", „Ja so mir Gott"; alte Hausnamen, so (in Wien): „Küß den Pfennig". Personennamen: „Schlagintweit", „Schlichtegroll", „Lebrecht", „Hebenstreit"; Pflanzennamen: „Vergißmeinnicht", „Jelängerjelieber"; vgl. zur Entstehung solcher Namen Tacitus Ann. I 23: die Geschichte von dem *Cedo alteram*!

Zum Schluß meiner Darlegungen über den Nutzen vergleichender grammatischer Betrachtung der alten Sprachen für die Förderung des deutschen Sprachbewußtseins noch der Hinweis auf den Mangel des Lateinischen an Abstrakten, besonders an Verbalsubstantiven, der besonders für philosophische Themata hemmend war und uns zu mannigfachen Umschreibungen im Latein zwingt, die aber gerade durch die verstandesmäßige Analyse unserer Abstrakta gewissermaßen die harten Schollen zerkleinernd in fruchtbaren Boden wandelt; z. B. „Um begeistern zu können, muß der Redner von der Wahrheit seiner Worte überzeugt sein": *Orator nisi vera se dicere persuasum habet, animos eorum, qui audiunt, non potest commovere.* Oder die bekannte Übersetzung von „Gründung" einer Stadt: je nach dem zeitlichen Verhältnisse: *urbs condita* oder *urbs condenda.*

Damit bin ich eigentlich schon bei der Stilistik angelangt, die allerdings bei einer Behandlung dieser Art selbst vielfach in syntaktische Fragen hineinspielt. Ein Eingehen auf stilistische Unterschiede der alten Sprachen gegenüber dem Deutschen, auch nur soweit sie für unseren Zweck der Förderung der Sprachgewandtheit dienlich sind, würde zu weit führen, es genügt wohl das Gesagte, um zu zeigen, daß grammatisch-stilistische Durchbildung der Schüler auf dem Gebiete der alten Sprachen, weit entfernt, ihren deutschen Ausdruck durch Latinismen oder gar Gräzismen zu entstellen, zur Festigung dieses deutschen Ausdruckes in seiner Eigenart sehr viel beiträgt, nur muß stets vom Lehrer der Grundsatz eingehalten werden, daß der Schüler das Fremdsprachliche richtig deutsch und umgekehrt das Deutsche richtig lateinisch oder griechisch ausdrückt.

Nunmehr komme ich von der Betrachtung des grammatischen Unterrichtes zu der der Übersetzung ins Deutsche[1]). Paul Cauers „Kunst des

[1]) Über die spezielle Behandlung der einzelnen Autoren mit Rücksicht auf die Förderung der Redegewandtheit behalte ich mir eine weitere Darstellung vor.

Übersetzens" sollte jeder Philologe kennen. Da der Wert der Übersetzung *ins Deutsche* für unsere Zwecke darin liegt, daß sich der Schüler der deutschen Ausdrucksmittel immer mehr bewußt bediene, dies aber eben *auf* genauem grammatischen Verständnis des Fremden und des Deutschen in ihrer besonderen Eigenart beruht, so will ich hier einen Punkt besprechen, der von Wichtigkeit ist, wenn er auch nur mittelbar unseren Zweck fördert: Vom Gebrauch des Lexikons. Auch darüber hat schon Paul Cauer in seiner Kunst des Übersetzens p. 141 ff. und danach A. Scheindler in seiner Meth. des Unt. in der lat. Spr. p. 100 f. gehandelt. Trotzdem komme ich noch darauf zurück, da ich daran einen Wunsch knüpfen möchte. Soll die „Rohübersetzung" des Schülers je eine relativ selbständige Gedankenarbeit und damit fruchtbar für seine geistige Entwicklung werden, so darf sie nicht schon vom Anfang an durch allerlei Kommentare, Schülerpräparationen, Spezialwörterbücher usw. zu einem Aneinanderstoppeln zusammengelesener Übersetzungsbrocken werden. Hinweg mit derartigen Krücken. Von allem Anfang an lerne der Schüler, anfangs unter Anleitung des Lehrers in der Schule, das allgemeine lateinische (griechische) Wörterbuch verständig gebrauchen. Auch später in der Vorpräparationsstufe vergewissere sich der Lehrer stets, daß die vom Schüler gebrachten Bedeutungen der Vokabeln und die Rohübersetzung ausschließlich aufs Lexikon zurückgehen. „Auf das Lexikon" betone ich! Denn weder jene von Cauer-Scheindler mit Recht empfohlene, in der Schule durch den Lehrer gebotene Anleitung zum richtigen Gebrauch des Lexikons kann richtig erfolgen, wenn nicht alle Schüler ein und dasselbe Wörterbuch, ja die gleiche Auflage, benutzen, noch kann der Lehrer beim Entwurf der den Schülern am Schluß der Stunde zu bietenden Vorpräparation zweckmäßig das wirklich der Erklärung Bedürftige herausfinden, wenn er nicht erwarten darf, daß alle jenes Wörterbuch besitzen, nach dessen Eigenart im guten oder schlimmen Sinne er seine Hilfen einrichtet. Daß sogar die Auflage die gleiche sein muß, zeigt ein Vergleich der 2. und 3. Auflage von Stowassers Lexikon, welche die bei Vergil Aen. I 254 vorkommende Form *olli* ganz verschieden erklären, also bei gleichzeitigem Gebrauch eine Erklärung des Lehrers gebieterisch heischen. Ins Ungemessene kompliziert sich aber die Arbeit, müßte der Lehrer bei der Vorpräparation für eine Partie aus Homer, z. B. alle von Schülern benutzten, oft alten Auflagen aller möglichen Spezial- und allgemeinen Lexika nachschauen.

Lexika, die allen Forderungen der Wissenschaft, der Pädagogik, der Übersichtlichkeit entsprechen, gibt es nicht viele. Ich glaube aber auch gar nicht, daß ein Wörterbuch außer dem Nominativ der Nomina und dem Ind. Präs. Act. und dem Verbalstamme der Verba noch andere Formen dieser Wortarten als Stichworte enthalten müßte, um brauchbar zu sein (wie es A. Scheindler a. a. O. wünscht). Denn daß *τυχεῖν* von *τυγχάνω*, *δόξει* von *δοκέω* kommt, hat der Schüler einfach zu wissen, sonst hat er es in der Grammatik, die ihm ja von früher her wohl vertraut sein soll, oder in einer der verbreiteten Konjugationstabellen (etwa der von Kaegi) nachzusehen. Übrigens sollte der Elementarunterricht be-

sonders im Griechischen die Stammbildungen den Schülern so vertraut machen, daß sie aus Endung, Augment, Reduplikation usw. sich den Verbalstamm selbst erschließen können, der ja ohnedies im Lexikon zu finden ist. Verweist doch Scheindler selbst darauf, wie wertvoll es ist, wenn die Schüler durch Aufstellung etymologischer Reihen auf gewisse Elementargesetze der Wortbildung aufmerksam gemacht werden. Von den lateinischen Wörterbüchern ist sicher die 3. Auflage des Werkes von Fr. J. Stowasser zur möglichst obligatorischen Einführung als Lehrbuch wie geschaffen. Übersichtlich, wissenschaftlich auf der Höhe, bietet es dem Lehrer den Vorteil, daß es ihm jene im Lehrplan mit Recht so empfohlenen sprachgeschichtlichen Erläuterungen (nicht bloß in den eigentlichen Grammatikstunden, sondern auch beim Vokabelprüfen, bezw. bei der Vorpräparation in der Lektürestunde) wesentlich erleichtert durch die prächtigen Einleitungen über die in der Entwicklung der Sprache wirksamen Kräfte. Was sonst mühsam dem Schüler diktiert werden müßte, steht dort schön beisammen. Von den griechischen würde ich trotz aller seiner sonstigen Vorzüge Menges Wörterbuch wegen des die Augen schädigenden kleinen Druckes ablehnen, dafür etwa Schenkl-Benseler oder Gemoll vorziehen. Jedenfalls aber — und damit schließe ich diesen Abschnitt — bleibt ein für alle Schüler einer Klasse eingeführtes Lexikon Hauptbedingung für jene von Cauer und Scheindler trefflich erläuterten, ein selbständiges Erarbeiten des fremdsprachlichen Textes erst ermöglichenden Leistungen des Lehrers. Nochmals: Zurück zum einheitlichen, größeren Lexikon, hinaus mit den Spezialwörterbüchern und Präparationen!

Hat die Klasse den Sinn eines fremdsprachigen Textes erfaßt, so beginnt der letzte Akt: das Ringen um den entsprechenden deutschen Ausdruck[1]). Wie oft sehe ich es einem fleißigen Schüler an, daß ihm das rechte deutsche Wort „auf der Zunge liegt". Da heißt es Geduld haben, da muß der Lehrer durch souveräne Beherrschung des Textes in all seinem Ethos und seiner Logik und durch stetes Mitbeschäftigen der ganzen Klasse wirklich alle Mann an Bord zwingen, damit jeder, was er leisten kann, beitrage zum Aufbau der Musterübersetzung. Wohl dem Lehrer, dessen Schüler selbst um die Wette Baustein um Baustein heranbringen, sodaß er selbst nur auszuwählen, nicht ihnen selbst einen von ihm gewählten Ausdruck aufzuhalsen braucht. Soll sich der Lehrer vor Beginn der Stunde eine relativ vollkommene Musterübersetzung ausgefeilt haben, so darf er nicht so unbehilflich sein, jeden abweichenden Vorschlag eines Schülers ängstlich zu verwerfen; nein, soviel Sprachgefühl müßte er haben, um das Bessere zu erkennen, soviel Ehrlichkeit, es statt der von ihm im Stillen beschlossenen Wendung anzunehmen, soviel Gelenkigkeit, um solche Vorschläge, ohne zu stocken, seiner Musterübersetzung einzufügen. Jemehr der Lehrer gegenüber dem Arbeitseifer der Schüler

[1]) Wobei man dem Schüler den Trost gewähren kann, daß auch so manchem antiken Autor Entgleisungen, Anakoluthe, unterlaufen — allerdings bewußt aus künstlerischer Absicht meistens. Da dem Vorstellungsverlaufe nachzugehen ist oft sehr instruktiv.

sich in die Rolle des Regisseurs zurückziehen kann, desto genußreicher, desto fruchtbarer der Unterricht. Ein gutes Mittel, dem Schüler die Zunge zu lösen, ist nach Scheindlers Rat, sie den Sinn der völlig erfaßten Stelle mit eigenen Worten wiederholen zu lassen, z. B. bei einem Platonischen Dialog. Wie oft sagte ich einem Schüler: „Ich bin Kallikles, Sie sind Sokrates, also los! Widerlegen Sie mich!“ Mitunter, besonders bei manchen Streitszenen in der Ilias, scheue ich mich durchaus nicht, die Situation, die Leidenschaft der Streitenden durch ein passendes Dialektwort zu beleuchten, wofern es nicht anstößig ist. Die feinsten Nuancen, jedes „γὲ“ und „δὲ“ ist zu beachten, sein Gefühlswert muß dem Schüler durch drastisches Lebendigmachen der Situation eingeimpft werden, auch die Wortstellung muß sorgfältig beachtet werden. Man frage etwa nach Euthyphron c. 8: „Wie würden Sie übersetzen: Nicht wahr, wenn wir uns über das Größere und das Kleinere in Zwiespalt befänden, würden wir ans Messen gehen und uns so bald verständigen?“ Der Schüler übersetzt: „*Οὐκοῦν εἰ περὶ τοῦ μείζονος καὶ ἐλάττονος διαφεροίμεθμ, ἐπὶ τὸ μετρεῖν ἐλθόντες* ...“ „Jetzt schauen Sie ins Buch!“ Da steht: „*Οὐκοῦν καὶ περὶ τοῦ μείζονος καὶ ἐλάττονος εἰ διαφεροίμεθα* ...“ Weil der Gegenstand des Zwistes im Vordergrund des Interesses steht, drängt er auch sprachlich das Verb samt der Konjunktion zurück. Oder Hom. Od. XIV 413 „*Αὐτὰρ ὁ οἷς ἑτάροισιν ἐκέκλετο δῖος ὑφορβός*“. Die Vorstellung von „ihm“ — vgl. „*αὐτὸς ἔφα*“ bei den Pythagoreern [1]) — „Er“ sprach — als der leitenden Persönlichkeit ist so lebendig im Sprecher und Hörer, daß beide sich erst nachträglich darauf besinnen, daß es der „*δῖος ὑφορβός*“ sei; ebenso wird Ilias I 6 [2]) die Vorstellung: „die beiden Könige zerkriegten sich“ erst im nächsten Verse gegliedert und genauer gesagt, wer diese waren; ebenso gleich darauf V. 11; erst „*Ἀτρείδης*“ in V. 12 bringt epexegetisch den Namen dessen, der soeben noch allgemein als Verächter des Priesters dem Vortragenden (und wohl auch den Hörern) vor der Seele stand. Denn gänzlich fremd waren diese Sagen wohl kaum einem Hellenen; jene nachträgliche Hinzufügung der Namen gehört zum Stil des Epischen, des Behaglichen. Diese Eigenart kaltvernünftig beseitigen, heißt dem Kunstwerk seine Kunstform, seine Seele rauben. Also: Sorgfältige Rücksicht auf die in Wortwahl und Wortstellung sich offenbarende Absicht des Künstlers! Darin, daß die Schüler in das intimste — beileibe nicht pedantisch zu Tode „erklären“ — Einfühlen in ein antikes Kunstwerk eingeführt werden, liegt zugleich auch ein wichtiger Bildungswert des philologischen Unterrichtes: ein so gebildeter Schüler wird Ohr — ich sage absichtlich nicht Auge — und Herz ganz anders auch den Großen seiner eigenen nationalen Literatur öffnen. Er wird aber auch für die Macht des gesprochenen Wortes überhaupt empfänglich sein, wenn ihn sein philologischer Lehrer nach dem Vorbild der Alten daran gewöhnt, nicht mit dem Auge bloß zu lesen, sondern mit dem Ohr die feinsten

---

[1]) Vgl. Odyssee 21, 435: ...*ἄγχ' δ' ἄρ' αὐτοῦ πὰρ' θρόνον ἑστήκει*...
[2]) An tausend anderen Stellen ist die gleiche Erscheinung zu beobachten, die etwa dem deutschen „es“ an die Seite gestellt werden kann.

Gefühlsregungen gleichsam als den Herzschlag des Sprechenden zu belauschen. Darum ist es von grundlegendem Werte, die Schüler durch eigenes mustergiltiges Vortragen bereits übersetzter fremdsprachlicher Texte und ihrer deutschen Übersetzungen zu gleichen Versuchen im Nacherleben, im Nachschaffen des literarischen Kunstwerkes anzufeuern. Los vom papierenen Stil, los auch vom papierenen Lesen! In den Tönen lebt die Seele, nicht in Tint' und Druckerschwärze!

So wird der philologische Unterricht in Grammatik und Lektüre, wie ich bewiesen zu haben glaube, ein mächtiger, ein einzigartiger, ein in seiner Eigenart unersetzlicher Förderer der Gewandtheit unserer deutschen Jugend im Gebrauch der heiligen Muttersprache sein. Redner auszubilden, ist weder unsere Absicht noch unsere Aufgabe, ausdrücklich verweist der eingangs zitierte Erlaß die Erreichung dieses hehren Zieles an die Hochschule. Zum Redner muß man geboren sein, erst die Kämpfe und Leidenschaften des Lebens entfesseln solche Naturgewalten. Die Schule muß sich bescheiden, dem im Verborgenen keimenden Mirabeau die technischen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ciceros Wort gilt noch heut: *Saepius ad laudem atque virtutem naturam sine doctrina quam sine natura valuisse doctrinam.* Ebenso wahr bleibt aber auch, was er hinzusetzt: *cum ad naturam eximiam et illustrem accesserit ratio quaedam conformatioque doctrinae, tum illud nescio quid praeclarum ac singulare solere exsistere.* Fürwahr, wir können noch immer vieles vom Altertum lernen! Totes Wissen ohne seine Anwendung aber nutzt nichts. Schreiten wir vom Kennen zum Können, indem wir Ciceros eben gehörte Mahnung beherzigen, lassen wir unsere Schüler wieder, wie es die Humanisten taten, zu Demosthenes und Cicero in die Schule gehen. Führt Liebe zur Sache und Liebe zur anvertrauten Jugend dem Lehrer die Hand, dann wird er wiederum seine Schüler gewiß den guten Weg leiten. Bange machen gilt nicht. Im Bewußtsein, daß unser Unterrichtsgegenstand auch in Ansehung des Zweckes: Ausbildung in der Muttersprache ein Kulturfaktor allererster Ordnung ist, wollen wir hocherhobenen Hauptes unseren Gegnern ins Auge blicken und fest vertrauen, daß wir unsere Jugend, wenn schon nicht, wie es Mirabeau[1]) durch das Studium der Ciceronischen Redekunst wurde, zu großen Rednern, so doch zu Männern erziehen werden, die ihre Muttersprache verstehen, beherrschen — und lieben, durch den altklassischen Sprachunterricht.

Troppau. Dr. Josef Morr.

Hands off! Antwort Prof. Dr. G. A. O. Collischonns auf Prof. Viëtors Frage: 'Das Ende der Schulreform?' B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. 29 SS. Gr.-8⁰. Sonderabdruck aus den neuen Jahrbüchern für Pädagogik. XXX. Band 1912, II. Abteilung.

Nicht ein Zunftgenosse der klassischen Studien, sondern ein Neuphilologe tritt hier mit innerster Überzeugung und mit Feuereifer als

[1]) Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, S. 257.

Anwalt gegen die radikalen Bestrebungen der Reformer auf, die trotz der anerkannten Gleichberechtigung der verschiedenen Mittelschultypen die Waffen im Kampfe gegen das Studium des Griechischen noch immer nicht niederlegen und damit das humanistische Gymnasium in seinem Kern treffen wollen. Einen solchen Angriff bedeutet auch die Schrift des Marburger Neuphilologen, Universitätsprofessors W. Viëtor, der das Latein auf drei, das Griechische auf zwei Klassen, noch dazu wahlfrei, beschränkt, also (aus Nützlichkeitsgründen) so gut wie ausgeschaltet wissen will und für die Einheitsschule eintritt. Glaubte man nun allgemein mit dem Königsfrieden von 1902, der die Gleichberechtigung der drei Mittelschultypen im Sinne der Differenzierung der Bildungswege anerkannte, den argen Streit geschlichtet, so wird man die scharfe Form der tiefgründigen, von Begeisterung, aber auch gerechter Entrüstung getragenen Sprache der Abwehr begreiflich finden, einer Abwehr, die man, wie Prof. Ankel, dem die Schrift Collischonns gewidmet ist, sagt, von dem Standpunkte der vornehmen Weltanschauung, die darin zum Ausdrucke kommt, mit heller Freude Seite für Seite weiterliest, mag man selbst mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden sein. Aus diesem Grunde können wir es uns nicht versagen, auf die interessanten Ausführungen näher einzugehen.

Der Verf. stellt energisch den Satz auf, daß keine Schulgattung die bloße Vorstufe für eine nächst höhere ist, sondern daß jede ihr eigenes, festes Ziel hat. So hat W. v. Humboldt dem Gymnasium das Ziel der 'sittlich-kulturellen Erziehung der Besten des Volkes durch das griechische Altertum' gesteckt. Nach Erziehung, der unverrückbaren Grundaufgabe der Schule, ruft bange die Not der Zeit.

Der Bemerkung Viëtors, daß das ideelle Menschentum uns das Griechentum heute so wenig mehr sein kann, wie wir Jahrhunderte nach Kopernikus uns noch zur Weltanschauung des Ptolemäus bekennen, wird treffend entgegengesetzt, daß man einerseits Kultur und Wissenschaft ja nicht verwechseln darf, da wissenschaftliche Anschauungen wechseln und veralten, kulturelle Errungenschaften dagegen ihren unverlierbaren Wert für alle Zeiten bewahren; daß anderseits die Griechen nicht die Vollkommenheit sind, daß sie aber seit der Renaissance der Kulturwelt den Anstoß zur Ausarbeitung eines neuen, eigenen Ideales gegeben haben. Coll. verweist auf Goethe, der seine geschlossene Gestalt, seine tiefe Menschlichkeit, sein naturwahres Wesen dem Studium der Antike zu verdanken hatte; so habe der Philologe Nietzsche sein deutsches Ideal in der Auseinandersetzung mit den Griechen gewonnen, bei denen er in die Schule gehen mußte.

Der Verf. betrachtet nunmehr die Frage der Schulreform von der Höhe einer Kulturfrage, von der man allein über Wert und Unwert von Altertum und Griechisch überhaupt urteilen kann. Kultur bedeutete für Goethe (in altruistischem), für Nietzsche (in kraß individualistischem Sinne) sowie für das Leben ganzer Völker die Schaffung eines Menschentypus, in dem das Leben zur höchsten Entfaltung käme.

Nun stellt er die Kulturziele der Weltgeschichte einander gegenüber, das des griechischen Altertums mit der Ausgestaltung eines Typus, der in seiner Körperlichkeit wie in seiner Geistigkeit das höchste Maß menschlicher Schönheit erreichte, Göttern, Mitmenschen und sich selbst zur Freude; das des Christentums mit seinem Ideal moralischer Schönheit nach dem Vorbilde Christi und seiner Sehnsucht nach dem Jenseits; das der Renaissance, die im Ringen mit der christlichen Kultur zum Ideal der Griechen zurückstrebte und höchste Individualität und zugleich höchste Universalität, die höchste Ausbildung der Persönlichkeit an Körper und Geist für diese Welt, für die Gesellschaft als sein Ideal anstrebte. Alle seitherige deutsche Kultur steht nach dem Verf. auf der Bibel und auf den Griechen, sie kämpfen seit der Renaissance um die deutsche Seele.

Formlos und haltlos ist der moderne Mensch. Charakter, nach dem die Welt heute so laut ruft, den der Verf. als den *rocher de bronze* bezeichnet, der, wie der Pol die Magnetnadel, alle Geistes- und Willenskräfte orientiert, sollen wir der Jugend geben, damit sie einst zum Führer des Volkes werden kann. 'Mag die weit verbreitete Schlaffheit und Arbeitsunlust der Jugend ihre Nahrung im Zeitgeist finden, ihre Wurzel liegt in dem energielosen, spielenden Treiben der neuen Methode, die Anforderungen nur an den Lehrer stellt, und in der Minderung oder Abschaffung ernster, selbständiger Hausarbeit, die allein stählenden Charakter hat, ohne die der Unterricht selbst verkümmern und verblöden müßte; abgesehen davon, daß es nach dem Urteile der Schüler selbst keine Überbürdung mit Hausarbeiten gibt. Arbeit verlangt in erster Linie das Leben vom Menschen; es wäre ein Verbrechen an der Jugend, sie davon zu entwöhnen. Keine Methode kann und darf die Arbeit des Schülers ersetzen. Die Nürnberger haben ihren Trichter nicht verloren, sondern ein kluger Ratsherr soll ihn zum allgemeinen Nutzen absichtlich zertrümmert haben'. Der herrschenden Anarchie des Geistes- und Willenslebens müsse eine kulturelle Orientierung durch ein festes Ziel, eine suggestive Beeinflussung der Phantasie durch große Vorbilder, eine geistig-sittliche Hygiene unter einem starken Imperativ entgegentreten — Gedanken, denen man Zustimmung nicht versagen kann.

Nunmehr zieht der Verf. gegen den Irrtum der Reformer, die Naturwissenschaft und ihre Vertreter könnten der Kultur die Wege weisen, und gegen die induktive Methode dieser Wissenschaft, wodurch nicht Zeit erspart, sondern gefordert würde, zu Felde. Die Biologie, die nach Viëtor Leben in den toten Leib des Gymnasiums bringen soll, habe mit dem Leben der Geistes- und Willenskräfte, um das es sich bei der Erziehung handelt, nichts zu tun. Der naturwissenschaftliche Blick sei auf das Seiende gerichtet; die Kultur habe es mit dem Nochnichtseienden, mit dem Heraufführen eines neuen Zustandes zu tun. Nein, die Naturforscher können nicht die Wegweiser der Menschheit sein! ruft Collischonn aus, trotz der hohen Achtung, die er Naturforschern wie Haeckel und Ostwald entgegenbringt, vor deren pädagogischen Reformen aber Philosophie und Kultur ihr Haupt verhüllen.

Wenn Viëtor auf Biologie, Bürgerkunde und Zeichnen so großes Gewicht legt, so sind die beiden ersteren nach Collischonn von den Lehrerkollegien wohl allgemein als besonderes Fach abgelehnt worden, da ja jede rechte naturgeschichtliche Stunde Biologie ist, sowie die Bürgerkunde im recht geleiteten geschichtlichen, deutschen und fremdsprachlichen Unterrichte bereits steckt und somit keiner besonderen Stunden bedarf.

Viëtor kommt in seinen Schlußfolgerungen zur Einheitsschule. Der Verf. verweist dagegen auf die Bücher von Ries und Müller, die für den Gedanken der Einheitsschule geradezu vernichtend sind, und sieht in dem Frankfurter Realgymnasium den ersten wirklichen Fehltritt auf der Laufbahn des Gymnasiums. Nicht die Kenntnisse, die sich bei der Prüfung zeigen, sind ihm die Hauptsache, sondern die Eindrücke und Kräfte, die in langem Umgang gewonnen werden. Er verweist auf die traurigen Erfahrungen, die man mit der schwedischen Einheitsschule gemacht hat, wo an Stelle von Goethe und Schiller, die man dort früher las, Zeitungsartikel und Stindes 'Frau Buchholz' getreten sind. Er verweist auf Amerika, wo der Ruf ertönt: 'Zurück zu den Griechen!' — '*We want ideals!*', wo auch die Differenzierung des Geisteslebens nach Differenzierung der Schulen verlangt; wo man unsere geistige Überlegenheit gerade auf die Differenzierung des Schulwesens zurückführt.

Dabei können und sollen die verschiedenen Schultypen einen gleichen Geist pflegen, eine Aufgabe, die der Verf. dem deutschen Unterricht zuweist, der der Jugend eine tiefe Sehnsucht nach deutschem Geist und deutschem Wesen in der Seele zu wecken hat. Nicht das Altertum entfremde das deutsche Volk seiner Literatur, deren höchste und tiefste Werke man nicht mehr verstehen würde, wollte man die Antike aus der Schule verbannen, sondern die neueren Sprachen, die der leidigen Ausländerei Nahrung geben (die freilich für den internationalen Verkehr und das Verständnis des Geisteslebens anderer Kulturvölker unumgänglich notwendig sind — Ref.).

Gegen das letzte Schlagwort der Einheitsschule, die Erleichterung der Berufswahl, wendet Collischonn ein, daß die Masse der Durchschnittsmenschen nicht aus innerer Berufsfreudigkeit, sondern aus äußeren Gründen in den Beruf eintritt.

Was weiter über die notwendige Folge der Einheitsschule, die völlige Gleichartigkeit der angewandten Methoden, die Unterdrückung jeder methodischen Selbständigkeit des Lehrers und damit jeder individuellen Gestaltung des Unterrichtes, über das vorgeschriebene Tempo gesagt wird, das alles gilt leider auch von den differenzierten Schultypen, wo es nicht an Versuchen fehlt, einen maschinellen, fabriksmäßigen Betrieb einzuführen.

Damit aber das Gymnasium die ihm von Humboldt gestellte Aufgabe, der Jugend den Weg zum Erwerb eigener innerer Form und Größe zu weisen, erfülle, müsse es aus der Vielgeschäftigkeit erlöst werden und sich auf die zur Erfüllung seiner Aufgabe unerläßlichen

Fächer konzentrieren, auf die klassischen Sprachen, Deutsch, Religion, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften.

Und wenn ein Reformer wie Viëtor von der Herrschaft des toten Buchstabens im Gymnasium spricht, so weist Coll. darauf hin, daß die veraltete Methode seiner Studienzeit längst überwunden und aus der pedantischen 'Gelehrtenschule' eine lebenswarme 'Arbeitsschule' geworden ist, wo die Gymnasiallehrer in ernster, aufopferungsvoller Arbeit die Jugend in den Geist des klassischen Altertums einzuführen bemüht sind, in die griechische Welt voll ursprünglicher Frische und sprossenden Lebens, jene Welt voll großer Leidenschaft und tiefer Gedankenarbeit, voll Heldentum und stiller Beschaulichkeit, voll überschäumender Kraft und voll Bändigung in Maß und Form, in jene Welt voll Körperlichkeit und voll Geistigkeit, kurz in das Wesen des griechischen Idealmenschen, wobei der Literatur als Helferin die plastische Kunst zur Seite steht, die kostbarste Niederschrift des sittlichen und körperlichen Ideals.

Freilich steht da in erster Linie die sichere Erlernung der Sprache mit starker Betonung der Grammatik, die dem Verf. im Gegensatz zu den Reformern das Rückgrat, Zucht und Arbeit bedeutet und ohne die weder die Feinheit griechischen Denkens noch griechischen Formensinnes zu erfassen sei.

In hoher Auffassung des Lehrberufes und edler Begeisterung für die Griechenlehre erblickt er ihre Hauptaufgaben darin, daß der Lehrer an der Hand der wichtigsten Stellen der Literatur das Kulturideal der Griechen vor dem Geiste des Schülers wie ein Kunstwerk immer deutlicher erstehen lasse; daß er die Phantasie mit den lebendigen, eindringlichen Bildern des griechischen Menschen erfülle und sie vor dem verderblichen Schweifen in die tausend Welten der Modernität mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit bewahre und daß er so den Schüler aus der zufälligen Umwelt der Zeit hinüberführe in seine Welt, die Welt des gesunden Knaben und Jünglings, wo Homerische Helden, Spartaner, Stoiker seine wahren Zeitgenossen sind und eine Homerische Welt Gewalt über sein Wesen gewinnt, wie Stifter seine herrlichen Jünglingsgestalten in der Erzählung 'Die drei Schmiede ihres Schicksals' schildert.

Im Gegensatz zum modernen 'Ausleben', dem Nachgeben gegen jeden Trieb, soll die Jugend diesem Ideal in bewußtem Wollen nachleben. Die Griechen sind uns nicht der ideale Mensch, aber sie geben uns ein Menschenideal, in dessen Nachleben man Kräfte erwerben und zu geschlossener Form emporwachsen kann.

Wenn Viëtor verlangt, daß Lateinisch und Griechisch einen neuen Abzug erfahren müssen, wobei schließlich vom Griechischen nichts übrig bleibt, so weist Collischonn dies damit zurück, daß die Lehrpläne in ihrer Entwicklung bis 1901, die auf dem Irrtum beruhte, das Gymnasium müsse als einzige Anstalt allen neuen Ansprüchen genügen, eben nicht auf dem rechten Wege gewesen seien. Von diesem Irrtum sei man zurückgekommen. Die Realanstalten hätten sich entwickelt und einen Teil der neuen Ansprüche auf ihren Rücken genommen; der Königsfriede von

1901 habe dies bestätigt, indem er die Gleichberechtigung der drei Typen anerkannte.

Was die Folge der Ausmerzung des Griechischen wäre? Die Antwort lautet: Das Altertum, an dessen Stelle nach Viëtors Plan Biologie, Bürgerkunde und Zeichnen treten sollen, wäre als lebendige Kraft aus dem Leben der Nation ausgeschieden, ein unersetzlicher Verlust, wenn man weiß, was die Antike bisher für die deutsche Kultur geleistet hat. Die besten Geister wären von den Mitteln hoher, feiner Kultur abgeschnitten.

Er ist bereit, dem Gegner in dem Kampf gegen die Gymnasien, nicht gegen das Gymnasium die Hand zu reichen; daß der Reformer hier als Vernichter des Gymnasiums selbst auftritt, das nimmt er ihm übel. Auch er will eine Reform, aber in dem Sinne, daß das Gymnasium, wie oben gesagt wurde, entlastet werde, vor allem von den neueren Sprachen[1]). Er will die Aristokratisierung des Gymnasiums, dessen Pforten nur den Feinfühligsten offen stehen sollen.

Die Griechen aber sind ihm einmal das Abc-Buch der Kulturwelt, woraus die Jugend lernen muß, bevor sie mit dem komplizierten Text des modernen Lebens beginnt.

Auf die Erwerbung produktiver Kräfte, nicht immer nur auf den Erwerb unmittelbar praktischer Kleinmünze müsse der Blick gerichtet sein.

Nach den Veröffentlichungen der Berliner 'Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums', deren hochverdienter Herausgeber der Gymnasialdirektor Dr. Eugen Grünwald ist, hat wieder eine große Zahl geistiger Führer der Gegenwart ihre Stimme für das humanistische Bildungsideal erhoben. Es sind da hochangesehene Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufskreisen, Juristen, Ärzte, Naturwissenschaftler, Kaufleute, Industrielle, Kunstakademiker, Prediger, Hochschulprofessoren, Anwälte, Literaten, Ingenieure, Abgeordnete, ein Staatssekretär, ja Direktoren von Realanstalten, die alle ohne Ausnahme, zum Teil geradezu mit Begeisterung für die Erhaltung des Gymnasiums eintreten.

Da nun infolgedessen auch in den angesehenen Blättern der Presse ein Umschwung zu Gunsten des Gymnasiums stattgefunden hat; im preußischen Landtage eine aus Mitgliedern aller Parteien bestehende starke Mehrheit diese Institution kraftvoll verteidigt hat; die Universitätskreise, denen G. R. Hillebrandt zugerufen hat: 'Akademiker Deutschlands, verteidigt eure idealen Güter!', als solche energisch dafür eintreten; die oberste Schulbehörde nach einer vom Kultusminister im preußischen Abgeordnetenhause abgegebenen Erklärung gar nicht daran denkt, das Gymnasium anzutasten oder die realen Lehranstalten zu bevorzugen, sondern, wie wir alle, auf dem Standpunkte der völligen Gleichberechtigung der drei Typen steht; da endlich im heißen Reform-

1) Nach dem preußischen Gymnasiallehrplan wird Französisch in zusammen 20 Stunden obligat gelehrt.

kampf klar geworden ist, daß das Gymnasium einen starken Rückhalt im deutschen Volke hat, so kann man die erfreuliche Tatsache feststellen, daß dieser Institution im Deutschen Reiche viele und mächtige Bundesgenossen zur Seite stehen, die auch jenseits des Rheines ihre Stimme erheben und wie Bornecque, der bei sechsmaligem Aufenthalte in Deutschland das deutsche Schulwesen eingehend studierte, nicht ohne Neid auf Deutschland als das 'Paradies des Klassizismus' schauen. Voll anerkennt der Franzose die Leistungen auf diesem Gebiet und bewundert die Schulorganisation sowie die Disziplin der Schülerschaft.

Hovelaque, Inspektor des Unterrichtes in lebenden Sprachen, sagte in einem Vortrag: 'Wir (Lehrer der modernen Sprachen) sind keineswegs Gegner der klassischen Bildung und ich meine, daß sie durch nichts ersetzt werden könne'.

Dies zum Verständnis des gegenwärtigen Standes der Frage!

Daß die Schrift Collischonns, der als Neuphilologe an einer Frankfurter Lehranstalt wirkt, schon deswegen von besonderer Bedeutung ist und auch durch ihre geist- und schwungvolle Verteidigung der altklassischen Studien gegenüber dem nicht ruhenden Ansturm der Reformer aus den sonstigen Leistungen der pädagogischen Tagesliteratur hervorragt, indem sie die Frage über das Schultechnische hinaus auf die Höhe der kulturellen Weltanschauungen hebt, wie sie im Griechentum und Christentum in edelster Form ans Licht treten, — das beweist ihre große Wirkung auf die Tagespresse und die Fachzeitschriften Deutschlands mit den vielen teils zustimmenden, teils ablehnenden Besprechungen. Es ist eben ein scharf geschliffenes Schwert, das da zur Abwehr geführt wird.

Wien. A. Stitz.

S. Frankfurter, Wilhelm von Hartel. Sein Leben und Wirken. Zur Enthüllung des Denkmales in der Universität am 9. Juni 1912. Mit einer Tafel und zwei Abbildungen im Text. Wien und Leipzig 1912, Karl Fromme. 104 SS. 4⁰.

Wilhelm von Hartels Leben und Wirken in seiner bewundernswerten Vielseitigkeit schildert die vorliegende Festschrift, die zur Enthüllung des Denkmals des Gefeierten im Arkadengange der Wiener Universität, ihrer Ruhmeshalle, erschienen ist[1]). Der in Bettelheims Biographischem Jahrbuch XIII (1910) zuerst veröffentlichte Nekrolog wird hier in vermehrter und verbesserter Fassung einem weiteren Kreise dargeboten. Eine dankenswerte Beigabe bilden die erst jetzt hinzugekommenen Briefe und Schriftstücke von, an und über Hartel.

In Hartels Frühzeit führen uns die an Vater und Mutter gerichteten Briefe, die uns den Mustersohn, den bildungsbeflissenen Jüngling kennen

[1]) Vgl. den Bericht über die feierliche Enthüllung des Hartel-Denkmals in dieser Zeitschrift 1913, S. 1—10.

lehren, der aus beengenden Verhältnissen den Weg zum selbstgesteckten Ziele gefunden, das ihm, wenn auch in dunklen Umrissen, schon von früh auf vorgeschwebt. „Wenn ich mich nicht irgendwie täusche in meinen Anlagen und meinem redlichen Bemühen“, schreibt der Neunzehnjährige an den Vater, „so werd ich gewiß bewirken, daß Sie einst sagen werden: Junge, Du hast mir mehr Freude gemacht, als ich je von Dir erwartete“ (S. 65). Als es sich um die Berufswahl handelt, erklärt er zuerst, aus vielen Gründen nichts anderes studieren zu können als Philosophie und Geschichte. Bald jedoch scheinen sich seine Ansichten über die klassische Philologie geklärt zu haben, von der er bisher nach eigenem Bekenntnis eben wie ganz Österreich nur eine geringe und einseitige Meinung hatte; seitdem er aber mehr studiert und darüber tiefer gedacht habe, sei er erst ihrer Bedeutung in unseren Tagen inne geworden (S. 70). An einem Gymnasium freilich mag er nicht als Tagarbeiter dienen und will zehnfachen Fleiß anwenden, um diesem Lose zu entgehen (S. 68): „Wenn ich einmal mich der Wissenschaft zuwende, so wende ich mich ihr ganz zu, da alle Halbheit mir verhaßt ist. Wenn ich aber meine Kräfte, meine Zeit einem Gegenstand widme und auf dieser Bahn, von aufrichtiger Liebe und bestem Streben getragen, verharre, so müßte es sonderbar zugehen, wenn ich nicht Anerkennung fände. Fühlte ich in mir nicht Kraft, Talent und Willenskraft genug, etwas zu leisten, so stände sofort mein Entschluß fest, ein Alltagsmensch gewöhnlichsten Genres zu werden. Befähigt genug fühle ich mich und habe dabei den moralischen Glauben, daß jegliche Kraft und Fähigkeit, die in uns liegt, uns nur geliehen sei, um damit möglichst viel und gut zu wirken. So meine Konfession. Erwarten wir die Tat als ihre Verwirklichung“ (S. 72).

An der Universität weiß der Jünger der Philologie bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, vor allem Bonitz', auf sich zu lenken und im Seminar wird es ihm nicht schwer, bei der Debatte, „wo auf das flüchtige Wort alles ankommt“, die anderen Studierenden zu besiegen. Der „wortkarge, behutsame, hyperkritische“ Bonitz will nichts davon hören, daß der junge Hartel sich um eine Gymnasialstelle bewerbe; er solle ohne jeden Umweg auf sein Ziel losgehen und nur im äußersten Notfalle eine Stelle in einer Universitätsstadt, wie in Wien oder Prag, annehmen; er solle sich suchen lassen (S. 87).

Wie richtig Bonitz die Fähigkeiten seines Schülers gewertet, zeigt der rasche Aufstieg des jungen Gelehrten, wofür uns Frankfurter Dokumente von hohem Interesse vorlegt, vor allem das Gutachten Johannes Vahlens über Hartels wissenschaftliche Arbeiten und Lehrtätigkeit (S. 90 ff.). Mit gleichem Danke muß man es begrüßen, daß Frankfurter die Briefe veröffentlicht, die bei der Berufung Hartels an reichsdeutsche Universitäten gewechselt wurden. Besonders ehrenvoll ist das Schreiben Friedrich Althoffs, der im J. 1883 „den Führer der klassischen Philologie in Österreich, der wie kein anderer der Sache der Altertumswissenschaft in dem großen Nachbarstaate dient“ (S. 29), für die Göttinger Universität gewinnen wollte. Hier erfahren wir allerlei Interessantes, z. B. über Hartels Bezüge in Wien (S. 94), was man ebensowenig missen

möchte wie das höchst charakteristische Schreiben Wilhelm Scherers, der als geborener Österreicher seinem befreundeten Landsmann in knappen Strichen ein Bild von der Göttinger Geselligkeit entwirft (S. 95 f.). Wenn ein Beurteiler von Frankfurters Schrift von einem „sicherlich unrichtigen oder doch stark subjektiv gefärbten, rasch hingeworfenen" Urteil W. Scherers spricht (vgl. B. A. Müller in der Berliner philol. Wochenschrift 1914, Sp. 120), so ist er den Beweis hiefür schuldig geblieben. Denn daß ein Mann von der Bedeutung Scherers in einem für seinen Freund so bedeutsamen Augenblicke seine Worte genau abgewogen hat, ist sicher und gerade darum gebührt ihnen eine besondere Beachtung.

Kurz, man fühlt trotz der trefflichen früheren Würdigungen Hartels durch Diels, Engelbrecht, Hauler u. a. sich von dieser wohldurchdachten Darstellung eines unvergleichlichen Lebenslaufes von der ersten bis zur letzten Zeile gefesselt und scheidet davon fast mit dem Bedauern, daß Fr. sich die im Rahmen einer Festschrift allerdings gebotene Selbstbeschränkung auferlegt hat.

Prag. Siegfried Reiter.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Altwiener Silhouetten.

8. Hermina v. Chezy und Karl Ruß.

Wie der Philolog J. A. Stein, war auch der Maler Karl Ruß ein absonderlicher Kauz. Als Kustos der k. k. Gemäldesammlung wohnte er im Belvedere, und zwar in einem der Kavalierhäuschen beim oberen Hofe. In dieser seiner Amtswohnung besaß er eine private Bildersammlung. Sie bestand aus Gemälden von seiner eigenen Hand, deren er viele mit großer Schnelligkeit anfertigte. Der Stoff seiner Bildnisse war zumeist der vaterländischen Geschichte entnommen und er gedachte in solcher Weise zur Belebung des patriotischen Gefühles beizutragen, wobei freilich der Wunsch der Vater des Gedankens war. Seine Auffassung zeigte frische Lebendigkeit, die Zeichnung jedoch war hart und eckig, die Farbe grell und aufdringlich. Er legte auf die Routine den meisten Wert; diese brauche man nur auszubilden, behauptete er, Strenge und Zwang anzuwenden, dann werde jeder Schüler mit der Zeit Vollkommenes leisten. In diesem Vorurteil befangen, hielt er seine Kinder sehr frühzeitig zu künstlerischem Schaffen an. Er besaß deren fünf, drei Mädchen und zwei Buben. Die älteste Tochter und ihr älterer Bruder waren zur Malerei bestimmt. Sie mußten auf Kommando zeichnen und malen, die Tochter Klementine Madonnenbilder, der Sohn Leander Götter- und Heldengestalten, oft sieben Stück an einem Tage. „Wenn sie aber weder Lust noch Anlage zu dergleichen haben", gab Frau Hermine dem gestrengen Vater zu bedenken. „Dann muß die Schopfbeutelmethode nachhelfen", entgegnete dieser. Darüber kam es dann zu pädagogischen Meinungsverschiedenheiten und einem wahren Höllenspektakel. An Zungenfertigkeit stand der Maler der Dichterin nicht nach, nur war er gröber im Ausdruck, ganz so wie es seine Bilder waren.

Dem Vorwurfe drakonischer Erziehungsmethode begegnete Ruß einmal mit dem Einwand, die Kinder müßten also streng erzogen werden, „damit sie nicht an den Rand des Bettelstabes geraten", ein Ausspruch, der geraume Zeit ein geflügeltes Wort des Wiener Witzes war. Bei Ruß verkehrte ein Kreis von jungen Malern und Bildhauern, die er gelegentlich mit gutem Rat und Empfehlungen versah. Manch tüchtiger Meister gehörte diesem Kreise an, so vor allem Moritz v. Schwind, auf welchen Ruß große Stücke hielt und sich hierin nicht getäuscht hat. Zu Ruß konnte jeder Kunstbeflissene und Kunstliebhaber kommen, wann und wie er wollte, ohne Umstände, weil dort keine Umstände gemacht wurden. Zum Essen und Trinken gab es allerdings nichts, weshalb Komponisten

und Musikanten nur spärlich zu sehen waren. In dieser literarisch-artistischen Gesellschaft bei Ruß lernte Helmine v. Chezy auch Herrn v. Hormayr kennen. Männiglich bekannt ist, daß sich dieser geschmeidige, in allen Sätteln gewiegte Mann im Jahre 1809 in Tirol Verdienste erwarb, daß er Andrä Hofer zu beaufsichtigen hatte, als dieser in Wien verweilte; aber nicht minder, daß sich Hormayr, ehr- und geldsüchtig wie er war, damals schon in Zettelungen eingelassen und eine zweideutige Rolle gespielt hat. Später ist er förmlich von Österreich abgefallen. Als Geschichtschreiber war er sehr fruchtbar und hat Bemerkenswertes geleistet, weniger als Forscher, weil ihm, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit fehlten. Seiner äußeren korpulenten Erscheinung sah man den Genußmenschen an. Glatt rasiert, beständig lächelnd, feig zurückweichend, wenn er auf einen geriet, der ihm entschieden entgegentrat, war er das Urbild des Tartüff, voll Unterwürfigkeit gegen Hochgestellte, brutal und rücksichtslos gegen Untergebene. Mit Hermine v. Chezy vertrug er sich leidlich gut, weil sie Courage hatte. Sie beräucherten sich gegenseitig, trauten einander aber doch nicht über den Weg und gerieten sich in die Haare, als die Dichterin ihre Beiträge für das Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst bezahlt haben wollte, was der knausrige Herausgeber ein wunderliches Ansinnen nannte, dem er aber doch stattgeben mußte, denn der Geizhals fand an der Chezy einen ihm noch überlegeneren Geizdrachen.

Innsbruck. Dr. F. v. Lentner.

Literarische Miszellen.

Griechische Inschriften als Illustrationen zu den Schulschriftstellern. Von Dr. Artur Laudien, Oberlehrer zu Düsseldorf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. 78 SS. Preis Mk. 1·40.

Griechische Papyri. Von demselben. Ebenda. 58 SS. Preis Mk. 1·40.

Neben der nach inhaltlichen Gesichtspunkten orientierten Sammlung von Janell (Weidmann 1906) und den Dialektstudien dienenden Auswahlen von Cauer (Leipzig 1883) und Solmsen (Leipzig 1906) darf die vorliegende Zusammenstellung von Inschriften schon wegen ihres neuen Gesichtspunktes der Anordnung einen Platz beanspruchen; sie gibt sich als eine Reihe von Illustrationen zu den Schulschriftstellern. Der Hauptanteil fällt naturgemäß den Historikern (Herodot, Thukydides, Xenophon) und Demosthenes zu; allzu dürftig sind die Illustrationen zu Sophokles (nur eine zu Antig. 815 f.) und Plato (fünf zur Apologie). Für die Tragiker wäre jedenfalls die Anführung einer Didaskalie z. B. zum Jahre 473/2 über die Perser (vgl. Wilhelm, Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen, S. 173) oder zum Jahre 459/8 über die Orestie (ebenda S. 18) am Platze gewesen. Für Plato ist die Beschränkung auf die Apologie zu eng; so fordert Gorgias p. 451 B *ὥςπερ οἱ ἐν τῷ δήμῳ συγγραφόμενοι, ὅτι τὰ μὲν ἄλλα καθάπερ* .. geradezu eine inschriftliche Parallele. Zu Xenophons Anab. III 2 § 11 *τὰ τρόπεια* hätte auf No. 21 zurückverwiesen werden können. Die Erklärungen sind im großen und ganzen ausreichend und zutreffend; etwas ausführlicher hätten sie bei Dialektinschriften sein können, z. B. zu no. 2 *δυγῶ*, no. 15 *ποκ' ἐναίομες*.

Das Buch wird dem Lehrer, der nicht Fachepigraphiker ist, gute Dienste leisten. Noch vorteilhafter wäre es natürlich in den Händen der Schüler. Dies von allen zu verlangen, wird nicht durchführbar sein. Doch ließe sich ein Ausweg finden durch die Anschaffung von 15—20 Exem-

plaren für die archäologische Lehrmittelsammlung, was bei dem mäßigen Preise eine einmalige Ausgabe von 21 (bezw. 28) Mk. bedeutete.

Ein zweites Bändchen von demselben Umfang und der gleichen Ausstattung bringt eine Auswahl Papyri. Sie gliedert sich in vier Kreise: der erste umfaßt Briefe, der zweite die Themata Familie und Schule, der dritte amtliche Dokumente, der vierte bringt ein paar Stücke aus dem Gebiete der Religion und des Aberglaubens. Beigegeben sind zwei recht gute Reproduktionen (S. 1 und 28). Die Anmerkungen sind auch hier bis auf kleine Versehen sorgfältig. S. 37 ist ἀγωιάω für ἀγωνιάω verdruckt, desgleichen S. 42 περονειδον für περονείδιον. S. 38 ist wohl nicht ganz zutreffend ἐλοιπήθην für ἐλυπήθην als Itazismus bezeichnet. Die Verwendung des Nominativs für den Vokativ (S. 58) muß nicht als Hebraismus gefaßt werden (vgl. Thumb, Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus, S. 129 ff.). S. 38 hätte πεπλάνηκαν einer Erklärung bedurft.

Wien. Dr. Richard Meister.

Dr. Franz Cramer, Das römische Trier. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des römischen Rheinlandes. Mit 47 Abbildungen und einem Stadtplan (Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von H. Hoffmann, Heft 53). Gütersloh, Bertelsmann 1911. VIII und 208 SS. Preis Mk. 2·40.

Der Verf. gibt im ersten Abschnitte ein Gesamtbild der geschichtlichen Entwicklung der alten Kaiserstadt (S. 1—62), führt uns dann durch das römische Trier der Gegenwart (S. 63—165) und bietet endlich (S. 166 bis 197) in erzählender Form einige ausgewählte Kulturbilder aus dem öffentlichen und privaten Leben der Stadt in der Römerzeit. Ausgegangen wird von der Mosella des Ausonius, die an passenden Stellen Verwertung findet. Bei der Wanderung durch die Stadt beschreibt der Verf. die *Porta nigra*, die Stadtmauer, den Dom, den Kaiserpalast, das Amphitheater, die Thermen und die Moselbrücke, verfolgt die Bedeutung und die Geschichte der einzelnen Bauten bis auf ihre heutige Gestalt und erläutert die Worte des Textes durch zahlreiche Abbildungen. Sorgfältige Literaturangaben gewähren dem Studierenden sowie allen Gebildeten die Möglichkeit einer ausführlichen Belehrung über jeden einzelnen Punkt (Schriftenverzeichnis S. 198—201, Nachweis der Abbildungen S. 202), ein Namen- und Sachverzeichnis (S. 203—208) erleichtert die rasche Orientierung. Die Darstellungsform ist eine klare und ansprechende, die Ausstattung eine gute. Das Buch kann nicht bloß den Fachleuten, sondern allen Freunden der Geschichte bestens empfohlen werden. Ref. wünscht, daß auch für die Römerstädte Österreichs gleich zuverlässige Führer erscheinen mögen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Aufgaben aus dem Nibelungenlied. Entworfen und zusammengestellt von Dr. Paul Hermann. Leipzig, W. Engelmann 1910. VIII und 124 SS.

Das vorliegende Bändchen aus der bekannten Engelmannschen Sammlung bietet zunächst ein ziemlich reichhaltiges Literaturverzeichnis und sodann den Inhalt in folgender Gliederung: I. Inhalt des Nibelungenliedes (das Nibelungenlied als Drama aufgefaßt). II. Charakteristiken. III. Kulturgeschichtliche Aufgaben. IV. Ethische Aufgaben. V. Ästhetische Aufgaben (besonders im Anschlusse an Lessings „Laokoon"). VI. Ver-

gleiche (unter II vermißt man Dietrich von Bern; bei IV erscheint es überraschend, daß bloß das bekannte Thema „Die Treue im Nibelungenlied“ angeführt ist, als ob in dem herrlichen Epos nicht noch mehr „Ethisches“ enthalten wäre).

In den angegebenen sechs Abschnitten handelt es sich nun nicht, wie dies in den anderen Bändchen der Sammlung der Fall ist, um ein bloßes Buchen da oder dort zerstreuter Themen und Dispositionen, sondern um selbständige Entwürfe zu den mehr oder minder bekannten Themen. Diese „Entwürfe“ stehen mitunter hinter vollständigen Ausarbeitungen sehr wenig zurück. Beispielsweise umfaßt der Entwurf zu dem Thema „Einfluß des Christentums auf die Handlung und auf die Lebensauffassung“ acht Druckseiten, der Entwurf zu dem Thema „Homers Gesänge und das Nibelungenlied“ gar zwölf Seiten. Doch erteilt der Herausgeber an verschiedenen Stellen selbst den Rat, solche Themen in kleinere Aufgaben zu zerlegen. So zerlegt er das Thema „Hagen“ in folgende drei Teile: „Hagen vor Siegfrieds Ankunft in Worms“, „Warum mordet Hagen Siegfried?“ „Hagen und Kriemhild“.

Sicherlich vermag auch dieses Büchlein dem jungen Lehrer gute Dienste zu leisten. Denn wenn auch Ref. der Ansicht ist, daß die schriftlichen Aufgaben sich sozusagen von selbst aus dem jeweiligen Unterricht ergeben sollen und daß nichts schädlicher ist, als aus einer der zahllosen Aufgabensammlungen irgend ein Thema herauszugreifen, für dessen Behandlung der Unterricht wenig oder gar nicht vorgearbeitet hat, so kann doch der junge Lehrer aus solchen Sammlungen manche nützliche Anregung für die methodische Seite des mündlichen Unterrichts und für die gar nicht so einfache Technik der Themenstellung schöpfen.

Eger i. B. Adolf Hausenblas.

Jerome K. Jerone, Three Men in a Boat, herausgegeben von Prof. Dr. R. Richter. Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky 1911. 124 und 64 SS. Preis Mk. 1·20 und Wörterbuch 60 Pf.

Die etwa die Hälfte des Originaltextes umfassende Auswahl ist mit Geschick und Geschmack getroffen. In einer knappen Einleitung wird Lebenslauf und literarische Eigenheit J.s charakterisiert; unser Werk ist hiebei wie auch bei der Streichung vieler humoristischer Partien allzu ernsthaft erfaßt. Die (leider auch gestrichene) *Preface* hat doch einen deutlich ironischen Ton bezüglich der *hopeless and incurable veracity* der Geschichte. Der Druck im Texte ist korrekt; an Druckfehlern sind dem Ref. folgende aufgestoßen: 53, 7 *ut* st. *out*; 70, 27 *Pusy* st. *Pussy*; 75, 17 *house boats* st. *house-boats* (die sonst im Werke übliche Schreibung); 86, 14 *boatmau* st. *boatman;* 88, 25 *Henly* st. *Henley*; 92, 29 und 93, 14 *Streatly* st. *Streatley.*

Die Anmerkungen sind in allen sachlichen Punkten meist sorgfältig und verläßlich; mancherlei über die Lage einzelner Orte hätte sich durch Beigabe eines Themsekärtchens leicht sparen lassen. Sehr unangenehm vermißt man jedoch näheres Eingehen auf die gar nicht selbstverständliche Umgangssprache unseres Autors (z. B. zu 79, 5 *the old men group of an evening*; zu 69, 18 u. a.). An einzelnen Stellen kann man wohl auch anderer Meinung sein als der Herausgeber. Zu 7, 10 *far from the madding crowd* ist wohl als näher liegende Beziehung der Titel von Th. Hardy's Roman zu nennen. — Zu 14, 12 *hotel it, inn it* wird *it* als indefinitives Objekt bezeichnet; warum nicht „inneres“? — 23, 19 *Gladstone* ist kein Reisesack, sondern eine Reisetasche, wie man auch aus Wiener Taschnerpreislisten mit Abbildungen erfahren kann.

— Zu 58, 25 *Angels and ministers of grace defend us* vermißt man den doch sehr auf der Hand liegenden Hinweis auf Hamlet I 4, 39. — Zu 59, 19 ist die Angabe der Lage von *Holborn* ungenau. — Warum Tennyson (zu 78, 28) nur als Lyriker, nicht auch als Epiker bezeichnet wird, vermag man nicht einzusehen. — *Volunteers* zu 97, 36 ist ungenau erklärt und nicht als heute bereits veralteter Ausdruck gekennzeichnet. — An Druckfehlern finden sich S. 102 zu 6, 18 *mantle-tree* st. *mantel-tree*; S. 103 zu 10, 19 *Sommersetshire* st. *Somersetshire*; S. 115 zu 86, 22 *Will* st. *Wilt*; S. 117 zu 92, 28 *Stratley* st. *Streatley*.

Wenig erfreulich ist das Wörterbuch. Zunächst ist ein Einwand gegen die traditionelle Transkription der ganzen Freytagschen Sammlung zu erheben: wie kann man die Substantivendung *-er* heute noch mit einem Doppelzeichen *əɹ* wiedergeben? Was heißt dieses *ɹ*, wird es überhaupt gesprochen und wie? Auch über den Mangel eines Unterschiedes von offenen und geschlossenen Vokalen in der allgemein durchgeführten Umschrift der Sammlung muß man klagen. Endlich sollte die „schwebende Betonung" von Wörtern des Typus *aggravation* durch Setzung zweier Akzente angedeutet worden. Zu diesen allgemeinen Bedenken gesellen sich noch besondere gerade gegen dieses Spezialwörterbuch. Durch seinen großen Umfang erweckt es den Eindruck der Vollständigkeit: bei näherem Zusehen vermißt man jedoch zahlreiche Artikel oder Subartikel: bei *arch* fehlt „wölben" (70, 29); bei *help* (ohne Reflexiv) „servieren, austeilen (77, 13); bei *let go* „abstoßen" (66, 29); bei *up-river* „am Oberlaufe gelegen" (67, 22); bei *warn: warning* „Warnung" (61, 14); bei *all-round* „allseitig" (80, 20); bei *realise* „verwirklichen" (81, 25); bei *ease* „verlangsamen" (ohne *up*, 87, 12) u. a. Gänzlich vergeblich sucht man *wheezy* zu 51, 12; *to pervade* zu 71, 74; *to shrink* zu 73, 34; *frantic* zu 76, 7; *boor* zu 76, 32; *to be on* zu 86, 26; *brethren of the brush* = *painters* zu 94, 37; *to get the hang of it (americ.)* zu 95, 10. Aber auch an falschen und ungenügenden Angaben fehlt es nicht: so zweifelt man wohl, ob *boats-hook* und *hitcher* wirklich dasselbe Ding ist und „Bootshaken" bedeutet; *sprawling* heißt 61, 23 und sonst wohl eher „ausgespreizt"; *clang* 63, 34 genauer „Geklirr"; 69, 15 *worldly-wise* (im Wörterbuch *world-wise*!) nicht „weltweise", sondern „weltklug"; *to nestle up* (72, 17) heißt „sich anschmiegen"; *to fool about* kann 74, 13 nicht „umhertollen", sondern nur „die Zeit vertrödeln, unnütz herumstehen" bedeuten; *to shoot over* (78, 13) nicht „überstürzen", sondern *(intrans.)* „hintenüberstürzen"; *to mellow* ist für 78, 23 mit „reif werden" ganz unverständlich erklärt; *pleasure-seeker* (92, 34) ist kein „Vergnügungssüchtiger", sondern ein „Vergnügungsreisender" u. a. m. Schwer zu finden, weil unter *row* eingereiht, ist *rowdiness*, dessen Übersetzung „Raufboldenhaftigkeit" bei Germanisten Anstoß erregen dürfte. Die Akzentgebung bei *upriver* und *upstream* fordert zum Widerspruch heraus. An Druckfehlern weist das Wörterbuch auf: S. 15 sb. *cram* vollstoffen st. vollstopfen; S. 63 sb. *whitebait* Brätling st. Breitling (richtig in den Anmerkungen).

Somit erscheint mit der vorliegenden Schulausgabe kein Fortschritt gegenüber der besser ausgestatteten von Horst und Whitaker (Velhagen und Klasing, Reform-Ausgabe Nr. 8) erreicht.

Graz.

Dr. Albert Eichler.

Dr. Karl Jacob, **Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis 1400).** I. Band. 2., durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1913 (Sammlung Göschen 279).

Nach einer knapp gehaltenen Einleitung, die in zwei Paragraphen über den Begriff und die Aufgabe der Quellenkunde der deutschen Geschichte und den allgemeinen Charakter des Quellenmaterials für die deutsche Geschichte handelt, erörtert der Verf. im 1. Kapitel (Allgemeiner Teil) die Sprache der Quellen, die Überlieferung und Sammlung des Quellenmaterials, gibt dann eine allgemeine Übersicht über die Quellen zur deutschen Geschichte und zählt die wichtigsten Quellensammlungen auf. Das zweite Kapitel, betitelt Übersicht über die wichtigsten Quellen der einzelnen Epochen, behandelt die Quellen der Karolingerzeit und die in der Zeit des sächsischen Hauses. Sowohl die Erörterungen in der Einleitung als auch die Bemerkungen über den allgemeinen Charakter des Quellenmaterials, über die Sprache der Quellen und die Überlieferung des Quellenmaterials und die allgemeine Übersicht sind durchaus zutreffend. Der § 6 stellt die wichtigsten Quellensammlungen zusammen, enthält also kein vollständiges Verzeichnis. Der Ausdruck „wichtigste" ist allerdings sehr einschränkend und man wird da wohl manches vermissen, was sehr wichtig ist. So wird man bei den Quellensammlungen S. 58 die *Fontes rerum Bohemicarum* (Böhmen gehört doch zum Deutschen Reich), bei den Regesten Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Babenberg, Emlers Regesten für Böhmen, bei den Urkundenbüchern das vortreffliche von A. v. Jaksch bearbeitete Urkundenbuch von Kärnten, den *Cod. dipl. Moraviae*, die Neuarbeitung der böhmischen Urkunden vermissen. Zu den Briefen des hl. Bonifatius ist jetzt die Übersetzung von Michael Tangl anzumerken. Einhards *vita Karoli* möchte ich doch nicht als „durch und durch von Wahrheitsliebe erfüllt" bezeichnen. Wenn sie das wäre, müßte sie noch viel erzählen, was sie verschweigt. Hallers Quellen zur Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates hätte ich nicht so versteckt in eine Note auf S. 85 gestellt. Diese Ausstellungen betreffen indes nicht das Wesentliche des Büchleins und können bei einer neuen Auflage leicht berichtigt werden.

Graz. J. Loserth.

Prof. Dr. G. Biedermann, Geographie von Europa ohne Deutschland, Österreich-Ungarn und die Schweiz. 16., neu bearbeitete Auflage mit 24 Abbildungen.

Geographie von Mitteleuropa. 16., neu bearbeitete Auflage mit 42 Abbildungen.

Geographie von Bayern nebst der Heimatkunde und einer Übersicht über die Erdoberfläche. 16., neu bearbeitete Auflage mit 14 Abbildungen.

Die drei vorliegenden Lehrbücher sind für bayrische Mittelschulen bestimmt und scheinen mir — den Lehrplan kenne ich nicht — nach Anlage und Ausmaß des Gebotenen, und was die Sprache anbelangt, recht gelungen zu sein. Die hohen Auflagezahlen sprechen für ihre starke Verbreitung, die wohlverdient ist. Die Abbildungen sind von verschiedenem Werte; neben recht guten Wiedergaben von Lichtbildern finden sich auch, im dritten Bändchen, formell minder gelungene Zeichnungen, die durch deutlichere ersetzt zu werden verdienten. Für österreichische Schulen kommt das Buch aus nahe liegenden Gründen nicht weiter in Betracht.

Wien. B. Imendörffer.

Brehms Tierleben. II. Teil: „Die Vögel“. 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben“ von Wilhelm Kuhnert und Walter Heubach, mit Text von Dr. Viktor Franz. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1913.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die in Brehms Tierleben aufgenommenen Tierbilder, welche, wie schon die Namen Kuhnert und Heubach dartun, dem Leben mit unübertrefflicher Meisterschaft nachgebildet sind, in Form eines Tafelwerkes einem weiteren Leserkreise leichter zugänglich zu machen. Die Mappe „Vögel“ ist der erste Schritt, diesen Gedanken zu verwirklichen. Auf 60 farbenprächtigen Tafeln sind 69 Vögel dargestellt und jeder Tafel ist ein kurzer Text beigegeben, welcher neben einigen kurz beschreibenden Angaben und Bemerkungen über Ernährungsweise, Art des Nistens und geographische Verbreitung besondere Hinweise auf die Bedeutung der Arten für den Menschen enthält, und zwar nicht nur für das praktische Leben, sondern auch in Beziehung auf unser ästhetisches Empfinden. Der Text lehnt sich großenteils an Brehms Tierleben an.

Die Tafeln zeigen uns nicht nur die schönsten und wichtigsten einheimischen Vögel, 31 an der Zahl, sondern sie bringen uns auch zahlreiche ausländische, durch ihre Farbenpracht ausgezeichnete, wie z. B. Papageien, Kolibris, Paradiesfliegenfänger, Paradiesvögel, Tangaras, Nektarvögel u. a., oder durch ihre Form interessante Vögel, wie Helmkasuar, Kaiserpinguin, Tukans, Klippenvogel u. a.

Dieses Tafelwerk wird sicher imstande sein, wie es ja auch Absicht der Herausgeber ist, in weiteren Kreisen die Liebe zur Natur zu heben und die Freude an ihrer Erhaltung zu pflegen; es wird aber auch auf das künstlerische und wissenschaftliche Verständnis seiner Leser und Beschauer einwirken. Nicht am wenigsten aber wird die Schule von diesem Tafelwerke gewinnen; denn es enthält ein reichliches Anschauungsmateriale für den Lehrer in der Naturgeschichte, welches den Schülern in sehr bequemer Weise vorgeführt werden kann, und zwar mehrere Tafeln gleichzeitig; auf diese Weise würde es auch auf die Schüler in obigem Sinne einwirken können.

Die Anschaffung dieses Werkes sei jedermann, besonders aber den Kustoden der naturgeschichtlichen Lehrmittelsammlungen wärmstens empfohlen.

Wien. Med. Dr. Lothar Skalla.

Programmschau.

30. Dr. Georg Schön, Zu den römischen Säkularspielen. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Wiener-Neustadt 1913. 28 SS.

Der Verf. beschäftigt sich in seiner fleißigen und gründlichen, weit ausgreifenden Arbeit zunächst mit der Frage der Entstehung und Eintragung der Fasti Capitolini und kommt mit Matzat, Cichorius u. a. zu der Ansicht, daß der liber annalis des Atticus der Publikation auf der Außenwand der Regia als Grundlage diente; er bespricht dann die einzelnen antiken Theorien über die Dauer eines saeculum und dessen erstmalige Feier: die Varronische Reihe a. u. c. 305, 406, 505, 605, 705 (so mit Mendelssohn gegen Mommsen) war für Augustus unbrauchbar; nach ihr hat nur mehr Claudius seine Feier angesetzt; Augustus ließ sich von Ateius Capito die Reihe a. u. c. 298, 408, 518, 628, 737 berechnen; „der Kaiser hatte aber das Recht, den Eintritt der neuen Weltepoche nicht erst, nachdem er erfolgt war, zu feiern, sondern bereits im Schlußjahr

der vorausgehenden Epoche". Es folgt die Besprechung der Randbemerkungen in den Listen, welche die Notizen über die Säkularspiele enthalten, und der Verf. sucht aus der Schriftform, der Stilisierung der Notizen, der Titulatur des Augustus und aus inneren Gründen nachzuweisen, daß diese Bemerkungen nicht erst alle unter Domitian, sondern die zu den ersten fünf Feiern von Augustus, die zur siebenten von Domitian nachgetragen wurden. Endlich wird auf Grund von Tacitus Annal. XI 11 (*ludis saecularibus imperatoris Domitiani intentius adfui sacerdotio quindecimvirali praeditus ac tunc praetor*) und der Tatsache, daß Tacitus als Historiker nach der in der Kaiserzeit seltenen Kapitolinischen Ära rechnet, der Nachweis versucht, daß Tacitus es gewesen sei, der Domitian die Chronologie seiner Feier lieferte; eine bestechende Annahme.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

---

31. **Dr. Josef Mařik, Entwicklung von me. $\bar{ǫ}$ in den heutigen schottischen Mundarten.** Progr. der Landes-Oberrealschule und der mit ihr verbundenen höheren Landes-Gewerbeschule in Wiener-Neustadt 1912. 23 SS.

Der Verf. untersucht an 237 Wörtern die Entwicklung des mittelenglischen langen geschlossenen *o* in den heutigen Mundarten der verschiedenen Grafschaften Schottlands. Um Raum zu ersparen, werden die zu untersuchenden Wörter, alphabetisch geordnet und numeriert, vorangestellt, so daß in der Tabelle, welche die Entwicklung des betonten Vokals dieser Wörter darlegt, nur mit den betreffenden Nummern darauf hingewiesen zu werden braucht. Das Material schöpft der Verf. hauptsächlich aus dem Monumentalwerke *On Early English Pronunciation, Part V, The Existing Phonology of English Dialects* von A. J. Ellis (London 1889), ferner aus *The English Dialect Grammar* und *The English Dialect Dictionary* von J. Wright (Oxford 1896—1905). Für die nordöstliche schottische Mundart wurde noch *A Phonology of the North-Eastern Scotch Dialect on an Historical Basis* von Heinrich Mutschmann, Bonn 1909 (Bonner Studien zur Englischen Philologie, Heft 1) herangezogen.

Die fleißige, sehr wertvolle Abhandlung ist nur ein Teil einer größeren Arbeit, mit der sich der Verf. schon seit längerer Zeit beschäftigt und die in nächster Zeit erscheinen soll.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der Lyriker Millevoye.

(Ein Literaturbild aus der Glanzzeit Napoleons.)

„Je veux choisir ce qu'il y a de mieux et faire effet à tout prix.“
Stendhal (Calman), Chronique du XIXe siècle II 45.

1. Kulturelle Voraussetzungen zur Literatur der Empirezeit.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem Deutsche und Franzosen gleichzeitig einen Höhepunkt und einen Tiefpunkt in ihrer Entwicklung durchlebten. Deutschland lag vor etwa einem Jahrhundert den Napoleonischen Adlern zu Füßen, aber es sah auch sein goldenes Zeitalter, eine Epoche höchster Dichtkunst, blühen, welcher das Volk jenseits des Rheins in den eisernen Tagen seines größten Kriegsruhms nur die nüchternste Prosa gegenüber stellen konnte. Man muß sich überhaupt den kulturellen Tiefstand des damaligen Frankreich vor Augen halten, um sich ein richtiges Bild von der damaligen Literatur machen zu können.

Die Revolution hatte eine allgemeine Krise im Gefolge gehabt. Von einzelnen Machthabern hin und her gerüttelt, erlebten die Franzosen jener Zeit in zwei Jahrzehnten Ereignisse, die sonst innerhalb zweier Jahrhunderte nicht stattfanden. Einrichtungen und Gesetze wurden aus der Brandung der Leidenschaften geboren. Sie wurden ohne ruhige Überlegung und ohne genügende Rücksicht auf diejenigen geschaffen, welche diese Gesetze befolgen sollten. Was die besten Männer des 18. Jahrhundertes herbeigesehnt hatten, erhielt eine revolutionäre, nur vorübergehende Gestaltung. Nicht auf das allgemeine Bedürfnis waren die neuen Normen zugeschnitten, sie entsprangen nur zu oft der Laune eines despotischen Individuums. Nur deshalb erscheint um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das Gesetz der allmählichen gesell-

schaftlichen Entwicklung zersprengt, scheinen die gesellschaftlichen Bande zwischen zwei Zeitaltern so völlig zerrissen zu sein. Ein chaotischer Zustand waltete über dem Frankreich der Revolution und des ersten Kaiserreiches. War doch das Gute, das man von der Lehre der Gleichheit, der Toleranz und der Humanität erwartet hatte, in einer allgemeinen Bestürzung und Unordnung untergegangen. Hatte sich doch die Revolution selbst zum blutigen Tyrannen des Landes aufgeschwungen! Man muß sich die Grausamkeiten der Schreckensherrschaft, die Korruptionswirtschaft des Direktoriums vergegenwärtigen, um die moralischen Folgen für die Bevölkerung zu verstehen. Furchtsamkeit und Verzagtheit mußten die Gemüter einnehmen, Verluste an geistiger Aktivität mußten über die Nation hereinbrechen. Das Gefühlsleben fand gewaltigen Abbruch.

Bekannt und vielfach gerühmt ist der Familiensinn des Franzosen, wie er in der Literatur aller Jahrhunderte zu belegen ist. „*La Terreur*“ hatte aber die Herzen für solche Gefühle unempfindlich gemacht. Man kümmerte sich nicht einmal mehr um die Toten. Nach Goncourt[1]) *on les jettait en terre comme des chiens et personne pleurait plus aux cimetières autrefois pleins d'espérance et d'immortalité. Dans les pourissoirs abandonnés on y voyait plutôt des voleurs violer les cercueils et les cadavres des hommes infortunés.*

Die Energie der französischen Gemeinden verfiel zusehends. Man verstand es nicht mehr, mit politischen Mitteln ein neues Joch abzuschütteln. Die Gesellschaft befand sich in einem so bedauernswerten Zustand, daß ihr augenblicklich jeder Arzt, jeder Helfer willkommen sein mußte, wofern er sie nur wenigstens aus dem Zustande der geistigen Lethargie herauszureißen vermochte. Deshalb war ihr selbst ein Napoleon willkommen, so reaktionär auch seine Maßnahmen sein mochten. Auch die härteste Heilmethode war dem schwerkranken Lande willkommen. Es war selbst damit einverstanden, wenn die Annäherung an die verlassenen gesellschaftlichen Zustände und die allmähliche Rückkehr zur nationalen Arbeit neuerdings mit Strömen französischen Blutes bezahlt werden mußten.

Im Zusammenhange damit erlebte die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts eine Art Auferstehung; nur ist diese Empfindsamkeit mehr gerechtfertigt, sie ist jetzt weniger eingebildet und gekünstelt. Die allgemeine Trauer über so viel zerstörtes Familienglück, über so viele zerstörte materielle und geistige Güter, das allgemeine Gefühl des Schmerzes, dem die Zuflucht zur Philosophie und Religion versagt war, führten das Volk zum Absonderlichen. Die Magie dringt in das Land der Enzyklopädisten[2]). „*Tout le*

---

[1]) Les frères de Goncourt, *Histoire de la societé française pendant la Révolution; sous le Directoire*, S. 85. (Klassing-Velhagen, Prosateurs français Nr. 171).

[2]) Ebenda S. 93.

monde est amoureux du surnaturel: Des diableries de Cubelier, les ésprits-corps de mistress Radecliff chez les libraires occupent tous les yeux, toutes les oreilles et toutes les imaginations. Des diables, des nains, des géants, des mystères, une tour noire, une grotte, une abbaye ruinée, les cavernes de la Mort, le souterrain". Das alles gehörte zum neuen Geschmack. Der Mensch wird eben abergläubisch, wenn ihm seine Gottheiten verboten werden. Angesichts solcher Erscheinungen war es ein kluger Schritt Bonapartes, welcher für gesellschaftliche Erscheinungen ein sehr scharfes Auge hatte, wenn er am Pfingstfeste 1801 den katholischen Ritus wieder in seine Ehren einsetzte. Er brachte damit seinem Volke manchen Trost und manche Anregung. Die positive Religiosität brachte dem Volke eine längst vermißte harmonische Geistigkeit zurück. Die dichterisch so schwer gestaltbare Empfindsamkeit der Republik erhielt ein Element der Festigkeit. Der erste Konsul und Chateaubriand, die Schrittmacher des Christentums, trugen dazu bei, daß das französische Leben ein neues Skelett erhielt, daß es Stützpunkte bekam, auf welche ein neues Gebäude aufgerichtet werden konnte. Vorläufig handelte es sich dabei nur um den Außenbau und dessen Fassade. Was sich im Innern verbarg, darauf mochte es noch weniger ankommen. Vorläufig handelte es sich darum, eine äußere Kunstform auszufüllen. Was die Theorie ihres Inhaltes anbelangte, so machte man sich darüber wenig Sorgen.

In der Poesie sollten die alten klassischen Formen, die seit langem mit kleinen „Nichts" ausgefüllt erschienen, einen affektierten, scheinbar ernsten Inhalt empfangen. Wie zur Entstehungszeit der klassischen Dichtung greift man zu Nachahmungen und zu Übersetzungen. Aber die Motive dieser Erscheinung besitzen jetzt einen ganz ausgesprochenen Charakter. Eine wirklich erlebte passive Empfindsamkeit sucht ihren literarischen Ausdruck. Nur langsam gelingt es einem Übergangsgeschlecht, die starke Disharmonie zwischen Form und Inhalt der Kunst und insbesondere der Dichtkunst auszugleichen.

2. Neue Beurteilung Millevoyes. Seine Entwicklung zum Elegiker.

Die Nichtbeachtung der geschilderten kulturellen Verhältnisse Frankreichs zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben Millevoye, einen typischen Ringer der Zeit, in eine besonders falsche Beleuchtung gebracht. Die Urteile über diesen zu seiner Zeit viel gelesenen Dichter gehen in auffallendster Weise auseinander, so daß der Dichter wohl eine neue Betrachtung verdient.

Fast alle Forscher neigen zu der Ansicht, im Lyriker Millevoye einen Vorläufer Lamartines zu sehen. Nach St. Beuve sind seine Gedichte aus den Bekenntnissen einer gerührten Seele ge-

flossen. Sie seien ganz persönlichen Charakters [1]). Merlet findet in den Werken des Dichters *„une vibration de sa tristesse résignée, de sa lyre brisée, des accents vraiment parfaits“*. Einige Elegien muten ihn an wie ein Übergang *„un passage d'André Chénier à Lamartine“*. Bertrand stimmt mit dem Urteil der Konversationslexika überein, wenn er ihn mit einem allerdings geringeren Lobe einen *„poète poitrinaire“* nennt. Die Enzyklopädisten (Lexikographen aller Nationen) sprechen von einem französischen Hölty. Bertrand entfernt sich am meisten von den landläufigen Urteilen, wenn er unserem Dichter als erster die lit. Plünderung Chéniers vorwirft. Entspricht dergleichen einem lyrischen Talent? Der Hauptbiograph Millevoyes, der völlig in der Idee von der dichterischen Tüchtigkeit seines Landsmannes befangen ist, bedauert den frühen Tod des Poeten im Interesse der französischen Literatur. Wer bestätigt uns, daß der Dichter wirklich lungensüchtig gewesen sei? Was Ledieu und der Herausgeber Pongerville darüber verbreiten, gehört in das Reich der Legende. Unter den älteren Kritikern finden wir keinen einzigen Zeugen für seine *voix haletante*, seine *langeurs personelles et sa muse poitrinaire*“ [2]). Selbst bei Ledieu befinden sich Ansätze zu einer anderen Auffassung, indem von einem Dichter *„jeune homme nullement chetif“* [3]) gesprochen wird. Selbst Ledieu kämpft bereits leise gegen eine literarische Überlieferung, die unter dem beherrschenden Einflusse Pongervilles das Bild des Dichters entstellt hat. Ohne daß Ledieu bis zur Umwertung der Kritik gegangen wäre, worin er leider mit den übrigen Literarhistorikern übereinstimmt, hat er doch eine Lungenkrankheit des Dichters in Abrede gestellt. Ein Jahr vor dem Tode (1816) des Dichters *„la maladie de poitrine s'est déclarée“* [4]). Auch andere angebliche Beziehungen zwischen Dichtung und Leben sind zweifelhaft, daher ein Anlaß, die Millevoye-Kritik auf andere Grundlagen zu stellen. Ein unglückliches Liebesverhängnis soll nach Ledieu der Ausgangspunkt der elegischen Dichtung Millevoyes gewesen sein. Der Anblick einer ihm als Braut versagten und dahinsiechenden Base soll ihn zum Elegiker gestimmt haben [5]). *„Le poète ne trouva plus d'interprète que dans le long recueillement de la mélancolie survivant au désespoir que le cœur cicatrisant ses blessures se plaît à retracer ses dechirements.“* Ledieu glaubt, in einem kurzen Vierzeiler das ganze Seelenleid Millevoyes verborgen zu finden. Die Prägnanz des Ausdrucks soll die Größe des unaussprechlichen Schmerzes wiedergeben.

---

[1]) St. Beuve, *Portraits littéraires*, I 414/415. Paris, Garnier 1862.
[2]) G. Merlet, *Tableau de la littérature française* 1800—15, S. 421, Paris 1878.
[3]) Ledieu, *Millevoye, sa vie et ses œuvres*, Paris 1886, S. 72.
[4]) Ebenda S. 73.
[5]) Ebenda S. 48.

„Ici dort une amante à son amant ravie
Le ciel vers lui la rappela.
Grâces, vertus, jeunesse et mon cœur et ma vie,
Tout est là".

Gegen Ledieu und Pongerville ist festzustellen, daß diese Inschrift erst ein Jahr nach dem Tode des angeblich besungenen Mädchens im Musenalmanach des Jahres 1808 zum ersten Male veröffentlicht wurde.

Schließlich läßt sich in diesem Gedichte Millevoyes die Nachahmung eines Modegedichtes, einer *élegie maternelle*" der Madame Babois, nachweisen [1]):

„Ici sont renfermés sous cette
pierre tes grâces, ta beauté, tes
talents, tes vertus et le cœur
de ta mère".

Man braucht nur in diesen gegebenen Rahmen ein Liebesverhältnis substituieren, um zu erkennen, daß Millevoye in seinem Gedichte nur einer literarischen Mode folgte. Pongerville urteilt [2]) ganz falsch, wenn er von einem „*tombe*" spricht, „*digne à enfermer le bonheur à venir d'un vrai poète.* Die beiden Chénierforscher M. de Bec Fouquière und M. Labitte aus Abbeville wissen uns übrigens manch galantes Abenteuer Millevoyes mitzuteilen. Auf jeden Fall stehen die Grundlagen der bisherigen Millevoyekritik auf sehr schwachen Füßen. Wir müssen neue Wege gehen, wollen wir endlich einem vielgelesenen Dichter des vorigen Jahrhunderts gerecht werden.

Millevoye hat schon als Schüler Verse geschmiedet. Ein Lobgedicht auf seinen Lehrer Dumas gibt uns eine Vorstellung von seinem Geschmack [3]):

Vos leçons m'ont formé; mes vers sont votre ouvrage.
Vous ne pouvez, Ariste, en dédaigner l'hommage.
Jamais dans mes tableaux l'obscène nudité,
Ne vient éffaroucher la pudique beauté.
Je hais le satirique et son rire moqueur.
Il brille par l'esprit aux dépens du cœur,
C'est vous qui le prémier, par des avis sévères,
Daignâtes corriger mes rimes trop légères.
Qui le prémier du gout m'enseignâtes les lois ...

Nach J. Dumas [4]) war Millevoye ein Bewunderer des Idyllendichters Florian. Millevoye soll viele seiner milchsuppenartigen Erzählungen auswendig gekannt haben. Aber es wird gleichfalls ein Verdienst Dumas' sein, wenn er seinen Schüler auf andere Muster gewiesen hat. Dumas war ein guter Freund des Dichters

[1]) M. Babois, *Elégies maternelles*, II 75, Paris 1805.
[2]) Pongerville, *Oeuvres de Millevoye, préc. d'une notice biographique*, Paris 1835, S. XVI.
[3]) *Oeuvres complètes de Millevoye*, Paris, Ladvocat 1822, I 208.
[4]) Ebenda I, S. X.

Louis Fontanes, desselben, welchem nach St. Beuve[1]) Chateaubriand die Eindrucksfähigkeit seines Stiles verdankt. Fontanes pflegte nach den Aufzeichnungen des zeitgenössischen Literaten M. J. Chénier[2]) „*une pœsie harmonieuse et correcte, une précision nerveuse, une versification savante et sans recherche*“. Die spätere Skrupellosigkeit Millevoyes in der Zusammenschweißung fremder Elemente zu neuen dichterischen Gebilden verstehen wir einigermaßen zu entschuldigen, wenn wir uns die Anschauungen Fontanes vor Augen halten, mit denen Dumas eins war. Was die so kunstverständige Mad. de Staël[3]) so heftig tadelte, forderte er: „*Il faut cacher la monotonie des ideés*“. Er erlaubt den Dichtern hiezu in weitestem Umfange Entlehnungen. Er ist ästhetischer Eklektist um den Preis einer gewissen äußeren Harmonie der Dichtungen.

In der stilistischen Form ist Millevoye von allem Anfang durch Dumas und Fontanes beeinflußt. Daß er aber auch Florian und dessen literarische Gruppe zu Beginn seiner Dichterlaufbahn geschätzt hat, zeigt der belehrende und beschreibende Gehalt der Dichtungen aus seiner ersten Dichterperiode. Die ersten Dichtungen Millevoyes sind: *discours*[4]). Vereinzelt sind erotische Lieder, und *épitres* vertreten[5]). Eine Anzahl von *dizains* und *huitains* beschließen die Dichtungen der ersten Zeit[6]). Elegien sind nicht vorhanden.

Durch die zahlreichen Übersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen Gessners war die beschreibende Dichtung zu Ansehen gelangt. Eine Stelle bei Huber mochte manchem Dichterling die Augen über beschreibende Wirkungen öffnen[7]). Der wartende Geliebte sagt: „*J'employerai ces moments à observer autour de moi la campagne pour tromper mon impatience*“. Nur zu oft finden wir bei Florian, Delille u. a. solche Situationen zu Beschreibungen ausgenützt. Analytische Effekte ohne echte Naturbegeisterung unter dem Einfluß Florians und Delilles, der die poetischen Ausschreibungen der *Académie* beeinflußte, dichtet nun Millevoye. Beschreibend wie viele vor und um ihn, aber doch auf stilistische Effekte bedacht, die ihn von den Vorbildern abhoben.

---

[1]) St. Beuve, *Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'empire,* Paris 1878, S. 88.

[2]) M. J. Chénier. *Tableau de l'état et des progrès de la litterature française depuis 1789*, Paris, Ledentu 1834, S. 23/24.

[3]) Mad. de Staël, *De la littérature considerée dans ses rapports avec la vie sociale,* Paris 1801, I 218.

[4]) *Le plaisir du poète* (1801), *Le satire des romans du jour, Le dialogue entre la rime et la raison* (M. A. 1803), *L'amour maternel, L'indépendance de l'homme de lettres, L'invention poétique, Le voyageur, Belzunce.*

[5]) *L'épitre à M. Parny, Le déjeuner, La fauvette* (M. A. 1801).

[6]) *Plaisir et Bonheur, La pomme, L'oiseleur, La vérité, Le fleuve d'oubli, L'égloge de la rose* (Anacréon).

[7]) M. Huber, *Oeuvres compl. de S. Gessner,* Paris 1762, III 100.

Dabei ist er bereits Eklektiker. „*Le plaisir du poète*“ steht zwei Gedichten der Madame Dufrenoy (M. A. 1804), ihren „*plaisirs*“ und ihren „*consolations*“ sehr nahe. Ebensowenig originell ist das preisgekrönte Gedicht Millevoyes „*L'indépendance de l'homme de lettres*“ (1806). Chamfort (1731—94) hatte bereits über das nämliche Thema gesungen. Millevoye[1]) verherrlicht den Schriftsteller, welcher „*brave l'adversité de ses ennemis par sa vertu*“. „*Libre au palais des rois, sans hauteur, sans bassesse, Parfois il se soumet, jamais il ne s'abaisse.*“

In dem Gedichte Chamforts, der sich vergeblich bemüht hatte, einen Preis für dieses echt akademische Thema zu gewinnen, heißt es im Hinblick auf den Dichter und den König[2]): „*Du fond de sa retraite il t'impose des lois*“. Gleich Millevoye begrüßt Chamfort den Schriftsteller als Freiheitshelden. Das Thema des Gedichtes hatte mehrere Bearbeiter gefunden, darunter den von der Akademie nicht ausgezeichneten Dichter Fabre. Der Herausgeber Fabres, M. Sabattier, schreibt den Sieg Millevoyes den stilistischen Vorzügen seiner Arbeit zu[3]).

L'Invention poétique“ gehört ebenfalls zu den Stoffen der Zeit. *Chênedollé* hatte unter diesem Titel eine Ode Klopstocks[4]) bearbeitet. Bereits A. Chénier hatte den Stoff als Diskurs verwendet. Der in seiner Erfindung so karge „*voyageur* (1807) erhielt den Preis der Akademie. Nach der Vorliebe der Zeit erzählt uns Millevoye in dem Gedichte viel von Kolumbus und Cook. Kurze Zeit vorher hatte Madame Dubocage eine langatmige Kolumbiade erscheinen lassen, deren 10 Gesänge Esménard[5]) in einen Gesang zusammenzog.

Was die Lobsprüche auf Cook anbelangte, so mußten diese dem einflußreichen Mitgliede der Akademie Delille besonders gefallen, der in seinen „*jardins*“ auch für Cook eine geräumige Ecke gefunden hatte.

Nach Delille hat Cook die „*arts consolateurs*“ auf Erden verbreitet[6]).

„Toi, brave Cook, qui cher à tous les cœurs,
Unis par les regrets la France et l'Angleterre,
Toi qui dans ces climats où le bruit du tonnère
Nous annonçait jadis Triptolème nouveau
Apportais le coursier, la brebis, le taureau,
Le soc cultivateur, les arts de ta patrie, et des brigands d'Europe
expiais la furie,
Ta voile en arrivant leur annonçait la paix“.

---

1) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 227.
2) Ginguené, *Oeuvres de Chamfort*, Paris 1795, III 360.
3) Sabattier, *Oeuvres de Victorin Fabre*, Paris 1844, I 17.
4) Chênedollé, *Etudes poétiques*, Paris 1820, *v. note sur l'invention.*
5) L. Esménard, *La navigation*, Paris 1805, S. 157.
6) Delille, *Oeuvres p. p. Fissot*, Paris 1833, VII 113.

Ganz ähnlich dichtet Millevoye[1]):

„Cook respecté dix ans des rois et de l'envie,
Semble de flots du Sud le monarque et le dieu.
Des îles tout à coup invitent ses regards,
Et ces filles des eaux, vierges encore naïves, étalent sous ses yeux
leurs grâces primitives.
Aux lois de l'industrie il soumet la nature.
D'un germe liberal il dote les guerets,
Et sa voix te revèle et Pomone et Ceres".

„L'églоge de Belcunze" beschließt den Reigen der *discours.* Durch seinen rührenden Gehalt kündigt das Gedicht die elegische Epoche des Dichters an. Der Schüler Dumas und Fontanes mußte tugendhafte Stoffe lieben. Den Stoff hatte er jedenfalls aus Popes *„Essai sur l'homme"* geschöpft. Im übrigen war die Geschichte auch in weiten Kreisen des französischen Volkes bekannt. — Im *„Dialogue entre la rime et la raison"* hebt der Literarhistoriker Feletz *„la flexibilité de ce jeune talent"* hervor[2]).

Die übrigen poetischen Erzeugnisse, wie man sie hie und da im *Almanach des Muses,* im *Chansonnier des dames,* in den *Etrennes de l'amour* eingestreut findet und wie wir sie im Jahre 1808 mit Belcunze in einem bescheidenen Bändchen vereinigt finden, zeigen den literarischen Neuling. Der Poet besitzt eine geringe Phantasie, er hat keine eigenen Bilder und Gedanken. Wohl aber baut er seine *discours* logisch auf und verwendet große Sorgfalt auf den Stil. Im *„déjeuner"*, im *„serment"*, in *„la fauvette"*, in *„peine et plaisir"* verrät er eine Ader des Erotikers Parny. Im Detail weisen die verschiedenen Stücke auf verschiedene Vorbilder. So hat Dorat in einem Achtsilbner von dem Liebesleid gesungen, das *„au milieu du plaisir"* zutage tritt[3]).

Im *déjeuner* zeigt sich Millevoye als Liebhaber der Gastronomie. Er befolgt dabei ein Rezept des alten Kritikers Laharpe, dessen *„Conseil à un jeune poète"* lautet[4]):

Ecoutez moi, suivez le chemin que j'ai pris,
Soyez homme du monde.
Celebrez les soupers, les boudoirs et les vint.
Du nom de quelque belle ornez vos pièces".

„La fauvette" ist eine gelungene Umarbeitung der besten Liebesromanze von Leonard[5]): *„Mais pour me réjouir je baise une fauvette et chante sa jeune beauté n'ayant pas encore d'amants".* Millevoye, der jetzt schon seine Vorliebe für dramatische Gruppierung zeigt, führt in der Tradition Gessners und Florians ein Liebespaar ein. Im Walde fängt der Liebende die der Geliebten entflogene Grasmücke ein. *„Console-toi, Tu n'as perdu que la Fauvette!"*

---

1) Millevoye, *Oeuvres compl.*, I 240.
2) L. Feletz, *Mémoires sur l'histoire littéraire,* Paris 1847, II 480.
3) Dorat, *Colléction compl. des oeuvres,* Neuchâtel 1776, II 54.
4) Laharpe, *Oeuvres,* Iverdon 1777, I 181.
5) Leonard, *Oeuvres diverses,* Liège 1777, idylle IV.

Die *dizains* und *huitains* des Dichters sind ebenfalls ziemlich wertlos. Teils Übersetzungen, teils Nachahmungen. Nur suchte Millevoye die Gattung, welche in der französischen Literatur seit *Mellin de St. Gélais* so reiche Pflege erfuhr, wieder auf reine Formen zu bringen. Er gedenkt, in einem epigrammatischen Rahmen „*une idée gracieuse ou piquante*“ unterzubringen[1]). So verläßt er die plumpen, beschreibenden Formen und nähert sich den Kunstformen der lyrischen Dichtung. Aber wie seine Kunstpläne dem Kopfe entsprungen waren, so werden es auch seine weiteren Gedichte sein. Lyrische Gedichte, die aus dem tiefsten Herzen geschöpft werden müssen, dürfen nicht zu erwarten sein. Wenn er von der beschreibenden Richtung Delilles, Légouvés[2]), Rouchers[3]), Esménards[4]), Malfilâtres[5]) und Simon Ballanches[7]) abkommt, so verdankt er diesen Fortschritt den Einflüssen Fontanes' und Dumas'. Die epigrammatischen Kleinigkeiten, die ihn zu neuem Nachdenken über die beste Form der Dichtungen angeregt haben, leiten zur Elegiendichtung hinüber.

Die Elegiendichtung Millevoyes wurzelt entgegen allen anders lautenden Erklärungen in den theoretischen Erwägungen des Dichters. Nebenbei spielen Strömungen im Geschmacke der Zeit eine nicht zu unterschätzende Rolle. — Schon Florian dringt auf einen Wechsel im Stil. Dem Hirtendichter flößen die Hirtengestalten und ihr Treiben Langeweile ein. Der dichterische Rahmen der Idylle und der Ekloge erscheint ihm zu enge. Er verlangt für die Dichtung die Einführung der „*mœurs locales*“, für den Stil „*une exactitude rigoureuse*“. Er will das Gefühl mächtiger packen, indem er „*situations hautes d'une mélancolie profonde*“ verlangt[7]).

Auch Millevoye ist bereits in der Epoche seiner *Discours* die Domäne der Dichtung zu eng[8]). Er bedauert den Verlust der „*vigueur poétique*“. Er sucht — allerdings nicht im wahren Gesundbrunnen des eigenen Herzens — die „*dous que la poésie avait perdus*“. Er denkt an Renaissance und Eklektizismus. Die antiken Metamorphosen, die Todesgedichte Joungs könnten zur Auferstehung der Dichtung beitragen. Jetzt scheidet Millevoye allen Ernstes die moralische von der unmoralischen Dichtung[9]):

> „*Par des vivants portraits faites rougir le vice,*
> *De lui même effrayé que le crime pâlisse*“.

---

[1]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 306.
[2]) Légouvé, *Les avantages de la mémoire.*
[3]) Roucher, *Les mois.*
[4]) Esmenard, *La navigation.*
[5]) Malfilâtre, *Le soleil fixe au milieu des planètes*, Ode I in den *Oeuvres*, Paris 1805.
[6]) P. S. Ballanche: *Le sentiment.*
[7]) Florian, *Oeuvres* (*Essai sur la pastorale*). Leipzig 1826, VII 247.
[8]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 212.
[9]) Ebenda I 221.

Sonst hatte das Gedicht *„Independance“* wenige Selbstbekenntnisse Millevoyes geboten. Seine Zukunftsgedichte werden im Studierzimmer vorbereitet. Gar nicht wie ein Lyriker arbeitet er nun [1]) *„éloigné des partis et sourd à leurs clameurs“; „dans la solitude il amasse lentement les trésors de l'étude“*. Daß er eifrige Studien betrieb, bestätigt uns auch einer seiner Briefe an A. de Poilly [2]). Er beklagt sich darüber, daß jetzt der Parnaß seine Höhe verloren habe. *„A présent c'est un grand chemin et sauve qui peut“*. Für die Bestrebungen Millevoyes war es günstig, daß er durch die Adoptierung seiner Tante in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangte [3]). Er gab seine Stellung als Angestellter einer großen Buchhandlung auf. Seine Anschauungen finden jetzt rasche Klärung.

In dem bedeutsamen Gedichte *L'invention* des nächsten Jahres zeigt er schon geläutertere Auffassungen. In dem Gedicht *Le plaisir du poète“* suchte man vergebens nach dem Bilde des Dichters. Jetzt stellt er wirkliche dichterische Ideale auf. Der Dichter soll *„enfanter les illusions“*; *„le poète dispose ses couleurs“*, *„Il s'empare du pinceau dès qu'un dieu l'avertit; il est créateur, même alors qu'il imite“*.

Wir begegnen unseren Dichter ganz im Banne der Theorien Fontanes'. Wie ein Alexandriner holt er die Elemente seiner Dichtungen bald hier, bald dort herbei und möchte sie dann als *„créateur“* zu einem neuen, sekundären Ganzen hinaufschrauben. Wiederum entspringt seine Kunst aus dem Kopfe. Er redet Scheineindrücken das Wort, die nimmermehr lyrisch wirken können. Auch sonst verrät er den unlyrischen Alexandriner.

Nach Lamartine [4]) vervielfältigt der Lyriker sein Wesen: *„il multiple son être et crée à son tour“*. Nach der Auffassung Millevoyes modelt das dichterische Genie an der äußeren Materie, die allenfalls durch die Behandlung des Dichters wächst [5]). *„Le génie! . . son sujet sous ses peux se déploie et grandit“*. Millevoye ist es gar nicht darum zu tun, des Gesanges wegen zu singen wie Lamartine, Hugo oder Musset. Was Brunetière von den schlechten Lyrikern sagt [6]), trifft ganz auf Millevoye zu: *„Il examinera, il calculera, il méditera les convenances de ses sujets pour arriver à une forme qui prétend un fond lyrique“*. — Rousseau sagt an einer Stelle: *„Le plaisir ne pénétra pas jusqu'à l'âme, parce qu'il s'arrête à l'oreille“*. Das wird auch bei Millevoye zutreffen, der so unendlich viel Gewicht auf die äußere Harmonie seiner

---

1) Ebenda I 225.
2) Ledieu, S. 19.
3) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 18.
4) *La mort de Socrate* (Lamartine).
5) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 234.
6) F. Brunetière, *L'évolution de la poésie lyrique en France au XIXième siècle*, Paris 1906, I 123.

Gedichte legt. — Rousseau, dessen Verständnis für die lyrische Kunst noch viel zu wenig gewürdigt ist, war ihm weit überlegen, wenn er bereits feststellt, *„que la véritable harmonie échappe à celui qui charge en artiste un sujet connu en faisant seulement une sorte de remplissage“* [1]). Der Vorläufer der Revolution Rousseau kann die Lyrik der Zeit nach der Revolution nicht besser charakterisieren.

Millevoye hält sich immer bei stilistischen Einzelheiten auf. Den faden Dichterlingen der Zeit gibt er dabei manch kräftigen Ratschlag [2]): *„Que des termes fécondent la pensée, animent les discours“*. Sprachliche Neubildungen nennt er Schönheiten. Verzerrungen dürfe es aber nicht geben:

„Pour paraître hardi, ne soyez point bizarre.
L'abus des beautés même enfante la langueur“.

Eine Kritik im Musenalmanach 1807 nennt den Dichter noch *„un peu uniforme“* [3]). In der *„invention“* fordert er selbst entschieden die Vermeidung der Eintönigkeit, gelangt aber schon dazu, sich selbst zu plündern, wie ihm die *décade littéraire* bereits vorwirft [4]). Millevoye bekennt sich offen als Eklektiker:

„Variez vos sujets, parcourez d'autres rives;
Demandez au désert des scènes primitives;
Trouvez loin de Paris et loin des vos rivaux,
De nouvelles couleurs et des objets nouveaux.
Il est encore des îles inconnues, où les lois d'Appolon ne sont point parvenues“.

In seiner Art gehörte Millevoye zu den [5]) *„talents sans caractère“*, wie sie das erste Kaiserreich groß zog. Napoleon begünstigte die Dichter, welche einer eigentlichen Begeisterung unfähig waren. Die Ästhetiker unter seinen Anhängern suchten ein Surrogat für die Kunst.

Kostbare Anregungen dürfte Millevoye in seiner weiteren Entwicklung durch den Kritiker M. J. Chénier erhalten haben, dessen Aufzeichnungen wir sehr viel zu verdanken haben [6]). Nach Chénier sollte sich die Poesie von den deskriptiven Formen lossagen. *„Tout cela malgré les difficultés à vaincre; Inventer est un don très rare“*. Auch Michaud kann ihn vom *„esprit de detail“* abgebracht haben. In der Zeit, wo Napoleon [7]) von den Dichtern den vornehmen Ausdruck erhabener Ideen verlangte, mag ihn eine

---

[1]) J. J. Rousseau, *Oeuvres compl., Nouvelle Héloise, Deux ponts,* Lanson 1882, I 194.
[2]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 235.
[3]) *Almanach des Muses* 1807.
[4]) *La décade philosophique, littéraire et politique, l'an* XII 561.
[5]) Sabattier, I 21.
[6]) M. J. Chénier, S. 263.
[7]) G. Stenger, *La societé française pendant le consulat,* Paris 1907, IV 62.

Betrachtung Michauds über die Mängel der deskriptiven Form nicht wenig gefördert haben. Die charakteristische Stelle aus Michauds: „*Le printemps d'un proscrit*", Paris 1803, lautet: „*Je vois de ma fenêtre un ormeau, dont les branches s'étendent au loin et dont le vaste ombrage offre un abri tranquille au voyageur. Cet ormeau a vu naître trois générations; il a été pendant un siècle le temoin des danses et des plaisirs du hameau, son aspect m'inspire je ne sais quel sentiment de mélancolie et de grandeur. Mais si j'examine chaque branche en particulière, alors la première idée que j'avais s'éffacerait de mon esprit*".

Bei der stilistischen Entwicklung Millevoyes dürfen wir schließlich die Einwirkungen der geschilderten gesellschaftlichen Verhältnisse nicht übersehen. In dem Weltschmerz der Zeit lag ein Element des Schönen, des Poetischen verborgen. Madame de Staël nennt das Land glücklich [1]), „*où les écrivains partagent la tristesse que tout le monde respirait dans l'air*". In einer solchen Zeit war selbst Parny zu einem Dichter der Tugend geworden. Einzig steht seine Aufnahme in die Akademie da, wobei er mit „*un éloge magnifique de la pitié tendre et sensible*" sein freies Dichten abschwört. — Kurz vorher hatte Millevoye gegen ihn sein bereits rührseliges Gedicht „*l'amour maternel*" gerichtet:

„*Mes vers n'ont rien qui scandalise,*
Tu plaisantes, je moralise,
J'édifice la mère et toi,
Tu feras soupirer la fille,
Tu célebras la volupte,
Moi la tendresse maternelle,
Ma part est la vie éternelle,
La tienne l'immortalité".

Von jetzt an können beide Dichter Schulter an Schulter gehen. In der Tugend beider liegt übrigens etwas Schulmäßiges, etwas Angelerntes.

Im Musenalmanach 1807 [2]) begrüßt Parny den jungen Dichter der Mutterliebe. Millevoye kommt ihm vor wie ein Vollender seines Dichterlebens. „*Vous achevez mon ouvrage, Honneur à votre Appolon!* Er verweist ihn dabei auf die *élégance antique et la justesse et la clarté du style*". Das Talent des Dichters muß ihm ganz bedeutsam erschienen sein. In einem Briefe an Tissot nennt er Millevoye einen gefährlichen Rivalen. — Falsch ist die Ansicht Lédieus [3]), als habe Millevoye zuerst wieder den französischen Familiensinn künstlerisch verwertet. An Delille (*La Pitié*) und an Florian (*Le pont de la veuve*) schließen sich eine ganze Reihe zeitgenössischer Versschmiede an.

---

[1]) Mad. de Stäel, I 262.
[2]) *Almanach des Muses* 1807, 222.
[3]) Lédieu, S. 101.

Fontanes, der geistige Förderer Millevoyes, dichtet seinen berühmten „*Cri de mon cœur*“ [1]) und seinen *Jour des morts*“ [2]). Fontanes erweckt von neuem das Interesse für Ossian, den bald darauf Baour Lormian den melancholisch gestimmten Leserkreisen mundgerecht macht. Unter den Zeitgenossen Millevoyes schildert uns Ginguené recht anschaulich die wachsende Sentimalität. Er war vordem selbst Erotiker wie Parny. Die Zärtlichkeit zu seinem Adoptivsohn James übersteigt alle Grenzen. In seinem Tagebuch [3]) schreibt er von dem Eindruck, welchen seine „*Epitres à James*“ auf die eigene Familie gemacht haben: „*J'ai fait pour le jour de naissance de mon cher petit James une pièce de vers qui a touché ceux qui l'ont entendue ou lue parce que j'étais moi même très touché en la faisant. Ce cher enfant quand je la lui ai recitée à table s'est levé de sa place et est venu se jeter dans mes bras en fondant en larmes. Ma femme, ses amies, tout le monde pleurait et moi aussi*“. — Wie ihn, hatte auch Labouisse die tugendhafte Zeit umgewandelt. Labouisse feiert die Ehe. Nur selten verirrt sich sein Auge [4]) „*sous la gaze indiscrète d'un sein voluptueux*“.

Légouvé besingt neben der Familie tote Freunde; Tod und Trauer spielen eine große Rolle bei dem Dichter des „*mérite des femmes*“ [5]). Ganz im Geiste der Zeit verlangt dieser Dichter wie Michaud [6]) die Pflege von Wertherstimmungen [7]):

„*L'homme sensible et tendre à la vive allegresse*
Préfère la langueur d'une douce tristesse.
Il la demande aux arts“.

Jetzt verstehen wir es, wenn die geistvolle Madame de Staël von der Melancholie als von „*la véritable inspiration du talent*“ spricht [8]). — Die Ansicht Lédieus von der Originalität Millevoyes steht auf sehr schwachen Füßen. „*L'amour maternel*“ hat er völlig mißverstanden. Er weiß nicht, daß Millevoye von seinen Zeitgenossen gelernt hat, sich die überall hergeholten Elemente des Geschmackes zu einem Ganzen zusammenzustellen, welches nur eine äußere, trügerische Harmonie besitzt. — Die „Mutterliebe Millevoyes“ füllt ein eigenes Bändchen (1805). Es vermittelt zwischen den deskriptiven Gedichten der ersten Periode und den bald folgenden Elegien. Die Versicherungen aus der Vorrede der ersten Ausgabe dürfen wir nicht ernst nehmen. Millevoye mag uns tausendmal erzählen, daß er das Glück genossen habe *de s'inspirer aux lieux les plus capables*,

---

1) H. Potez, *L'élégie en France avant le romantisme*, Paris 1898, S. 340.
2) St. Beuve, *Chateaubriand et son groupe littéraire*, II 256.
3) Potez, S. 211.
4) Ebenda S. 212.
5) Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1801.
6) Michaud, *Le printemps*, S. 234.
7) Mad. de Staël, II 8.
8) Ebenda II 196, 197.

er mag uns angeben, daß er sein Gedicht komponiert habe *„près de sa mère, près du ciel de sa patrie, en présence du tombeau paternel"*, der lyrische Gehalt ist dennoch sehr gering. Er hat mit seiner Komposition höchstens dem Geschmacke seiner Zeit entsprochen. Daß ihn die *„pitié filiale de Pope"* angeregt hat, gibt er selbst zu. — Noch mehr verdankt er den Beziehungen zur Malerei. In der Ausgabe des Jahres 1805 gehen dem Texte der Mutterliebe einige Gravuren von Greuze (1726—1805) voraus. Schon bei Colardeau [1]) finden wir dichterische Parallelen zu Greuzes Darstellungen. Vergleiche seine *„Aglae ou la prière d'amour"* und *„Prière de Zelis à l'amour"*. Millevoye fühlte sich durch die zarte Darstellung einer ehrsamen Mutter hingerissen, zu dem Bilde des Malers den Text zu liefern. Das Bild [2]) erscheint ihm *„profondement dramatique"*.

„Que j'aime à contempler cette mère adorée,
De rejetons charmants avec grâce entourée!
L'un assiège son front, d'autres pressent sa main,
Tandisque le plus jeune étendu sur son sein
Sans bruit cherchant la place où son amour aspire
Gravit jusqu'à la bouche où l'appelle un son d'amour".

Wie dieser Maler die Vorliebe des Dichters für sentimentale Stoffe förderte, so drängte ihn ein zweiter Vertreter der Malkunst zur Elegie selbst. Der Maler David half ihm, seinen elegischen Stil auszuprägen. David, der Freund der Gebrüder Chénier, brachte *„noblesse"* in die Kunst seiner Zeit. Wie seine Motive oft hoch und tragisch waren, so war die Haltung seiner Menschen energisch, dabei von einfacher Schönheit, so daß der Betrachter seiner Bilder an die Heroen des Altertums denken konnte. Aber da er Charaktere ohne Leidenschaften und ohne sichere Physiognomien wiedergab, gelangte er zu einer eisigen Kunst, der das Leben fehlte. — Der Stil der schönen Linien blieb nicht ohne Wirkung auf die Poesie und die Ästhetik der Zeitgenossen. So fordert selbst Madame de Staël für die Dichtkunst eine [3]) *„sensibilité calme et fière, énergique et touchante"*. Der Stil soll immer vornehm sein, kein Gedanke, kein Gefühl *„ne perde de son énergie"*. Unter dem Einfluß der Davidschen Stilrichtung findet eine unnatürliche Durchdringung, eine Kreuzung von weiblicher Sentimentalität und männlichem Stilgefühl statt [4]). *„Le sentiment de mélancolie peut donner à l'éloquence un très grand caractère.* Der Einfluß des statuarischen Stilgefühls geht bis auf Chateaubriand über. Auch er liebt imponierende Stellungen [5]): *„Chasseur indien qui appuyé sur son arc est immobile sur la*

[1]) Colardeau, *Oeuvres p. p. l'acad. franç.* Paris, Le Jay 1779, II 325. 328.
[2]) Millevoye, *Oeuvres compl.* III 316.
[3]) Mad. de Staël, II 376.
[4]) Ebenda II 276.
[5]) Ebenda I 215.

pointe d'un rocher ressemblait à une statue élevée dans la montagne au génie de ces desserts". Eine ganze Reihe solcher eng umgrenzter Bilder ließen sich bei Chateaubriand nachweisen, dessen überwältigendes, jungfräuliches Naturgefühl den Leser allerdings über solche Mängel hinweg fortreißt. So machen seine Bilder oft nur einen zu blendenden Eindruck, was St. Beuve nicht entgangen ist[1]). Chateaubriand hat nach ihm eine „*manie de grouper*". Oft stößt man in seinen Werken auf eine mosaikartige Anordnung des Stoffes, es gibt steife Verbindungen in Menge. Aber während er und Madame von Staël über eine mächtige Phantasie verfügen, welche den Leser frisch anmutet, bleiben die übrigen Dichter der Empirezeit in der Enge ihrer Fehler stehen. Wie Maschinen füllen sie die dichterischen Formen aus. Nichts belebt ihre Arbeit. Ihre Kunst ist ein Körper ohne Seele.

Zu diesen Dichtern gehört aber auch Millevoye, von dem keine Brücke zu Chateaubriand, geschweige denn zu Lamartine führt. Die Besprechung seiner drei Bücher Elegien, die er im Jahre 1812 veröffentlichte, möge diese Behauptung beweisen. Die zwei ersten Bücher enthalten durchaus Elegien, das dritte Buch enthält elegische Gesänge (*chants élégiaques*). Eine Prosaabhandlung über die Elegie dient als Einführung. Das erste Buch hat wenigstens den Anschein, als handle es sich um die poetische Mindergabe von Erlebtem, das zweite Buch besteht zumeist aus Gedichten historisch-mythologischen Inhalts; im dritten Buch fehlt ein einheitlicher Rahmen. — Wir merken bereits, daß es sich nicht um „Elegien" im eigentlichen Sinn des Wortes handelt. Nach A. W. Schlegel[2]), der in Deutschland etwa zur selben Zeit die tiefsinnigsten literarischen Studien machte, ist die Elegie eine unzertrennliche Mischung aus Phantasie und ruhiger Betrachtung. Die Elegie soll die Mischstimmung zwischen Freude und Bangen ausdrücken. So komme sie dem Bedürfnis empfindsamer Seelen entgegen. Die französische Elegie befand sich im Gegensatz zu diesen Anforderungen in einem Zustand, den Schlegel prinzipiell verwarf[3]). Der Elegiker müsse „singen", er dürfe nicht nur „besingen". Seine Gefühle können auf kein anderes Individuum übertragen werden. Dann komponiere mancher elegische Dichter mehr mit Hilfe des Gedächtnisses und des Verstandes als aus den Tiefen der Phantasie heraus. Das waren etwa die Befürchtungen Schlegels. Parny, Bertin, Frau Desbordes-Valmore, Frau Victorin Babois und Frau Dufrénoy stehen dem Schlegelschen Standpunkt noch nahe. Aber ihre Phantasie, ihr lyrisches Empfinden ist arm. Daher keine Abwechslung in den Motiven ihrer Elegien. Sie lang-

[1]) St. Beuve, *Chateaubriand et son groupe litt.* I 244.
[2]) A. W. Schlegel, Über schöne Literatur und Kunst. Deutsche lit. Denkmäler Nr. 17—19, II 278.
[3]) Ebenda II 290, 285.

weilen den Leser. Am ansprechendsten ist unter den genannten Dichtern noch das Werk der Madame Desbordes-Valmore, die ihr ganzes Leben in ihren Gedichten elegisch zu beleuchten weiß [1]). Diese besseren Ansätze mußten aber verkümmern, da die französische Kunsttheorie die lyrische Natur der Elegie verkannte. Bei ihrer Aufnahme in die Akademie hatten Parny und Garat gleichzeitig über das Thema „Die Elegie" zu berichten.

Die schlechten Ansichten Garats drangen beim akademischen und schöngeistigen Publikum der Hauptstadt durch. Nach dem Berichte der *décade* über jene denkwürdige Sitzung verlangte der bekehrte Parny noch immer *„la verité des sentiments pour la poésie élégiaque"*. Wie gut wäre es für die Gattung gewesen, wenn er und seine Zuhörer auf diese Stelle seiner Rede das Schwergewicht gelegt hätten. An Stelle dessen ließ man sich von den Ausführungen Garats hinreißen, denen auch Parny keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Garat will der Elegie ein weites Feld sichern. Er verweist auf die Stoffe des Altertums. Er macht auf die eigenartige Behandlung der Liebe in den antiken Dichtungen aufmerksam [2]). *„Nos poètes conduisaient les amours à une grande catastrophe ou à une grande felicité. Pour les modernes celui est malheureux qui ne peut obtenir les objets de ses desirs, pour les anciens s'est celui qui craint de le perdre et par cette seule différence on sent combien les anciens avaient l'avantage pour peindre l'amour dans toutes ses délices et dans toutes ses couleurs"*. Zu Gunsten der stofflichen Eindrucksfähigkeit verzichtet er auf die lyrische Elegie. Er fordert die Dichter seiner Zeit zur Pflege einer von den *discours* und den beschreibenden Gedichten nicht gerade weit entfernten *élégie contemplative et épique* auf.

Millevoye, dem gehorsamen Schüler der Akademie, dürften diese falschen Anregungen sehr willkommen gewesen sein. Handelte es sich doch nach einem Berichte der *décade* [3]) um eine der besten und interessantesten akademischen Reden, die seit langem gehalten wurden. — In dem Aufsatz Millevoyes über die Elegie gesteht Millevoye, daß es ihm auf den Rat Parnys, der sich nur mit Rücksicht auf seine frühere halbwegs lyrische Dichtungsweise in eine scheinbare Opposition zu Garat stellte, im Wesen aber mit ihm übereinstimmte, nur darum zu tun sei, die abgestandene Poesie zu erneuern *„par des images nouvelles"*. Da sich Parny und Garat — letzterer hatte sich in seinem *discours* jeder Polemik gegen Parny enthalten — in vollem Einvernehmen befinden, so stellt sich der theoretische Aufsatz Millevoyes als eine Kanonisierung von dessen akademischen Vorträgen dar. Seine Elegien sind ein praktischer Niederschlag dieser theoretischen Voraussetzungen.

---

[1]) Desbordes-Valmore, *Oeuvres poétiques* I XXII. Paris 1841.
[2]) Décade XII (IV. trimestre).
[3]) Ebenda S. 295.

Die Elegie in ihrer dargelegten echt alexandrinischen Auffassung gab seinem Formtalent neuen Anstoß zur Betätigung. Indem er sich die neue Form zunutze machte, konnte er wenigstens die unfruchtbare Dichtung der Zeit zu dem besten Ausdruck bringen, deren sie überhaupt noch fähig war. — Millevoye gibt uns in seinem theoretischen Aufsatz selbst Auskunft darüber, wie er sich seine Elegien vorstellte. Von den Beziehungen der Elegie zu seinem eigenen Leben verrät er uns kein Wort. Umsomehr spricht er vom elegischen Geist vieler biblischer und antiker Begebenheiten. Im Gegensatz zu den bisherigen Ergebnissen der Forschung erklärt Millevoye selbst, daß ihm die Elegie als ein Zweig der epischen Dichtung erscheine[1]. *L'élégie dans sa simplicité noble et majestueuse se rapproche le plus du ton de la poésie épique.* Folgerichtig feiert er Properz als denjenigen Elegiker, der das Leid fremder Personen „besinge". Auch dadurch müssen wir überzeugt werden, daß der Dichter keine lyrische Sendung besaß. — Von den literarischen Strömungen der Zeit getragen, entwickelt sich der Didaktiker und deskriptive Epiker Millevoye allmählich zum Elegiker. In seinem Dichten besteht kein Bruch, kein „Erlebnis" hat seinen Wandel bedingt. In seinen Elegien erweist er sich als poetisches Gegenstück zu David. (Fortsetzung folgt.)

Mähr.-Ostrau. Dr. Otto Demuth.

[1]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 45, 6, 7.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Homerische Formenlehre für Gymnasien und Philologiestudierende. Von Dr. Jos. Menrad, kgl. Konrektor am Gymnasium Burghausen a. S. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1913. 34 SS. Preis geh. 60 Pf.

Der Verf. beginnt mit einem sehr absprechenden Urteil über alle bisherigen Zusammenstellungen der gleichen Art: „Die bisherigen Formenlehren, die gewöhnlich als Anhang einer griechischen Schulgrammatik erscheinen, haben schon formell etwas Abschreckendes. Man sieht mit Grausen ein Chaos aller denkbaren 'unregelmäßigen' Formen, deren Entstehung, Entwicklung oder Verhältnis zu den gelernten attischen dem Schüler ein Rätsel bleibt". Weiterhin werden die sprachlichen Erklärungen solcher Zusammenstellungen als „veraltet und unwissenschaftlich" bezeichnet. Dieses Urteil ist in seiner Allgemeinheit nicht zutreffend; so ist — um nur ein österreichisches Beispiel zu nennen — der Anhang über den Homerischen Dialekt in der 27. Auflage der Curtius-v. Hartelschen griechischen Schulgrammatik, die Florian Weigel bearbeitet hat, eine durchaus gewissenhafte und sachkundige Leistung.

Hingegen ist die vorliegende „Homerische Formenlehre" keineswegs frei von Mängeln und Ungenauigkeiten. S. 10 „Konsonanten erfahren oft, natürlich nicht ohne sprachgeschichtlichen Grund, eine Verdoppelung" ist nichtssagend. Auf S. 12 entspricht die Behauptung „Der Stamm *βασιλεϝ* wird vor einer vokalischen Endung zu *βασιλη*" ebensowenig dem sprachgeschichtlichen Tatbestand, wie die Erklärung „Der Stamm *πολη* stellt eine gesteigerte Form des Stammes *πολι* dar" (vgl. Wackernagel, Verm. Beitr. z. griech. Sprachkunde, S. 54). S. 13 werden *γουν-* und *δουρ-* in unklarer Weise als „gedehnte Stämme", während doch die Herleitung aus *γονϝός*, *δορϝός* auch für Schüler ohne weiteres verständlich ist. S. 18 heißt es: „Der aktive Infinitiv ... hat neben der Endung *-ειν* die ältere *-έμεναι* oder mit Abfall des *αι* (vor Vokalen!) die Endung *-έμεν*". Dies stimmt nicht mit den Tatsachen (der Verf. selbst führt S. 21 f. an: *ἰέμεναι ἐπὶ Ἕκτορι*.

δόμεν κλειτοὺς ἐπικούρους) und ist sprachgeschichtlich falsch: die Formen auf -μεν sind Lokative (vgl. auch αἰέν, αἰές), die Formen auf -μεναι Dative von einem Nomen actionis auf -μεν. S. 18: „Die medialen Endungen -νται -ντο ... können zu -αται -ατο werden. (Anmerkung: In den Endungen -νται -ντο ist ν ein sogenannter Nasalis sonans, der α in sich birgt, daher kann -αται -ατο an die Stelle treten.) Dadurch wird eine direkte Bildung der 3. Pers. Plur. des Perfekts und Plusquamperfekts der Verba muta möglich: δειδέχαται". Dies ist ebenso wie die Anmerkung völlig schief: ν wurde gerade in postkonsonantischer Stellung zu Nasalis sonans, also sind diese Endungen gerade von Formen wie δειδέχαται, τετράφαται u. dgl. ausgegangen. Zu dürftig ist der Abschnitt über Konjunktionen (S. 24 f.) und Syntaktisches (S. 25 f.). Denn abgesehen davon, daß der Verf. hier auf alle Erklärung verzichtet (z. B. bei dem interessanten ὅ daß), fehlt auch manches sehr Wichtige: so der Hinweis auf den häufigen Gebrauch des Akk. des Ganzen und des Teils, auf das oftmalige, den ursprünglicheren Zustand der Sprache reflektierende Fehlen der Kopula (z. B. Il. II 15 ἐπεὶ οὗτοι ἔπι δέος, Od. V 488 ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιῆς, ᾧ μὴ πάρα γείτονες ἄλλοι), auf die der Grundbedeutung noch unmittelbar nahestehenden Verwendungen mancher Präpositionen (μετά, πρός).

Was die induktive Methode des Verf. (vom Beispiel zur Regel) anlangt, so muß anerkannt werden, daß sie anregend wirkt und die Schüler zum Aufsuchen ähnlicher Fälle anspornen wird. Nach dem oben Gesagten wäre eine gründliche Überarbeitung der Broschüre nötig, ehe sie den Gymnasialschülern in die Hand gegeben werden kann. Vollends unzureichend aber, selbst als Repetitorium, ist sie für Philologiestudierende; solchen tut gründliche sprachgeschichtliche Schulung, nicht Orientierung aus einem dürren Kompendium not, wenn sie nicht der Homerischen Sprache völlig urteilslos gegenüberstehen sollen.

Wien. Dr. Richard Meister.

Kleine Schriften von Adolf Furtwängler. Herausgegeben von Johannes Sieveking und Ludwig Curtius. II. Band mit 532 SS., 30 Tafeln und 158 Textillustrationen. München, Becksche Buchhandlung 1913.

Schon nach Jahresfrist ist der II. Band des Werkes erschienen, das uns Furtwänglers kleine Schriften bietet, und wenn man fern von größeren Bibliotheken haust, geradezu schenkt. Über Anlage und Wichtigkeit des Werkes brauche ich dem, was ich in der Rezension des I. Bandes bemerkt habe (Bd. LXIII [1912], S. 894 dieser Zeitschrift), nichts hinzuzufügen. Für die Güte auch dieses II. Bandes zeugt schon die Tatsache, daß hier den 20 Tafeln und 46 Textillustrationen des I. Bandes 30 Tafeln und 158 Text-

illustrationen gegenüberstehen, alle trefflich, zum Teil sogar besser als in den Originalaufsätzen (S. 102 und 135).

Enthielt der I. Band die auf die griechische Genrebildnerei bezüglichen „Erstlingsarbeiten" Furtwänglers und dessen kleinere Aufsätze über die olympischen Funde und ähnliches, so sind in dem II. nebst den beiden Aufsätzen über die Quellen des Plinius Abhandlungen über griechische Vasen, geschnittene Steine (darunter auch die grundlegenden „Studien über die Gemmen mit Künstlerinschriften"), Bronzen und Terrakotten sowie drei Aufsätze über verschiedene „Neue Denkmäler antiker Kunst" vereinigt. Die selbständige Tätigkeit des Herausgebers erhellt auch hier wieder, abgesehen von allem anderen, aus den zahlreichen, fast auf jeder Seite auftretenden Nachweisen neuerer Literatur und aus Anmerkungen korrigierender oder ergänzender Art wie S. 89_2, 146_2, 193_3, 198, 284, 288_1, 360, 361_1, 370, 374, 379 (s. Vorwort), 404_2, 412_1, 417_4, 419_4, 428_1, 433, 437, 445, 452, 457_1, 459_1, 462, 467, $478_{1, 3}$. — Möge denn dem II. Bande ebensobald der III. nachfolgen, wie jener dem I.!

Krems. R. Weißhäupl.

Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer, erklärt von Karl Dziatzko. Erstes Bändchen: Phormio. 4. Auflage, bearbeitet von Edmund Hauler. Teubner, Leipzig-Berlin 1913.

Nach fünfzehn Jahren ist eine neue Bearbeitung der altbewährten Dziatzkoschen Phormioausgabe notwendig geworden. Der Bearbeiter der 4. Auflage hatte keine Veranlassung, von den in der früheren Auflage angewandten Grundsätzen abzugehen, und hat das Werk aufs Neue zu einem wertvollen Hilfsmittel zum Studium des Terenz gemacht, das besonders dem Studenten ein guter Führer auf dem ihm zunächst fremden Gebiete sein kann. Ja der Zweck der Einführung des Studenten in die Lektüre der lateinischen Komödie konnte um so mehr geltend gemacht werden, weil für die Schule in anderer Weise gesorgt ist. Für die Studenten geben auch die Schriftproben der Haupthandschriften, die in praktischer Weise dieselben Stellen bieten, eine gute Anschauung.

Seit dem Erscheinen der 3. Auflage ist die Forschung gerade auf dem Gebiete der altlateinischen Dichtung nicht stehen geblieben. Der Herausgeber hat überall mit größter Gewissenhaftigkeit die neueren Forschungen ausgenutzt[1]) und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in einzelnen Fällen die Geschichte einer Frage dem Leser vorzuführen. Bequemer wäre es ja gewesen, Ergebnisse mitzuteilen, aber der Wert des Buches gerade für Studenten wird

[1]) Nachzutragen wüßte ich nur F. Schoell, *Menanders Perinthia in der Andria des Terenz.* Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie 1912, 7. Abhandlung, wo auch manches über Terenzens Leben gesagt ist.

durch jene Methode erhöht. Es gibt kaum eine Seite, die nicht Zutaten und Verbesserungen darböte. Wenn ich im folgenden einige Kleinigkeiten bespreche, so bitte ich, diese als Versuche zu betrachten, dem Herausgeber den Dank des Benutzers auszudrücken. Vielleicht ist dies oder jenes darunter, was bei einer neuen Bearbeitung Berücksichtigung verdiente.

In der Einleitung über die Geschichte der Komödie bis zu Terenz dürfte p. 6 der Name des Freilassers des Andronicus einfach als Livius zu bezeichnen sein. Denn das Kognomen *Salinator* beruht doch augenscheinlich auf der Verwechslung des Accius, der infolge seiner unrichtigen Chronologie den Sieger von Sena Gallica zum Freilasser des Dichters machte.

In dem Abschnitte über Terenzens Leben wird als Geburtsjahr das Jahr 195 angesetzt. Daß dieses Jahr möglich ist, ja daß wir ungefähr dieses Jahr durch Rechnung erschließen müssen, gebe ich zu. Aber daß die Donatüberlieferung es biete, davon kann ich mich nicht überzeugen. Der Herausgeber will in der Stelle vit. Ter. 5, p. 7, 9 W. *quintum atque vicesimum egressus annum* mit jüngeren Handschriften *tricesimum* statt *vicesimum* lesen und deutet auch die Schreibung des alten Parisinus *incesimum* als *III cesimum*. Diese Erklärung ist aber aus paläographischen Gründen unwahrscheinlich. Daß eine zusammengesetzte Zahl teils in Buchstaben, teils in Zahlzeichen geschrieben wird, findet sich häufig; ich greife aus der Caesarüberlieferung ein paar Beispiele heraus: Gall. V 2, 2 *duo de XXX β*, civ. II 37, 3 *V et XX*, wo die ursprüngliche Schreibung in Buchstaben deutlich durchschimmert. Man würde also *quintum atque XXX annum* verstehen können. Aber für eine Schreibweise *III cesimus* vermisse ich Beispiele. Und auch sachliche Bedenken hat diese Annahme. Die Ansetzung der Geburt des Terenz ins Jahr 185 macht ihn zum Altersgenossen des jüngeren Scipio. Da sehen wir, wie die Tradition entstanden ist. Für die Ansetzung des Geburtsjahres auf 195 läßt sich, soviel ich sehe, kein Anhaltspunkt gewinnen. Die genaue Angabe des Alters müßte bei einem Sklaven immer verdächtig sein[1]). Also so gern man sich der Annahme anschließen kann, daß Terenz etwa 195 geboren ist, so wenig darf man sich der Meinung hingeben, daß dieses Datum überliefert sei.

In dem Abschnitt über die Handschriften wäre vielleicht ein Hinweis auf die Terenzglossen nicht ohne Wert. Kauer (Wiener Eranos 1909, p. 145 sq.) hat neuerdings auf ihre Bedeutung für die Überlieferung gewiesen. Sie sind nicht abhängig von unserer

[1]) Beim Sklavenkauf läßt sich das Alter nur ungefähr bestimmen: vgl. z. B. einen Vertrag vom Jahre 166 n. Chr. (Schulten, Hermes XXXII 1897, p. 273) *emit puerum ...... annorum circiter septem* eqs. [Donats Wendung mit *egressus* halte ich für eine ungefähre Altersangabe. Mit der Schreibung läßt sich z. B. das hand- und inschriftliche *III viri*, *III viralis* und Caes. Gall. VII 46, 1 *mille CCtos* im alten Vat. *R* vergleichen. E. Hauler.]

handschriftlich erhaltenen Überlieferung [1]), sie bestätigen auch z. B. Eun. 493 die Fleckeisensche Konjektur *poste*, während A *post*, *γ postea*, *δ post huc* (mit Interpolation) haben [2]).

Sehr geeignet zur Einführung in die szenische Metrik der Römer sind die Abschnitte 4—6 der Einleitung. Nur zwei Kleinigkeiten möchte ich erwähnen. Die Annahme der Kürzung der ersten Silbe in *immo* (p. 75) scheint mir ebenso wie Skutsch bedenklich. Aber ich möchte diese Erscheinung nicht durch Konjektur beseitigen, sondern durch die Messung *imm(o) véro*, zumal da diese Fälle sich auf den ersten Fuß beschränken, in dem die Schnellsprechformen am leichtesten erklärlich sind.

Sodann möchte ich den Bemerkungen über doppeliambischen Versausgang bei schließendem iambischen Worte p. 43 eine etwas schärfere Fassung geben, die m. E. geeignet ist, die Erscheinung zu erklären: der Doppeliambus ist verboten, wenn nach Abtrennung des letzten Iambus Versschluß möglich wäre [3]). So erhalten die Ausnahmen eine rationelle Begründung. Nicht anstößig sind also alle Fälle, in denen das letzte iambische Wort nicht abzutrennen ist, z. B. *malam crucem, decem minas, patrem meum,* wo die Wörter eng zusammengehören, so daß sie schwerlich durch Versschluß (wenigstens im Dialog) getrennt werden können; weiter *rogare uti,* was bei Loslösung von *uti* keinen Versschluß ergibt. Auch in Fällen wie Bacch. 705 *Mnesiloche, dic mihi* wäre ein Einschnitt nach *dic* nicht möglich [4]). Einer Erklärung bedarf der Ausgang *reveniunt domum* (z. B. Amph. 188), der scheinbar widerstrebt, aber gerade die Lösung des Problems bietet; *rĕvĕniunt* kann bei Plautus den Vers schließen, aber darin folgt er dem griechischen Vorbild; der italische Vers kennt diesen Ausgang nicht [5]). Daraus folgt, daß dieses Versschlußgesetz eine italische

---

[1]) So glaube ich auch, daß wegen des Unterschiedes der Bedeutung zwischen *usu venit* und *usus venit*, den Hayley (Harvard Studies XI 159) im Gegensatz zu Bentley wohl richtig annimmt, Phorm. 73 *usu venit* von Kauer mit Recht empfohlen wird.

[2]) In den Handschriftensigeln ist das Zeichen ς zur Bezeichnung der Calliopiusfamilie für den Anfänger leicht irreführend, weil er damit Humanistenhandschriften oder sonst die jüngere Vulgata zusammengefaßt sieht. Daher wäre *β* dafür zu empfehlen. [Scholien und Glossen bespreche ich auf S. 217 f.; bei der Güte unserer Terenzüberlieferung hatte ich keinen Anlaß, irgend eine Lesart der wertlosen jüngeren Vulgata heranzuziehen, Vermutungen der Humanisten bezeichne ich aber namentlich. E. H.]

[3]) So hat die Bestimmung schon Brugman, *Quemadmodum in iambico senario Romani veteres verborum accentus cum numeris consociarint* 1874, p. 17 formuliert.

[4]) Pseud. 700 *εὑρετής mihi* ist korrupt, cf. Leos Bemerkung. Darum ist Skutschs Satzabteilung Phorm. 73 *mi usus venit hoc, scio* falsch. Cist. 93 läßt sich nicht vergleichen; da ist *quid est?* am Schluß Interpolation der Palatini.

[5]) App. Claud. 2, 1 *obliscerê* | *misĕrias* (nicht *misĕrias*). Ter. Andr. 116 ist nach *D: hem quid id est? scies* zu schreiben, wie Fleckeisen liest. Der iambische Dimeter scheint diesem Gesetz nicht zu unterliegen, s. Plaut. Amph. 1058, Aul. 417. [Einiges hievon scheint mir bedenklich, so die obige Annahme von *imm' vero.* E. H.]

Eigentümlichkeit des szenischen Verses ist, ebenso wie der metrische Hiat[1]). Die Kraft dieser Erscheinung ist so groß gewesen, daß sie auch auf den römischen Hexameter einwirken konnte, der in guter Zeit vor einem Schlußworte vom Typus ⏑ – ⏓ den Vers so bildete, daß vor dem Schlußwort kein Versschluß sein kann[2]).

Es sei nochmals ausdrücklich betont, daß der Abschnitt für unsere Studenten die beste Einführung in die szenische Metrik ist. Und das gibt mir Veranlassung, einen Wunsch auszusprechen. Es würde wenig Mühe kosten, den Abschnitt so auszugestalten, daß er nicht nur in die Terenzische Metrik einführt, sondern zugleich auch in die Plautinische. Durch diese Erweiterung würde der Verf. eine empfindliche Lücke ausfüllen. Eine größere Umarbeitung würde fast ausschließlich der Abschnitt über den Hiatus (p. 65) erfordern und gerade er macht jetzt einen nicht völlig befriedigenden Eindruck, weil eben die Frage nach dem Hiatus bei Terenz nicht zu behandeln ist, ohne die Plautinische Technik zu erörtern.

Wie die Einleitung, verrät auch der Kommentar und der kritische Anhang die sorgfältigste Durcharbeitung des Ganzen. Dieser ist etwas angeschwollen, weil die alten Dziatzkoschen Bemerkungen meist unberührt stehen geblieben sind. Aber noch manche von ihnen hätte ohne Schaden der Sache über Bord geworfen oder wenigstens gekürzt werden können, da sie jetzt nicht mehr nötig sind.

Zu den Erklärungen nur wenige Bemerkungen! 65 soll die lateinische Genetivform *Chremi* einer griechischen Nebenform *Χρέμου* entsprechen. Richtig erklärt man sie wohl durch eine lateinische Überführung des Namens in die 5. Deklination (vgl. Gen. *Herculi*). 70 ist Donats Erklärung *(me acue)* falsch; betont ist *regem*: 'ich sollte König sein', nicht 'i c h sollte König sein'. — Zu 345 wäre vielleicht der Ausdruck *praesens deus* (*ἐπιφανὴς θεός*) zu erläutern gewesen. 573 hätte zu *ieram* die Bemerkung hinzugefügt werden können, daß die Plusquamperfekta mit langem Vokale sich nur am Versschluß finden (vgl. die Bemerkung zu *fieret* 593). 910 ist *dēhortatus* wohl nicht möglich trotz des Lucilianischen *prāeire*; auch beweist Plaut. Capt. 210 *haúd dehórtor*, Poen. 674 *nĕquĕ dehórtari decet* nur, daß *de-* in der Senkung möglich ist, aber nicht, daß es lang sein kann.

In der Kritik schließt sich der Herausgeber so eng als möglich an den Bembinus an. Da ist es mir auffällig, daß er 57 am

---

[1]) Vgl. P. Friedländer, Rhein. Mus. LXII 1905, p. 73 sq. Die auffallende Seltenheit der Hiate bei Terenz gegenüber den zahllosen bei Plautus, die heute niemand mehr beseitigen wird, seitdem sie durch die Verbindung mit dem Saturnier erklärt sind, ist nicht auffallender als das sonstige Zurücktreten des römisch-italischen Elements bei Terenz gegenüber Plautus. Natürlich fällt es mir nicht ein, jeden überlieferten Hiat zu verteidigen. Aber mit der Behauptung *antiqui saepe hiabant* hat Cicero recht, auch wenn das eine der beiden Beispiele korrupt ist (Orat. 152; Naevius hatte wohl *vos ques accolitis* geschrieben).

[2]) Die Ausnahmen erklären sich durch besondere Umstände, namentlich dadurch, daß der Dichter im Interesse des Sinnes *συνάφεια* erstrebte

Schluß hauptsächlich dem Donatlemma zu Liebe das *et* beseitigt, während doch nicht nur die Handschriften des Terenz es bieten [1]), sondern auch ein anderes Lemma bei Donat wenige Zeilen weiter *et* hat (p. 366, 13 Weßner). Anderer Art scheint mir aber der Fall 310 zu sein. Hier fehlt in *δ* ursprünglich *at*. Der Herausgeber stellt es mit Kauer und Ramain an den Schluß des Verses. Aber dadurch wird das eng dazugehörige *ego* davon losgerissen, was mich bedenklich macht. 1002 ist ganz anderer Art. Andr. 839 kennt A^1 *at* nicht; es steht in *β* am Anfange des Verses und ist zu diesem von A^2 beigeschrieben, also vielleicht richtig [2]) am Schlusse des vorhergehenden. Aber die Verbindung *at ego* ist doch enger als hier *at* | *vero voltu*.

98 zieht der Herausgeber mit *Aγ cognatus* vor, während Kauer aus *δ vicinus* billigt. Parallelstellen können hier nicht entscheiden. Aber nach *benevolens* und *notus* wäre *cognatus* eine zu enge Bezeichnung der Beziehungen, während *vicinus* sich der Reihe gut einfügt. Die Entstehung des Fehlers dürfte sich nicht durch eine Glosse erklären, sondern durch die so häufige Einsetzung eines ähnlichen Begriffes. — In derselben Weise dürfte auch 315 *conspectum* (*γ* Don.) in *Aδ* durch *adventum* verdrängt sein. So wird man auch die bedenkliche iambische Messung von *ais* los [3]). — 331 nimmt der Herausgeber die bei Donat als Variante angeführte Lesart *tennitur* auf. So gern man bei Plautus diese Vulgärform sehen würde, so bedenklich scheint es mir, sie für Terenz gut zu heißen [4]).

Wo es irgend geht, folgt der Herausgeber, wie bemerkt, *A*. Das ist ja an sich ein gesunder Grundsatz. Indes glaube ich, daß er manchmal zuviel auf *A* gebaut hat. 363 möchte ich mich bei der Lesart von *A*: *pauper quoi opera vita erat* nicht beruhigen. Ihr steht als gleichberechtigt gegenüber, was bei Donat als Variante angegeben wird: *cui in opere vita erat*. Das scheint mir richtig. Denn wie sich aus den im Kommentar angeführten Beispielen ergibt [5]), kann das Prädikatsnomen *opera* nicht vor dem Subjekt stehen, ohne die Stelle undeutlich zu machen. 489 ist *non queo A* bedenklich, weil diese Form zu den Schlußformen gehört [6]); *nequeo β* ist unanstößig. 715 *ut cautust ubi nihil opust A: ut cautus est, ubi nihil est opus β* und 897 *conveniundus est Phormio A: conveniundus Phormio est β* scheint beide Male die Wortstellung

---

1) Daß es in *Lv* am Anfange des folgenden Verses steht, ist nicht auffällig. [Maßgebend war für mich vor allem die Rücksicht auf das im Altlatein beliebte, hier zugleich rhetorische *asyndeton bimembre*. E. H.]

2) Sehr empfehlenswert scheint es mir sprachlich nicht.

3) Plaut. Capt. 1016 beweist nicht die Länge des *-is*, da das Wort an einer Stelle steht, für die Jacobsohn *Quaest. Plaut.* 1904 Hiatus und Syllaba anceps als zulässig erwiesen hat.

4) [Die Form ist m. E. unbedenklich und passend, weil sie in einem Sprichwort steht. E. H.]

5) Sen. Epist. 56, 5 *vivere ..... militare est.* Tranqu. An. 10, 3 *omnis vita servitium est.*

6) Noetzel, *De archaismis* usw. 1908, p. 31.

von β als *lectio difficilior* vorzuziehen (an der ersten Stelle natürlich *cautust*, wie ja in *A* tatsächlich steht).

Zum Schluß noch einige prosodische Bemerkungen. 9 *stĕtīt* steht ebenso wie *augeāt* Ad. 25 vor dem letzten Doppelfuß, also an einer Hiatstelle[1]). Auch Phorm. 510 *vendidīt* erklärt sich die Erhaltung der Länge aus der Versstelle, nicht aus dem Personenwechsel, dessen hiatuserklärende Kraft mir Leo mit Recht zu bestreiten scheint. Deshalb ist wohl 542 Hiatus nach *ita* anzusetzen (*itane* : : *itá* : : – ⏑ – |). Auch das iambische *mĭhī, tĭbī, sĭbī* (vgl. den kritischen Anhang zu 178) scheint sich nur an jenen bestimmten Versstellen zu finden[2]). Sollte 609 *adibo hósce* nicht ebenso möglich sein wie z. B. Stich. 520 *pĕrínde amicis,* Pseud. 168 *intro ăbite atque haéc* eqs.? Im ersten Fuße wird man bei Terenz die alten Freiheiten noch am ehesten ertragen können.

Mit diesen bescheidenen Bemerkungen und Nachträgen wollte ich dem Herausgeber den Dank für mannigfache Belehrung abstatten. Er kann es vertragen, daß man in Kleinigkeiten von ihm abweicht, weil man das Werk als Ganzes nur loben kann.

Prag. Alfred Klotz.

Propertius' Elegien. Deutsch von Paul Lewinsohn. Leipzig 1913, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt. XIV und 204 SS. Preis geh. Mk. 2·50.

Diese neue Properzübersetzung erscheint als 34. Band der „Antiken Kultur", einer Sammlung von Übersetzungen der Meisterwerke des Altertums, welche die Brüder Horneffer herausgeben. Dieselben wollen, wie es auf dem Umschlag heißt, „bei möglichster Wahrung der Eigenart und des Wortlautes des Originals deutsch gut lesbare Bücher sein"; denn leider seien die meisten Übertragungen nicht darauf berechnet, wirklich deutsch gelesen zu werden oder aber sie seien dann freie Bearbeitungen, die uns die Reize des Originals nicht ent-, sondern verhüllten.

Nach dieser Ankündigung durfte man auf die neue Properzübersetzung von Lewinsohn gespannt sein. Leider hat sie uns eine arge Enttäuschung bereitet. Sie ist weit davon entfernt, eine „mustergültige" Übersetzung zu sein, wie sie diese Sammlung geben will, sie ist einfach schlecht. Denn der Übersetzer ist offensichtlich der ersten und wichtigsten Forderung, die man an ihn zu stellen berechtigt ist, nicht gewachsen: daß er nämlich seine Vorlage auch vollkommen verstehe. Es ist hart, es auszusprechen, aber es muß gesagt sein: L. hat seinen Properz vielfach gar nicht

---

[1]) Vgl. Jacobsohn, *Quaest. Plaut. gramm. et metr.* 1904.

[2]) Abzusehen ist von den Fällen, wo eine Enklitika dazutritt: *tibi quidem, tibī quoque* ist zu beurteilen wie *ibīdem*. [Auf einige der in der dankenswerten Anzeige zuletzt berührten Stellen und Fragen gedenke ich in den „Wiener Studien" zurückzukommen. E. H.]

verstanden; denn er läßt ihn ganz anderes, oft ganz Verkehrtes sagen, was dem umbrischen Dichter nie und nimmer eingefallen ist. Aber auch sonst findet sich so viel Schiefes und Verwässertes, daß man sich des Eindruckes nicht erwehren kann, der Übersetzer habe auch hier den Sinn des Originals nur beiläufig erraten. Dazu kommt eine ganz überraschend geringe Fähigkeit dichterischen Nachempfindens und eine Sprache, die viele Härten hat. Daß Pentameter mit einem Spondeus oder Trochäus in der zweiten Hälfte, wie sich solche fast in jedem Gedichte ein paarmal finden, nicht dazu beitragen, den Genuß des Lesens zu erhöhen, sei nur kurz angemerkt.

Im nachfolgenden sei mein Urteil durch Belege erhärtet; ich beschränke mich auf die ersten zwölf Gedichte des ersten Buches, bemerke aber, daß ich viele Seiten füllen könnte, wollte ich alles besprechen, was zu Ausstellungen Anlaß gibt. Falsch ist die Übersetzung an folgenden Stellen: 1, 8 (*et mihi iam toto furor hic non deficit anno,*) *Cum tamen adversos cogor habere deos:* (doch nun läßt das Verlangen ein Jahr lang nimmer mich rasten). Müssen doch feindlich auf mich selber die Götter wohl sehn! — 1, 27 (*Fortiter et ferrum saevos patiemur et ignes,*) *Sit modo libertas, quae velit ira, loqui:* (Dann soll weder mich Eisen noch zehrendes Feuer mich schrecken,) Gern nur sprech' ich es aus, was so schwer mich bedrückt! — 1, 33 (*In me nostra Venus noctes exercet amaras,) Et nullo vacuus tempore defit amor:* (Mir schafft Nächte voll Weh's die Geliebte), und immer von ihr nur Ist mein Innres erfüllt, niemals gönnt sie mir Ruh'. — 2, 2 *Et tenues Coa veste movere sinus*: Zeigst durchs zarte Gewand wogend die reizende Brust. — 2, 23 *Non illis studium vulgo conquirere amantes:* Nicht, wie der Haufe, bemühten sie sich, die Bewerber zu blenden. — 3, 12 *Molliter inpresso conor adire toro*: Ich wagt' es, Näher zu gehn und den Schritt leise zu lenken zum Pfühl. — 3, 18 *(Non tamen ausus eram dominae turbare quietem*) *Expertae metuens iurgia saevitiae*: (Wagte ich dennoch es nicht, im Schlaf die Geliebte zu stören,) Da mir bang, daß ihr Zorn, wenn sie erwacht, mir gewiß. — Hier will ich unterbrechen und darauf hinweisen, daß solch reizende Ellipsen des Hilfszeitwortes wie hier (gemeint ist nämlich: „Da mir bang war, daß ihr Zorn, wenn sie erwacht sei [oder: erwache], mir gewiß sei") von dem Übersetzer offenbar für besonders poetisch gehalten werden; denn sie finden sich zu Dutzenden. Ein paar besonders auffällige Beispiele: I 1, 24 sich Strom und Gestirne gehorsam fügen der Formeln Gewalt, die aus Kolchis gebracht (erg.: worden sind); III 6, 4 denn bald rang sie mit mir, mit der Brust, die entblößt (erg.: war), mich bedrängend; IV 13, 1 Sparta, du Stadt, wo geehrt (erg : sind) der Palästra Spiele, dich preis' ich, Und vor Allem weil dort Mädchen auch trefflich belehrt (erg.: werden oder sind? Übrigens auch ein Beispiel für die unglaubliche Ungeschicklichkeit des

Übersetzers; man vgl. nur das Original: *Multa tuae, Sparte, miramur iura palaestrae, Sed mage virginei tot bona gymnasii, Quod non infames* etc.). Ich kehre nun zu der Stelle I 3, 18 zurück, wo es wirklich schwer zu sagen ist, worüber man sich mehr wundern soll: über den sprachlichen Ausdruck oder das Mißverständnis der Vorlage; kann man denn bangen, daß einem der Zorn gewiß sei? — Falsch ist weiters die Übersetzung an folgenden Stellen: 4, 2 *Quid me non pateris, vitae quodcumque sequetur, ... ducere?* Wie nur kann dir's entgehn, daß ich all mein künftiges Leben usw.? — 4, 9 *Nedum, si levibus fuerit collata figuris, inferior .... eat.* Und will irgend an Reizen mit ihr eine andre sich messen, Wird auch das strenge Gericht ihr nur gönnen (Gönnen ist Druckfehler) den Preis. — 4, 20 *erit tanti criminis illa memor*: Dein Tun immer aufs Neu', sie erregt (das soll heißen: Dein Tun erregt sie immer aufs Neue; das Komma ist Druckversehen). — 4, 28 *Nec quicquam ex illa, quod querar inveniam:* Und daß nimmer an ihr irgendein Fehl zu erspähn. — 5, 1 ff. *Invide, tu tandem voces compesce molestas, Et sine nos cursu, quo sumus, ire pares. Quid tibi vis, insane? meos sentire furores? Infelix, properas ultima nosse mala:* Neider Du, endlich einmal laß verstummen die ewigen Klagen, Und als Freunde wie sonst laß zusammen uns gehn! Tor, was begehrst Du? Willst hören von mir, wie die Freundin dahertobt, Wieviel Leid mich bedrängt: ach! du erfährst es so schnell. — 5, 19 *cogere* (= *cogĕris*) ... *discere*: Lerne dann; 21 *nec iam .... mirabere*: Staune auch nicht. — 26 *quam cito de tanto nomine rumor eris*: Ach, wie spricht man dann schnell immer von Dir nur, von Dir! — 8, 22 (*Nam me non ullae poterunt corrumpere, de te) Quin ego, vita, tuo limine verba querar*: Dir nur bleib' ich getreu, klage nicht Andern mein Leid. — 9, 31 *Illis* (näml. *assiduis blanditiis*) *et silices et possunt cedere quercus, Nedum tu possis, spiritus iste levis:* Felsen zwar ist er (der „schmeichlerisch lockende Klang", wie L. *assiduae blanditiae* übersetzt) und Eichen hinwegzubewegen vermögend, Du jedoch hältst ihm nicht Stand, Du, der weich von Gemüt! (wo der Sinn der Stelle vielmehr ist: Selbst Felsen und Eichen vermögen beständigem Schmeicheln nicht zu widerstehen, geschweige denn, daß Du es vermöchtest). — 10, 20 *non nihil egit Amor:* etwas auch Amor mir half (wo das Wörtchen „auch" beweist, daß der Übersetzer das *non nihil egit* nicht verstanden hat). — 10, 24 *Neu tibi pro vano verba benigna cadant:* Wenn es zu zürnen nicht lohnt, gib ihr ein freundliches Wort. Endlich eine Stelle aus dem zwölften Gedicht, die allein das Urteil zu rechtfertigen vermöchte, das ich oben fällte. Der Dichter klagt, daß Cynthia ihn nicht mehr liebe und fährt fort: *Nunc primum longas solus cognoscere noctes Cogor et ipse meis auribus esse gravis. Felix, qui potuit praesenti flere puellae!* Wie übersetzt das L.? Man

höre: „Jetzt erst, da ich allein, muß ich sehn, wie lang doch die Nächte, Und wie jedes Geräusch störend im Ohre mir klingt. Wohl dem, dem es vergönnt, an der Brust seines Mädchens zu schluchzen!" Also *ipse meis auribus gravis sum* heißt: mir klingt jedes Geräusch störend im Ohre! Daß diese Klage über die störenden Geräusche zur Nachtzeit im Munde des unglücklich Liebenden einfach komisch wirkt, merkt der Übersetzer so wenig wie, daß der Dichter sich selbst im folgenden Verse erklärt, wenn er den glücklich preist, der *praesenti puellae flere potuit.*

Ich gestehe, daß ich nach der Lektüre der ersten zwölf Gedichte keine Lust mehr spürte, noch mehr davon kennen zu lernen; wenn ich es gleichwohl tat, so war daran nur die Neugier Schuld, wie sich der Übersetzer mit anerkannt schwierigen Stellen der folgenden Bücher abfinden werde. Eine wenigstens sei mir erlaubt hier noch zu besprechen; sie ist zu bezeichnend für das Verständnis, das L. seiner Vorlage entgegenbringt, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. — II 34 (= III 32) kommt Properz auf Vergil zu sprechen; V. 59 sagt er: *Me iuvet hesternis positum languere corollis, Quem tetigit iactu certus ad ossa deus, Actia Vergilium custodis litora Phoebi Caesaris et fortes dicere posse rates;* es folgt ein Lobeshymnus auf die entstehende Äneis, dann ein ehrenvoller Hinweis auf die Bucolica (*Tu canis umbrosi subter pineta Galaesi — Thyrsin et adtritis Daphnin harundinibus* usw.) und die Georgica (*Tu canis Ascraei veteris praecepta poetae, Quo seges in campo, quo viret uva iugo. Tale facis carmen docta testudine, quale Cynthius inpositis temperat articulis).* Diesen Gedichten setzt Properz nun seine eigenen Liebeslieder entgegen mit den Worten: *Non tamen haec ulli venient ingrata legenti;* es folgt eine kritisch sehr schwierige Stelle, die ich in der Fassung Rothsteins und Vahlens herschreiben will: *Nec minor his animis aut sim minor ore: canorus Anseris in docto carmine cessit olor.* Hier steht jedenfalls *canorus anseris in docto* (oder *indocto*) *carmine cessit olor* fest. Dies mußte vorausgeschickt werden, damit man L.s Übersetzung würdigen könne:

„Mag Vergil, der von Phöbus geliebt, von Aktium singen . . .
Er ruft wieder ins Leben Äneas' rühmliche Taten,
Läßt am Lavinischen See (*Lavinis litoribus!)* wieder die Feste erstehn . . . . . .
Du jedoch sing uns vom schattigen Hain am Galäsus, wo freudig
Thyrsis und Daphnis dem Klang süßer Schalmeien gelauscht . . . .
O glückselig, wer Liebe für Äpfel so leicht sich erhandelt:
Priese sie Tityrus' Sang, wiche die Spröde auch ihm! (*huic licet ingratae Tityrus ipse canat*) . . . . .
Sing auch von dem, was einst Hesiod in Liedern besungen,

Erntegesegnete Au'n, rebenumsponnene Höh'n:
Dann wird herrlich dein Lied gleich Phöbus' Gesängen ertönen .....
Jeder wird, was du auch dichtest, mit herzlicher Freude vernehmen .... :
Denn stets bleibt dir der Sieg, gleichwie des melodischen Schwanes
Edler Gesang das Geschrei heiserer Gänse besiegt!"

Ich denke, dies genügt.

Zum Schlusse einige Proben, die zeigen sollen, wie schief, ungeschickt, prosaisch, ja geradezu geschmacklos L.s Übersetzungen vielfach sind; auch hiefür mag wohl der Hauptgrund ein nur oberflächliches Erfassen des Originals sein. 1, 3 *Tum mihi constantis deiecit lumina fastus Amor:* Nun jedoch brach mir den („der" ist Druckversehen) Stolz auf mein früheres sprödes Verhalten Amor. — 2, 4 (*Quid iuvat*) *te .. peregrinis vendere muneribus*: (Warum) .. mit Künsten, weit aus der Ferne geholt, stellst du dich schnöde zur Schau? — 2, 6 *nec sinere in propriis membra nitere bonis*: Und nicht zeigen was dein, Glieder voll blühender Pracht. — 2, 29 *Unica nec desit iocundis gratia verbis, Omnia quaeque Venus quaeque Minerva probat*: Du, die mit eigensten Reizen holdseliger Rede geschmückt ist, Wie sie Venus erfreut, wie Minerva sie liebt. — 3, 9 ff. *Ebria cum multo traherem vestigia Baccho Et quaterent sera nocte facem pueri. Hanc ego, nondum etiam sensus deperditus omnes, ... conor*: Als ich, Weines erfüllt, nur mit Mühe die Füße noch regte, Und spät nachts mir den Weg Diener mit Fackeln erhellt. („Erhellt"? Was soll das heißen? Ist etwa gar die beliebte Ellipse beabsichtigt, so daß also „erhellt haben" zu ergänzen wäre? Aber daß dies undeutsch wäre, steht doch außer Frage und das Imperfektum „regte" weist ja deutlich den richtigen Weg. Also kann man nach L. statt „als sie erhellten" dichterisch auch sagen: „als sie erhellt"!). Ich, vom genossenen Wein nicht völlig bewältigt, ich wagt es .. (Man beachte hier, was der Übersetzer Properz zumutet!). — 4, 17 *insana puella*: die beleidigte Jungfrau. — 5, 22 (*non mirabere*) *cur sim toto corpore nullus ego*: (Noch auch wundre dich sehr), völlig erschöpft mich zu sehn. — 6, 14 *Asiae veteres cernere divitias*: mit Augen zu schau'n [*sic*!], was in Asien gehäuft (Wahrhaft poetisch!). — 6, 21 *tua non aetas umquam cessavit amori semper et armatae cura fuit patriae*: Warst du doch alle die Jahre hindurch nie Lüsten ergeben, Nein, ob gerüstet der Staat, solches dein Herz nur bewegt. — 7, 24 (Die Jünglinge werden ausrufen): *Ardoris nostri magne poeta iaces*: Du, der die Liebe verklärt, herrlicher Sänger, hier ruhst (Nach L. ist das die Grabinschrift Properzens). — 8, 33 *angusto mecum requiescere lecto*: auf dürftigstem Lager sich meiner zu freuen (wo das Ethos des Wortes *angusto* nicht gefühlt wurde!

Vgl. II 1, 45 *angusto versantes proelia lecto*). — 8, 40 *hanc ego .. flectere .. potui blandi carminis obsequio*: Einzig mein inniges Lied rührte ihr Innerstes auf (eine Lieblingswendung des Übersetzers; man vgl. gleich darauf 10, 11, wo er das einfache *non es veritus concredere nobis* übersetzt: der mir geöffnet sein Innerstes, und weiter unten 12, 5). — 8, 45 *nec mihi rivalis certos subducit amores*: Meine getreue Geliebte kein Andrer mir schändlich hinwegführt. — 12, 5 sagt der Dichter von Cynthia: *nec mihi consuetos amplexu nutrit amores;* dafür scheint L. die passendste Übersetzung zu sein: Und in enger Umarmung erregt mich im Innersten nicht mehr Cynthia.

Doch ich breche ab und schließe meine Anzeige mit dem aufrichtigen Bedauern, daß die Brüder Horneffer, die doch etwas von der Sache verstehen, den guten Ruf ihrer unter günstigen Auspizien begonnenen Sammlung durch die Aufnahme einer so kläglichen Arbeit so schwer schädigen konnten.

Wien. Karl Prinz.

Verhandlungen der 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Posen vom 3. bis mit 6. Oktober 1911; im Auftrage des Ausschusses zusammengestellt von Paul Ssymank. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1912. VIII und 185 SS. 8⁰. Preis 6 Mk.

In dieser Zeitschrift, die nicht für eine einzelne Fachgruppe bestimmt ist, über die auf einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gehaltenen Vorträge gleichmäßig zu berichten, übersteigt die Kräfte eines einzelnen und würde auch den einer gewöhnlichen Anzeige gezogenen Rahmen überschreiten; denn nahezu alle Fächer einer philosophischen Fakultät sind vertreten, verteilt auf 13 Sektionen (philologische, pädagogische, archäologische, althistorisch-epigraphische, romanistische, anglistische, germanistische, indogermanische, volkskundliche, historisch-geographische, orientalistische, mathematisch-physikalische, biologische), und nicht weniger als 87 Reden und Vorträge sind in Posen gehalten worden. Ich beschränke mich deshalb darauf, einiges wenige herauszugreifen.

Der erste Vortrag, von dem Münchner Ägyptologen Freiherrn v. Bissing in der ersten allgemeinen Sitzung gehalten und abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern fürs Altertum 1912, XXIX 81 ff., erging sich über ägyptische Weisheit und hellenische Wissenschaft und wies die unvergleichliche Überlegenheit der griechischen Wissenschaft nach, die von Ägypten sogut wie nichts habe lernen können. Gercke führte aus, daß die List, durch die Themistokles den König Xerxes zur Seeschlacht von Salamis bestimmt haben soll, völlig unhistorisch sei; auch dieser Vortrag ist in den Neuen Jahrbüchern fürs Altertum (1913, XXXI 617 ff.) wiedergegeben. Unge-

mein fesselnd muß der Vortrag Eugen Wolffs über Wilhelm Meisters theatralische Sendung gewesen sein, der jetzt als besondere Schrift erschienen ist. Der bekannte Jesuit Wasmann schilderte das Seelenleben der Ameisen, wobei er ebensosehr davor warnte, das Tierleben kritiklos zu vermenschlichen wie solche Tiere als automatische Maschinen zu betrachten. Von den Vorträgen der philologischen Sektion seien hervorgehoben der Alys über Ursprung und Entwicklung der kretischen Zeus-Religion (s. Philologus 1912, LXXI 457 ff.) und besonders die grundlegend wichtigen Ausführungen Wittes (Glotta IV 1 ff.), worin er die bukolische Zäsur als die Fuge der zwei zum Hexameter verschmolzenen Kurzverse erwies. In der archäologischen Sektion legte Frickenhaus seine ertragreichen Forschungen über den Festzug an den großen Dionysien vor, den er aus einigen schwarzfigurigen Vasenbildern wiederherstellte (Jahrbuch 1912, XXVII 61 ff.), und Brückner berichtete über die Fortsetzung seiner Ausgrabungen im athenischen Staatsfriedhof und namentlich über das Tritopatreion. In der althistorisch-epigraphischen Sektion sprach Walter Müller über die Entwicklungsgeschichte des griechischen Siedlungswesens und konnte auf Grund der neueren Entdeckungen und Untersuchungen die alte Auffassung G. Hirschfelds bestätigen, wonach die Rücksichten auf Sicherheit, auf Verkehrstüchtigkeit und auf Bequemlichkeit der Lage einander abgelöst haben. Gegenüber der von Felix Hartmann erneuerten Klage, daß die Philologen an der Universität und an der Mittelschule den Ergebnissen der Sprachwissenschaft zu wenig Beachtung schenken, freue ich mich versichern zu können, daß an der Innsbrucker ebensowie an der Wiener Universität und gewiß auch an anderen Hochschulen die sprachgeschichtliche Schulung des philologischen Nachwuchses eine seit einem vollen Menschenalter hochgehaltene Tradition ist.

Die Kostprobe, die ich hier dargeboten habe, soll zeigen, wie reich die Tafel auch in Posen besetzt war; und es ist lebhaft zu wünschen, daß jede Mittelschule sich alle zwei Jahre die bescheidene Auslage gönne, die zur Beschaffung der Berichte über die Philologenversammlungen erforderlich ist; denn sie bieten für alle Lehrfächer die fruchtbarsten Anregungen.

Innsbruck. E. Kalinka.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Einleitungsband = Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. E. Diederichs, Jena 1913. 190 SS. 24 Tafeln und 2 Karten. Preis geh. Mk. 4·50.

Thule, Band 1 = Edda, erster Band, Heldendichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. E. Diederichs, Jena 1912. 222 SS. Preis geh. Mk. 3·—.

Eine prächtige und wirklich erfreuliche Gabe legt in dieser Sammlung der Herausgeber in der gewiß berechtigten Hoffnung vor, daß sich die Wißbegierde und Anteilnahme der Gebildeten Deutschlands künftighin mehr als bisher jenen Denkmälern der Kunst und Geschichte zuwenden werde, in denen sich das germanische Volkstum am eigenartigsten und reinsten ausgeprägt hat. Mag man auch den einen oder den anderen Nachweis fremden Einflusses auf die Vorstellungswelt der Nordgermanen für gelungen erachten, mag man sich immerhin bewußt bleiben, daß wir von dem anschaulichen Bilde der isländischen Götter- und Heldendichtung manchen Zug als spätere nordgermanische Sonderentwicklung zu begreifen und daher wegzulassen haben, wenn wir auf die ältesten Zeiten unserer deutschen Stämme Rückschlüsse machen wollen, so bleibt außerdem die noch immer viel zu wenig bekannte Tatsache, daß uns das mittelalterliche Island in den reichlich überlieferten Prosaerzählungen Zeugnisse einer hochentwickelten Kunstübung hinterlassen hat, die hinter der etwa gleichzeitigen mitteleuropäischen Ritterdichtung in der Anlage des Ganzen und im Vortrag der Einzelheiten durchschnittlich vielleicht nur um weniges zurücksteht, inhaltlich sie aber in mehrfacher Hinsicht sogar übertrifft. An bedeutsamen und ergreifenden Einzelschicksalen, an starken und verwegenen Willensmenschen ist die isländische Familiengeschichte überaus reich. Erst später, und gewiß nicht ohne ausländischen Einfluß, begannen phantastische Übertreibung und Sentimentalität das reine Bild germanischer Stammesart zu entstellen, das uns die wagemutigen isländischen Ansiedler und Seefahrer bieten können.

In diese absonderliche Welt, die unserem Herzen doch so bald vertraut wird, führt uns Niedners Einleitungsband. Trefflich gewählte Bilder veranschaulichen die baumlosen Sand- und Lavawüsten, die starrenden Gletscher, die reißenden Ströme und Wasserfälle und die einsamen menschlichen Siedlungen. Niedner geht nach einer kurzen Schilderung des Landes und seiner heutigen Bewohner gleich in die Zeit der Landnahme zurück, da die freiheitsstolzesten und mutigsten Norweger, weil sie dem Joche der Alleinherrschaft Harald Haarschöns nicht den Nacken beugen wollten, mit all den Ihren nach dem kaum gekannten Eislande auszogen. Wir tun einen Blick in das Leben des Alltags, wir sehen trotz unbändiger Fehdelust, die sich freilich noch mehr bei Unternehmungen an fremden Küsten austobt, bald einen geordneten Freistaat mit höchst eigentümlichen Rechtsformen entstehen. Wenn schon diese Abschnitte immer auf die quellenmäßigen Berichte verweisen, die uns die Sammlung in den folgenden Bänden in guten Übersetzungen bringen soll, so sind natürlich besonders die Kapitel „Familiengeschichten", „Königsgeschichten", „Skaldentum und Skaldendichtung" ausgewählte Proben, die zugleich auch die Einzeldarstellungen zu einem einheitlichen Bilde ordnen und abrunden. Daher

ist der Band, der schließlich noch die Entwicklung der isländischen Kultur bis auf unsere Tage und das Wiederaufleben der älteren Zeiten in den Studien und Dichtungen des stammverwandten Auslands verfolgt, ebensosehr als Einleitung und auch zusammenfassender Abschluß der ganzen Reihe gedacht, wie er als die beste, jedermann verständliche, klar und anziehend geschriebene Darstellung der Geschichte Islands seinen selbständigen Wert behauptet.

Nicht minderes Lob ist dem schon etwas früher ausgegebenen ersten Bande zu zollen, der die schwierige Aufgabe, die altnordischen Heldengesänge in unserer Sprache wiederzugeben, sehr glücklich löst. Nur mit dem scheuen Mißbehagen der Unwissenheit hört der Deutsche den Namen der Edda nennen. Wer die von den willkürlichsten Deutungen entstellte Übersetzung Wolzogens (bei Reclam) zurate gezogen hat, ist ja durchaus zu entschuldigen, wenn er den Versuch, in dieses Wirrsal einzudringen, alsbald wieder entmutigt aufgegeben hat. Aber auch Gerings Übersetzung, vom gelehrt-philologischen wie vom sprachlich-künstlerischen Standpunkt gleich hoch zu schätzen, scheint in den zwei Jahrzehnten, seit sie vorliegt, nicht genügend in die Breite gewirkt zu haben. Genzmer hat nun Gering zweifellos um ein gutes Stück überhoit, seine Wiedergabe klingt noch ausdrucksvoller und — mit steter Rücksichtnahme auf den Urtext — abwechslungsreicher. Textkritische Eingriffe geschehen seltener und maßvoller, wenngleich Referent als Schüler Heinzels gern noch größere Zurückhaltung geübt sähe [1]). Besonders wertvoll aber scheint mir Heuslers Versuch, in den Einführungen und Anmerkungen die überlieferten Lieder und Strophengruppen ästhetisch zu würdigen. Ich habe es schon in einer Anzeige von v. d. Leyens Deutschem Sagenbuch freudig begrüßt, daß neben dem Vergleichen der Handschriften, des Wortschatzes und der inhaltlichen Teile auch das künstlerische Gefühl mehr zur Geltung kommen soll. Natürlich nicht so, daß eine hochmütige *emendatio* vorschnell glättet und ändert, was dem neueren, dabei oft doch so subjektiven Geschmack nicht paßt; aber so wie sich vielleicht doch mit der Zeit feste kritische Unterschiede ergeben werden, so scheint es mir auch wünschenswert, dem Fernerstehenden, dem wir diese Welt erschließen wollen, gleichsam Wegweiser aufzustellen, seine Aufmerksamkeit zu lenken, ihn an den

Nur ein Beispiel: Aus dem Anfang der *Reginsmál* werden 5 Strophen ausgeschieden und die 8 übrig bleibenden hier abgetrennt und mit dem Hauptteil der *Fáfnismál* zu einem Lied vom Drachenhort vereinigt. Von diesem neu erschlossenen Gesamtwerk sagt nun Heusler selbst: „Nach Schauplatz, Zeit und Handlung fällt freilich die Reihe so sehr in zwei Stücke, daß man fragen kann, ob nicht mit St. 9 eine geschlossene, wohlerhaltene Komposition beginnt“. So kommt durch fortgesetzte Konjekturen schließlich wieder die handschriftliche Überlieferung zustande: eben dort, wo Heusler den Beginn einer geschlossenen, wohlerhaltenen Komposition nur zögernd zu vermuten scheint, steht im *Codex regius* der rotgeschriebene Titel: *Frá dauþa Fáfnis.*

lohnendsten Stellen zum Verweilen einzuladen, über die mühsameren Strecken des Weges ihn durch unser zustimmendes Geständnis hinwegzutrösten.

Billigung verdient auch, daß Heusler diejenigen seiner „*Eddica minora*“, die sich als selbständige Dichtungen denken lassen, mitaufgenommen und in den Fridthjofstrophen den späteren Ausklang der Heldendichtung gezeigt hat.

Dem Ausbau des schönen Werkes mit freudiger Spannung entgegensehend, muß ich den Verlag, der der Ausstattung der Bücher rühmlichste Sorgfalt zugewendet hat, dringend bitten, den häßlich eckigen Adler vom Umschlag und dem Titelblatt zu entfernen. Ich weiß, daß es gegen den guten Ton ist, von solchen Kleinigkeiten zu reden. Aber wenn jemand glaubte, daß ich dieses halb assyrische, halb modern stilisierte Ungetüm ruhigen Sinnes anschauen könne, würde mich das schwer bedrücken; gerade weil ich alles andere an diesen Büchern eindringlichst empfehlen möchte!

Wien. Dr. Richard Findeis.

Hermann Büttner, Wörterbuch für den Gebrauch der Präpositionen im Französischen. Marburg i. H., Elwertsche Buchhandlung 1913.

Bei der Vielgestaltigkeit ihrer Verwendung und der Mannigfaltigkeit der sprachlichen Anschauungsweisen bilden die Präpositionen eines der schwierigsten Kapitel einer fremden Sprache, das nur durch stete Übung und reichliche Belesenheit überwunden werden kann. Vielfach ist aber selbst derjenige, der eine fremde Sprache mit ziemlich großer Sicherheit beherrscht, über den Gebrauch eines bestimmten Verhältniswortes nicht immer und in allen Fällen im klaren, und es wird ihm oft recht schwer, sich darüber volle Aufklärung zu verschaffen, da die Wörterbücher nur in seltenen Fällen auf Einzelheiten eingehen. So war es denn ein recht dankenswerter Gedanke des Verfassers des vorliegenden Buches, eine systematische Darstellung des Gebrauches der Präpositionen im Französischen zu geben, womit ein zweifaches Ziel erreicht wurde, indem zunächst durch die alphabetische Anordnung des Stoffes im einzelnen Falle rasch und sicher Auskunft geboten wird, dann aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht mancher neue Beitrag zur Kenntnis des bearbeiteten Gegenstandes geliefert wurde. In den meisten Fällen hat sich nämlich der Verf. nicht damit begnügt, aus zweiter Hand zu schöpfen, wenn er sich auch gelegentlich auf bereits vorhandene Hilfsmittel, so auf Plattners „Ausführliche Grammatik der französischen Sprache“ stützt, so ist er doch vielfach zu den Quellen, den Schriftstellern selbst, vorgedrungen.

Da die Verwendbarkeit einer Präposition sehr oft nur im Satzzusammenhange richtig zu erkennen und zu beurteilen ist, so sind überall, wo es erforderlich schien, Beispiele aus Prosaschriftstellern der neuesten Zeit, auch aus Zeitungen und Zeitschriften beigefügt worden. Im allgemeinen sind die Namen der Autoren weggelassen; wo es aber galt, eine Gebrauchsweise besonders zu belegen und sie durch eine Autorität zu stützen, wurde der Name natürlich hinzugefügt.

Außer der Einleitung, enthaltend Vorbemerkungen über den Gebrauch von *en* für *dans*, über *en plein* und über die Verbindung doppelt gesetzter Hauptwörter, besteht das Buch aus zwei Teilen. Der I. Teil ist mehr allgemeiner Natur und behandelt den Gebrauch der Präpositionen bei bestimmten Begriffsgruppen (Abstrakta, Beförderungsmittel, Beleuchtungsmittel, Berge und Gebirge, Berufe, Buchstaben, Dimensionen, Farben, Feste, Flüsse, Gebäude, Grammatische Bezeichnungen, Himmelsgegenden, Inseln, Jahreszahlen, Jahreszeiten, Kleidung, Länder, Längenmaß, Mahlzeiten, Meere, Monate, Monatsdatum, Musikinstrumente, Nahrungsmittel, Ortsbenennungen, Personen, Religionen, Schriftsteller, Spiele, Sprachen, Staaten und kleinere staatliche und kirchliche Verbände, Städte, Stände, Stoffe, Tiere, Pflanzen, Minerale, Truppengattungen, Völker, Wertangaben, Wissenschaften und Künste, Wochentage, Zahlen, Zeitabschnitte, Zeitungen). Dieser Abschnitt ist besonders lehrreich, da er in die vom Deutschen abweichende sprachliche Anschauungsweise des Französischen einen tiefen Einblick gewährt; der zweite Teil des Buches verfolgt mehr praktische Zwecke: Hier sind in alphabetischer Ordnung die gebräuchlichsten Hauptwörter in ihrer mannigfachen Verbindung mit den Präpositionen dargestellt und der Stoff ist so übersichtlich angeordnet, daß es jedermann ein leichtes ist, in zweifelhaften Fällen rasch die richtige Verbindung zu erkunden.

Büttners „Wörterbuch für den Gebrauch der Präpositionen im Französischen“ erweist sich somit als ein vortreffliches Hilfsbuch, das ganz besonders den neusprachlichen Lehrern auf das wärmste empfohlen werden kann.

Wien. Dr. R. Richter.

Carl **Patsch**, **Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien.** VIII. Teil. Mit einer Kartenskizze und 109 Abbildungen im Texte. Wien, Adolf Holzhausen 1912. 8⁰. 1 Blatt, 104 SS., 1 Tafel. (Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, XII. Band 1912, S. 68—167.)

Mit erfreulicher Regelmäßigkeit folgen einander seit 1896 diese Untersuchungen aus der Feder des hervorragenden Kenners

der römischen Provinz Dalmatia, die bekanntlich außer dem heutigen Dalmatien Bosnien, Herzegowina, Montenegro Teile von Istrien und Kroatien, von Albanien und Serbien umfaßte. Patsch hat durch sie und seine anderen Arbeiten das geographische und archäologische Bild dieser Provinz, die noch vor zwei Jahrzehnten zu den weniger bekannten des römischen Orbis gehörte, wesentlich berichtigt und durch zahlreiche und wichtige Einzelzüge bereichert, so daß uns jetzt ein klarerer Einblick in die eigenartige römische Kultur der Landschaft mit ihrer im Inneren fast überall noch deutlich hervortretenden einheimischen, illyrischen Grundlage gewährt ist. Mit der exakten Arbeitsweise des erfahrenen archäologischen Forschers verbindet sich bei Patsch die Gabe scharfer Beobachtung des Landschaftsbildes und der modernen Wirtschafts- und Kulturzustände, aus welcher nicht bloß für die Altertumsforschung schöner Ertrag sich ergibt.

In dem vorliegenden Heft wird zunächst die Lage eines Sees untersucht, den der um 335 v. Chr. verfaßte Periplus des Pseudo-Skylax (c. 24) an dem unteren Naron (Narenta) erwähnt; Patsch findet ihn unweit der antiken Hafenstadt Narona in dem noch jetzt vorhandenen periodischen See der Narenta-Ebene bei Čapljina und verzeichnet die antiken Siedlungen an seinen Rändern. Das wichtigste Fundstück ist eine Widmung *imp. Caesari divi f(ilio) Sicilia recepta,* d. h. dem späteren Kaiser Augustus Ende 36 v. Chr. oder wenig später errichtet (CIL III Suppl. 14.625). In die Schilderung einer archäologischen Exkursion in das Sandschak Plevlje im Spätherbst 1907 — also vor dem Abzug der dortigen österreichisch-ungarischen Besatzung (Oktober 1908) — sind interessante, stellenweise mit Humor gewürzte Beobachtungen eingeflochten über die nunmehr der Vergangenheit angehörigen Lebens- und Kulturverhältnisse auf diesem zwischen Montenegro und Serbien vorgeschobenen Wachposten der k. und k. Truppen. Grabmonumente aus dem Lager in Humac nächst Ljubuški (nahe dem alten Narona), Forschungen in den Resten einer bisher namenlosen Stadt bei Šipovo im Bezirk Jajce, Mitteilungen über Kleinfunde, namentlich Schmucksachen und Bronzestatuetten, bilden den Schluß des inhaltsreichen Heftes.

Prag. A. v. Premerstein.

Richard Fester, Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1913. VI und 194 SS.

— —, **Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien.** Heft I: Bis zum 6. Juli 1870 (Gramonts Erklärung). Heft II: Die Emser Verhandlungen und die Nachspiele der Kandidatur. Verlag von B. G.

Teubner in Leipzig und Berlin 1913. IV und 164, IV und 210 SS. (Quellen und Sammlungen zur deutschen Geschichte von E. Brandenburg und G. Seeliger).

Über das erste der hier genannten Bücher kann an dieser Stelle wohl ein Referat erstattet, nicht aber eine Kritik geschrieben werden; es ruht zum großen Teil auf Quellen, die, hier unzugänglich, auch dem Verf. schwer erreichbar waren und eröffnet Gesichtspunkte, die völlig neu sind. Es scheint notwendig, hierüber das Vorwort zu vernehmen: „Die deutsche Geschichtswissenschaft", wird dort sehr richtig ausgeführt, „hat sich in den letzten Jahren zu sehr gewöhnt, in der Vorgeschichte von 1870 alles auf Bismarck zu beziehen, so daß darüber der europäische Charakter dieser Vorgeschichte zu kurz gekommen ist. Die Hohenzollernkandidatur gehört ebensosehr der spanischen wie der deutschen Geschichte an, berührt die portugiesischen Interessen mindestens ebenso stark wie die französischen, die italienischen noch stärker als die englischen. Indem hier der Versuch gemacht wird, das bisher verschobene Problem zurechtzurücken, tauchen überall neue Probleme auf, die bisher kaum gestreift worden sind". Die ganze Frage wird sonach unter einem ganz anderen, viel weiteren Gesichtswinkel, als man sie bisher zu sehen gewohnt war, behandelt. In sieben Kapiteln wird hier 1. Der iberische Charakter der Kandidatur, 2. De los Rios und das italienische Problem, 3. Salazar und Georg von Werthern, 4. Die Notwendigkeit der Erschließung neuer Quellen, 5. Die Septemberrevolution und die großen Mächte, 6. Die erste Anknüpfung mit König Ferdinand bis zur Absage Genuas (des Herzogs von Genua) und 7. Die offiziellen Verhandlungen mit den Hohenzollern behandelt — es werden also Dinge besprochen, die uns älteren Leuten noch recht geläufig waren, der jetzigen Generation aber, wie z. B. die Geschichte der iberischen Union als etwas mehr oder minder Neues erscheinen. In der Erörterung dieser allgemeineren Gesichtspunkte liegt der große Wert des erstgenannten Buches, das der Verf. bescheiden als „Neue Beiträge zur Hohenzollernkandidatur" bezeichnet. Der erste Abschnitt schildert die Aussichten und die Hemmnisse der iberischen Union, die durch die spanische Revolution von 1868 in eine neue Phase trat und nach den Wünschen ihrer vornehmsten Vertreter zunächst durch den König (Titularkönig) Don Fernando, den Gemahl Marias II. da Gloria und Vater Don Pedros V. verwirklicht werden sollte. Von seinen Töchtern war Antonia an den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern verheiratet. Wiewohl Ferdinand die Kandidatur für den spanischen Thron ausschlug und sich (1869) morganatisch mit Else Heusler (Gräfin von Edla) vermählte, macht man (Prim) in Madrid noch im Mai 1870 einen Versuch, ihn für den Thron zu gewinnen, als schon die Kandidatur seines Schwiegersohnes betrieben wurde. Die Gründe der Ablehnung werden genau erwogen. Leopold wurde, als sich Ferdinand versagte, Kandidat der iberischen

Union. Von großem Interesse ist der Nachweis, daß man in Frankreich genau wußte, daß hinter Ferdinand Leopold stand, aber Napoleon und seine Diplomaten, statt zu handeln, die Dinge an sich herankommen ließen. Bei der wichtigen Rolle, die Salazar in der ganzen Sache spielte, wird man für die vielen Aufklärungen zu danken haben, die das dritte Kapitel enthält; hier ist eine ganze Folge von Irrtümern berichtigt. Noch wichtiger sind die Ergebnisse im fünften Kapitel, das aus der in der Presse der einzelnen Länder enthaltenen Nachrichten, die auf ihre Autoren geprüft werden, die Genesis der zahlreichen (18) angeblichen und wirklichen Kandidaturen für den nach der Septemberrevolution erledigten spanischen Thron feststellt. Eine Richtigstellung ist S. 90 vorzunehmen, wo Erzherzog Albrecht als Bruder Kaiser Franz Josefs I. hingestellt wird. Verschwindet die Kandidatur Leopolds seit 1868 nicht mehr von der Tagesordnung, so verdient der Unterschied, wie sie 1868 und 1870 behandelt wird, Beachtung: „Die Hauptschreier von 1870 in Frankreich wie in England zeigen 1868 Zurückhaltung oder Gleichmut". Mit großer Umsicht werden nun die Beziehungen der Großmächte zur Septemberrevolution dargelegt und die Schwierigkeiten der historischen Arbeit hiefür (S. 117) sehr gut herausgehoben. Beschäftigt sich das sechste Kapitel vornehmlich mit der Kandidatur des Prinzen Thomas von Genua, so ist das letzte jener der Hohenzollern gewidmet. Auch hier werden die Verhandlungen mit außerordentlicher Umsicht und Genauigkeit dargestellt, so daß man ein deutliches Bild von der ganzen Entwicklung der Sache enthält. Jedesfalls sind die vorliegenden „Neuen Beiträge" wohl die bedeutendsten von allen, die in deutscher Sprache bisher über die Hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien erschienen sind, und hat der Verf. den Beweis erbracht, „daß die Kandidatur Hohenzollern in dem zweijährigen Kampf um Spanien zwischen Napoleon und Bismarck nur eine Etappe bedeutet". Diese Beiträge „führen auf ihre natürliche Entstehung zurück und setzen ihren Verlauf ins rechte Licht".

In engster Verbindung mit den „Neuen Beiträgen" steht die Sammlung der Quellen zur Geschichte der Kandidatur Hohenzollern, die uns der Verf. der Beiträge jetzt in zwei Heften der von Brandenburg und Seeliger herausgegebenen Quellensammlung zur deutschen Geschichte vorlegt. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß sie ebensosehr einem wissenschaftlichen als pädagogischen Bedürfnisse entspricht und um so willkommener ist, als die große Aktenpublikation des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten über den Ursprung des Krieges von 1870—71 noch volle sieben Jahre brauchen dürfte, bis sie das Jahr 1870 erreicht (die deutsche Ausgabe dieser gewiß wichtigen Publikation ist meines Wissens wegen der Breite der Anlage eingegangen). Der Herausgeber hat mit bienenartigem Fleiß alles erreichbare Quellenmaterial zur Geschichte der Hohenzollernkandidatur gesammelt und legt in

den beiden schmächtigen Bänden 6Q4 Nummern, enthaltend Briefe, Aktenstücke und Regesten zu der Kandidatur, vor. Wenn man erwägt, daß die Archive für diese Epoche noch gesperrt sind und nur ganz ausnahmsweise Forschern wie Wertheimer oder im Deutschen Reich — freilich unter anderen Verhältnissen Heinrich v. Sybel die Bewilligung erteilt wurde, die diplomatischen Akten und Korrespondenzen für die genannte Zeit einzusehen, man also für die geschichtliche Darstellung jener Zeit vornehmlich auf Memoirenwerke, auf Rot-, Blau- und ähnliche Bücher angewiesen war, so wird man es mit Dank begrüßen, daß der Herausgeber das in der Publizistik jener Zeit enthaltene Material sowohl das in Spanien, Frankreich und Deutschland als auch das in England, Italien, Belgien und Österreich gesammelt und kritisch gesichtet hat. Für Österreich wäre vielleicht noch die „alte“ Presse, die oftmals halboffiziös gewesen und das Wiener Tagblatt, das, wenn ich nicht irre, gelegentlich einem Türr seine Spalten geöffnet, zu Rate zu ziehen. Jedesfalls fällt die Bedeutung der Festerschen Sammlung in die Augen. Sie darf von niemandem übersehen werden, der nach Aufklärung über die politische Geschichte jener Zeit sucht und wir teilen vollständig den Wunsch des Herausgebers, daß die Sammlung vor allem den Zweck erfüllen möchte, alle auf unvollständiger Kenntnis des Materials beruhenden Darstellungen und Untersuchungen einer den Fachmann wie den Laien interessierenden Frage künftig unmöglich zu machen“.

Graz. J. Loserth.

Tramplers Geographischer Mittelschulatlas für Gymnasien und ähnliche Anstalten. 8. Auflage, völlig neu bearbeitet von Dr. Heinr. Montzka, Direktor des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck. II. Abteilung. Wien, Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1913. Preis geb. K 4·—.

Dierckes Schulatlas für höhere Lehranstalten. 49. Auflage von Diercke-Gaebler-Schulatlas. Ausgeführt in der kartograph. Anstalt von George Westermann in Braunschweig. Verlag ebendort 1912. In Halbleder geb. Mk. 7·— = K 8·40.

Dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Teil des Trampler-Montzkaschen Atlasses, der vom Unterzeichneten in dieser Zeitschrift gewürdigt wurde, folgt nunmehr die zweite, den Lehrstoff der III. und IV. Klasse enthaltende Abteilung, so daß jetzt das Werk abgeschlossen vorliegt [1]; beide Bände zusammen — sie werden auch in einem Bande vereinigt erhältlich sein — dienen natürlich auch dem erdkundlichen Unterrichte auf der Oberstufe, respektive an

[1] Siehe Referat in der „Zeitschrift f. österr. Gymnasien“, 62. Jahrg. Wien 1912. S. 190 ff. Bei der Anmerkung 2, ebendort, muß es natürlich heißen: Preis K 8·50, nicht K 3·50.

den einstufigen Fachanstalten wie Gewerbe- und Handelsschulen usw. Es ist gewiß lehrreich, zum Vergleiche mit diesem jüngsten Werke österreichischer Schul-Kartographie die Leistung eines der ersten Verlagsinstitute des deutschen Reiches heranzuziehen, für dessen Würdigung die hohe Auflage deutlich spricht.

I. Zunächst wäre zu bemerken, daß unter den „Ergänzungen und Berichtigungen“ zur ersten Abteilung, die auf der Textseite 14 der zweiten stehen, der Name Ozeanien für Polynesien gebracht wird. Sonst enthält die Einleitung Daten und schematische Darstellungen zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie, abgesehen von den sorgfältig bearbeiteten Inhaltsverzeichnissen. Dann folgen in ähnlicher Anordnung wie in Band I. die Karten der dort noch nicht enthaltenen europäischen Länder, die Nebenkarten meist für mehrere Gebiete auf einem Blatt vereinigt. Die Maßstäbe sind teils größer, teils kleiner als bei Kozenn; zur Unterstützung des geschichtlichen Momentes werden Schlachtorte mit beigefügter Jahreszahl hervorgehoben. Sehr hübsch ist bei Nr. 2 „Dänemark und seine Nebenländer“ die Karte Grönlands in 1 : 18.000.000. Während Kozenn meist auf einem Kärtchen verschiedene Seiten des Wirtschaftslebens darstellt, bringt T.-M. 2 Karten, eine für Landwirtschaft und Fischerei, eine für Bergbau und Industrie. Interessant ist die Karte der Dnjepr-Stromschnellen (4 auf Nr. 6), mit den deutschen Kolonien „Heidelberg“ usf. Dem Deutschen Reiche — diese Bezeichnung ist wohl der üblichen, auch hier verwendeten: „Deutschland“ vorzuziehen — sind 2 Hauptkarten in 1 : 2.000.000 und 19 Nebenkärtchen gewidmet; von letzteren verdient Erwähnung die geolog. Übersicht. Auf den Hauptkarten fehlt aber das Gebiet östlich des 15. Meridians und muß da Abteilung I aushelfen, so wie bei den in der III. durchzunehmenden Erdteilen Amerika und Australien, die Zweiteilung ist da entschieden nachteilig. Die Alpenkarte bringt ein geologisches Profil vom Züricher- zum Langensee. Auf dem Nebenkärtchen der Schweiz (Nr. 92) scheint mir die Darstellung von „Nationalitäten und Konfessionen“ nicht sehr gelungen. Dann folgen von Nr. 13—28 die der Vaterlandskunde gewidmeten Blätter; die Hauptkarten im selben Maßstabe (1 : 4.000.000) wie bei Kozenn, die der einzelnen Ländergruppen teilweise in größeren. Auf der geologischen Übersichtskarte fehlen die bei Kozenn eingezeichneten Fundorte von Erzen usw., dafür bringt sie die Thermen- und Mineralquellen. Ebenso überflüssig wie bei Kozenn finde ich die Angabe der Steinkohlenfelder in Niederösterreich, dafür vermisse ich Braunkohlenlager, z. B. das bei Banjaluka. Die „Völker und Sprachenkarte“ erscheint zwar als Hauptkarte, daher in großem Maßstabe, aber die deutschen Sprachinseln werden entschieden in einer Weise dargestellt, die zu groben Irrtümern führen kann; Pettau und Cilli sind genau so bezeichnet wie etwa Littai, Laibach oder Prag als deutsche, Spalato, Ragusa als italienische Minderheiten. Da ist doch zu unterscheiden. Auf dem

Konfessionskärtchen wird der prozentuelle Anteil der Israeliten für jedes Kronland ausgedrückt, die Häufung der Mittelschulen in den norddanubischen Gebieten zeigt deutlich das Kärtchen für Bildung, Schulbesuch und Analphabeten. Die Karte der Verkehrswege enthält zwar manche Ungenauigkeit, was bei der Fülle des Materials unvermeidlich ist, aber sie bringt geschickt Besitz und Art der Bahnen zum Ausdruck, die großen Projekte für die Karstländer sind enthalten, ebenso die wichtigsten Automobillinien, was wenigstens etwas Ersatz dafür bietet, daß hier wie bei Kozenn die Straßenzüge nicht einmal auf der Alpenländerkarte eingetragen sind. Auf der Viehzuchtskarte (Nr. 16) sind richtigzustellen: Piber statt Biber, Lipizza statt Lipiza. Ebenso sind einige kleine Versehen auf der Karte der Ostalpen, die der Genauigkeit halber angeführt sein mögen; der verehrte Herausgeber möge das nicht als gehässige Kritiksucht betrachten. Die Bahnlinie Leibnitz—Pölfingbrunn möge doch auch hier eingetragen werden, ebenso die Verbindungsstrecke der Stadt Windisch-Feistritz mit der Südbahn. Der Ort westlich dieser Stadt heißt Oplotnitz. Bei Pergine könnte auch die deutsche Namensform, die jetzt immer mehr zur Geltung kommt, angegeben sein, mindestens darunter, wie die magyarischen bei den ungarischen Städten. Auf der Karstländerkarte fällt die Schreibung „Herce*gov*ina" auf, zumal es ebendort doch wieder heißt: „Herze*gow*inische" Karstfläche. Nachdem die verschiedensten geplanten Eisenbahnen eingetragen sind, sogar die Anschlußlinien an die bosnische Ostbahn in Uvac — so heißt die eine Endstation, Priboj liegt schon im Sandschak — und Vardište als bestehend betrachtet werden, hätte die doch gesicherte Verbindungsstrecke Banjaluka—Jajce wohl auch verzeichnet werden können. Dadurch, daß Galizien und Bukowina ein eigenes Blatt gewidmet wurde, war es möglich, diese beiden Länder und die der ungarischen Krone in größerem Maßstabe darzustellen; auch werden mehr Nebenkarten für die Karpathenländer gebracht als in anderen Atlanten. Den Beschluß macht dann ein Blatt, sämtliche Hauptstadtpläne im Maßstabe 1:200.000 enthaltend. Im ganzen sind in diesem Atlas 11 Haupt- und 42 Nebenkarten für Österreich-Ungarn enthalten[1]). Die letzten 2 Blätter geben eine Karte der Union usw. gleich der bei Kozenn, und 9 Nebenkarten zur Geographie beider Amerika. Trotz des gleichen Preises ist diese II. Abteilung bescheidener ausgestattet als die erste, deren 40 Tafeln mit 26 Haupt- und 123 Nebenkarten, sowie 94 Figuren, Profilen und Bildern 31 Tafeln mit 21 Haupt-, 117 Nebenkarten und 46 Figuren usw. gegenüberstehen. Im ganzen sind es also im Vergleiche zum gleich teuren Kozenn, der 79 Karten mit 211 Nebenkarten auf 52 Tafeln bringt, 47 Haupt-, 240 Nebenkarten und 140 Figuren auf 71 Tafeln.

---

[1]) Dabei ist das letzterwähnte Blatt mit den Plänen als eine Hauptkarte gerechnet, einzeln gezählt wären es 19 Kärtchen.

Vielleicht wird die angekündigte, mir noch nicht vorliegende einteilige Ausgabe etwas weniger kosten, da ja die Umschlagdecken und das Binden billiger kommen dürften.

II. Das Format des reichsdeutschen Atlasses ist ein wesentlich anderes: eine Tafel bei Trampler-Montzka hat 29 : 36, eine bei Diercke 36 : 44. Dabei sind sämtliche 156 Seiten, deren je 2 eine Volltafel bilden (ausnahmsweise beansprucht eine Karte auch 3 solcher Seiten) bedruckt, es ist daher der Atlas wohl länger und etwas breiter, aber nicht dicker als der Kozenn oder die I. Abteilung des Trampler-Montzka. Vor kurzem wies Wutte auf den Vorteil dieses Verfahrens hin [1]), und es erscheint tatsächlich auffallend, daß man bei uns in Österreich so selten davon Gebrauch macht: Richter-Müllner, der aber dabei teurer ist als Kozenn, obwohl er weniger bringt, und Rothaug wenden es an. Umso betrüblicher fand ich es aber, daß Diercke bei der Fülle der Karten auf unser Vaterland so wenig Rücksicht nimmt. Es ist ja selbstverständlich, daß den breitesten Raum die Darstellung des „Deutschen Reiches", wie es dort richtig heißt, beansprucht: auf den Seiten 129—156 werden für dieses 19 Haupt- und 44 Nebenkarten geboten. Österreich-Ungarn wird mit 7 Seiten, enthaltend eine physikalische und eine politische Übersichtskarte der ganzen Monarchie, sowie 11 Nebenkärtchen, abgetan. Nur teilweisen Ersatz für diese entschieden stiefmütterliche Behandlung der geographisch so mannigfaltigen, politisch und völkisch dem „Reiche" so nahestehenden Donaumonarchie kann es bieten, wenn einzelne Teile in anderem Zusammenhange nochmals, eventuell in größerem Maßstabe gebracht werden, so auf den Blättern: Süddeutsche Staaten, Deutsch-Österreich, Schweiz und östliches Frankreich, physikalisch und politisch im Maßstab 1 : 2.250.000. Es scheint leider auch beim erdkundlichen Unterrichte unserer Volksgenossen jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle Österreich keine große Rolle zu spielen. Diesem Mangel stehen aber sonst außerordentliche Vorzüge gegenüber, und es ist staunenswert, wie bei dem ganz unbedeutenden Preisunterschiede der reichsdeutsche Atlas so viel mehr bieten kann; auch hier wieder die Parallele zu Wuttes Bemerkung: der reichsdeutsche Verlag arbeitet ungleich billiger und dabei nicht schlechter als jeder österreichische. Für die Geländedarstellung wählt Diercke das Gebiet bei Goslar und Braunschweig, der Abfall des Harzes zum norddeutschen Tiefland erscheint als besonders typische Form. Die Weltkarten für Vegetationsgebiete und Strömungen, sowie Kolonialbesitz und Weltverkehr sind wie bei uns in Mercators Projektion, aber statt des bei Trampler-Montzka angewendeten Äquatorialmaßstabes 1 : 135.000.000 in einem solchen 1 : 90.000.000.

---

[1]) Dr. M. Wutte, „Bemerkungen zu Putzgers Historischem Schulatlas", Zeitschrift für österr. Gymnasien. 64. Jahrgang 1913. 7. Heft, S. 654 ff.

Auf einer Nebenkarte werden die Zugstraßen der barometrischen Minima dargestellt, auf einer andern die Verbreitung der Europäer und Deutschen auf der Erde, wieder eine andere nimmt Berlin als Mittelpunkt der Erde an, bringt die direkte Entfernung der wichtigsten Städte von dort und die kürzesten Fahrzeiten. Auf die Erdkarten folgen die Kontinente. Asien sind 17 Seiten gewidmet, Hauptkarten zum Teil in größerem Maßstab als bei Kozenn, von den Nebenkarten gelten drei dem deutschen Pachtgebiete in China. Ebenso sind sechs Karten für die deutschen Schutzgebiete Afrikas, fünf für die des Großen Ozeans. Im Interesse der von Lukas mit Recht betonten Würdigung deutscher Kolonialgeographie auch an unseren österr. Mittelschulen wäre es wohl gelegen, eine oder die andere dieser Karten zu übernehmen. Merkwürdigerweise heißt es auch bei Diercke „Australien und Polynesien", Nord- und Südamerika werden mit Recht als zwei ganz selbständige Erdteile betrachtet. Mit S. 75 schließt die S. 22 begonnene Darstellung der außereuropäischen Länder, und es folgen 9 Seiten für Europa im allgemeinen. Für jeden der sechs Erdteile finden wir eine geologische Übersicht, eine Darstellung der Meeresgebiete mit Linien gleicher Küstenabstände, Regen und Temperaturkarten usf., bei Europa außerdem solche des tektonischen Aufbaues, der Eiszeit, der direkten Entfernung und schnellsten Verbindung der wichtigsten Städte von, respektive mit Berlin. Letztere Karte ist besonders lehrreich, freilich für Österreich nicht sehr schmeichelhaft: Nur ein Beispiel für viele: Budapest, 200 km näher als Paris, wird in derselben Zeit — 16 Stunden — erreicht. Die Karten der einzelnen europäischen Länder sind zwar in etwas kleinerem Maßstabe als bei Trampler-Montzka (1 : 4.500.000 gegen 1 : 4.000.000, bei Kozenn 1 : 5.000.000), aber sie wirken entschieden kräftiger, die größere Fläche erlaubt es, mehr Umgebung darauf darzustellen, so daß die Lage zu den andern Ländern besser zur Geltung kommt. Wieder nur ein Beispiel: auf der Karte der Britischen Inseln finden wir als Randorte des festländischen Europas Paris, Berlin, Christiania. Für die Terraindarstellung werden durchaus nur Schraffen und allmähliche Abtönung vom satten Grün der Tiefländer zum Dunkelbraun des Hochgebirges — abgesehen vom Weiß der Gletscher — bei Annahme senkrechter Beleuchtung verwendet [1]). Die Darstellung Trampler-Montzka erscheint verschwommener, weicher als die Diercke-Gaeblers, doch finde ich manchmal letztere eben infolge der Schärfe unrichtiger, so kommt auf der Karte der Apenninenhalbinsel der Höhenunterschiede zwischen den Alpen und Apenninen nicht recht heraus. Es macht mir den Eindruck, als ob die Karten des deutschen

---

[1]) Nur bei einigen Alpen-Detailkarten ist mäßige Nordwestbeleuchtung angenommen.

Verlages förmlich auf Fernwirkung berechnet wären, während unsere Schulatlanten ein liebevolles Sichvertiefen verlangen.

Im einzelnen wären noch folgende Versehen oder Ungenauigkeiten erwähnenswert. Auf der Völkerkarte der Balkanhalbinsel werden Slowaken angeführt (für Südungarn), von deren Bestand dort mir nichts bekannt ist, ebensowenig scheint mir die Angabe einer geschlossenen albanesischen Bevölkerung für Südeuboea und den größten Teil Attikas richtig. Auch die Sprachenkarte von Österreich-Ungarn hätte bei Anwendung eines größeren Maßstabes (sie ist in 1 : 9,000.000) an Deutlichkeit gewonnen. Auf der oben erwähnten Karte Deutschösterreichs sind einige Mängel in der Darstellung des Bahnnetzes, die mir auffallend erscheinen, weil sie sich auch in anderen ausländischen Atlanten des deutschen Kulturgebietes vorfinden, also scheinbar auf direkt falschen Anschauungen beruhen. Das wichtige Verbindungsstück Hartberg-Aspang fehlt, ebenso ist von der zusammenhängenden Linie Zeltweg-Cilli nur das älteste Teilstück Unterdrauburg-Wolfsberg eingetragen, Maria-Zell wird von einer in Wirklichkeit in Neuberg endigenden Bahn ab Mürzzuschlag erreicht, während die tatsächliche Verbindung von N., von St. Pölten her, fehlt. Auch die Pyhrnbahn, die Linien Trient—Malé usw. vermißt man ungern, und letzterer Mangel erscheint um so auffallender, als doch Tirol von Reichsdeutschen in Massen aufgesucht wird. Straßenzüge, etwa über die der Bahn noch entbehrenden Pässe, sucht man leider auch hier vergeblich. Selbstverständlich können alle diese Fehler den Wert des Atlasses im ganzen nicht herabdrücken, es wäre gewiß sehr wünschenswert, daß unsere Kartographen in vielen Dingen sich dieses Werk deutscher Kartenkunst gründlich besehen und seiner Reichhaltigkeit nahezukommen suchten; in erster Linie müßten wohl die heimischen Verleger bei gleichbleibenden Preisen eine reichere, dabei nicht schlechtere Ausstattung ermöglichen. Vielleicht macht die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, als ein nicht auf Gewinn angewiesenes Unternehmen, bei einer Neuauflage des Trampler-Montzka damit den Anfang!

Graz. Dr. Max Hoffer.

Dr. Alois Höfler, Die neuesten Einrichtungen in Österreich für die Vorbildung der Mittelschullehrer in Mathematik, Philosophie und Pädagogik. 12. Heft der Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich (veranlaßt durch die internationale Mathematische Unterrichtskommission). Wien **1912**. In Kommission bei Alfred Hölder.

Das Erscheinen des Gesamtbandes der „Berichte“, bestehend aus 12 Heften, wurde in dieser Zeitschrift 1911, Heft 12, S. 1136 ff. angezeigt. Die Hefte sind auch einzeln zu beziehen. Vor mir liegt

das letzte Heft mit dem aus obigem Titel ersichtlichen, mehr allgemeinen Inhalte, der schon deshalb weitere Kreise interessieren wird, weil die Vorbildung der Mittelschullehrer in Pädagogik über den Rahmen einer speziellen Fachbildung hinaus- und alle künftigen Mittelschullehrer angeht. H. war gewiß nach seiner Vergangenheit und gegenwärtigen Stellung als Professor der Pädagogik an der ersten Hochschule des Reiches der berufenste Berichterstatter über diese Materie. Das Heft behandelt in einem kürzeren ersten Teile unter dem Titel „Mathematik und Lehrerbildung" Ideal und Wirklichkeit der wissenschaftlichen und pädagogischen Vorbildung der Mathematiklehrer in Österreich, in seinem größeren zweiten Teile „Die neuesten mittelschulpädagogischen Einrichtungen in Österreich", und zwar 1. „die neuen Prüfungsvorschriften, soweit sie sich auf die Mathematik und Philosophie als Mittelschulfach beziehen" und 2. — als „Zukunftsmusik" — „das pädagogische Universitätsseminar in organischer Verbindung mit dem erweiterten Probejahr an Mittelschulseminaren" als Weiterbildung der von der obersten Unterrichtsverwaltung gestatteten Lehrauftritte der studierenden Mitglieder des Wiener pädagogischen Universitätsseminars an einem Gymnasium und einer Realschule in Wien, „worauf sich die Hoffnungen gründen, daß diese Versuche Verbesserungen und Fortschritte bedeuten".

Es ist begreiflich, daß der Berichterstatter im zweiten Teil sein Zukunfts- und Lieblingsproblem mit besonderer Wärme und nicht nur temperamentvoll wie immer, sondern auch mehr polemisierend als referierend vertritt; teilweise wird wohl durch eine ins Einzelne und Persönliche gehende Ausführlichkeit Verständnis und Interesse auf einen engeren Kreis von Eingeweihten eingeschränkt.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen von Ludwig Dressel S. J. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage von Prof. Josef Paffrath S. J. Zwei Bände mit 705 Figuren und 1202 SS. Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. B. 1913. Preis brosch. 20 Mk., in Leinw. 22 Mk.

Die Literatur der physikalischen Lehrbücher hat sich aus begreiflichen Gründen in mehrere Zweige gespalten. Ein Teil besorgt die Bearbeitung der für die Hochschule maßgebenden Ergebnisse, ein anderer die verschiedenen Mittelschulen und wieder ein anderer die Volks- und Bürgerschulen. Daneben bewegt sich ein starker Strom für die außerhalb der Schulen verlaufende Popularisation, mit höheren und niedrigeren Anforderungen. Die Mittelschulliteratur läßt aber auch zwei deutlich abgeschiedene Richtungen erkennen, nämlich eine solche, die nach möglichst knapper Darstellung strebt und mehr den Gedächtnisstoff in den Vordergrund

schiebt und eine andere, welche der methodischen Behandlung, und zwar entweder mehr im Sinne der technischen Ausbildung oder mehr nach der wissenschaftlich-philosophischen Seite zuneigt. In der letztgenannten Richtung bewegt sich das Dresselsche Buch, besonders seit der Bearbeitung durch Prof. Paffrath. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Prof. Paffrath etwa die technische Richtung zurücktreten läßt; vielmehr läßt seine Auffassung überall gerade den ursprünglichen Techniker, der er einstens berufsmäßig war, unzweideutig erkennen. Ein charakteristischer Zug des Werkes war von Anfang an die scharfe Begriffsbildung, natürlich auf empirischer Grundlage. Es ist aber nicht gleichgiltig, wie weit man in der Interpretation der diskutierten Wahrnehmungen und der auf die Erforschung berechneten Versuche geht. Wer sich mit der ersten mathematischen Formulierung begnügt, wird bald am Ziele sein. Nun aber hat sich seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen ein ganz neues Gebiet eröffnet, das nicht nur ganze Systeme bis ins einzelne mathematisch durchgeführter Probleme zum Teil schon aus den Angeln gehoben hat, sondern auch noch neue Prinzipien zur Disposition stellt. Ergraute Lehrer stehen zagend abseits und warten neugierig ab, wo die Sache hinausläuft. Eine junge Generation von Forschern stürmt mutig vorwärts, um der Wissenschaft, wie auch ihrer praktischen Anwendung, der Physik als solcher und ihren Nachbarwissenschaften, der Chemie einerseits und der Biologie anderseits, neue Bahnen zu sichern. Die alten Kabinette mit ihren primitiven Instrumenten reichen nicht mehr aus. Die früheren Versuche lassen nicht mehr tief genug blicken. Um die naturwissenschaftlichen Berichte in den Tagesblättern zu verstehen, reicht das Schulbuch nicht mehr aus. Auch der Lehrer muß sich dazu entschließen, den Neuerungen Rechnung zu tragen und allgemein gewohnte Behandlungsformen einer Revision zu unterziehen. Für das Studium umfangreicher Werke reichen vielfach die von den Anstalten gebotenen Mittel nicht mehr aus und die von den Fachzeitschriften gelieferte Literatur läßt sich kaum noch bewältigen. Gerade hier greift die Neubearbeitung des Dresselschen Buches in der Bearbeitung von Paffrath recht glücklich ein und gibt eine auf ausgedehnte und allseitige Studien aufgebaute Darstellung der kritischen Gebiete nach ihrer experimentellen Anlage, nach ihrer technischen Durchführung, unter konsequenter Anwendung des absoluten Maßsystems, mit verständlichen Interpretationen, ohne Zurückhaltung und Übertreibung. Dabei kommt noch, modernen pädagogischen Anforderungen Rechnung tragend, die Geschichte der Physik wirksam zur Geltung.

Endlich gibt auch die Anlage der nach verschiedenen Gesichtspunkten angeordneten Inhalts-, Sach- und Namenregister ausführliche Aufschlüsse über die Fachliteratur, wo deren weitere Verfolgung erwünscht scheinen sollte. Für den Gebrauch beim Unter-

richt ist das Buch bereits zu groß und das Gebotene zu reich, aber der Lehrer wird daraus reichliches Material zur Belebung und Klärung schwieriger Fragen schöpfen können und wohl auch besonders begabte und dafür begeisterte Schüler können es bereits mit Erfolg gebrauchen.

Innsbruck. Schulrat Dr. Alois Lanner.

Dr. Erich Kotte, Lehrbuch der Chemie für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Ein Lehrgang auf moderner Grundlage nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. III. Teil: Organische Chemie. Mit 15 in den Text gedruckten Figuren. Dresden-Blasewitz, Bleyl & Kaemmerer 1911. 160 SS. 8⁰. Preis geb. Mk. 2·25.

Der Herr Verf. hebt die Entschiedenheit hervor, mit der die Unterrichtskommission der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte für die Behandlung der organischen Chemie eingetreten ist. „Die organische Chemie ist unentbehrlich für das tiefere Verständnis der im lebenden Organismus sich abspielenden physiologischen Vorgänge sowie für die Erfassung der Grundlagen der wichtigsten technologischen Prozesse der chemischen Großindustrie, deren gewaltiger Aufschwung in Deutschland gerade der innigen Verbindung von Theorie und Praxis zu danken ist“.

Die Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, „aus dem ungeheuren, weitschichtigen Material die rechte Auswahl zu treffen ... ohne dabei auf einen gewissen Überblick auf das Gesamtgebiet zu verzichten“ ist ihm gut geglückt. Er war bemüht, „die Darstellung der organischen Chemie im Zusammenhange mit der organischen und in Übereinstimmung mit den gegenwärtig allgemein angenommenen Lehren der allgemeinen und physikalischen Chemie, insbesondere mit der Theorie der elektrolytischen Dissoziation zu gestalten“.

Die Ausstattung des Buches ist gut, insbesondere ist der Druck zu loben; durch verschiedene Arten desselben wird recht wesentlich beigetragen, die Übersichtlichkeit des Lehrstoffes zu fördern. In letzterer Beziehung sind auch die gewissenhaften Verweise hervorzuheben, die das in anderen Büchern des Verf. (über anorganische Chemie) durchgenommene Materiale leicht in Erinnerung zu bringen gestatten und so die drei Bände des Werkes zu einem brauchbaren Ganzen gestalten helfen.

Die 15 beigegebenen Abbildungen sind sachlich richtig und der Form nach gefällig. Schade, daß es nicht mehr sind! (Holländer usw.!) Schade ist ferner, daß keine Erklärung der Fremdnamen gegeben wurde.

Die Menge des verarbeiteten Stoffes ist groß; sie geht in manchen Stücken weit über den Rahmen der österreichischen Real-

schulen hinaus. Ein Zuviel wird übrigens im Hinblick auf die hübsche Art der Behandlung gerne in Kauf genommen. Daß das Buch ein sehr gutes ist, hat Ref. schon nach Lesung weniger Seiten erkannt und ist von dieser Meinung nicht abgebracht worden, als er es zu Ende gelesen hatte. Überall scharfe Kennzeichnung der Abkömmlinge, überall Ergebnisse ohne jeden Zwang!

Die aufgenommenen Versuche sind passend ausgewählt und gut beschrieben. Vor allem fällt angenehm auf, daß ganz bestimmt gehaltene Vorschriften gegeben werden und weiters, daß die Versuche nicht, wie dies so häufig geschieht, am Beginne des Buches gehäuft erscheinen; sie sind vielmehr über den ganzen Stoff ziemlich gleichmäßig verteilt. Ref. rechnet dies zu den didaktischen Vorzügen des Buches, an denen es wirklich reich ist. Um diesbezüglich nur ein paar Beispiele zu erwähnen: Aufstellung der Molekülarformel der Essigsäure; Gründe, warum die Essigsäure so vielfache Verwendung findet; schrittweiser experimenteller Erschluß der Strukturverhältnisse einer Substanz; die mustergiltige Art der Darlegung über die räumliche Betrachtungsweise der Molekel u. a. m. Diesen Vorzügen gegenüber kommen vorhandene kleine Mängel kaum in Betracht; am ehesten könnten bei den Diazoverbindungen Wünsche rege werden.

Gleiches Lob verdient das Buch in sachlicher und in sprachlicher Hinsicht. Wenn Ref. es unternimmt, einige diesbezügliche Mängel anzuführen, so geschieht dies, um dem Herrn Verf., noch mehr aber der Sache selbst dienlich zu sein im Hinblick auf eine Neuauflage.

In sachlicher Hinsicht: S. 4, A. 2 stellt das Zitat über Liebigs Verbrennungsofen im Zusammenhalt mit der gegebenen Abbildung einen Anachronismus dar. S. 6, A. 5: „Man fülle in einen Rundkolben, der mit einem Rückflußkühler versehen ist...“ NB. ist das Einfüllen möglich? S. 7, Abb. 3 ist die Waschflasche B falsch geschaltet. S. 18, l. Z. muß das Rohr nicht nur schief-, sondern spitzwinkelig gebogen werden. S. 34, A. 3: Kommt in den Brennhaaren der Brennesseln wirklich Ameisensäure vor? S. 30, A. 4: Kann man ohneweiters von einer Buttersäuregärung des Stärkemehls sprechen? S. 33, A. 1 ist nicht klar genug. S. 44, „Übersicht“: Unter der Aufschrift „Ammoniumbasen“ wird das Tetramethylammoniumbromid angeführt. S. 63, A. 4 wird von der „Geschmeidigkeit“ des Glyzerins gesprochen. S. 67, A. 4: „Dazu kommen Milchzucker und Kaseïn, d. h. stickstoffhaltige Substanz“. NB. zweideutig. S. 68, A. 5 wird die Seife als Spaltungsprodukt der Fette bezeichnet. S. 70, A. 2 wäre statt Ochsentalg Rindertalg zu setzen. S. 70, A. 4 ist die Wendung „die Fette werden in großen Bottichen mit Wasser durch Dampf geschmolzen“ unklar. S. 74, A. 2: „Dann kocht man den...steifen Brei von milchsaurem Zink ...“ NB. womit denn? Ebenda: „und fällt ... die freie Milchsäure aus“. NB. ist das möglich? S. 77,

A. 1 Kalziumoxolat „läßt sich ... in Gips und eine ... Säure zerlegen". NB. ist ungenau. Diese Art der Darstellung von chemischen Prozessen wiederholt sich öfter. S. 92, A. 3 wird Zellulose als „wasserlösliche" Substanz bezeichnet. S. 92, l. A.: „Dabei gerinnt das Eiweiß ..., zersetzt sich auch zum Teil wie das Asparagin". NB. was soll das? S. 94, l. A.: „schmecken auch nicht süß wie die Zuckerarten". NB. vgl. damit die S. 91, A. 3 über die Raffinose abgegebene Erklärung. S. 96, A. 2: Danach soll die „Jodstärke" „als Reagens sowohl auf Stärke als auch auf Jod" dienen. S. 100, A. 2 soll die Konzentration der Säure angegeben werden. S. 102, A. 5 läßt die Beschreibung des Holländers an Klarheit zu wünschen übrig; da wäre eine gute Abbildung am Platze. S. 112, A. 5 wird von Weintrebern gesprochen. S. 112, A. 6 wird behauptet: „Den Traubenmost kann man nicht kochen". S. 113 ist A. 6 verbesserungsbedürftig. S. 114 und 115 sollte die Bäckerei, der Wichtigkeit der Sache entsprechend, klarer und eventuell auch etwas ausführlicher behandelt werden. S. 122, A. 5 und a. a. O.: „das nach bitteren Mandeln riecht". NB. die riechen doch gar nicht besonders! Viel besser A. 3 v. u.: „Geruch, der an den des natürlichen Bittermandelöls erinnert". S. 123, A. 6 wird von der reinen Karbolsäure ausgesagt, daß sie sich am Lichte röte. S. 125, A. 6 muß angegeben werden, womit das Monochlortoluol zu kochen ist. S. 126, A. 3 wird angegeben, daß die Benzoesäure „in Form der Hippursäure..." vorkommt. S. 126, A. 4 wird im Text der „gebrannte Kalk" genannt, in der zugehörigen Gleichung aber „gelöschter Kalk" aufgeführt. S. 126, A. 5: Saccharin ... braucht man „zum Verfälschen". NB. wessen denn? S. 132, Punkt d: „in eine warme Lösung von Cuprochlorid". NB. Lösungsmittel? S. 133, A. 6: „Wie alle Hydrazine zeichnet es sich durch seine Reduktionsfähigkeit aus. Es reduziert schon ..." NB. ist das ein eindeutiger Ausdruck? S. 142, A. 5: „Indigo ... ist in ... Säuren ... unlöslich, löst sich aber etwas in ... Eisessig ..." S. 142, A. 6: „Das reine Indigoblau ... kristallisiert aus der Anilinlösung ..." NB. nicht eindeutig! S. 143, A. 3: „verreibt man 1 g Indigo mit 5 g gelöschtem Kalk zu einem Brei". NB. verlangt eine genauere Angabe! S. 149, A. 3 v. u.: „Dieser Rohkautschuck wird dann in Schwefelkohlenstoff gelöst und durch Alkohol wieder ausgefüllt". NB. Hätte dies einen Zweck? S. 153 wäre die Skizze über „Eigentliche Eiweißstoffe" besser zu gestalten.

Beispiele von sprachlichen Mängeln: S. 3, A. 2 v. u.: „Die Vergiftungserscheinungen ... sind im Alkoholverbrauch leider nur zu bekannt" und „In größerer Menge und in absolutem Zustande genossen, ist er ein Gift, das, in die Venen eingespritzt, rasch den Tod herbeiführt". S. 17, A. 5: „so trit ein rückwärtiger Zerfall ein". S. 34, l. A.: „Jodwasserstofft ...der rückwärts zersetzt". S. 37, A. 2: „Vorhandensein einer,

(oder mehrerer) Hydroxydgruppen". S. 44, vorl. A.: „Ebenso wie jedoch Ammoniumhydroxyd nur in Lösung besteht, so vermögen nur die quaternären Ammoniumhydroxyde außer Lösung beständig zu sein ..." NB. Da haben sich einige Wörtchen verflogen und das ergibt Unklarheit! S. 65, A. 3: „noch stärker ungesättigte Säuren". S. 66, A. 3: „für gewisse kleinere Zwecke". S. 71 ist A. 5 umzuformen; ist in der vorliegenden Form nicht einwandfrei. S. 91, l. A.: „Wesentlich ... sind sein Reichtum an Kalisalzen". S. 92, A. 2: „ferner Farbstoffe und andere Kohlenhydrate ..." NB. statt „und andere" etwas besseres setzen! S. 98, A. 1: „Da ... ausmachen, so ist die Frage ... von großer Wichtigkeit, bis jetzt aber noch nicht ... beantwortet". NB. Ist da alles logisch? S. 108, vorl. A.: „Der Verlust ... ist durch die Nebenprodukte ... und die Verluste an Alkohol bedingt". S. 112, vorl. A.: „Der Zucker ... tritt als Weingeist und Kohlendioxyd auf ..." S: 113, A. 4: „und verschließt die Flasche gut aufs neue". S. 117, A. 3: In den zwei ersten Zeilen ist eine kleine Umstellung vonnöten. S. 117, A. 6: „Bringt man Bromwasser mit Benzol zusammen, so wird dieses nicht entfärbt ..." S. 126, Saccharin: „Seine Süße wird ... 300 bis 500mal so süß geschätzt". S. 142, A. 2: Sollte das Wort „vorhanden" nicht nach dem Relativsatz postiert werden? S. 146, vorl. A.: „Einige sind sauerstofflos und flüchtig oder flüssig". S. 147, A. 5: Kokaïn „dient ... für ... Operationen". S. 150, A. 7 wird „Gummi" durchwegs als Maskulinum bezeichnet.

An Druckfehlern enthält das Buch nicht einmal ein halbes Dutzend.

Von diesen und ähnlichen kleinen Mängeln abgesehen ist das Buch auch in sprachlicher Beziehung gut, ja sehr gut zu qualifizieren. Ref. ist davon überzeugt, daß es sich viele Freunde schaffen wird.

Wien. Joh. A. Kail.

O. Kleinschmidt, Die Singvögel der Heimat. 86 farbige Tafeln mit systematisch-biologischem Text. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer 1913. Preis geb. Mk. 5·40.

Das vorliegende Werk ist ein prächtiger Bilderatlas. Auf 86 farbigen Tafeln, die O. Kleinschmidt, ein trefflicher Kenner der einheimischen Vogelwelt, selbst gemalt hat, lernen wir die Singvögel unserer Gegenden kennen. Wir sehen unsere gefiederten Sänger in ihren charakteristischen Stellungen beim Nestbau, bei der Nahrungsaufnahme und der Brutpflege. Mit erstaunlicher Sicherheit hat der Verf. die meist schwer zu treffenden Farbentöne wiedergegeben. Auf den Tafeln 85 und 86 sind Eiertypen abge-

bildet; diese sollen nur einen Überblick geben, nach dem bei den Singvögeln die Färbung der Eier schwankt. Am Schlusse des Buches finden wir schwarze Tafeln von Nestbauten sowie eine kurze Anleitung zur photographischen Aufnahme lebender Singvögel in der Natur.

Der jeder Tafel beigegebene Text wird den Vogelfreund gleichfalls befriedigen. Er erklärt den Namen, spricht über das Vorkommen, die Größe, den Gesang, die Locktöne, die Brutpflege, die Nahrung u. a. m.

Das Werk kann zur Anschaffung bestens empfohlen werden.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Hermann Bonitz' Verdienste um die österreichische Mittelschule.

(Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.)

In seinem überaus warm gehaltenen und tief schürfenden Nekrologe auf „Bonitz und sein Wirken in Österreich“ (vgl. Österr. Mittelschule 1889, S. 34) spricht v. Hartel den Wunsch aus, es möge sich jemand dazu entschließen, die pädagogischen und didaktischen Aufsätze Bonitz' zu sammeln und nach Materien geordnet herauszugeben, um sie auch der jüngeren Generation zugänglich zu machen. Diesen Wunsch meines unvergeßlichen Lehrers in dem Jahre, da der Geburtstag des „großen Organisators Bonitz“ (29. Juli 1814) zum hundertstenmal wiederkehrt, zu verwirklichen, war ein Lieblingsgedanke von mir. Indes scheiterte seine Ausführung an demselben Hindernis, das sich schon den im Jahre 1889 vom Ausschuß der Österr. Mittelschule (a. a. O. S. 65) unternommenen Schritten entgegenstellte, nämlich daran, daß die geplante Veröffentlichung jener Sammlung keinen Verleger genügenden Absatz und somit auch keinen entsprechenden Verdienst erwarten ließ. Da schien es mir denn kein unpassendes Vorhaben zu sein, wenn ich „die jüngere Generation“ der Berufsgenossen einlade, mit mir einen Gang durch den von Bonitz liebevoll gepflegten Garten der Pädagogik zu machen, und hiebei einen Kranz flechte, um ihn ehrfurchtsvoll und dankbar zu weihen den Manen Hermann Bonitz'.

I.

Zu Ostern 1849 traf Bonitz in Wien ein und schon nach wenigen Monaten hatte er im Vereine mit Franz Exner den „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich“ zustande gebracht. Diese gewaltige Leistung wäre unerklärlich, wenn nicht der Boden hiefür durch wiederholte, eingehende und gediegene Beratungen österreichischer Schulmänner schon vor den sturmbewegten Tagen des Jahres 1848 entsprechend bearbeitet worden wäre. Bonitz selbst erklärte mit der ihm

eigenen Wahrheitsliebe, daß der Neubau schon vor seiner Berufung an die Wiener Universität im wesentlichen abgeschlossen war. „Bereits vor fünfzehn Jahren sind die wesentlichsten Mängel der vormaligen Gymnasialeinrichtungen überzeugend dargelegt und von den Männern, welchen die Aufsicht über das Gymnasialwesen anvertraut war, die eingreifendsten Grade derjenigen Reformen beantragt worden, welche seit nunmehr vier Jahren verwirklicht sind und sich in ihren Früchten bewähren" (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1853, S. 595; im folgenden genüge die Angabe des Jahres für den betreffenden Zeitschriftenband)[1]. Mit Unrecht hatte daher noch im Jahre 1861 der Reichsratsabgeordnete Čupr in seinem Antrage auf Revision des damaligen Unterrichtswesens den Organisations-Entwurf als einen treuen Abklatsch der preußischen Gymnasialeinrichtung bezeichnet. Im Gegensatze zu ihm hoben „auswärtige Stimmen über den österreichischen Organisations-Entwurf[2]) hervor, daß die Zusammenziehung der drei ehemaligen Stufen des Mittelschulunterrichtes — der Grammatikal-, der Humanitätsklassen und der philosophischen Kurse — zu einem einheitlichen achtjährigen Studium, die Aufteilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen, die Zweistufigkeit des Unterrichtes, die Zahl der wöchentlichen obligaten Lehrstunden, das Ausmaß des altphilologischen Unterrichtes, Umfang und Verteilung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes und der philosophischen Propädeutik nur dem damals neu eingerichteten österreichischen Gymnasium eigen seien. Wenn aber der Organisations-Entwurf schon gleich nach seinem Erscheinen als die Morgenröte einer neueren, besseren Zeit für die vaterländische Mittelschule begrüßt wurde, wenn weiters die provisorische Institution schon nach fünf Jahren (9. Dezember 1854) ihre teilweise definitive Sanktion und hiedurch eine offenkundige Anerkennung erhielt, so muß heute mit Bewunderung festgestellt werden, wie unerschütterlich die Grundfesten jenes Entwurfes blieben und wie sich seine Grundzüge im Wandel der Zeit bewährten. Über die noch junge Saat der Neuorganisation entlud sich im Jahre 1861 ein schweres Gewitter, heraufbeschworen durch den Antrag des bereits erwähnten Abgeordneten Čupr auf Umgestaltung der Untergymnasien in Bürgerschulen. Es handelte sich hier um eine Frage, deren Beantwortung schon der Organisations-Entwurf in seiner Vorrede S. 4 unternimmt und die auch bei den Verhandlungen der letzten Mittelschulenquete (Wien, Hölder 1908, S. 11, 143, 192, 197 ff., 550 ff.) lebhaft er-

---

[1]) Man muß mit Hartel (a. a. O. S. 19) bedauern, daß „eine eingehende, aus den Akten, den Gutachten und Protokollen der beteiligten Berater geschöpfte Geschichte jener epochemachenden Bewegung uns noch heute fehlt". Wertvolles und reiches Material für diese Arbeit bieten Hartels Aufsatz a. a. O. S. 22 ff. und Frankfurter: Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz (Wien 1893). Einen nicht unbeträchtlichen Baustein hoffe ich durch eine demnächst erscheinende Studie, betreffend die „Zustandsberichte der Studiendirektoren über die mährisch-schlesischen Gymnasien in den Jahren 1810—1848" zu liefern.

[2]) Sie sind von Bonitz veröffentlicht 1850, S. 47—80, 138—160, 231—240, 625—639, 702—714, 871—882.

örtert wurde. Wir meinen die Frage nach einem gemeinsamen Unterbau der Mittelschule. Schon zwei Jahre nach dem Erscheinen des Organisations-Entwurfes beschäftigt sich Bonitz (1850, S. 90 ff.) eingehend mit diesem Thema. Zunächst gesteht er zu, daß der Gedanke, Gymnasien und Realschulen auf der Unterstufe miteinander zu verschmelzen, sicher „sehr viel Ansprechendes habe", daß dieser Gedanke „über lang oder kurz auftauchen und namentlich bei den Eltern der Schüler bedeutenden Anklang finden mußte". Allerdings sollte der Wunsch, die Schüler in den unteren Klassen derselben Anstalt vereinigt zu behalten und zugleich der Verschiedenheit der Bildungswege — des humanistischen und realistischen — Rechnung zu tragen, in der Weise erfüllt werden, daß auf der mittleren Stufe statt der humanistischen Lehrgegenstände für die Realisten Parallelstunden gegeben würden. Eine solche Kombination beider Anstalten bekämpfte Bonitz. „Die Behandlung der für beide Kategorien von Schülern gemeinsamen Lehrgegenstände hat didaktische Nachteile, die sich gar nicht beseitigen lassen, da dieselben Gegenstände für die beiden verschiedenen Bildungswege eine abweichende Auswahl des Stoffes, verschiedene Methoden, verschiedene Ansprüche an die Tätigkeit der Schüler erfordern. Dieselbe Klasse in manchen Lehrstunden vereint zu behalten, in anderen zu trennen, führt unvermeidlich zu pädagogischen Übelständen. Als Notbehelfe an Orten, welchen zur Errichtung zweier getrennter Schulanstalten die Mittel fehlen, haben solche konzentrierte Schulen ihre Berechtigung eben in dieser Notwendigkeit". Wir sehen also hier bereits durch Bonitz' wenngleich nur unter dem Zwange einer „Notwendigkeit", jenen Typus der Mittelschule befürwortet, den heute die Tetschner Anstalt aufweist [1].

[1] Ich möchte an dieser Stelle auch eine Lanze für den einheitlichen Unterbau des Mittelschulstudiums brechen. Vorausgeschickt sei, daß dieser Gegenstand fast gleichzeitig in Österreich und in Deutschland eingehend erörtert wurde. Die Berliner Schulkonferenz des Jahres 1849 nahm den vom preußischen Unterrichtsministerium vorgelegten Entwurf für einen gemeinsamen Unterbau an, der allerdings nur einen einjährigen Kurs umfaßte. Die Frage, ob es nicht ein ungetrenntes Ganzes gibt, auf dem sich die weiteren Studien jedweden Mittelschultypus' aufbauen lassen, ist von großer sozialer und volkswirtschaftlicher Bedeutung. Eine glückliche Lösung dieser Frage vermöchte ungeeignete Elemente von dem weiteren Mittelschulstudium fernzuhalten, somit der oft beklagten Hypertrophie der Mittelschulen kräftig zu steuern, anderseits auch für andere als durch die Mittelschule angestrebte Berufe eine entsprechende allgemeine Bildung zu verschaffen. Die derzeit für die unteren Klassen eines der vier Mittelschultypen geltenden Lehrpläne nötigen zur Entscheidung über die künftige Lebensbahn des Knaben in einem noch sehr jungen Alter. Dieser Übelstand könnte behoben werden, wenn der Lehrplan einer vierjährigen gemeinsamen Untermittelschule folgende Grundsätze festhielte: 1. Einschränkung des Lehrstoffes auf das zur allgemeinen Bildung unbedingt Notwendige, um für jeden Zweig weiterer Ausbildung eine feste Grundlage zu bieten; 2. Anpassung des Sprachunterrichtes an die Bedürfnisse des praktischen Lebens. — Die strikte Durchführung des ersten Grundsatzes würde, wenn in allen Gegenständen der Untermittelschule eingehalten, Schule und Haus zur vollen

Die auf Grund mehrjähriger Erfahrung erfolgte Ausgestaltung dieses Typus scheint allerdings die von Bonitz befürchtete Schwierigkeit recht glücklich überwunden zu haben. Tatsächlich wurde auch bei der letzten

---

Überzeugung bringen müssen, ob und für welche Art weiteren Mittelschulstudiums der durchschnittlich 14jährige Knabe geeignet oder ob er einem wissenschaftlichen Studium nicht gewachsen sei und daher an die in der Mittelschule erworbene allgemeine Bildung die Ausübung eines rein praktischen Berufes anschließen solle. Und gerade mit Rücksicht auf jene Schüler, die nach Absolvierung einer Untermittelschule ins praktische Leben eintreten, scheint mir die Annahme des 2., oben aufgestellten Gesichtspunktes unabweislich. Wer die Gegenwart mit offenem Blick betrachtet und ihre dringenden Bedürfnisse zu würdigen weiß, wird weder den durch den Gymnasial- noch den durch den Realschullehrplan in den unteren Klassen geforderten Lehrstoff aus Latein und Griechisch, bezw. aus Latein und Französisch, für einen unentbehrlichen Bestandteil derjenigen Ausbildung halten, die von der Untermittelschule geboten werden muß. Wohl aber sollte in der gemeinsamen Untermittelschule zu dem eifrigen Betriebe der Muttersprache sich noch ein auf tunlichste Sprachfertigkeit hinzielender Betrieb einer zweiten Landessprache gesellen. Hiedurch wäre der Jugend eine kostbare Waffe für den Kampf ums Dasein gegeben. Im Wettbewerb um einflußreiche Stellen bei den staatlichen und autonomen Landesbehörden bleiben deutsche Anwärter vor allem deshalb zurück, weil sie die unerläßliche Vorbedingung, Kenntnis auch des Tschechischen, unerfüllt lassen. Ebensowenig aber, als ein Tscheche ein Jota von seiner nationalen Gesinnung aufgibt, weil er — oft mit fieberhaftem Eifer — Deutsch gelernt hat, würde ein deutsch-österreichischer Student seiner Liebe zum Deutschtum Abbruch tun, wenn er sich für seinen Beruf mit dem Besitz des Tschechischen ausrüsten würde. Und dasselbe gilt hinsichtlich der anderen Landessprachen. In den Sudetenländern sollte also neben dem Deutschen das Böhmische, in einem Teile der Alpenländer das Slovenische, im Küstenlande das Italienische obligat und nach einer möglichst praktischen Methode gelehrt werden. Wenn eine gemeinsame Untermittelschule den Lehrstoff sämtlicher in ihr zu behandelnder Gegenstände vom Gesichtspunkte des unbedingt Notwendigen auswählen und durcharbeiten wird, dann bleibt genügende Zeit für die körperliche Ausbildung der Jugend, wie sie namentlich für 10—14jährige Jungen notwendig ist. Auf der Unterstufe ließe sich also sowohl den Anforderungen der geistigen als auch denen der körperlichen Ausbildung in gleichem Maße Rechnung tragen. Auf der Oberstufe wird die wissenschaftliche Ausbildung in den Vordergrund treten müssen und können, wenn auf der Unterstufe eine mäßige geistige Anstrengung und eine entsprechende körperliche Ausbildung berücksichtigt wurde. Die einheitliche Untermittelschule mit einem Minimalstoffe aus sämtlichen Lehrgegenständen und einem intensiven Betriebe der Muttersprache neben einem praktischen einer Landessprache würde eine sichere Durchsiebung des Schülermaterials nach der IV. Klasse ermöglichen, würde der Oberstufe jedes Mittelschultypus nur geeignetes Material zuführen, somit eine Überflutung der Mittelschulen und hiedurch auch der Hochschulen wesentlich eindämmen. Je breiter die Grundlage für das anfängliche Mittelschulstudium ist, je weniger der Lehrplan der unteren Klassen einer Mittelschule auf eine bestimmte Studienrichtung späterer Zeit zugespitzt ist, um so eher wird die Mittelschule die Berufswahl ermöglichen. Auch hierin der Jugend mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, wurde schon längst als Pflicht der Mittelschule anerkannt. Capelmann machte (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1855, S. 513) den Vorschlag, im Anschluß an den pädagogischen Unterricht einige Stunden einer „wissenschaftlichen Anleitung der Schüler bei der Berufswahl" zu widmen.

Mittelschulenquete die Einführung des Tetschner Typus namentlich Provinzstädten aufs wärmste empfohlen (Verhandl. d. Enquete a. a. O. S. 265).

Der Organisations-Entwurf und seine Instruktionen bedurften zu ihrer gedeihlichen Entwicklung natürlich auch weiterer, auf gründlicher Erfahrung fußender Auseinandersetzungen. Als geeignetster Helfer bei diesem Werke empfahl sich Bonitz selbst, der als bewährter Lehrer in vorzüglich eingerichteten Anstalten Deutschlands gewirkt hatte und, mit philosophischer Bildung ausgestattet, sowohl mit der philologischen als auch mit der mathematischen Disziplin vertraut war. Ein Mann von so reicher, gediegener Schulpraxis durfte mit Recht zu den wichtigsten Mittelschulfragen organisatorischer als auch pädagogisch-didaktischer Natur Stellung nehmen. Und gerade die Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien war es, von der aus Bonitz wie von einer Lehrkanzel aus zu den Lehrern von ganz Österreich sprach. Wie die damaligen Mittelschullehrer auf Bonitz' Stimme gespannt lauschten, so werden auch die Mittelschullehrer unserer Zeit gut daran tun, sich diesem Führer anzuvertrauen.

Mit dem Augenblicke, als an Stelle des vormärzlichen Klassenlehrersystems das der Fachlehrer eingeführt war, wurde allerdings die einheitliche Einwirkung auf die Schüler erschwert. Läßt sich ja das einheitliche Zusammenwirken mehrerer Personen natürlich schwieriger erzielen. Indes war der neue Lehrplan, der die früher stiefmütterlich behandelten Gegenstände, Deutsch, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, zu selbständiger Geltung erhob, nur durch Fachlehrer zu verwirklichen. „Das richtige Maß des Unterrichtes und eine wahrhaft bildende Methode sind nur auf Grundlage umfassender, wohl verarbeiteter Sachkenntnisse zu erreichen" (Bonitz 1859, S. 862)[1]. Da in der vormärzlichen Mittel-

---

Mit Rücksicht auf diesen Vorschlag sagt Bonitz (ebd. S. 524): „Man überschätzt leicht den Wert einer solchen Enzyklopädie in ihrem Einfluß auf die Wahl des künftigen Berufes. Man gibt sich dabei unwillkürlich dem Gedanken hin, als sei die Wahl des Berufes ein Produkt aus der Einsicht in den Charakter der einzelnen wissenschaftlichen Gebiete einerseits und einer Prüfung der eigenen Fähigkeiten anderseits". Allein wenn man die Wirklichkeit, nicht den Wunsch in Betracht ziehe, so ergebe sich, daß die Berufswahl oft aus einem Produkt vieler zufälliger Faktoren resultiere. „Tausendfältige Fäden, durch welche das Elternhaus, der Umgang, die Lektüre, die Träume von einer bedeutenden Tätigkeit in der Zukunft auf den heranwachsenden Jüngling einwirken, sind in ihrer Gesamtwirkung mächtiger als jene objektiven Gründe, die aus einer gründlichen Charakteristik der Wissenschaften entlehnt werden". Sicher spielen bei der Berufswahl derartige äußere Umstände mit. Aber die Schule kann ja nur das, was in ihrem Bereiche möglich ist, leisten. Außer ihrer Sphäre liegende Hindernisse vermag sie nicht wegzuräumen. Ihr Bemühen, der Jugend einen tunlichst zuversichtlichen Wegweiser zu bieten, muß aber bereits in der Untermittelschule, nicht aber erst am Ende eines in bestimmter Richtung erfolgten Mittelschulstudiums eintreten. Capelmanns Rat kommt, wenn kurz vor Absolvierung der Mittelschule erteilt, *post festum*. Das hieße, ein Pferd hinter den Wagen spannen.

[1]) A. v. Humboldt brach über die Verteilung des Unterrichtes in derselben Klasse an eine Mehrheit von Lehrkräften den Stab. Er sagte in der Grazer Tagespost 1859, Nr. 202: „Bei unserer geistigen Kochkunst

schule der Geist und Herz bildende Einfluß von der Persönlichkeit eines Lehrers abhing, so konnte unter Umständen eine ganze Generation der zufällig ungenügenden Einwirkung eines Lehrers preisgegeben sein. Das war und ist beim Fachlehrersystem ausgeschlossen. Mögen hiedurch auch Schwierigkeiten für die einheitliche Einwirkung der Lehrer auf die Schüler erwachsen, so lassen sie sich immerhin überwinden. So macht schon Bonitz (1859, S. 858) darauf aufmerksam, daß in den unteren Klassen nicht eine große Zahl von Lehrern beschäftigt sein müsse. Durch die Bestimmung des (1856 erlassenen) Prüfungsgesetzes war ja eine zweckmäßige Vereinigung mehrerer Lehrgegenstände in derselben Hand vorgesehen. Allerdings stand dieses Prüfungsgesetz zur Zeit Bonitz' nur auf dem Papier und wurde nicht in dem Sinne, wie später und heutzutage, befolgt. Man verstand es also seiner Zeit nicht, die in der neuen wissenschaftlichen Prüfung gegebenen Vorteile auszunützen; man unterließ, in der Untermittelschule die humanistischen und realistischen Gegenstände zumeist einem Lehrer und dem meist beschäftigten das Ordinariat anzuvertrauen, wie es jetzt geschieht..

Weiters betonte schon Bonitz a. a. O., daß die Einheitlichkeit des Mittelschulunterrichtes um so sicherer erreicht werde, je eifriger der Mittelschullehrer selbst an seiner allgemeinen Bildung arbeite. Hiebei verkennt Bonitz nicht, daß für ein solches Streben „die sorgenfreie Bewegung des Geistes“ nötig sei. „Nicht unter den Himmelsstrichen, in welchen die Natur ihre Gaben in verschwenderisch üppiger Fülle dem Menschen darbietet, aber auch nicht da, wo ihre eisige Kargheit das Leben zu einem beständigen Ringen um die physische Existenz macht,

gilt das Sprichwort: Viele Köche verderben den Brei. Jeder Lehrer hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Der sogenannte gute Kopf hält das aus, dem Mittelmäßigen wird von all dem so dumm, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopfe herum“. Dem gegenüber bemerkt Bonitz (a. a. O. Anm.): „Man wird leicht zu dieser Äußerung H.s gar manche Parallelen beibringen können, daß große Geister über unzweifelhafte Reformen der Schulbildung, die seit ihrer Jugendzeit eingetreten waren, sich verwerfend aussprachen. Es liegt zu nahe, daß sie dem Erfolge, den die verbesserte Einrichtung bei der Mehrzahl erreicht, das gegenüberstellen, was bei oder trotz der früheren Einrichtung sie selbst erreicht haben“. Es ließe sich aber meiner Ansicht nach gegen H. noch darauf hinweisen, daß durch den Zweck der Mittelschule, allgemeine Bildung zu vermitteln, zugleich das Gebot ausgesprochen ist, alle Gegenstände als gleichwertig anzusehen. Den Dünkel, daß nur das eigene Fach die führende Rolle spiele, wollte die Neuorganisation ausrotten. Beim Klassenlehrersystem machte sich diese einseitige Auffassung geltend, indem der Klassenlehrer je nach seinem Lieblingsfache nur einem bestimmten Gegenstande, allerdings meist der lateinischen Sprache, die Hauptrolle zuwies. Sicher ist es ein wohltuender Schutz gegen die Überschätzung des eigenen Faches, wenn derzeit den Lehramtskandidaten aufgetragen wird, während des erweiterten Probejahres auch in jenen Gegenständen, die nicht ihrer Fachgruppe angehören, zu hospitieren. Jeder Lehrer muß seinen Unterricht nur als ein Glied im Gesamtorganismus der Mittelschule und zwar als eines, das dem Ganzen sich anschließt, betrachten. Die Ersetzung des Klassenlehrersystems durch das der Fachlehrer hat sich glänzend bewährt.

gedeihen die Blüten des Geistes am vollsten". Gewiß ist es nicht in letzter Linie die drückende Sorge um das materielle Fortkommen, die den Lehramtskandidaten nötigt, sich nahezu ausschließlich auf das Fachstudium zu beschränken. „Eine eingreifende und bleibende Änderung ist erst dann zu hoffen, wenn auch der Mittelstand, der seinen Söhnen während der Universitätszeit Freiheit von den dringendsten Nahrungssorgen zu verschaffen fähig ist, die Wahl des Lehrberufes an Mittelschulen als eine seine Söhne ehrende und für sie wünschenswerte betrachten wird." Diese Hoffnung Bonitz' hat sich zwar in einem gewissen, aber noch nicht befriedigendem Maße erfüllt. Die Laufbahn eines Mittelschullehrers wird wohl vom Gesichtspunkte der Ferialtage als „eine schöne" bezeichnet, in Wirklichkeit aber von jenen Männern, die das Amt des Mittelschullehrers loben, den eigenen Söhnen nicht empfohlen. Man möchte hier ein Wort Lessings zum Teil variieren und sagen: „Das Amt des Mittelschullehrers möge weniger gelobt, sondern auch von den höheren Ständen mehr ausgeübt und vom Staate selbst höher eingeschätzt werden".

Auf die einheitliche Wirkung der Mittelschule vermag, wie schon Bonitz hervorhob, die Tätigkeit des Direktors mächtigen Einfluß zu üben[1]. „Es ist begreiflich", sagt er (1859, S. 866), „daß die Besetzung von Direktorstellen eine der schwierigsten, mit der größten Verantwortlichkeit verknüpften Aufgaben einer Studienbehörde ist". Weit entfernt davon, die rein administrativen Arbeiten des Direktors herabzusetzen, wie „Erlässe mitteilen, Berichte abfassen, die Gymnasialakten in guter Ordnung halten, administrative Anordnungen treffen, ihre äußere Durchführung überwachen, den äußeren Mechanismus der Schule in regelmäßigem Gange erhalten" (1855, S. 105), hält Bonitz doch für die Hauptsache „die geistige Superiorität des Direktors. Über Lehrer, die in einem wissenschaftlichen Gebiete selbst gründliche Studien gemacht haben, kann nur die eigene wissenschaftliche Gediegenheit des Direktors jene Superiorität geben, ohne welche seine Leitung nur Schein bleibt" (ibid.). Er hält es daher für dringend wünschenswert, daß „Bemerkungen des Direktors, welche die noch mangelnde Erfahrung angehender Lehrer zu ergänzen die Aufgabe haben, nicht bloß in der Amtsstellung des Direktors ihre Autorität suchen, sondern in dessen eigener wissenschaftlicher und didaktischer Auszeichnung".

Während im Vormärz nicht nur die fachliche, sondern auch die pädagogische Ausbildung des zukünftigen Mittelschullehrers mehr oder weniger dem Zufalle überlassen blieb, verlangte die Neuorganisation des Jahres 1849 von dem Anwärter auf eine Stelle an einer Mittelschule zunächst den Nachweis der entsprechenden wissenschaftlichen Qualifikation, überdies sorgte sie einige Jahre später durch die Einführung des Probe-

[1]) Daß bei allem berechtigten Streben nach einheitlicher Gestaltung die Lehrfreiheit bestehen kann, haben viele Direktoren an ihrer Anstalt glänzend bewiesen. Wie durch den Direktor einheitlicher Geist in die seiner Leitung unterstehende Anstalt gebracht wird, stellt sehr hübsch Neffs Büchlein „Der Examinator" (München 1912, S. 20 ff.) dar.

jahres auch für eine gehörige pädagogisch-didaktische Ausbildung. Daß Bonitz auf das Studium der Pädagogik großen Wert legte, beweisen unter anderem seine eingehenden Referate über Schmidts Enzyklopädie (1859, S. 727—744) und über Nägelsbachs Gymnasialpädagogik (1862, S. 629—636). Gerade hinsichtlich des letzteren Buches wünscht er, daß „kein Gymnasiallehrer es ungelesen lassen möge". Für jeden Lehrer, welches Gebiet er auch an der Mittelschule vertrete, seien die allgemeinen Abschnitte über Unterricht und Disziplin von Interesse, kein Mittelschullehrer werde Nägelsbachs Buch ohne Ertrag für die Erfüllung seines Berufes lesen. Nur mit Nägelsbachs Anschauungen über die körperliche Züchtigung kann Bonitz sich nicht befreunden und ist ein Gegner der Anwendung dieses Strafmittels an der Mittelschule. Seiner Anschauung huldigt auch heute unsere Mittelschule und verpönt jedwede körperliche Strafe im Bereiche der Schule (vgl. Halma-Schilling, Die Mittelschulen Österreichs, Wien 1911, S. 190, Anm. 3: „Die körperliche Züchtigung darf von Seite der Schule auch nicht im Einverständnis und mit dem Willen der Eltern durchgeführt werden" [1]).

Eine große Schattenseite des vormärzlichen Unterrichtsbetriebes lag in der übertriebenen Gedächtnis- und der meist vernachlässigten Verstandesarbeit der Schüler [2]). Die neue Organisation der Mittelschule

---

[1]) Nägelsbach, dessen Pädagogik sonst der Humanität das Wort redet, hält es „für eine Torheit, ja für ein Unrecht", körperliche Strafen bei Knaben bis 13 Jahren verwerfen zu wollen. Er erzählt zur Unterstützung seiner Anschauung, daß auf die Frage der Frau v. Staël an den Lord Brogham, was denn das Geheimnis der Erziehung bei den Engländern sei, die Antwort in dem Hinweis auf ein Birkenwäldchen bestand. Auch heute soll an den englischen Mittelschulen der körperlichen Strafe ein Platz unter den Erziehungsmitteln eingeräumt sein. Die österreichische Mittelschule hatte natürlich in vormärzlicher Zeit diese Art von Strafe auch gekannt, aber auch nicht unter Zustimmung der ganzen Lehrerschaft angewendet (vgl. meinen Aufsatz: „Disziplin und Disziplinarvorschriften am Brünner Gymnasium vor 100 Jahren" in der Zeitschr. für Geschichte deutscher Erziehung und deutschen Unterrichtes 1912). — Man hat seinerzeit auch dem Organisations-Entwurf vorgeworfen, daß er die körperliche Züchtigung befürworte, und hat sich hiebei auf folgende Worte des Organisations-Entwurfes berufen: „Wo die Sitte auch körperliche Züchtigung fürs Untergymnasium zuläßt, ist kein Grund vorhanden, sie auszuschließen". Nach Bonitz' Auslegung ist in diesen Worten „nur der wirkliche Tatbestand zu sehen, daß vorher trotz des allgemeinen Verbotes körperlicher Züchtigung sie doch notorisch in manchen Gegenden bestand. Statt für solche Fälle wirkungslos (? ?) ein Verbot zu erneuern, erschien es als der mit der Autorität einer gesetzlichen Einrichtung allein vereinbare Weg, das Vorhandene zu beschränken". Aus der Beschränkung ist derzeit eine völlige Einstellung körperlicher Strafen an der Mittelschule geworden. In der fürs Haus bestimmten pädagogischen Apotheke kann zur Heilung unvernünftiger Kinder auch ein den Körper schmerzendes Mittel aufbewahrt werden. Ein Rutenstreich wirkt unter Umständen wie ein Zugpflaster.

[2]) Ab und zu bemühten sich allerdings auch schon an der vormärzlichen Mittelschule tüchtige Lehrer, die Selbständigkeit der Schüler zu erwecken. Von der überwiegenden Zahl gilt aber wohl das Urteil des oberösterreichischen Studiendirektors M. Arneth: „Unsere Methode in den

steuerte aber auf „jene selbsttätige Aneignung der Schüler" los, durch welche „aus dem Wissen ein Können" wird (Bonitz 1855, S. 169), ein Grundsatz, den ja auch die heutige Mittelschulpädagogik vertritt und dem ja zuletzt die im Jahre 1908 erlassene Verordnung über das Prüfen und Klassifizieren kräftigen Ausdruck verleiht. Sehr beherzigenswert und unzweifelhaft auch für heute giltig sind folgende Worte Bonitz': „Die Lehrstunden dürfen nicht ein bloßer Vortrag des Lehrstoffes vor aufnehmenden Zuhörern, sondern eine beständige Durchübung des Allgemeinen am Einzelnen, ein Arbeiten der Schüler mit dem Lehrer sein". Auch heute wird ein Unterricht, mag er sich an die Dreiteilung der Lehrstunde (Wiederholung, Darbietung des neuen Stoffes, Zusammenfassung) oder an die fünf Formalstufen der Herbart-Ziller-Stoyschen Schule (Analyse, Synthese, Association, System, Methode) halten, nur dann methodischen Anforderungen genügen, wenn er die eigene Geistestätigkeit der Schüler erweckt, wenn er die Schüler zur Arbeit[1]) antreibt. Der Lehrer leite, der Schüler arbeite, dieses Prinzip der Sokratischen Methode muß auch heute die Devise für einen fruchtbringenden Unterricht sein. Die Beurteilung der Schüler aber „soll nicht nach der Masse des aufgespeicherten Wissens bemessen werden, sondern darnach, daß das Wissen zu einer geistigen Kraft geworden ist, die in allen Fächern zu wirken vermag" (Bonitz a. ds. St.).

Geradezu als eine Quelle der jetzigen Ministerialverordnung, betreffend das Prüfen (und die hiedurch bedingte Art des Unterrichtens) muß folgende Bemerkung Bonitz' (1855, S. 710) bezeichnet werden: „Man hört beim Gymnasialunterrichte häufig nur vom Gegensatz des Vortragens und Prüfens. Gibt es aber nicht zwischen diesen beiden ein Drittes, das weder Vortrag noch Prüfen ist, sondern ein Unterricht, welcher die Mittätigkeit der Schüler in Anspruch nimmt, sie teilnehmen läßt an der Produktion des Lehrgegenstandes selbst und diese Teilnahme durch Fragen bald dieses bald jenes Schülers weckt und sichert? Es ist Pflicht, an diese Forderung zu mahnen, weil von ihrer Erfüllung das Gedeihen unseres Schulwesens aufs wesentlichste abhängt. Wo ein solcher Verkehr mit den Schülern in den Lehrstunden stattfindet, da ergibt sich für den aufmerksamen Lehrer eine Menge von Momenten, die zu einem sicheren Gesamtbilde sich vereinigen und dieses Gesamtbild ist sicherer als das, was einzig aus den Ergebnissen des Prüfens gewonnen wird. In der Menge jener Antworten, welche der Schüler ohne daß er sich der Prüfung unterzogen weiß (also schon hier der Ruf: Fort mit dem Schreckensgespenst des Kataloges!), mit vollster Unbefangenheit gibt, liegen die Elemente für ein wirklich treffendes Bild

gelehrten Schulen geht weit mehr auf das Auswendiglernen als auf das Verstehen und Aneignen". In den Zustandsberichten der mährisch-schlesischen Studiendirektoren, die ich demnächst ausführlich behandeln werde, kehrt die gleiche Klage öfters wieder.

[1]) Wer die Grundsätze der namentlich derzeit angestrebten Arbeitsschule näher beleuchtet lesen will, nehme Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule (Teubner, Leipzig 1912) zur Hand.

des Schülers". Im Einklange mit dieser Anschauung steht auch die Forderung Bonitz', namentlich in der Logik und Psychologie nicht auf einen Vortrag, sondern auf ein „Durchsprechen und Durcharbeiten des Gegenstandes" sich zu verlegen, auf die Einwände und Zweifel der Schüler eingehen. „Bei klarer Diskussion der Einwendungen gewinnen die Schüler einen Takt in der Unterscheidung jener Zweifel, die nur aus ihrer eigenen Unaufmerksamkeit hervorgehen, und derjenigen, welche in der Sache selbst begründet sind" (Bonitz 1855, S. 350). Man wende nicht die Befürchtung ein, daß der Unterricht bei solchem Vorgange nur langsam fortschreiten könnte. „Es ist ja nicht die Aufgabe, im Fluge über eine Menge von Dingen den Schülern etwas vorzureden, sondern sie in einen ernsten Gedankenzug gründlich einzuführen" (ebd.).

Als eine Versündigung gegen das wichtige Unterrichtsprinzip „Erweckung der Mitarbeit der Klasse" betrachtete Bonitz den Brauch, während der einer Interpretation der Lektüre gewidmeten Stunden „eine bestimmte Zahl von Schülern zu prüfen". Er fragt: „Wie soll in solchem Falle bei den anderen Schülern durch den Unterricht ein Interesse für das Schriftwerk aufkommen? Zeigt ja doch der Lehrer selbst durch die Tat nur das Bestreben, die Präparation einiger Schüler zu kontrollieren. Eine allerdings unerläßliche Aufgabe, die man aber dann richtiger erfüllt, wenn man sie nicht zur alleinigen macht und noch weniger als solche erscheinen läßt. Der Lehrer muß sich das Geschick aneignen, so zu unterrichten, daß die Schüler nicht recht merken, daß er einzelne prüfen will" (1860, S. 618). Das mag manchem Lehrer schwierig erscheinen; aber die Schwierigkeit einer Aufgabe hebt nicht ihre Berechtigung auf. Bonitz trat also wiederholt gegen eine auf bloße Gedächtnisarbeit hinzielende Unterrichtsweise auf und suchte jenes mechanische Auswendiglernen auszurotten, das einerseits die auf das Flitterwerk eines nach außen wirkenden Aufputzes angelegten öffentlichen Prüfungen der vormärzlichen Mittelschule, anderseits die ängstliche Gebundenheit an die fest vorgeschriebenen Lehrbücher verschuldete.

Wir vermögen es heute kaum zu fassen, welche Geringschätzung die einstigen österreichischen Schulbücher erfahren hatten. Die öffentliche wissenschaftliche Kritik selbst innerhalb des Vaterlandes, um so mehr die des Auslandes ging über jene Schulbücher mit Stillschweigen hinweg. „Mit Beginn der neuen Gymnasialeinrichtung schied dieses Geschlecht von Schulbüchern unbetrauert von der Szene; Schulbücher wurden nicht mehr auf Staatskosten gedruckt und verkauft, sondern der Staat behielt sich nur das unerläßliche Recht vor, auf Vorschlag des Lehrkörpers den Gebrauch der einzelnen Schulbücher zu genehmigen" (1855, S. 117). Tatsächlich übte die ermöglichte Beteiligung an der Abfassung von Schulbüchern eine belebende Wirkung auf strebsame Lehrer der vaterländischen Mittelschule aus. Mit welcher Energie nunmehr dies Feld bearbeitet wurde, dafür bietet das in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1854, S. 567 bis 571 veröffentlichte Bücherverzeichnis einen beredten Beweis. So wurde schon kurz nach der Aufhebung des Privilegiums des Schulbücherverlages (16. April 1850) der Bedarf an Schulbüchern durch neue Bücher einhei-

mischer Schulmänner gedeckt. Hinsichtlich der approbierten Bücher aber machte Bonitz (1855, S. 119) einen, wie mir scheinen will, sehr beachtenswerten Ausspruch: „Der Umstand, daß ein Schulbuch bereits die Genehmigung oder selbst die Empfehlung der höchsten Behörde erhalten hat, soll die Kritik weder zur Untätigkeit verurteilen noch auch nur die Offenheit im Nachweis der Mängel und Schwächen beeinträchtigen. Ein tadelndes Urteil steht gegen die Genehmigung des Buches nicht in einem wirklichen Gegensatz, da die letztere nicht im Entferntesten die Vollkommenheit des betreffenden Buches, sondern nur die relative Brauchbarkeit unter den Vorhandenen ausspricht".

Zur Frage über den allzu häufigen Wechsel der Schulbücher nahm Bonitz Stellung (1855, S. 200), veranlaßt durch Justs Vorschlag (ebd. S. 194), einem bewährten Fachmann den Auftrag zur Abfassung des betreffenden Buches zu geben oder einen Konkurs auszuschreiben. Mit dieser Ansicht stand Just nicht allein. Bonitz weist nun zunächst auf den Erlaß vom 17. Februar 1854 hin, der wohl nicht einen bestimmten Zeitraum festsetzt, innerhalb dessen der Vorschlag zum Wechsel eines Lehrbuches nicht gemacht werden dürfe [1]), jedoch den Zweck verfolge, Schülern, die an demselben Gymnasium regelmäßig ihre Studien fortsetzen, den Wechsel der Lehrbücher nicht zuzumuten. Treffe jedoch beim Übergang an ein anderes Gymnasium oder infolge Zurückbleibens in einer Klasse einen Schüler die Unannehmlichkeit der Verschiedenheit des Lehrbuches, so könne dieser Übelstand durch das persönliche Verfahren des Lehrers entsprechend abgeschwächt werden. Hingegen meint Bonitz, daß selbst, wenn für jede bestimmte Stufe in allen staatlichen Gymnasien dasselbe Buch vorgeschrieben wäre, die beim Übergang von einer Anstalt zur anderen hinsichtlich des Lehrbuches ergebenden Schwierigkeiten nicht ganz behoben wären. „Etwas anders gestaltet sich ja doch jedes Lehrbuch in der Hand des tüchtig wirkenden Lehrers und muß es auch". Ich gestehe offen, daß ich dieses Argument nicht für genügend kräftig halte. Denn wenn Bonitz bei verschiedenen Lehrbüchern der Tüchtigkeit der Lehrer die Überwindung aufgetauchter Schwierigkeiten zutraut, so müßte dies doch bei der gleichen Art von Lehrbüchern um so leichter möglich sein. In den Worten „nicht ganz behoben" liegt auch wohl das Bekenntnis Bonitz', daß Gleichartigkeit des Lehrbuches eher als Verschiedenheit derselben über die für die betreffenden Schüler erwachsenden Schwierigkeiten hinweghelfen könnte. Womit ich jedoch nicht die obligatorische Einführung eines und desselben Lehrbuches befürworten will. Denn abgesehen davon, daß hiedurch der literarische Wetteifer der Mittelschulprofessoren gelähmt würde, ist auch folgendes Bedenken Bonitz' nicht ohneweiters abzuweisen: „Gesetzt, es gäbe ein solches ideales Schulbuch, so fragt es

[1]) Um nach Tunlichkeit eine größere Stabilität in den eingeführten Lehrbüchern herzustellen, sind auch später diesbezügliche Erlässe (Halma-Schilling S. 123, Anm. 1) erschienen. Besonders wichtig ist der Ministerial-Erlaß vom 12. März 1902, indem er verordnet, daß „wiederholt revidierte Lehr- und Lesebücher durch mindestens fünf Jahre in unveränderter Auflage zu erscheinen haben".

sich, ob nicht dadurch, daß man an Stelle der faktischen Ausbreitung, die ein solches Buch sich selbst schaffen wird, die gesetzliche Vorschrift eintreten ließe, die Möglichkeit, fortwährend ein vorzügliches Lehrbuch für den betreffenden Gegenstand zu haben, gefährdet wird". Gegen den Vorschlag aber, mit der Abfassung eines Schulbuches einen bewährten Fachmann zu betrauen, wendet Bonitz wohl mit Fug und Recht ein, daß auch dem gründlichsten Fachmanne ein Schulbuch nicht in jeder Hinsicht gelingen müsse, anderseits auch beim bewährtesten praktischen Schulmanne nicht die Garantie gegeben sei, daß das von ihm verfaßte Lehrbuch den unerläßlichen wissenschaftlichen Anforderungen entspreche. Meiner Ansicht nach wäre es nicht übel, wenn neben dem allen Mittelschullehrern gewährleisteten Rechte, ein Schulbuch herauszugeben, von Zeit zu Zeit — sagen wir: alle fünf Jahre — eine Preisausschreibung für das beste Schulbuch erfolgte. Ich glaube nicht, daß hiedurch eine Stagnation in der Schulbücherliteratur zu befürchten wäre. Wohl aber würde eine solche Preisausschreibung, wie sie ja auch sonst auf wissenschaftlichem Gebiete üblich ist, der Schulbücherliteratur zustatten kommen. Die Beurteilung der eingelaufenen Bücher wäre einer etwa fünfgliedrigen Kommission wissenschaftlich und praktisch hervorragender Mittelschullehrer anzuvertrauen, endlich sollte das Manuskript unter einer Chiffre eingesendet und der Name des preisgekrönten Verfassers erst nach gefällter Beurteilung der in einem Kuvert beizulegenden Karte entnommen werden. Unter solchen Kautelen wäre die Befürchtung einer besonderen Protektion von Haus aus beseitigt. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Brünn. Dr. Simon.

Georg Hermann Franke, Vom Wesen der Erziehung. Eine Philosophie der Werte. Ernst Hofmann & Co. in Berlin 1912. 96 SS.

Der Verf. dieses Buches wandelt in den lichten Höhen der Spekulation, allzu fern der Wirklichkeit. Er gebraucht eine eigene Terminologie für seine besonderen Begriffe, so daß Wahrheit, Gutheit, Wille, Kunst und Künstler usw. bei ihm etwas anderes bedeuten, als was sonst die Deutschen bei diesen Worten verstehen. Auf eine Kritik dieser Begriffe und Werturteile kann hier nicht eingegangen werden, weil es zu weit führen würde. Der „Hauptteil" des Buches behandelt die „freie Erziehung", d. h. Erziehung eines Zöglings durch einen besonderen Erzieher, der ein solches Wunder von Vollkommenheit ist, daß daran gemessen der Hofmeister des Rousseauschen Emil ein elender Stümper war — freilich war der Emil auch nur mäßig begabt, also der „höheren Erziehung" gar nicht würdig. Die „freie Erziehung" umfaßt nämlich eine „niedere" und eine „höhere", und der „freien" steht die „einengende Erziehung" gegenüber, die im „Ergänzenden Teil" des Buches behandelt wird, umfassend 1. Schulerziehung, welche Sache der Not ist, da man eben nicht jedem Kind einen eigenen Erzieher geben kann, und 2. Rechtserziehung, besorgt vom Staat,

einmal negativ durch Hemmung und auch positiv durch Leistungen, die er von den Bürgern verlangt, nämlich Steuern, Heeresdienst, Mitarbeit in Körperschaften. F., für den Persönlichkeitserziehung „der Gipfel erzieherischer Einwirkungen" ist, schätzt diese „Rechtserziehung" sehr gering, sogar den Heeresdienst, denn er sieht darin „im wesentlichen ein körperliches Wirken, eine Massenleistung", und die demokratischen Einrichtungen im Staate, wie das allgemeine Wahlrecht und das gleiche Recht für alle vor dem Gesetze, die will er abschaffen. Er verlangt „Differenzierung des Rechtes": Erlassung der Steuern oder gar Besoldung der „Willensfähigen"; Beseitigung des Mitbestimmungsrechtes der Massen in der parlamentarischen Gesetzgebung; stärkere Einengung des „unbedeutenden Mannes" als „des Mannes von höherem Wollen" — das wäre erst „Gerechtigkeit"! Von den Frauen und ihrem „Wollen" wird nicht gesprochen, aber die Frage, wie die Höhe des Wollens gemessen und von wem die Differenzierung nach der Fähigkeit des Wollens geprüft und bestimmt werden soll, wird spielend gelöst: die Schule, die eben von ihm gefordert wird, übt auch das Amt der Prüfung des Befähigungsgrades aus, verleiht also nach gewöhnlichem Sprachgebrauch die Berechtigungen der Steuerfreiheit, des aktiven und passiven Wahlrechtes und minderer „Einengung" sagen wir durch die Polizei, vielleicht auch noch anderes. Und diese Schule soll Privatschule, nicht Staatsschule sein, und sie soll täglich nur vier Stunden Unterricht haben, von denen jeden Tag die erste der „Menschheitsgeschichte", die vierte dem Turnen gewidmet sein müssen, während die „zwei Kurzstunden" dazwischen alles andere erledigen, was sonst noch gelehrt zu werden braucht, nämlich Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und Naturlehre in der niederen Schule, Mathematik, Naturlehre und eine lebende Sprache in der höheren Schule. Merkwürdiger Weise also fordert dieser „Persönlichkeitspädagoge" die „Einheitsschule" überall gleich! Aber natürlich darf in dieser Schule nur Wohlwollen herrschen und Vertrauen. und möglichst wenig Zwang! — Welchen Zulauf wohl Privatschulen haben würden, die bei solchem Lehrplan solche Berechtigungen gewährten, und welche Einnahmen die Leiter und Lehrer solcher Schulen! — Selbstverständlich, daß das lauter „Persönlichkeiten" wären!

Vielleicht genügt das Angeführte zur Charakterisierung der Spekulation unseres Philosophen. In einer „Vorbemerkung" ist gesagt, wer sich über das vorliegende Buch ein einigermaßen sicheres Urteil bilden wolle, müsse auch die beiden früher erschienenen Bücher des Verf. lesen „Über die Entwicklung der Dinge, eine Evolutionspsychologie" und „Eine Untersuchung des menschlichen Geistes". Beide Bücher sind bei E. Hofmann & Co. in Berlin zu haben — wer mag, soll darnach greifen; mir ist die Lust dazu durch die Lektüre des einen Buches gänzlich vergangen.

Prag. W. Toischer.

Fr. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914. 209 SS. 8°.

Die Schriften Fr. W. Foersters sind meist von einem mächtigen Ethos und lodernden Pathos erfüllt, die Gedanken so tief in Gefühle getaucht, daß sie in selbst verödeten Herzen neue Hoffnungs- und Glaubenskeime zu erwecken und Güte in die Weite ausströmen zu lassen geeignet sind. Man gewinnt bei ihrem Lesen einen Zuwachs an innerer Energie und Lebenskraft. Auch das vorliegende Buch ist von einem überschwänglichen Idealismus und einem sich zuweilen fast überschlagenden Optimismus durchweht, die uns beinahe glauben machen, Condorcets Millenium oder Schillers Ideologenträume seien ihrer Erfüllung nahe: anstatt des Einzelkampfes um das Dasein sei die Zeit des gemeinsamen Kampfes für das Dasein gekommen; anstatt des Krieges aller gegen alle das Bewußtsein, jeder sei der Hüter seines Bruders und für dessen Wohl mitverantwortlich; anstatt der gegenseitigen Verfolgung die allgemeine Liebe. Es bedürfe nur einer sittlichen Aufrüttlung, damit sich der Mensch mit einem Rucke von der Unterordnung unter die Naturmacht unerbittlicher Gesetze befreie, und man könne jeder Menschennatur das Edelerz guter Vorsätze und Taten entlocken, wenn man sie nur mit der Wünschelrute liebevoller Güte und ermunternden Vertrauens berühre. Erst bei genauer Überlegung gewahren wir, daß uns der Verf. öfter mehr überredet als überzeugt hat, daß er öfter da an das Gefühl appelliert, wo er an den Verstand sich wenden sollte. Nachdem unsere lebhafte Teilnahme wieder etwas zurückgetreten ist, kommt die kritische Einsprache des Zweifels wieder zum Worte, wir erkennen, daß wir uns verleiten ließen, die unübersteigbaren Schranken des Tatsächlichen zu übersehen und Ideale mit Illusionen zu verwechseln.

Nicht nur um dieses allgemeine Urteil zu begründen, sondern noch mehr um der Bedeutung des schönen Buches gerecht zu werden, sei einzelnes aus demselben herausgehoben.

Prof. Foerster tadelt mit Recht die Voreingenommenheit, die jedes Buch, das aus der schulmäßigen Terminologie herausfällt, als unwissenschaftlich stigmatisiert. Man wird ihm darin ganz beistimmen, staatsbürgerliche Erziehung sei nicht identisch mit staatsbürgerlicher Belehrung, und für die Ausbildung einer staatsbürgerlichen Gesinnung seien die ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust wichtiger als alle Gesetzes- und Verfassungskunden, da es sich hier nicht um eine Wissens-, sondern um eine Kraftfrage handelt, da es gilt, den kakadämonischen Mächten einer egozentrischen Seelenverfassung eine eudämonische Selbstzucht und Bändigung des Trieblebens entgegenzustellen. Eine neue Ethik des staatlichen Zusammenlebens, der Übergang von der mechanischen zur psychologischen Methode, bei der die Seele als politischer Betriebsfaktor höher als bisher eingeschätzt werden müsse, sei dringend notwendig. Seitdem im Staate die Majoritäts- und Parteiherrschaft überhandnehme, sei der Nimbus der Staatsherrschaft immer mehr geschwunden. Wahre staatsbürgerliche Gesinnung könne nur durch die Inspiration des persönlichen Gewissens, durch die Konkretisierung des Staatsprinzips im Individuum,

vermöge der sich jeder als ein den Staat hervorbringendes Wesen anzusehen lernen müsse, erweckt und erhalten werden. Gegenüber den kollektiven Regungen und Leidenschaften, gegenüber den Wallungen der nationalen Gefühle und den Beschränktheiten des Interessentums müssen die ewigen Güter der Kultur und der Seele verteidigt werden. Wir stehen jetzt am Ende der sogenannten realpolitischen Phase, die das Ethos aus dem Staatsleben ausgeschaltet hat, und es gelte das Wort Gladstones Was moralisch falsch ist, kann nicht politisch richtig sein. Auch im politischen Leben sei Loyalität und Noblesse gegen die Opposition, die größte Einfühlungsfähigkeit in die gegnerischen Motive und die höchste Entselbstung sogar in Bezug auf die besten Prinzipien dringend geboten. Dies gelte besonders von dem Verhältnisse zum Judentum [1]). Aber auch in der Arbeiterfrage, in der Kolonialpolitik, in der Behandlung der Grenzgebiete sei eine Befehlskultur, die das Prinzip der Freiheit mit dem der Autorität vereine, anzustreben. Man erreiche sie durch ein erhöhtes praktisches Christentum und durch eine gesteigerte *politesse du coeur*. Die wahre Herrenmoral bestehe in der Schlagkraft des nach innen gekehrten Kommandos, in dem Sichbefreien von der Beschränktheit der eigenen Erfahrung. Der rechte Führer soll die Gefährten nicht bevormunden, sondern mündig machen. Bei Triumphzügen in Attika wurde der Sieger durch einen eigens dazu Angestellten verspottet, um in seiner Seele den Übermut und den Eigendünkel niederzuhalten, ein tiefsinniger Gebrauch. Die Bedeutung der Imponderabilien könne in der Kunst des Regierens nicht genug hoch eingeschätzt werden. Nie war noch das Bedürfnis nach

[1]) Da es sich hier um eine Frage von brennender Aktualität handelt, gestatten wir uns, aus dem Buche Foersters einige Stellen zu zitieren: „... Vom sittlichen und religiösen Standpunkt verwerflich ist nur eine allgemeine Kriegserklärung gegen das Judentum, denn dabei werden die unvergleichlichen Kulturkräfte und Kulturtraditionen gerade dieser Rasse sowie die zahlreichen vorbildlichen und hochgesinnten Männer und Frauen ignoriert, die das Judentum — dem doch wohl die zwölf Jünger Christi und die Apostel angehörten — zu allen Zeiten hervorgebracht hat und ununterbrochen wieder hervorbringt. Eine Kulturgefahr repräsentieren gerade jene entwurzelten Juden, die am meisten „entjudet", d. h. allen eigentlich jüdischen Kulturtraditionen entfremdet sind und nun jede Art von Zersetzung um sich verbreiten .... Je mehr man aber jenen entarteten Elementen entgegentritt, desto entschlossener muß man mit den edleren Trägern der jüdischen Rasse Gemeinschaft suchen, damit man diese nicht durch generalisierende Behandlung geradewegs in die Kameraderie mit den schlechten Elementen hineintreibt. Die höchste Disziplin des Urteils und der Sprache in Bezug auf diese eingreifende Kulturfrage gehört heute wahrlich zu den ersten Erfordernissen staatsbürgerlicher Selbsterziehung". So steht es S. 20, Anm. Im Haupttexte derselben Seite lesen wir noch: „Und es gibt keine größere Tragikomödie, als wenn ein Mensch 'um Christi willen' Christus aus der Seele verliert, d. h. mit den Gegnern des Christentums streitet, daß er Schaden an seiner Seele nimmt .... Alle jüdischen Freigeister haben nicht soviel Christentum aus den Seelen vertrieben, wie eine gewisse Art von Antisemitismus mit ihren schonungslosen Generalisierungen, ihrer christusentfremdenden Sprache, ihrer Ermutigung gerade der Instinkte und Gefühle, für deren Überwindung sich Christus ans Kreuz schlagen ließ" usw.

echter Führung so groß als gerade jetzt in dem modernen Chaos entfesselter Kräfte, aber die Menschen wollen als moralische Persönlichkeiten gehorchen und nicht als verprügelte Hunde.

Prof. Foerster ist, wie er sagt, sich bewußt, in seinem Buche „keineswegs bahnbrechend Neues zu sagen", und in der Tat begegnen wir unter den leitenden Gedanken seines Werkes, wenn wir von ihrer etwas metaphysisehen und mystischen Einkleidung absehen, vielem Bekannten und Oftgesagten. So hat G. Kerschensteiner erst vor kurzem eindringlich ausgeführt, wie bürgerliche Belehrung und staatsbürgerliche Erziehung zwei grundverschiedene Dinge sind, daß letztere nicht etwa in Bürger-, Gesetzes- und Verfassungskunde oder allgemeiner Staatslehre besteht, sondern auf die Einflößung von Hingebungssittlichkeit und Rücksichtnahme im öffentlichen Leben das Hauptgewicht zu legen habe. Es ist schon oft gezeigt worden, wie die sogenannte Herrenmoral (die Franzosen nennen sie treffend *culte du moi*) mit ihrem Prometheischen Subjektivismus nicht aufkommen könne gegen die Moral der dienenden, opferwilligen Liebe, daß nur der groß sei, der nicht seinem eigenen Ich, sondern einer gemeinsamen Sache sich widme, daß es, anstatt Übermenschen zu züchten, förderlicher sei, Untermenschen zu Menschen zu erziehen. Es ist auch nicht neu, daß die moralische Natur des Menschen tiefer liege als der Intellekt, daß wir die stärksten und besten Impulse nicht aus dem Kopfe. sondern aus dem *scrinium pectoris infallibilis* empfangen, daß nur innere Bereicherung aus Verstandesmäßigkeit und Selbstsucht zu reineren Höhen führt. Schon Goethe rühmt nicht nur die Erziehung zur „Höflichkeit des Herzens", sondern äußert sich, nichts sei widerwärtiger als die Majorität. Gegen das Antisoziale des „Familienegoismus" und einer „engherzigen Klanethik" hat bereits Montesquieu prächtige Worte gesprochen, die von seinem das ganze Menschengeschlecht umfassenden sozialen Sinn zeugen: *Si j'avois su quelque chose qui m'eût été utile, et qui eût été préjudiciable à ma famille, je l'aurois rejété de mon esprit. Si j'avois su quelque chose utile à ma famille, et qui ne l'eût pas été à ma patrie, j'aurois cherché à l'oublier. Si j'avois su quelque chose utile à ma patrie, et qui eût été préjudiciable à l'Europe, ou qui eût été utile à l'Europe et préjudiciable au genre humain, je l'aurois regardée comme un crime.* Was die Hervorhebung der „Befehlskultur" betrifft, hat schon Napoleon I. (und vor ihm Katharine d. Gr.) sich stets vor Augen gehalten, daß er „nicht auf Papier, sondern auf der kitzlichen Menschenhaut" arbeite. Es ist auch nicht neu, daß die Willenserziehung vor allem zur Herrschaft über sich selbst und zur uneigennützigen Hilfsbereitschaft anleiten müsse. Daß selbst sittlich minder empfindliche Leute zu ihren Führern als zu Vertretern einer höheren Moral emporblicken wollen, beweist der Umstand, daß die Florentiner in einem Kriege aus Macchiavellis Befestigungskunst reichen Nutzen zogen, ihn aber als Führer wegen seiner sittlichen Minderwertigkeit ablehnten. Über die Behandlung der Untergebenen hat wiederum schon Goethe in seinem „Wilhelm Meister" gesagt: „Wenn wir die Menschen nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als

wären sie, was sie sein wollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind". Auch gegen den Korporalston gegenüber den Subalternen hat schon Montaigne die trefflichen Worte gesprochen: *Ostez moi la violence et la force: il n'est rien à mon advis qui abastardisse et estourdisse si fort une nature bien née.* Ja selbst gegen die Übertreibung des Körpersports ist als gegen eine Fatzkerei und Modetorheit schon oft geschrieben worden. Und was endlich die Warnung vor jedem rechthaberischen Doktrinarismus betrifft, so ruft schon Sophokles: *Μή νυν ἓν ἦθος μοῦνον ἐν σαυτῷ φόρει Ὡς φὴς σύ, κοὐδὲν ἄλλο τοῦτ' ὀρθῶς ἔχειν*, was Fr. Nietzsche noch schärfer in das Paradoxon faßt, Überzeugungen seien gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen, sie seien Gefängnisse, zur Stärke gehöre gerade die „Freiheit von jeder Überzeugung".

Wer möchte aber mit Foerster darüber rechten, daß er Bekanntes vorbringt, nachdem er diesen Wahrheiten seinen persönlichen Stempel aufdrückt und so altes Gedankengold in neuer, gediegener Prägung in Umlauf setzt! Dagegen haben wir gegen seine Auffassung der Dinge andere, oben bereits angedeutete Bedenken. Er erscheint uns nämlich oft als Idealist ohne Wirklichkeitssinn, als schwärmerischer Utopist, der anstatt mit markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde zu fußen, emporgehobenen Hauptes zu den Sternen aufblickt und dabei den festen Boden unter den Sohlen verliert. Die höchsten Ideale (G. Kerschensteiner nennt sie sehr bezeichnend die beste Antisklerosis, die die menschliche Gesellschaft vor der Verkalkung schützen) sind von Nachteil, wenn sie sich nicht mit der Wirklichkeit vermählen können. Es ist absurd, zu verkennen, daß die Achse der Wirklichkeit allein durch die egoistischen Gebiete läuft, und zu meinen, daß wir jemals in den unpersönlichen Elementen stecken bleiben werden. Wir können Foerster auch darin nicht zustimmen, daß das Christentum allein das Allheilmittel gegen alle sozialen Schäden werden könne. Wir wissen, daß die Religion zu allererst wieder verbinden sollte, was getrennt ist, aber was haben die Kirchen und Konfessionen, was haben die Menschen aus ihr gemacht! Zugegeben, daß alles *lux* aus *crux*, alles Licht aus Kreuz und Leide erblüht, so wird man doch schwerlich in Abrede stellen können, daß das Christentum mehr eine Krankenzuflucht als eine Kraftquelle für das Leben im Reiche von dieser Welt sei. Nicht leben, sondern leiden lernt der Mensch vom Kreuze. Die Religion kann uns heiligen und erheben, aber sie soll nichts Unmögliches von uns verlangen und sie wird kaum jemals das Wunder vollbringen können, daß wir alles Menschliche von uns bis zur Auslöschung unserer Persönlichkeit abstreifen. Die Menschen werden allezeit höchst vereinzelt sein, die das eigene Herz überwinden, sich mit stillem Heldenmut der täglichen Pflicht opfern und sich nicht für besser halten als der Geringsten ihrer Brüder. Wir fürchten, die Welt werde auch in der Zukunft nicht mit der Bergpredigt regiert werden können. Trotz alledem scheint uns Foersters so anregendes Buch höchst schätzenswert, weil es das *homo res sacra homini!* noch eindringlicher einschärft. Wir wünschten nur, daß über die Erziehung für den Himmel die Erziehung für die Erde nicht vernachlässigt werde.

Wien. Josef Frank.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Altwiener Silhouetten.

9. Helmina v. Chezy und Josef v. Hammer-Purgstall.

Josef v. Hammer, nachmals Freiherr mit dem Prädikate und Wappen des erloschenen steirischen Grafengeschlechtes Purgstall, dessen letzte Angehörige ihn 1835 zum Erben eingesetzt hatte, war von Paris her mit Helmina bekannt und ein Freund ihres Gatten de Chezy, Translator im französischen auswärtigen Amte und Lektor des Sanskrit am Collège de France, wovon in dieser Miszellenabteilung bereits die Rede war. Als Herausgeber und Erklärer von Kâlidâsas „Sakuntala" hatte er sich rühmlich in den Kreis der Forscher der orientalischen Sprachschätze eingeführt, welchem in Österreich u. a. Graf Prokesch-Osten, v. Hammer-Purgstall, die Tiroler Fallmerayer und Aloys Sprenger, v. Kremer-Auenrode zur Zierde gereichten. Zur Zeit, als Helmina in Wien ihre Bekanntschaft mit Herrn v. Hammer-Purgstall (geb. in Graz 1774) erneuerte, dürfte dieser nahe an fünfzig Jahre gezählt haben. Der Frische seines Geistes, welche ihm bis zu seinem Ableben (November 1856) nicht verließ, entsprach sein noch jugendliches Aussehen. Es war erstaunlich, wie viel und ausdauernd er arbeiten konnte. Außerdem widmete er der Geselligkeit und einem ausgedehnten Briefwechsel viele Zeit. Die Lösung des Rätsels lag in einer wohlgeordneten, mit strengster Pünktlichkeit auf die einzelnen Tagesstunden verteilten Tätigkeit, welche den Zustand geistiger Ermüdung bei ihm nicht aufkommen ließ. Noch über die Schwelle seines achtzigsten Lebensjahres hinaus fing er beim ersten Morgengrauen zu schreiben an und hatte am Vormittag, an welchem viele andere den Tag anfingen, bereits ein großes Stück Arbeit hinter sich. Der Nachmittag galt Besuchen an der Orientalischen Akademie, deren Stiftling er gewesen, bei den Chefs der Zentralstellen, wo er als erfahrener diplomatischer und kommerzieller Ratgeber in Orientsachen gern gesehen war. Als Baron v. Hammer, seit 1817 Rat der Geheimen Hof- und Staatskanzlei, noch in Aktivität war, gab es keinen fleißigeren und pflichteifrigeren Beamten als ihn. Er war von mittelgroßer, hagerer Statur, hatte ein ausdrucksvolles, gebräuntes Gesicht von länglichem Schnitt und scharf ausgeprägten Zügen. Es lag etwas Orientalisches in seinem Äußern, jedoch von der edelsten Art. Sein Temperament war heftig, aber sein Ärger dauerte nie lange. In seiner Reizbarkeit und Ungeduld besaß er eine gewisse Ähnlichkeit mit Frau Helmina. Er hatte am Bauernmarkt eine geräumige Wohnung inne, die er nach dem Tode seiner ersten Frau (1844) beibehielt. Seine Lebensweise war die denkbar einfachste, seine äußeren Verhältnisse befanden sich schon damals in bester Ordnung, als er noch jung und nicht eben reich war. Als er dann im Besitze des gräfl. Purgstallschen Stammgutes Hainfeld zu Vermögen gelangt war, steigerten sich seine Bedürfnisse nur

darin, daß er seine Umgebung in Einklang mit den gebesserten Verhältnissen stellte, einen Bedienten hielt, während seine Genügsamkeit die gleiche blieb, auch dann, als er sich ein zweites Mal (1847) mit Karoline Bassovich verehelichte.

Mit Helmina v. Chezy vertrug sich Baron Hammer nicht allzugut, obschon sie ihm bis über ihren Tod hinaus, der im Februar 1856 in Genf erfolgte, lieb und wert geblieben ist. Die korpulente, geschäftige Dame war ihm zu aufdringlich, ihr wieder der berühmte Gelehrte zu schweigsam und karg. Einmal wünschte sie von ihm seine Vermittlung bei ihrem Gemahl, damit er ihr die Jahresrente erhöhe. Statt dessen hielt er ihr eine Standrede über ihre schlechte Wirtschaft, und da er schon einmal im Predigen war, über ihre sonstigen Untugenden. Erbittert ging Helmina davon. Sie hatte sich eingebildet, von Hammer eine handvoll Dukaten gegen eine Anweisung an ihren Gatten zu erhalten. Daß sie von dem „Geizkragen", wie sie sagte, kein Geld bekam, war ihr womöglich noch verdrießlicher als seine Strafpredigt. Überhaupt mußten besonders Philologen und Sprachforscher auf der Hut sein, um nicht von der stets geldbedürftigen Kollegin angepumpt zu werden. Merkwürdig war auch bei Hammer — und das erklärt sich durch seine vielen Reisen im Orient, daß für ihn Raum und Zeit wenig bedeuteten. Er nannte es einen kleinen Abstecher, wenn er von Wien nach Paris per Eilwagen fuhr, um eine morgenländische Handschrift in der dortigen Bibliothek einzusehen. Im Friedhofe zu Weidling, seitwärts von Klosterneuburg, hatte er für sich und die Seinen schon 37 Jahre vor seinem Ableben ein Grabmal gerüstet, damals von Marmor, aus dem Erlöse eines edlen Pferdes, welches er von dem persischen Großbotschafter, als dieser seinen Antrittsbesuch in Wien machte, geschenkt bekommen hatte. Nachdem der Marmor von den Unbilden der Witterung arg gelitten hatte, ließ er sich ein Denkmal aus Granit mit Inschriften in arabischen, persischen und türkischen Sinnsprüchen setzen. Weidling war überhaupt sein Lieblingsaufenthalt, weil dort das ehemalige Landhaus der Orientalischen Akademie gestanden hatte, wo die Zöglinge die schöne Jahreszeit zuzubringen pflegten. Den edlen Weidlinger verschmähte er, weil er überhaupt keinen Wein genoß, dafür bewirtete er seine Begleiter mit dem kostbaren Tropfen, an den nurmehr die Erinnerung übrig geblieben ist, wie auch an jene Romantik, als noch die Kaiserstadt vom Stadtgraben und den Basteien umgürtet war. Zu Peter und Paul 1855, dem Weidlinger Kirchtag, war der würdige Greis noch hinausgefahren, um sein Grabmal zu betrachten. Auch darin zeigte sich sein starker Geist, daß er frei war von jener Schwäche des Greisenalters, welches an das nahe Ende nicht gemahnt sein will. Den Hochsommer brachte er seiner Gewohnheit gemäß zu Hainfeld in Steiermark zu; im Oktober kam er frisch und wohlbehalten zurück. Mitte September, als der Winter ungestüm sich meldete, erkrankte er und verschied nach wenigen Tagen schmerzlos und sanft, wie er sich das stets gewünscht hatte.

Innsbruck. Dr. F. v. Lentner.

Literarische Miszellen.

Auswahl aus den Iliasscholien. Zur Einführung in die antike Homerphilologie ausgewählt und geordnet von Wilhelm Deecke. Bonn, Marcus & Weber 1912 (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen herausgegeben von H. Lietzmann. Heft 1). 92 SS. Kl.-8°. Preis Mk. 2·40.

Durch den Titel wird Inhalt und Zweck des Büchleins hinreichend angedeutet. Es wird den Übungen in den philologischen Seminaren

zugrunde gelegt werden können. Der Inhalt ist mannigfach, aber die Scholia des Kodex Venetus A, ferner die des B und Townleiana haben hauptsächlich der Auswahl Stoff geboten. Begleitet ist sie von Fußnoten, die teils Erläuterungen geben über den Wortlaut oder den Wert des Scholions, teils verschiedene Lesarten vermerken und Vermutungen zum Texte nach bedeutenden Vorgängern wie Friedländer, Ludwich u. a. In einem Nachtrage kommt Deecke auf Römers neuestes Werk über Aristarchs Athetesen (s. diese Zeitschrift 1913, 12. Heft) zu sprechen, das er zur Zeit der Drucklegung seiner Auswahl noch nicht durchgearbeitet haben konnte. Er wendet sich vor allem gegen Römers in Bezug auf Lehrs vorgebrachte Behauptung, daß jede Auswahl unwissenschaftlich sei.

Er meint, es bedürfe keines Beweises, daß trotz der nicht zu vermeidenden Subjektivität eine Auswahl aus einem umfangreichen Stoffe häufig genügt, dem Leser die richtige Vorstellung von dem Gegenstande zu geben. Was Römers Standpunkt zur Überlieferung der Aristarchischen Homerkritik betrifft, so kann Deecke noch nicht entscheiden, ob seine gegen Römers Aufsatz „Aristarchea" im Rhein. Mus. vom J. 1911, in diesem Büchlein S. 21 und 34 gerichteten Bemerkungen durch die ausführliche Beweisführung widerlegt werden. Es handelt sich nach des Unterzeichneten Meinung nicht um bedeutende Gegensätze; daß Aristarch auch geirrt haben kann, daß wir von zwei ἐκδόσεις wissen, die kleine Verschiedenheiten in der Auffassung einer Stelle aufweisen konnten, daß der T nicht selten den Viermänner-Kommentar entstellt bietet, wird von Deecke gegebenenfalls erinnert.

Die Einführung in die antike Homerphilologie wird sich durch Römers Buch und durch die Beschäftigung mit den Scholien in dieser Auswahl sicherlich gedeihlich bewerkstelligen lassen.

Wien. G. Vogrinz.

Kirchenväter und Klassizismus. Stimmen der Vorzeit über humanistische Bildung von Josef Stiglmayr S. J. Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. VIII und 104 SS. Gr.-8⁰. Preis Mk. 2·20.

Der Verf. will „die Stellungnahme der Kirchenväter und altkirchlichen Schriftsteller gegenüber der antiken klassischen Literatur durch einige ausgehobene Stellen von charakteristischer Bedeutung und durch kurze Hinweise auf das praktische Verhalten der Väter in dieser Frage beleuchten". So setzt sich auch das Buch zum großen Teil aus Zitaten zusammen, die übrigens durchweg in guter Übersetzung geboten werden; sein Wert ist wesentlich der einer Materialsammlung, die bei der gewaltigen Ausdehnung des Stoffes notwendigerweise unvollständig ausgefallen ist. So wäre wohl über die Rhetorik und die griechischen Vorbilder des Athanasios, des großen Bekämpfers der Häresie des Areios, mehr zu sagen gewesen als sich jetzt zerstreut an drei Stellen findet; auch Synesios von Kyrene, z. B. das ganz im Stil der Sophistik gehaltene „Lob der Kahlköpfigkeit" hätte Erwähnung, des Bischofs ganze, durch die weitgehende Hellenisierung des Christentums interessante Gestalt weitergehende Ausführung verdient; der Einfluß griechischer Rhetorik, die man vielleicht vom Begriff des „Klassizismus" als ausgeschlossen vermuten könnte, wird ja vom Verf. auch sonst betont. Bei Methodios von Olympos weist neben der bekannten Nachahmung des Platonischen Symposions im „Gastmahl der zehn Jungfrauen oder über die Jungfräulichkeit" auch schon der Titel des nicht erwähnten Dialogs Ἀγλαοφῶν ἢ περὶ ἀναστάσεως auf seine Bemühungen, die griechischen literarischen γένη in den Dienst christlicher Ideen zu stellen. Auch bei Isidoros von Pelusion hätten sich statt der wenig charakteristischen Stelle Epist. V 133 bezeichnendere bei-

bringen lassen (vgl. Stählin bei Christ-Schmid, Geschichte der griech. Literatur[5] II 2, 1228). Die Lösung der Aufgabe, die Stellung der großen Menge zur Antike zu zeichnen, hätte der Verf. trotz seiner diesbezüglichen Verwahrung im Vorwort nicht dem Leser überlassen sollen, der dafür nur ganz beiläufige Bemerkungen verwerten kann, wie die von dem Versuche des Apollinaris, „durch poetische Umdichtungen der heiligen Schriften einen Ersatz für die von Julian verbotene heidnische Literatur zu schaffen". In ähnlichem Sinn hätte sich etwa verwenden lassen, daß Kirchenväter des V. Jahrhunderts es für notwendig halten, die Apostel gegen den Vorwurf der Unbildung zu verteidigen. Überhaupt ist ein Versuch, eine Entwicklung aufzuzeigen, die Urteile einzelner Kirchenväter zu erklären, die Betrachtung unter höhere Gesichtspunkte zu stellen, kaum gemacht. Als wissenschaftlich will die Arbeit selbst sich nicht betrachtet wissen, sondern will eine Verteidigung der altklassischen Studien sein gegen die Angriffe, die teils in der jüngsten Vergangenheit, teils besonders in den Fünfzigerjahren des XIX. Jahrhunderts in Frankreich, hier von übereifrigen Christen unter der Führung des Abbé Gaume gegen sie gerichtet wurden. Ihr Zweck ist also rein apologetisch; als Leserkreis setzt sie zunächst offenbar gläubige Christen voraus. In einer kurzen Zusammenfassung werden die Ergebnisse der Untersuchung mit folgenden Worten wiedergegeben: „Weitaus die größte Zahl der kirchlichen Autoren und darunter die hervorragendsten anerkennen den Wert, bezw. die Notwendigkeit, die geistigen Errungenschaften des Heidentums auch im Christentum zu bewahren. Allerdings gelten ihnen die Schriften der Alten gegenüber den heiligen Büchern der Offenbarung minder wertvoll und empfehlenswert und als etwas Vergängliches, Unvollkommenes und Schattenhaftes, das vor dem Lichtglanz der ewigen und himmlischen Wahrheit erbleichen müsse. Sie sind aber dienlich als gute Vorschule für das jugendliche Alter, das erst allmählich zur Reife in Christus heranwächst. Deshalb wird vorgesorgt, daß man sich ihnen nicht unbedingt hingebe und mit Anwendung gehöriger Vorsicht den Honig vom Gifte zu scheiden lerne".

Die Lektüre des Buches erschwert etwas der Umstand, daß ziemlich oft von Werken der Kirchenväter die Rede ist, die mit dem Thema nichts zu tun haben.

An Druckfehlern ist mir nur S. 81 „Epithalium" statt „Epithalamium" aufgefallen.

Leoben. V. Bulhart.

Österreichs Sagenborn. Für die Jugend und das Volk ausgewählt und neu erzählt von Friedrich Kuthmayer. Mit Bildern von F. Müller-Münster. Reutlingen, Enßlin und Laiblins Verlagsbuchhandlung 191.. 208 SS. Preis geb. 3 Mk.

„Das vorliegende Buch will betrachtet sein als ein weiterer Schritt in der Bewegung, deutsche Art und deutsches Dichten in der Erziehung der deutschen Jugend immer mehr und mehr zum kraftspendenden Mittelpunkt zu machen". Mit diesen vielversprechenden Worten Friedrich Rankes, „des Neugestalters der deutschen Volkssagen", leitet Kuthmayer seine Sagensammlung ein. Im Gegensatze zu anderen Ländern „blieb der große Reichtum der heimatlichen und bodenständigen Sagen für Österreichs Jugend unerschlossen". Vorwort S. 6. — So war es denn ein löbliches Unternehmen, „aus den zahlreichen wissenschaftlichen Sagensammlungen — — nicht nur das Schönste und Anziehendste, sondern auch das besonders Charakteristische mit steter Rücksichtnahme auf die Ansprüche und das Verständnis der Jugend auszuwählen und das Gleichartige zu Gruppen zu vereinigen". Solcher Gruppen sind zehn: I. Von

den Berg-, Wald- und Feldgeistern. II. Von den Riesen und wilden Leuten. III. Von den Bergfräulein und den Saligen. IV. Bergentrückung und letzte Schlacht; Soldatenspuk. V. Vom wilden Heer und den Totenseelen. VI. Von verwünschten und auf Erlösung wartenden Seelen. VII. Von Zwergen und Kobolden. VIII. Von Quellen und Pflanzen. IX. Von Erz- und Steinsuchern. X. Von Wundern und seltsamen Geschehnissen. Vom Teufel. Der musterhafte volkstümliche und kindliche Stil der Brüder Grimm und ihrer Nachfolger (Ranke, Vernaleken, Zingerle u. a.) schwebte als Vorbild vor. Gewisse Zugeständnisse an die Schriftsprache waren natürlich notwendig. So wurde nach Inhalt und Form viel Treffliches geboten. Nur will mir scheinen, daß zu viele kurze Sagen aneinander gereiht sind, die in ihrer Knappheit zu wenig Eindruck auf die kindlichen Leser machen dürften, die erfahrungsgemäß farbenreichere, lebensvollere Ausgestaltung vorziehen. Auch würde ich raten, die wenigen nichtdeutschen Sagen fallen zu lassen und — trotz des Rechtfertigungsversuches auf S. 7 — sich durchaus auf germanisches Volksgut zu beschränken. Sehr nützlich erweisen sich auch — für den erwachsenen Leser — einige Zugaben: ein Ortsverzeichnis (der in den Sagen vorkommenden Orte), eine Aufzählung der benützten Werke. Wenn ich schließlich noch erwähne, daß viele hübsche Bilder das auch sonst gut ausgestattete Buch zieren, glaube ich diese Sammlung mit vollem Rechte unter die empfehlenswerten Bücher einreihen zu können.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Adolf Harpf, Amerika und die Religion der Zukunft. Kulturvergleichende Fernsichten. 175 SS. 8⁰.

Der Verf. ist bereits durch seine Arbeiten über Rassen und deren Kultur vorteilhaft bekannt. Dieses Buch gibt nicht nur eine Ergänzung seines Werkes „Morgen- und Abendland“, sondern geht auch von der Voraussetzung aus, daß die Kultur eines Volkes, einer Rasse nur durch Betrachtung des Geistes und Gemütes erfaßt werden kann. Hervorgerufen wurde diese Arbeit aber durch die Erkenntnis, daß alle Kulturforschung einseitig und mangelhaft bleiben muß, wenn nicht auf die Eigenschaften und Bestrebungen des großen amerikanischen Völkerkonglomerats Rücksicht genommen wird. Des Verf. Reise nach den wichtigsten Kulturzentren Amerikas und dessen Beobachtungen und Studien dienten dem obigen Zwecke. Harpf untersucht die ungestüm vorwärtsstrebende Kulturbewegung Nordamerikas bis zu ihrer religiösen Grundfrage und folgert aus den Resultaten dieser Untersuchung die geistigen und religiösen Zukunftsmöglichkeiten dieses Erdteiles. Gegensätze berühren sich allüberall, nicht nur ist das „Leben ein Kampf“, sondern der „Kampf bildet und fördert auch das Leben“! Diese Erkenntnis findet Harpf in Amerika in besonders auffallender Weise betätigt; denn neben der Jagd nach materiellen Gütern der Welt wächst in allen Schichten der Bewohner dieses Landes eine tiefe religiöse Sehnsucht empor, die in immer weitere Kreise zu dringen scheint. Der Verf. betrachtet deshalb kritisch das amerikanische Sektenwesen, und zwar rein wissenschaftlich, nach allen Seiten hin unabhängig von kirchlichen Dogmen und Formen, nur auf geschichtliche und kulturelle Überlegungen gestützt. Er kommt auf Grund dieser zur Überzeugung, daß die intensive Einwanderung der verschiedensten Völkerschaften in Amerika nicht nur ein Völkerchaos und damit eine rassige Entartung der jetzt führenden Schichten zur Folge haben, sondern daß sich auch aus den vielen Teilreligionen oder Sekten eine Weltreligion entwickeln dürfte, die der innersten Neigung rassig heruntergekommener Völkerschaften, d. i. dem Praktischen und Nützlichen, huldigt. Das Buch ist eine in populärer Darstellung erschienene Bereicherung der Amerika-

Literatur und eine Ergänzung derjenigen Bücher, welche dieses Land in sozialer und politischer Hinsicht untersuchen. Interessant wäre allerdings auch eine exakte Darstellung des ganzen von Harpf behandelten Stoffes. Ich finde in mir zwar keine Vorliebe für mathematische Musik, da deren Auffassung Sache des Gemütes und nicht die des Verstandes ist; die möglichst mathematisch-exakte Darstellungsart, d. i. eine innige Verknüpfung dieser Lehren mit den Theorien der Soziologie, Ästhetik usw. wäre jedoch ein fruchtbares Feld weiterer wissenschaftlicher Forschungen.

Das Buch ist den Lehrerbibliotheken zu empfehlen.

Graz. Dr. Hoffmann.

H. Meyer und W. Gerbing, Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Erster Teil: Deutschland, 250 Bilder. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1913. Preis K 3·30.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt ein Sammelwerk zu erscheinen, das dem erdkundlichen Unterrichte von außerordentlichem Nutzen zu werden verspricht. Es werden nicht bloß zahlreiche typische Bilder geboten, es wird auch der Inhalt eines jeden Bildes kurz charakterisiert. Das Streben, jeweils ein Gesamtbild einer natürlichen geographischen Einheit zu vermitteln, ist auf das freudigste zu begrüßen. Der geringe Preis rechtfertigt den Wunsch, es möge sich das Werk in der Hand eines jeden Schülers der oberen Klassen finden.

Wien. J. Müllner.

Dr. Paul Hambruch, Landeskunde von Schleswig-Holstein, Helgoland und der Freien und Hansestadt Hamburg. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1912. Preis 80 Pf.

In einem allgemeinen Teile wird hier zunächst die physikalische Geographie samt einer kurzen Übersicht der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse gegeben, wobei in dankenswerter Weise auch der geschichtlichen Entwicklung der behandelten Gebiete gedacht wird. Sodann folgt in einem knapperen speziellen Teile die Einzelbetrachtung der drei genannten Territorien und ein Anhang statistischer Tabellen macht den Schluß. Das flott geschriebene Büchlein wird sicherlich jedem Leser Freude machen. An zwei Stellen fand ich auffällige Angaben, die mir der Richtigstellung zu bedürfen scheinen: so heißt es S. 96, die Stadt Kiel zähle 121.824 Einwohner, während die letzten Hübnerschen Tabellen 212.000, mit Vororten sogar 221.000 angeben; es scheint sich sonach um einen Druckfehler zu handeln. Auch die Behauptung (S. 117), daß London Hamburg als Handelsplatz überlegen sei, ist ja an sich richtig, aber es wäre vielleicht nicht übel gewesen, darauf zu verweisen, daß der Verkehr des Hamburger Hafens größer ist als der des Londoner Hafens. Im Bilderanhange scheinen mir die nach Zeichnungen von Elisabeth Weber hergestellten Tafeln doch nur recht bescheidenen Anforderungen zu genügen. Gute Lichtbilderaufnahmen wären sicherlich anschaulicher.

Wien. B. Imendörffer.

Unterrichtsbriefe für die Buchstabenrechnung und Algebra zum Selbstunterrichte von C. G. Weitzel. Wien und Leipzig, A. Hartleben. 1. Lieferung Preis 60 h = 50 Pf.

Bei der großen Zahl ganz vortrefflicher Lehrbücher über die Buchstabenrechnung, aus denen selbst ohne Anleitung durch den Lehrer ein halbwegs Begabter bei anhaltendem Fleiße die nötige Belehrung schöpfen kann, sind die vorliegenden, in Gesprächsform gehaltenen Unterrichtsbriefe nicht bloß überflüssig, sondern durch die Art ihrer Darstellung eher schädlich als nützlich. Fragen ohne Ende in teils kindischer, teils hausbackener Form werden dem Schüler gestellt, um gleich darauf, natürlich nicht von diesem oder nur selten, sondern von dem Fragesteller beantwortet zu werden, für den Lernenden eine unbehagliche und am wenigsten aufmunternde Art des Unterrichtes. Daß bei einer solchen breitgetretenen Behandlung des Stoffes der Verf. auf 34 übergroßen Druckseiten nicht weiter als bis zu den allereinfachsten Buchstabenverbindungen gelangt, kann nicht Verwunderung erregen. Wohl aber verdient eine solche die auf S. 2 gemachte Bemerkung, der Schüler solle nicht glauben, daß, „weil bei der Multiplikation von Brüchen Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner multipliziert wird, die Division $^6/_{27} : {}^2/_3$ so ausgeführt werden dürfe, daß Zähler durch Zähler und Nenner durch Nenner dividiert wird, nein, denn das wäre ganz falsch" (!!). Nach der Wahl des abkürzbaren Bruches $^6/_{27}$ zu schließen, scheint der Verf. das Abkürzen von Brüchen überhaupt für einen unerlaubten Vorgang zu halten.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. Franz Knapp. Physikalische Schülerübungen auf der Unterstufe. Ein Hilfsbuch für Übungsleiter und Schuler. Wien, Verlag von Alfred Hölder 1914.

Der Verf. wendet sich mit dieser Schrift vor allem an die Schüler selbst, denen er einen „Wegweiser in der Beobachtung und Verwertung von Tatsachen, wie sie ihm der Versuch zeigt", an die Seite stellen will. Gleichzeitig hofft er durch seine Arbeit „manchen seiner Fachkollegen, namentlich jenen, welche sich noch nicht mit physikalischen Übungen beschäftigten, die Einführung der Schülerübungen zu erleichtern und sie zu regem Interesse für diesen jetzt schon nicht mehr neuen Zweig des physikalischen Unterrichtes zu gewinnen".

Die Einleitung enthält Winke zur Durchführung der Übungen für die Schüler, „die jeder Lehrer seinen Schülern öfters wiederholen muß und die dieselben nicht oft genug nachlesen können".

Die folgenden Kapitel enthalten eine Zusammenstellung von Aufgaben aus den verschiedenen Teilen der Physik für die Unterstufe.

Wenn auch die Beispiele nicht viel Neues enthalten, so werden Lehrer, die mit physikalischen Übungen beginnen, gerne neben den großen Nachschlagewerken ein Büchlein, das eine kleinere, in der Praxis erprobte Zusammenstellung von Aufgaben enthält, zu Rate ziehen.

Die Aufgaben sind für ein gutes Schülermaterial berechnet und einige derselben werden meistens auf die Oberstufe verschoben werden müssen.

Der Anhang enthält die wichtigsten Tabellen, die bei den Übungen vorkommen.

Man merkt es dem im frischen Tone geschriebenen Büchlein an, daß es aus der Praxis entstanden ist. Als Leitfaden wird die Arbeit des Dr. Knapp in der Hand der Schüler Lehrern und Schülern vortreffliche Dienste leisten.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Sternbuch für Anfänger. Eine Anleitung zum Auffinden der Sterne und zum astronomischen Gebrauch des Opernglases, des Feldstechers und des Teleskops. Von Kelwin Mc. Kready. Übersetzt von Dr. Max Iklé. Mit 77 Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig, Verlag von J. A. Barth 1913. IX und 150 SS. Preis 12 Mk.

Wir besitzen in der deutschen Literatur schon ein Buch, das ähnliche Tendenzen verfolgt wie das vorliegende des Verf. Es ist dies der Band 5 der Bastian Schmidtschen naturwissenschaftlichen Bibliothek, Himmelsbeobachtung mit bloßem Auge von Franz Rusch, Oberlehrer in Goldap. Und doch unterscheiden sich wieder sehr wesentlich beide Bücher voneinander. Dieses geht weiter, tiefer in seinen Bestrebungen, es will nicht bloß Spielerei treiben, sondern den Schüler zum wissenschaftlichen Sehen und Schließen anregen, das vorliegende dagegen will dem Leser nur die Anleitung geben, was er teils mit unbewaffnetem Auge teils mit den einfachsten optischen Instrumenten ohne große technische Ausrüstung am Himmel sehen könne und wann und wo er Ausschau halten müsse, um es zu sehen.

Es ist der alte Streit um das Wort „beobachten" — in dem sich beide Bücher begegnen. Das eine deutet es im astronomisch-wissenschaftlichen Sinne, darnach jede Beobachtung mit einer Messung oder einer Aufgabestellung irgendwelcher Art verbunden ist, das zweite faßt das Wort in seiner elementaren Bedeutung, die ihren allerersten Anstoß in der einfachen Freude des reinen Schauens ohne irgend einen anderen Nebenzweck findet. Die Frage, ob auch ein diesem einfachen Ziele nachgehendes Buch notwendig ist, ist entschieden zu bejahen, zumal, wenn es, wie das vorliegende, sich durch eine klare Sprache, wundervolle Illustrationen, große Zahl von Sternkarten samt Erläuterungen zu ihnen auszeichnet und es sich anderseits so bescheiden gibt, daß es nicht ein Ersatz für ein Lehrbuch der Astronomie sein, sondern sich nur damit begnügen will, recht viele Liebhaber der Astronomie heranzubilden.

Von Einzelheiten, durch die sich das Buch auszeichnet, seien erwähnt: die zwölf Paare von Sternkarten, mit der Bezeichnung Nachtkarten mit weißen Sternpunkten auf schwarzem Grunde und den dazu gehörenden Erläuterungskarten mit schwarzen Sternchen auf weißem Grunde, die den Anblick des gestirnten Himmels für die verschiedenen Monate und getrennt für Nord- und Südhimmel wiedergeben und die, mit einem ausführlichen Schlüssel versehen, auch dem Laien das Auffinden einzelner Sterne sehr erleichtern dürften; dann die Anordnung der Mondbilder neben den Mondkarten von Phase zu Phase, die es ermöglicht, sofort die Namen der einzelnen auf dem Bilde sichtbaren Mondgebiete hinzuschreiben; und nicht minder die vielen schematischen Figuren, wie die Stellungen besonders prägnanter Sternbilder am Himmel zu verschiedenen Jahreszeiten oder auch zu den verschiedenen Stunden einer Nacht. Im ganzen ein Buch, das dem besonderen Zweck des Verf. in vorzüglicher Weise gerecht wird und dem weite Verbreitung zu gönnen ist.

Wien. S. Oppenheim.

Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze) von Dr. Walter Migula. Gera, Verlag von Friedrich v. Zeschwitz.

Die wiederholt besprochene Kryptogamenflora Dr. Migulas ist bis zur Lieferung 190 vorgeschritten. Die Lieferungen 177 bis 183 enthalten

noch die Beschreibung einzelner Unterordnungen, Familien, Gattungen und Arten der *Ascomycetes*. Mit Lief. 183 beginnt die Naturgeschichte der *Discomycetes*, welche in drei Unterordnungen (*Phacidiineae*, *Pezizineae* und *Helvellineae*) eingeteilt werden. Text und Tafeln sind tadellos.

Wien. H. Vieltorf.

Programmschau.

32. **Robert Braun, Die Pflege des Heimatschutzgedankens in der Schule.** Progr. des niederösterr. Landes-Real- und Obergymnasiums in Horn 1912. 17 SS.

Die Bewegung für den Heimatschutz führte nicht allein zur Gründung des Dresdner Bundes von 1904, sondern diese Idee faßte auch in Österreich schon 1903 durch die Gründung des 'Vereines für Denkmalpflege und Heimatschutz in Niederösterreich' Wurzel und eröffnete seither durch Gründung von Vereinen mit gleichen oder ähnlichen Zielen, wie des 'Vereines für Heimatskunde, Heimatschutz und deutsches Kulturleben in Österreich' (1905), des 'Vereines zur Errichtung und Erhaltung eines Pfadfinderkorps' (1912) und des 'Verbandes österr. Heimatschutzvereine' (1913) ein weites Feld reger und ersprießlicher Tätigkeit.

Für den Heimatschutz genügen eben gesetzliche Bestimmungen nicht, sondern es muß das Volk dazu erzogen werden und das soll in erster Linie durch die Schule geschehen, der man zum Vorwurf macht, daß sie von all dem, was um sie herum in der Heimat getrieben wurde, nichts merkte (Gurlitt). Der Weg zur Betätigung des Heimatschutzes führt aber durch die Erweckung und Pflege des Heimatsinnes, zu dem der dunkle Trieb des angeborenen, aber oftmals abgestumpften Heimatsgefühles entwickelt werden muß.

Schon Comenius will, daß die Kinder aus Anschauung und Erfahrung lernen, was Berg und Tal, Acker und Fluß etc. sei, und Rousseau klagt, daß der Schüler bei allen gelehrten Vorträgen von seiner nächsten Umgebung nicht Bescheid weiß. Dieser Gedanke ist durch die Philanthropen, wie Pestalozzi u. a., zum Durchbruch gekommen; so gilt heute in den Schulen die Heimatskunde, die nach dem Geographen K. Ritter die natürliche Methode ist, das Kind zuerst in der Wirklichkeit zu orientieren, auf der Stelle, wo es leibt und lebt, als grundlegende Vorbedingung des erdkundlichen Unterrichtes und als unerläßliche Forderung einer gesunden Pädagogik. Sie dient aber nicht allein der Erdkunde, sondern auch der Erweckung des Verständnisses und der Liebe für die umgebende Natur sowie den Elementen historischer und kunstgeschichtlicher Bildung und erzeugt so den Heimatsinn, die Quelle des Heimatschutzes.

Auf diesen Grundsätzen fußend, sucht nun unser Verf. die Wege, auf denen die Schule nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte dem Ziele der Erweckung und Pflege des Heimatsinnes und damit des Heimatschutzes näher kommen kann, wobei er den 'Angelpunkt des Ganzen' im Erschauen findet.

Da heute im Gegensatz zu früher im Zeichenunterricht die unmittelbare Anschauung von Werken der Natur und der Menschenhand maßgebend ist und auf diesen Unterricht im Freien mit Recht ein besonderes Gewicht gelegt wird, so ist nach dem Verf. der Zeichenlehrer am berufensten, seinen Unterricht mit Erfolg in den Dienst der Entwicklung des Heimatsinnes zu stellen und damit auch die Stilkunde, die zugleich

Heimatskunde sein soll, weit mehr im Wege der Kunstanschauung als der Kunstgeschichte zu vermitteln.

Ein vorzügliches Mittel zur Weckung des Heimatsinnes erblickt der Verf. in den Schülerwanderungen, die dem Tätigkeits- und Freiheitsdrange sowie dem Forschertrieb besonders jüngerer Schüler entgegenkommen und die von der auf Veranlassung und unter Mitwirkung der höheren Schulbehörden Niederösterreichs geschaffenen 'Zentralstelle für die körperliche Erziehung der Schuljugend' durch Herausgabe eines 'Exkursionsbuches' und einer 'Wanderliedersammlung' mächtige Förderung erfahren.

Daß der Schüler vorerst seinen Heimat- oder Studienort und dessen Umgebung genau kennen müsse, bevor ihm mit Nutzen von anderen Orten gesprochen werden kann, ist selbstverständlich. Hier käme der Geographie- und Geschichtsunterricht in Betracht.

Hauptzweck der Schülerwanderungen, die eine wahre Sonnenwanderung von Fröhlichkeit sein sollen, sei immer wieder Beobachten, das Arbeiten mit dem Auge. Von förmlichen Vorträgen sehe man hiebei ab, da vieles den Schüler davon ablenkt, beschränke die Zahl der Teilnehmer aus leicht begreiflichen Gründen und ziehe nach Tunlichkeit Photographen, die sich etwa unter den Schülern befinden, heran.

In der Schule selbst weist Braun neben dem Zeichen- und geographisch-historischen Unterrichte die bedeutendste Rolle in der Erziehung zur Idee des Heimatschutzes dem Deutschunterrichte zu, in dessen Lesebüchern er in Übereinstimmung mit Dr. v. Semetkowski Lesestücke über Heimatschutz mehr berücksichtigt wissen will. Daß dies aber nur bei Stücken über Heimatschutz im allgemeinen möglich ist; daß dagegen die weit wirkungsvollere Lektüre über die Besonderheiten der engeren Heimat von einer Aufnahme ins Lesebuch ausgeschlossen ist, gibt auch der Verf. zu, indem er nach dem Vorgange in Volks- und Bürgerschulkreisen die Herausgabe von Sonderheften der Heimatskunde für die örtlichen Bedürfnisse der einzelnen Bezirke als Beilage der Lesebücher befürwortet. Die Mittelschulen haben aber, meine ich, in ihren Schülerbibliotheken einen Bücherschatz, der in dieser Richtung erforderlichenfalls ergänzt werden kann. Nur müssen derartige Abhandlungen über lokale Heimatskunde in anziehender Form abgefaßt sein, wenn der Schüler aus wahrem Interesse nach ihnen greifen soll. Die Lesebücher der Schule müssen allgemeines Interesse haben und sind schon überreich an Stoff, der ja so vielen anderen Bedürfnissen der Geistes- und Herzensbildung Rechnung zu tragen hat.

Daß dieser Heimatsunterricht durch Vorweisen von Bildern, Photographien, einwandfrei hergestellten Ansichtskarten und nicht zum wenigsten durch Lichtbildervorträge weiter vertieft werden und im Deutschunterrichte gelegentlich bei Redeübungen und schriftlichen Arbeiten berücksichtigt werden kann, darüber ist nicht zu streiten.

Wenn der Verfasser sagt, daß man heute von der Forderung nicht mehr absehen kann, daß der Lehrer sich in der Gegend, in der er wirkt, genau umsehe, so hat bereits Diesterweg gefordert, daß jeder Lehrer streben sollte, seine Umgebung durch eigene Forschung kennen zu lernen, um seine Schüler zu deren liebevollem Verständnis anleiten zu können.

Wenn aber Gurlitt, dessen Verdienst um die Pflege des Heimatsinnes keineswegs geschmälert werden soll, in maßloser Übertreibung schwarz in schwarz malend, von dem Abiturienten des Gymnasiums sagt, daß er 'verkümmert ... an Phantasie und Gemüt, stumpf gemacht sei gegen die Ereignisse der Umwelt, ... blind gegen die Schönheiten ererbter Kunst, deshalb ohne Ehrfurcht für sie, ohne Hingabe und Begeisterung sei', so muß mit Hinweis auf den wenigstens bei uns zu Lande herrschenden, von modernem Geiste des überwiegenden Teiles unserer Mittelschullehrer erfüllten Unterrichtsbetrieb entschieden dagegen Verwahrung ein-

gelegt werden. Die dunklen Farben Gurlitts sind helleren gewichen und diese werden immer heller werden.

Erfreulicherweise vergißt aber Braun nicht zu betonen, daß auch hier 'Maß zu halten ist' und 'der Heimatschutzgedanke nicht zu Tode gehetzt werden darf'. 'Nie möge', ruft er aus, 'der Eindruck des Spontanen . . verloren gehen, der Heimatschutzgedanke möge um Gottes Willen nur nicht „lehrplanmäßig" . . . werden!'

'Aus wahrer Heimatliebe wird auch warmer Patriotismus geboren. Wer keine Heimat kennt, kennt auch kein Vaterland'. So führt nach Dr. Hassinger der Heimatschutzgedanke der Schule neue ethische Werte zu und trägt einiges dazu bei, die Schulen aus Lern- zu Erziehungsschulen zu machen.

Daß man namentlich heute die Tätigkeit der Schule, der im öffentlichen Leben so viele Mißstände hemmend in den Weg treten, auf diesem Gebiete nicht überschätzen darf, wissen wir nur zu gut. Diese Tätigkeit der Schule ist aber nicht bloß, wie der Verf. meint, mit Rücksicht auf die beklagenswerte soziale Erscheinung der 'Landflucht' besonders auf dem Lande vollauf gerechtfertigt, sondern auch in den Städten, nicht zum wenigsten in der Großstadt, wo roh waltende Kräfte der Spekulation rastlos daran arbeiten, Bauten niederzureißen, um aus dem Schutt dieser Zeugen einer ehrwürdigen historischen und künstlerischen Vergangenheit in oftmals recht geschmackloser Art oder Gleichmacherei moderne Bauten, die nichts zu erzählen wissen, erstehen zu lassen. Auch über unsere historischen Städtebilder soll die Heimatschutzidee den Schild halten und verwandte, hochverdienstliche Bestrebungen nach Kräften fördern helfen.

Der Erwähnung bedarf es kaum, daß auch in volkswirtschaftlicher und politischer Hinsicht jede Förderung des Heimatsgefühles aufs wärmste zu begrüßen ist. Natürlich wird immer vor der wirtschaftlichen Not, die den Menschen zwingt, den heimatlichen Boden zu verlassen, der Sinn für die Heimat, mag er auch noch so stark entwickelt sein, weichen müssen. Aber dem unbegründeten, leichtfertigen Preisgeben der heimatlichen Scholle könnte er vielleicht einen Damm entgegensetzen und den Auswanderer, dessen Herz auch in fernen Landen der Heimat gehört, den Rückweg leichter finden lassen.

Wien. A. Stitz.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 22. Oktober 1913, Z. 1163, an alle Landesschulbehörden (mit Ausnahme des Landesschulrates für Galizien), betreffend die Förderung der Redegewandtheit in der Mittelschule. Die Bedeutung, welche gegenwärtig der Redegewandtheit im gesamten öffentlichen Leben bei den verschiedensten Anlässen, aber auch bei fast jeder auf Grundlage akademischer Bildung geübten Berufstätigkeit zukommt, erfordert gebieterisch, daß schon in der Mittelschule den Redeübungen erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werde. Die neuen Lehrpläne für Gymnasien und Realschulen schreiben daher auch Übungen im mündlichen Gebrauche der Unterrichtssprache von der untersten Klasse angefangen vor, die in aufsteigenden Forderungen zu Übungen in freier Rede führen. Diese Sprechübungen bestehen auf der Unterstufe im Memorieren und Vortragen von Musterstücken, in der freien Wiedergabe und Besprechung des Gelesenen, in vorbereiteten und später auch unvorbereiteten Vorträgen von Erzählungen, Inhaltsangaben, Berichten über Selbsterlebtes u. a., auf der Oberstufe in kurzen, freigesprochenen Berichten, später in solchen von längerer Dauer, und endlich in den obersten Klassen in Versuchen der freien Rede über ein gewähltes Thema mit besonderer Rücksichtnahme auf die sich immer deutlicher ausprägende Eigenart des Schülers. Gestützt auf diese Vorschriften der Lehrpläne wurde der Lehrerschaft wiederholt eindringlichst in Erinnerung gebracht, daß die Schüler zum auch sprachlich korrekten und zusammenhängenden Gedankenausdruck nicht bloß in der Unterrichtssprache als Lehrgegenstand, sondern auch in allen anderen Unterrichtsfächern, insbesondere im Religions- und Geschichtsunterrichte anzuhalten seien. Aus den von mehreren Landesschulbehörden erstatteten Berichten konnte mit Befriedigung ersehen werden, daß den die Hebung der Redegewandtheit bezweckenden Übungen an den Mittelschulen schon bisher im allgemeinen die den Lehrplänen entsprechende Sorgfalt gewidmet wurde, wenn auch die hiebei angewendeten Methoden mannigfache Verschiedenheiten aufweisen und sich der Erzielung guter Erfolge im Rahmen des sonstigen Unterrichtsbetriebes manche Schwierigkeiten entgegenstellten. So ist namentlich geltend gemacht worden, daß dem Unterrichte in der Unterrichtssprache bei seiner beschränkten Stundenzahl ohne Schädigung seiner großen Aufgabe, die vornehmlich in der Einführung der Jugend in die hervorragendsten Werke der Nationalliteratur besteht, keine weitere Auf-

gabe, wie es die Ausbildung in einer förmlichen Redegewandtheit ist, gestellt werden könne. Es kann demnach auch nicht überraschen, daß von Fachlehrern die Forderung einer Vermehrung der wöchentlichen Unterrichtsstunden erhoben wurde. Diese Forderung erscheint aber völlig unerfüllbar, wenn man erwägt, daß die Gesamtzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden am Gymnasium und schon gar an der Realschule aus pädagogischen Gründen nicht mehr erhöht werden darf. Es wird vielmehr Aufgabe der Lehrerschaft sein, nach Mitteln zu suchen, wie im Rahmen der bestehenden Lehrplaneinrichtung auch die Aufgabe, den Schülern Gewandtheit im mündlichen Gedankenausdruck anzuerziehen, mit Erfolg bewältigt, die in Lehrplänen und Instruktionen gegebenen didaktischen Ansätze weiter ausgebildet und im methodischen Vorgang Klärungen und Verbesserungen erreicht werden könnten; die Literatur über diesen Gegenstand ist in erfreulicher Zunahme begriffen und gewährt kräftige Stützen. Es wäre seitens der Lehrerschaft zu erwägen und in den obersten Klassen versuchsweise zu erproben, wie neben den Lehrstunden für die Unterrichtssprache auch noch jene für die alten und lebenden Sprachen in erhöhtem Maße für die Hebung der Gewandtheit der Schüler im Gebrauch freier Rede verwertet werden könnten. Was die spezielle Frage der Übungen in der freien Rede auf der obersten Stufe anlangt, so kann auf Grund von Vorschlägen der Landesschulbehörden und einzelner hervorragender praktischer Schulmänner nachstehender Vorgang empfohlen werden. Bezüglich des Zeitpunktes für den Beginn der eigentlichen Redeübungen überwiegt die Ansicht, daß sie erst in den beiden obersten Klassen am Platze seien und Erfolg erhoffen lassen, wenn in den früheren Klassen die Sprechübungen die nötige Pflege erfahren haben. Die Wahl der Themen wird in der Regel den Schülern überlassen, doch ist zum gewählten Thema die Zustimmung des Lehrers erforderlich. In der Regel teilt der Lehrer eine Anzahl Themen mit, aus denen die Schüler je nach ihrer Individualität die Wahl treffen. Die Themen sollen sich auf die Literatur in den Unterrichtssprachen und auch in den fremden Sprachen, auf Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst, auf Fragen der Naturwissenschaften und Technik, Verkehrswesen, Reisen, Aktualitäten, Gedenktage, eigene Erlebnisse und Erfahrungen erstrecken und im allgemeinen so gewählt sein, daß nicht schon die sachliche Seite des Themas der Behandlung in freier Rede besondere Schwierigkeiten bietet. Die Neigungen und Fähigkeiten der Schüler sollen bei der Wahl von ausschlaggebender Bedeutung sein, ohne daß dadurch die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Unterrichtes außer acht gelassen wird. Für die Vorbereitung der Rede, die nicht mehr als 15 bis 20 Minuten Zeit in Anspruch nehmen soll, können die Schüler den Rat des Lehrers in Anspruch nehmen, der, eventuell im Einvernehmen mit anderen Lehrern der Klasse, geeignete literarische Behelfe dem Schüler bezeichnet. Die schriftliche Ausarbeitung der Rede oder doch einer Skizze oder einer bloßen Disposition, die dem Lehrer zur Einsicht zu übergehen ist, wird von der Mehrheit der Lehrer empfohlen. Das Memorieren der vom Schüler selbst ausgearbeiteten Rede wird vielfach nicht gewünscht, ist aber, und zwar namentlich bei den ersten Versuchen nicht unbedingt zu verbieten, zumal diese auch von Erwachsenen häufig angewandte Methode zugleich das Gedächtnis übt und ein Gefühl von Sicherheit zu schaffen vermag, das über die anfangs den freien Fluß der Rede behindernde Befangenheit hinweghilft. Für den Vortrag selbst möge der Schüler nur eine Skizze oder Stichworte in Bereitschaft haben, um durch zeitweiligen Einblick etwaigen Stockungen oder Abirrungen von der beabsichtigten Gliederung der Rede vorzubeugen. Zur Kritik der Rede in sachlicher und formaler Hinsicht kann die Klasse herangezogen werden. Ist ein Schüler als Korreferent bestellt, so erhält dieser zuerst das Wort, worauf die Klasse zur Debatte aufgefordert wird. Die Beteiligung des Lehrers, der schon auf die Wahl und die Vorbereitung des Themas Einfluß zu nehmen hat, erstreckt sich nun auf die Leitung der

Debatte und auf das zusammenfassende Urteil am Schlusse der Übung Dabei wird große Vorsicht zu üben sein, um weder den Sprecher noch die kritisierenden Schüler einzuschüchtern. Der Erfolg der Übung wird also ganz wesentlich von der geschickten Führung des Lehrers abhängig sein. Hauptziel bleibt die Schulung im klaren, verständlichen, sachlich und sprachlich korrekten Ausdruck, der richtiges Denken und Urteilen voraussetzt. Der Erreichung dieses Zieles wird es nur förderlich sein, bei den Redeübungen und den sich etwa anschließenden Besprechungen neben der inhaltlichen Behandlung des Themas auch die formale Seite der Rede nicht außer acht zu lassen und die Schüler zu einem richtigen Gefühl für die Verschiedenheiten anzuleiten, die sich in der stilistischen Fügung der Sprache und in der Ausdrucksform bei der frei gesprochenen und für den Zuhörer bestimmten Rede im Gegensatz zu dem für das Lesen bestimmten Aufsatz ergeben. Durch wohlerwogene Einteilung der verfügbaren Zeit soll dafür gesorgt werden, daß jeder Schüler im Semester oder doch im Schuljahr mindestens einmal, je nach Maßgabe der Schülerzahl, zum Vortrag gelange, denn die oft wahrnehmbare Befangenheit der Sprecher vor einem größeren Kreis von Zuhörern ist zumeist auf den Mangel an Übung zurückzuführen. Im Zwecke dieser Übung liegt es, daß die Schüler bei Schulfeierlichkeiten aller Arten, wie beim Schulschluß, bei Abiturientenentlassungen, bei Akademien, patriotischen Festen, Begehung von Gedenktagen, zu Reden über passend gewählte Themen, so namentlich solche aus dem Leben berühmter Männer (Dichter, Gelehrter, Musiker, Künstler, Feldherren usw.), herangezogen werden. Vielfach haben sich auch unter der Leitung der Lehrer Lese- und Vortragszirkel von Schülern außerhalb der Unterrichtszeit gebildet, in denen namentlich Übungen im Referieren stattfinden. So wenig derartige Übungen ohne die Führung eines sachkundigen Leiters dem angestrebten Ziel und den Aufgaben der Schule zustatten zu kommen vermögen, so sehr verdient dieser Brauch gefördert zu werden, wenn die Schüler unter der Leitung ihres Lehrers Gelegenheit finden, über verschiedene, dem Unterrichtsstoff entnommene Themen und über sonstige ihrem Interesse naheliegende Fragen die gewonnenen Kenntnisse und Anschauungen in angemessener Form darzulegen und sich im Kreise der Altersgenossen in Rede und Gegenrede zu üben. Es besteht demnach auch kein Bedenken, daß nach Analogie der praktischen Übungen in den naturwissenschaftlichen Fächern nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse besondere Übungen in der Redekunst (Praktika) als Freikurse eingeführt werden. Günstige Gelegenheit zu derartigen Einrichtungen bieten namentlich die mit den Schulen verbundenen Internate. Hier kann auch das Stegreifreden mit Erfolg gepflegt werden. In die Lehraufgabe der Unterrichtssprache die Theorie der Beredsamkeit einzuflechten, empfiehlt sich nicht, wohl aber bietet die fremdsprachliche Lektüre, insbesondere die Lektüre der oratorischen Meisterwerke aus alter und neuer Zeit Gelegenheit, die unumgänglich notwendigen Regeln, nach denen eine wirksame Rede aufgebaut sein soll, abzuleiten. Sammlungen von Musterreden sollten in jeder Schülerbibliothek vorhanden sein. Einzelheiten der Sprechtechnik zu berühren, wird bei der Kritik des Vortrages passende Gelegenheit geboten sein. Werden in sorgfältiger, wohlüberlegter Weise die Sprechübungen in unteren und mittleren Klassen und in den obersten Klassen die eigentlichen Redeübungen gepflegt, so darf erwartet werden, daß der Redegewandtheit der Schüler, soweit sie nicht auch natürliche Anlage voraussetzt, mächtiger Vorschub schon in der Mittelschule geleistet wird. Die weitere Aus- und Fortbildung zum Redner mag der Hochschule und dem praktischen Berufsleben vorbehalten bleiben.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. Oktober 1913, Z. 49.597, mit welcher eine neue Vorschrift betreffend die Erwerbung der Befähigung für das Lehamt des Turnens an Mittelschulen

(mit Einschluß der Mädchenlyzeen). Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten sowie prov. Vorschriften für die besondere Befähigungsprüfung von Fechtlehrern, Schwimmlehrern und Spielleitern an diesen Lehranstalten erlassen werden, ist im Separatabdruck erhältlich.

Gesetz vom 25. Jänner 1914, R.-G.-Bl. Nr. 15, betreffend das Dienstverhältnis der Staatsbeamten und der Staatsdienerschaft (Dienstpragmatik), ist im Separatabdruck erhältlich.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 11. Februar 1914, mit welcher der § 1 der Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 8. April 1903, R.-G.-Bl. Nr. 97 (Rigorosenordnung für die katholisch-theologischen Fakultäten), durch eine Zusatzbestimmung ergänzt wird. „Den aus den Ländern der ungarischen Krone stammenden Kandidaten kann über ihr Ansuchen von dem betreffenden Professorenkollegium gestattet werden, sich nebst der Vorlage einer wissenschaftlichen Abhandlung und der vorgeschriebenen Ablegung von drei strengen Prüfungen noch einer vierten strengen Prüfung aus jener Fachgruppe, welcher der Gegenstand der wissenschaftlichen Abhandlung entnommen ist, zu unterziehen“.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 18. Februar 1914, Z. 525/K. U. M., an die Unterbehörden, zur Erläuterung der §§ 30 und 167 des Gesetzes vom 25. Jänner 1914, R.-G.-Bl. Nr. 15, betreffend das Dienstverhältnis der Staatsbeamten und der Staatsdienerschaft (Dienstpragmatik). Zur Erläuterung der §§ 30 und 167 dieses Gesetzes wird Nachstehendes eröffnet: 1. Als militär. Präsenzdienstleistung, während welcher dem Beamten im Sinne des § 30, Absatz 1 D. P., seine rangsklassenmäßige Stellung (§ 36 D.P.) gewahrt bleibt, kommen in Betracht: Der zweijährige oder dreijährige Präsenzdienst im gemeinsamen Heer oder in der Landwehr, der vierjährige Präsenzdienst in der Kriegsmarine, der einjährige Präsenzdienst im gemeinsamen Heere, in der Landwehr oder in der Kriegsmarine, der freiwillige zweijährige Präsenzdienst in der Kriegsmarine, die Ausbildung als Ersatzreservist, die Waffen(Dienst)übung, die ausnahmsweise aktive Dienstleistung im Frieden, die Dienstleistung infolge einer Ergänzung auf den Kriegsstand, einer Mobilisierung oder einer Einberufung des Landsturmes. 2. Nach Punkt 1 der Ministerialverordnung vom 26. Dezember 1887, R.-G.-Bl. Nr. 3 ex 1888, hat der Beamte (Diener) seine Assentierung, falls sie während seiner Staatsdienstzeit erfolgt, sowie jede Einberufung zu einer militärischen Dienstleistung ohne Aufschub seiner Dienstbehörde (§ 9, Absatz 4 D. P.) zur Kenntnis zu bringen. 3. Wird ein Beamter (Diener) zur Ableistung eines gesetzlich ein Jahr oder länger dauernden Militärpräsenzdienstes herangezogen, dauert aber seine militärische Präsenzdienstleistung aus was immer für einem Grund (z. B. wegen nachträglicher Zuerkennung einer Begünstigung und daraufhin verfügter Übersetzung in die Ersatzreserve, vorzeitiger Entlassung infolge Überprüfung oder Superarbitrierung u. dgl.) tatsächlich nicht länger als zehn Wochen, so sind ihm gemäß § 30, Absatz 2 D. P., seine Bezüge nachträglich flüssig zu machen und ist ihm diese Zeit für die Vorrückung in höhere Bezüge anzurechnen. 4. Bei einer Heranziehung zur ausnahmsweisen aktiven Dienstleistung im Frieden als Reservemann oder Ersatzreservist (§ 43, Punkt 2, und § 44, Punkt 2 W. G.) sind dem Beamten (Diener) im Sinne des § 30, Absatz 2 D. P., die innerhalb der ersten zehn Wochen anfallenden Bezüge zu belassen, ebenso ist ihm auch die betreffende Zeit bis zu zehn Wochen für die Vorrückung in höhere Bezüge zu zählen. Über den bezeichneten Zeitraum hinaus setzt jedoch der Fortgenuß der Bezüge sowie die Einrechnung für die Vorrückung in höhere Bezüge die Bewilligung der Zentralstelle voraus. 5. Inwieweit der Beamte (Diener) während der aktiven Militärdienstleistung

im Falle einer Mobilisierung oder der Einberufung des Landsturmes im Genuße seiner Bezüge verbleibt, wird durch die Anordnungen des Gesetzes vom 22. Juni 1878, R.-G.-Bl. Nr. 59, § 6, Punkt 1, 3 und 4, bestimmt, das nebst den Ministerialverordnungen vom 26. Dezember 1887, R.-G.-Bl. Nr. 3 ex 1888, und vom 30. März 1909, R.-G.-Bl. Nr. 49, für die Bezugsbehandlung der im Militärdienst stehenden Beamten (Diener) auch weiterhin Anwendung findet. Der Mobilisierung ist hinsichtlich der Bezugsbehandlung nunmehr auch die Ergänzung auf den Kriegsstand gleichzuhalten. 6. Die Erteilung eines Urlaubes für eine freiwillig zu übernehmende militärische Dienstleistung im Sinne des § 30, Absatz 5 D. P., bis zu drei Monaten darf gemäß § 44, Absatz 1 D. P., nicht an die dort bezeichneten Bedingungen geknüpft werden.

Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Ackerbauministerium und den Ministerien für Landesverteidigung und für öffentliche Arbeiten vom 24. Februar 1914, mit welcher der Begriff der mittleren Lehranstalt im Sinne des § 52, Absatz 3 des Gesetzes vom 25. Jänner 1914, R.-G.-Bl. Nr. 15, betreffend das Dienstverhältnis der Staatsbeamten und der Staatsdienerschaft (Dienstpragmatik), festgestellt wird. Danach wird bestimmt, daß folgende Lehranstalten als mittlere Lehranstalten im Sinne dieses Gesetzes anzusehen sind: 1. Mittelschulen (Gymnasien aller Art und Realschulen); 2. Mädchenlyzeen; 3. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten; 4. Höhere Handelsschulen (Handelsakademien), nautische Schulen, die Akademie für Musik und darstellende Kunst; 5. Kunsgewerbeschulen, höhere Gewerbeschulen, höhere gewerbliche Fachschulen und Baufachschulen; 6. landwirtschaftliche Akademien und landwirtschaftliche Mittelschulen, forstliche Mittelschulen, mittlere Lehranstalten für Wein-, Obst- und Gartenbau; 7. Kadettenschulen und Militär-Oberrealschulen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der Landes-Realschule in Freiberg zukommende Recht der Öffentlichkeit sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf das aus dieser Anstalt hervorgegangene Landes-Realgymn. übertragen und den Bestand der Reziprozität betreffs der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen dem nunmehrigen Landes-Realgymn. in Freiberg einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. Klasse des Privat-Gymn. der Salesianer Don Boscos im III. Wiener Gemeindebezirke verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die II. Klasse für die Dauer des Schuljahres 1913/14 ausgedehnt.

Das Recht der Öffentlichkeit wurde für das Schuljahr 1913/14 verliehen: Der I. und II. Klasse des Privat-Realgymn. des Dr. Johann Niemec in Lemberg; der I. und II. Klasse des Vereins-Privat-Realgymn. in Nisko; der I. und II. Klasse des Privat-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache des Vereines „Humanistisches Gymnasium“ in Czernowitz; der I. bis inklusive IV. und der VI. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Towarzystwo prywatnego gimnazyum żeńskiego“ im. Adama Mickiewicza in Drohobycz; der I. bis III. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Lezajsk; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. des Ursulinerinnenkonventes in Lemberg; der I. bis III. und der V. Klasse des Privat-Mädchen-Reform-Realgymn. der Marie Frenkel in Lemberg; der I. bis inklusive VI. Klasse des städt. Privat-Gymn. in Kalusz; der I. Klasse des Heinrich Jordan-Privat Realgymn. in Lemberg; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchen Realgymn. des Konventes der Basilianerinnen in Stanislau; dem Privat-Mädchenlyzeum im II. Wiener

Gemeindebezirke sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchen-Gymn. des Konventes der Basilianerinnen in Lemberg sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis V. Klasse des vom Verein für Frauenbildung in Troppau erhaltenen Mädchenlyzeums daselbst auch für die VI. Klasse und für dieselbe Zeit das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. und II. Klasse des Kommunal-Reform-Realgymn. in Oderberg-Bahnhof unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, auch für die III. Klasse; der I. und II. Klasse der Privat-Realsch. in Meran mit Ausdehnung auf die III. Klasse; der I. bis inklusive V. Klasse des Privat-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache der Filiale des ruthen. pädagogischen Vereines in Horodenka; der I. bis III. Klasse des Vereins-Privat-Realgymn. in Chrzanów; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. des Vereines „Towarzystwo prywatnego gimnazyum żeńskiego" in Rzeszów; der I. bis inklusive V. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. in Jaroslau; der I. bis inklusive VII. Klasse des Privat-Gymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły średniej" in Czortków; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. der Anna Rachalska in Przemyśl und der V. und VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums derselben Inhaberin sowie der letzteren Anstalt das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. Klasse der dem Privat-Mädchenlyzeum in Königliche Weinberge angegliederten zweiklassigen realgymn. Fortbildungsschule auch auf die II. Klasse ausgedehnt, ferner dieser Fortbildungsschule für die gleiche Zeitdauer das Recht verliehen, realgymn. Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache des Vereines zur Förderung der humanistischen Bildung der Mädchen in Czernowitz auch für die V. Klasse; dem Mädchenlyzeum im IX. Wiener Gemeindebezirke samt dem Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis V. Klasse des Mädchenlyzeums der Dr. Amalie Sobel in Wien auf die VI. Klasse ausgedehnt, auch wurde dieser Lehranstalt für die gleiche Zeitdauer das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis III. Klasse des Privat-Gymn. des Vereines „Towarzystwo polskiej szkoły średniej" in Podhajce; der I., III., V. und VII. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. in Walachisch-Meseritsch; der I. bis V. Klasse des Privat-Gymn. der Filiale des ruthen. pädagogischen Vereines in Kopyczyńce; der I. Klasse des Vereins-Privat-Realgymn. in Lubaczow; der I. bis VII. Klasse des Privat-Gymn. des ruthen. pädagogischen Vereines in Jaworów; der I. bis V. Klasse des Privat-Realgymn. mit poln. Unterrichtssprache der Vereine „Macierz szkolna" und „Towarzystwo szkoły ludowej" in Orlau; der I. bis IV. Klasse des Privat-Gymn. der Filiale des ruthen. pädagogischen Vereines in Zbaraz; der I. bis V. Klasse des städt. Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Privat-Gymn. in Rohatyn; der I., III. und IV. Klasse des Mädchenlyzeums in Steyr; der II. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums in Karlsbad; der I. Klasse des Mädchenlyzeums in Eger; der I. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Chotěboř und für die gleiche Zeitdauer den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung des Direktors und der Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, anerkannt; dem Mädchenlyzeum der Goldmann im XIX. Wiener Gemeindebezirke sowie das Recht, für 1913/14 Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn., der II. bis VII. Klasse des Privat-Reform-Realgymn. und der V. und VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Ursulinen in

Stanislau, ferner der letztgenannten Anstalt für die gleiche Zeitdauer das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis VI. Realgymnasialklasse sowie der III. bis VIII. Gymnasialklasse des Privat-Mädchen-Realgymn. des Vereines „Minerva" in Prag und für die gleiche Zeitdauer das Recht zuerkannt, Gymnasial-Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der III. bis VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums mit deutscher Unterrichtssprache der Fanni v. Dittner in Lemberg sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis IV. Klasse des städt. Mädchenlyzeums in Reichenberg für die V. Klasse; der I. bis III. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Melnik und der IV. Klasse unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses für diese Dauer; der I. u. II. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Mähr.-Budwitz und der III. Klasse unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und der Lehrer zwischen dem bezeichneten Realgymn. einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits für diese Dauer; dem deutschen Privat-Mädchenlyzeum in Pilsen sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem städt. Mädchenlyzeum in Smichow sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, und der Bestand der Reziprozität rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Mittelschulen besitzen, für die gleiche Zeitdauer anerkannt; der I. bis VII. Klasse des Privat-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache der Filiale des Pädagogischen ruthen. Vereines in Rohatyn; der I. und II. Klasse des Privat-Realgymnasiums in Waszkoutz a. Cz.; der I. Klasse der dem Cottage-Mädchenlyzeum in Wien XIX. angegliederten zweiklassigen reform-realgymn. Fortbildungsschule; der I., III. und VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums in Polnisch-Ostrau sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchen-Realgymn. der Ursulinen in Salzburg auch für die IV. Klasse; dem Privat-Mädchenlyzeum bei St. Ursula in Prag und das Recht auf die Dauer, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum der Dr. Ir. Wesely im III. Wiener Gemeindebezirke sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, und das der I. mit dem genannten Lyzeum verbundenen reform-realgymn. Oberklasse verliehene Recht der Öffentlichkeit für dieselbe Zeitdauer auf die II. reform-realgymn. Oberklasse erstreckt; der I. bis V. Klasse des II. Privat-Mädchen-Realgymn. in Tarnów; der I. Klasse des fürsterzbischöfl. Privat-Gymn. in Dejwitz; der I. bis III. Klasse des Privat-Gymn. des Vereines „Towarzystwo szkoly średniej" in Komarno; der mit dem städt. Mädchenlyzeum in Brünn verbundenen V. (I.) reform-realgymn. Klasse.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde für die Schuljahre 1913/14, 1914/15 verliehen: Der I. bis IV. Klasse des Kommunal-Gymn. in Przemyślany; dem Privat-Mädchenlyzeum und der I. bis VI. und der VIII. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. der Kongregation der Schwestern der hl. Familie zu Nazareth in Lemberg sowie das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung von staatsgültigen Reifezeugnissen auf diese Dauer; dem Mädchenlyzeum der Sophie Halberstam in Wien sowie das Recht auf diese Dauer, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Kommunal-Realgymn. in Strzyżów; dem Privat-Realgymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły średniej" in Borszczow; dem Privat-Realgymn. des Konventes der Ursulinerinnen in Tarnów; dem Privat-Mädchen-Realgymn. in Jasło; dem Privat-Mädchen-Realgymn. der Ursulinen in Kolomea sowie das Recht auf diese Dauer, Reifeprüfungen abzuhalten und

staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum in Teplitz-Schönau und für die gleiche Zeitdauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchen-Realgymn. der Olga Filippi in Lemberg; dem Vereins-Privat-Realgymn. in Zakopane.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde für 1913/14 bis 1915/16 verliehen: Dem Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Towarzystwo prywatnego gimnazyum żeńskiego" in Lemberg sowie für die gleiche Zeitdauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeums der Marie Liste in Wien und auf dieselbe Zeitdauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum der Englischen Fräulein in St. Pölten sowie das Recht, für diese Jahre Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchen-Gymn. der Kongregation der Schulschwesten vom Orden des hl. Franziskus in Königliche Weinberge sowie für diese Dauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der vom Vereine „Towarzystwo prywatnego seminaryum nauczycielskiego zeńskiegow Brodach" erhaltenen Privat-Lehrerinnenbildungsanstalt in Brody.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde für die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bewilligt: Dem fürstbischöfl. Privat-Gymn. in St. Veit ob Laibach sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem städt. Mädchenlyzeum in Laibach unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 9. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, für die mit der Lehrbefähigung für Mittelschulen ausgestatteten Lehrpersonen sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Landes-Mädchenlyzeum mit ital. Unterrichtssprache in Pola sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen. unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses bezüglich jener Lehrkräfte, welche die Lehrbefähigung für Mittelschulen besitzen; der I. und II. Klasse der Vereins-Realsch. in Laa a. d. Thaya auch für die III. Klasse; der Privat-Realsch. des Vereines zur Gründung einer Kaiser Jubiläums-Realsch. im XII. Wiener Gemeindebezirke auch für die IV. Klasse.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat auf Grund der von der Stadtgemeinde Reichenberg als Erhalterin des städt. Mädchenlyzeums in Reichenberg abgegebenen Erklärung den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der genannten Lehranstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, jedoch nur rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Gymn. und Realsch. besitzen, auf die Dauer des Schuljahres 1913/14 anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum in Ort bei Gmunden für das Schuljahr 1913/14 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Zeugnissen, welche von der am Obergymn. in Sarajevo eingesetzten Prüfungskommission zur Abhaltung der Maturitäts-Ergänzungsprüfungen für Universitätsstudien der Absolventen der Realsch., bezw. der Realgymn. ausgestellt werden, die Gültigkeit für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 28. Jänner 1914 a. g. zu gestatten geruht, daß das Gymn. im XVI. Wiener Gemeindebezirke den Namen „Leopold Salvator-Gymnasium" führe.

Das Ministerium für Kultus und Unterricht hat an der zoologischen Station in Neapel für das Jahr 1914 einen dritten Arbeitsplatz unter den bisherigen Modalitäten gemietet.

In Gemäßheit des Erlasses des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 1. März 1892, Z. 23.250 ex 1891 (M.-V.-Bl. 1892, S. 527), betreffend die Errichtung und Verleihung von Stipendien an Lehrpersonen der Mittelschulen für Studienreisen nach Italien und Griechenland, gelangen solche Stipendien für das Jahr 1915 zur Verleihung. Bedingungen für die Erlangung eines Stipendiums sind: 1. Die vollständige Lehrbefähigung für klassische Philologie oder für Geographie und Geschichte; 2. eine mindestens dreijährige Verwendung als selbständiger Lehrer an einer Mittelschule. Dem Bewerbungsgesuche sind anzuschließen: 1. Das curriculum vitae; 2. die Qualifikationstabelle samt Verwendungszeugnissen; 3. das Lehrbefähigungszeugnis; 4. wissenschaftliche Arbeiten, die der Bewerber etwa veröffentlicht hat oder zu veröffentlichen gedenkt. Die an das Ministerium für Kultus und Unterricht gerichteten Bewerbungsgesuche sind auf dem vorgeschriebenen Dienstwege einzubringen und der vorgesetzten Schulbehörde bis 1. Mai 1914 vorzulegen (Ministerialerlaß vom 30. Jänner 1914, Z. 4648).

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Prof. am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Georg Palamarciuk für das Sommersemester 1913/14 (einschließlich der Hauptferien) ein Reisestipendium nach Italien und Griechenland verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor wurde ernannt der Direktor der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrat Dr. Johann Pitsch.

Zum Landesschulinspektor der Direktor des I. Gymn. in Neu-Sandez Stanislaus Rzepiński.

Zum Landesschulinspektor der Prof. an der Realsch. und am Reform-Realgymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Theodor Reitterer.

Zu Landesschulinspektoren der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) Regierungsrat Moritz Strach und der Direktor der Lehrerbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Schulrat Josef Steinitz.

Zum Direktor der Realsch. in Kuttenberg der Prof. an der I. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge Franz Mazal.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg der prov. Leiter dieser Anstalt Schulrat Dr. Marian Reiter.

Zum Direktor der Realsch. in Prag-Podskal der Direktor der Realschule in Nimburg Franz Krátký.

Zum Direktor des Gymn. in Trebitsch der Prof. an dieser Anstalt Johann Štěpan.

Zum Direktor des Realgymn. in Mistek der Prof. am Gymn. in Boskowitz Josef Mach.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz der Prof. am Gymn. daselbst Franz John.

Zum Direktor der Realsch. in Nimburg der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Anton Bukovský.

Zum Direktor des Gymn. in Trient der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Johann Larcher.

Zum Direktor der nunmehrigen Staats-Realsch. in Zwittau der Direktor der vormaligen Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache daselbst Ludwig Brexl.

Zum Direktor der Realsch. in Kremsier der Prof. an der I. Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Franz Frank.

Zum Direktor der Realsch. in Fürstenfeld der Prof. an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Ott.

Zum Direktor des Realgymn. in Prag-Lieben der Direktor des Realgymn. in Taus Regierungsrat Johann Dvořák.

Zum Direktor des Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Görz der Prof. am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Gustav Hemetsberger.

Zum Direktor des Realgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Görz der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Gradiska Anton Caldini.

Zum Direktor des I. Gymn. in Rzeszów der Direktor des II. Gymn. daselbst Desiderius Ostrowski.

Zum Direktor des II. Gymn. in Rzeszów der Prof. an der Filiale des Gymn. in Stryj Johann Lebiedzki.

Zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Anton Nevole.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Schulrat Franz Eduard Müller.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch der Prof. am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Adolf Fischer.

Zum Direktor der Realsch. in Klagenfurt der Direktor der Realsch. in Knittelfeld Gustav Temper.

Bestätigt wurde als Privatdozent für klass. Philologie an der philos. Fakultät der Universität in Czernowitz der Gymnasialprof. Dr. Johann Demiańczuk.

Als Privatdozent für german. Sprachwissenschaft und Altertumskunde an der philos. Fakultät der böhm. Universität in Prag Dr. Dietrich Kralik v. Meyrswalden.

Als Privatdozent für österr. Geschichte an der philos. Fakultät der böhm. Universität in Prag der Staats-Archivkonzipist Dr. Theodor Mayer.

Als Privatdozent für griech. Altertumskunde mit besonderer Berücksichtigung der Epigraphik an der philos. Fakultät der Universität in Czernowitz der Gymnasialprof. Dr. Theophil Sauciuc.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Landesschulinspektor Karl Bily dem Landesschulrate für Galizien zur Dienstleistung zugewiesen.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für allgemeine Geschichte wurde der ord. Prof. an der deutschen Universität daselbst Dr. Anton Ritter v. Premerstein ernannt.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Wien und zum Fachexaminator für klass. Archäologie auf die Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der Universität in Wien Hofrat Dr. Emil Reisch.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Tirol der Direktor des Gymn. in Trient Johann Larcher.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau für die Funktionsdauer bis zum Schlusse des Schuljahres 1914/15 der Turnlehrer an der Lehrerbildungsanstalt daselbst Siegmund Wyrobek.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Krakau und zum Fachexaminator für klass.

Philologie auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der Universität in Krakau Dr. Thaddäus Sinko.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Lemberg und zum zweiten Fachexaminator für Physik auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der Universität in Lemberg Dr. Konstantin Zakrzewski.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Krakau für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Universitätsprof. Dr. Marian Raciborski als Fachexaminator für Botanik und der ord. Prof. Dr. Karl Dziewonski als Fachexaminator für Chemie.

Zum Mitgliede der deutschen Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag für das Studienjahr 1913/14 der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite Schulrat Franz Eduard Müller.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Krakau der ord. Prof. an der Universität in Krakau Dr. Marian Smoluchowski.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Schlesien der Direktor der Realsch. in Teschen Regierungsrat Rudolf Alscher und der Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Viktor Schmid.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Innsbruck der bisherige Direktor-Stellvertreter dieser Prüfungskommission Gewerbeschulprof. i. R. und Dozent an der Universität in Innsbruck Josef Menger.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat für die Funktionsperiode vom Beginne des Schuljahres 1913/14 bis zum Schlusse des Schuljahres 1915/16 zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik in Wien ernannt: 1. Den k. und k. Kammervirtuosen und Prof. an der Akademie für Musik und darstellende Kunst Arnold Rosé als Prüfungskommissär für das Violinspiel, 2. den Prof. der Akademie für Musik und darstellende Kunst Franz Haböck als Prüfungskommissär für Gesang und 3. den Prof. am Franz Joseph-Realgymn. im I. Wiener Gemeindebezirke und Privatdozenten an der Wiener Universität Dr. Eduard Castle als Prüfungskommissär für die Unterrichtssprache.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat für die Funktionsperiode vom Beginne des Schuljahres 1913/14 bis zum Schlusse des Schuljahres 1915/16 zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik in Wien ernannt: Zum Vorsitzenden den Landesschulinspektor Hofrat Dr. Karl Rieger; zu dessen Stellvertreter den außerord. Universitätsprof. Regierungsrat Dr. Max Dietz; zu Mitgliedern die Proff. an der Akademie für Musik und darstellende Kunst Dr. Eusebius Mandyczewski, Hugo Reinhold und Ernst Ludwig sowie den Vize-Hofkapellmeister Julius Böhm, sämtliche in Wien.

Zum wirklichen Lehrer am Gymn. in Cattaro wurde ernannt der Supplent ebenda Anton Calvi; am Realgymn. in Gurahumora der prov. Lehrer dieser Anstalt Jakob Mayer Pomeranz; an der Realsch. in Neustadtl der prov. Lehrer an der Realsch. in Teltsch Bohumil Šrámek; an der Realsch. in Steyr der Supplent an dieser Anstalt Rudolf Reinelt; am Realgymn. in Gurahumora der prov. Lehrer an dieser Anstalt Willibald Reichelt; an der II. deutschen Realsch. in Brünn der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Albert Weißenstein; am Gymn. in Cattaro der prov. Lehrer an dieser Anstalt Georg Zgorelec; am Gymn. in Walachisch-Meseritsch der prov. Lehrer daselbst Karl Nečas; am Gymn. in Leitomischl der Supplent an der II. böhm. Realsch. in Pilsen Franz Bednář;

am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Königliche Weinberge der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Wenzel Stoderl; am Gymn. in Jičín der prov. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Anton Houba; an der Realsch. in Fürstenfeld der Supplent am Stifts-Gymn. der Benediktiner zu St. Paul Dr. Anton Seewald.

Dem Prof. am Realgymn. in Leitomischl Eduard Starý wurde eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Podskal verliehen.

Dem Prof. am Realgymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Leopold Wenger eine Stelle am Realgymn. im XIV. Wiener Gemeindebezirke.

Dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Ludwig Kopa eine Lehrstelle an der I. böhm. Realsch. in Brünn.

Den Proff. an der vormaligen Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Zdenko Franta, Johann Minks, Ignaz Hošek, Georg Malovaný, Anton Stržínek, Anton Janda, Johann Melichar, Johann Matoušek, Anton Zámorský, Vladimir Drbal, Wenzel Pajer und Josef Valenta je eine Lehrstelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst.

Den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der bisherigen Landes-Realsch. in Zwittau Alexius Antoni, Ferdinand Schnirch, Anton Mudrak, Karl Eichler, Ludwig Gerlich, Dr. Johann Plöckinger, Erwin Leipert, Edwin Wild, Dr. Wenzel Titsch und Karl Schott je eine Lehrstelle an der Realsch. daselbst.

Dem Religionsprof. am Gymn. in Krainburg Dr. Franz Perné eine Stelle am I. Gymn. in Laibach.

Zum wirkl. griech.-orient. Religionslehrer an der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Czernowitz der suppl. griech.-orient. Religionslehrer an der genannten Anstalt Georg Ciuperca.

Zum Religionslehrer am Realgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Görz der Weltgeistliche Romano Roman.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Kremsier der defin. Turnlehrer an der vormaligen Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst Alois Beňa.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Zwittau der defin. Turnlehrer an der bisherigen Landes-Realsch. daselbst Julius Peikert.

Zum prov. Lehrer am Realgymn. in Raudnitz der Supplent am Gymn. in Königgrätz Alois Strnad.

Zum prov. Lehrer am I. Gymn. in Czernowitz der Supplent an dieser Anstalt Heinrich Brückner.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Pisek der Supplent an der staatl. Handelsakademie in Chrudim Čestmír Kalaš.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck der Supplent am Gymn. daselbst Dr. Rudolf Melmer.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 12. Dezember v. J. den außerord. Prof. Dr. Wenzeslaus Sobieski zum ord. Prof. der allgemeinen Geschichte an der Universität in Krakau a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 25. Jänner d. J. den außerord. Prof. Dr. Otto Porsch zum ord. Prof. der Botanik an der Universität in Czernowitz a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 7. Mai d. J. den außerord. Prof. an der Universität in Graz Dr. Kurt Kaser zum ord. Prof. der allgemeinen Geschichte an der Universität in Czernowitz a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 26. April d. J. den außerord. Prof. an der Universität in

Graz Dr. Josef Mesk zum außerord. Prof. der klass. Philologie an der Universität in Wien a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 17. Oktober v. J. den Religionsprof. am VII. Gymn. in Lemberg Privatdozent Dr. Franz Lisowski zum außerord. Prof. der speziellen Dogmatik an der Universität in Lemberg a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 31. Dezember v. J. den Privatdozenten Dr. Hans Hirsch zum außerord. Prof. für Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften an der Universität in Wien a. g. zu ernennen geruht

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 21. Dezember v. J. den Privatdozenten Dr. Johann Štěrba-Böhm zum außerord. Prof. der Chemie an der böhm. Universität in Prag a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 12. Dezember v. J. den Privatdozenten Dr. Stanislaus Hanzlik zum außerord. Prof. der Meteorologie und Klimatologie an der böhm. Universität in Prag a. g. zu ernennen geruht.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Prof. an der Realsch. in Žižkow Franz Lepš zum Fachinspektor für den Zeichenunterricht an den Mittelschulen (einschließlich Mädchenlyzeen) sowie an Lehrer- und Lehrerinnen - Bildungsanstalten mit böhm. Unterrichtssprache in Böhmen für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode bestellt.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 8. Jänner d. J. die nachbenannten Direktoren an Staats-Mittelschulen in die VI. Rangsklasse a. g. zu befördern geruht: Josef Battisti an der Realsch. in Trient, Josef Durych am Gymn. in Pardubitz, Heinrich Franz Fiby an der Realsch. in Iglau, Dr. Josef Gränzer an der Realsch. in Reichenberg, Friedrich Gschnitzer an der Realsch. in Innsbruck, Dr. Georg Heidrich am Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Kizlink am Gymn. in Boskowitz, Franz Klein am Gymn. in Bielitz, Elias Kokoruds am Akad. Gymn. in Lemberg. Josef Kořínek am Gymn. in Königgrätz, Schulrat Wenzel Kubelka am Gymn. in Proßnitz, Josef Kubr am Gymn. in Pisek, Josef Kurowski am Gymn. in Bochnia, Thomas Marek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Viktor Mattel am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Anton Romanowsky an der Realsch. in Czernowitz, Dr. Hermann Rump am Gymn. in Sereth, Dr. Anton Schams an der Realsch. in Warnsdorf, Dr. Anton Schwaighofer an der II. Realsch. in Graz, Karl Šedivý an der Realsch. in Prag-Altstadt, Franz Věcovský am Realgymn. in Leitomischl, Ludwig Volderauer an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Daniel Werenka am Gymn. in Kimpolung.

In die VII. Rangsklasse wurden befördert: Die Proff. Dr. Wenzel Auersperger am Gymn. in Žižkow, Stanislaus Basiński am Gymn. in Sanok, Josef Blumrich am Gymn. in Bregenz, Leonidas Bodnarescul am Gymn. in Radautz, Franz Böhm am Realgymn. in Karlsbad, Eugen Bolis am Oberrealgymn. in Brüx, Johann Bor an der Realsch. in Laun. Dr. Karl Bruno am Elisabeth-Gymn. in Wien, Klemens Bystrzycki am Gymn. in Zloczów, Richard Dienel am Akad. Gymn. in Wien, Dr. Dionys Doroźyński am II. Gymn. in Lemberg, Emil Freund an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Franz Golba am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Eugen Gromnicki am Gymn. in Zloczów, Ladislaus Gubrynowicz an der I. Realsch. in Lemberg, in Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht, Wenzel Hanus am Realgymn. in Chrudim, Dr. August Hofer am Realgymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke, Anton Jelinek am Realgymn. in Neubydżow, Matthäus Jež am V. Gymn. in Krakau, Karl Jiroušek am

Gymn. in Beneschau, Alexander Kisch am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Dr. Johann Kleinpeter am Realgymn. in Gmunden, Josef Kobza am Gymn. in Pisek, Wenzel Kohout am Realgymn. in Prag-Lieben, Dr. Anton König am Gymn. in Linz, Thomas Korec am II. böhm. Gymn. in Brünn, Ferdinand Kroier an der I. Realsch. in Graz, Zdenko Kuffner am Realgymn. in Raudnitz, Dr. Michael Kuryś an der Filiale des IV. Gymn. in Lemberg, Wilhelm Kuttig am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Michael Ritter v. Ladyzyński am Gymn. in Sanok, Franz Linhart am Realgymn. in Mistek, Dr. Karl Ludwig am Realgymn. in Karlsbad, Dr. Gottlob Mašek an der Realsch. in Žižkow, Ernst Moeller an der Realsch. in Reichenberg, Dr. Wenzel Müller an der Realsch. in Jungbunzlau, in Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht, Jakob Neubauer am Gymn. in Reichenberg, Michael Neuhöfer am Gymn. in Eger, Dr. Johann Nevěřil am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Anton Nezbeda am Gymn. in Innsbruck, Josef Nimpfer am Franz Joseph-Realgymn. in Wien, Georg Nittel an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Johann Novák am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, Dr. Karl Ott an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Adolf Pařízek am Realgymn. in Prag-Lieben, Robert Pašek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Cölestin Pastor an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Kamillo Perini am Gymn. in Rovereto, Simon Pokoj an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Eusebius Popovici am griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Franz Pösl am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Ferdinand Prokš an der Realsch. in Kuttenberg, Franz Rada am Gymn. in Proßnitz, Eduard Reichelt am Gymn. in Teplitz-Schönau, Franz Rejthárek an der Realsch. in Königgrätz, Josef Sasso am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara, Alfred Schlerka am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Georg Schön am Gymn. in Wiener-Neustadt, Rudolf Schweizar am Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Peter Šesták am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Sichrovský am II. böhm. Gymn. in Brünn, Dr. Richard Siegmund am Gymn. in Teplitz-Schönau, Dr. Karl Sigmund am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Konrad Stibitz am Gymn. in Landskron, Franz Stöckl an der Realsch. in Jägerndorf, Ferdinand Stolle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Karl Šubrt an der Realsch. in Jungbunzlau, Josef Sypal am Gymn. in Neuhaus, Franz Tajrych am Gymn. in Tabor, Emanuel Teplý an der Realsch. in Pardubitz, Dr. Oktavian Wagner an der Realsch. in Kladno, Dr. Wilhelm Weinberger am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Rudolf Weiß am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Dr. Karl Werber am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Dr. Rudolf Wimmerer am I. Gymn. in Graz, Anton Wojciechowski am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Franz Wollak am Gymn. in Mährisch-Schönberg, Dr. Leopold Wurth an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Nikolaus Žagar am Gymn. in Marburg, Dr. Karl Zimmert an der II. deutschen Realsch. in Prag, Josef Životsky an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, der Prof. am Gymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke Rudolf Knesek, der Religionsprof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Franz Kalny, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Zdenko Franta, der Prof. am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke Karl Aust.

In die VIII. Rangsklasse wurden befördert: Die Proff. an der Realsch. in Zwittau Alexius Antoni, Ferdinand Schnirch und Anton Mudrak; die Proff. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Johann Minks, Ignaz Hošek, Georg Malovaný, Anton

Stržínek, Anton Janda, Johann Melichar, Johann Matoušek, Anton Zámorsky, Vladimir Drbal, Wenzel Pajer und Josef Valenta; der Prof. am Reform-Realgymn. in Bozen Dr. Franz Tumler, der Prof. an der Handelsakademie in Graz Franz Zenker, der Prof. am Gymn. in Podgórze Dr. Johann Jarosz, der Turnlehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Adolf Nagel.

In die IX. Rangsklasse wurden befördert: Der Adjunkt des Gradmessungsbureaus in Wien Dr. Friedrich Hopfner ad personam, der Lehrer der Vorbereitungsklasse am III. Gymn. in Czernowitz Isidor Dolinschi, der evangel. Religionslehrer an der Realsch. in Neustadtl Senior und Pfarrer Josef Dobeš.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. an der II. böhm. Realsch. in Pilsen Dr. Vinzenz Farek und des Prof. am II. böhm. Gymn. in Brünn Hubert Doležil wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Den Stern zum Komturkreuz des Franz Joseph-Ordens: Der Landesschulinspektor in Lemberg Hofrat Dr. Johann Franke aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand, der mit dem Titel und Charakter eines Hofrates bekleidete Landesschulinspektor Dr. Karl Stejskal in Prag aus Anlaß seiner erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhestand.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse taxfrei: Der im Ministerium für Kultus und Unterricht in zeitweiliger Dienstesverwendung stehende Landesschulinspektor Klemens Ottel, der Landesschulinspektor in Linz Dr. Franz Rimmer, der emerit. Direktor des Gymn. in Trient Artur Tilgner, der Direktor der I. deutschen Realsch. in Brünn Regierungsrat Karl Žaar anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der im Unterrichtsministerium in Dienstesverwendung stehende Landesschulinspektor Regierungsrat Anton Setunský und der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Regierungsrat Wenzel Starý.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: Der Prof. am Gymn. in Trient Adolf Cetto, der Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Ernst Ebenhöch, der Prof. am Realgymn. in Graz Schulrat Alois Siess, der Religionsprof. am I. Gymn. in Laibach Ehrendomherr Dr. Johann Svetina anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Wotke, der Prof. an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebeyirke Dr. Emanuel Witlaczil.

Den Titel und Charakter eines Hofrates: Die Landesschulinspektoren Johann Matijów und Anton Stefanowicz in Lemberg.

Den Titel eines Regierungsrates: Der Direktor des Gymn. in Linz Dr. Franz Thalmayr, der em. Direktor der vormaligen Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Ferdinand Geissler, der Direktor des Realgymn. in Pola Josef Vettach, der Direktor des Gymn. in Triest Josef Hückl, der Direktor des III. Gymn. in Krakau Schulrat Thomas Sołtysik, der Prof. am III. Gymn. in Krakau Demeter Czechowski, der Direktor des I. Gymn. in Czernowitz Karl Wolf, der Direktor der Realsch. in Troppau Schulrat Wladimir Demel aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des II. böhm. Gymn. in Brünn Thomas Šilený, der Direktor des Realgymn. in Freiberg Jaroslaus Simonides, der Direktor der Realsch. in Proßnitz Karl Beneš, der Direktor des Gymn.

mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Stanislaus Schüller, der Direktor der Realsch. in Neutitschein Theodor Pulitzer, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Schulrat Josef Škoda anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Dr. Franz Spengler, der Direktor der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Adolf Pokorny, der Direktor der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke Hugo Lanner, der Direktor der Franz Joseph-Realsch. im XX Wiener Gemeindebezirke Franz Tengler, der Direktor des Kaiser Franz Joseph-Landes-Real- und Obergymn. in Baden Ernst Zeiner und der Direktor des niederösterr. Landes-Real- und Obergymn. in Klosterneuburg Stephan Blumauer.

Den Titel eines Schulrates: Der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Emil Hadina; anläßlich ihres Übertrittes in den bleibenden Ruhestand taxfrei: der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge Josef Bureš, der Prof. am Gymn. in Triest Robert Drexl, der Prof. am Gymn. in Cilli Karl Duffek, der Prof. am Gymn. in Kolin Dr. Ignaz Kadlec, der Prof. am Gymn. in Prachatitz Edmund Kaltofen, der Prof. an der I. deutschen Realsch. in Brünn Franz Katzer, der Prof. am Realgymn. in Raudnitz Vladimir Kobliska, der Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Thomas Pavlu, der Prof. am Gymn. in Leoben Adolf Schmelzer, der Prof. am Realgymn. in Chrudim Ernst Skřivan, der Religionsprof. am Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) Franz Vacek; ferner die Professoren: Dr. Julius Baudisch an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Albert Fürst am Stifts-Gymn. in Melk, Dr. Karl Kunst am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, Josef Meisel am Maximilian-Gymn. in Wien, Franz Müller am Gymn. in Krems, August Plappert am Stifts-Gymn. in Seitenstetten, Johann Reidinger an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Robert Schewczik am Gymn. in Wiener-Neustadt, Martin Watzger an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Widter an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Hugo Fulda, der Prof. an der niederösterr. Landes-Oberrealsch. in Waidhofen a. d. Ybbs Josef Forsthuber, der Bezirksschulinspektor in Gmunden Prof. Anton Weiß, der Stadtschulinspektor in Graz Prof. Dr. Robert Frettensattel, der pens. Bezirksschulinspektor in Jasło Johann Ciejka, der Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Franz Hylák, der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Rudolf Ruby, der Prof. an der I. deutschen Realsch. in Brünn Alois Machatschek.

Den Titel eines Professors: Der Religionslehrer am griech.-orient. Mädchenlyzeum in Czernowitz Johann v. Sevescul, die defin. Lehrerin am öffentl. Mädchenlyzeum der Eugenie Schwarzwald in Wien Josefine Weissel.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Franz Nejezchleba, Religionsprof. in Olmütz, 47 J. alt; Johann Štěpán, Gymnasialdirektor (Dl G) in Trebitsch, 56 J. alt; Karl Veselý, Gymnasialprof. (H) in Trebitsch, 34 J. alt; Johann Gsell,

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Realschulprof. (Ch m nl) in Bruck a. d. Mur, 34 J. alt; Franz Debald, k. k. Prof. i. R., 58 J. alt; Vinzenz Hammerle, Religionsprof. i. R. in Wien, 69 J. alt; Dr. Eduard Štolovský, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 58 J. alt; Hilarion Hołubowicz, Realschuldirektor in Śniatyn, 59 J. alt; Hugo Paleček, Gymnasialprof. (DB lg) in Pisek, 57 J. alt; Franz Vítek, Gymnasialprof. (LGB) in Časlau, 50 J. alt; Dr. Karl Frauscher, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Klagenfurt, 62 J. alt; Schulrat Wenzel Howorka, Gymnasialprof. i. R. (Ng m nl) in Kaaden, 63 J. alt; Schulrat Josef Hofer, Gymnasialdirektor i. R. in Bozen, 72 J. alt; Dr. Franz Tumler, Prof. am Reform-Gymn. (LG) in Bozen, 35 J. alt; Regierungsrat Julius Wallner, Gymnasialdirektor (Hd) i. R. in Brünn, 62 J. alt; Regierungsrat Alexander Lamberger, Realschuldirektor i. R., 81 J. alt; Anton Heinrich Grünwald, Gymnasialprof. (LGd) in Wien, 49 J. alt; Dr. Erwin Korkisch, Gymnasialprof. (LGd) in Wien, 34 J. alt; Johann Chval, Gymnasialprof. (Ph l G) in Pilsen, 55 J. alt.

Mitteilung.

Die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hat beschlossen, das heuer zum zweiten Male im Betrage von 1200 Kronen zur Verteilung kommende Stipendium der

Bonitz-Stiftung,

deren Zweck es ist, „jungen Forschern auf den Gebieten der klassischen Philologie oder der Philosophie Mittel zu ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung zu gewähren", dem

Dr. Josef Kroll in Hagen in Westfalen

für sein Buch 'Die Lehre des Hermes Trismegistos' zuzuerkennen.

Dieser Beschluß wird, gemäß den Bestimmungen des § 10 des Stiftsbriefes der Bonitz-Stiftung, am heutigen Tage veröffentlicht.

Wien, am 25. Juli 1914.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der Lyriker Millevoye.

(Ein Literaturbild aus der Glanzzeit Napoleons.)

(Schluß.)

3. Der Elegien I. Buch.

An der Spitze des ersten Buches der Elegien steht in allen Ausgaben „*La chute des feuilles*". Nach Ledieu [1]) ist es „*la perle des élégies*", die allein seinen Namen vor der Vergessenheit bewahren müßte. Nach Jullien ist sie in Bezug auf Tonfall und Ausdruck gleich vollendet. Und wirklich, das Gedicht gefällt uns; denn hier sind die plastisch gearbeiteten Details der Rahmenidee gut untergeordnet. Der Dichter verhüllt diesmal mit großer Kunstfertigkeit die Elemente der Elegie. Ein Naturgefühl erfüllt das Gedicht, wie man es dem Stubenhocker Millevoye nimmer zumutet. Und dennoch ist der berechnende Geist des Dichters bald enthüllt. In seiner Vorrede über die Elegie sagt er [2]): „*Si le personnage y prend la place du poète, la forme en est plus dramatique*". Den dramatischen Effekt erreicht Millevoye in seiner vielgerühmten Elegie dadurch, daß er einen schwindsüchtigen Jüngling sprechen läßt, während er langsam und unsicheren Schrittes den herbstlichen Wald durchquert, auf dessen Boden sich bereits die gefallenen gelben Blätter häufen. Der Jüngling wiederholt die Todesbotschaft des Orakels von Epidaurus, das er befragt hatte. Schicksalsklagen schließen sich an. Mit großer Beredsamkeit spricht er von seiner Verzweiflung. — Besonders zwei dramatische Bilder halten uns in der Elegie auf. Die Geliebte kommt zum Grabe, um den Geist des Toten durch ein leises Geräusch zu wecken. Ein Hirt durchwandelt in gemessener Bewegung ganz allein die Stätte der Trauer. — Untrüglich setzt sich das ganze aus leicht ablösbaren

---

[1]) Ledieu, S. 63.
[2]) Millevoye, *Oeuvres compl.*, S. 45, 47.

Elementen zusammen, wenn auch der Dichter die Einheit des Ortes recht gut, jene der Handlung einigermaßen zu wahren wußte. Zu viele rednerische Ausdrücke finden sich im Gedichte. Zuviel Deklamatorisches. Der Mißbrauch der Ansprachen, die vielen abstrakten Ausdrücke mißfallen uns. Er nennt die Dinge nicht beim Namen „*La silence du mausolée*". — Das Motiv des Gedichtes läßt sich bei Ossian nachweisen. Daß die Geliebte in ihrer Verzweiflung zum Grabe des Geliebten kommt, um dort am Abend zu weinen und den Schatten durch ein leises Geräusch einen Augenblick zu erwecken, ist echt Ossianisch [1]). Besonders auf das Ende des Gedichtes, dessen Motiv so selbständig erscheint, hat Ossian eingewirkt [2]). Der zum Tode verwundete „Fillan" endet bei Ossian folgendermaßen seinen Schwanengesang: „*Et puisse le chasseur sur elle (epée d'Oscar) attachant son regard dire morne et pensif. Voilà le fer d'Oscar*". Millevoye verwendet in dem Schlußbild vom Hirten noch mehr Pomp. — Die elegische Herbststimmung finden wir sowohl bei Fontane als auch bei Légouvé in ähnlicher Verwendung. Die Melancholie der fallenden Blätter war nichts Neues in der damaligen französischen Literatur. In Fontanes' „*La chatreuse de Paris*" (1783) [3]) heißt es:

„Oh comme avec plaisir la reveuse douleur,
Le soir foule à pas lents ces vallons sans couleur
Cherche les bois jaunis et se plaît au murmure
Du vent qui fait tomber leur dernière verdure".

Bei Légouvé finden wir in derselben Stimmung deutlichere Beziehungen zum menschlichen Leben [4]):

„... l'automne, heureux soir de l'année,
Nous attache au déclin de sa beauté fanée.
Quand la feuille jaunit et tombe en tourbillons,
Quand se flétrit des prés la grâce fugitive,
Le mortel recueillé d'une vue attentive
Suit cette décadence où se couvrant de deuil
La nature à pas lents marche vers le cercueil;
L'automne est souffrant, il se plaît avec lui".

Der deskriptive Dichter beendet seinen melancholischen Spaziergang natürlich auf dem Friedhof. — In einem ebenfalls noch im beschreibenden Stil gehaltenen, in die Ausgaben **nicht** aufgenommenen Gedichte [5]) „*Nathos et Zulma*" entdecken wir ganz augenfällige Beziehungen zu den zitierten Stellen von Fontane und Légouvé. „*Déja l'été brûlant*" — heißt es in dem von der Kritik völlig übersehenem Gedichte Millevoyes —

---

[1]) Baour Lormian, *Oeuvres d'Ossian;* poèmes Galliques Acad. en Franç. Paris 1802 (Bataille de Temora), S. 212.
[2]) Ebenda S. 165.
[3]) Potez, S. 165.
[4]) Ebenda S. 346.
[5]) Décade t. 1804, S. 565.

„... *fuyait devant l'automne,*
La nature étalait sa beauté monotone.
La feuille jaunissante au gré de l'aquilon
Roulait à flots bruyants dans le creux du vallon.
Et de longs souvenirs l'âme encore oppressée
Je marchais au hasard seul avec ma pensée.
Soudain s'offre à mes yeux un modeste tombeau,
L'éclat mourant du jour, le vallon, le ruisseau,
Le pâle peuplier qui dans l'air
Comme un fantôme errant tristement se balance,
Tout émeut, tout inspire un doux saisissement,
Tout annonce à mon coeur la tombe d'un amant".

Dieses Gedicht Millevoyes leitet untrüglich zu seinem „Blätterfall“ hinüber. Es enthält bereits alle Elemente („*touche d'un amant*“) der späteren Elegie. Die beschreibenden Elemente wurden zurückgedrängt, die dramatischen kamen in den Vordergrund. So verlangten es seine neuen stilistischen Überzeugungen. Geschickterweise hat Millevoye diese bisher völlig unbekannte Vorstufe seiner gerühmten Elegie nicht in seinem Werke aufgenommen. — Zu den besten Elegien Millevoyes zählte man [1]) ferner: „*La demeure abandonnée*“, „*La promesse*“, „*Le bois détruit*“, „*Le poète mourant*“ und „*Le souvenir*“. Nach Ponyerville „*elles n'eurent de modèle que la nature*“. „*Le poète y dédaignant les froids ornements de la langoureuse élégie nous y enivre de ses propres inspirations*“.

„*La demeure abandonnée*“ ist nach dem Rezepte Garats geschrieben. Die Komposition ist raffiniert:

„*Elle est partie! hélas! peut être sans retour!*
Elle est partie et mon amour
Redemande en vain sa présance.
Lieux qu'elle embellisait j'irai du moins vous voir“.

Jetzt folgt eine kleinliche Beschreibung der verlassenen Wohnung, welche der verliebte Dichter besucht:

„*La clé mystérieuse ä tourné sous ma main,*
J'ouvre, je m'arrête, j'écoute“.

Wie plastisch der Liebhaber bei seinem nichtssagenden Tun hervorgehoben wird! Einige Details sind besser:

„*Tout est paisible sous la voûte*
De ce séjour abandonné,
De tout ce qu'elle amait je reste environné“.

Millevoye sieht „*la harpe, qui ne redit plus les doux chants des amours*“. Bisweilen versteht es der Dichter in recht anmutiger Weise die Gestalt der Geliebten in seine Beschreibung zu verweben. Aber schließlich verfällt er dennoch dem Geschmacke der Zeit. In grauenvoller Schwere liegt schließlich das Mädchen auf dem „*divan étoilé d'or*“; die Flammen einer Fackel bescheinen sie, während ihre Hand „*traça dans un dernier billet ses adieux*“.

---

[1]) Ledieu, S. 63. Ponyerville, S. XV.

In vielen Teilen ist das Gedicht unselbständig. Bei Saint Lambert, dessen einzige Elegie Millevoye um so mehr auffallen mußte, als er die Entwicklung der Gattung in der Literatur eifrig studiert hatte (vgl. die Ausführungen Millevoyes in dem Aufsatze über die Elegie!), begrüßt der vom Feldzuge zurückkehrende Ritter die verlassene Wohnung der Geliebten:

„*Enfin je vais revoir ce tranquille cabinet, ou l'amour avait choisi leur asile.*
Je verrai ce sopha placé sous ce trumeau
Qui de mille baisers répétait l'image ...“

Auch Parny[1]) und Bertin[2]) haben mit ähnlichen dichterischen Wirkungen gespielt.

„*La promesse*“ steht stilistisch ganz unter dem Einflusse Garats. Der Dichter will die Gefühle eines (Geliebten) Liebenden schildern, der von seinem Mädchen Abschied nimmt. Die dramatische „*remplissage*“ ist hier auf die Spitze getrieben. Ein Dialog, ja ein Trilog spielt sich vor den Augen des Lesers ab. Nur ganz äußerlich wird die Einheit der Komposition in dieser Elegie aufrecht erhalten. Überall werden Detailbilder sorgsam herausgehoben. Malerische „Haltungen“ in Menge! Das Mädchen und ihr Geliebter sprechen über die Abreise. Unabhängig von ihnen mischen sich andere Personen in den Gedankenkreis des Paares hinein. Diese sprechen über die Gefahren des Meeres. Sie entwerfen ihrerseits wieder recht blendende Bilder. Wir bewundern mit ihnen das Schiff „*éclatant navire, sa poupe et ses mâts de fleurs ornés*“. Uns faßt die Angst um den Reisenden, der den Räubern des fernen Gebirgswaldes entgangen ist und vielleicht ein Opfer der Wüste wird. Die Epitheta, die dabei der Dichter für seine blinkenden Bilder braucht, sind meistens Gemeinplätze der Poésie impériale (*coursier vagabond!*). Das Gedicht ist überhaupt nichts anderes als eine Übertragung von Bertins lyrischer Elegie XVIII in den imperialistischen Stil:

„*Il faut m'exiler de tes bras.*
Il faut quitter ce doux rivage.
Il faut laisser tout mon bonheur
Et n'emporter que son image“.

Der Liebende Millevoyes nimmt gleichfalls „*l'image de sa belle*“ in die Ferne:

„*... et verra*
L'étoile du bonheur rayonner sur son front“.

„*Le bois detruit*“ ist eine mehr betrachtende Elegie. Sie ist nach meiner Ansicht besser gelungen als seine anderen Gedichte:

---

1) Parny, *Le cabinet de toilette.*
2) Bertin, *L'élégie V.* Saint Lambert, *Oeuvres de l'académie franç.* Paris 1823, Ménard; I 252.

„Nymphes, pleurez! pleurez! l'antique bois de son enceinte a perdu le mystère.
Pleurez, Amours! le chêne solitaire
Vous a voilés pour la dernière fois!

Nach diesem stimmungsvollen Ausruf erzählt der Dichter einiges aus seinen Erinnerungen an den Wald. Er höre nicht mehr

„... sous les vertes allées
Des passeraux les joyeuses volées“.
„Est il aussi des prosuits parmi vous?“

Eine solche kurze und einfache Verbindung von Naturgefühl und persönlichem Erleben wird man bei Millevoye selten belegen können. Gleichwohl kann er sich aber von der falschen Technik der abgerissenen Haltungen nicht völlig lossagen. Er muß auch ein Mädchen einführen, die, so kalt sie uns läßt, in diesem Walde den Geliebten sucht, ihn nicht erblickt, *„se tait, soupire et passe“*. — Im zweiten Teile gewinnt aber diese Elegie nichtsdestoweniger den Ton einer Hymne. Wuchtig wehrt sich der Naturfreund gegen die Verstümmelung des Waldes:

„Il est un dieu qui préside aux campagnes,
Dieu des coteaux, des bois et des vergers“.

Dann wieder besingt er die Flur, die Gottes Odem beschützt hat:

„Il veille au loin,
Familles des oiseaux,
Il recommande aux brises du bocage
De balancer vos paisibles berceaux.
Il ne veut pas que le froid aquilon
Avant le temps jaunisse les faugères.
Il ne veut pas que les lis du vallon
Tombent fouler sous le pied des bergers“.

Selbständig ist natürlich dieses Gedicht mit seinen zahlreichen Konzessionen an den Zeitgeschmack ebenfalls nicht. Wir begegnen den Motiven des Gedichtes bereits bei Ronsard, aber auch bei Bertin, bei Gilbert und bei Légouvé [1]). Der rednerische Anfang der Elegie weist auf ähnliche Eingänge bei André Chénier hin. — Ein Modeprodukt ist die von der französischen Kritik vielgerühmte Elegie *„Le poète mourant“*. Millevoye, der angebliche Hölty Frankreichs, verdankt seinen „Schwanengesang“ einer Anregung Victorin Fabres. Fabre, der seine zahlreichen Elegien weder veröffentlicht noch auch seinen Freunden vorgelesen hatte, machte nach Sabattier mit Millevoye eine Ausnahme, dem er eine Elegie vorlas. Es war *„ma dernière élégie“* [2]). Außerdem beeinflußte ihn wohl direkt die Abschiedselegie André Chéniers an die Gebrüder Pange. Bei Fabre heißt es:

[1]) Bertin, *Poésies*, Paris 1879, Quantin, élég. IV. Gilbert, *Poésies diverses*, Paris 1882, Quantin. Légouvé, *Le mérite des femmes, suivi de la mélancolie, des souvenires et de la sépulture*, Paris 1838, Masson, S. 333.
[2]) V. Fabre, *Oeuvres*, S. 39.

„*Je meurs, avant le soir j'ai fini ma journée*
A peine ouverte au jour ma rose s'est fanée.

Millevoye läßt das Leben seines sterbenden Dichters mit ähnlichen Gedanken verklingen:

„*La fleur de ma vie est fanée*
Il fut rapide mon destin.
De mon orageuse journée
Le soir toucha presque au matin“.

Wiederum sucht Millevoye das malerisch-prunkvolle Element in seine Elegie zu bringen. Die treue Lampe muß mit immer schwächer werdendem Schein die Klage des Dichters begleiten. Ihr Erlöschen kündigt seinen Tod an. Das Lampenmotiv hatte bereits A. Chénier in einer eigenen Elegie „*La lampe*“ verwendet. Er hatte allerdings das Erlöschen der Lampe mit dem Erlöschen der Liebe verbunden [1]):

„*Près de son lit c'est moi qui fis veiller tes feux*
Pour garder mes amours, pour éclairer mes yeux...“
„*Poète malheureux de quoi m'accuse-tu?*
Pour te la conserver j'ai fait ce que j'ai pu“.

Millevoye hat dies Lampenmotiv in eine traurigere Umgebung überpflanzt. Ein solches Vorgehen, aus Elementen zweier Gedichte zweier verschiedener Verfasser eine Elegie zu schmieden, ist natürlich ganz unlyrisch. Dabei enthält Millevoyes „sterbender Dichter“ eine Menge rein oratorischer Effekte: Anreden, gesuchte Vergleiche, Ausrufe u. dgl.

Ebenso unecht ist die Elegie „*Le souvenir*“. Auch diese Elegie hat den Anschein des Erlebten. Ein Schwindsüchtiger melkt im Park von Vincennes eine Ziege. Er will

„*Répondre trop tard dans son sein deséché*
Les doux trésors de sa mamelle“.

Aber wozu dient wiederum eine Reihe rein epischer Motive? Ist es notwendig, in ein Gedicht, das der Schwermut des Schwindsüchtigen Ausdruck geben soll, die Gestalt des heiligen Ludwig einzuführen, der im *bois de Vincennes* unter dem Schatten einer alten Eiche Recht zu sprechen pflegte? Der kranke Dichter trifft im Walde ein Mädchen und eine Ziege. Diese Gruppe weist auf die oben geschilderte pastorale Dichtung hin. Millevoye hat in seinem „*Souvenir*“ offenbar mit Hilfe des *poitrinaire*-Motives eine oft bearbeitete Schäferszene ins Elegische übersetzt. Die „*regrets d'un infidèle*“ begleiten ein Gedicht der Madame Dufrenoy [2]). Das Gedicht „*L'anniversaire*“ [3]), worin Millevoye auf den Tod seines Vaters zurückkommt, möchte ich als Seitenstück zu seinem „*amour maternel*“ auffassen.

---

[1]) *Poésies d'André Chénier* p. p. De Latouche, Paris 1875, S. 142.
[2]) Dufrénoy, *Oeuvres*, prém. él. d. troisième livre: „*La douleur*“.
[3]) M. A. 1805.

4. Der Elegien II. Buch. Der Einfluß A. Chéniers.

Im zweiten Buch seiner Elegien befaßt sich der Dichter fast ausschließlich mit antiken Stoffen. Seine Hauptstütze ist in diesen Elegien der unglückliche Revolutionsdichter André Chénier. Millevoye besingt „*Le combat d'Homère et d'Hésiode*", „*Une jeune épouse grécque*", „*Les adieux d'Hélène*", „*Le départ d'Eschyle*", „*La Néréide*", „*Les derniers moments de Virgile*", „*Le bûcher de la lyre*". Einen Fortschritt innerer Entwicklung zeigen diese Elegien nicht. Auch die Stoffwahl ist kein Verdienst des Dichters. Erstens bleibt ihm der wahre Geist der antiken Schönheit vollständig verborgen. Zweitens gab es neben ihm Hunderte, welche dasselbe Verhältnis zur Antike einnahmen. Man pflegte eben wieder zu den Klassikern zu greifen. In der Zeit, wo man sich in dem eben gegründeten Museum des Louvre um den neuen, marmorenen Olymp drängte, entstanden auch Übersetzungen in Menge. — Millevoye schöpfte aus den antiken Stoffen die Materie zu sehr mittelmäßigen Elegien. Sie waren um so mittelmäßiger, da er die Motive zumeist aus zweiter Hand übernahm. Er nahm sich dabei die unerhörte Freiheit heraus, die Antike in sehr grotesker Weise mit der Stilrichtung und dem Geschmacke seiner Zeit zu verbinden. — Es wird angebracht sein, seine Entgleisungen zunächst auf dem Gebiete der Übersetzungen [1]) zu zeigen. Selbst in dem naiven Hirtengedicht Tityrus finden wir seinen pompösen Stil eingeschmuggelt. „*Libertas, quae sera tamen respexit inertem, Candidior postquam tondenti barba cadebat*". Millevoye verfehlt durchaus den Ton des Originals, wenn er die Worte, welche Tityrus an seinen Gefährten Meliboeus richtet, folgendermaßen übersetzt:

> „*Ma barbe allait blanchir sous les places de l'âge,*
> *Lorsque la liberté ranima mon courage*".

Er hätte von Tissot lernen können, der einige Jahre vor ihm (1800) die Stelle der Manier von Voß vergleichbar unendlich zartfühlender übersetzt hatte: „*Elle vint un peu tard regarder ma faiblesse, quand mon front blanchissant m'annoncait la veilleisse*". Für ein Wort des Originals wendet Millevoye oft einen Schwall rednerischer Phrasen an. Das einfache „*deus*" im Munde eines Hirten gibt er wieder mit „*ce dieu, si grand, si réveré!*" Die Stelle: „*Quae fuit Romam tibi causa videndi?*" übersetzt Tissot wortgetreu „*Que cherchais tu dans Rome?*" Millevoye umschreibt: „*Quel objet si puissant, Quel desir te guidait vers la grande cité?*" Das Wort „*tener agnus*" erscheint bei Tissot als „*Le sang d'un tendre agneau*", Millevoye versteigt sich zu einer „*l'honneur de mon troupeau*". — Die Übersetzungen der bukolischen Gedichte Vergils verheißen uns nichts Gutes für die Elegien des zweiten

---

[1]) Millevoye, *Oeuvres compl.* II. Traduction: *Les bucoliques, Chants traduits de l'Iliade, Dialogues de Lucien.*

Buches. In der Tat, sie sind durchaus das Werk eines Alexandriners. Vor allem deshalb, weil Millevoye seine antiken Stoffe aus zweiter Hand übernommen hat. Sein Gewährsmann war André Chénier, dessen Einfluß auf Millevoye ganz bedeutend ist. Man muß wissen, daß André Chénier zeit seines Lebens nichts veröffentlicht hat. Nach seiner Hinrichtung gingen seine Handschriften in den Besitz seines Bruders über, welcher dem engeren Freundeskreise Millevoyes angehörte[1]). Labitte, ein ehemaliger Schüler des Lyzeums zu Abbeville[2]), teilt uns mit, daß M. J. Chénier die Manuskripte seines Bruders seiner Geliebten, einer Madame de Lesparda, zur Verfügung gestellt habe, einer Schönheit, die auch Millevoye besungen habe und die dafür dem Dichter aus Abbeville auf längere Zeit die ihr anvertrauten Handschriften geliehen habe. Der Kritiker Becq. de Fouquières bestätigt uns diese Nachricht[3]). Allerdings beschränkt sich dieser Gelehrte darauf anzugeben, daß Millevoye die Handschriften von einem Ende bis zum anderen gelesen habe. — A. Chénier hätte unserem Dichter ein gutes Vorbild sein können; denn er war durchaus lyrisch veranlagt. Zum mindesten oblag er der allgemeinen Gedanken- und Gefühlslyrik. Von den Fehlern und Mängeln seiner Zeit haften nur wenige ihm an. Aber sie machen sich gerade bei den Gedichten aus dem Milieu des Altertums bemerkbar. Hier zeigte sich ebenfalls der unheilvolle Einfluß seines Freundes David. Ihm hatte er die zwanzig Gedichte seines „*Jeu de paume*" gewidmet. Er glaubte, daß[4]) „*la patrie à son art indiquant nos beaux jours confirme (ses) antiques discours*". Als Schüler Davids begeisterte er sich vor allem für einen recht plastischen Stil. Schöne Gesten, schöne Stellungen gibt es auch bei ihm in Hülle und Fülle. Besonders die „Fragmente" Chéniers mußten in dieser Beziehung Millevoye bei der Durchsicht der Handschriften gefallen. In dem geplanten Gedicht „Hermes" finden wir die Anmerkung: „*Il faut magnifiquement représenter la terre*" [5]). In dem Entwurf zu einer Meeresidylle hält er ausdrücklich darauf, *à nommer tous les dieux par leurs noms et surnoms*". Das vermochte Millevoye in seiner Manie, Anreden zu gebrauchen, nur zu bestärken. Er findet in Chénier ein passendes Vorbild und ohne sich im geringsten im Studium des Altertums zu vertiefen, wie es vor kurzem in Deutschland Schiller und Goethe getan hatten, plündert er die unveröffentlichten Arbeiten Chéniers, wovon Lédieu kein Wort zu berichten weiß[6]). Bei der Besprechung des zweiten Buches der Elegien versteigt sich der bisher allgemein anerkannte Gewährsmann zur Behauptung, die Elegien seien „*inspirations suaves du*

---

1) Lédieu, S. 95.
2) *Revue des deux mondes* 1844, S. 301.
3) Becq. de Fouquières, *Oeuvres d'André Chénier*, Paris 1872, S. LVI.
4) A. Chénier, *Poésies*, Latouche, S. XXXI.
5) Ebenda S. 173.
6) Ledieu, S. 95.

génie grecque", *„des morceaux achevés"* [1]). Die antiken Elegien Millevoyes *„rivalisent avec les chants les plus purs d'André Chénier"*. — Ein Blick auf die Elegie *„Homère mendiant"* wird diese Vorurteile sogleich aus der Welt schaffen. Das Gedicht ist nichts anderes als eine Kombination von Chéniers *„L'aveugle"* und *„Le mendiant"*. Das Theatralische an dem Gedicht Millevoyes erreicht seinen Höhepunkt in dem Fluche des Sängers. Homer tritt als armer und kranker Greis auf. Lycus, der Typus des hartherzigen Geizhalses verweigert ihm die Gastfreundschaft. Dem Kind, *„l'appui de la misère"*, fehlen alle Merkmale der Jugendfrische. Auf der Rückkehr nach seinem Vaterland grüßt der erblindete Homer Cumae. Nachdem er ohne Erfolg bei Lycus seine Kunst zum Besten gegeben hat, erfolgt die Verfluchung des dichterfeindlichen Fürsten. Der „letzte" Gesang Homers an den Ufern des Meeres und seine Apotheose sind nur der „Pose" halber da. Die Beredsamkeit Homers geht nur zu sehr über jene eines Todverfallenen hinaus. Homer spricht so, wie nie ein geplagter Greis sprechen würde. Am besten ist noch der Fluch des Sängers ausgefallen, der vielleicht zu Uhland hinüberführt:

„Que mes maux, ô Lycus retombent sur ta tête!
Puissent les immortels, justement irrités,
Borner enfin le cours de tes prosperités,
Puisse ta dernière heure amener à ta porte
D'heritiers (Horace!) à l'oeil sec une avide cohorte,
Qui dévotant tes biens semble te reprocher
L'obole que la mort paie au fatal nocher!
Toi ville sans pitié, sourde aux chants du poète
Que pour tes murs ingrats la lyre soit muette!
Et que même un jour la sevère Junon
Abandonne à l'oubli ta poursière sans nom".

Der altersschwache Dichter, den ein Kind führen muß, bringt merkwürdigerweise die größten Rednerleistungen zustande. Allerdings ist die Apotheose inhaltlich und dichterisch sehr schwach. Millevoye bringt eine ganze Reihe antiker Namen an den Mann, indem er den armen Dichtergreis in seinen Erinnerungen schwelgen läßt. Der vielen Formeln wie *„o! o! o!"*, *„Je ne verrai plus"*, *„ni-ni-ni"*, *„Je ne chanterai plus"* werden wir nur zu bald überdrüssig. Übrigens wissen wir, wie beliebt in der damaligen Literatur *„les derniers chants"* [2]) waren. Das Kind, das nach der Apotheose Homers allein am Strande zurückbleibt, erinnert in seiner Haltung etwa an das Schlußbild der Elegie *„Chute des feuilles"*. Millevoye kann sich natürlich nicht enthalten, das Kind nach seiner Mutter rufen zu lassen. Das ist wohl ein augenfälliges Zugeständnis an den herrschenden Geschmack. — Millevoye hat in dieser Elegie zwei Gedichte Chéniers verschmolzen. *„L'aveugle"*

---

[1]) Ebenda S. 175.
[2]) Légouvé, S. 138.

brachte ihm das Motiv des fluchenden Sängers, „*Le Mendiant*“ gab ihm kostbare Winke für die Behandlung des Ortes und der Komposition.

Bei Chénier gehört der Fluch des Sängers der Vergangenheit an. Der erblindete Sänger Homer erzählt einem Kinde sein Abenteuer. Kaufleute aus Cymae hätten ihn ans Ufer gesetzt, da er ihnen die Überfahrt nicht habe bezahlen können. Auch seine Lieder hätten daran nichts ändern können. Und jetzt spricht er zum Kinde:

„*Du rossignol la voix pur et legère*
N'a jamais apaisé le vautour sanguinaire.
Et les riches, grossiers, avares, insolents
N'ont pas une âme ouverte à sentir les talents ...
Cyme puisque tes fils dédaignent Mnémosyne,
Puisqu'ils on fait outrage à la muse divine.
Que leur vie et leur mort s'éteignent dans l'oubli.
Que ton nom dans la nuit demeure enseveli“.

Bei seiner Vorliebe zu dramatischen Wirkungen drängt Millevoye die Person Homers in den Vordergrund und verzichtet auf alle episch-idyllischen Züge Chéniers. Millevoye stellt Homer in den Mittelpunkt einer durchaus einheitlichen Handlung. Bei ihm tritt Homer in das sängerfeindliche Haus eines Reichen, namens Lycus, Königs von Cumae. Der Herrscher hält gerade ein üppiges Gastmahl ab. — Diese Szene entspricht vollkommen einer Darstellung in Chéniers Gedichte „*Le mendiant*“, dessen eine Hauptgestalt Lycus ebenfalls bei einem Mahle schwelgt, als der Bettler eintritt. Homer tritt furchtsam in das Haus des Fürsten: „*Il atteste du foyer les Lares protecteurs*“. Auch Chéniers Bettler sucht den Altar:

„*Il court vers le foyer,*
Il embrasse l'autel“.

Bei dem Idyllendichter Chénier wird der Bettler freundlich aufgenommen, während Millevoye Gestalten braucht, über die er klagen und jammern kann. Millevoyes „*Homère mendiant*“ steht übrigens auch unter dem Einfluß Ossians. Das Kind in seinem stummen, feierlichen Auftreten gleicht Malvina, dem Begleiter des schottischen Barden Oscar[1]).

Weniger schartig und kulturhistorisch interessant ist die Elegie „*La jeune épouse*“. Potez[2]) erzählt uns, daß es im damaligen Frankreich viele Bräute gab, welche vor ihrer Hochzeit zum Zeichen ihrer traurigen Stimmung einen weißen Schleier anlegten. Dichterisch hat Madame Babois die Stimmung der damaligen Jungfrauen ausgedrückt[3]):

---

[1]) Baour Lormian, S. 78.
[2]) Potez, S. 245 und 246.
[3]) Babois, *Élégies maternelles* II 42, 200.

„Dans ce jour d'épouvante on fuit, on est tremblante et puis enfin on commence à s'y faire
Et l'on est moins sevère le lendemain".

Millevoye zaubert aus diesen gewiß vorhanden gewesenen, aber doch kleinlichen Stimmungen und Motiven seine pomphafte und leere Elegie hervor. — Naïs sitzt beim Hochzeitsmahle. Ihr Blick haftet auf dem Schauspiel der untergehenden Sonne. Trauer erfaßt sie bei dem Gedanken, das Elternhaus verlassen zu müssen. Dann verschwindet sie im Wald, um der Göttin der Jungfräulichkeit *„le voile virginal"* zu opfern. Zu dieser Opferszene dürfte ihn auch die Lektüre Barthélemys angeregt haben [1]), dessen Werk ganz Frankreich mit antiquarischen Kenntnissen versorgt hatte. Worauf es dem Dichter wieder nur angekommen sein mag, erkennen wir aus einer Note zu seinem *„Nathos et Zulma"*. Dort heißt es von dem Vater, der das junge Paar segnet: *„imposant et vénerable usage"* [2]). Und wirklich steht auch die Jungfrau in feierlichster Haltung vor dem Altar:

„Les yeux baissés elle arrive en silence
La tige d'un beau lis dans sa main balance".

Der Dichter hält ihr Bild in dem Augenblicke fest, wo sie einen zärtlichen und mit Trauer erfüllten Kuß auf den Altarstein drückt. In voller Plastik hebt sich das Bild der Jungfrau aus ihrer Umgebung ab. In Chéniers *„La jeune Tarentine"* vermissen die Hochzeitsgäste, die gleichfalls beim Mahle versammelt sind, die Braut. — Bei Chénier ist der inhaltliche Verlauf der Erzählung freilich anders. Bei ihm fällt die Braut einem Unglücksfall zum Opfer. Aber in den ersten Akkorden seiner Elegie hat Millevoye ohne Zweifel Chénier nachgeahmt, bezw. geplündert:

„Vierges, filles des mers, jeunes Océanides
Écartez le soleil de vos grottes humides!

Vierges, filles des mers, jeunes Océanides
Retenez le soleil en vos grottes humides!"

Chénier verwendet [3]) einen ähnlichen metrischen Rahmen: *„Pleurez, doux alcyons, o vous oiseaux sacrés, oiseaux chers à Thétys, doux alcyons pleurez!* — Inhaltlich ist die Elegie Millevoyes vielleicht auch nichts anderes als die Ausführung von poetischen Fingerzeigen Chéniers. In seinen poetischen Entwürfen [4]) in den *„détails et choses de la vie rustique"* begegnen wir einem Mädchen, welche der Liebesgöttin ihren Gürtel weiht. Diese Zeremonie findet vor der Trauung statt.

[1]) J. J. Barthélemy, *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce*, Paris, Saintin 1822, VIII 176—183.
[2]) Décade XII 565.
[3]) Chénier, *Latouche*, S. 50.
[4]) Ebenda, v. N. 7.

Ein Mosaikstück ersten Ranges ist die Elegie *Danaé* Millevoyes. Er benutzt darin Motive aus der zeitgenössischen Simonidesübersetzung Boissonades [1]), dann aber auch die Gedichte „*La jeune Tarentine*“ und „*Neère*“ von A. Chénier. Der Dichter malt uns die Lage der von den Meereswellen entführten Danae so grell als möglich aus. Mutter und Kind werden endlich aus größerer Seenot gerettet. Die Personen treten wieder außerordentlich plastisch hervor, aber um den Preis des lyrischen Tones. Die verzweifelte Mutter weiß zu viel Bescheid um die antike Mythologie, womit der Dichter prunkt: „*Seule sur la proue invoquant les étoiles*“. — Diese „Haltung“ entspricht jener der jungen Tarentinerin, die ihrem Geliebten entrissen ward. Bei Chénier erbarmen sich die Gottheiten des unglücklichen Mädchens. Thetis meint, die Nereiden halten sie über Wasser: „*Les Alcyones fondent en larmes*“. In dem Gedicht „*Neère*“ beruhigt „*l'astre des frères d'Helène*“ das Meer. — Der Alexandriner Millevoye vereinigt alle diese Wirkungen in dem Gebete Danaes:

„*O célestes gémaux que le nocher revère, écoutez les sanglots,*
Veillez sur nous!
Alcyone n'ai-je pas entendu ta plainte monotone?
Orageuse déesse aux pieds d'albâtre, orageuse Thétis
Du souverain des Dieux toi fille auguste et chère!
Tu sais hélas, quels pleurs coûtent les jours d'un fils“.

Thetis erhört die Bitte:

„*Nymphes des eaux*
Confiez leur destin aux Cyclades fidèles“.

Bei seinem Amalgamieren unterläuft Millevoye ein recht bezeichnender Irrtum: „*O célestes gémeaux que le nocher revère, le fils d'un sang divin n'est-il pas votre frère?*“ So schön diese Wendung klingt, ebenso lächerlich hat sich damit der Dichter gemacht. Der Sohn Danaes, Perseus, war Urgroßvater des Herkules. Dieser war ein Zeitgenosse Kastors und Pollux', die aber zu jener Zeit noch nicht in den Olymp versetzt worden waren.

Der Anachronismus Millevoyes schadet der Wirkung der Elegie sehr, weil er die Geheimnisse der gekünstelten Technik des Dichters gründlich aufdeckt. — Millevoye wird immer mehr Epiker. „*Le combat d'Homère et d'Hesiode*“ gehört einer alten Überlieferung an, die zur Zeit Millevoyes bekannt und lebendig war [2]). Die Elegie hat einige deutliche Beziehungen zur Idylle „*Lyde*“ Chéniers [3]). — In der Elegie „*Stesichore*“ feuert ein erdichteter Held die Athener auf, den Gefahren eines Kriegszuges zu widerstehen. Das statuarisch-malerische Motiv mochte den

---

[1]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 184. Vgl. Simonides, Danaë, kritische Ausgabe von Ahrens, Hannover 1853.

[2]) B. Jullien, *L'époque impériale*, Paris 1844, II 111.

[3]) Chénier, *Latouche*, S. 41.

Dichter zu seiner schwächlichen Erfindung reizen. Ein ähnliches Bild verwertet übrigens Fontane in seinem Stücke „*La Grèce sauvée*". — Die aus Barthélemy geschöpfte Kenntnis antiker Bräuche, einige Elemente aus Coluthus' „*Raptus Helenae*" sowie aus A. Chénier verwendet Millevoye in seiner Modeelegie „*Les adieux d'Heléne*". Bei Barthélemy [1]) (Hochzeitsbräuche) heißt es: „*Nous irons demain dans la prairie cueillir des fleurs pour en former une couronne. Nous les suspendrons au plus beau des plantanes voisins*". „*... et sur son écorce nous graverons ces mots: offrez moi votre encens, je suis l'arbre d'Ismene*". Auch in der Elegie Millevoyes finden wir die Gespielinen Helenas und den heiligen Baum der Fürstentochter. Helena ruft den Mädchen zu: „*Couvrez vous d'un long deuil!*" „*Peris arbre sacré!*" Bei Coluthus ist die Tochter der ungetreuen Mutter bereits erwachsen. Millevoye läßt Hermione noch ein Kind sein, damit diese im Geschmacke der Zeit recht nach der Mutter weinen kann: „*Et je pars et demain tu n'auras plus de mère*". Bei Chénier nimmt „*Le jeune malade*" mit ähnlichen Worten Abschied von der Mutter: „*Pars, adieu, ma mère, tu n'auras plus de fils*". — „*Les derniers moments de Virgile*" stehen ohne Zweifel unter dem Einfluß der *élégie* VII von André Chénier. Auch hier ersteht vor den Augen des Lesers das Grab eines Dichters. Chénier spricht die Gebrüder Pange an:

„*Vous mêmes choisirez à mes jeunes reliques*
Quelques bords fréquentés des pénates rustiques
Des regards d'un beau ciel doucement animé,
Des fleurs et de l'ombrage et de tout ce que j'amerai.
C'est là près d'une eau pure au coin d'un bois tranquille
Qu'à mes mânes éteints je demande un asile".

Millevoye läßt Vergil in ähnlicher Weise singen:

„*Charmante Parthénope! heureux bords! monts sacrés!*
Vous que je choissais pour dernière patrie!
O! sous vos frais coteaux à la plante fleurie
Combien ma cendre un jour eût dormi mollement".

4. Das III. Buch elegischer Gesänge.

Das dritte Buch ist bereits ganz eine Sammlung elegischer epischer Erzählungen. Der Untertitel, den Millevoye selbst für diese Elegien ausgewählt hat, lautet: „*Chants élégiaques*". Die Erfindungskraft des Dichters scheint völlig erschöpft zu sein. „*La Sulanite*" ist eine Nachahmung des hohen Liedes. „*David pleurant Saul et Jonathas*" ist ebenfalls biblischen Ursprungs. Der Dichter gewinnt keine neue Technik, höchstens ein Vokabular, das den geographischen und kulturellen Verhältnissen seiner neuen Dichtungen entspricht. Und dieses hat er bald in seinen ewigen Aufzählungen und Ausrufen vergeudet.

---

[1]) Barthélemy, VIII 180.

In dem Gedichte „*L'Arabe au tombeau de son coursier*" folgt er einer Erzählung des Persers Ferdousi, dessen Sammlungen eben Malte Brun ins Französische übertragen hatte. Millevoye übertreibt dabei die Tragik des Motivs. In der Einleitung seines kurzen Epos „*La Rançon d'Egill*" verlangt Millevoye außer dramatischen Formen im allgemeinen „*des expositions en dialogue*"[1]). Diese Forderung verwirklicht der Dichter bereits in der elegischen Erzählung „*Mancenillier*". Ein Liebender kommt zu jenem exotischen Baume, dessen Schatten ein Mädchen zum Todesschlaf eingeschläfert hat. In der Elegie „*Colombe*" bedauert ein Mädchen in analytischer Weise das Los einer erschossenen Taube. Das Mädchen hält sich alles vor Augen, was das arme Tierchen verloren haben kann. Das Bild des Taubenschützen war in der französischen Literatur noch sehr geläufig[2]). — Das Gedicht „*Le pauvre nègre*" gehört technisch unter „die letzten Gesänge". Von der sentimentalen Familienpoesie seiner Zeit angeregt, läßt der Dichter einen Negersklaven sterben, nachdem ihm der Tod von Frau und Kind hinterbracht worden war. Er stirbt, während ihn der Aufseher mit einer Peitsche bedroht. Seit der „*Ésquisse*" von Condorcet[3]) hatte die Negerfrage die Gemüter beschäftigt. Vom Humanitätsstandpunkt hatte bereits der Verfasser[4]) von „*Paul et Virginie*" die Frage beleuchtet. Parny lieferte neue Materien über die Negerfrage in einem bekannten Briefe an Bertin. Auch Fabre, der Rivale Millevoyes, hat ein Gedicht über die Qualen der Neger geschrieben.

5. Balladen und Romanzen.

In seinen Balladen und Romanzen scheint Millevoye ein literarischer Neuerer zu sein. Bis in den Anfang des XIX. Jahrhunderts hatte in dieser Gattung die Manier Boileaus geherrscht, der den Reiz der Ballade nicht in ihren Motiven, sondern nur in ihrer Form suchte[5]). Millevoye gab zuerst das Signal, den Ton der schottischen Balladen nachzuahmen[6]): „*Cette sorte de composition semble parmi nous tout à fait abandonnée. Pourquoi ne pas tenter de sa jeunir quelques genres vieillis quand ils ont de la grâce et du charme? Sommes-nous trop riches et trop variés!*" Die letzten Worte lassen uns schon die Minderwertigkeit auch

[1]) Millevoye, *Oeuvres compl.* III 216.

[2]) Bertin, *Élégie* XIX; Légouve, S. 226; A. Chénier, *Détails et choses*, Nr. 7.

[3]) H. Hettner, Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, 1879, II 551.

[4]) Bernardin de Saint-Pierre. Parny, *Oeuvres p. p. St. Beuve.* Paris 1887, *lettre à Bertin, le 6 mars 1775.*

[5]) *L'art poétique* II, 140ième vers.

[6]) Millevoye, *Oeuvres compl.* III 328.

dieser sonst so gefeierten Leistungen Millevoyes ahnen. Sie sind durchaus unoriginell, wie wir es gleich an folgendem Beispiele erkennen. „*Harald aux longs cheveux*", dessen Held eben aus Afrika zurückgekehrt ist, irrt von einem Pfeilschluß verwundet durch Skandinaviens öde Gefilde. Ein Mädchen, die sich vom Grabe seiner Mutter erhebt, verbindet die Wunde des Kriegers. Harald vergißt seine ungetreue Braut, die nur kurz erwähnt wird, und verliebt sich in seine Wohltäterin. Diese unterdrückt ihre Gegenliebe und zieht es vor, am Grabe der Mutter auszuharren. — Millevoye hat den Stoff zu dieser Ballade Mallet, dem gefeierten Autor der „*Monuments de la mythologie et de la poésie des Celtes*" (Kopenhagen 1766, S. 156 und 171) entlehnt. In dieser Sammlung befinden sich die zwei Pseudoballaden „*Harald le vaillant*" und „*Harald* (Sohn des obigen) *aux beaux cheveux*". Millevoye schafft ähnlich wie den Titel des Gedichtes einen neuen Helden aus zwei entlehnten.

Der jüngere Held Mallets hatte einige Zeit die Küstenlandschaften Afrikas gebrandschatzt. Er hatte sich vergebens um die russische Fürstentochter Elissif beworben. Eine Sarmatin ist auch die Braut bei Millevoye. Wie der Held Millevoyes irrt *Harald le vaillant* verwundet durch die Lande. Die Ballade Millevoyes muß seinen Zeitgenossen gefallen haben, da sie noch auf Soumet eingewirkt zu haben scheint, dessen Gedicht „*La pauvre fille*" (1814) ähnliche Situationen enthält[1]).

Millevoye ist weit davon entfernt, seinen Balladen jenen Geist des Abergläubischen eingepflanzt zu haben, welcher die Gattung in der englischen und deutschen Literatur so gehoben hat. Sie gehören eben auch dem „*Genre impérial*" an, worin Komposition und Beredsamkeit die Poesie ersetzen. — Die Romanzen Millevoyes sind Elegien in Stanzenform. Sie schließen sich darin an jene der Madame Dufrenoy und der Madame Desbordes-Valmore an. — Im Roman Bernardins erzahlen sich die Frauen ihr Unglück im Schatten eines alten Baumes, den sie „*l'arbre des pleurs essuyés*" nennen[2]). Das ist nicht das einzige Mal, daß Örtlichkeiten in solchem Zusammenhange bei Bernardin zu ihrem Namen gelangen. Millevoye macht es in einigen seiner Romanzen umgekehrt. Er ersinnt oft recht fade Begebenheiten, um die Entstehung botanischer Namen zu erweisen. Wir merken „*Le beau Lois*" und „*Le fleur de souvenir*". In einer Anmerkung[3]) gesteht Millevoye selbst den Einfluß Bernardins zu.

---

[1]) Potez, S. 381.

[2]) Bernardin de St. Pierre, *Paul et Virginie*, Paris, Leféve 1828, S. 90. Vgl. „*Hélas j'ai vu s'animer de mille appellations charmantes les arbres, les fontaines, les rochers de ce lieu.*

[3]) Millevoye, *Oeuvres compl.* I 359.

6. Schluß.

Wir wollen uns noch einmal kurz die dichterische Individualität des Lyrikers Millevoye vergegenwärtigen. Wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, hat er uns künstliche Blumensträuße ohne Duft und Frische geschenkt. Seine Sprache stimmt mit jener der Empiredichter überein. Er besitzt einen unbezähmbaren Hang zu Umschreibungen, eine unnatürliche Vorliebe zu einer affektierten Eleganz. „*Les humains*", „*les mortels*", „*le glaive*", „*le guerrier*", „*le coursier*", „*l'écharpe d'Iris*", „*les ailes du Temps*", „*les dons de Flore*", „*le champ de repos*", „*l'émail des prairies*", „*le cristal des eaux*", „*les flambeaux de l'hymen*", „*l'hydre de la Discorde*", „*l'astre des jours*", „*dieu de la treille*", „*pasteur de Mantoue*", „*la reine des ombres*", „*le char de l'Aurore*", „*la Moret*", „*le Temps*", „*les neuf soeurs*", das ist ungefähr ein Auszug aus seinen Lieblingsumschreibungen. — Dennoch unterscheidet sich Millevoye merklich von den übrigen Dichtern der Zeit. Die Ausdrucksweise Millevoyes ist männlicher. Seine Rede ist energisch. Seine Worte entsprechen etwa den „*actions*", wie sie der Madame de Staël in der Dichtung vorschweben [1]). Lyrische Empfindungen aber besitzt er nicht. Er drückt höchstens das allgemeine Gefühl der französischen Gesellschaft seiner Zeit aus, den „*esprit de société*", der in Frankreich übrigens stets „*contraire au développement lyrique*" [2]) war. Er verfügt über feste äußere Kunstformen, die er unlyrisch mit Inhalt erfüllt. Ein tiefer, unüberbrückbarer Abgrund eröffnet sich zwischen ihm und der Schule Lamartines, Hugos, Vignys und Mussets. Durch Künstelei und Raffinement gelangt er zu besseren äußeren Formen und schließlich zur Elegie. Das Studium seiner Übersetzungen und seiner Epen würde unser Urteil nicht verschieben, sondern nur noch festigen. — Nicht alle Kritiker seiner Zeit haben übrigens sein Talent so hoch eingeschätzt. Leider wurden von der Forschung diese Stimmen der „*vampires*", „*envieux*" und der „*obscurants*", wie der loblüsterne Dichter die strengen Kritiker nennt, nicht beachtet. In den von der „*académie*" unbeeinflußten Kritiken des *Journal de l'empire* wird zwar seine *docilité* gelobt [3]), die Tätigkeit seiner Phantasie wird aber als „*froid*" und „*prétentieuse*" hingestellt. Seine Kunst „*semble craindre à se cacher ... il met en dehors tout ce qu'il sait, il en fait des combinaisons*". „*Il est difficile parmi tout ce luxe de la mémoire de distinguer la mesure du talent*" [4]).

Niemals dürfte ein ungerechtfertigteres Lob von „*productions médiocres*" [5]) seitens der maßgebenden Kritik von so traurigen Folgen

---

[1]) Mad. de Staël, I 64.

[2]) F. Brunetière, *L'évolution de la poésie lyrique en France au XIX ième siècle*, Paris 1906, I 41.

[3]) *Journal de l'empire*, le 14 mai 1809.

[4]) Ebenda, le 12 novembre 1912.

[5]) Ebenda, le 14 mai 1809.

für die literarhistorische Würdigung gewesen sein als in diesem Falle. Sie hatte bereits das richtige Urteil (*„mélange d'enflûre et d'affection"*) Gérauds[1]) verwirrt, später aber die Irrtümer Pongervilles und Lédieus und selbst St. Beuves gezeitigt. Keine der Millevoye-Ausgaben wird der wahren Physiognomie des Dichters gerecht.

Was uns anbelangt, so schließen wir uns der Ansicht Chateaubriands an, daß uns die ganze *„école classique"*, die im XIX. Jahrhunderte noch einmal von Millevoye am vornehmsten repräsentiert erscheint, Langeweile einflöße[2]). Nur hat es der Dichter aus Abbeville verstanden, diese innere Fäulnis durch ein recht blendendes äußeres Gewand zu verhüllen.

Mähr.-Ostrau. Dr. Otto Demuth.

---

1) Edm. Géraud, *Journal intime*, Paris 1828. V. janvier 1811 et mars 1824.

2) Chateaubriand, *Mémoires d'outre tombe*, Paris 1849/50, IV 4.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Demosthenes' Rede vom Kranze. Für den Schulgebrauch erklärt von Rudolf Schnee. Gotha 1913 (Bibliotheca Gothana).

Der Verf. will die wegen ihres großen Umfanges am Gymnasium kaum gelesene Meisterrede des Demosthenes der Schule dadurch zugänglich machen, daß er sie durch Ausscheidung der Aktenstücke und Abtrennung der letzten 36 Paragraphen auf rund 258 Paragraphen reduziert, zu deren Bewältigung ein Quartal in der Oberprima genüge. Der Schluß der Rede (289—324) ist abgedruckt, aber nicht mehr kommentiert, was man immerhin im Interesse solcher Schüler, die sie privat zu Ende zu lesen wünschen, bedauern darf.

Die Einrichtung der Ausgabe ist durchaus zweckentsprechend. Eine kurze, aber ausreichende Einleitung orientiert über den Prozeß und dessen Ausgang. Der Text ist nach den Hauptteilen der Rede und innerhalb dieser nach Sinnesabschnitten gegliedert, denen Inhaltsangaben vorangestellt sind. Der Kommentar (unter dem Texte) vermeidet mit Absicht grammatische Erörterungen und überläßt ästhetische Bemerkungen dem Ermessen des Lehrers (Vorwort S. IV), was nur zu billigen ist, ebenso wie die spärliche Anwendung rhetorischer Terminologie und die seltene Einstreuung von Parallelstellen; gelegentliche Rückverweisungen unterstützen das Gedächtnis. Die zu erklärenden Stellen sind fast durchweg richtig herausgegriffen; zu ihrem Verständnis wird knapp und deutlich angeleitet oder, so gewöhnlich, kurzerhand die meist treffende und geschmackvolle, manchmal übrigens zu freie Übersetzung gegeben. Die Hilfen sind entsprechend der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit der heutigen Primaner nicht zu karg bemessen. Knapp gehalten sind auch die sachlichen Erklärungen; hier wird indes zuweilen der Lehrer nachhelfen müssen.

Ich lasse einige Bemerkungen zum Kommentar folgen: 23 *ἦσαν ἐξεληλεγμένοι* „sie waren sich einig“ ist ungenau übersetzt, ebenso 26 *εἰρήνην λύσειν* „den Frieden für verletzt ansehen“.

— Schlecht gebaut ist in der Inhaltsangabe zu 30—41 der Anfangsatz „Im Gegensatz zu Demosthenes dauert die Gesandtenreise monatelang" und in der zu 244—247 hat es statt „Wenn Athen bei Chäronea unterlag, so war dies ein Erfolg seines Heeres" zu heißen „von Philipps Heer". — 40 *ταῦτα* geht nicht auf die Bestrafung der Phokier, sondern auf den Inhalt des eben mitgeteilten Schreibens Philipps. — 65 *καὶ γὰρ εἰ* „selbst wenn er" führt zu einem unmöglichen Sinn; es ist wie gewöhnlich durch „denn wenn" zu übersetzen. Victorius wollte (Var. lect. XI 14) der schwierigen Stelle durch Einfügung von *οὐκ* vor *ἐναντιωθέντων* beikommen, wodurch sich der erwartete Sinn ergeben würde; doch ist die Änderung unnötig. — 86 war zu *πάντας* (die Vulgata *π. τοὺς χρόνους*, Dobree *πάντως*) eine Anmerkung unbedingt erforderlich. — 87 ist die Bemerkung zu *κἂν διαρραγῶσι* ungeschickt und mißverständlich. — 104 *τοὺς ... ἐπιτρίβουσιν* „die Unbemittelten bringen sie an den Bettelstab"; *ἐπιτρ.* ist Partizip. — 178 *παραινῶ* ist nicht *coniunctivus dubitativus*. — 207 *εἰς ... ἀφαιρεῖται* geht nicht auf Demosthenes, sondern auf die Athener. — 214 ist *ὄχλος* eher durch „Belästigung" als durch „Beunruhigung" wiederzugeben. — 260 gehört der Zusatz *ἐφ' οἷς ... εὐδαιμονίσεις* doch wohl noch zur Karikatur.

Ein kritischer Anhang gibt über einige Abweichungen von der Ausgabe von Blass-Fuhr Rechenschaft, nach der der Text abgedruckt ist. Wahrscheinlich begründet scheinen dieselben dem Ref. für die §§ 44, 136, 277, 289—290. An anderen Stellen wird weniger ansprechend argumentiert; so ist 227 *καθαιρῶσι*, das S. in *κεφαλαιωθῶσι* ändern möchte, nicht anzutasten, wie die von Blass in der *editio maior* (1908) zur Stelle gesammelten Belege dartun.

Da es sich um eine Schulausgabe handelt, seien auch einige sinnstörende Druckfehler und mehrere Versehen, bezw. Ungleichmäßigkeiten angemerkt. 10 ist *μετρίων* auseinandergerissen; 46 fehlt *ἀκούουσιν* nach *προσῆκεν*; 142 (im Kommentar) l. *ἐξώλειαν* für *ἐζώλ.*; 173 (im Kommentar) l. *προσσχόντες* st. *προσχ.* (so auch 178), 219 *πρεσβεύων* st. *περσβ.*; die Interpunktion ist zu entfernen vor *κἀκεῖνος* (32), *ἀγνοεῖν* (174), *πάρεσθ'* (177), *κύριος* (201). — 23 (Kommentar) l. „Philipp" st. „Philokrates", 25 „der für euch (st. „mich") eintrat", 101 *ὡς* = „denn" (st. „dann"); verschiedene Lesarten weisen Text und Kommentar auf 72 (*προέσθαι* ~ *προίεσθαι*), 111 (*κυκῶν* ~ *διακ.*), 149 (*συνθεὶς* ~ *συντιθεὶς*), 237 (*τοσούτων* ~ *τοιούτων*).

Die geschickte, den Schüler nirgends unnötig aufhaltende und darum ein rasches Vorwärtskommen ermöglichende kommentierte Ausgabe der Kranzrede ist zu empfehlen.

Wien. J. Mesk.

Wilhelm v. Christs Geschichte der griechischen Literatur unter Mitwirkung von Otto Stählin bearbeitet von Wilhelm Schmid (Iwan v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, VII. Band). Erster Teil: Klassische Periode der griechischen Literatur. 6. Auflage 1912. XIV und 771 SS. 8°. Preis geh. Mk. 13·50, geb. Mk. 15·80. Zweiter Teil: Nachklassische Periode der griechischen Literatur mit alphabetischem Register und einem Anhang von 45 Porträtdarstellungen ausgewählt und erläutert von J. Sieveking. 5. Auflage 1909—1913. X und 1319 SS. 8°. Preis geh. Mk. 23·50, geb. Mk. 27·30. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Mit stolzer Befriedigung darf W. Schmid auf das große Werk zurückblicken, das er in wenigen Jahren vollendet hat. Nicht bloß eine erdrückende Masse neuerer Untersuchungen hat er durchgearbeitet, um den Inhalt des seinen Händen anvertrauten Handbuchs dem heutigen Stand der Forschung anzupassen und dem Benützer für Verfolgung von Einzelfragen die Wege zu weisen, sondern er hat auch die ganze Anlage zumal des zweiten Teils umgestaltet, dem seine ausgebreitete Beherrschung der Literatur vorzugsweise zugute gekommen ist. Für diesen Teil hat er sich überdies mit einem bewährten Kenner der christlichen Schriftsteller, Otto Stählin, verbunden, der nun in 21 Druckbogen das behandelt, was in der vierten Auflage auf 50 Seiten abgetan war, und außerdem einen neuen Abschnitt von 100 Seiten über die hellenistisch-jüdische Literatur beigesteuert hat. Auch abgesehen von diesem Zuwachs hat der Umfang fast um das Doppelte zugenommen (1677 Seiten gegen 911 der 4. Auflage). Es war daher unausweichlich, das Handbuch nunmehr in zwei Bände zu zerlegen, von denen der erste, der die „klassische" Periode umfaßt, binnen wenig mehr als zwei Jahren vergriffen war, so daß Schmid mitten während der Arbeit am zweiten Band sich der Mühe unterziehen mußte, vom ersten eine sechste Auflage vorzubereiten, die unter diesen Umständen natürlich nicht jene Förderung erfahren konnte, die er sich selbst als Ziel gesetzt hat, gleichwohl aber eine Erweiterung um 55 Seiten aufweist. Geht also auch die Vermehrung der gesamten Seitenzahl über das hinaus, was man erwarten mochte, so hält sie sich doch, mit der lateinischen Literaturgeschichte von Schanz verglichen, immer noch in mäßigen Grenzen. Jedenfalls hat sich Schmid den Dank aller Fachgenossen damit erworben, daß seine griechische Literaturgeschichte, ohne sich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren, alles wissenschaftliche Rüstzeug bereit stellt, das man in ihr zu suchen berechtigt ist, und namentlich dem fast ein Jahrtausend umfassenden Zeitraum von Alexander bis Justinian die gleiche Sorgfalt widmet wie der „klassischen" Zeit. Hier hat er von Grund auf etwas Neues geschaffen; kein Stein ist auf dem andern geblieben. Das mußte so kommen; denn was Christ geboten hatte, war nicht viel mehr als ein dürres Gerippe, das erst mit Fleisch und Blut ausgefüllt werden mußte. Hatte Christ sich mit einer

Teilung in ein alexandrinisches Zeitalter und zwei Abschnitte der römischen Periode, die durch Konstantin geschieden sind, begnügt, so umfaßt jetzt die erste Hälfte des zweiten Bandes zuerst die hellenistische Literatur bis zum Epochenjahr 146 v. Chr. (Nachleben der Literatur in Attika und hellenistische Literatur außerhalb Attikas) und dann die Übergangsperiode bis auf Trajan, die zweite Hälfte die folgenden Jahrhunderte zunächst bis Konstantin und weiter bis Justinian. Die Gliederung hier genauer vorzuführen, kann ich mir ersparen, weil jeder, der sich mit spätgriechischer Literatur beschäftigt, künftig dieses unersetzliche Hilfsmittel zurate ziehen muß.

Da Schmid selbst Wert darauf legt, aufmerksam gemacht zu werden, was in folgenden Auflagen etwa noch verbessert oder nachgetragen werden könnte, so verweise ich zunächst auf meine zum Teil tief ins Gefüge eingreifenden Bemerkungen im Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift S. 502 ff., die Schmid großenteils noch nicht in der sechsten Auflage des ersten Bandes verwerten konnte, weil deren Herstellung drängte. Außerdem möchte ich, um nicht zu weitläufig zu werden, nur einiges wenige seiner Erwägung anheimstellen. Der Ausdruck in der Batrachomyomachie (*φόρτον ἔρωτος*), der als terminus post quem herangezogen wird (I 109), ist nicht für Alkaios, sondern für Anakreon bezeugt; mit dessen Zeit ist auch die Erwähnung des Schriftgebrauchs und des Hahns vereinbar, der zu den kleinasiatischen Griechen doch schon in der Mitte des VI. Jahrhunderts kam. Das XVI. (XVII.) Gedicht des Bakchylides (I 224) hat sich teilweise auch in einem zweiten Papyrus (Oxyrhynchus Papyri VIII 1091), der freilich erst nach Abschluß des Bandes bekannt geworden zu sein scheint, gefunden samt einem *σίλλυβος* mit dem als Bestätigung willkommenen Titel *Βακχυλίδου διθύραμβοι*. In der Auffassung des Kothurns steht Schmid I 263 auf dem herkömmlichen Standpunkt im Gegensatz zu neueren Untersuchungen, die unabhängig voneinander zu dem Ergebnis gelangt sind, daß ein Stelzschuh für das V. Jahrhundert noch nicht anzunehmen sei. Die Titel der zwei dem Rang nach voranstehenden Archonten waren schlechthin *ἄρχων* und *βασιλεύς* (nicht *ἄρχων ἐπώνυμος* und *ἄρχων βασιλεύς*, wie I 269 f. noch immer zu lesen ist). Unter den Beiträgen zur Überlieferungsgeschichte des Sophokles (I 344) konnte auch die Wiener Dissertation von Metlikowitz *De Sophoclis codice Laurentiano* 1890 genannt werden. Für den *Περίπλους* des „Skylax" war S. 453[2] auf § 286 (nicht § 285) zu verweisen. Angeführt zu werden verdient I 456 das neu (nach Abschluß des Bandes?) gefundene Bruchstück aus der Atlantis des Hellanikos (Oxyrhynchus Papyri VIII 1084), das einen lehrreichen Einblick in seine Denk- und Redeweise gewährt. Für die Vielseitigkeit Ions von Chios (I 458) ist es bezeichnend, daß er nicht bloß Tragödien dichtete und Prosawerke verschiedener Art schrieb, sondern in der *Χίου κτίσις* auch

ein Epos versucht zu haben scheint (s. Jacoby, Klio IX 115[2]), ein neuer Beleg für die enge Verknüpfung der jüngeren Epik mit der ältesten Geschichtsschreibung. Von Xenophon wissen wir nicht, ob er 346 schon tot war (so I 515), s. meinen Aufsatz im Jahrgang 1905 dieser Zeitschrift S. 400. Zur Arbeit Roschers über die Hippokratische Schrift von der Siebenzahl (I 637) wird die durch entschiedene Ablehnung förderliche Besprechung von Diels in der Deutschen Literaturzeitung 1911, Sp. 1861 ff. nachzutragen sein. In der Darstellung der neuen Komödie wäre ihre vielfache Abhängigkeit von Euripides, die auch der vor kurzem entdeckte *βίος Εὐριπίδου* des Satyros VII betont, schärfer herauszuarbeiten. Zu Theokrits *Φαρμακεύτριαι* (II 151) würde ich den schönen Aufsatz von Wünsch (Hessische Blätter für Volkskunde VIII 111 ff.) anführen. Die Chiliaden des Tzetzes (II 111[10]) haben ihren Titel nicht von Tzetzes selbst, sondern vom Herausgeber erhalten. Lykophrons Alexandra (II 132 f.) möchte ich in jüngere Zeit setzen trotz Corssen Rhein. Mus. 1913, und zweifellos ist Heron (II 219 f.) nicht erst nach den Aufklärungen Hammers und Steins (Hermes 1913 und 1914) der Kaiserzeit zuzuweisen. Auch sonst werden Untersuchungen gerade der allerletzten Jahre (z. B. Wissowas Ausführungen in den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wiss. 1913 gegen Benützung des Athenaios durch Macrobius und gegen den einstigen Bestand einer ausführlicheren Gestalt der Deipnosophistai) den umsichtigen Verfasser voraussichtlich zur Änderung mancher Ansicht bestimmen.

Das ungemein reichhaltige und genaue Inhaltsverzeichnis, das zunächst der fünften Auflage des ganzen Werkes dient, ist auch für die sechste des ersten Bandes verwendbar, weil in dieser die Seitenzahlen der fünften beigedruckt sind.

Innsbruck. E. Kalinka.

Dr. **Franz Groh, Topographie starých Athen** (Topographie von Alt-Athen). I. Teil, Prag 1909, II. Teil 1913. 415 SS. Preis brosch. K 2·10 und K 4·60.

Die Einleitung zu diesem Werk umfaßt wie bei Judeich in J. Müllers Handbuch III 2, 2 die einschlägigen Quellen und die dazugehörige Literatur. Während aber Judeich sein Buch so teilt, daß er zuerst die Stadtgeschichte, dann die Stadteinteilung behandelt und schließlich die Stadtbeschreibung folgen läßt, hat Groh folgende Einteilung getroffen: 1. Die vorhistorische Zeit, 2. Athen bis zum Einfall der Perser, 3. Die Blütezeit im V. und IV. Jahrhundert und 4. Athen in hellenistischer und römischer Zeit. Er bringt natürlich auch die neuesten Ergebnisse der Ausgrabungen und der Forschung. Eine Anzahl von Grundrissen zu einzelnen

Gebäuden veranschaulicht den Text und — was im Gegensatz zu Judeich hervorgehoben sei — viele beigegebene gute Lichtbilder sprechen weit deutlicher als alle Worte es vermögen. Sonst kann man wohl nicht sagen, daß Judeichs Buch überholt wäre.

Einige sei es strittige, sei es im Gegensatz zu anderen Forschern behauptete Ansichten möchte ich herausheben. Mit den Tempeln auf der Akropolis vor dem Persereinfall steht es so: Bei den hochheiligen Denkmälern, der Olive und der Salzquelle, wurde in uralten Zeiten, vielleicht schon im VIII. Jahrhundert, ein Doppeltempel errichtet, in dessen westlichem Teil Erechtheus, im östlichen Athene verehrt wurde. Etwa gegen Ende des VII. Jahrhunderts ward ausschließlich zum Kult der Athene ein großer 100 Fuß langer Tempel, das Hekatompedon, erbaut, das zur Zeit des Peisistratos durch einen Säulengang vergrößert wurde. Der „ältere Parthenon" an der Stelle des späteren Parthenon ward zur Zeit des Kleisthenes erbaut, als die Athener von der Tyrannei befreit worden waren. Neben diesen Tempeln gab es noch andere heilige Bezirke auf der Akropolis. — Die wichtige Streitfrage, wo die „alte Agora" zu suchen sei, beantwortet der Verf. dahin, daß sie im *Κεραμεικὸς* liege; der genaue Platz sei noch unbestimmt. Betreffs einer anderen großen Streitfrage, wo die Kallirrhoe-Enneakrunos gewesen sei, setzt sich der Verf. gegen Dörpfeld und Judeich dafür ein, daß es nur einen Brunnen dieses Namens gab und dieser am Ilissos, nicht zwischen Pnyx und Akropolisaufgang lag, wo allerdings die Wasserleitung endigte. So bemerkenswert die für diese Lokalisierung vorgebrachten, zum Teil neuen Gründe auch sein mögen, sie vermochten mich doch nicht vollständig von der Existenz nur der einen Enneakrunos zu überzeugen. — Groh stellt sich ferner wohl mit Recht mit Judeich gegen den Plan, den Dörpfeld vom „ursprünglichen" Erechtheion entwirft, nachdem der jetzige Tempel von der Achse der Nord- und Südtür aus gerechnet nur die eine Hälfte wäre, die symmetrisch auch nach der anderen Seite hätte ausgebaut werden sollen. — Ebenso steht G. abermals mit Judeich aus guten Gründen gegen Dörpfeld, der behauptet, daß das alte, 406 abgebrannte Hekatompedon wieder aufgebaut worden sei und zu den Zeiten des Pausanias und Strabon noch stand.

Übersichtlich und ausführlich ist die Besprechung des Parthenons und seiner Skulpturen sowie des Friedhofs am Eridanos nach Brückner. Die sonderbare Einteilung einerseits, anderseits die wohl etwas überhastete Herausgabe des ersten Teiles bringt es mit sich, daß z. B. die Gebäude auf der Agora (p. 84 und 247) doppelt besprochen werden, wenn auch die spätere Darstellung etwas erweitert ist. Auch sonst fehlt es an Wiederholungen in dem Buch nicht (z. B. p. 81 und 249); des öfteren kehren dieselben Sätze wieder. Anderseits wieder wurden z. B. Notizen über den Friedhof in späterer römischer Zeit schon vorher in der klassischen Zeit gegeben (p. 334). Gelegentlich sind auch nicht zur Sache

gehörige längere Exkurse eingeflochten, z. B. p. 272 ff. die Art und Weise der Auslosung der Richter. Die Seiten 256—259 sind verdruckt. Das Buch wird tschechischen Lehrern und Gymnasiasten sowie der gebildeten Laienwelt gute Dienste leisten.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

F. W. Grebe, Studia Catulliana. Dissertatio inauguralis. Amstelodami apud Meulenhoff & Co. 1912. 135 SS. Gr.-8⁰.

In der vorliegenden Dissertation setzt sich der Verf. fast ausschließlich mit Friedrichs Catullkommentar (Leipzig, Teubner 1908) auseinander. So wie ich in meiner Anzeige dieses Buches (in dieser Zeitschr. LXI 994) bei aller Anerkennung seiner Vorzüge doch manche der neu vorgetragenen Erklärungen für zweifelhaft, manche für sicher verfehlt erklärt hatte, so urteilt auch Grebe (*Praef. p. I*): '*Si est aliquid, quod universe in Fridrichii librum valere censeo, hoc affirmare velim eum parum attendisse ad omnia ea quibus Catullus utitur, ut elegantiam carminum augeat . .; saepius praeterea exquisitiorem quam opus est carminum interpretationem protulisse mihi videtur. Ceterum Fridrichium de Catulli carminibus explicandis optime meritum esse existimo*'. Die Wiederlegung Fr.s ist dem Verf. an vielen Stellen zweifellos gelungen; ich führe ein paar Beispiele an: 2, 7 *et solaciolum* läßt sich nicht ertragen; 7, 1 zwischen *basiationes* und *basia* macht Catull in diesem Gedicht keinen Unterschied; 8, 3 *candidi soles* läßt sich nicht mit Fr. erklären; vgl. 68, 142 ff.; 9, 6 wird richtig empfunden, daß die Fr.sche Erklärung der inneren Wahrscheinlichkeit entbehrt, und sie gut durch den Hinweis auf Cic. *Att.* XVI 5; *Rep.* VI 14; Nep. *Att.* 22, 1 und Cat. 48 widerlegt; 11, 21 mißbilligt er Fr.s Erklärung einmal, weil an den von jenem angeführten Parallelstellen nicht *respectare*, sondern *respicere* stehe, und dann, weil ein so freches Weib wie Clodia auf keines Mannes Liebe werde Rücksicht genommen haben, was Catull von sich selbst gesteht 68, 135; 13, 6 *noster* ist nicht, wie Fr. will, Subst. und *venuste* dazu Attribut; 23, 10 wird die Fr.sche Erklärung der Überlieferung angefochten und die Hauptsche Konjektur *furta* empfohlen; 25, 5 lehnt Gr. gleich mir (a. a. O. 994 ff.) Fr.s Erklärung von *cum diva mulierarios ostendit oscitantes* ab; doch kann ich freilich seine eigene: *Diva* sei gleich *Luna* und die Stelle bedeute: '*cinaede Thalle, omnium mollissime, idemque* (maar tevens; aber zugleich) *rapacior procella, ubi nocte iam provecta aliquid involare potes, quo tempore luna mulierarios ostendit oscitantes (id est securos, otiosos)*' deshalb nicht annehmen, weil es bare Willkür ist, an unserer Stelle *Diva* mit *Luna* zu identifizieren (an den von Gr. angeführten Stellen ist die

richtige Deutung des Wortes *Diva* jedesmal durch den Zusammenhang gegeben, hier aber nicht); 55, 4 *in omnibus libellis* kann nicht bedeuten: „vor allen Auslagen von Büchern" (so Fr.), sondern nur: '*in librariorum tabernis*'; 55, 11 urteilt Gr. m. E. treffend über Fr.s Erklärung von '*nudum reclude pectus*' („brich meine Brust auf; er ist darin"), daß durch diese Übersetzung der ganze Liebreiz der Stelle verdorben werde; er begründet dies gut im folgenden, wo er für Rieses Vermutung '*nudum reclusa pectus*' plädiert. Besonders ausführlich widerlegt Gr. die sehr gekünstelte Hypothese, auf der Fr. seine Erklärung des 67. Gedichtes aufbaut; was er selbst vorträgt, stimmt in sehr vielen Punkten mit Krolls Darlegungen (Philol. 1904, 139 ff.) überein. Aus der ganzen Anlage der Schrift erklärt es sich, daß die Fälle, wo der Verf. gegen andere Erklärer auf die Seite Fr.s tritt, in der verschwindenden Minderzahl sind. Auch will ich durchaus nicht behaupten, daß er seinen Argumenten überall zum Siege zu verhelfen weiß; beispielsweise dürfte Fr. zu 39, 9 mit seiner Interpretation von *bone Egnati* trotz Gr.s Ausführungen doch Recht haben. Das Wichtigste bleibt trotzdem, daß der Verf. die schwachen Punkte der Fr.schen Interpretation zumeist richtig erkannte; daß er in der Widerlegung zum größten Teil mit Beweismaterial arbeitet, das ihm andere bereit gelegt hatten, soll nicht verschwiegen werden. Auch nimmt es sich in der gut geschriebenen lateinischen Abhandlung nicht gerade schön aus, wenn man fast auf jeder Seite viele Zeilen in deutscher Sprache liest; Gr. führt nämlich Fr.s Kommentar in der Regel wörtlich an. Ich gebe zu, daß sich die Darlegung der Ansicht, gegen die polemisiert werden soll, vielfach nicht vermeiden ließ; aber ließ sich das nicht auch lateinisch — paraphrasierend wenigstens — wiedergeben? Den Beschluß der Dissertation bilden neun nützliche Anhänge: 1. Zusammenstellung der vielsilbigen Worte, die Catull an den Schluß seiner Elfsilbler stellt, hauptsächlich solche mit den Ausgängen *-ione, -iones, -ioni, -ionis, -ionum, -iore, -iorem, -iores, -ioris, -iorum*; 2. Über das Wort *mente* bei Catull; 3. Worte mit *ll* im Wortinnern am Versende; 4. Deminutiva bei Catull; 5. Dieselben oder fast dieselben Worte bedeutungsvoll wiederholt; 6. Schmückende Beiwörter bei Catull; 7. Formen des daktylischen Hexameters, die Catull liebt; 8. Stellen, an denen Catull mit anderen Worten zweimal dasselbe sagt; 9. Verse oder Versteile einmal oder öfter wiederholt; dieselben oder fast dieselben Worte an der derselben Versstelle wiederkehrend. Hievon ist besonders die zuletzt genannte Zusammenstellung wertvoll.

Wien. Karl Prinz.

Franz Fessler, Benutzung der philosophischen Schriften Ciceros durch Lactanz. Ein Beitrag zur klassischen Philologie. Teubner, Leipzig, Berlin 1913. 56 SS. Preis Mk. 2·50.

Schon der hl. Hieronymus, einer der gründlichsten Kenner Ciceros unter den Kirchenvätern, weist mehrfach auf den römischen Redner als Vorbild des Lactanz hin; ich hebe aus den Briefen, deren Neuausgabe wir Hilberg verdanken, die Stelle Ep. 58, 10 heraus: „*Lactantius, quasi quidam fluvius eloquentiae Tullianae*", die schon den Keim zu dem Ehrentitel eines „*Cicero Christianus*" enthält, der Lactanz in der Humanistenzeit zuerkannt wurde.

F. hat sich in der vielbehandelten Frage nach dem Verhältnis des Kirchenschriftstellers zu seinem klassischen Vorbilde hauptsächlich auf die Untersuchung des Zusammenhanges der ersten zwei Bücher von den sieben der „*Divinae Institutiones*" mit Ciceros philosophischen Schriften beschränkt. Diese Beschränkung findet — abgesehen von äußeren Umständen — ihre Erklärung vornehmlich darin, daß gerade diese beiden Bücher sich mit Ciceros Schrift *De natura deorum* inhaltlich nahe berühren. Es hätte sich vielleicht empfohlen, wenigstens noch das III. Buch (*De falsa sapientia*) einer eingehenderen Vergleichung zu unterziehen, weil es noch zum polemischen Teil gehört und tatsächlich eine große Anzahl von Stellen enthält, die auf Cicero zurückgehen. F. stellt diese und die Parallelstellen aus den übrigen Büchern im Anhang kurz zusammen. Diese Zusammenstellung ist mit großem Fleiße gemacht und im ganzen wohl auch gelungen; ihr Wert wird aber durch den Umstand stark beeinträchtigt, daß F., wie er S. 56 sagt, nur ganz alte Ausgaben des L. zugrunde legt, während er die Ausgabe im CSEL erst nach Fertigstellung zum Vergleich heranzog. Dieselbe Ausstellung, zu geringe Berücksichtigung der neueren Literatur, ist auch in der Einleitung zu machen, in der S. 3 der Name *Firmianus* noch immer von *Firmum*, der angeblichen Vaterstadt des L., hergeleitet wird. Auch sonst vermißt man mehrfach die nötige Genauigkeit: S. 7 werden unter Ciceros Werken genannt: *de providentia, ad Murenam*, und S. 9 heißt es: „Den Titel seines Buches paßt L. dem Titel des *ciceronanischen* Buches: *Institutiones civilis iuris*" an, ein Werk, das unter Ciceros Schriften ebensowenig zu finden ist wie das obige *de prov.* — Die sprachliche Formulierung mancher Gedanken läßt öfter zu wünschen übrig: ein Satz wie 8, 5: „als sei das Denken bei Lactanz nicht der Fall gewesen" ist nicht glücklich gefaßt und der Ausdruck S. 7: „die fragmentarische Abhandlung Hortensius" ist mißverständlich.

Wenn der Verf. seine „Vorarbeit", wie er die vorliegende Schrift selbst bezeichnet, weiter führt, dann wird wohl auch die abschließende Zusammenfassung etwas weniger allgemein ausfallen müssen, als dies jetzt der Fall ist.

Oberhollabrunn. A. Lutz.

Sancti Eusebii Hieronymi in Hieremiam prophetam libri sex. Recensuit Sigofredus Reiter. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1913. CXXV und 576 SS. Gr.-8°. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum, vol. LIX.

Als Herausgeber der Briefe des Hieronymus begrüße ich es freudig, daß noch vor Beendigung meiner Ausgabe eines der großen exegetischen Werke des gelehrten Kirchenvaters in so trefflicher Bearbeitung vorliegt. Weil ich aus eigener Erfahrung weiß, welches Maß von Entsagungsfähigkeit eine Arbeit wie die von Reiter geleistete erfordert, halte ich mich für berechtigt, sein Werk zu beurteilen. Der Hieremias-Kommentar ist zwar unvollendet geblieben, aber dieser Torso wird von den Theologen als die reifste Leistung des Hieronymus auf dem Gebiete der Bibelexegese geschätzt (vgl. Grützmacher, Hieronymus 3, 217 und 221). Um so mehr Dank sind die Theologen dem Philologen Reiter schuldig, daß er diese letzte und reifste Frucht, die Hieronymus' arbeitsreiches Leben gezeitigt hat, ihnen von den Schlacken der Überlieferung nach Möglichkeit gereinigt in die Hände gibt. Während ich genötigt war, bei jedem einzelnen Brief des Hieronymus die Überlieferungsfrage immer wieder aufs Neue zu stellen, war Reiter in der günstigen Lage, für den weitaus größten Teil des Hieremias-Kommentars sich auf eine führende Handschrift stützen zu können. Diese Handschrift *L*, welche nach dem maßgebenden Urteil Leopold Delisles dem VI.—VII. Jahrhundert angehört, bestand ursprünglich aus 36 Quaternionen, aber erhalten sind uns nur die Quaternionen 1—20, 25—32, 34—36 (jedoch mit Verlust des letzten Blattes). Die ersten 20 Quaternionen liegen in Lyon (*Lugudunensis* 468 [397]), der Rest in der Pariser Nationalbibliothek (*Nouv. acq. lat.* 602). Delisle war es, welcher die Zusammengehörigkeit dieser Fragmente zuerst erkannte, für die Textkritik aber hat sie erst Reiter ausgenützt. Schon der lückenhafte Zustand von *L* nötigt zur Heranziehung auch anderer Handschriften und auch in den erhaltenen Teilen findet sich hie und da eine leichte Korruptel in *L*, von welcher andere Handschriften frei sind. Nichtsdestoweniger wird jeder Urteilsfähige anerkennen müssen, daß Reiter mit vollem Recht seinen Text auf *L* gründet. Bezüglich der übrigen Handschriften, welche Reiter neben *L* heranzieht, wird man ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß die von ihm getroffene Auswahl auf vernünftigen Erwägungen beruht. Sein kritischer Apparat ist nicht eine Anhäufung von wertloser Spreu, sondern bietet ein lehrreiches Bild der Textgeschichte. Wieviel der Text durch Reiters methodische *recensio* gewonnen hat, wird schon bei oberflächlicher Vergleichung mit der Ausgabe Vallarsis augenfällig. Für die eigentliche *emendatio* durch Konjekturen bietet sich relativ wenig Gelegenheit. Ein *locus nondum sanatus* ist p. 132, 20. Weder Reiters noch Engelbrechts Besserungs- und Deutungsversuch kann ich befriedigend finden. Ich selbst weiß allerdings auch keinen

Rat. Um so zuversichtlicher urteile ich über die unmittelbar vorhergehenden Worte: *falsis dis et qui artificio reconpositi sunt.* Es ist zweifellos *artificiose conpositi* zu schreiben. Daß *L*, wie Reiter p. LXIV mitteilt, *artificiore conpositi* abteilt, ist schwerlich ein Zufall. Für exegetische Bemerkungen sind den Mitarbeitern am Wiener CSEL. sehr enge Schranken gezogen. Widerspruch dürfte nur die Bemerkung zu p. 205, 24 *anus delira* finden. Der Herausgeber meint: '*Rufinum innuere videtur*'. Es sollte heißen: '*Pelagium innuit*', vgl. Grützmacher, Hieronymus 3, 219. Ich bin in der angenehmen Lage, zur Aufhellung einer anderen Stelle etwas beitragen zu können. P. 221, 14—16 heißt es: *veteres magistrorum suorum calumnias concinnantes in tantum elingues et miseri demonstrati sunt, ut ne maledicere quidem suis verbis potuerint.* Wer ist hier gemeint? Die Antwort ergibt sich aus einem Briefe des Hieronymus *ad Riparium*, welchen zuerst D. D. de Bruyne in der *Revue Bénédictine* XXVII (1910), p. 3—4 veröffentlicht hat und der in meiner Ausgabe der Briefe des Hieronymus als 152. erscheinen wird. Dort heißt es: *de furore autem Iuliani* (nämlich der *Iulianus* von Eclanum) *et sociorum eius Pelagiique naeniis et garrulitate Celestii magnopere non cures, quorum alter propria verbositate blasphemat, alius emendicatis verbis loquitur.* Somit meint Hieronymus auch in dem um dieselbe Zeit geschriebenen Kommentar zu Hieremias den bekannten Pelagianer *C(a)elestius.* Sehr viel Fleiß und Mühe hat Reiter, hiebei von Engelbrechts großer Sachkenntnis, der auch ich soviel zu verdanken habe, ausgiebig unterstützt, auf die Nachweisung der Bibelzitate verwendet. Daß theologische Kritiker die eine oder die andere Stelle vermissen werden, ist wohl zu erwarten. Ich selbst habe mir nur p. 210, 20 notiert: *sed non secundum scientiam* = Rom. 10, 2. Die ausführlichen Prolegomena und die sorgfältig gearbeiteten vier Indices verdienen ein besonderes Lob. Bezüglich der letzteren ist Reiters Befürchtung (p. CXVII): '*ne cui prolixior fuisse videar*' unbegründet. Speziell ich bin ihm für das Muster, welches er mir gegeben hat, sehr dankbar.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Sigmund Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen. Mit 36 Textabbildungen und 6 Tafeln. Berlin, Weidmann 1913. XII und 573 SS. 8⁰. Preis Mk. 13·—.

Das vorliegende Buch will Probleme, die der Verf. in einer vor drei Jahren erschienenen und von Friedrich Stolz in dieser Zeitschrift Band 62, S. 520 besprochenen kleineren Schrift „Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft“ (1910) „nur entwickeln

und flüchtig streifen konnte", ausführlicher behandeln, nämlich „Die Frage nach der Herkunft und Ausbreitung unseres Sprachstammes und die Ermittlung des Kulturstandes seiner Träger, des indogermanischen Urvolks". Da Feists geschickte und flüssig geschriebene Darstellung sich an einen größern Leserkreis wendet, ist es durchaus berechtigt, wenn er manches viel breiter und von den Grundlagen aus darstellt, wo für den Fachmann — freilich wie wenige sind es in allen Einzelheiten dieses weiten Gebietes! — eine kurze Bemerkung genügen würde; den Fernerstehenden werden gerade die einleitenden Kapitel über die Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft und Altertumskunde und über die Erschließung der indogermanischen Grundsprache, sowie der Überblick über die Lautgestalt, die Betonungsweise, die Flexionsverhältnisse und die Syntax der indogermanischen Grundsprache recht willkommen sein. Der zweite Abschnitt „Sprachwissenschaft und Vorgeschichte" bespricht zunächst die historischen Anhaltspunkte und sprachlichen Gleichungen, die für die Zeitbestimmung der indogermanischen Gemeinschaftsexistenz in Frage kommen, des weiteren die Keramik, Rassen, Gräber, Geräte und Waffen der ausgehenden Steinzeit in Europa und Zentralasien; denn da die Auflösung des indogermanischen Urvolkes kaum sehr lange vor 2000 v. Chr. erfolgt sein dürfte, ist für den Ausgang der urindogermanischen Epoche von vornherein ein Kulturzustand vorauszusetzen, der sich auf dem Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit befand. Dabei stimmt der Verf. mit den meisten Indogermanisten darin überein, daß die bisherigen Versuche, gewisse keramische Kreise mit bestimmten Völkern in Zusammenhang zu bringen, noch kein Vertrauen zu erwecken vermögen. Im dritten Abschnitt wird dann eine ausführliche Darstellung dieser indogermanischen Kultur versucht, woran sich als vierter Abschnitt eine Übersicht über die Nachbarvölker der Indogermanen anschließt. Widersprechen muß ich dabei dem Verf., wenn er Hirts Einfall, daß die germanische und italische Anfangsbetonung eine starke Beeinflussung von Seite der etruskischen oder einer dieser naheverwandten kontinental-europäischen Sprache (rätisch oder eine nordeuropäische Ursprache) voraussetze, weiter ausbaut. Selbst wenn die aus dem übrigen Lautstande hergeholten Gründe mehr als Zufall sein sollten, so ist doch ein Zusammenhang gerade des Etruskischen mit dieser vollkommen hypothetischen nordeuropäischen Ursprache durch den gegenwärtigen Stand des etruskischen Problems alles eher als empfohlen.

Etwas näher soll auf das Schlußkapitel eingegangen werden, das des Verf. Glaubensbekenntnis über die Frage der Urheimat sowie über die Rassenfrage bringen soll; hier darf man auch vor allem erwarten, neuen Gesichtspunkten zu begegnen. Tatsächlich Neues gegenüber früheren Darstellungen der Urheimatsfrage mußte der Umstand zeitigen, daß das seitdem entdeckte sogenannte

Tocharische im Chinesisch-Ostturkestan des frühen Mittelalters in seiner Tragweite für die Frage der Urheimat und der Gruppierung der indogermanischen Sprachen untersucht und an den richtigen Platz gerückt sein wollte; ja, diese neuentdeckte Sprache scheint sogar die unmittelbare Veranlassung für Feists urgeschichtliche Studien gewesen zu sein, die sich zu dem vorliegenden Buche verdichtet haben. Und es bleibt daher zu untersuchen, ob das Tocharische wirklich in Feists Sinne zu einer Neuorientierung in unseren Fragen verpflichtet. Da sei auf die bekannte Scheidung in Kentum- und Satem-Sprachen eingegangen, die sich bisher glatt durchführen ließ: die palatalen Gutturale sind in den westlichen indogermanischen Sprachen durch Gutturale, in den östlichen dagegen durch *sch*- oder *s*-Laute vertreten und man hat darin eine bereits grundsprachliche Dialektverschiedenheit gesehen, derart, daß die Vorfahren der östlichen Indogermanenvölker bereits ursprachlich die Palatalen zu Zischlauten gewandelt oder sie doch wenigstens mit einem so stark entwickelten Reibungsgeräusch begleitet hätten, daß die einzelsprachliche Weiterentwicklung zu reinen Zischlauten nicht mehr aufzuhalten war. Und nun taucht im äußersten Osten des Sprachgebietes eine Sprache aus der Versenkung empor, die, obwohl geographisch eine östliche Sprache, doch den indogermanischen Palatalen ebenso wie die westindogermanischen Sprachen mit Gutturalen, nicht mit Zischlauten antwortet. Also ist es nach Feist nichts mit einer bereits ursprachlichen Differenz in der Aussprache der Palatalen und die Entwicklung der Zischlaute in den übrigen östlichen Sprachen ist eben erst einzelsprachlich. Vermag das Tocharische wirklich die Last dieser Schlußkette zu tragen? Es ist mir schwer verständlich, daß der Verf. nicht ernstlicher der sich doch sofort aufdrängenden Frage nähergetreten ist, ob denn die Träger der tocharischen Sprache von jeher da drüben im fernen Osten gesessen haben müssen und ob sie nicht vielleicht erst durch einen weiten Wanderzug dorthin verschlagen worden sind, so daß sie ursprünglich ein auch geographisch dem Kreise der westindogermanischen Kentumstämme angehöriges Volk gewesen wären. Sehen wir doch keltische Galater sich durch ein dichtbevölkertes und kulturell viel höher stehendes Gebiet den Weg nach Kleinasien bahnen; ein Zug, der sich nördlicher hielt, konnte viel ungehinderter durch Südrußland den Weg nach Osten finden und in vielleicht frühzeitiger Verbindung mit arischen Stämmen endlich Ostturkestan erreichen, ähnlich wie die arischen Alanen und die den Kentumstämmen angehörenden germanischen Goten zusammenwanderten, ohne daß jemand daraus einen Einwand gegen die Scheidung von Kentum- und Satemstämmen im Verband des indogermanischen Urvolkes geschmiedet hätte. Natürlich liegt es mir fern zu behaupten, daß die Tocharer ebenso wie die Galater gerade Kelten oder diesen und den Voritalikern besonders nahestehende Westindogermanen gewesen seien, so sehr

die Wiederkehr der Medialendung *-tr, -ntr* im Tocharischen gerade an letztere erinnert. Aber das muß gegenüber Feists vorschneller und übertriebener Ausbeutung des Tocharischen für urindogermanische Konstruktionen bereits heute mit aller Entschiedenheit gesagt werden, daß das Tocharische vorerst viel tiefer erforscht und in seinen Beziehungen zu sämtlichen indogermanischen Sprachen viel eingehender untersucht sein muß, ehe es in diesem oder jenem Sinne für Urgeschichtsfragen nutzbar gemacht werden kann und es muß ernstlich dagegen Verwahrung eingelegt werden, daß von der gänzlich unbewiesenen Vorstellung aus, daß es stets im Osten des Sprachgebietes seine Heimat gehabt habe, die bisherigen, auf guten Gründen beruhenden Anschauungen als abgetan hingestellt werden. Nur nebenbei sei auf die offenbar ganz mißverständliche Bemerkung über tocharisch *ckacar-θυγάτηρ* (S. 440) hingewiesen.

Auch über alle andern Isoglotten, die man bisher wenigstens im Keime in die Ursprache verlegt hat, urteilt Feist ähnlich absprechend, ohne daß man den Eindruck empfinge, daß diese Skepsis aus vollständiger Durchdringung der Probleme geflossen sei, wie auch andere Bemerkungen, so die über die Entwicklung der *mediae aspiratae* (S. 448), offenbar ganz an der Oberfläche haften.

In der Rassenfrage bekämpft der Verf. die Anschauung, daß die Germanen den reinsten Typus zugleich der indogermanischen Rasse fortsetzen, mit anderen Worten, daß die blonden und blauäugigen Langköpfe des Nordens den Kern des indogermanischen Urvolkes ausmachten und daß alle nachmaligen Rassenverschiedenheiten der indogermanischen Völker erst dadurch entstanden seien, daß jene nordische Rasse bei ihrer Ausdehnung über weite Gebiete zwar die indogermanische Sprache verbreitete, aber körperlich in den Rassen der Unterworfenen aufging. Gewiß wird jeder, dem es um wissenschaftliche Wahrheit zu tun ist, dem Verf. zustimmen, daß bei der Behandlung dieser schwierigen Fragen alle nationalen oder besser gesagt Rassenvorurteile zu schweigen haben. Tatsächlich kann es dem Germanen von heute vollkommen gleichgiltig sein, auch wenn nach Feists Ansicht die Germanen ursprünglich gar nicht indogermanisch geredet hätten, sondern erst nachträglich — er denkt, durch die Kelten — die indogermanische Sprache aufgedrängt erhalten haben sollten. Denn schließlich ist es für das Germanentum Ruhms genug, daß es nach seiner Konsolidierung das zermorschte Europa Roms auf neue, gesunde Grundlagen gestellt und mit seinem Geiste erfüllt hat. Es kann also lediglich auf vorurteilslose Prüfung der sachlichen Gründe ankommen. Wenn nur die von Feist für die erst nachträgliche Indogermanisieruug der Germanen zusammengestellten nicht einen so unglaubhaften Rest übrig ließen. Der Vergleich mit den Bulgaren hinkt so schlimm, daß er eher das Gegenteil stützt; die türkischen Bulgaren nahmen von der Mehrzahl der unterworfenen Slawen die slawische Sprache an, ohne in der Rasse dominierend zu bleiben; in unserem Falle

dagegen sollen umgekehrt die unterworfenen Germanen die Sprache der (keltischen?) Herren übernommen haben, obwohl sie, wie die im Norden fast ganz reine Rasse zeigt, in der ungeheuern Überzahl gegenüber den Eroberern gewesen sein müßten! Oder soll diese Rassenreinheit erst durch allmähliche Wiederausscheidung der mit den „Herren" eingedrungenen fremden Rassenelemente wiedergewonnen sein? Über die anthropologische Möglichkeit eines solchen Vorganges, etwa bedingt durch das Klima, kann heute bekanntlich noch nicht mit Sicherheit geurteilt werden; aber wenn jene Indogermanisierung der Germanen nach Feist erst um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends erfolgt sein soll, so scheint es doch ganz ausgeschlossen, daß in der für anthropologische Umwandlungen gewiß kurzen Zeit bis zum ersten Bekanntwerden der Germanen die Ausscheidung der fremden Rassenelemente bereits eine so gründliche gewesen sein sollte; daß der nordgermanische Typus damals noch nicht so „germanisch" gewesen sei als heute, wird wohl niemand behaupten wollen.

Was gibt uns ferner ein Recht, die Kelten, wie sie uns im Altertum beschrieben werden, in einen Rassengegensatz zu den Germanen zu setzen? Gewiß nicht die heutigen Kelten, welche natürlich den Rassenstempel der Urbevölkerung jener Länder erhalten mußten, in die sie nachher vordrangen. Jene Theorie ist also offenbar ganz ungenügend auf ihre Konsequenzen hin durchdacht und durfte nicht als „höchst wahrscheinlich" hingestellt werden; am allerwenigsten in einem Buche, das sich an einen größeren Kreis von nicht Sachkundigen wendet, die ganz besonders auf eine auch nach der andern Seite hin vorurteilslose Darlegung angewiesen sind. Vielleicht wär's beim heutigen Stande des Problems überhaupt besser, keine populären Bücher darüber zu schreiben. Feist stellt ja selber die hauptsächlichsten Punkte zusammen, die für Blondheit und Blauäugigkeit der Indogermanen sprechen, ohne sie in der Mehrzahl für unglaubwürdig zu halten; verblüffend ist geradezu der rotblonde und blauäugige Indogermanentypus, den uns sein Titelbild sogar noch für Ostturkestan sicherstellt. Freilich gibt es auch, speziell in Europa, kurzköpfige blonde Rassengebiete und eine der Hauptschwierigkeiten liegt eben darin, daß die Anthropologie uns heute noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen vermag, ob diese andern blonden Typen einer ursprünglichen Konstante entsprungen sein müssen, oder ob sie Kreuzungsergebnisse von blonden Dolichokephalen mit kurzköpfigen Rassenelementen sein können. Insoferne also ist Feists Zurückhaltung in der Bestimmung des indogermanischen Rassentypus freilich voll berechtigt.

Bei der Suche nach der Urheimat ist Feist wieder vollständig von dem Licht geleitet, das das Tocharische auszustrahlen scheint; die Tocharer sind nach ihm „vermutlich als ein in Zentralasien zurückgebliebener Teil des ersten Auswandererschubes der indogermanischen Stämme anzusehen, d. i. derjenigen, die sich am

weitesten westlich vorgeschoben haben . . . Bewährt sich die Annahme, die Tocharer seien ein Rest der ersten Auswanderungsschicht des indogermanischen Stammvolkes, dann könnte der Ausgangspunkt etwa in den Gegenden um den Oxus und Jaxartes in Russisch-Turkestan gesucht werden". Wie's mit dem Tochárerargument steht, dürfte oben genügend deutlich geworden sein. Gerade beim Aufbau der indogermanischen Urgeschichte bedarf es aber der gewissenhaftesten Prüfung jedes einzelnen Bausteines auf seine Tragfähigkeit hin, sonst bauen wir Luftschlösser.

Innsbruck. A. Walde.

Englmanns Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Anmerkungen, literatur- und sprachgeschichtlichem Abriß und Wörterbuch, neubearbeitet von Dr. Georg Kinateder. München, J. Lindauer 1913.

Englmanns Mhd. Lesebuch, dessen frühere Auflagen Brenner besorgte, ist von Kinateder nach den Bestimmungen der neuen bayrischen Lehrordnung erheblich umgestaltet worden. Die Einleitung führt durch 'Grundlinien' der altdeutschen Literaturgeschichte zu den mhd. Texten heran, die natürlich den Nibelungen und Walther die beherrschende Stellung einräumen. Die höfische Epik ist nur durch eine Auswahl aus dem Armen Heinrich vertreten (auch die 'Grundlinien' werden Wolfram nicht gerecht), während die Lyrik vom Kürnberger bis auf Neidhart durch reichliche Proben gekennzeichnet wird; zu begrüßen ist es, daß auch die Vagantendichtung ein Plätzchen gefunden hat. Eine treffliche Auslese aus der Gnomik, eine Predigt Bruder Bertholds und ein paar kulturgeschichtlich merkwürdige Bestimmungen des Schwabenspiegels bringen auch diese Seiten des altd. Schrifttums zur Geltung. Für die Einführung ins Mhd. galt dem Verfasser als methodischer Grundsatz, 'nichts vorauszusetzen, mit der Lektüre sofort zu beginnen, dabei doch ein wirkliches Verständnis zu erzielen und bei angemessenem Fortgang den Schüler systematisch mit den wichtigsten Erscheinungen der mhd. Grammatik bekannt zu machen'. Er stellt sich somit dieselbe Aufgabe wie Zupitza, löst sie aber ganz selbständig. Recht glücklich — und nach zwei Seiten belehrend — ist die ständige Heranziehung von Eigennamen, besonders Ortsnamen, zur Aufhellung mhd. Formen. Die sprachlichen Erklärungen begleiten den Text als Fußnoten und werden nach größeren Abschnitten systematisch zusammengefaßt (ein Register der syntaktischen Bemerkungen ist dem Wörterbuch einverleibt), während für die Erläuterung des Inhalts und der poetischen Form die 'Anmerkungen' sorgen, indem sie die wichtigsten Ergebnisse der Forschung in knappen Noten für den Unterricht verwerten. Hier wäre wohl einiges zu berichtigen. Horands Morgenlied (Gudr.

Str. 379) kann unmöglich als Tagelied bezeichnet werden. Allzukühn ist auch die Auffassung dieses Sängers als Personifikation des murmelnden Meeres (S. 150). Burdachs Tegernseer Urkunde von 1212 ist längst als Irrtum erkannt; sie gehört in die Zeit Ottos III., nicht Ottos IV. (vgl. PBB 33, 52). Der grammatische Abriß bringt die Haupttatsachen aus der germanisch-deutschen Sprachgeschichte und führt die Vergleichung des mhd und des nhd. Laut- und Formenstandes recht anregend durch. Die Mundart zu berücksichtigen, war dem Verf. 'im Zeitalter des bayrisch-österr. Wörterbuchs' zu seinem Leidwesen unmöglich, da sein Lesebuch eben für ganz Bayern bestimmt ist; doch erwägt er für die einzelnen Mundarten die Beigabe von Merkblättern. Ein Anhang bespricht den Umfang des deutschen Sprachgebiets in alter und neuer Zeit (mit einem dankenswerten Hinweis auf den deutschen Schulverein) und die geschichtliche Entwickelung der mhd. Schriftsprache. Das Buch ist eine tüchtige Leistung und darf fast in jeder Beziehung als vorbildlich bezeichnet werden. Die Ausstattung ist gediegen und der Druck recht sorgfältig; S. 92, 164 l. *wœtlîche*; 97 l. *mime* st. *mine*; 114, 9 l. *âtem*; 164 l. *p* (st. *k*) > *pf*; 166 l. *igi* (st. *egi*) > *i*.

Graz. Anton Wallner.

Dr. Otto Rommel, Alt-Wiener Volkstheater. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von .. In sieben Bänden [Deutschösterr. Klassiker-Bibliothek, Herausgegeben von Dr. Otto Rommel].

Daß die Klassikerbibliothek Rommels einem Bedürfnis entspricht, wird jeder unterschreiben, der — besonders in Österreich — deutsche Literatur vorgetragen hat und gerne seine Zuhörer auch mit der literarischen Tätigkeit des östlichen Donaulands, vor allem Wiens, vertraut machen möchte. Wie mühsam mußte der Schreiber dieser Zeilen vor 8—9 Jahren aus den großen Bibliotheken sich z. B. Meisls „Der lustige Fritz" u. ä. verschaffen, um doch authentische Belegstellen und Bruchstücke zu Gehör zu bringen. — Rommel hat hier I aus der Frühzeit K. F. Heunseler. E. Schikaneder, P. F. Königsteiner zu Worte kommen lassen. Des letzteren „Braut in der Klemme" ist trotz des unbedeutenden, verwicklungsarmen Gegenstandes doch wegen der Echtheit und heimischen Ursprünglichkeit der Charakterbilder von Wert. Von Heunseler (Heusler) wird das „Donauweibchen", von Schickaneder (Schikaneder) der „Tiroler Wastl" gebracht. Von Josef Gleich bietet der II. Band als Beispiel für die Lokalposse „Die Musikanten vom Hohen Markt", als Vertreter der Zauberstücke „Ydor, der Wanderer aus dem Wasserreich" und als Probe des Sittenstückes „Die weißen Hüte". Der III. Band bringt

zunächst die Einleitung über „Das Wiener Volkstheater vor Raimund" und mit dem IV. Bande Proben aus Karl Meisl: „Das Gespenst auf der Bastei", „Das Gespenst im Prater", wo die Gespenster so verwienert erscheinen, daß sie sich in ihrer Bonhonnerie von den leichtsinnigen Verschwendern anpumpen lassen, das Sittenstück „Die Geschichte eines echten Schals in Wien", die Entführung der Prinzessin Europa", wo Zauberei und Sittenstück in Eins zusammenfließen — „der Jupiter" ist ein jovialer alter Wiener, der es mit der ehelichen Treue nicht genau nimmt, dabei aber seiner „Prinzessin" als Ochs viel besser gefallen hatte, denn in seiner wahren Gestalt — die Parodie „Die Frau Ahndl", wo statt Grillparzers Schärpe den Jaromir ein ausgerissener „Rockschößl" verrät, und endlich das Traumstück „Der lustige Fritz", worin das alte Motiv wieder gehörig verwienert erscheint — aus dem träumenden Königssohne machte Gleich ein Wiener Früchtl und nahm in der Durchführung stärkste Rücksicht auf das Talent Raimunds. Der V. und VI. Band bietet von Adolf Bäuerle die Lokalposse „Die Bürger in Wien", das Volks- und Zauberstück „Aline oder Mine in einem anderen Erdteile", die komische Lokaloper „Der Fiaker als Marquis", die Posse mit Gesang „Die falsche Primadonna" (die berühmte Sängerin Catalani hat damals sogar den Eipeldauer bezeichnet und nun sendet angeblich der König seine beste Sängerin, um die Hochzeit des Bürgermeisters von Krähwinkel zu feiern) und das einaktige Lustspiel „Die schlimme Liesel". Der VII. Band enthält von Friedrich Kaiser eines seiner besten Lebensbilder, das Original-Charakterbild mit Gesang „Die Schule des Armen" und die Posse mit Gesang „Der Schneider als Naturdichter". Schade, daß nicht auch eines seiner „Zeitgemälde", etwa „Abraham a Sta. Clara" oder „General Laudon" abgedruckt wurde.

Rommel hat als belesener Literarhistoriker von scharfem Urteil seine höchst belehrenden Einleitungen über die einzelnen Dichter, ihre Quellen, ihre einzelnen Geschmacksrichtungen jedem Bändchen vorausgehen lassen, die wir der Lektüre aller Theaterfreunde mit vollem Gewissen empfehlen; auch die Kulturgeschichte von Alt-Wien kommt hier zu ihrem Teile. Da sich der 4. und der 18. Band von Rommels „Deutschösterreichischer Klassikerbibliothek" mit Raimund und Nestroy befaßt, so liegt nun eine Auswahl aus den Früchten der Wiener Volksdramatik vor Anzengruber in wünschenswerter Vollständigkeit vor uns. Wir hätten nur noch von Philipp Hafner, der freilich einer viel früheren Zeit angehört (etwa „Der von dreien Schwiegersöhnen geplagte Odoardo") und doch wohl auch von Castelli eine Probe empfangen, so sehr dieser auch in seinem Wienertum unecht sein mag, gleichwie er in seiner Mundart als Dialektdichter unecht ist. Auch die textkritische Durchführung des Abdruckes ist zu loben, es findet sich wenig zu beanständen, was überdies schon in den

handschriftlichen oder erstgedruckten Originalen fehlerhaft. In Band III, S. 61, heißt es wohl „randigs Bübl“ (d. i. launiges Büblein“), nicht „raudigs“ (räudiges). Band I, S. 145, „auf i packt'“ soll heißen „auffipackt“, d. i. hinaufgepackt; S. 108 „Schaut's a amal an“ soll heißen: „Schau da's amal an.“ S. 125 soll es statt „Grimzger und Buttenberger“ schon wegen des Metrums heißen; „Grinzinger und Luttenberger“. — Wir begrüßen diese verdienstvolle Arbeit, welche für die „Deutschösterreichische Literaturgeschichte“ und deren Verbreitung unter die deutsche Intelligenz erst das erforderliche Anschauungsmaterial darstellt.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Jul. Elias, M. Osborn, Wilh. Fabian, K. Jahn, L. Krähe, F. Deibel, M. Morris. Einundzwanzigster Band (1910). Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag (F. Feddersen).1912.

Die deutsche Literaturwissenschaft der neueren Zeit hat sich seit Jahren die Anlage von Bibliographien besonders angelegen sein lassen. Sie ist auch, durch die ungeheuere Zersplitterung des Materials, das ihr dienstbar ist, wie kein anderes Wissensgebiet gezwungen, die tausende und abertausende von Büchern, Broschüren, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen, die literarhistorische Stoffe behandeln, sorgfältig zu sammeln und zu registrieren. Außer einer Reihe von Zeitschriften, die dies mit viel Eifer besorgen — „Literarisches Zentralblatt“, „Literarisches Echo“, „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“ — sind es die von F. Dietrich herausgegebenen Sammlungen deutscher und fremdsprachlicher Aufsätze sowie der Rezensionen, die für jeden Zweig germanistischer Betätigung dankenswerte Hinweise geben. Dazu gesellen sich die freilich stets etwas verspätet erscheinenden Bibliographien des „Euphorion“, die Alfred Rosenbaum musterhaft bearbeitet. Als Abschluß und Krönung aller germanistischen Bibliographie haben die „Jahresberichte“ zu gelten, die trotz der größten Fährlichkeiten und Widerwärtigkeiten nun schon seit 21 Jahren Überblicke über die gesamte Literatur vom XVI. bis XX. Jahrhundert in Jahresbänden zu geben suchen. Während sie von 1890 bis 1901 (in den ersten 12 Bänden) die eigentliche Bibliographie unter einen erläuternden Text setzten, wurde dieses zusammenhängende Material seit dem 13. Band in zwei Bänden abgesondert; einer enthält die von Oskar Arnstein bearbeitete Bibliographie, während der Text von einer von Jahr zu Jahr steigenden, oft aber auch rasch wechselnden Anzahl von Gelehrten geschrieben ist. Dieser Wechsel der Mitarbeiter ist zunächst durch die immer weiter um

sich greifende, aber durchaus anerkennenswerte Methode der Redaktion, die Literaturgebiete in möglichst viele Unterabteilungen zu trennen, bedingt, dann aber auch durch eine Reihe beklagenswerter Todesfälle — voran den Erich Schmidts! — und Absagen von Mitarbeitern, denen Berufsüberbürdung u. dgl. die weitere Teilnahme an dem förderoswerten Unternehmen verbietet. Zwischen dem ersten Band dieser „Jahresberichte" und dem 21. besteht hinsichtlich der Bearbeiter der größte Unterschied. Max Hermann, Anton Schönbach, Richard Maria Werner, Richard M. Meyer, Andreas Heusler, Siegfried Szamatólski, Georg Ellinger, Philipp Strauch, Johannes Bolte, Gustav Roethe, Alexander Reifferscheid, Max v. Waldberg, Alexander v. Weilen, Edward Schröder, Paul Schlenther, Heinrich Welti, Eugen Kühnemann, Franz Muncker, Ludwig Geiger, Otto Pniower, Otto Harnack, Albert Köster, Ernst Elster, die den ersten Band bereiten geholfen hatten, begegnen heute nicht mehr als Referenten der „Jahresberichte". Bis auf die Kapitel „Lessing", dem Erich Schmidt seit dem ersten Jahrgange bis zu seinem allzu frühen Tode stets seine bewunderungswürdige Arbeitskraft widmete, und „Romantik", die Oskar Walzel 21 Jahre lang gründlich und klug behandelt, erhielten die einzelnen Abschnitte neue Bearbeiter, wobei man sehr oft freudig vollwertigen Ersatz feststellen darf, gelegentlich aber auch mit der (durch die hingebungsvolle Redaktion ungewollten) Änderung nicht durchaus einverstanden sein muß. An Stelle Ernst Elsters, der Heine und dem jungen Deutschland viele Jahre lang geradezu unübertreffliche bibliographische und meisterhafte kritische Arbeit angedeihen ließ, ist jetzt für Heine Jonas Fränkel getreten. Der Unterschied zwischen einst und heute fällt bei dieser Rubrik nicht zu Gunsten des „Jetzt" aus und nur ein Beispiel soll ihn illustrieren. In keiner Darstellung Elsters wird man jemals dem Vermerk begegnen, daß er irgend einen Aufsatz, selbst in den entlegensten außerdeutschen Blättern, nicht erreichen konnte. Fränkel stimmt Klagelieder an, daß ihm oft und oft Zeitungsnummern unerreichbar blieben. Da muß man sich wohl die Frage stellen, ob uns solche Arbeit fromme? Der Aufsätze in den germanistischen Zeitschriften werden wir alle leicht habhaft; wenn die „Jahresberichte" Nutzen stiften wollen, kann er nur darin gesehen werden, daß sie über Aufsätze informieren, die z. B. in Frankreich erscheinen. Die französische Zeitschrift „L'opinion", die am 18. April 1909 einen wichtigen Heineartikel brachte, ist in keiner Wiener Bibliothek zu finden. Wäre sich der Heinereferent der „Jahresberichte" seiner Aufgabe bewußt, dann müßte er eben über derartige schwer auffindbare — von Fränkel auch wirklich nicht aufgefundene — Aufsätze referieren. Gerade in solchen Dingen dürfen die „Jahresberichte", die ein Ideal vorstellen müssen, nicht im Stiche lassen und einzelne Begutachter (Rudolf Unger, Victor Michels, Max Morris, Franz Deibel, Gustav Kohlfeldt, Wilhelm Creizenach, Hans Daffis

und noch einige) werden ihrer Aufgabe auch in dieser Hinsicht vollkommen gerecht.

In einem zweiten wichtigen Punkte haben sich die „Jahresberichte" seit der Zweiteilung der Bände sehr zu ihrem Vorteile verändert. Sie waren ehedem bibliographisch ungenau, indem sie sorgfältige Angaben von Nummern und Erscheinungsjahren der Aufsätze schwer vermissen ließen. Wenn sie mir als Erscheinungsjahr eines Aufsatzes in der Berliner „Nationalzeitung" 1907 angaben, während es 1906 zu lauten hat, so bürdeten sie eine geradezu qualvolle Arbeit auf. Reichsdeutsche Zeitungen sind in Wien schwer oder gar nicht aufzutreiben. Suchte man sich sie auf Grund der „Jahresberichte"-nachweise zu verschaffen, so ging man gelegentlich fehl. Diesem Übelstande ist jetzt durch die Anlage einer eigenen einheitlichen Bibliographie bestens abgeholfen, und man muß dem Organisator dieser Neugestaltung, dem im Dienste der „Jahresberichte" aufgehenden Julius Elias, wärmsten Dank dafür sagen.

Gegen den kritischen Teil der „Jahresberichte" sind, soweit einige Referenten in Frage kommen, ein paar Bedenken zu erheben. Diese verkennen nämlich ihre Aufgabe vollends, daß sie Bericht zu erstatten und zu orientieren haben. Diese Referenten — polemisieren. Sie machen ein rein informatives Organ zu einem Stapelplatze ihrer persönlichen Polemiken. Ein gewisser Artur Stiefel z. B. hat über einen 60 Seiten in Lexikonformat umfassenden Aufsatz Bericht zu erstatten. In diesem Aufsatze wird seiner in einem Satze flüchtig gedacht. Er stürzt sich auf diesen einen Satz, übersieht den übrigen Inhalt völlig, den er mit zwei Zeilen abtut, und läßt gegen den einen Satz, in dem er mit vollem Rechte angegriffen wurde, eine längere Schimpfrede los, in der er sich auch das niedliche Kunststückchen leistet, dem Verfasser einen Satz unterzuschieben, den er aus drei fernab voneinander liegenden Sätzen komponiert hat. Oder er will seinem Gegner mangelhaftes Sprachwissen vorwerfen, weil in seiner Abhandlung der Druckfehler Larrons statt Carrons stehen blieb. Dabei ist Stiefel natürlich nicht imstande, den Beweis, den er sich wünscht, zu erbringen, daß nämlich von ihm eine Piece des Tirso „*Il n'est pire sourd*" ermittelt worden wäre. Um sich um diese einwandfreie Tatsache herumzudrücken, redet Stiefel von allem Möglichen des Langen und Breiten — die Hauptaufgabe, die ihm gestellt war, bleibt ungelöst! Die stoffgeschichtlichen Arbeiten des Jahres 1910 werden nur oberflächlich oder gar nicht besprochen, dafür gegen alles, was Stiefel nicht genehm ist, wütend polemisiert, und zwar ohne stichhältige Gründe, über die lässig hinweggegangen wird. Damit ist natürlich keinem Benützer der „Jahresberichte" gedient, die sich über Tatsachen informieren lassen wollen. Das Referat Stiefels wirkt um so peinlicher, als einst Weilen und Bolte über dieses und einschlägige Kapitel referierten.

So schlimm ist es natürlich nur um diesen einen Teil des Textes der „Jahresberichte“ bestellt. Freudig begrüßen darf man im Gegensatze zu Stiefels Spiegelfechtereien den meisterhaften Essay Oskar Walzels, der über Romantik wahrhaft erschöpfend berichtet und so recht zeigt, wie eine Jahresübersicht auszusehen hat. Wie Walzel seinen Stoff anordnet und darstellt, wie sachlich und unpersönlich er schildert, selbst wenn er mit einem Verfasser nicht eines Sinnes ist, ja sogar von ihm angegriffen wurde, das ist wertvoll und lesenswert. Seit Wilhelm Diltheys Ableben ist Walzel als der hervorragendste Essayist unserer Zeit anzusprechen; in ihm paart sich seltene literarhistorische Kenntnis mit vollendeter philosophischer Durchdringung des Materials. Diese letztgenannte Eigenschaft kommt seinen „Jahresbericht“referaten am meisten zustatten; wie er über die Philosophen der Romantiker unterrichtet, das ist immer ein aparter ästhetischer Genuß, ein bemerkenswertes Weiterführen ihrer Doktrin voll lebendigster Anschaulichkeit. Nichts Schales und Plattes läuft ihm unter; hier schaltet ein Gelehrter souverän mit seinem Thema, das er jedem Leser völlig nahebringt. — Auch Max Morris' Ausführungen über Goethes Dramen zeigen so recht, auf welcher Höhe viele Kapitel der „Jahresberichte“ stehen. Knapp, mit Vermeidung überflüssigen Beiwerkes, wird informiert, alles Wesentliche gesagt und immer mit sicheren Griffen aus den einzelnen Publikationen, die zu besprechen sind, das herausgeholt, was dem Benützer von Wert sein kann. Ebenso sachlich hat Morris den Abschnitt „Allgemeines“, der Goethe betrifft, dargestellt. Jeder Satz ist informativ — mehr ist nicht Aufgabe eines Berichterstatters dieser Hefte.

Von den anderen Verfassern, von denen die meisten erfreulicherweise den Bahnen Walzels und Morris' folgen, kann hier nicht ausführlich gesprochen werden. Nur das Kapitel „Literaturgeschichte“, das Rudolf Unger behandelt, sei noch mit wenigen Worten gestreift. Man wird den Ausführungen, die inhaltlich und formell auf bemerkenswerter Höhe stehen, durchaus beipflichten können. Nur mit der den Rahmen etwas sprengenden, gedehnten Anpreisung der von A. Schaer herausgegebenen Aufsätze Emil Kuhs kann ich mich nicht recht einverstanden erklären, weil ich ihren ästhetischen und kritischen Wert nicht so hoch stelle wie Unger. Daß die Sammlung von Kuhs Aufsätzen dankenswert war, sei zugegeben; ob wir diesen aber heute nicht in entscheidenden Punkten arg widersprechen müssen, ist eine andere Frage. Kuh hat seine Verdienste als Literarhistoriker; aber all seinen Arbeiten haften doch sehr empfindliche Mängel an, so daß man ihrer nicht restlos froh wird. Unger schätzt sie durchaus — käme er auf seinen Arbeitsgebieten einmal dazu, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, so gelangte er zweifellos zu Einschränkungen seiner bedingungslosen Zustimmung, die er merkwürdigerweise einem anderen Werke, der Bearbeitung des 27. Heftes vom neunten

Bande des Goedekeschen Grundrisses durch Alfred Rosenbaum so sehr versagt. Unger beklagt sich über den immer vollständiger werdenden Goedeke — wir anderen wünschten vielleicht nichts anderes, als daß er restlos vollständig würde. Gewiß geht Rosenbaum darin etwas zu weit, daß er z. B. längst überholte Quellen noch immer als Quellen anführt, daß Brümmer und Kehrein, Alberti und Wurzbach selbst dort aufgezählt werden, wo große Biographien vorliegen, durch die diese Lexikographen entscheidend verdrängt sind. Aber sonst wünschte man doch gewiß tunlichste bibliographische Vollständigkeit, der eben Rosenbaum mit Eifer nachzustreben sucht. Wir haben Artikel im Goedeke, die Unger zeigen können, wohin die Sichtung eines Materials nach nicht zu ergründenden Grundsätzen führt; er sehe sich nur einmal die Kapitel Börne und Heine an! Wenn er die dort gemachten Angaben allein maßgebend sein ließe, so fehlte ihm wohl so ziemlich jede Genauigkeit. Eine Bibliographie soll aber niemals Auswahlen treffen, sondern diese dem Benützer zu treffen überlassen. Denn was dem einen ohne Wert erscheint, kann für einen anderen immerhin solchen besitzen. Ein Kapitel des Goedeke, von Rosenbaum vorgelegt, hat gewiß immer den Vorzug, daß es gewissenhaft bearbeitet ist und nichts Wesentliches vermissen läßt. Davon sollte Unger den fleißigen Bibliographen keineswegs abzuhalten suchen!

Eine Forderung möge, da sich der Gesamtinhalt des letzterschienenen Bandes dieses verdienstlichen Unternehmens in diesem engen Rahmen nicht nach Gebühr charakterisieren läßt, zum Schlusse erhoben werden, daß nämlich der Text immer in durchaus einwandfreier Sprache hergestellt werde. Fügungen, wie „so oberflächlich als (!) möglich“ (S. 612), „Der Wert ist ein ungleichmäßiger“ (S. 613), „schwerwiegendst“ (!) (S. 611), rechtfertigen Wustmanns verbitterte Klage, daß man heutzutage ein Buch an einer beliebigen Stelle aufschlagen könne und dort grobe Sprachdummheiten finde. Den „Jahresberichten“ sollte man diesen Vorwurf am wenigsten machen dürfen.

Es steht zu hoffen, daß die „Jahresberichte“, die bereits mehr als zwei Dezennien zu Nutz und Frommen der Germanistik wirkten, auch künftighin ihre achtunggebietende Höhe bewahren werden. Die tüchtige Redaktion, die meisten ausgezeichneten Mitarbeiter und der um diese Publikation hochverdiente Verlag bieten wohl die beste Gewähr dafür.

Wien. Friedrich Hirth.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1913. Preis geb. Mk. 20.

Das hier in zweiter Auflage vorliegende Werk ist die umfassendste Darstellung des gesamten französischen Schrifttums, welche wir in deutscher Sprache besitzen. Es erschien in erster Auflage im Jahre 1900 und hat sich seitdem, dank seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, der gemeinverständlichen Behandlung des Gegenstandes und der prächtigen Ausstattung, in weiten Kreisen viele Freunde erworben. Nach 13 Jahren ist nun eine zweite Auflage notwendig geworden. Wie bei der deutschen und bei der englischen Literaturgeschichte desselben Verlags, so ist auch hier der Umfang des Buches derart gewachsen, daß eine Teilung in zwei Bände und damit eine Erhöhung des Preises (von 16 auf 20 Mk.) eintreten mußte, welche in Anbetracht des Gebotenen wohl zu rechtfertigen ist, dem Absatz aber kaum förderlich sein dürfte. Die erste Auflage zählte 733 Seiten, die zweite 333 + 511 (Summe 844) Seiten, also über 100 Seiten mehr.

Dieser Zuwachs kommt nur in geringem Maße dem I. Band zugute, welcher die Zeit von den Anfängen bis zum XVI. Jahrhundert behandelt und Prof. Dr. Hermann Suchier in Halle a. S. zum Verfasser hat. Immerhin war Suchier bemüht, die Forschungsergebnisse des letzten Jahrzehnts zu verwerten, und der Vergleich der beiden Auflagen zeigt an verschiedenen Stellen seine bessernde Hand. Den mit der Materie vertrauten Leser wird es vor allem interessieren, welche Stellung Suchier zu der Frage der Entstehung der Chansons de geste einnimmt, die in jüngster Zeit besonders viel diskutiert und durch Bédiers epochemachende Publikation „*Les légendes épiques*" (4 Bde., 1908—1913) in neue Bahnen gelenkt wurde. Vor dem Erscheinen dieses Werkes betrachtete man die altfranzösischen Heldengedichte als degenerierte Abkömmlinge von zeitgenössischen episch-lyrischen Liedern (Cantilenen) über historische Ereignisse oder erblickte in ihnen eine Fortsetzung Merowingischer Epik. Was sie an Abweichungen von der geschichtlichen Wahrheit boten, deutete man als Entfernung von der historischen Tradition und berief sich dabei auf die große Spanne Zeit, welche von den betreffenden Ereignissen bis zur Niederschrift der vorhandenen Fassungen vergangen war. Einzelne Forscher wagten es schon früher, von dieser Lehrmeinung abzuweichen, aber erst Bédier hat sie in ihren Grundvesten erschüttert. Bédier ging davon aus, daß es für eine spätere Generation aktuelle Anlässe gegeben haben müsse, um sich mit so weit zurückliegenden Dingen zu beschäftigen, und er zeigte, daß die Chansons de geste fast sämtlich Hinweise auf Kirchen, Klöster, Schlösser, Ruinen, Gräber und andere Merkwürdigkeiten an den großen Pilgerstraßen des Mittel-

alters (nach Santiago de Compostella und Rom) enthalten und daß sich an diese Objekte die epische Legende geknüpft habe. Durch das Zusammenarbeiten von Mönchen und Spielleuten, die beide ein Interesse daran hatten, auf das an den Pilgerstraßen besonders zahlreiche Publikum einzuwirken, seien jene dichterischen Fiktionen entstanden, die uns vorliegen und die je nach Umständen mehr oder weniger historisch ausfielen. Bédiers Beweisführung ist bei vielen dieser Gedichte so überzeugend, daß man sich ihr kaum entziehen kann. Da Suchier mit seinen Ansichten noch in der älteren Zeit wurzelt, bietet es für den Fachmann einiges Interesse, zu erfahren, wie er sich zu dieser neuen „Legenden-Theorie" verhält. Bédiers Arbeiten werden allerdings in den, übrigens von Prof. Birch-Hirschfeld zusammengestellten „Literaturnachweisen" am Schlusse des II. Bandes mehrmals genannt, aber die Spuren, welche sie im Texte zurückgelassen haben, sind sehr spärlich. Wie bei Léon Gautier, bei Gaston Paris, Pio Rajna und wie in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, so wird auch hier noch das Hauptgewicht auf die Einflüsse des fränkischen Heldengesanges und auf die Merowingersage *(Floovant)* gelegt. Das Studium Bédiers verrät sich nur in wenigen Zeilen auf S. 18: „Sie [die Spielleute] zogen von Ort zu Ort, sangen bald in einer Ritterburg, bald in einer Bauernschenke oder auf dem Jahrmarkt. Man fand sie auf den Stationen der großen Pilgerstraßen nach Rom und Santiago, auf den Straßen zu Wallfahrtsorten, und wo es die Ehre des Heiligen und die materiellen Vorteile des Klosters galt, wurden sie auch von den Mönchen gern gesehen; denn sie zogen Gäste in das Klosterhospiz oder hielten die Pilger dort fest". Bei den einzelnen Gedichten werden die Resultate von Bédiers Forschungen leider gar nicht berücksichtigt, und so ist das Bild, welches Suchier von der altfranzösischen Epik entwirft, bei aller Sachkenntnis, die es sonst verrät, leider nicht ganz auf der Höhe moderner Wissenschaft. (Man vgl. S. 22 Isembart et Gormont, S. 28 Rolandslied, S. 35 Wilhelm von Toulouse, S. 41 Ogier, S. 46 Girart de Roussillon, S. 48 Raoul de Cambrai, S. 54 Amis et Amiles etc. etc.). Eine Neuerung gegenüber der ersten Auflage hat Suchier eingeführt, indem er im 2. Kapitel, nach dem Muster der altfranzösischen Literaturgeschichte von Voretzsch, die angeblich ältesten erhaltenen Chansons de geste aus den traditionellen Gruppen der Geste du roi, der Geste de Garin und der Geste de Doon heraushebt. Er bespricht darin *Isembart et Gormont*, die im Jahre 1903 aufgefundene *Chanson de Willelme (L'Archamp)* — hier verficht Suchier seine Lieblingstheorie über Vivian (S. 24) — *Covenant Vivien*, welches Gedicht er für eine Umarbeitung des vorgenannten hält, *Roinoart, Aliscans* und andere Wilhelmsepen, schließlich die Karlsreise und das Rolandslied.

Eine andere Frage, welche die Gelehrten gegenwärtig viel beschäftigt, ist die nach der Originalität und den Quellen des

größten höfischen Epikers der Franzosen, Chrestiens von Troyes. Hier stehen die Meinungen von Gaston Paris und Wendelin Foerster einander gegenüber. Ersterer nimmt anglonormannische Quellen für Chrestien an, letzterer hält Chrestien für den Schöpfer der Artusepik, die ihrem Wesen nach französisch sei. In dieser Frage spielen die sogenannten Mabinogion des Roten Buches von Hergest, kymrische Versionen einiger Chrestienscher Stoffe, eine große Rolle, und obwohl die Abhängigkeit derselben von Chrestien ziemlich außer Zweifel ist, gibt es immer noch Gelehrte, welche anderer Meinung sind. Suchier steht auf der Seite Foersters und ist der Ansicht, daß Chrestien aus bretonischen Sagen schöpfte. (S. 146.)

Der weitaus größere Teil der neuen Zugaben findet sich im II. Band, als dessen Verfasser Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld in Leipzig erscheint. Dieser Abschnitt ist von 404 auf 470 Seiten angewachsen. Abgesehen von manchen Einschaltungen, ist fast das ganze letzte Kapitel („Die Zeit der dritten Republik seit 1885") neu hinzugekommen. In diesem werden eine große Anzahl hervorragender Talente besprochen, und wenn auch das Urteil über manchen Dichter und Schriftsteller der jüngsten Vergangenheit noch nicht abgeschlossen sein kann, so gibt der Verf. doch gewisse Richtlinien, die einer künftigen Darstellung zustatten kommen werden. In Einzelheiten wird man manches auszusetzen finden. Guy de Maupassant, dessen Porträt mit mehr Recht aufgenommen worden wäre als jenes von Ohnet oder Lavedan, wird entschieden unterschätzt. „Seine Dichtung zeichnet die Wahrheit der Beobachtung und kraftvolle Einfachheit aus; zu sehr aber hat man vielleicht seinen psychologischen Scharfblick gerühmt. In der Wahl seiner Charaktere bleibt er meist innerhalb enger Grenzen..." (S. 432). In der, nur 7 Zeilen umfassenden Würdigung Marcel Prévosts (S. 440) vermißt man die „*Lettres de femmes*", die zu dem Besten gehören, was er geschrieben hat und einen Ehrenplatz in der Geschichte französischer Stilistik beanspruchen dürfen. Es scheint aber, daß den beiden Autoren des vorliegenden Werkes der Sinn für die Grazie des Ausdrucks fehlt. Auch die Lais der Marie de France werden im I. Band, S. 132, mit wenigen Zeilen abgetan, obwohl diese reizenden Gedichte weit eher eine genaue Würdigung verdienen als so manches, heute vollkommen Tote, was in extenso besprochen wird.

Wenn im ganzen genommen der II. Band in stilistischer Hinsicht höher steht als der I. Band, so ist dies wohl auch dem Stoffe zuzuschreiben, der sich zu einer zusammenhängenden Darstellung ungleich besser eignet. Immerhin findet sich auch im II. Band manches, was ein Universitätsprofessor nicht schreiben sollte. S. 162 lesen wir: „Im *Amphitryon*, wie im folgenden Stücke Molières, im *George Dandin*, sind die Inhaber der Titelrollen [?] Männer, die guten Grund haben, auf vornehme

Störer ihres Ehеglücks ungehalten zu sein." Über dasselbe Stück macht Birch-Hirschfeld weiter noch die tiefsinnige Bemerkung: „Jupiter, der Alkmene in Gestalt ihres abwesenden Gatten, des thebischen [sic] Feldherrn Amphitryon, überlistet, durfte den Beifall der römischen Zuschauer beanspruchen, denn es handelte sich um die Geburt des Herkules; in der modernen Bearbeitung fehlte der höhere Zweck, der eine unsittliche Handlung entschuldigt." Wie viele ausgezeichnete und erfolgreiche Dramen zeigen „unsittliche Handlungen" ohne „höheren Zweck". Die französische Bühne lebt davon seit Jahrhunderten. Nach Birch-Hirschfeld hinterläßt natürlich auch „*George Dandin*" „einen gemischten Eindruck, der hier nicht einmal durch die mythologische Überlieferung gerechtfertigt wird". Nach solchen Kostproben wird man die Kapitel über das moderne französische Drama mit einigem Bangen aufschlagen. Hier wartet des Lesers in der Tat manche Überraschung. Wir wollen auf diese Einzelheiten nicht näher eingehen. Dagegen sei es uns gestattet, zwei Sätze aus dem Abschnitt über Dumas fils anzuführen. Von ihm heißt es S. 409: „Er behandelt die gesellschaftliche Stellung des Sohnes, der keinen anerkannten Vater hat (?)..... Später hat er sich (in der Vorrede zu „*L'ami des femmes*") gerühmt: ‚Ich habe das Weib öffentlich entkleidet'". Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, setzt Birch-Hirschfeld hinzu: „Das ist bildlich gemeint, aber die Enthüllungen des strengen Moralisten verletzen oft den Anstand." Jeder, der mit den Ideen und Werken von Dumas fils einigermaßen vertraut ist, wird die Ungerechtigkeit dieses Urteils empfinden. Dumas fils, dessen sittlicher Ernst über allen Zweifel erhaben ist, hat nie auch nur mit einer Zeile den Anstand verletzt. Aber, wenn es auch der Fall wäre, kann man ein aus der Pariser Atmosphäre hervorgegangenes Kunstwerk mit einem so kleinstädtischen Maßstabe messen? Und unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob ein Autor von so ungerecht philiströsen Ansichten berufen sei, über Werke, wie die in Rede stehenden, zu urteilen?

Gemeinsam ist beiden Gelehrten die absurde Gewohnheit, französische Titel zu übersetzen. Molières „*Illustre Théâtre*" wird mit „Erlauchtes Theater" wiedergegeben (S. 151), „*La Jalousie du Barbouillé*" wird verdeutscht als „Die Eifersucht des Eingeschmierten" (S. 153), der „*Bourgeois gentilhomme*" als der „Bürgeredelmann" (S. 163), Augiers „*Gendre de Mr. Poirier*" ist „Herrn Birnbaums Schwiegersohn" (S. 406), Maupassants „*Boule de suif*" übersetzt Birch-Hirschfeld mit „Talgfleck" (S. 431) usw. Die Beifügung einer Übersetzung zu dem französischen Titel ist doch wohl nur bei besonders schwer verständlichen Ausdrücken am Platze. Im allgemeinen kann man bei demjenigen, der eine 800 Seiten starke französische Literaturgeschichte zur Hand nimmt, die Kenntnis der französischen Sprache voraussetzen. Aber vielleicht wird man der dritten Auflage ein kleines Wörterbuch und

einige Regeln für die Aussprache beigeben: *bourgeois*, spr. „*burschoá*“, *salon*, spr. „*salóng*“ usw.

Jeder der beiden Bände ist diesmal mit einem eigenen Register versehen, eine Maßregel, welche bekanntlich ihre Vor- und Nachteile hat. Am Schlusse des II. Bandes finden sich endlich auch die schon erwähnten, in der ersten Auflage vermißten Literaturnachweise, welche Prof. Birch-Hirschfeld für das ganze Gebiet zusammengestellt hat. Über diese ließe sich viel sagen. Sie sind bisweilen entschieden mangelhaft, an anderen Stellen wieder zu ausführlich. Die wichtigen Artikel in Petit de Jullevilles „*Histoire de la langue et de la litt. fr.*“ werden nicht zitiert, aber in den Literaturangaben zu „Ogier dem Dänen“ findet sich die überraschende, gar nicht dahin gehörige Notiz: „Der dänische *Holger Danske* kommt durch die Karlamagnus-saga nach Dänemark (L. Pio, *Sagnet om Holger Danske*, Kopenhagen 1869); in den spanischen Romanzen als *Urgel marqués de Mantua* aus Italien (*Uggeri il Danese* : P. Rajna, *Rom*, Bd. 2 u. 3): Lope de Vega, *El Marqués de Mantua*; Cervantes, *Don Quijote*, Teil I, Kap. 5)“. Wenn alle diese Literaturangaben so gehalten wären, würden sie wohl den 30fachen Umfang erreichen. Manches Neue hätten die Verfasser aus unserer „Geschichte des französischen Romans“, I. Bd. (Heidelberg 1913) entnehmen können, doch wollten sie sich wohl in letzter Stunde die Mühe der Benützung eines weiteren ausführlichen Werkes ersparen.

Das allergrößte Lob gebührt der Verlagshandlung für die Ausstattung der beiden Bände. Der Bilderschmuck, der schon in der ersten Auflage sehr reichlich war, ist beträchtlich vermehrt worden und manches Interessante ist neu hinzugekommen. Die erste Auflage enthielt: 23 Farbendruck-, Holzschnittafeln und Kupferätzungen, 12 Faksimilebeilagen und 143 Abbildungen im Text. Der I. Band bringt an neuem Illustrationsmaterial eine Farbendrucktafel (das Widmungsbild der Vivianusbibel), eine Faksimilebeilage (die 3. Planche der *Neuf Preux*, nach einer Handschrift des XV. Jahrhunderts; im Text fehlen allerdings die darauf bezüglichen Angaben, s. unsere Gesch. des franz. Romans I, S. 101 f.) und 8 Illustrationen im Texte. Der II. Band enthält gleichfalls eine neue Farbendrucktafel (Porträt Ludwigs XIV. von Mignard im k. k. Museum in Wien) und 23 Illustrationen im Text, meist Porträts moderner französischer Autoren.

Wien. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Die Grundsätze der Methodik des englischen Unterrichts. Für jüngere Lehrer und die Seminarien der Lehramts- und Probekandidaten der neueren Sprachen kurzgefaßt von Theodor Prosiegel. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg, 1913. 23 SS.

Vorliegendes Büchlein faßt in Kürze diejenigen Leit- und Grundsätze der Methodik des englischen Unterrichts zusammen, die der Verf. als Seminarlehrer am Seminar für Lehramtskandidaten der neueren Sprachen an der Luitpold-Kreisoberrealschule in München den jungen neusprachlichen Lehrern einzuflößen sich bemühte. Er hat vor allem Schulen im Auge, wo der obligatorische englische Unterricht beginnt, nachdem die Schüler schon entweder bloß Französisch oder Französisch mit Latein betrieben haben. Da sich so der englische Sprachunterricht erstens auf das Sprachgut der deutschen Muttersprache, zweitens auf die vom Latein- und französischen Unterricht her erworbenen Sprachkenntnisse der Schüler stützen kann, so sollte er „die Krone der Spracherlernung, eine geistige Erholung und ein ästhetisch-geistiger Genuß“ sein (S. 9). Der Verf. bespricht folgende Einzelaufgaben des englischen Sprachunterrichts: 1. Die Aussprache und ihre Pflege; 2. die Behandlung der Grammatik im Sinne allgemeiner sprachlich-logischer Schulung; 3. die Aneignung und Behandlung des Wortschatzes; 4. die Auswahl und Behandlung der Lektüre; 5. die Selbstbetätigung der Schüler in der Benutzung der Fremdsprache. In Bezug auf die Einführung in die englischen Laute ist Verf. gegen die Anwendung des Mundspiegels und der Sprechmaschinen; das einzige Instrument, mit dem der Lehrer arbeiten soll, „ist sein eigenes unermüdliches Vorsprechen und seitens der Schüler das vom natürlichen Imitationstrieb unterstützte Nachmachen“. Da die Gewandtheit, mit der man sich innerhalb einer modernen Fremdsprache im Wortschatz bewegt, nach dem Verf. „der beste und untrüglichste Gradmesser für das Können und Kennen in der Fremdsprache“ ist, so ist nach ihm auch „die Frage der Wortschatzaneignung und Wortschatzbefestigung ungleich wichtiger als die Frage des Grammatikunterrichts“. Er fordert, daß der Lehrer über den Stand des aktiven und passiven Wortschatzes in der Klasse orientiert sei, gibt einige Winke, wie man durch Hinweis auf Etymologie und Synonymik den Worschatz erweitern kann, sagt aber, daß das Problem noch nicht in seiner ganzen Tiefe durchschürft sei, und ladet jüngere Lehrer ein, sich an der Lösung dieser wichtigen Aufgabe zu beteiligen. Was Verf. in Bezug auf Auswahl der Lektüre sagt, ist im ganzen vollkommen zutreffend und einwandfrei. Wenn er aber sagt, daß vom Drama nur Shakespeare und von der Epik nur einige Stellen aus dem Verlorenen Paradies in Betracht kämen, müssen wir ihn fragen, ob Sheridan und Goldsmith als Dramatiker und Tennyson und Longfellow als Epiker nicht auch ein Recht auf Berücksichtigung in der Schule

haben. Was die Übung des Schülers im Übersetzen betrifft, so genügt dem Verf. die Herübersetzung vollkommen; statt der Hinübersetzung, die er zwar nicht verwirft, die er aber zeitraubend findet, empfiehlt er den freien Aufsatz. Er schließt mit einer sehr beachtenswerten Bemerkung: Die Methode, wenn sie noch so gut ist, tut's nicht allein; erst „die Kraft der Lehrerpersönlichkeit, die Stärke ihrer Individualität gibt zusammen mit gediegener Fachausbildung und Fachkönnen den Ausschlag und verhilft der Methode zum Leben und Erfolg".

Die kleine Schrift, die im „Anhang" bibliographische Angaben bringt, ist besonders den jungen Fachgenossen und insbesondere den ins Lehramt tretenden Neusprachlern auf das wärmste zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Wladimir Hanaček, Lehrbuch der böhmischen Sprache. I. Teil, 5. Auflage. Wien 1912. 182 SS. Preis K 2·20. — II. Teil, 3. Auflage. Wien 1912. Alfred Hölder. 332 SS. Preis K 3·64.

Der Verf. hat die Aufgabe, die der Unterricht in der böhmischen Sprache an Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache in der I. bis IV. Klasse zu erfüllen hat, in den vorliegenden Lehrbüchern in vollkommen befriedigender Weise gelöst. Das Unterrichtsmaterial ist derart ausgewählt, daß die Schüler am Ende des 4. Jahrgangs bei Beherrschung desselben in der Lage sind, sich nicht nur im Umgang hinlänglich zu verständigen, sondern auch das, was sie in Geschichte, Vaterlandskunde, Naturgeschichte und in andern Gegenständen deutsch gelernt haben, böhmisch nachzuerzählen oder andern mitzuteilen, ersteres um so leichter, weil die Schüler in Mähren und einem Teile Schlesiens in allen Orten, in Böhmen in fast allen Städten, wo sich Mittelschulen befinden, auf der Gasse reichlich Gelegenheit haben, sich die richtige Aussprache, Betonung und Phrasen im Verkehr anzueignen. Allerdings ist ein voller Erfolg erst dann zu erhoffen, wenn in der Intelligenz der betreffenden Länder ein modus vivendi hergestellt ist. Die Lektüre bildet den Ausgangspunkt, Lesebuch und Grammatik ist selbstverständlich in einem Band vereinigt. Im ersten Teil werden Lesestücke gebracht, deren Vokabeln bestimmte Gruppen (Zeiten, Bestandteile des Hauses, Stadt und deren Bewohner usw.) umfassen; sie sind grammatisch planmäßig geordnet. Nach den Lesestücken sind Übungen angedeutet, die zur Angabe von einzelnen Formen, zur Bildung analoger Beispiele, zu Umwandlungen anleiten. Und außerdem enthält die dritte Abteilung Fragen zu den einzelnen Lesestücken, durch deren Beantwortung große Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache erworben wird. Der vierte Abschnitt bringt Präparationen zu den einzelnen Lesestücken,

welche die deutsche Bedeutung der böhmischen Vokabeln und Erklärungen anderer Art bieten. Im fünften Abschnitt sind Übungen zum Übersetzen aus dem Deutschen, bestehend aus Einzelsätzen und zusammenhängenden Lesestücken. Verwertet ist hier der Wortschatz aus den früheren böhmischen Lesestücken. Sie dienen zur Einübung und Wiederholung von Teilen der Grammatik. Im sechsten Abschnitt ist der grammatische Teil zusammengefaßt, der an den Lesestücken induktiv gewonnen wurde. Die fast ein Jahrhundert alte Einteilung der Deklinationen ist auch in diesen Büchern beibehalten. Könnte man beim Elementarunterricht nicht von den einfachsten Formen ausgehen? Ein vollständiges böhmisch-deutsches Wörterverzeichnis bildet den Schluß. Zu verbessern ist S. 43, Z. 29 *Vůně* statt *Vůně*, ebenso S. 44, Z. 12 *chlapcům* statt *chlapcům*.

Ein ähnlicher Vorgang ist in dem II., für die 3. und 4. Klasse bestimmten Teile eingehalten. Bezüglich der Anmerkungen zu den Lesestücken S. 103—106 sei die Bemerkung gestattet, daß der Verf. in der Absicht, Phrasen den Schülern zu erklären, mitunter zu weit geht: z. B. zu 10 Z. 14, S. 103 „habe dich in den Weg", es genügt das daneben stehende „mache dich auf den Weg". 14 Z. 4, S. 103 „es wird dir zu gehen sein"; 49 Z. 2, S. 104 „sich in den Kampf geben"; hier ist außerdem „sich" zu schreiben. 74 Z. 29, S. 105 *sejde se vám* heißt nicht „es wird euch fehlen", sondern „es wird euch dienlich sein". 96 Z. 64, S. 106 war die Phrase in der dritten Person zu geben. Sehr passend sind in diesem Teile die textlich geänderten deutschen Lesestücke, deren Inhalt die Schüler leicht böhmisch wiedergeben können. Übungen in der Grammatik, teils Wiederholungen, teils Ergänzungen, werden zuerst böhmisch geboten, dann aber im vierten Abschnitt deutsch durchgenommen. In beiden Teilen ist mit Recht besonderes Gewicht auf das Verbum gelegt; denn gerade die richtige Verwendung des Zeitwortes macht erfahrungsgemäß deutschen Schülern große Schwierigkeiten. Den Schluß dieses Teiles macht ein böhmisch-deutsches und deutsch-böhmisches Wörterverzeichnis. Anlage und Durchführung auch dieses Teiles verdienen alle Anerkennung. Die Ausstattung ist entsprechend, der Preis angemessen. Bei einer neuen Auflage sind noch Versehen richtigzustellen: S. 6, 35, S. 22, 14, S. 44, 11, S. 51, 37, S. 52, 42 wäre zu *tuchle* eine Bemerkung zu machen; S. 69, 32, S. 86, 139.

Oskar Donath und Karl Federmann, **Kurzgefaßte Schulgrammatik der böhmischen Sprache** für die Oberklassen deutscher Mittelschulen. Wien 1911, Alfred Hölder. 109 SS. Preis K 1·50.

Diese Grammatik bildet eine systematisch geordnete Wiederholung der auf der Unterstufe erworbenen grammatischen Kenntnisse der Schüler, aber auch zugleich eine derartige Erweiterung

derselben, daß die Schüler mit Abschluß des Unterrichtes in der böhmischen Sprache das zur Sprachbeherrschung erforderliche Material sich vollkommen angeeignet haben. Die Verf. gehen von der Lautlehre und Rechtschreibung aus, bringen dann eine übersichtliche Darstellung der Deklinationen der Nomina, eine genaue Übersicht des Gebrauches der Präpositionen, eine gründliche Behandlung der Zeitwörter hinsichtlich der Dauer und Art der Handlung und der übrigen Redeteile. Hier wird den Schülern z. B. der Unterschied der Bedeutung der Adjektiva von der Doppelform auf *ý* und í und der zwischen den vom Transgressiv und vom Infinitiv gebildeten klar gemacht. Überall werden zuerst Beispiele in böhmischer Sprache beigebracht, woran sich Übungen von in deutscher Sprache abgefaßten Lesestücken anschließen, deren lexikalischer Stoff den Schülern aus dem Unterricht auf der Unterstufe bekannt sein muß. Neu ist außerdem die systematische Behandlung der Syntax, die aber keine besonderen Schwierigkeiten bieten kann, weil die Schüler nur das zu merken haben, was von der Unterrichtssprache abweicht, deren Bau ihnen geläufig ist. Besonders wichtig ist der treffend gearbeitete letzte Abschnitt: Phraseologisches. Behandelt werden hier der Reihe nach die Eigentümlichkeiten der einzelnen Redeteile. Diese Partie ist darum wichtig, weil sie den Schüler vor Germanismen bewahrt. Besonders anerkennungswert sind die z. B. beim Substantiv beigefügten Musterübersetzungen. Eine Tabelle der Iteration der Verba S. 86 bis 109 bildet den Schluß. Es ist selbstverständlich, daß der Lehrer bei Benützung dieser Grammatik den Weg einschlagen wird, den ihm das Bedürfnis seiner Schüler vorschreibt. Ref. kann nach genauer Durchsicht des Buches seiner Überzeugung nur dahin Ausdruck geben, daß das Lehrmittel vollkommen seinen Zweck erfüllt. Die Ausstattung ist gut, der Preis angemessen. Zu verbessern ist S. 6, Z. 5 Lokativ, S. 9, Z. 26 ist nach *chůvy* ein Punkt zu setzen.

Wien. J. Zycha.

L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II 2. (Heft 27 der Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie herausgegeben von W. Sieglin.) Berlin, Weidmann 1913. Preis 4 Mk.

Unter den in den letzten zehn Jahren erschienenen Werken, welche die römische Kaiserzeit, bezw. ein besonderes Kapitel derselben zum Gegenstand haben, nimmt Schmidts Geschichte der deutschen Stämme einen hervorragenden Platz ein. Strenge Sachlichkeit, welche aber die Textgestaltung keineswegs ungünstig beeinflußt, eine erschöpfende Verwertung des antiken Quellenmaterials und der gelehrten Forschung sind die Kennzeichen Schmidtscher

Arbeitsweise. Das vorliegende, ca. 120 Seiten starke Heft behandelt die Geschichte der herminonischen Stämme (Angrivarier, Cherusker, Sweben). Der spärlichen Überlieferung entsprechend ist den Angrivariern [einem in späterer Zeit in den Völkerschaftsverband der Sachsen aufgehenden Stamme zwischen Weser und Steinhuder Meer] eine kurze Besprechung gewidmet. Dann folgt in breiter Darstellung die cheruskische Geschichte, die mit Caesars Zeit einsetzt. Ausführlich wird der Vorstoß der Römer in das freie Germanien unter Drusus und Tiberius, die Varusepisode und Armins Wirken geschildert, ohne daß der Verf. die in noch unlösbaren Fragen (wie z. B. über die Stätte der Teutoburger Schlacht) stets beobachtete scharfe Kritik und wohltuende Reserve aufgibt. In der Darstellung der Folgen der römischen Niederlage trifft Schmidt im Widerspruch gegen die Taciteische Voreingenommenheit bei der Behandlung des Germanicus-Problems wohl das Richtige.

Die zweite Hälfte des Heftes ist der Geschichte der Swebenstämme, zunächst der Quaden und Markomannen, gewidmet. Als Vorgeschichte gedacht ist die Darstellung des Zeitraums, welcher mit von der ersten Ausbreitung der Sweben auf Kosten der in West- und Süddeutschland sitzenden Kelten einsetzt und bis zur Begründung von Monarchien bei den Markomannen und Quaden gegen Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts reicht. Hier wäre eine kürzere Fassung der Geschichte von Ariovists Gallienzug und Niederlage wohl möglich gewesen. In den wechselvollen Beziehungen der Quaden-Markomannen zu Rom, die der nächste Abschnitt behandelt, ist der Markomannenkrieg am folgereichsten und daher gebührend gewürdigt worden. Sorgfältig hat ferner der Verf. das Quellenmaterial geprüft, das von den Markomannen in den nächsten Jahrhunderten meldet, da es von besonderer Bedeutung ist für das Urteil über die Herkunft der Baiern. Schmidt schließt sich in dieser Frage der wohl nicht mehr anfechtbaren Anschauung an, daß die Baiern die Markomannen wären, welche nach 500 Böhmen, Baialand, verlassen und die Donau überschritten hätten.

Elbogen. Dr. J. Weiss.

Antonius Possevini S. J., Transilvania. (1584) edidit Dr. Andreas Veress sumptibus Dr. Ioannis Csernoch (imaginibus 47 illustrata). (A. u. d. T. Fontes rerum Transylvanicarum tom. III.) In Kommission bei Alfred Hölder, Wien und Leipzig 1913. XXIV und 294 SS.

Man muß es der heutigen Zeit erst sagen, wer Possevino war, denn trotz der unleugbar großen Bedeutung, die ihm in der Zeit und für die Richtung der Gegenreformation auch in Österreich-Ungarn zukam, wird er selbst in größeren Werken zur österreichischen Geschichte kaum genannt. Seine Stellung mitten in der

großen Bewegung der Geister in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. und im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts wird in einer knappen Einleitung zur Ausgabe von Possevinos Transilvania gut übersichtlich dargelegt, wobei manche Angaben älterer Autoren, z. B. schon die über die Geburtszeit Possevinos berichtigt werden; denn während man früher (s. den Artikel Possevin in Wetzer und Welters Kirchenlexikon) über das Geburtsdatum Possevins im Schwanken war, die einen es auf 1533, andere auf 1534 setzten, wird hier mit Bestimmtheit der 12. Juli 1533 als solches bezeichnet; zugleich wird auch die neuere Literatur sowohl über seine Person als auch über die Ereignisse angemerkt, bei denen wir ihn tätig finden. Wir begleiten Possevino durch die Jahre seiner Erziehung bis zu seinem Eintritt in die Dienste des Kardinals Hercules Gonzaga, dessen Sekretär er wurde und dessen Nepoten er später als Präzeptor in Ferrara und Padua zur Seite stand. Trotz der besten Aussichten auf eine glänzende Laufbahn, trat er 1559 in den Jesuitenorden und wirkte nun im Sinne der Gegenreformation in Piemont (gegen die Waldenser), in Frankreich (gegen die Hugenotten) und ist endlich auch auf diplomatischem Gebiete, auf welchem er sich vornehmlich bewähren sollte, tätig, vornehmlich in jenen protestantisch gewordenen Ländern, bei denen man Hoffnung auf ihren Wiedergewinn für die katholische Sache hegen durfte. Für diese Aufgaben konnte er sich in der Zeit, da er als Sekretär im Dienste des Ordensgenerals Eberhard Mercurian tätig war, vorbereiten. 1577 wird Possevin nach Schweden gesandt, wo er die Konversion des Königs Johann III. zustande brachte. 1580 nach Rom zurückgekehrt, erhielt er eine Mission nach Polen und Rußland, die miteinander im Kampfe lagen und wo Iwan II. Wassiliewicz die Intervention des Papstes angerufen hatte. Große Ziele galt es zu erreichen: die Kirchenunion und dann den vereinten Kampf gegen die Türken. Heimgekehrt, erhielt Possevin eine neue Mission: es galt die Bekämpfung der Protestanten in Siebenbürgen und Livland. Aus dieser Tätigkeit heraus ist das Buch erwachsen, das uns der eifrige Herausgeber vorlegt — die Transilvania. Sie erinnert in vielem an die Berichte der venetianischen Gesandten, die sie von den Höfen, an denen sie beglaubigt waren, an ihre Signoria einzuliefern hatten. Nachdem der Herausgeber das Wirken Possevins in Ungarn und Siebenbürgen beleuchtet, bespricht er Genesis, den Inhalt und die Bedeutung der „Transilvania". In fünf Bücher geteilt, die zusammen 57 Kapitel enthalten und denen eine Widmung an Papst Gregor XIII. vorangeschickt wird, findet man zunächst eine Beschreibung von Land und Leuten Siebenbürgens und seiner ältesten und älteren Geschichte, dann die der einzelnen Landesteile und Bevölkerungselemente, der Staats- und Kirchenverwaltung, die Kämpfe zwischen Ferdinand und Zapolya, die kirchlichen Streitigkeiten und die Kämpfe unter Maximilian II., die Wahl Stephan Báthorys zum

Fürsten Siebenbürgens und zum König von Polen, die Ankunft und die Wirksamkeit der Jesuiten in Siebenbürgen in der Zeit Christoph Báthorys und seines Sohnes Sigismund und deren Beziehungen zu Rudolf II. und endlich die Mittel, um den Katholizismus in Siebenbürgen und den angrenzenden Ländern zu heben. Possevin schrieb sein Buch als gereifter Mann, der namentlich auf diplomatischem Gebiete reiche Erfahrungen hatte. Für die zeitgenössische Geschichte ist er — seine Stellung als Jesuit muß man immer im Auge behalten — eine Quelle ersten Ranges, die niemand übersehen wird, der sich mit der politischen und Kirchengeschichte Siebenbürgens in der genannten Zeitperiode beschäftigt. Er hat so vieles selbst gesehen, vieles von Zeitgenossen gehört, kennt die diplomatischen, bei der Kurie einlaufenden Berichte und benützt auch sonst gute Quellen, die der Herausgeber S. 269 im einzelnen aufzählt. Für die ältesten und älteren Partien kann er als Quelle begreiflicherweise nicht anzusehen sein; es finden sich da ungereimte Sagen, wie die Geschichte von Adalberto di Lubeca arcivescovo di Praga: Era, liest man S. 29, Adalberto nato di padre et di madre, i quali erano signori di Lubeca, posta al mare Baltico. Aus dem Ort Libic in Böhmen ist bei ihm die Stadt Lübeck an der Ostsee geworden. Hier wie in ähnlichen Fällen wäre wohl eine erläuternde Note am Platze gewesen. Die Ausstattung des Buches ist eine ganz hervorragende; man dankt sie, wie schon der Titel sagt, der Munifizenz des Fürstprimas von Ungarn. Vortreffliche Abbildungen: Porträts, historische Bilder, Karten, Inschriften erläutern den Text, von der Schrift Possevins selbst werden zwei längere Proben mitgeteilt. Im Anhang finden sich zehn das Werk Possevins betreffende Schreiben und am Schluß ein reichhaltiger Index.

Graz. J. Loserth.

Dr. Richard Lehmann, Der erdkundliche Unterricht an höheren Lehranstalten. Vorlesungen über Hilfsmittel und Methode des geographischen Unterrichts. Zweiter Band. Halle a. d. S., Tausch & Grosse 1913.

Neunzehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes legt der Verf. dessen stattliche Fortsetzung vor. Was wertvoll an dieser ist, hat er bereits im Jahre 1896 in der Abhandlung über den Bildungswert der Erdkunde und 1909 in der umfangreicheren Arbeit über den bildenden Wert des erdkundlichen Unterrichtes und dessen Stellung an den höheren Lehranstalten veröffentlicht. Der Titel des Buches sollte, dem Inhalte entsprechend, richtig lauten: „Der erdkundliche Unterricht an höheren Lehranstalten des Deutschen Reiches“. Denn nur von solchen ist die Rede. Daraus erklärt sich, daß Dinge einen breiten Raum einnehmen,

die uns beispielsweise keine Sorge machen. „Eine unmittelbare Anpassung“ an irgendeinen Lehrplan der höheren Schulen des Deutschen Reiches hat nicht stattgefunden. Es wurde nur das in Rücksicht gezogen, was dem „Mindestmaße des geforderten selbständigen Spielraumes“ des Gegenstandes entspricht. Wie sich der Verf. in jeder Hinsicht auf reichsdeutsche Verhältnisse beschränkt, so ist für ihn auch nur die reichsdeutsche Literatur maßgebend. Die 387 Seiten des Buches enthalten recht viel beachtenswertes Material, neue Ideen bieten sie jedoch nicht.

Wien. J. Müllner.

Zahlentheorie von Kurt Hensel. Professor an der Universität Marburg. G. J. Göschen 1913. VIII und 356 SS.

Derjenige Teil der Zahlentheorie, in welchem Sätze über algebraische Gleichungen auf Kongruenzen übertragen werden, wird in diesem Werk von dem System der rationalen Zahlen auf das weitere System der „g-adischen Zahlen“ verallgemeinert, das sind solche, die sich als Potenzreihen irgendeiner ganzen positiven Grundzahl g in der Form:

$$a_{-m}\, g^{-m} + a_{-m+1}\, g^{-m+1} + \ldots + a_0 + a_1 g + a_2 g^2 + \ldots in\ inf.$$

darstellen lassen. Darin sind die a rationale Brüche, deren Nenner zu g teilerfremd sind. Speziell läßt sich jede rationale Zahl bei beliebig gegebenem g in dieser Art entwickeln. Auf solche Ausdrücke können nun die Vergleichungs- und Verknüpfungsbegriffe der gewöhnlichen Zahlen ausgedehnt werden: Zwei g-adische Zahlen heißen gleich, wenn die Differenz ihrer bis zum Glied mit g^k entwickelten Teilsummen durch g^{k+1} teilbar ist. Diese Vergleichung der Annäherungswerte — modulo beliebig hoher Potenzen von g — gestattet es auch, Summe, Produkt und Differenz g-adischer Zahlen eindeutig zu definieren. Die Division ist aber nicht allgemein ausführbar; die Bedingung, unter der es der Fall ist, hat nur dann, wenn g eine Primzahl ist, den einfachen Inhalt: „Nenner nicht gleich Null.“ — Bei der Beschränkung $g = p$ (Primzahl) erweitert sich die Theorie der g-adischen Zahlen beträchtlich: die Vergleichung der niedrigsten Exponenten, die in zwei p-adischen Entwicklungen auftreten, gestattet es, die p-adischen Zahlen der Größe nach zu ordnen, Stetigkeit, Konvergenz und Differentiation von Funktionen p-adischer Veränderlicher zu definieren und p-adische Zahlen zu logarithmieren. — Allgemeine g-adische Zahlen können nunmehr auf Grund folgender fundamentalen Tatsache mit Hilfe der Primfaktoren p, q, r, ... von g behandelt werden: Der aus den g-adischen Zahlen bestehende Bereich („Ring“) zerfällt in die den p-adischen, q-adischen, ... Zahlen zugehörigen Bereiche („Körper“); jede g-adische Zahl läßt sich als Summe und auch als

Produkt einer p-adischen, einer q-adischen etc. Zahl darstellen. — Bei dieser Theorie ergeben sich die gewöhnlichen Sätze über Kongruenzen und lineare Gleichungen als Nebenresultate. Die zum Schluß dargelegte Lehre von den quadratischen Resten und von den binären und ternären quadratischen Formen weicht nicht viel von der üblichen Darstellungsform ab. — Das Lehrbuch ist elementar abgefaßt und auch ohne Vorkenntnisse aus der Zahlentheorie leicht zu verstehen.

Wien. Dr. Phil. Freud.

Fragen des physikalischen Schulunterrichts. Vier Vorträge für den vom 7. bis 12. Oktober 1912 in Königsberg abgehaltenen Oberlehrer-Ferienkursus. Ausgearbeitet, sowie mit Anmerkungen versehen von Paul Volkmann. Teubner, Leipzig 1913.

Diese sind teilweise aus einem Gutachten hervorgegangen — wie der Verfasser im Vorwort bemerkt — welches er als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission über die physikalischen Abiturientenarbeiten im Ostertermin 1910 auszuarbeiten hatte. Er steht auf dem Standpunkte, daß ein großer Teil der unerfreulichen Erscheinungen in den Mittelschulen auf einer Überschätzung der Lehrpläne beruhen und daß die Pedanterie ein Hauptfeind der pädagogischen Kunst sei. Der Mechanismus im Einpauken sichert gewisse Erfolge, besonders wenn ein Lehrer in starken Klassen schwer Disziplin zu halten vermag. Der Unterricht muß aber so beschaffen sein, daß die Schüler später zur Überzeugung kommen, daß er für ihre Entwicklung eine Förderung und nicht eine Hemmung war. Diese erzieherischen Ansichten bilden den Hintergrund, von dem aus der Verfasser die Behandlung ausgewählter Abschnitte bespricht. Im ersten Vortrag betont er die Nützlichkeit, den Unterricht auf historischen Boden zu stellen und führt dies für besonders anregende Gebiete näher aus. Im zweiten Vortrag zieht er Weltanschauungsfragen herein und geht auf das Pro und Kontra der Mathematisierung ein. Im dritten Vortrag wird die Bedeutung des numerischen Rechnens eingehend erörtert und im vierten die Wichtigkeit der psychischen Beobachtung ausgeführt. Einzelne Kapitel, denen der Verf. auf Grund eigener Arbeiten offenbar besonders zugetan ist, werden zum Schlusse der Würdigung warm empfohlen und die Schülerübungen besprochen. Im Anschluß daran kehrt der Verf. nochmals zu pädagogischen Erwägungen zurück, die sich an die Fragen über die Reform des mathematischen Unterrichts, an die Gefahren einer Schulwissenschaft, an die Veräußerlichung und Verinnerlichung des Unterrichts und die Unterrichtserlässe des preußischen Unterrichtsministeriums der letzten Zeit knüpfen.

Auf die zahlreichen Anregungen, zu denen einzelne Bemerkungen Anlaß geben, kann hier natürlich nicht näher eingegangen

werden. Mag auch manches, was empfohlen wird, schwer durchzuführen sein, so läßt sich doch überall für den, der „lernen“ will, etwas Nützliches finden.

Innsbruck. Schulrat Dr. Alois Lanner.

Stiasny G., Das Plankton des Meeres. (Sammlung Göschen, Nr. 675). Berlin und Leipzig 1913. 160 SS. mit 83 Figuren.

Als Plankton (Viktor Hensen, 1887) bezeichnet man eine Lebensgemeinschaft von frei im Wasser lebenden Organismen, die entweder kein Fortbewegungsvermögen besitzen oder bei denen dasselbe nicht hinreicht, um sie von den im Wassor herrschenden Triebkräften unabhängig zu machen. Für Plankton wurde auch der Ausdruck „pelagischer Auftrieb“ angewendet. Volkstümliche Ausdrücke, wie *mar sporco* (Triest), *chiari* (Messina), *palolo* (Indischer Ozean) beziehen sich auf zeitweilig massenhaftes Auftreten von Plankton; tiefe Färbungen des Meerwassers (intensiv rot, das rädaat Norwegens, weißlich, die limonata der Adria, u. a.), das Irisieren der Meeresoberfläche (Irische See), das Meerleuchten werden von Planktonorganismen hervorgerufen.

Man unterscheidet ein Süßwasser- und ein Meeresplankton. Die überwiegende Mehrzahl der Organismen, welche im Süßwasser schwebend erhalten werden, ist von sehr kleinen Wesen gegeben, von denen keines größer als 1 cm wird und von denen die wenigsten in ihrer Entwicklung eine Metamorphose durchmachen. Diese Arten entbehren zumeist besonderer hydrostatischer Apparate und eigener Hüllen (aus Zellulose, Kieselsäure u. dgl.); sie haben geringe Farbenpracht und besitzen im allgemeinen auch nicht das Leuchtvermögen. Ihre Reproduktionsprodukte (Sporen, Knospen u. dgl.) sind widerstandsfähiger gegen Austrocknung und große Temperaturschwankungen gemacht. „Im Laufe des Jahres macht das Süßwasserplankton eine Reihe morphologischer Veränderungen durch, die genau der Veränderung der Tragfähigkeit des Wassers entsprechen.“

Millionen meist mikroskopisch kleiner Organismen, mitunter aber auch solcher von relativ ansehnlicher Größe, Pflanzen und Tiere zu einer eigenartigen — wohl der größten — Lebensgemeinschaft vereinigt, setzen das Plankton des Meeres zusammen. Radiolarien, Tintinnen, Copepoden, Diatomazeen darin überraschen durch die Fülle der Formen, während die Appendikularien eine größere Konstanz der Formen zeigen. Die Unterschiede in der Temperatur, in dem Salzgehalte, in der Menge gelöster Stoffe und Gase im Meerwasser, in den Druck- und Beleuchtungsverhältnissen bedingen in erster Linie den Formenreichtum des Meeresplanktons, welches überdies eine ungemein große Zahl von Übergangsformen aufweist,

„deren Kenntnis Licht verbreitet über die Organisation und Verwandtschaft großer Abteilungen des Tierreiches“. Das Studium des Meeresplanktons erleichtert physiologische Experimente, fördert anatomische Untersuchungen, begründet die Gesetze, denen die Artbildung, die Produktion, die Verbreitung unterworfen sind.

Die Pflanzen des Meeresplanktons — welche durch ihre Assimilationstätigkeit die „Urnahrung“ für die Tierwelt produzieren — sind: 1. Bakterien, in außerordentlicher Formenmannigfaltigkeit, mit einem Verbreitungszentrum in der Hochsee der warmen Meere; darunter einige Arten mit Leuchtvermögen. 2. Coccolithoporiden, einzellige Algen mit einem Kalkpanzer. 3. Blaualgen, zu langen Fadenbüscheln auftretend, 4. Peridinen, nackte oder mit einer Zellulosehülle versehene Zellen, meistens Bewohnerinnen warmer Meere, 5. Diatomeen, mit einer von Kieselsäure durchsetzten Zellulosewand; sie bevorzugen die kalten Meere, überdies noch Vertreter einiger anderen Ordnungen. Die Tierwelt ist durch Arten aller Hauptstämme des Tierreiches vertreten, von den Infusorien (Flagellaten, Ziliaten, Foraminiferen usw.) bis zu den Fischen (Fischeier, Larven, darunter besonders jene der Mureniden); auch die „fliegenden“ Fische werden zu den typischen Hochseebewohnern gerechnet.

Als eigenartige Anpassungserscheinungen der Planktonorganismen an das Medium gelten vor allen: 1. die Schwebefähigkeit, d. h. „die Tendenz, die Fallgeschwindigkeit durch Erzeugung möglichst großen Widerstandes möglichst zu verringern“, was durch Oberflächenvergrößerung, Rückbildung schwerer Hüllen, Aufquellung der Gewebe, Ausscheidung von Schleim, Gasen, Fetten ermöglicht wird. Dadurch brauchen die Organismen nur geringe Kraft und wenig Stoffumsatz aufzuwenden. 2. Die Durchsichtigkeit, welche mit dem Grade der Ausbildung einer Gallertsubstanz, in Abhängigkeit von dem umgebenden Wasserreichtume, zunimmt bis zur völligen Transparenz („Glastiere“). Damit im Zusammenhang steht das Auftreten von schönen Farben, einer Schutzfärbung, von Warn- oder Schreckfarben usw., 3. die Ausbildung hochorganisierter Sinnesorgane, so der Tast-, statischen, Sehorgane, zum Teil auch eigener Fangapparate zum Nahrungserwerb, 4. die Fortpflanzungsweise; die Pflanzen des marinen Planktons haben überwiegend eine ungeschlechtliche Vermehrung, während sich die Tiere vorwiegend auf geschlechtliche Weise fortpflanzen. Tiere wie Pflanzen des Meeresplanktons sind indessen alle außerordentlich fruchtbar.

Was die Lebensweise der Organismen im Plankton (die Planktonten) betrifft, so ist zunächst das Vermögen der Ortsveränderung bei ihnen gering; doch kommen bei ihnen Wanderungen durch Eigenbewegung vor. „Wir können Tag- und Nachtwanderungen, jahreszeitliche ontogenetische Wanderungen unterscheiden, ferner solche hervorgerufen durch zu starke Wellenbewegung,

zu hohe Oberflächentemperatur, zu starkes Licht, ferner nutritive und generative Wanderungen". — In der Ernährungsweise unterscheiden sich auch hier die Pflanzen von den Tieren. Erstere ernähren sich von den im Meerwasser gelösten Mineralstoffen, das Chlornatrium ausgenommen; einige derselben sind aber auf organische Kost angewiesen. Die Tiere leben von der Pflanzenwelt; verhältnismäßig gering ist die Zahl der räuberischen Tiere. „Im ganzen sind die Ernährungsbedingungen für die Planktontiere sehr günstig, da die geformte Nahrung sehr gleichmäßig im Wasser verteilt ist". — Der „Kampf ums Dasein" ist unter diesen Organismen wohl als gering anzunehmen; Hensen würde hier den Ausdruck „Erwerbsfähigkeit" dafür aufstellen, weil damit das bezeichnet wird, was als Kernpunkt für das Gedeihen der schwebenden Meerespflanzen anzusehen ist, nämlich die stärker oder schwächer entwickelte Eigenschaft der Zelle, fern von sich zu halten, was schädlich ist, sich anzueignen. — Über Krankheiten der Planktonten ist derzeit noch sehr wenig bekannt, ebensowenig über deren Notzustände, natürliche Lebensdauer, Tod. Die toten Planktonten fallen in die Tiefe und werden dabei teils gefressen, teils lösen sie sich auf; der Fäulnisprozeß ist ein sehr langsamer, einmal wegen der konservierenden Eigenschaft des Meerwassers, einmal auch wegen der in der Tiefe herrschenden niederen Temperatur. — Fälle einer echten Symbiose kommen verhältnismäßig nur wenige vor: so die in Radiolarien, Foraminiferen, Medusen usw. vorkommenden gelben Zellen (Zooxanthellen); die Pontosphären auf dem Kieselpanzer von Diatomeen; Jungfische unter dem Schirm und zwischen den Mundarmen von Quallen. Auch Synökien sind bekannt, wobei kleinere Wesen von den größeren fortgeschleppt werden; desgleichen sind Fälle von Parasitismus bekannt. — Sehr verbreitet unter den Planktonten ist die Phosphoreszenz, entweder auf den ganzen Körper verteilt oder an bestimmten Körperstellen lokalisiert.

Alle diese in Kürze zusammengefaßten Verhältnisse sind in dem kompilatorischen Bändchen Stiasnys, in gefälliger Gliederung geordnet, wobei Verf. mehrfach abweichende Ansichten verschiedener Autoren einander entgegenhält, zugleich noch über horizontale, vertikale, geographische Verbreitung, Bevölkerungsdichte, über die Rolle des Planktons im Haushalt des Meeres und dessen Bedeutung für den Menschen über Methodik der Forschung, Netze und andere Fangmittel, über Planktonbeobachtungen auf Seereisen, besondere Kapitel schreibt. Ein Literaturverzeichnis über den Gegenstand, 72 Werke umfassend, wird dem Ganzen vorangeschickt, ein geschichtlicher Überblick der Planktonforschung, von der Periode der Vorarbeiten (Altertum bis in die vierziger Jahre des XIX. Jahrhunderts) bis zur Periode „der verbesserten Methodik" (Lehmann 1908, 1911, Gran 1910) bildet den Inhalt des 2. Kapitels. — Die Illustrationen, wovon einige anderen Werken entnommen sind, zeigen einen mehr skizzenhaften Charakter.

Pola. R. Solla.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Hermann Bonitz' Verdienste um die österreichische Mittelschule.

(Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.)

II.

Als Lehrer der klassischen Philologie erörterte Bonitz selbstverständlich eine Reihe auf den Betrieb der altklassischen Sprachen bezüglicher didaktischen Fragen.

In dem Streite, ob der fremdsprachliche Unterricht mit einer antiken oder modernen Sprache beginnen solle, äußert sich Bonitz (1851, S. 87) folgendermaßen: „Diejenigen Schulmänner, die mit der modernen Sprache den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichtes gemacht sehen wollen, gründen diese Ansicht hauptsächlich auf den Gedanken, daß jene die leichter, die klassischen Sprachen die bei weitem schwerer zu erlernenden seien". Mit Mützell aber (Pädagogische Skizzen, Berlin 1850, S. 13) weist Bonitz auf manche Schwierigkeiten hin, die sich für den modernen Sprachunterricht ohne vorangegangenen Lateinunterricht ergeben. Weiters unterschreibt Bonitz folgende Ansicht Mützells: „Geht man von dem Grundsatze aus, daß der fremdsprachliche Unterricht in den unteren Klassen den Zweck hat, den jugendlichen Geist zum Verständnis der in der fremden Sprache ausgeprägten logischen Formen anzuleiten und ihn dadurch zum Verständnis der Muttersprache vorzubereiten, so gewähren hiefür die alten Sprachen bei weitem größere Vorteile als die modernen". Ob dem Lateinischen oder Französischen der Vorrang beim fremdsprachlichen Unterrichte der Mittelschule gebühre, darüber ist man noch heute geteilter Meinung und wird es wohl stets sein, weil die Prioritätsfrage in dem einen Lager vom wissenschaftlichen, in dem anderen vom praktischen Standpunkte beantwortet wird [1]).

---

[1]) Auch bei der letzten österr. Mittelschulenquete wurde die Frage über den Vorrang des Lateinischen oder Französischen beim Beginne des

Während die lateinische Sprache auch an den neuen Typen des Realgymnasiums und Reform-Realgymnasiums mit einer recht großen Stundenzahl vertreten ist, mußte sich die griechische Sprache eine gänzliche Ausschaltung aus dem Lehrplane jener neu geschaffenen Mittelschularten gefallen lassen. So scheint in der Praxis widerlegt zu sein, was einst Bonitz (1855, S. 99) meinte: „Die Erfahrung lehrt, daß das Studium des Latein überall versumpfe und im unwissenschaftlichen Schlendrian der Barbarei versinke, wo es sich vom Griechischen lossage". Für das rein wissenschaftliche Studium des Latein wird man Bonitz' Ansicht gewiß gelten lassen; für das Ziel aber, das sich der lateinische Unterricht an den erwähnten Mittelschultypen steckt, erweist sich der gleichzeitige Betrieb der griechischen Sprache nicht als unbedingt notwendig [1]).

Auch in der Anschauung über die Notwendigkeit der Schularbeiten aus dem grammatischen Lehrstoff der klassischen Sprachen hat sich seit Bonitz' Tagen eine Wandlung vollzogen. Er selbst findet (1855, S. 783) die Klage über das Ermüdende und Abspannende dieser Korrekturen wohl vollauf begründet, aber durch Erfahrung festbegründet steht seine Überzeugung, daß „kein Mittel zur Abwendung dieser Mühe aufgefunden werden kann oder darf. Die Kenntnis von dem Wissen und Können der Schüler, welche durch die Korrektur der schriftlichen Arbeiten erworben wird, die Weisungen, welche hiedurch der aufmerksame Schüler für seinen eigenen Unterricht findet, die moralische Wirkung, welche sorgfältige Korrektur auf den Fleiß der Schüler übt, dieses alles läßt sich durch kein Mittel ersetzen". Daß neben dem mündlichen Sprachunterricht auch schriftliche Übungen in der Schule unter der Kontrolle des Lehrers erfolgen sollen und müssen, darüber herrscht unter allen Mittelschullehrern nur eine Stimme. Mit der geteilten Ansicht aber über die Notwendigkeit noch weiterer Schularbeiten rein grammatischer Natur hängt die Tatsache zusammen, daß die Zahl derartiger Schularbeiten im Laufe der Zeit bedeutend vermindert und in Deutschland wie in Österreich sogar der Wunsch nach gänzlicher Einstellung der grammatischen Kompositionen geäußert wurde [2]). Hingegen fand die Einführung der auf

fremdsprachlichen Unterrichtes aufgerollt; sie blieb wie bei der reichsdeutschen Dezemberkonferenz des Jahres 1890 ungelöst, da Stimmen zu Gunsten der einen wie der anderen Sprache laut wurden (vgl. die Verhandlungen der Wiener Enquete 1898, S. 99, 192, 197, 241).

[1]) Daß ich persönlich eine Unterdrückung der griechischen Sprache bedauere, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Gehöre ich ja zu jenen, die das Griechische höher schätzen als das Lateinische. Indes muß man, wie Hofrat Huemer in seinem Referate (für die Mittelschulenquete 1908, a. a. O. S. 588) mit Recht bemerkt, in einer Schulfrage auch die faktischen Verhältnisse würdigen. Vom praktischen Gesichtspunkte aus kann eben das Griechische für gewisse, durch die Universitätsstudien zu erreichende Berufe entbehrt werden.

[2]) Hofrat v. Schullern, Prof. an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, warf bei der letzten Mittelschulenquete (a. a. O. S. 488) die Frage auf, ob nicht die sogenannten Schularbeiten überhaupt zum mindesten als Mittel für die Klassifikation überflüssig sind. Als reine Übungen erscheinen sie ihm sehr empfehlenswert.

Förderung der Übersetzungsfähigkeit in die Muttersprache hinzielenden Schularbeiten allgemeinen Beifall. Irre ich nicht, so wird diese Art von Schularbeiten mit der Zeit die Alleinherrschaft erlangen.

Wenden wir uns nun den von Bonitz hinsichtlich des grammatischen Unterrichtes in den altphilologischen Fächern aufgestellten Gesichtspunkten zu! Da wird man zunächst seinen Rat billigen, daß dort, wo verschiedene Lehrer die mit der Formenlehre beschäftigten Klassen unterrichten, eine genaue Verständigung über die Abgrenzung des durchzunehmenden Stoffes erfolgen möge (1852, S. 772). Dann werde die für den sicheren Fortschritt des Unterrichtes so gefährliche Entschuldigung, daß dieses oder jenes nicht durchgenommen wurde, aus dem Wege geräumt werden. Weiters wird jeder ruhig denkende Vertreter der klassischen Philologie darin Bonitz zustimmen, daß es bei der lateinischen wie auch bei der griechischen Formenlehre „zunächst auf feste Einprägung und auf ein freies Beherrschen der Formen ankommt; alles Erklären über Entstehung der Formen, alles Zurückgehen auf Lautgesetze hat nur in dem Maße einen Anspruch, in den Mittelschulunterricht aufgenommen zu werden, als es das Erreichen des bezeichneten Zweckes, der Herrschaft über die Formen, erleichtert und sichert". In dieser weisen Beschränkung zeigt sich didaktisches Geschick.

Mochten auch die Mittelschullehrer zur Zeit Bonitz' den eben erwähnten Grundsatz hinsichtlich des grammatischen Unterrichtsbetriebes durchaus berechtigt ansehen, in den Elementargrammatiken selbst begegneten recht starke Differenzen. Bonitz warf nun (ebd. S. 769) die Frage auf, ob es „in jeder Hinsicht vorteilhaft sei, für den Anfang des griechischen (wir können hinzufügen: und des lateinischen) Unterrichtes den Schülern eine bloße Elementargrammatik in die Hände zu geben". Ebensowenig als andere erfahrene Schulmänner verhehlt er sich, daß die Schüler in einer zweckmäßig abgefaßten Elementargrammatik nur das finden, was sie für den Anfangsunterricht benötigen; in einer solchen Grammatik bliebe also nichts von dem Schüler unbeachtet. Der Lehrer aber, besonders der junge, minder erfahrene, wäre des Zweifels über das für die Unterstufe zu wählende Gebiet enthoben [1]). Diesem Vorteile stellt Bonitz folgende Schattenseite gegenüber: „Wenn auch nicht die Ordnung, sondern bloß das Maß des Lehrstoffes für den ersten Unterricht durch die Elementargrammatik bezeichnet ist, so ist man doch genötigt, später eine andere Grammatik hinzuzunehmen. Durch diese Verteilung der Aufmerksamkeit an verschiedene Lehrbücher wird es dem Schüler erschwert, sich in jedem derselben so heimisch zu machen, als er es in seiner Grammatik sein soll". Offen gestanden, vermag ich dieses Bedenken nicht so hoch anzuschlagen, daß es den früher erwähnten Vorteil überwiegt. Wir haben ja infolge unseres zweistufigen Unterrichtes auch in anderen Gegenständen, wie z. B. in der Geschichte, Bücher, die nur für den Anfangs-

[1]) Am 1. Juli 1887 erschien ein eigener Ministerialerlaß, der die philologischen Lehrer jeder Lehranstalt zu gemeinsamer Beratung über das Ausmaß des grammatischen Lehrstoffes für die einzelnen Klassen aufforderte.

unterricht bestimmt sind, somit nur eine begrenzte Auswahl des Stoffes enthalten. Und trotzdem finden sich die Schüler auch in dem Buche der Oberstufe zurecht. Vor allem aber läßt sich die Lichtseite einer Elementargrammatik dadurch gewinnen, daß man nicht ein eigenes Buch unter dem Titel „Grammatik" den Schülern in die Hand gibt, sondern eine Zusammenstellung der aus dem Stoffe des Lesebuches sich ergebenden „grammatischen Regeln". Ein Weg, den bekanntlich in neuerer Zeit Verfasser von Übungsbüchern für den altklassischen wie für den neuphilologischen Unterricht wiederholt eingeschlagen haben. Auf Grund eines solchen grammatischen Anhanges können sich die Schüler auch in der später ihnen gebotenen, umfangreicheren Grammatik zurechtfinden.

In welchem Geleise die altklassische Schullektüre sich zu bewegen habe, setzt Bonitz besonders in seinem Aufsatz „Die Interpretation der griechischen und römischen Klassiker an unseren Gymnasien" (1860, S. 607 ff.) auseinander. Veranlaßt wurde er „durch eine Mitteilung von entscheidender Stelle und zwar des Inhaltes, daß die Erklärung der lateinischen und griechischen Klassiker sich bei jüngeren Lehrern in grammatische Subtilitäten verliere". Zunächst lehnt Bonitz die Heranziehung der vergleichenden Sprachwissenschaft für den Mittelschulunterricht nicht ab und betont, daß „die wirklich gesicherten Ergebnisse dieser Wissenschaft ihren mittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichtes auszuüben haben"[1]). Er warnt also vor der Benützung unsicherer Forschungsarbeit im Bereiche der Mittelschule, wie es bisweilen mehr dem Interesse des Lehrers als dem Bedürfnisse des Schülers entspringt. In grammatische Subtilitäten verliert sich aber eine Interpretation der Schullektüre nach Bonitz' entschieden treffender Ansicht auch dann, wenn die Erklärung sich mit syntaktischen, etymologischen und sonstigen grammatischen Regeln „in einem über den vorliegenden Zweck weit hinausgehenden Umfang" befaßt. „Die Erklärung etwa eines Sophokleischen Dramas dazu verwenden, um bei jedem Vorkommen eines bedingenden oder finalen Satzes die betreffenden syntaktischen Regeln in Erinnerung zu bringen oder die Lektüre einer Demosthenischen Rede in den Dienst der Formenlehre zu stellen, das ist gewiß eine der extremsten Mißhandlungen, die ein Schriftsteller durch Interpretation erfahren kann" (1860, S. 616). Man wird zur Ehre der heutigen philologischen Mittelschullehrer wohl mit Sicherheit behaupten können, daß sie die altklassische Lektüre nicht durch Zerpflücken des Textes und durch Überschütten mit grammatischen Übungen verunzieren, sondern nur in diskreter Form auch grammatische Erklärungen heranziehen. Die Hoffnung, die Münch hinsichtlich der Behandlung der modern-philologischen Schullektüre ausspricht, dürfte wohl auch von der altphilologischen gelten: „Von einer Behandlung des literarischen Stoffes als eines Ragouts, aus welchem die Proben auf alle möglichen grammatischen Regeln herauszugabeln seien, sind wir denn doch

[1]) Auch der jüngste Lehrplan für die Gymnasien schreibt vor, „gelegentlich sprachwissenschaftliche Betrachtungen heranzuziehen, um den grammatikalischen Unterricht bildender und anregender zu gestalten".

hoffentlich nachgerade fast allerwärts losgekommen" (vgl. Wundt, Enzyklopädie des französischen Unterrichtes, Berlin 1909, S. 320).

Als notwendig zu erfüllende Bedingung für eine ersprießliche Interpretation stellt Bonitz (ebd. S. 612) die eigene Vertrautheit des Lehrers mit dem Schriftwerke auf. An sich zwar eine Binsenwahrheit, die nicht erst ausgesprochen werden müßte. Wird man aber ohneweiters behaupten können, daß die Homerlektüre stets von solchen Mittelschullehrern erklärt werde, die die Ilias und Odyssee vollständig und wiederholt gelesen haben? Und doch „muß, wer anderen Unerfahrenen ein Führer sein will, selbst in der Gegend, in die er zu führen unternimmt, durch häufige Besuche sich heimisch gemacht haben, sonst verscherzt er sich das Vertrauen zu seiner Führung" (Bonitz a. a. O.).

Auch hinsichtlich des Umfanges der Lektüre vertrat Bonitz einen noch heute anerkannten Standpunkt. Weit entfernt, einen andauernd langsamen[1]) Verlauf der Lektüre zu empfehlen, wünscht er für sie einen frischen, lebhaften Gang, jedoch „ohne daß der Selbständigkeit und Gründlichkeit des Verständnisses auch im einzelnen und kleinsten ein Abbruch geschieht. Wird aber diese unabweisliche Bedingung verletzt, so ist der Umfang der wirklich absolvierten Lektüre nicht ein Verdienst der Schule, sondern ein Unrecht gegen die Schüler" (1855, S. 364). Man findet auch jetzt noch bisweilen eine so umfangreiche Lektüre in den Jahresberichten der einen und anderen Anstalt verzeichnet, daß man mit Kopfschütteln die gründliche Durchnahme bewundert. „Strenge Mäßigung" fordert Bonitz für den Umfang der altklassischen Lektüre. Nicht minder für jeden anderen Gegenstand[2]). Hinsichtlich des Inhaltes hält auch Bonitz

---

[1]) Für den Anfang der Homerlektüre empfiehlt Bonitz mit Recht größte Langsamkeit. „Wenn ein Lehrer gleich im Anfang 20 oder gar 30 bis 40 Verse zur Präparation gibt — der Fall ist leider keine Hypothese, sondern ein Faktum — so wirkt dies zum wissenschaftlichen und sittlichen Nachteil der Schüler. Die Mehrzahl legt sogleich neben den Text die deutsche Übersetzung. Man frage die Buchhändler nach der Zahl der fortwährend gekauften Übersetzungsexemplare, um über die Erfolge der absolvierten Lektüre das Urteil zu berichtigen" (Bonitz 1855, S. 365). Seitdem die Stegreiflektüre schon in der Schule eifriger betrieben und für die Beurteilung der philologischen Kenntnisse der Schüler mitverwertet wird, will mir eine offenkundige Abnahme im Gebrauche der gedruckten Übersetzungen eingetreten zu sein scheinen.

[2]) In dem Grundsatze, die Jugend sei nicht zu übermüden, stimmen natürlich alle Schulkreise überein. Allein schon Bonitz warf (1855, S. 368) die Frage auf, wieso die Ansichten über das rechte Maß in der Lehrstundenzahl bei unmittelbar benachbarten Staaten trotz der Gleichheit der allgemeinen Kulturverhältnisse stark auseinander gehen. In den Gymnasien Deutschlands galten zu Bonitz' Zeiten (und gelten noch heute) 32 wöchentliche Lehrstunden schon in den unteren Klassen für keine Überbürdung, an den österreichischen hat man an den unteren Klassen zur Zeit Bonitz' (und im großen ganzen auch heute) nicht über 22, in den obersten nicht über 26 Stunden gehen zu dürfen geglaubt. Bonitz' Erklärung dieser Erscheinung kann wohl für die Vergangenheit, nicht aber für die Gegenwart gelten. Er sagt: „Es war in Österreich im allgemeinen die Sitte, die Aufgabe der Lehrstunde im Vortrage und im Examinieren zu finden; ein Durcharbeiten des Gegenstandes mit den

bei der Auswahl der Lektüre „für die Schule es geraten, hiebei nicht nur jeden wirklichen Anstoß, sondern auch jeden scheinbaren Anlaß zu einem Vorwurfe zu vermeiden" (1855, S. 790). Es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß in manchen verbreiteten Schulausgaben Homers, Sallusts und Tacitus' Stellen belassen sind, die dem Bonitzschen Grundsatze nicht huldigen.

Selbst aus der hier gebotenen Auslese dürfte erhellen, daß Bonitz' pädagogisch-didaktische Aufsätze zum eisernen Bestande der Mittelschulpädagogik gehören. Die Vorzüge aber, die Haupt (Opusc. III, S. 267) den Bonitzschen Schriften nachrühmt: Einfachheit der Anschauung, Klarheit der Beweisführung, ehrliches Bekenntnis, wo die Lösung noch nicht gefunden — alle diese Vorzüge schimmern auch aus seinen pädagogisch-didaktischen Arbeiten hervor. Die österreichischen Mittelschullehrer in den Geist des Organisations-Entwurfes einzuführen, ihre Lehrtätigkeit immer mehr zu vervollkommnen, darauf zielte Bonitz' nimmermüdes Bestreben hin. Und herrliche Früchte hat diese rastlose Bemühung getragen; denn unsere Mittelschule hat dadurch, daß sie Bonitz' teueres Vermächtnis treu pflegte, eine Entwicklung genommen, die ihr in der ganzen zivilisierten Welt ein hohes Ansehen erwarb. Das ist die würdigste Form, in der Österreichs Mittelschule den Dank abstatten konnte an Hermann Bonitz.

Brünn. Dr. Simon.

Die Jugendkulturbewegung.

Bisher in Österreich weniger beachtet, hat die Jugendkulturbewegung vor kurzem durch Wynekens persönliches Erscheinen in Wien einen neuen Anstoß erhalten, der ihr wahrscheinlich in den Kreisen der Jugend neue Anhänger zugeführt, sicherlich aber in der Öffentlichkeit erhöhte Beachtung verschafft hat. So hat sich auch der Wiener Verein „Mittelschule" in zwei Versammlungen mit dieser Bewegung beschäftigt und Verfasser, der diese Diskussion mit einem Referat eingeleitet hat, folgt einer Einladung seitens der Redaktion dieser Zeitschrift, wenn er es ver-

Schülern, so daß die Aneignung des Lehrstoffes namentlich in den unteren Klassen zum großen Teil in der Schule selbst geschah, lag nicht in der überwiegenden Sitte; in Deutschland aber wurde das Durcharbeiten des Gegenstandes in der Schule in höherem Maße als Anforderung an den Lehrer gestellt und somit jene höhere Zahl von Lehrstunden als eine Erleichterung fürs Lehren der Schüler angesehen". Für die Zeit Bonitz' wird jene Erklärung wohl ins Schwarze treffen. Unsere heutige Mittelschule aber verlegt doch auch den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf das Erlernen des Lehrstoffes in der Schule und gleichwohl haben die österreichischen Mittelschüler eine geringere Stundenzahl per Woche als die reichsdeutschen. Warum wohl? Darauf fand ich noch nirgends eine stichhältige Antwort.

sucht, im folgenden einen kurzen Überblick über Werden und Wesen dieser Bewegung zu geben.

Das Schlagwort „Jugendkultur" stammt von Dr. Gustav Wyneken. Dieser hatte sich, seiner Begabung und Neigung folgend, zunächst in praktischem Schaffen als Lehrer betätigt, indem er im Jahre 1906 zusammen mit P. Geheeb, mit dem er vorher am Lietzschen Landerziehungsheim in Haubinda tätig gewesen war, eine neue Schule nach seinem Sinne, die „Freie Schulgemeinde Wickersdorf" begründete. Ihr eigentümliches Gepräge erhält diese Schule dadurch, daß sie das Erziehungsproblem lösen will, indem sie den Schülern mit bis dahin unerhörter Konsequenz Selbstverwaltungs- und Selbstbestimmungsrecht zugesteht, in dem Verhältnis zwischen Erziehern und Zöglingen die Subordination durch Koordination ersetzt und so die Erziehungsarbeit tatsächlich zu einem gemeinsamen Ringen um ein allen vorschwebendes Ziel zu gestalten sucht[1]. Der freien Umgestaltung des Lehrplanes waren allerdings durch die Notwendigkeit, die Schüler für die Reifeprüfung an preußischen Oberrealschulen vorzubereiten, gewisse Schranken gesetzt; doch übte auch hierin die starke Persönlichkeit des Leiters mächtigen Einfluß. Die Zwitterstellung Wynekens — er, das geistige Oberhaupt der Anstalt, war rechtlich seinem Kollegen Geheeb vollkommen gleichgestellt — führte zu Mißhelligkeiten, die 1908 das Ausscheiden Geheebs zur Folge hatten, worauf die meiningische Regierung, mit dem Geiste von Wynekens Unterricht unzufrieden, diesem die Konzession verweigerte und dadurch seinen Austritt erzwang[2].

Dieses Ereignis führte in Wynekens Leben eine Wendung herbei, die man geradezu als tragisch bezeichnen kann. Jeder Möglichkeit beraubt, seine Erziehungsgrundsätze in praktischer Kleinarbeit zu erproben — eine Probe, die, wie immer sie auch ausgefallen wäre, der Pädagogik sicherlich beachtenswerte Anregungen geliefert haben würde —, wurde er gleichsam dazu gedrängt, sich nunmehr ganz auf die Theorie und die Propaganda zu werfen und in der Rolle des Weltverbesserers und Kulturgründers aufzutreten; daß dabei die Glorie des Märtyrers sein Haupt zu umweben schien, sicherte ihm die Anteilnahme vieler, die sonst für seine Ideen wahrscheinlich wenig übrig gehabt haben würden. Sein System, das er in dem Buche „Schule und Jugendkultur" dargestellt hat[3]) ruht auf der Hegelschen Metaphysik, die das Weltgeschehen als Selbstentwicklung des „objektiven Geistes" zu begreifen sucht. Nach Wyneken ist nun diese Entwicklung infolge der großen naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts gerade jetzt in

---

[1]) Über Wickersdorf orientieren die „Jahresberichte der F. S. G. Wickersdorf" (mit vielen Abbildungen), sowie die „Wickersdorfer Jahrbücher", beide im Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

[2]) Die Geschichte seiner Entlassung hat Wyneken in der Broschüre „Kabinett gegen Freie Schulgemeinde" (München 1910, Verlag M. Ernst). dargestellt.

[3]) Bei Eugen Diederichs, Jena 1913. — Vgl. auch Wyneken, „Was ist Jugendkultur?", Verlag G. Steinicke, München 1914.

ein neues Stadium getreten, indem die Menschheit sich nunmehr bewußt in den Dienst dieses Geistes zu stellen beginnt. Die Jugend zu Kämpfern für diesen Geist heranzubilden, sei die Aufgabe der Schule in ihrer neuen Form, der „Freien Schulgemeinde“. Elternhaus und Staatsschule (die „Alten“) seien nur ein Notbehelf und hätten in Sachen der Erziehung völlig versagt. Sie hätten jetzt nur mehr die Pflicht, durch ihre materiellen Leistungen die Jugend aus dem Daseinskampfe auszuschalten, im übrigen aber ihre Hand von ihr zu lassen; die „Versklavung“ der Jugend müsse endlich aufhören. Zugleich Subjekt und Objekt der Erziehung, werde die Jugend im kameradschaftlichen Vereine mit ihren selbstgewählten Führern das ihrem Wesen und ihrem großen Eigenwerte entsprechende Leben, die neue „Jugendkultur“, finden und damit die Grundlage zu einer neuen Menschheitskultur überhaupt legen. — Schrankenloser Optimismus und Verkennung der Gesetze des realen Lebens einerseits, anderseits aber Unklarheit und Verwirrung in den Grundbegriffen wie im Einzelnen sind die kennzeichnenden Merkmale dieses luftigen Gedankenbaues. Es liegt ein bemerkenswertes Stück Selbsterkenntnis darin, daß Wyneken seiner ersten theoretischen Abhandlung [1]), die dann auch in das Hauptwerk aufgenommen wurde, als Motto die Worte Goethes voranstellte: „Handeln ist leicht, denken schwer“. Es scheint unbegreiflich und jedenfalls unverantwortlich, daß man einen so verschwommenen Begriff wie die „Jugendkultur“, deren Definition ausdrücklich abgelehnt, die immer nur als „eine Idee“ erklärt wird, „die unserem Handel Ziel und Richtung gibt“, zum Gegenstand einer Agitation unter der Jugend machen konnte. Das hat Wyneken getan, aber es scheint, daß er nunmehr die Umkehrung jenes Goethewortes an sich erfahren und erkennen muß: Denken (und besonders Schreiben) ist leicht, aber Handeln schwer. Denn die Folgen seines Tuns sind wenig erquicklich und man darf wohl zweifeln, ob er selbst an ihnen reine Freude hat.

Wyneken rief nun zunächst, im Herbst 1910, den „Bund für freie Schulgemeinden“ ins Leben, dessen Zweck es ist, neue Schulen nach Wickersdorfer Muster zu begründen [2]), und regte im folgenden Jahre unter den Hochschülern die Bildung von „studentisch-pädagogischen Gruppen“ an, die denn auch wirklich an sechs deutschen Universitäten, zuerst in Freiburg i. Br., entstanden [3]). Dieser Richtung gehört auch das Wiener „Akademische Komitee für Schulreform“ (A. C. S.) an. Dann aber rief er die Mittelschuljugend selbst zum Kampfe für seine Ideen auf, indem er sich bemühte, die unabhängig von ihm entstandene deutsche Jugendbewegung in seine Bahnen zu ziehen, sie unter der Fahne der „Jugendkultur“ zu sammeln. Die Zeit mochte ihm für ein solches Unternehmen günstig scheinen; in der seit zehn Jahren

[1]) Wickersdorfer Jahrbuch 1908, S. 2.

[2]) Als Organ des Bundes erscheint seit 1911 die Zeitschrift „Die Freie Schulgemeinde“ bei Diederichs, Jena.

[3]) Vgl. den Bericht über die „Erste studentisch-pädagogische Tagung zu Breslau 1913“ (Heft 9 der Säemann-Schriften, Teubner Leipzig).

stetig wachsenden Wandervogelbewegung erblickte er — beeinflußt durch die bekannte Darstellung Blühers[1]) und vielleicht auch durch seinen eigenen Wunsch — eine revolutionäre Auflehnung der Jugend gegen den unerträglichen Zwang des „Alten“, der ihr in Haus und Schule entgegentritt. Wenn sich diese Auflehnung vorläufig mehr negativ bloß in einer romantischen Flucht in die Natur äußerte, so geschah dies nach Wynekens Auffassung eben nur in Ermanglung eines klaren, positiven Zieles, das er der Jugend nunmehr in der „Jugendkultur“ zu zeigen gedachte. In diesem Sinne widmete er dem Wandervogel seine Flugschrift „Der Gedankenkreis der freien Schulgemeinde“[2]) und in diesem Sinne trat er Oktober 1913 als Redner auf dem Freideutschen Jugendtag auf. Dieser, ursprünglich als Jahrhundertfeier der Leipziger Schlacht gedacht, wurde von 13 Studenten- und Jugendvereinen einberufen, unter denen neben den Wanderbünden auch Anhänger von Abstinenz und Rassenhygiene vertreten sind[3]). Zu den mehr als 2000 Teilnehmern, die sich auf dem Hohen Meißner bei Kassel zusammenfanden, stellte der Wandervogel das Hauptkontingent, wenn auch die Bundesleitung des Wandervogel E. V. offiziell ihre Unterschrift von dem Aufrufe wieder zurückgezogen hatte. Während der Tagung selbst tauchte der Gedanke auf, trotz mannigfacher Unterschiede in Ansichten und Zielen einen organisatorischen Zusammenschluß zu versuchen, und schließlich gelang auch die Einigung auf die, allerdings sehr weite, Formel: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten.“ Für deren Durchführung gilt: „Alle gemeinschaftlichen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei“. Wyneken konnte annehmen, daß der Zusammenschluß der Freideutschen Jugend zu einem Kampfverband nach seinem Sinne damit in die Wege geleitet sei.

Im Jänner 1914 begann in Bayern ein Kampf gegen die F. D. J., eingeleitet durch die anonyme Broschüre eines „bayrischen Schulmannes“, fortgeführt in einer mehrtägigen Landtagsdebatte, wobei leider zwischen den ganz verschiedenen Richtungen dieser Jugendbewegung, ja sogar zwischen ihren Extremen, Wandervogel und Wyneken, kein Unterschied gemacht wurde. Gerade durch diesen Angriff wurde die indessen schon ziemlich weit gediehene Kluft zwischen Wyneken und den anderen noch einmal scheinbar überbrückt und in einer gemeinsamen Protestversammlung in der Münchner Tonhalle traten die Vertreter der einzelnen Verbände, wenn auch zum Teil mit großen Vorbehalten, für den am schärfsten

---

[1]) Hans Blüher, Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung, Berlin, Bernhard Weise.

[2]) Verlag Erich Matthes, Leipzig 1913.

[3]) Vgl. die Festschrift „Freideutsche Jugend“, Diederichs, Jena 1913. — Über den Verlauf der Verhandlungen berichtet die Flugschrift „Freideutscher Jugendtag 1913“ (Verlag Adolf Saal, Hamburg) und der „Anfang“ (Heft 7).

angegriffenen Führer der Freien Schulgemeinde ein [1]). Nichtsdestoweniger wurde bald darauf (Anfang März) auf der ersten ordentlichen Vertreterversammlung der F. D. J. zu Marburg a. L. die Scheidung offen durchgeführt. Die sogenannten „Altersverbände", also die eigentlichen Kampfvereine, meldeten ihren Austritt an, und zwar der „Deutsche Vortruppbund" und der „Bund deutscher Volkserzieher" spontan, der „Bund für freie Schulgemeinden" zögernd und unter dem Druck der Tatsachen. Seither ist die F. D. J. offiziell keine Tatgemeinschaft mehr, sondern eine Erziehungsgemeinschaft [2]). Ein Aufnahmsgesuch der „Berliner Sprechsäle" wurde bezeichnenderweise abgelehnt. Die Erwartung, daß sich nunmehr auch der Wandervogel E. V. anschließen werde, ist nach den zu Ostern in Frankfurt a. d. O. gefaßten Beschlüssen, vorläufig wenigstens, nicht in Erfüllung gegangen.

Aber wenn sich somit auch die Jugendverbände als solche für neutral erklärt und damit offiziell von Wyneken losgesagt haben, so besteht doch noch immer die Möglichkeit, daß die Jugend selbst, ob sie nun innerhalb oder außerhalb dieser Vereinigungen steht, seinen Einflüssen weiter zugänglich bleibt, was tatsächlich auch der Fall zu sein scheint. Die Hauptkanäle, durch die sein Geist jetzt unserer Jugend (besonders auch in Österreich) zugeführt wird, sind der „Anfang" und die „Sprechsäle".

Die Jugendzeitschrift „Der Anfang", die eben (April 1914) ihren ersten Jahrgang abgeschlossen hat [3]), ist namentlich auch unter der Wiener Jugend ziemlich verbreitet und verdient schon aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit der Lehrer. Ihre Gründer und Herausgeber, die Hochschüler G. Barbizon (Berlin) und S. Bernfeld (Wien) sind derzeit noch minderjährig, weshalb sich Wyneken bereit erklärte, als verantwortlicher Redakteur zu zeichnen. Da in der Zeitschrift grundsätzlich alle Richtungen zum Worte kommen sollen, lehnt er es ab, sich mit den einzelnen Beiträgen zu identifizieren; er will nur im allgemeinen die Verantwortung dafür übernehmen, daß der Jugend diese „Tribüne im Jugendkulturkampf" eröffnet wurde, daß ihr Gelegenheit gegeben wurde, was sie denkt, auch unbehindert auszusprechen. Die moralische Verantwortung für den Inhalt dieser Zeitung wird aber Wyneken dennoch nicht gut ablehnen

---

[1]) Vgl. „Die Freideutsche Jugend im Bayrischen Landtag" (Verlag Adolf Saal, Hamburg 1914); ferner Wyneken, Die neue Jugend, ihr Kampf um Freiheit und Wahrheit in Schule und Elternhaus in Religion und Erotik (Verlag G. Steinicke, München 1914).

[2]) Vgl. den Bericht von G. Lemke im „Vortrupp", 3. Jahrgang 1914, S. 263. — Das Protokoll der Marburger Tagung ist jetzt im Verlag von Ad. Saal, Hamburg, erschienen. Gegen die Beschlüsse nehmen Stellung „Der Anfang" II, S. 1 f., S. 93 f., ferner „Die Freie Schulgemeinde", Aprilheft 1914. — Bei den Beschlüssen scheint der Einfluß von P. Natorp wirksam gewesen zu sein, dessen Vortrag „Hoffnungen und Gefahren unserer Jugendbewegung" (als Flugschrift erschienen bei Diederichs, Jena 1914) eine vorzügliche Beleuchtung der ganzen Frage gibt. — Vgl. auch die scharfe Broschüre von Dr. Ernst Reisinger, Dr. Wyneken, der „Anfang" und die Freideutsche Jugend (Verlag Otto Gmelin, München 1914).

[3]) Verlag „Die Aktion", Berlin-Wilmersdorf.

können; denn abgesehen davon, daß die eingestreuten redaktionellen Bemerkungen sehr oft eine unzweideutige Tendenz zeigen[1]), wird niemand bestreiten können, daß man aus diesem Gezwitscher der Jungen den mehr oder minder gut verstandenen Sang des Alten nur allzu deutlich heraushört. Es war ja zu erwarten, daß von der Losung „Weg vom Elternhaus, weg von der Schule!“ und „hin zur Jugendkultur!“ der negative Teil in der Agitation die größere Schlagkraft bewähren würde, namentlich insolange über das Wesen der neuen „Kultur“ selbst in den Köpfen der Führer keine Klarheit herrscht. Das hätte auch Wyneken erwägen, dieser Umstand hätte ihn bedenklich machen müssen, wenn anders er sich seiner Verantwortlichkeit bewußt war. So ertönen denn nun laut bewegliche Klagen und blasierte Hohnreden über die Unzulänglichkeit von Familienerziehung und Eltern, von Schule und Lehrern, über die Verlogenheit der Gesellschaft und die Unsittlichkeit des Sexuallebens. Es sei zugegeben, daß die Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit auch in den verworrensten Beiträgen als Unterton leise mitschwingt, es sei zugegeben, daß in einzelnen Fällen wirkliche Mißstände den Anstoß zur Kritik gegeben haben (so scheint es namentlich, daß wir es hier zum Teil mit der Reaktion gegen eine unleidliche, ja rohe Überspannung des Autoritätsprinzipes zu tun haben[2]), wie sie an manchen Orten — bei uns in Österreich wohl weniger — noch zuweilen vorkommen mag); das Unerquickliche liegt aber weniger in den scharfen Invektiven, mögen diese noch so sehr übers Ziel schießen, als in dem angelernten, weil durchaus unjugendlichen salbungsvollen Pathos, der dünkelhaften Pose, der krankhaften Selbstüberhebung dieser jugendlichen „Kulturgründer“, die sich so ganz ohne jede natürliche Zaghaftigkeit in die öligen Fluten des Phrasenmeeres hinauswagen. Treffend meint eine Einsenderin im „Anfang“ (S. 357): „Die — scheinbare — Unfruchtbarkeit besteht darin, daß die Jugend sich selbst, immer wieder und nur sich selbst zum Problem macht. Sie steht vor dem Spiegel und probiert, was ihr gut steht und was ihre Jugendlichkeit heben könnte — wie eine ältere Dame“; nur daß die Unfruchtbarkeit eben keine „scheinbare“ ist. Was uns aus diesem Chaos entgegenstarrt, ist nicht das Antlitz der Jugend, sondern eine Fratze der Greisenhaftigkeit, und wenn die Führer der Bewegung, wohl um dem Vorwurf der „Unreife“ die Spitze abzubrechen, in edlem Geusenstolze das Grün zu ihrer Wappenfarbe erkoren haben, so muß man ihnen angesichts ihrer Taten wohl das Recht bestreiten, sich fürder mit den Farben des jungen Frühlings zu schmücken.

Dies gilt vielleicht in noch höherem Maße von den Sprechsälen. Wien hat den „Ruhm“, auf diesem Gebiete vorbildlich gewesen zu sein; seinem Beispiele sind dann München, Stuttgart, Berlin, Prag u. a. gefolgt. Der emsige Arbeitsleiter des Wiener A. C. S. (es ist dies der Wiener Mitherausgeber des „Anfangs“) hat außer einem „Archiv für

---

[1]) Z. B. S. 57 f., S. 148 f.

[2]) Dies ist auch die Meinung von Fr. W. Foerster, Süddeutsche Monatshefte, Mai 1914, S. 249; seine trefflichen Ausführungen, die vielfach wirklich das letzte Wort über diese Dinge sagen, kommen im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie unsere Darstellung.

Jugendkultur", das „eine umfassende Sammlung wissenschaftlich zu verwertender Dokumente für die Sonderart des jugendlichen Lebens und für den inneren Zustand des gegenwärtigen Schul- und Familienlebens" sein soll, dem „Grünen Anker", einem Institut zur Unterstützung von Jugendlichen, die mit ihrer Umgebung in Konflikt geraten sind oder sonst des Rates bedürfen, und einem „Grünen Wandervogel" auch einen „Sprechsaal Wiener Mittelschüler" begründet[1]), in dem sich mehrmals in der Woche Mittelschüler beiderlei Geschlechtes mit Hochschülern zu gemeinsamer Aussprache zusammenfinden, Vorträge anhören und diskutieren. Nach einem Bericht vom Herbst 1913 betrug die Teilnehmerzahl damals durchschnittlich 60, gelegentlich der Anwesenheit Wynekens kamen 250 Kameraden zusammen („Anfang", S. 386); am 21. März wurde der Sprechsaal aufgelöst, „um eine ruhige Gestaltung einer neuen gesetzlich unanfechtbaren Organisation zu ermöglichen". Nach derselben Quelle besteht die Aussicht, im Herbste sogar ein eigenes Heim für den Sprechsaal zu bekommen. Unter den Vortragsthemen finden sich neben literarhistorischen und philosophischen Gegenständen sowie Fragen der Jugendorganisation auch die folgenden: „Erziehung im Hause. — Moderne Moral. — Ein Schulfall — Jugend und ethische Erziehung. — Jugendliche Geselligkeit." Man wird es kaum glaublich finden, aber es ist Tatsache, daß dort 14- bis 17jährige Lyzeistinnen mit ebenso alten Gymnasiasten unter der Ägide von 20jährigen Studenten, ohne zu erröten, ernsthaft über die radikale Neugestaltung ihres Sexuallebens „beraten". Dabei ist es füglich gleichgültig, was zu diesem Thema vorgebracht wird; die nackte Tatsache, daß Knaben und Mädchen miteinander öffentlich über diese Dinge plaudern, ist wahrhaft herzzerbrechend. Wer aber behaupten wollte, die Jugend empfinde den Drang, vor einer Versammlung, und wäre es auch eine von Gleichaltrigen, ihr Seelenleben derart zu entblößen, der lügt; wir haben hier den handgreiflichen Beweis dafür, daß die Teilnehmer dabei einer Suggestion erliegen, die von den sogenannten „selbstgewählten" Führern auf sie ausgeübt wird, und wir können uns danach ein beiläufiges Bild von der „Jugendkultur" machen, die aus diesem Geiste geboren werden kann. Die „Führer" pflegen mit einem gewissen Stolze ihre Legitimation für dieses Amt darin zu erblicken, daß die Jugend ihnen tatsächlich Gefolgschaft leiste; und sie gebärden sich als die wahren Pädagogen, während sie in Wahrheit die schändlichsten Demagogenkünste ausüben, um die harmlosen Seelen einzufangen: sie schmeicheln einerseits der jugendlichen Eitelkeit, indem sie von der „erhabenen Mission der Jugend", ihrer „kosmischen Verantwortlichkeit", ihrem „unersetzlichen Eigenwerte", von der „Erneuerung der Kultur durch die Jugend" predigen, und sie beseitigen anderseits alle unbequemen Hemmungen, indem sie in schneidigen Attacken alle vermeintlichen Autoritäten, als da sind: Staat, Schule, Elternhaus, ja schließlich die ganze böse Außenwelt, niederreiten. Es liegt in der Natur der Sache, daß

[1]) Vgl. die Berichte im „Anfang", S. 28, 62, 124 ff., 189 f., 222 f., 252, 316, 318, 386 f.

die ganze Kulturgründerei zur Zeit wesentlich auf eine Verhetzung gegen Eltern und Schule hinausläuft; die Schule ist ja in diesem Punkte nicht eben verwöhnt, aber wenn junge „Soziologen" den aufmerksam lauschenden Mädchen beschränkte Verständnislosigkeit als das konstitutive Merkmal des Begriffes „Mutter" hinstellen, könnte das Leben mancher Familie gestört und es könnten Werte vernichtet werden, für die ein Ersatz auch nicht in weiter Ferne gezeigt werden kann.

Man mag nun Optimist sein und erwarten, der gesunde Sinn der Jugend werde ein weiteres Umsichgreifen dieser ganz unjugendlichen und kulturwidrigen, zudem an der Unklarheit ihrer Grundbegriffe leidenden Bewegung verhindern, aber man wird doch zugeben müssen, daß inzwischen eine Reihe an sich gesunder und gut veranlagter Individuen schweren Schaden nehmen kann. Diese Gefahr ist im „Sprechsaal" noch größer als im „Anfang", weil dort die Publizität, die immerhin gewisse Schranken zieht, wegfällt; und man muß sich wohl fragen, wie Wyneken mit gutem Gewissen all das verantworten kann, was hier in seinem Namen geschieht.

Deshalb ist es die Aufgabe der Schule, nicht ruhig zuzusehen, bis die Bewegung von selbst im Sande verläuft, sondern ihren Ursachen nachzugehen und Abhilfe zu schaffen. Daß von Repressivmaßregeln das Heil nicht zu erwarten ist, wurde in den Wiener Versammlungen allseits anerkannt; es wäre ja unklug, den Führern der Bewegung so auf billige Weise zu einer Märtyreraureole zu verhelfen. Vielmehr wird es notwendig sein, jenen natürlichen Trieben, die bei all ihrer Unnatur der Bewegung dennoch zugrunde liegen müssen, Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Nun zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter in allen jenen Äußerungen der Jugend einerseits das Bedürfnis, sich an einen erwachsenen Führer anzuschließen, dem man vertrauensvoll sein Herz öffnen kann, und anderseits der Drang nach Betätigung, der Wunsch, sich über die mannigfachen Probleme des Lebens äußern zu dürfen und mit diesen Äußerungen ernst genommen zu werden. Es muß daher wohl das Bestreben der Schule erstens dahin gehen, die Schüler mehr an sich heranzuziehen und ihre Herzen zu gewinnen, indem man alles beseitigt, was die derzeit unleugbar vielfach vorhandene Atmosphäre des Mißtrauens erzeugt hat; sie wird dann auch mehr als bisher der von vielen Seiten erhobenen Forderung genügen, daß sie sich um die Charakterbildung eifriger bemühe und die Entwicklung zu einer wirklichen Erziehungsschule anstrebe. Zweitens aber wird man wohl dem Drang nach Selbstbetätigung noch mehr entgegenkommen müssen; darauf ist ja jetzt unser ganzes modernes Unterrichtsverfahren angelegt, der ausgedehnte Sportbetrieb hat hiefür noch ein neues Feld eröffnet und als weitere Mittel wurden eine allmähliche organische Ausgestaltung der Schülerselbstverwaltung sowie die Einrichtung von freien Redezirkeln nach englischem und amerikanischem Vorbild empfohlen.

Die Sache der Redezirkel ist soeben durch behördliche Erlässe [1]) entschieden in Angriff genommen worden.

Wien. Hans Fischl.

[1]) Vgl. den Ministerialerlaß vom 22. Oktober 1913, Z. 1163, und besonders auch die Durchführungsverordnung des n.-ö. Landesschulrates vom 22. April 1914 (Z. 677/3), die bereits auf die Jugendkulturbewegung Bezug nimmt.

Wilhelm Boerner, Charakterbildung der Kinder. C. H. Becksche Verlagshandlung in München. IX und 314 SS. 8⁰.

Der Verf. des vorliegenden Buches, das zuvörderst für praktische Erzieher bestimmt ist, hat nicht nur eigene pädagogische Überzeugungen, sondern auch den Mut, sie selbst dann zu vertreten, wenn er gegen den Strom schwimmt. Er deckt manche von einer dicken Staubschicht verhüllte oder halbverschüttete alte Wahrheit wieder auf und zeigt uns den Unwert mehrerer neuen, gleißenden, pädagogischen Modetorheiten. Auch manche angeblich neue Schöpfung erweist sich dabei nur als eine Umbildung überkommener Ideen und alter Motive. Neben der Schlichtheit und erquickenden Frische des Empfindens erfreut an diesem Buche die von Wulst und Schwulst freie Sprache, deren Spiegel von keinerlei Schaumblasen, gährenden Wendungen oder unklaren Wirbeln getrübt wird.

Mit Recht wird als größtes Hemmnis der Charakterbildung das Fehlen einer geschlossenen Weltanschauung und eines einheitlichen Lebensstiles in der Gegenwart erkannt. Unsere Zeit mit ihrem Drange, sich von dem Alten als maßgebender Macht zu befreien, um sich zur Aufnahme eines unbekannten Neuen vorzubereiten, ist ja eine Übergangsphase, voll Widerspruch, Unruhe und Spannung. Die Krankheit unserer Schule hängt mit den allgemeinen Gefolgekrankheiten unserer kulturmüden Zeit zusammen, die alle festen, absoluten ethischen Werte, ohne die eine rechte Pädagogik nicht bestehen kann, beinahe eingebüßt hat. Alle Erziehung geht doch schließlich darauf aus, den Geist des Kindes dem der Gesellschaft anzupassen; wie soll das aber möglich sein, wenn die allgemeine Anerkennung der Autoritäten geschwunden ist? — Was die Erziehungsmöglichkeit betrifft, wird es zuvörderst darauf ankommen, ob man (nach einem Worte W. Münchs) unter dem Kinderhäubchen das Keimplasma des Genius oder im Blute die böse Anwartschaft auf ein sieches Leben von den Vorfahren ererbt hat. Nie läßt eine Natur sich brechen, nie etwas in sie hineintragen, was nicht virtuell in ihr gelegen ist. Die Erziehung soll daher im wesentlichen nur ergänzen und fördern und hat sich der Individualität anzupassen. Die letzte entscheidende Bildkraft des Charakters läßt sich nur nach ihrer Wirkung erkennen, nicht auf ihre letzten Ursachen zurückführen. Freiherr v. Feuchtersleben sagt mit Recht: „Der größte Lehrer kann dich nicht umgestalten, er kann dich befreien, du mußt dich entfalten!“ Nach dieser Einschränkung kann man dann zugeben, daß der Erzieher nicht der zügellosen, blinden Natur sich unterwerfen, sondern vielmehr sie nachhelfend korrigieren soll, denn damit wird der Natur nicht Zwang angetan, ja dies ist selbst Natur. — Mit Recht verwirft der Verf. die körperliche Züchtigung als Strafe in der Schule. Wir erinnern uns hier an einen guten Ausspruch St. Pierres: „Es ist bemerkenswert, daß der Mensch das einzige Geschöpf ist, das seine Jungen mit Hilfe von Prügeln erzieht“. Es hätte aber auch nicht unerwähnt bleiben dürfen, daß neben der Strafe auch der lobenden Anerkennung in der Schule eine hohe Bedeutung zuzuerkennen ist und schon Luther übertrug ein von dem Nürnberger Ratsherrn Anton Tucher über das Staatsleben gesagtes Wort: „Gutes Wort und Straf gehören in ein

Regiment", auf die Kindererziehung. — Der erziehliche Wert der unausgesetzten, stillen, sachten, wie im Garten ein langer, sanfter Regen wirkenden, zur unbewußten Gewohnheit werdenden Gewöhnung, des mächtigsten Hebels der Anpassung, wird recht eindringlich dargestellt, besonders die Rückwirkung der äußeren Ordnungsliebe und Reinlichkeit auf den inneren Menschen. — Auch mit dem Eintreten B.s für die „Erziehung in Freude und zur Freude" kann man ganz einverstanden sein. *Laeti magistri, laeti pueri!* Der alte, weise König, der alle Herrlichkeiten der Erde als Eitelkeit der Eitelkeiten erkannte, sagte mit Recht, es gebe nichts Besseres, als daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit. Aus diesem Grunde möchten wir auch dem Humor, der der trockenen Verstandesmäßigkeit zuweilen ein Schnippchen schlägt, in der Schule einen größeren Raum gewähren, als dies der Verf. tut. — Wir stimmen mit B. überein, daß die sexuelle Aufklärung jüngeren Leuten nur allmählich ohne besondere Vorbereitung und feierliche Wichtigtuerei beigebracht werden soll. Natürliche Dinge sollen ohne die anreizende Wirkung epochemachender Erörterung in das Bewußtsein des zu Belehrenden gleiten. Es kommt alles darauf an, die Unschuld der Phantasie zu schonen. Es wird auch richtig sein, daß viel verderblicher als die Darstellung des Nackten in der Kunst auf die Jugend jene Art der Kleidermode einwirkt, die halb verhüllt und halb zeigt, bei der die weibliche Bekleidung Stücke der männlichen aufnimmt, wodurch der Gegensatz der Geschlechter mehr hervorgehoben als verwischt wird, und die Scheinentblößung. Entschieden aber muß dem Verf. entgegengetreten werden, wenn er an mehreren Stellen die Selbstbefleckung als etwas „Harmloses" bezeichnet, was um so auffallender ist, als er selbst berichtet, daß die Schüler des mittleren Jahrganges einer Mittelschule einen Klub zur Pflege dieses Lasters begründet haben. Dagegen wäre die Lektüre guter Romane lange nicht so sehr zu verpönen, als dies gemeiniglich geschieht. Wir möchten hierüber ein Zitat aus Goethe anführen: „Die wiederholte Litanei vom Schaden der Romane! Und was ist das für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher Junge sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst. Ist denn das bürgerliche Leben so viel wert oder verschlingen die Bedürfnisse des Tages den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?" — Wir möchten auch dem Verf. nicht schroff widersprechen, wenn er (im Gegensatze zu W. Förster) die Lüge bei den Schülern nicht so unbedingt verdammt und sich gegenüber der Schein- und Notlüge minder rigoros erweist. Nach Shelley ist es sogar bei Erwachsenen einer Natur von überaus reger poetischer Einbildungskraft unmöglich, ganz wahrheitsliebend zu sein, und bei Shakespeare heißt es einmal: „Lüge ich und schade keinem, verzeihen es die Götter". Dagegen bekämpft B. mit Recht die Unart junger Leute, bei jeder Gelegenheit ihre Aussage durch Schwüre zu bekräftigen. „Wo ich höre Schwüre, steht die Lüge vor der Türe". Es gäbe noch vieles in B.s sehr lesenswertem Buche zu diskutieren, wir möchten aber diese Besprechung nicht noch mehr ausdehnen.

Wien. Josef Frank.

Adolf Sellschopp, Neue Quellen zur Geschichte August Hermann Franckes. Mit einem Bildnis Franckes nach einem bisher nicht veröffentlichten Stich von J. G. Wolffgang von 1730. Halle a. S. 1913. VI und 163 SS. 8⁰.

1913 waren 250 Jahre verflossen seit der Geburt des Begründers der „Franckeschen Stiftungen" in Halle und zu diesem Jubiläum erschien die vorliegende Schrift, deren Verf. zur „Verwandtschaft" des Jubilars gehört. Das Studium der eigenen Familiengeschichte hat ihn dazu geführt, die Abstammung Franckes genauer als bisher zu erforschen, und es ist ihm gelungen eine Ahnentafel desselben zu entwerfen, in der nicht nur die beiden Eltern, die 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern vollständig nachgewiesen sind, sondern darüber hinaus noch Ahnen und Vorahnen bis ins XV. Jahrhundert, was bei bürgerlicher Abstammung nicht häufig möglich sein wird. Da Franckes Großmutter väterlicherseits eine geborene Wessel, die mütterlicherseits eine geborene Schabbel war, so werden die Wesselsche und Schabbelsche Verwandtschaft noch besonders tabellarisch dargelegt. Jener Elsabe Francke, geb. Wessel, hat der Gymnasialdirektor M. Bangert, der ein Freund des Justizrates Johannes Francke war, des Sohnes der Elsabe und Vaters von August Hermann, eine „Leichenschrift" gewidmet, die in einem einzigen Exemplar erhalten ist, das S. aufgefunden und nun veröffentlicht hat, und zwar im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung. Diese Lübecker Bäckersfrau war von besonderer Frömmigkeit, „die das ganze Leben beherrscht und gestaltet und die bei größter Innigkeit zugleich einen starken Trieb nach Erkenntnis und ein überaus energisches Streben nach praktischer Betätigung erkennen läßt", welche Charakterzüge „sich in der schönsten Weise bei ihrem großen Enkel wiederfinden" (S. 55); „Blut und Art" der lübischen Familie Wessel hat nach S.s Meinung Francke durch diese Großmutter geerbt. Der Einfluß der Schabbelschen Ahnenreihe ist anders, aber er ist um so sicherer nachweisbar. Der Hamburger Kaufmann Heinrich Schabbel, Sohn eines Wismarer Bürgermeisters, hat nämlich im Jahre 1637 mit 12.000 Reichstalern eine Familienstiftung für das Studium der Theologie gegründet und dabei eingehende Bestimmungen für die Stipendiaten getroffen und dadurch ist auch der Studiengang Franckes vom Beginn seiner Kieler Studienzeit 1679 bis zum Antritt seines Erfurter Amtes 1690 beherrscht. Die Stiftungsurkunde ist in dem vorliegenden Buche zum erstenmal gedruckt und sie ist wirklich ein kirchengeschichtlich interessantes Dokument. In der Lade der Stiftung fanden sich auch einige Jugendarbeiten Franckes, die mitveröffentlicht werden, und den Schluß des Buches bildet die Gedächtnisrede auf Francke von Prof. D. Rogall in Königsberg, gehalten am 25. Juni 1727.

Den im Buche veröffentlichten Quellen sind einige Exkurse beigegeben, darunter einer über Art und Bedeutung der „Leichenschriften" und über die Eigenart und die Schicksale der auf Elsabe Francke (S. 51 ff.), dann über Franckes Geburtshaus, das jetzt erst zweifellos hat festgestellt werden können und nun zum Jubiläum mit einer Gedenktafel geschmückt wurde.

Das Buch bietet also dem Freunde des großen Pädagogen und Menschenfreundes viel Interessantes, es bringt kultur- und kirchengeschichtlich Bemerkenswertes und es ist namentlich bedeutsam für die Familiengeschichtsforschung: zunächst für die weite Verwandtschaft selber — Francke hat seinen Namen auf keinen Enkel vererbt, aber durch seine einzige Tochter und deren Töchter können nach S.s Angabe in der Vorrede mehr als 350 lebende Personen Francke zu ihren Ahnen rechnen und dazu kommen die Wesselschen und Schabbelschen und sonstigen Verwandten — dann auch für alle jene, die dem Vererbungsproblem nachgehen. Bisher galt Francke als Thüringer, da sein Großvater von Thüringen, wo die Familie bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts nachweisbar ist, nach Lübeck zugewandert war; nach dem Familiennamen muß der Ahnherr ein Franke gewesen sein; nach S. war A. H. Francke „in der Hauptsache" „ein echter Niedersachse" (S. 65) durch die Großmutter aus der Familie Wessel: damit mag angedeutet sein, welch schwere Probleme die Vererbungsforschung und Stammeskunde zu lösen hat und daß hier „ein sehr interessanter Fall" vorliegt.

Prag. W. Toischer.

Prof. Dr. A. Cramer, Pubertät und Schule. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1911. 21 SS. 8⁰.

Verf. bespricht kurz Anatomisches und Physiologisches und ausführlich die Psychologie des so merkwürdigen Alters der Pubertätsentwicklung, die Wichtigkeit individualisierender Behandlung der Schüler in dieser Phase, welche ja, wie jeder erfahrene Lehrer weiß, so manche Geduldprobe fordert, infolge der Hemmungslosigkeiten und mancherlei psychopathisch scheinender Störungen der normalen Leistungsfähigkeit des Individuums. Dafür ist Ruhe, Vorsicht, aufmerksames Beachten des Einzelnen, soweit es der Massenunterricht erlaubt, am Platze, vor allem humane Einschätzung jedes der Schulordnung widerstrebenden Falles — ohne Aufregung und deplacierte Strenge, da es sich ja um Fälle handelt, welche nicht doloser Natur sind. Die vortreffliche Schrift sei allen Kollegen empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Platons Verteidigungsrede des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christian Cron. Zwölfte Auflage, bearbeitet von Dr. Heinrich Uhle. Teubner, Leipzig 1912. Preis geh. 1 Mk.

Platons ausgewählte Dialoge. Erklärt von C. Schmelzer. Vierter Band: Apologie. Krito. Zweite Auflage, besorgt von Dr. Hans Petersen. Weidmann, Berlin 1912. Preis 1 Mk.

Die fast zu gleicher Zeit erschienenen kommentierten Ausgaben derselben Platonischen Schriften fordern von vorneherein zu einem Vergleich heraus. Das erstgenannte Büchlein gibt vor allem einleitend eine Darstellung des Lebens und der Lehre des Sokrates sowie seines Prozesses, den Lebensgang Platons und eine ausführlichere Würdigung seiner beiden in Rede stehenden Schriften und anhangsweise einen Exkurs über das athenische Gerichtswesen. Auf all das meint H. Petersen im Sinne seines Vorgängers Schmelzer in zusammenhängender Form verzichten zu sollen und findet es genügend, in gelegentlichen Fußnoten auf das Notwendigste hinzuweisen. Ich glaube auch heute noch, wie ich früher einmal gelegentlich der Besprechung von Petersens Ausgabe von „Platons Ausgewählten Dialogen" in dieser Zeitschrift 1911, S. 310 f. dargetan habe, daß trotz einer orientierenden Einleitung, die ich für notwendig oder doch sehr förderlich halte, für Lehrer und Schüler noch genug Arbeit bleibt. Bezüglich des Kommentars unterscheiden sich die beiden Ausgaben insofern, als Cron-Uhle den Schwerpunkt in die Einzelheiten der sprachlichen und historischen Erklärung verlegt, während Petersen sich in dieser Hinsicht mit verhältnismäßig recht geringen und für den Schüler, wie mir scheinen will, durchaus unzureichenden Erklärungen zufrieden gibt, dafür aber im Sinne Schmelzers auf die volkstümlich-philosophische Auslegung der Schriften hinweist, zu welchem Zweck er den einzelnen Kapiteln eine erklärende Digression unter dem Strich vorausschickt. Darin sehe ich das Wertvolle an dem Büchlein, dem aber in mehrfacher Hinsicht eine sorgfältige Durchsicht wohltäte.

Hätte ich zwischen den beiden Büchlein zu wählen, ich würde mich ohne Zögern für Cron-Uhle entscheiden.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Parallelsyntax der griechischen und lateinischen Sprache zum Gebrauch im griechischen Unterricht und zum Privatstudium für Schüler und Studenten. Von Dr. Adolf Thimme, Professor am kgl. Gymnasium in Erfurt. Zweite, erweiterte Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1912. 88 SS. Gr.-8⁰ (Begleitwort 6 SS. Gr.-8⁰). Preis geb. Mk. 1·40.

Ref. war bisher der Meinung, daß für Bücher, wie das vorliegende, die Zeit längst vorüber sei. Daß dem nicht so ist, daß eine griechisch-lateinische Parallelsyntax sogar eine zweite Auflage erlebt, wird man als erfreuliches Zeichen dafür ansehen dürfen, daß in der Schule das Interesse für altsprachliche Studien, die über die nächsten und notwendigsten Bedürfnisse hinausgehen, noch immer fortlebt. Das Buch soll dem griechischen Unterricht dienen. 'Es setzt eine im ganzen sichere Kenntnis der lateinischen Syntax ... voraus. Es geht sodann systematisch darauf aus, an diese Kenntnis des Lateinischen erinnernd und anknüpfend, die griechische Syntax sozusagen in das schon vorhandene lateinische Gebäude hineinzubauen und sie durch lateinische — gelegentlich auch durch deutsche und französische — Stützpunkte zu festigen'. Ferner will Th. ein Denkbuch bieten, kein nacktes Gerippe von Regeln und sprachlichen Tatsachen, sondern ein Lehrgebäude, in das die den Lehrstoff erläuternden und verbindenden Gedanken mitaufgenommen sind. Man wird gerne anerkennen, daß die rationelle Erklärung der sprachlichen Erscheinungsweisen, soweit dies innerhalb des Rahmens eines syntaktischen Kompendiums möglich ist, zu ihrem Rechte kommt. Auch die Versuche Th.s, herkömmliche Anschauungen zu korrigieren, haben viel Ansprechendes. So verwirft Th. die Auffassung des Genetivs bei Verben des Affekts, wonach dieser kausaler Natur wäre. 'Der Dativ gibt den Grund an, woraus der betreffende Affekt ... entsteht, der Genetiv dagegen den Gegenstand, auf den hin sich der als (schon vorhanden gedachte) Affekt richtet. Das geht aus der Grundbedeutung beider Kasus mit Notwendigkeit hervor. Der Dativ ist ein Dat. causae, der Genetiv dagegen ein Gen. obiectivus'. Neu ist auch Th.s Behandlung der Kondizionalsätze. Er geht vom Hauptsatze aus und bestimmt von diesem aus die Natur des Nebensatzes oder, was dasselbe ist, des jeweiligen hypothetischen Falles. Weniger wird man sich von der Richtigkeit dessen überzeugen, was Th. über das Wesen des Genetiv pretii beibringt. Er geht aus von dem Genetiv obiectivus, der das Ziel bezeichne, mit Beziehung worauf die Handlung des regierenden Wortes erfolge. 'Dieses Ziel ist nun bei den Verben des Schätzens der bei der Schätzung zum Vergleich herangezogene Gegenstand oder Maßstab, an dem die in Frage kommende Sache abgeschätzt wird, z. B. ich schätze diesen Garten auf 600 Mark'. Man könne diesen Genetiv, da er nur bei Verben vorkomme, die eine Vergleichung voraussetzen, als Gen. comparandi bezeichnen. Ähnlich verhalte es sich mit den Verben des Kaufens. Allein die einfache, richtige Erklärung des Gen. pretii ist längst gefunden. Danach ist von dem attributiven Gebrauch des Genetivs in Fällen wie *χωρίον δέκα μνῶν* auszugehen, woraus sich der prädikative Genetiv *χωρίον ἐστι* (*γίγνεται* 'kommt zu stehen') *δέκα μνῶν* entwickelt. Alle übrigen Verba, neben denen der Gen. pretii erscheint, sind nichts als modifizierte Verba des Seins oder des Kausativums von Sein. Ganz so erklärt sich der Gen. pretii im Lateinischen. — Wenn Th. § 24 *νυκτός* 'nachts' als Gen. partitivus faßt, so legt wohl der synonyme Gebrauch von Adjektiven wie in *μεσονύκτιος ἦλθεν* eine andere Erklärung nahe.

Wien. J. Golling.

Neuere Dichter für die studierende Jugend, herausgegeben von Dr. A. Bernt und Dr. S. Tschinkel. Manzscher Verlag Wien-Leipzig 1910 f.

Diese hübschen und preiswerten Bücher verdienen alle Empfehlung. Sie sind keineswegs nur für Lernende, sondern für jeden Freund guter Lektüre eine schöne Bereicherung seiner Bibliothek. Augensichtlich wollen die Herausgeber den Eindruck der „Schulausgabe" möglichst vermeiden; vielleicht steht darum die „Einführung" am Schluß des Bandes, so daß man sie wohl besser „Nachwort" genannt hätte; die Anmerkungen sind immer noch zu zahlreich, und setzen oft gar wenig gebildete Leser voraus.

Uns liegen vier Bändchen vor. Bd. 27: Novellen von Wilhelm von Polenz, Herausgeber Prof. Dr. W. Kammel. Bd. 53: Diethelm von Buchenberg von Berthold Auerbach, Herausgeber Oberlehrer Dr. E. Wolbe. Bd. 54: Berufstragik von Max Eyth, Herausgeber Prof. Dr. A. Laßmann. Bd. 55: Drei Novellen von Emil Ertl, Herausgeber Dr. Otto Brandt. Der Inhalt der vielen anderen Bände ist in jedem Buch angegeben und zeigt eine sehr glückliche Auswahl aus unseren modernen Dichtern, zu der hoffentlich noch manches hinzukommen wird.

Wien. Lilli Radermacher.

W. Bruchhausen, Der richtige Gebrauch der Zeitwörter. Halle, Waisenhaus 1912. 81 SS. Preis 1 Mk.

Da es „trotz unserer guten Schulverhältnisse" noch immer Leute gibt, die „mir und mich verwechseln", und da „die deutschen Grammatiken keine Regeln bieten, die bei jedem Zeitwort genau vorschreiben, welcher Fall von ihm verlangt wird", so glaubt B. einem unstillbaren Bedürfnis abzuhelfen, wenn er die Fallforderung und Biegung der Verba in einem alphabetischen Nachschlageheft zusammenstellt und in Anmerkungen gleichsam als Zugabe ebenso überraschende wie tiefsinnige Belehrungen anschließt: „Wenn die schmerzliche Einwirkung auf den ganzen Körper bezeichnet werden soll, steht bei beißen die Person im 4. Fall; soll aber der betroffene Körperteil hervorgehoben werden, so steht die Person im 3. Fall: Der Hund hat mir ins Bein gebissen. Wird der Körper gar nicht berührt, so kann nur der 3. Fall stehen: Der Hund biß mir in die Hose". Was wohl Rudolf Hildebrand zu dieser Verbesserung unseres ohnehin „guten" (!) Sprachunterrichtes gesagt hätte? Arme Schüler! Und arme Lehrer, die nichts anderes zu tun wissen!

Wien. Dr. Richard Findeis.

Recueil de Morceaux Choisis d'Auteurs Français. Livre de lecture consacré plus spécialment au XIXme siècle et destiné à l'enseignement inductif de la littérature française moderne et contemporaine par Henri Bornecque et Benno Köttgers. Edition en trois parties. Berlin, Librairie Weidmann 1911.

Worte warmer Empfehlung können wir auch dieser neuen Ausgabe genannter Chrestomathie mit auf den Weg geben. Sie liegt nun innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren schon in der dritten Auflage vor, Beweis genug, daß sie ein freundliches Willkommen und eine verdiente Würdigung gefunden hat. Allseitige Befriedigung wird eine solche Samm-

lung nie hervorrufen, das ist in ihrer Natur begründet, und die Worte Goethes bestehen auch heute noch zu Recht. „Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt ..."

Übrigens mag es mir erspart bleiben, die Eigenarten und die Vorzüge dieses Werkes im einzelnen aufzuzählen, da sie schon bei der Besprechung der ersten Auflage hervorgehoben wurden und ich verweise auf diese Zeitschrift 1909, S. 790.

Nun hat aber inzwischen die zweite Auflage einige bemerkenswerte Veränderungen, die besonders einer klareren und übersichtlicheren Einteilung Rechnung tragen, und eine gewaltige Bereicherung erfahren, so daß vor allem eine eingehendere Vergleichung der beiden ersten geboten scheint, zumal die dritte Auflage ein fast unveränderter Abdruck der zweiten ist.

Obwohl die Herausgeber dieser Chrestomathie vorzüglich das XIX. Jahrhundert darbieten wollten, hatte man doch im Hinblick auf ihren Zweck das XVII. und XVIII. Jahrhuudert allzu stiefmütterlich behandelt, eine Lücke, die jetzt — durch eine Vermehrung von über 100 Seiten — reichlich ausgefüllt wurde.

Neu hinzukamen nachstehende Schriftsteller: Balsac, La Fontaine, Bourdaloue, Pascal, Baumarchais, Marivaux. Vermehrt wurde die Auswahl bei Corneille, Boileau, Racine, Molière, Bossuet, La Bruyère, Montesquieu, Voltaire u. a.

Der schon den früheren Ausgaben beigefügte *Commentaire Litteraire* wurde natürlich auch in diesem Sinne erweitert.

Die dritte Auflage liegt in zwei Ausgaben auf, einer einbändigen und einer dreibändigen, von denen die letztere wohl den Vorzug der größeren Handlichkeit besitzt. So bleibt dieser Sammlung die alte Beliebtheit auch weiterhin gesichert.

In den Rahmen des französischen Sprachunterrichtes an unseren österreichischen Mittelschulen dürfte die vorliegende Chrestomathie leider kaum eingefügt werden können, da sie über die Forderungen unserer neuen Normallehrpläne hinausgeht; ein Mangel, den wir beklagen müssen, wenn wir von der Überzeugung durchdrungen sind, daß der fremdsprachliche Unterricht nicht nur Fertigkeiten, sondern wahrhafte Bildung vermitteln soll, wozu vor allem eine eingehendere Beschäftigung mit der Literatur beiträgt.

Linz. Dr. Rudolf Klemt.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von G. Lambeck in Verbindung mit F. Kurze und P. Rühlmann. Preis eines jeden 32 SS. Gr.-8° umfassenden Heftes 40 Pf. (für die Hefte der I. Reihe 30 Pf. bei gleichzeitigem Bezuge von 10 Exemplaren).

Die hier angezeigte Quellensammlung verfolgt den Zweck, der Mittelschuljugend (nach unserer österreichischen Bezeichnung) billige Quellensammlungen für bestimmte Abschnitte der Geschichte zur Verfügung zu stellen. Daß Quellenlektüre nicht nur zur Belebung, sondern vor allem auch zur Vertiefung des Geschichtsunterrichtes beiträgt, ist so allgemein anerkannt, daß darüber weiter kein Wort zu verlieren ist. Man

braucht deswegen nicht in die hie und da vorgekommenen Extreme zu verfallen und den Unterricht etwa nur auf Quellenlektüre gründen zu wollen. Aber neben dem gewöhnlichen Geschichtsunterricht gibt sie die Möglichkeit, den Schüler stärker zur Selbstbetätigung anzuregen und den ewig gleichen Fluß von Vortrag und Repetition zu unterbrechen, dem Unterrichte jenen Charakter gemeinsamer Erarbeitung eines gewissen Stoffes zu geben, der dem sprachlichen Unterrichte seine besonderen Werte verleiht.

Indessen fehlte es bisher an geeigneten Texten. Soweit ähnliches vorhanden war, hatte es zunächst den Zweck, dem seminaristischen Hochschulunterricht zu dienen. Seit einiger Zeit begann man, Quellenbücher für Mittelschulen zu schaffen, aber sie sind fast alle so kostspielig, daß man sie nicht recht zur obligatorischen Einführung neben den Lehrbüchern beantragen kann. So kann uns die vorliegende Sammlung in der Tat die wichtigsten Dienste leisten, da man die Anschaffung eines oder zweier von diesen Heften innerhalb des Semesters wohl ohne Besorgnis allgemein verlangen darf.

Das Teubnersche Unternehmen ist ziemlich groß angelegt. Die erste Reihe von Heften — im ganzen 15 — soll eine Art Quellenbuch bilden, das fortlaufend den Unterricht begleiten könnte. Es umfaßt für die ganze Geschichte von den Griechen an bis zur Gegenwart etwa 480 SS. und würde K 6·40 kosten, was sich bei uns auf drei Jahre verteilen würde. Daneben aber erscheint eine zweite Reihe von gleichartigen Heften, die einzelne Persönlichkeiten oder Perioden ausführlicher behandeln, so Perikles, die „Aufklärung des V. Jahrhunderts v. Chr." usw. für das Altertum (14 Hefte), Karl den Großen, Papsttum, Mönchsorden, Rittertum usw. für das Mittelalter (31 Hefte); der Neuzeit sind nicht weniger als 50 Hefte gewidmet. Sonderbarerweise hat England und Frankreich je ein Heft erhalten, Österreich-Ungarn aber nicht. Vielleicht wird diese Reihe noch weiter fortgeführt? — Einen großen Teil dieser Sammlung wird man auch bei uns mit reichem Gewinn verwenden können und ich möchte den Wunsch aussprechen, daß dies in weitgehendem Maße geschehen möge.

Die bisher erschienenen Hefte sind — soweit sie mir durch die Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellt worden sind — folgende: I 1 Kranz, Griech. Geschichte bis 431; I 3 E. Neustadt, Alexander der Große und der Hellenismus; I 4 Rappaport, Röm. Geschichte bis 133 v. Chr.; I 5 derselbe, Röm. Geschichte von 133 bis Augustus; I 9 Dentzer, Von 1189 bis zu Ende des Mittelalters; I 13 G. Lambeck, 1807—1815; I 14 G. Lambeck, 1815—1861; Brandenburg-Rühlmann, 1861—1871; II 2 Hoffmann, Die Aufklärung im V. Jahrhundert v. Chr.; 9 Kranz, Die gracchische Bewegung; 32 Kurze, Die Entwicklung des Papsttums bis auf Gregor VII.; 33 derselbe, Streit zwischen Kaiser- und Papsttum; 34 Zeller, Die Mönchsorden; 46 Wild, Zustände während des 30jähr. Kriegs usw.; 70 Lambeck, Die Stein-Hardenbergischen Reformen; 71 Lambeck, Der Feldzug in Rußland 1812 und die Erhebung des preußischen Volkes; 72 Ede, Die Freiheitskriege. — Es ist klar, daß man, wenn es aus einer ungeheuren Menge von Material einiges wenige Charakteristische auszuscheiden gilt, über die Auswahl hie und da verschiedener Meinung sein kann, aber was hier aufgenommen ist, läßt sich immer wohl begründen. Die Hefte, welche der Neuzeit gewidmet sind, gehen begreiflicherweise ziemlich ausschließlich vom preußischen Standpunkte aus. Auf die einzelnen Hefte einzugehen, verbietet leider der Raum.

Wien. Dr. M. Landwehr.

Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung 1806 bis 1815. Herausgegeben von Ernst Müsebeck. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Preis 2 Mk.

Unter den vielen Büchern, die der Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren gewidmet sind, ist das vorliegende eines der wertvollsten. Es war ein trefflicher Gedanke, die Zeitgenossen selbst zu uns sprechen zu lassen. Eine große Anzahl von Tagebuchblättern, Briefen, Aufrufen, amtlichen Schriftstücken usw., die neben den Ereignissen vor allem die Empfindungen und Gedanken der Menschen jener schicksalsschweren Tage widerspiegeln, werden in glücklicher Auswahl dem Leser dargeboten. Der Herausgeber hat dieser Lese ein gehaltvolles, nur etwas zu abstraktes, aber durch Schönheit der Sprache willkommenes Vorwort vorausgeschickt. Als Quellenbuch namentlich für den Geschichtsunterricht an Oberklassen unserer Mittelschulen kann das Buch, das in keiner Schulbücherei fehlen sollte, nicht genug empfohlen werden. Die Ausstattung ist trefflich, der Preis erstaunlich gering.

Wien. B. Imendörffer.

Gustav Rusch, Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Mit einem einleitenden Abschnitte über die Himmelskunde von A. Wollensack. I. Teil, für den I. und II. Jahrgang. Mit 49 Schwarz- und Farbendrucktafeln. 6., umgearbeitete Auflage. A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1913.

Unterstützt durch eine stattliche Anzahl typischer und wohlgelungener Bilder, gibt der Verf. auf rund 300 Seiten ein klares Bild der länderkundlichen Verhältnisse der gesamten Erde. Dem genetischen Moment ist durchwegs gebührend Rechnung getragen. Die Stoffülle ist manchmal recht namhaft. Die Darstellung der Balkanhalbinsel krankt an den zur Zeit der Abfassung des Textes noch unsicheren territorialen Verhältnissen. Die größte Meerestiefe ist irrtümlich mit 9870 m angegeben. Der „Planet“ lotete 1912 nur 9788 m.

Wien. J. Müllner.

Prof. Dr. Hugo Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Ausgabe A, Teil I: Pensum der Untertertia, Obertertia und Untersekunda. 7., umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Otto Salle 1912. 280 SS. 8⁰.

Das schöne Lehr- und Übungsbuch enthält Übungen über die Grundoperationen, über Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. An passender Stelle sind untergebracht: Eigenschaften der ganzen Zahlen, gebrochenen Zahlen, Verhältnisse und Proportionen und Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Schließlich erscheinen noch quadratische Gleichungen mit einer und mit zwei Unbekannten. Graphische Darstellungen durchziehen das ganze Buch; die Figuren sind auf Millimeterpapier sehr sorgfältig gezeichnet und heben sich von dem schwarzen Hintergrunde höchst wirkungsvoll ab. In dieser Art treten dem Leser entgegen: viele graphische Lösungen von Gleichungen, graphische Darstellungen von x^2, $2x^2$, $\frac{1}{4}x^2$, $\frac{1}{10}x^2$, von x^3, 2^x, $\sqrt{x}$; ferner eine Darstellung der imaginären Zahlen und der Funktion $\log {}^{10} x$. Es er-

scheinen ferner Bilder von quadratischen Funktionsgleichungen wie $y = 2x^2$, $y = 2x^2 \pm 1$, $y = 2(x + 1)^2$, $y = x^2 - 4x - 2\frac{1}{4}$, $y = 2x - 3$, $y = x^2 - 4{\cdot}7x + 4{\cdot}2$ (S. 236 und ff.), weiters Gleichungsbilder $x^2 + y^2 = 25$, $(x - 2)^2 + (y - 3)^2 = 25$ (S. 276—277), endlich graphische Darstellungen von quadratischen Gleichungssystemen (Kreis und Gerade, Parabel und Kreis) auf S. 279 und 280. Daneben machen sich in der oben angegebenen, sorgfältig schönen Form bemerkbar: Kurven für die Temperatur des Tages, der Maische, für den Luftdruck, für die Zunahme der Bevölkerung, für den Fahrplan der Staatsbahn und der eingeleisigen Straßenbahn.

Was die Aufgaben betrifft, so sind sie gut unterschieden und es werden die einzelnen Schwierigkeiten deutlich getrennt. Anwendungen finden statt auf die verschiedensten Gebiete wie Planimetrie, Stereometrie, Physik (Bewegungsaufgaben, kalorimetrische Aufgaben), Chemie, verschiedene Teile der Haushaltung. Dabei erscheinen zwecks der Anwendung Tabellen für Boden-, Luft- und Jahrestemperaturen, für die mittlere Regenmenge, für die Entwicklung des Außenhandels (S. 65) dreier Staaten, für die Sterblichkeit, für verschiedene Fahrpläne von Bahnen, für Spannkräfte des Wasserdampfes, für Durchschnittskurse der Börse usw.

Die Stilisierung und Erklärung ist überall einfach und klar. Der Druck sehr deutlich und schön; das ganze Buch macht einen sehr vorteilhaften und angenehmen Eindruck.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Max Sassenfeld, Aus dem Luftmeer. Meteorologische Betrachtungen für mittlere und reife Schüler. Dr. Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, Band 17. Mit 40 Abbildungen. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1912. 183 SS. 8°.

Ein gutes Büchlein, das geeignet ist, unseren Schülern als Führer in das Gebiet der physikalischen Erforschung der Atmosphäre, wie Verf. die Meteorologie nennt, und damit im Zusammenhang auch als Anleitung zu dem berühmten Problem der Wettervorhersage zu dienen, beides Gebiete, die in den meisten gegenwärtig beim Unterrichte in Gebrauch stehenden Lehrbüchern der Physik recht stiefmütterlich behandelt werden. Dabei ist es wahrhaft populär, indem es nicht nur die allgemeinen und interessanten Ergebnisse der Forschung mitteilt, sondern auch die experimentellen und theoretischen Wege anführt, auf denen diese Resultate gefunden wurden, und so den Schüler gewissermaßen fast das ganze Gebiet der Physik, namentlich die Lehre von der Wärme, von den Gasen, von den optischen und elektrischen Erscheinungen im speziellen Hinblicke auf ihre Bedeutung für die Meteorologie wiederholen läßt.

Wien. S. Oppenheim.

Hermann Hahn, Handbuch für physikalische Schülerübungen. Zweite, verbesserte Auflage. Verlag von Julius Springer. Preis geb. 22 Mk.

Durch das Erscheinen der neuen Auflage von Hahns Handbuch, dessen erste Auflage schon längere Zeit im Buchhandel vergriffen war, ist eine empfindliche Lücke ausgefüllt worden. Denn das Buch, das als

vortrefflicher Wegweiser und ausgezeichnetes Nachschlagewerk für die Leiter von physikalischen Schülerübungen gilt, kann nur schwer in den physikalischen Bibliotheken entbehrt werden.

Neue Aufgaben sind nicht hinzugekommen, die Anlage des Buches ist im wesentlichen unverändert geblieben.

Die neue Auflage wird dem Buche neue Freunde erwerben und damit der Sache der physikalischen Schülerübungen, welche dem Verf. besonders am Herzen liegt, den besten Dienst erweisen.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Dr. F. Höck, Unsere Frühlingspflanzen. Anleitung zur Beobachtung und zum Sammeln unserer Frühjahrsgewächse für jüngere und mittlere Schüler. Mit 76 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1912 (Dr. Bastian Schmids Naturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 16). 173 SS. 8°. Preis geb. 3 Mk.

Ein sehr schön geschriebenes, prächtig illustriertes Büchlein, das nicht nur dazu dienen soll, die Namen der beobachteten Pflanzen aufzufinden, also eine flüchtige Bekanntschaft zu machen, sondern zur eingehenderen Beobachtung anregt. Auffallend sind einige arge Druckfehler wie *Corydallis* (auch im Verzeichnis), *Tussilago farfarus*, Küh chenschelle.

Krems a. D. Franz Müller.

Programmschau.

33. **Antonius Siegmund, De Senecae consolationibus.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Böhmisch-Leipa 1912. 20 SS.

Um die Frage, ob die *Consolatio ad Polybium* von Seneca verfaßt sei, verläßlich bejahen zu können, hat man nicht bloß alle Einwände, welche gegen ihre Echtheit vorgebracht worden sind, zu entkräften, sondern man hat auch die Aufgabe, durch die Untersuchung des Aufbaues der Schrift, ihres Gedankengehaltes und durch die Beobachtung der Sprache positiv den Beweis zu erbringen, daß sich alles Charakteristische in der Trostschrift wiederfindet, was wir aus den unbestritten echten Abhandlungen Senecas, welche ihr zeitlich oder inhaltlich nahe stehen, abnehmen können. Insoferne ist die Arbeit Siegmunds, welche sich auf die Untersuchung des Sprachgebrauches beschränkt, nur ein Beitrag zur Lösung der Frage, aber ein sehr nötiger und sehr nützlicher.

Mit vielem Fleiß und auf breiter Grundlage versucht der Verf. Redewendungen in der *Consolatio ad Polybium* und in allen anderen Schriften aufzuzeigen, welche nicht nur durch die Ähnlichkeit im Wortlaut und im Gedanken, sondern auch durch ihre Anzahl uns sagen sollen, sie stammten alle von Seneca her. Aber der gute Eifer hat ihn manchmal die Vorsicht vergessen lassen, die bei solchen Nachweisen von Nöten ist, soll das Dargebotene mehr sein als eine Aufstapelung von Belegstellen. Da wir eine Fortsetzung dieses Programms erwarten, möge an einem oder dem anderen Beispiel gezeigt sein, was wir meinen: Zwei Arten von Erscheinungen sind es, welche in der Trostschrift verfolgt werden: einmal Redewendungen wie *ambitio struxit,* zweitens gedankliche τόποι, *ut paene amissa conformationis similitudine sensus solus supersit, qui cum ita apud alios inusitatus sit, Annaeanae cogitandi rationis se*

proprium esse prodit; conferas quaeso locutionem vel si malis sententiam 'pecunia, dignitas, potentia', quae .... repetitur, ita tamen, ut ordo singularum notionum diligenter servetur.... (S. 2). Das ist nicht ganz richtig; es stimmt weder die Reihenfolge, noch stimmen die Begriffe selbst in allen Belegstellen (auf S. 18) überein; denn Ep. 94, 8 läßt sich beides nicht damit retten, daß man behauptet: *interiecta est notionum solitae continuationi mentio valetudinis, quae sub notionem 'potentiae' cadit* (S. 18, Anm. 2). Die Stelle *Dial.* IX 1, 8 paßt vollends gar nicht hieher; denn dort handelt es sich um den Gegensatz *frugalitas (parsimonia): luxuria* und *res publica: vita privata.* Beachten wir nun in der *Cons. ad Pol.* 9, 5 die Worte *aliaque complura* und nehmen wir Ep. 81, 28 *et cetera, quae* ... hinzu, so erkennen wir in der Reihe dieser Begriffe eine abgebrochene Aufzählung; aufgezählt werden die stoischen ἀδιάφορα[1]); als *media pars nec bonis adnumeranda nec malis* werden sie Ep. 94, 8 direkt bezeichnet und auch ad Helv. 5, 6 ist der Gedanke

in illis — nihil veri boni inesse
in his — quae mala vocantur

klar, nachdem im § 5 die stoische ἀταραξία behandelt worden ist. Sind aber *pecunia (divitiae), honores (dignitas), potentia (gratia)* stoische Beispiele für ἀδιάφορα, deren Termini nicht einmal konstant sind bei Seneca, dann sind sie nichts, was für sein Denken charakteristisch wäre und können auch nicht als Grundlage für die Schlüsse dienen, welche Siegmund weiterhin darauf baut. Es sollen nämlich in dem Gedicht *Anth. Lat.* (Riese) 804, welches schon Roßbach[2]) dem Seneca zuschreiben wollte, die Ausdrücke *divitiae, praetura, gratia* das *certissimum originis Annaeanae vestigium* sein. Nach dem Dargelegten verliert das aber viel an Beweiskraft.

Ähnlich ist *ad Pol.* 1, 2 *universum, quod omnia divina humanaque complectitur* einfach die stoische Definition des κόσμος[3]), was den Verf. der Verpflichtung hätte überheben können, eine Menge Parallelstellen (S. 3 f.) abzudrucken und zu bemerken: *Compositionem vocabulorum 'divina' et 'humana' ('di' et 'homines') creberrime Seneca usurpavit.*

Außer diesen und anderen Stellen[4]), die an sich nicht geeignet sind, zum Beweise herangezogen zu werden, finden sich gelegentlich solche, wo der verschiedene Sinn in verschiedenem Zusammenhange übersehen wurde, oder wo die Reihenfolge nicht stimmt usw. Hie und da ist ein Zitat verdruckt[5]).

Dagegen ist anzuerkennen, daß sich Siegmund auch um den Text bemüht hat und an mancher Stelle[6]) mit guten Gründen Änderungen der Neueren zurückweist und durch Vergleich mit Parallelen, der Überlieferung zu ihrem Rechte verhilft; anzuerkennen ist ferner, daß er sich nicht

---

[1]) v. Arnim, *Stoicorum vet. fragm.* III 127; vgl. dazu Ep. 94, 8; dann erklärt sich die Erwähnung der *bona valetudo,* ohne daß man die Stelle zu vergewaltigen gezwungen wäre.

[2]) *Disquisitionum de Senecae filii scriptis criticarum capita duo,* p. 16 sq.

[3]) v. Arnim, *Stoic. vet. frg.* II 527.

[4]) z. B. S. 7: *ad Marc.* 9, 1 beweist sprachlich weder etwas für *praestare* noch für die Verbindung mit *ab*; S. 13 *ad Pol.* 6, 4 beweist die beigebrachte Parallelstelle nichts, weil *extendere somnum, vigiliam* allgemein so gebraucht wird; *ad Pol.* 7, 2 und *Dial.* IV 12, 4 haben weder dem Gedanken noch der Form nach etwas miteinander zu tun.

[5]) S. 3, Anm. 3 soll es richtig heißen *Anth. Lat.* 461 R. S. 6 soll es richtig heißen *ad Helv.* 19, 3 und *de clem.* I 5, 3.

[6]) z. B. S. 8, Anm. 2; S. 9, Anm. 2; S. 14, Anm. 2.

darauf beschränkt, aus anderen Schriftwerken Stellen heranzuziehen, sondern, daß dann vielfach auch für diese etwas abfällt.

So gewinnt man aus dieser Arbeit im großen und ganzen den Eindruck, daß die Verfechter der Echtheit der *Consolatio ad Polybium* um einen Mitstreiter reicher sind, der gutes Rüstzeug zum Kampfe mitgebracht hat.

Nikolsburg. Dr. Maximilian Adler.

---

34. Dr. Erwin Korkisch (†). Zur Reform der Lateinlektüre in den mittleren Gymnasialklassen. IV. und V. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im XVIII. Bezirke in Wien 1911 und 1912.

Der leider früh verstorbene Verf. beschäftigt sich da mit dem viel umstrittenen Problem einer zunächst für die III. Klasse nach Form und Gehalt geeigneten Lektüre und sieht den einzigen Ausweg in einer dem Bildungsgrade der Schüler angepaßten Chrestomathie aus verschiedenen Autoren, wo das römische Altertum mehr zu seinem Rechte kommen und dem Lehrer ein größerer Spielraum zu eigener Auswahl geboten werden kann. Nepos sei nicht wert, durch ein volles Jahr gelesen zu werden; die Alexandergeschichten des Curtius findet er für den Tertianer fast durchwegs zu schwer. Übrigens böten beide fast nur nichtrömische Stoffe. Die von ihm gedachte Chrestomathie würde dagegen in umfassenderer Weise in das Kulturleben des Altertums einführen. Dem Lateinischen nun setzt er als Hauptziel, das Römertum in seiner Eigenart kennen zu lernen, was aber bei der ausschließlichen Beschäftigung mit den griechischen Feldherrnbiographien des Nepos und den Alexandergeschichten des Curtius gar nicht möglich, aber auch bei Cäsar nur in sehr beschränktem Maße der Fall sei, ein Mangel, der sich bei der Lektüre im Obergymnasium fühlbar mache.

Zwar will der Verf. weder Nepos noch Curtius aus dem Unterrichte ausgeschaltet wissen. Es genügt ihm aber eine kleine Auswahl aus den Biographien des ersteren, um passende Charakterbilder für diese Stufe zu gewinnen, und die einiger leichter Stücke aus den Alexandergeschichten, um den für Heldentaten und Abenteuer begeisterten Knaben mit der großen Gestalt des Welteroberers bekannt zu machen. Den Anfang könnten einige Sagen, Fabeln usw. machen.

Wenn Korkisch die Frage, ob Cäsar geeignet sei, in der IV. Klasse durch ein volles Jahr und darüber hinaus hindurch gelesen zu werden, im Einklange mit den in letzter Zeit sich mehrenden Stimmen verneint, kann man ihm nicht widersprechen; wenngleich er Perthes insoferne völlig zustimmt, als der Schüler sich rasch in diesen Autor einlese und Cäsar auch inhaltlich geeignet sei, das Interesse des Schülers zu wecken. Aber eine durch zwei volle Semester und darüber hinaus betriebene Cäsarlektüre könne unmöglich das Interesse der Schüler fesseln. Sie soll gewiß nicht verbannt, sondern auch nach Kukulas und Chr. Harders Ansicht nur bedeutend eingeschränkt werden, so daß die hiedurch in IV. erübrigte Zeit dazu verwendet werden kann, den Schüler auch mit anderen Seiten des antiken römischen Lebens, nicht bloß mit der kriegsgeschichtlichen ehestens bekannt zu machen. Mit dem erhöhten Interesse an einer geschickt zusammengestellten Chrestomathie aber würde auch die Lernfreudigkeit wachsen.

Habe sich die latein. Chrestomathie auf Prosaiker zu beschränken, so möchte Korkisch gleichwohl eine Auslese der Fabeln des Phädrus nicht missen. Die einfache, korrekte Sprache, der anziehende Inhalt mit seinem heiteren Ton, die fließende Darstellung, die passende metrische

Form, endlich die Bedeutung für die Weltliteratur empfehlen den Gedanken aufs beste.

Bezüglich der Textesbehandlung will er im Interesse der Lesbarkeit vor Änderungen nicht unbedingt zurückschrecken. Jedenfalls muß aber der Text soviel als nur möglich geschont werden, wobei z. B. Fußnoten leicht etwaige Schwierigkeiten beheben können.

Um zu zeigen, welch reichen Gewinn man aus einer solchen Lektüre in politischer, sozialer und kultur-historischer Hinsicht schöpfen kann, zitiert er nun die für das von ihm und Vetter herausgegebene Lesebuch der III. Klasse herangezogenen Stellen aus Livius, Gellius, Festus, Florus Epit., Quadrigarius (bei Gell.), Cato Orig. (bei Gell.), Valerius Maximus, Calpurnius Piso (bei Gell.), Cicero De off., Iustinus, Nepos, Plinius N. h. Überdies wurden in der Ausgabe selbst aus Hyginus, Fronto, Seneca Ep., Macrobius und Asconius passende Stellen verwendet; aus Curtius, der im Verzeichnis der Abhandlung nicht erwähnt ist, einige Stücke. Da gewinne der Schüler allmählich eine ganze Reihe fester Begriffe auf dem Gebiete des römischen Staats- und Kulturlebens und könne das im Geschichtsunterricht der vorhergehenden Klasse erworbene Wissen verwerten, neu befestigen und erweitern, und zwar nicht durch lange Erläuterungen des Lehrers, sondern aus der gelesenen Stelle, der Quelle selbst schöpfend.

Während Schrader mit vollem Recht das Hauptelend des altklassischen Unterrichtes in der immer geringer werdenden Vokabelkenntnis der Schüler sieht, tragen nach Korkisch neben den Übersetzungen noch mehr solche 'erlaubte' Hilfsmittel die Schuld, die den Schüler der Mühe des Nachschlagens entheben. Eine Möglichkeit aber, den Schüler gleich von Anfang an zu eigener Arbeit anzuhalten, biete eine Chrestomathie. Außer der Kenntnis eines ausreichenden Vokabelschatzes, der sich gleichmäßig auf alle Gebiete des römischen Lebens zu erstrecken habe, hält Korkisch, abgesehen vom grammatikalischen Verständnis, es für geboten, schon frühzeitig mit einer Lektüre einzusetzen, die dem Schüler auch Einblick in andere Seiten antiken Lebens gewähre als nur in Kriegsgeschichte und Kriegsaltertümer, um so das Verständnis für unsere komplizierteren politischen und sozialen Verhältnisse anzubahnen, natürlich in einer dem Fassungsvermögen der Schüler angepaßten Weise.

Auch zur Pflege der freien Privatlektüre findet der Verf. eine mächtige Anregung in der Chrestomathie, die durch Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes der individuellen Eigenart des Schülers und auch des Lehrers Rechnung tragen kann.

Aber auch vom Standpunkte der in neuerer Zeit stark betonten Willenserziehung redet er der Chrestomathie das Wort, und zwar auf dieser Stufe den Charakterschilderungen historischer Gestalten usw. Daß sich namentlich die kraftvollen Römergestalten als Verkörperung strengster Pflichterfüllung und hingebungsvollster Vaterlandsliebe ganz besonders eignen, auf die Charakterbildung einzuwirken, ist zweifellos. Und es ist gewiß von großer Wichtigkeit, dem Schüler, der unter dem Einflusse einer einseitigen individualistischen Pädagogik, die, wie Förster sagt, Individualität und Persönlichkeit, sinnliches und geistiges Ich verwechselt, nach 'schrankenloser Entfaltung der Persönlichkeit' strebt, zu zeigen, wie der römische Staat nur durch Unterordnung der persönlichen Interessen unter das Gesamtinteresse, durch das Prinzip des Gehorsams und der Autorität groß geworden ist. K. beruft sich da auf das maßgebende Urteil von Männern wie Budde, Fr. W. Förster, Euken und Uhlig.

Muß in der IV. Klasse die Persönlichkeit Cäsars, dessen *bellum Gallicum* ja den Lesestoff des größten Teiles des Jahres bildet, im Mittelpunkt der Lektüre stehen, so soll in der V. Klasse im I. Semester die Lektüre der Chrestomathie neben der Ovidlektüre einherlaufen. Ent-

schieden würde es sich aber empfehlen, dann statt der einen hiefür bestimmten Wochenstunde lieber monatlich mehrere Tage hintereinander zusammenhängender Prosalektüre zu widmen.

Nun folgt ein Verzeichnis von Autorenstellen, eine reiche Auswahl, bestimmt für das Lesebuch der IV. und V. Klasse. Verwertet erscheinen in dem mittlerweile erschienenen Lesebuch von diesen Autoren neben Cäsar (b. G.) und Ovid: Liv., Plin. N. h., Val. Max., Vell. Pat., Gellius, Sueton., Iustin., Vitruv., Cic. ad fam. und de rep., Nepos (Attic.), Macrob., Caes. b. c., Varro r. rust., Festus, Cato d. r. r., Frontin. d. aquis u. R., Seneca Ep., Quintil. Inst. or., Gaius Inst., Plinius Ep.; endlich eine Auswahl aus dem Monument. Ancyr. und viele Stellen aus dem Corp. inscr. Lat. — Die in Rede stehende Abhandlung berücksichtigt aber außerdem: Varro d. l. L., Celsus, Seneca Nat. quaest., d. brev. vit., die scriptores hist Aug., Augustin. Conf., Ammianus Marcell. und Eugipp., die im Lesebuch selbst nicht verwendet sind. K. will den rein historischen Stoff eingeschränkt und alles ausgeschieden wissen, was sich trotz interessanten Inhaltes sprachlich als bedenklich erweist.

Im allgemeinen läßt sich gegen die Ansicht des Verfassers über Nepos und Curtius sowie über Cäsar nur wenig einwenden. Allerdings sind Nepos' Biographien keine Meisterwerke, zeugen weder von historischer Kritik noch von stilistischer Vollkommenheit und weichen hie und da vom mustergiltigen Sprachgebrauch ab. Aber gerade das Genus tenue mit seiner schlichten Sprache sowie das Biographische und Anekdotenhafte entsprechen dem Knabenalter. Zwar entbehrt auch Curtius sehr der geschichtlichen Kritik, ist mehr Rhetor als Geschichtsschreiber und trägt die Spuren der silbernen Latinität mit poetischen Wendungen an sich; aber die im ganzen korrekte Sprache zeigt entschieden klassisches Gepräge und ist nicht schwieriger als die manch anderer für die Chrestomathie herangezogenen Autoren, ganz abgesehen vom Inhalte, der, wie kein zweiter, den Knaben zu fesseln geeignet ist. Daß es sich bei beiden um Gestalten und Taten der griechischen Geschichte handelt, kann kein Grund sein, sie dem rein römischen Standpunkte, den der Verf. einnimmt, zu opfern. Gehören doch auch sie zu dem eisernen Bestand des klassischen Altertums! Es ist daher nur zu billigen, daß diese Autoren aus der Lektüre der III. Klasse nicht ausgeschaltet wurden. Nur verdient bei ihrer Berücksichtigung Curtius, passende Auswahl vorausgesetzt, entschieden den Vorzug vor Nepos. Daß Cäsars *bellum Gallicum* als tüchtige grammatische Grundlage im Lektürbetriebe der IV. Klasse unter allen Umständen dominieren muß, ist selbstverständlich, wenngleich es sich in der Regel nur um kriegerische Vorkommnisse handelt.

Vorgeschlagen sind demnach zur Auswahl Autoren vom älteren Cato bis Eugippius, in den eigentlichen Ausgaben verwertet bis Macrobius. Sie umfassen einen Zeitraum von über 600 Jahren. Da finden sich natürlich alle möglichen Stilgattungen vertreten; dazu kommt die Mannigfaltigkeit in sachlich-historischer Behandlung.

Die Auslese aus dem C. I. L., dieser wichtigen historischen Quelle, bringt manches für Österreich Interessante. Die Sprüche sind reich an Lebensweisheit.

Der Tertianer erfährt da viel Tatsächliches aus Sagen und Erzählungen, aus Alexanders Leben, aus der Geschichte und namentlich dem Kulturleben der Alten, vorzugsweise der Römer (über große, markige Römergestalten, altrömische Kriegszucht und Einfachheit, Staatswohl, Strenge der Zensoren, Adelsstolz, Opfermut, Fremdländerei, Lerneifer usw.). Der Quartaner wird zum Verständnis der politischen Richtung und Persönlichkeit Cäsars mit den Gallierzügen, den Häuptern des ersten Bürgerkrieges, mit Cäsars politischer Laufbahn, seinen berühmten Zeitgenossen, dem zweiten Bürgerkrieg, Cäsars Aufstieg zur höchsten

Macht, seinem Ende und mit einigem aus dem Leben des Augustus bekannt gemacht. Dem Quintaner wird aus der Geschichte der Kaiser des Iulisch-Claudischen Hauses, aus Religion und Kultus, über Zeitrechnung, Landwirtschaft, städtische Kultur, Reich, Bundesgenossen und Untertanen, römisches Recht, endlich über den Einfluß griechischer Wissenschaft und Bildung viel des Wissenswerten geboten.

Freilich könnte im letzten Falle, wie K. selbst meint, manches nach bewährten Mustern recht gut als Anhang einer Livius-Ausgabe beigegeben werden, da sich die Schullektüre des Livius meist auf die Sagengeschichte und die des Hannibalischen Krieges beschränke, wiewohl der Lehrplan 'freie Auswahl' gestattet.

Im ganzen zitiert der Verf. einige hundert Stellen, die in das weite Gebiet des römischen Staats- und Kulturlebens Einblick gewähren und die mit anerkennungswertem Fleiß und ausgebreiteter Kenntnis der Autoren gesammelt sind. Zweifellos wird da viel Interessantes und Belehrendes geboten. Auch die Auswahl für die eigenen Lesebücher, die nicht selbst Gegenstand dieser Besprechung sind, scheint von den Verf. derselben sorgsam und verständnisvoll getroffen zu sein. Trotzdem entbehren sie, wie zugegeben wird, nicht einer Reihe schwieriger Stellen. Hier sollte, wie schon oben bemerkt wurde, nach dem Vorbilde anderer Chrestomathien durch erklärende Fußnoten oder durch einen beigefügten Kommentar, wobei aber nach O. Jäger nur so viel als nötig und so wenig als möglich geboten werden darf, abgeholfen werden, was für den Zweck der Privatlektüre eigentlich unerläßlich wäre.

Da aber das Lehrziel der Unterstufe mit Fug und Recht die Erwerbung tüchtiger grammatikalischer Kenntnisse als Voraussetzungen einer gründlichen Lektüre fordert und die Einführung in das Verständnis des Kulturlebens der Oberstufe vorbehalten bleibt, so hat eine gewissenhafte Auswahl für die III. und IV. Klasse in allererster Linie die formal-sprachliche Seite scharf im Auge zu behalten. Gelingt es hiebei, auch dem sachlichen Interesse zu dienen, um so besser.

Zweifellos gestattet der Lehrplan die Verwendung eines Lesebuches in der III., IV. (II. Sem.) und V. Klasse (I. Sem.). Ob aber da für den eigentlichen Schulunterricht nicht an eine Chrestomathie gedacht ist, die in konzentrierterer Form sich auf eine angemessene Auswahl aus einigen wenigen Autoren beschränkt, wie dies namentlich bei Schmidt und Gehlen (Curtius, Nepos) der Fall ist — Rappolds und Thumsers Lesebücher, deren Autorenkreis wohl erweitert, aber doch im Vergleich zu dem des Verf. wesentlich eingeschränkt ist, sind für Privatlektüre bestimmt — und ob nicht das in Rede stehende Lesebuch durch die bunte Menge des Gebotenen das wichtigste Unterrichtsmittel, die Konzentration der Schüler, schädigt — dieses Bedenken sucht der Verf. mit dem Hinweis auf das Ziel, das dem Lehrer vorschweben soll, d. i. die Erkenntnis römischen Wesens und Lebens, zu entkräften.

Unter den im Laufe der Besprechung erwähnten Voraussetzungen kann ein solches Lesebuch mit seinem zwar bunten, aber gehaltvollen, anziehenden, den literarischen Gesichtskreis bedeutend erweiternden Inhalt gewissermaßen auch als schätzbares Quellenbuch besonders für die Privatlektüre bestens empfohlen werden.

Wien. A. Stitz.

35. **Franz Ingrisch, Lektüre für Mittelschüler.** Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Olmütz 1911. 22 SS.

36. **Ernst Schmidt, Das Jugendbuch in Schule und Haus.** Progr. der k. k. zweiten deutschen Staats-Realschule in Prag-Kleinseite 1911. 20 SS.

Auf unsere speziellen österreichischen Verhältnisse nehmen diese beiden Aufsätze, bezw. Sammlungen mehr Rücksicht als Johannessons Schrift „Was sollen unsere Jungen lesen?" (Berlin, Weidmann 1911). Bei Ingrisch findet sich manch kräftiges Wort, das den Beifall des Berufsgenossen findet und manch nützlicher Rat, der befolgt zu werden verdient. Die empfohlenen Bücher wurden — wie ausdrücklich erklärt wird — „an den einzelnen Altersstufen unserer Mittelschüler bereits erprobt". Immer für zwei Klassen wurde 'Schöne Literatur' und 'Belehrendes' in alphabetischer Reihenfolge vorgeschlagen. S. 9 soll es richtig heißen: Für die dritte und vierte Klasse.

Recht temperamentvoll, auch verwandte Fragen heranziehend, ist die Abhandlung E. Schmidts abgefaßt. Einschlägige Arbeiten sind auf S. 20 zusammengestellt. Einige Vorschläge sind sympathisch: Bücherspenden an die Schüler, Musterkatalog für österreichische Büchereien, Vorlesen im Familienkreise. Abzulehnen jedoch „eine gründliche Säuberung unserer Schulbüchereien" ähnlich der in den achtziger Jahren anbefohlenen (S. 8). Wer diese mitgemacht hat, trägt nach keiner wie immer gearteten Wiederholung Verlangen. Veraltetes, Geschmackloses u. ä. das die Schüler meiden, kann ja immerhin alljährlich entfernt und durch Besseres ersetzt werden. Das 'Verzeichnis' geht hier nicht so ins einzelne, sondern beschränkt sich auf die Anführung billiger Sammlungen und Einzelwerke (S. 17—19). Einst vielgelesene, wohlbekannte Autoren mußten infolge strengerer Grundsätze den Platz räumen (S. 9).

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

---

37. **M. Hellweger, Die Groß-Schmetterlinge Nordtirols.** II. Teil: Schwärmer (Fortsetzung). Progr. des fürstbischöfl. Privat-Gymnasiums am Seminarium Vincentinum in Brixen a. E. 1913. 32 SS.

Der vorliegende Programmaufsatz ist eine Fortsetzung einer bereits im Schuljahre 1910/11 zum Teil veröffentlichten Arbeit des Verf. über die Groß-Schmetterlinge Nordtirols. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit der Aufzählung und Verbreitung der Schwärmer, ist mit großem Fleiße und sorgfältiger Benützung der einschlägigen Literatur gearbeitet und ein wertvoller Beitrag für die Lepidopterenkunde Nordtirols.

Wien. H. Vieltorf.

---

38. **Franz Krause, Wozu lernt der Gymnasiast zeichnen?** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im XVI. Bezirke in Wien 1913.

Der Verf. erörtert in geistvoller und überzeugender Weise, wie sehr das Zeichnen für den Gymnasiasten, mag er sich irgend einem Beruf im öffentlichen Leben zuwenden, eine notwendige Ergänzung der allgemeinen Bildung ist und für alle Fakultäten auch praktischen Nutzen bietet. Er führt unter Grundlage des gegenwärtigen Lehrplanes alle ästhetisch-

erziehlichen Momente an, welche der Zeichenlehrer auf den verschiedenen Unterrichtsstufen zu beachten hat, und gibt zugleich methodische Winke, wie sich der Gegenstand mit den übrigen Disziplinen zu einem harmonischen Ganzen gestaltet. Bezüglich der Kunst, zu deren Verständnis das Zeichnen in erster Linie dient, zitiert der Verf. Konrad Langes bedeutungsvolle Worte: „Daß sie eine unentbehrliche Ergänzung der ernsten Pflichterfüllung sei, eine Ergänzung, die der Mensch braucht, weil sie ihm die harmonische Ausbildung der Kräfte ermöglicht und ihm damit dem hehren Ideale humanistischer Bildung näher bringt". „Die bewußte Wertung des Schönen und Zweckmäßigen führt den Ästheten zur Verabscheuung des Häßlichen und Rohen, zur Vermeidung jeglicher Übertreibung, zur Scheu vor dem Unwahren und läßt ihn infolgedessen auf eine Höhe der Lebensführung gelangen, die jeder nicht bloß vegetierende Mensch anstreben soll". Für die Notwendigkeit des Zeichnens in den anderen Disziplinen gibt der Verf. dann den Kollegen seines Lehrkörpers das Wort und es ist interessant zu vernehmen, was der Geograph, Historiker, Naturhistoriker, Theolog usw. alles vom Zeichnenkönnen für die einzelnen Bedürfnisse ableitet.

Zum Schlusse wird das Ergebnis eines erfolgreichen Zeichenunterrichtes im Gymnasium in fünf Punkten zusammengefaßt und es werden die Vorteile festgestellt, welche damit der ästhetischen Bildung, dem allgemeinen Wissen und der praktischen Nutzbarkeit geboten werden. Der interessante Aufsatz sei allen Freunden des Zeichnens wärmstens zur Lektüre empfohlen.

Wien. Jos. Langl.

Erklärung.

Herr Prof. Dr. Josef Schwerdfeger hat das „Lehrbuch der Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen in Österreich" von F. J. Grafen Silva-Tarouca, Wien, Fromme 1914, in einer für diese Zeitschrift bestimmten Rezension (S. 366—371 d. J.) in außerordentlich anerkennender Weise besprochen und die Anzeige noch vor ihrem Erscheinen der Firma Carl Fromme zu Reklame-Zwecken zur Verfügung gestellt. Da diese Anzeige einem Buche, welches von einem dem Unterrichtswesen, der geographischen wie historischen Wissenschaft gänzlich fernstehenden Verfasser herrührt, nicht nur uneingeschränktes Lob zollt und es als „befreiende Tat" begrüßt, sondern alle, die anderer Meinung sein sollten, im vorhinein als „Banausen, Nörgler und Kleinigkeitskrämer" brandmarkt, die „ängstlichen, verzagten Schulmänner" dem „Grandseigneur", der das Buch verfaßt hat, gegenüberstellt und sogar den wissenschaftlichen Betrieb der Hochschulen als „Jonglieren mit Büchertiteln und Autornamen", als „Häufung endlosen und wertlosen Ballastes in Herbarien und Regesten" lächerlich zu machen sucht, in Gebrauch befindliche geographische Lehrbücher als „im Banne einer landfremden, vermeintlichen Wissenschaftlichkeit stehend" bezeichnet, sehen sich die Unterzeichneten veranlaßt, gegenüber diesen inhaltlich unrichtigen und im Ton unverantwortlichen Behauptungen auf folgende unwiderlegliche Tatsachen hinzuweisen:

1. Das Buch des Grafen v. Silva-Tarouca enthält eine bedeutende Anzahl von groben Verstößen und Irrtümern, insbesonders im geographischen Teil, die jedem Historiker und Geographen, also auch dem sonst so genauen Rezensenten sofort auffallen müssen; zwischen historischer Legende und beglaubigter Geschichte wird häufig nicht geschieden.

2. Der geographische Teil ist völlig unwissenschaftlich und unmethodisch; er knüpft an nichts an, was der Schüler in der Geographie oder in naturwissenschaftlichen Fächern in den vorhergehenden Jahren gelernt hat und bringt (überdies meist falsche) Erklärungen geographischer Grundbegriffe, die dem Lehrstoff der I. Klasse angehören.

3. Der Verf. hat offenbar keine rechte Vorstellung davon, welches Wissen man bei einem Mittelschüler der obersten Klasse voraussetzen darf, er hat sein Buch, von einigen wenigen Partien abgesehen, in der Darbietung und Verarbeitung des Stoffes so gehalten, daß es unter dem Niveau der obersten Klasse der Untermittelschule bleibt.

4. Der gebotene geographische Lehrstoff ist sehr lückenhaft. Es fehlen in ihm alle auf die Morphologie und Geologie sowie das Klima der Landschaft, auf die Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeographie des Staates bezüglichen Ausführungen — kurze, einschlägige, meist unklare oder sachlich unrichtige Bemerkungen zählen wohl nicht mit — und das Lehrbuch läßt daher auch ganz die Betonung des Verhältnisses zwischen den Erscheinungen der Natur und Kultur vermissen.

5. Die Darstellungsweise ist an so manchen Stellen geeignet, die Kritik, ja sogar den Spott unserer von vornherein kritisch gestimmten Jugend herauszufordern.

6. Wenn auch Herrn Prof. Schwerdfeger zugegeben werden muß, daß der Verf. sein eigenes, sehr ausgeprägtes Urteil besitzt, daß ein edler Freimut das Buch durchzieht, daß es in frischem Ton geschrieben ist, so sind doch die beiden ersten Eigenschaften in der Form, wie sie hier auftreten, für ein Schulbuch durchaus keine Vorzüge. Es ist nicht „Ängstlichkeit", sondern eine vom pädagogischen Standpunkt selbstverständliche Zurückhaltung, welche die Verfasser der bisherigen Bücher ähnlicher Art hinderte, ihre persönlichen politischen Überzeugungen in Lehrbüchern vorzutragen. So gewiß der Autor des Buches vom wärmsten Patriotismus erfüllt ist, so sind doch seine Ausführungen, welche den Parteikampf geradezu in die Schule verlegen, nur geeignet, wenigstens den Widerspruch vieler Schüler herauszufordern und so trotz des besten Willens am Ende den Patriotismus zu schädigen.

Die angeführten schweren Bedenken gegen das Buch des Grafen Silva-Tarouca beruhen auf nachweisbaren Tatsachen, die im einzelnen anzuführen den Rahmen einer Erklärung sprengen würde. Selbst der wohlwollendste Rezensent hätte die Pflicht gehabt, bei aller Anerkennung für die dem Buche zugrundeliegenden Hauptgedanken — möglichste Entlastung von unfruchtbarem Einzelwissen und starke Betonung des österreichisch-patriotischen Standpunktes — die Verfehltheit der Ausführung hervorzuheben, die zahlreichen Fehler mindestens anzudeuten und eventuell Wege und Mittel anzugeben, wie dieses Werk zu einem brauchbaren Lehrbuch gemacht werden könnte.

Die tatsächlich vorliegende Anzeige ist statt dessen eine bedingungslose Lobpreisung des Buches und zugleich voll von beleidigenden Angriffen auf Hochschule und Mittelschullehrerschaft; die unterzeichneten 54 Fachlehrer der Geschichte und Geographie an Wiener Mittelschulen halten es daher für ihre Pflicht, gegen ein derartiges Vorgehen energischen Widerspruch zu erheben.

Dr. Franz Ahammer. Dr. Erwin Barta. Friedrich Bartel. Dr. Karl Beer. Dr. Max Binn. Dr. Walter Boguth. Dr. Ignaz Brommer. Dr. Eduard Castle. Dr. Rudolf Deschmann. Franz Dienstl. Wilhelm Dressler. Dr. Wenzel Dürschmid. Dr. Egyd v. Filek. Dr. Bruno Fleischanderl. Dr. Anton R. Franz. Dr. Eduard Friedl. Dr. Franz Heilsberg. Dr. Hugo Hassinger. Dr. Josef Hendrych. Leopold Hofmann. Dr. Benno Imendörffer. Dr. Alfred Jahn. Dr. Anton Jettmar. Josef Jung. Dr. Paul Kremarik. Josef Krejcik.

Oswald Krall. Dr. Moriz Landwehr v. Pragenau. Dr. Gustav Mayer· Max Mähr. Heinrich Michler. Dr. Rudolf Ortmann. Dr. Karl Partisch. Dr. Heinrich Polscher. Dr. Valentin Pollak. Karl Poyßl. Dr. Hugo Pöpperl. Dr. Richard Raithel. Regierungsrat Anton Rebhann. Dr. Rudolf Rothaug. Josef Rothmaier. Dr. Gerhard Scherff. Dr. Robert Schloegl. Dr. Anton Seibt. Dr. Erich Seefeldner. Dr. Bernhard Steinitz Dr. Karl Stephan. Dr. Wilhelm Trenk. Adolf Wallner. Dr. Karl Wedan. Karl Weiß. Wenzel Wild. Dr. August Ritter v. Wotawa. Dr. Karl Woynar.

Erwiderung.

Es wird wohl selten vorkommen, daß eine lobende Rezension eine derartig geharnischte Proklamation auslöst. Fast wäre ich an mir selbst irre geworden und betroffen griff ich nach meiner Rezension, gern bereit, nach Canossa zu gehen, falls ich geirrt hätte.

Doch was fand ich! Eine von altösterreichischer Begeisterung (und nicht von Reklamezwecken, wie mir vorgeworfen wird) getragene Besprechung eines im gleichen Sinne geschriebenen und trotz allem, was die „Erklärung" sagt, prächtigen und originellen Buches. Bei allem Temperament, wie es mir die Wichtigkeit des Gegenstandes abnötigte, bin ich, wie ich glaube, in keinem Worte persönlich und beleidigend geworden und wo ich auch Unerfreuliches berühren mußte,. geschah es mit ausdrücklicher Betonung des Besseren.

Dagegen beginnt der Verf. vorstehender Erklärung seine Ausführungen mit einem vehementen persönlichen Angriff, der mich nötigt, darauf möglichst sachlich zu erwidern.

Meine Besprechung erfolgte über Aufforderung unseres hochverehrten, jetzt leider erkrankten Herrn Hofrates Dr. J. Huemer; die Anzeige ist zu Ostern dieses Jahres an die löbliche Redaktion und nicht an die Hofbuchhandlung Fromme abgegangen. Wenn diese die Erlaubnis erhielt, meinen Artikel gleichsam als Empfehlungsbrief für das Buch zu versenden, so konnte hiefür schon aus preßgesetzlichen Gründen nicht meine Einwilligung, sondern nur die der Redaktion maßgebend sein, die Herr Fromme gewiß eingeholt hat. Sollte wirklich diese Publikation noch vor der offiziellen erfolgt sein (worüber mir nichts bekannt ist), so ist dies ohne mein und selbstverständlich auch der Redaktion Wissen und Willen geschehen [1]).

Als Banausen, Nörgler und Kleinigkeitskrämer soll ich schon von vornherein alle jene „gebrandmarkt" haben, denen das Buch nicht gefällt? Ich spreche aber nur im allgemeinen von Angriffen, denen jede außerordentliche Erscheinung von Seiten jener Trias ausgesetzt ist. Es fällt mir gar nicht ein, von jedermann zu verlangen, daß ihm das Buch gefallen muß. Auch ich bin beim ersten Anblick stutzig geworden, namentlich über jenes „zu wenig", welches die „Erklärung" mit so herben

---

[1]) Die Bewilligung zum Sonderabdruck erteilten wir dem Herrn Verleger auf sein Ansuchen ebenso bereitwillig wie wir dies sonst zu tun pflegen. Allerdings verzögerte sich die Ausgabe des Heftes wider unser Erwarten aus technischen Gründen in unliebsamer Weise. Zugleich erklären wir mit Rücksicht auf unseren großen Raummangel, daß wir mit dieser Erklärung und Erwiderung die Auseinandersetzung in unserer Zeitschrift für geschlossen betrachten. Anmerkung der Redaktion.

Worten rügt. Aber freundliches Eingehen in den Geist des Buches, Versenken in die humanen Intentionen des Autors, was ich bei den Herren Unterzeichnern gänzlich vermisse, die ja auch nur aufgefordert wurden, die „Erklärung" zu lesen und zu unterzeichnen, ließen mich zu einem ganz anderen Ergebnis kommen, als bloß flüchtige Einsicht. Es wäre allerdings ein Leichtes gewesen, jene Lichter aufzusetzen, namentlich im geographischen Teil, welche die moderne, d. h. die herrschende geographische Schule verlangt. Gewonnen hätte das Buch kaum dadurch. Von Legende statt Geschichte ist mir im historischen Teil bei aller meiner mir selbst von den Herrn Gegnern zugebilligten Genauigkeit nichts aufgefallen.

Doch soll ich die Hochschule beleidigt haben? Ich, der ich in den Ausdrücken höchster Verehrung gerade in dieser Besprechung meiner Universitätslehrer gedenke, und zwar solcher, die keineswegs im Verdachte des „Ultramontanismus" oder „Klerikalismus" standen! Mögen die Herren übrigens nachlesen, was eine Seite vor meiner Rezension (S. 365) im Referate Gustav Spenglers (Über die Arbeiten des Bundes für Schulreform) Schumann-Dresden über die Universitäten sagt. Sie müßten folgerichtig in Ohnmacht fallen, wenn sie schon meine Bemerkung über das Jonglieren mit Büchertiteln und Autornamen auf manchem Katheder (auch hier wurde wieder mit Auslassung dieses Wortes rücksichtslos generalisiert!) so in Harnisch bringt.

Aufs entschiedenste muß ich aber Protest erheben gegen den durch nichts gerechtfertigten Vorwurf, ich hätte die Mittelschullehrerschaft beleidigt! Weil ich meinen Herren Kollegen ein Buch von hohem ethischen, patriotischen und erziehlichen Wert empfahl, obwohl es nicht aus „Fachkreisen" ist? Ich hatte vor einigen Jahren im Auftrage der historischen Vereine Wiens und auch der Universitätskreise (die sogar die Anregung gaben und mir somit durchaus nicht so abgeneigt sind) eine schwierige, umfassende Arbeit zu erledigen, in der ich den Satz aussprach, der damals mit Beifall aufgenommen wurde: „Die vielgeschmähte Dilettantenarbeit ist gerade auf diesem Gebiete (es ist von der Geschichte und Kultur des Vaterlandes die Rede) hocherwünscht, die Geschichte ein Feld, auf dem jeder wahrhaft Gebildete mitarbeiten soll in seiner Art. Vergessen wir in Österreich nicht, daß die bisher beste von den vollständigen niederösterreichischen Landestopographien herrührt von einem einzelnen ohne Hilfsarbeiter, dem Hofburgschauspieler Friedrich Wilhelm Weiskern, ein Werk, heute noch hochgeschätzt und viel benützt". Folgerichtig mußte ich auch jetzt das Löbliche loben, auch wenn es nicht aus Fachkreisen stammt. Die Beleidigung hätte nur dann eintreten können, wenn ich behauptet hätte, niemand aus den Kollegenkreisen wäre imstande, ein gutes Buch zu schreiben. Bei aller schuldigen Bescheidenheit: Ich getraute mir's gleich — aber wie wenige unter uns kommen bei des Berufstages Last und Hitze dazu! Daß es gute Bücher auf diesem Gebiete gibt, habe ich keineswegs in Abrede gestellt. Gerade aber das vorzüglichste und individuellste unserer historischen Lehrbücher, das der geistigen Kultur unseres Staates zur Ehre gereicht und in mehrere Kultursprachen übersetzt ist, hat sich unendlich schwer durchgerungen, ja wird noch jetzt zu verdrängen gesucht. Der Name seines illustren Herrn Verfassers sowie so mancher anderer Kollegen steht zu meiner Befriedigung nicht unter der „Erklärung". — Vielleicht mag auch der S. 370 gebrauchte Ausdruck „ängstlicher Schulmann" zur Beleidigung aufgebauscht werden. Ich nehme ihn gern zurück. Habe ich doch dabei zunächst an mich selbst gedacht!

Der Verf. der „Erklärung" findet meine Behauptungen unverantwortlich! Ich hingegen finde es unverantwortlich, wenn man ein geistig hochstehendes, formvollendetes, mit Herz und Gemüt geschriebenes hochpatriotisches Werk einzig mit solchen Worten unmöglich machen will, wie „grobe Verstöße", „Irrtümer", „Legende statt beglaubigter Geschichte",

„unwissenschaftlich", „unmethodisch", „unklar", „schädigt beim besten Willen den Patriotismus". Das ist eine kleine Blütenlese, wie ein von reinster Humanität, von den uneigennützigsten Beweggründen getragenes Buch empfangen wird, das ja einzuführen niemand gezwungen ist. Allerdings erkennt auch die „Erklärung" an, daß der Autor vom wärmsten Patriotismus erfüllt ist, mindert aber schon in den Zeilen darauf dieses Lob mit der Bemerkung, durch des Verfassers Vorgehen werde Politik in die Schule getragen.

Gibt es für ein Lehrbuch der Vaterlandskunde ein schöneres Lob gerade aus dem Munde des Kritikers, als es sei von wärmstem Patriotismus erfüllt! Ist nicht dies allein imstande, etwaige Mängel, die aber keineswegs in so gröblicher Form vorhanden sind, weitaus auszugleichen? Gewiß, nichts auf der Welt ist vollkommen und würde jemand Zeit und Lust haben, die Lehrbücher aus dem Kreise der Herrn Unterzeichner in Wort und Bild einer so unbarmherzigen Kritik zu unterziehen, wie sie selbst sie hier üben, die Herren hätten die Lacher nicht auf ihrer Seite.

Und die Politik, die durch das Buch des Grafen Silva-Tarouca in die Schulen getragen wird, ist gerade die, welche wir Altösterreicher so notwendig brauchen: Das Herz der Jugend zu erfüllen mit Selbstbewußtsein und Stolz auf die Schönheit und Pracht des Vaterlandes, auf seine glorreiche Geschichte, seine tausendjährige Vergangenheit, — eine Politik in diesen schweren Zeiten notwendiger denn je! Erfrischend ist daher die rückhaltslose Approbation von Seiten der obersten Unterrichtsbehörde in Österreich, die wahrscheinlich nicht nur einen Fachmann zu Rate gezogen haben dürfte, aber, wie es scheint, nicht aus dem Kreise der Herrn Unterzeichner.

Mit Flysch, Jura und Kreide kann man nicht patriotisch wirken und erwärmen, wohl aber mit den herrlichen Landschaftsbildern, durch eigene Anschauung gewonnen, von hinreißender Schönheit der Darstellung, wie sie sich in diesem Werke bieten; dafür finden die Herren auch nicht ein Wort nur der Kenntnisnahme, sondern sie rufen nur nach mehr Morphologie, Geologie, Wirtschaftsgeographie und Statistik, an sich recht schönen Dingen, die aber *in praxi* dem Jüngling die Vaterlandskunde oft verekeln.

Die Herren Subskribenten befürchten aber, daß das Buch „die Kritik, ja sogar den Spott unserer von vornherein kritisch gestimmten Jugend herausfordere". Darüber kann ich beruhigende Versicherungen geben. Ich habe das Buch in den Händen von Oktavanern gefunden, die es sich spontan, ohne im geringsten darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, anschafften, gleichsam als vaterländisches Erbauungsbuch, und dessen Klarheit und Faßlichkeit rühmten sowie die Förderung ihrer Studien namentlich durch den hitsorischen Teil. Wenn nur auch wirklich alle Abiturienten das wüßten, was hier geboten wird!

Bei einer Instanz hat das Buch, wie ich noch mitteilen kann, gleichfalls schon jetzt begeisterte Aufnahme gefunden und dort liegt seine Zukunft, bei jener Instanz, auf die nun wieder, wie in den Tagen Grillparzers und Radetzkys, aller Augen gerichtet sind — bei der Armee! Es sei mir in diesen stürmischen Tagen auch erlaubt, das schöne Schlußwort des Buches anzuführen und ihm prophetische Kraft zu wünschen: „So ist das Wiederbesser- und Behaglicherwerden Lebensfrage geworden in unserem alten, schönen, einzigartigen Österreich! Es hat im langen Laufe seines Lebens schon manche unendlich schwere Prüfung seiner Kräfte bestanden. Und es ist der Bedrängnis, wie der Phönix dem Feuer, immer und immer wieder triumphierend entstiegen".

Wien. Josef Schwerdfeger.

Eingesendet.

Bericht über die im „Eranos Vindobonensis" 1913/14 gehaltenen Vorträge.

1913, 23. Oktober: Prof. Dr. H. v. Arnim sprach über Platons Phaidros und führte mit Gründen, die aus dem Inhalt des Dialogs geschöpft sind, den Nachweis, daß er nicht nur nach dem 10. Buch der Republik, sondern auch nach Theaetet und Parmenides verfaßt ist. — 6. November: Prof. Dr. K. Prinz berichtete über die 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg a. L. Im Anschluß daran berichtete Hofrat Bormann über einen Besuch auf der Saalburg. Prof. Dr. H. Schrader behandelte ein griechisches Votivrelief aus der Sammlung des Grafen Lanckoroński. — 20. November: Prof. Dr. H. Junker berichtet über seine Grabung bei den Pyramiden von Gizeh im Winter 1912/13 (mit vielen Lichtbildern). — 4. Dezember: Mommsenfeier. Prof. Dr. Fr. W. Freiherr v. Bissing (München) hielt den Festvortrag: „Über die ägyptische Kunst in der Ptolemäer- und Römerzeit" (mit Lichtbildern).

1914, 8. Jänner: Privatdozent Dr. A. Mayer spricht über „Kallimachos und Arat"; er sucht nachzuweisen, daß Callim. epigr. XXVII, dessen Text er zunächst feststellt, die einzige Quelle für die in den Aratviten enthaltenen Notizen über Beziehungen zwischen den beiden Dichtern bildet, wonach dann diese Nachrichten als wertlos erscheinen würden. — 22. Jänner: Sekretär Dr. R. Egger berichtet über die Ausgrabungen des archäologischen Instituts in Noricum 1912/13 (in *Aguntum*, *Teurnia*, *Virunum*, *Colatio*). — 12. Februar: Sekretär Dr. C. Praschniker zeigt, daß die bisher unter dem Namen „Kurotrophos" u. ä. bekannte Gruppe des Akropolismuseums, zu der er zwei neue Bruchstücke gefunden hat, die von Pausanias erwähnte Gruppe „Prokne und Itys" ist, die von dem Künstler Alkamenes selbst geweiht wurde. Prof. Dr. A. Wilhelm spricht über das Delphinion in Milet und seine Inschriften, zu denen er Ergänzungen und Verbesserungen gibt. — 19. Februar: Sekretär Dr. R. Egger referiert über Th. Wiegands Werk „Der Latmos" und behandelt besonders die verschiedenen Grundrißtypen der Klosterkirchen. Sekretär Dr. J. Keil berichtet über seine Reisen in Kleinasien, namentlich über die Heiligtümer von Didyma und Klaros sowie über die neuen Arbeiten in Ephesus; er legt auch einige neue Inschriften vor. — 5. März: Dr. M. Lambertz spricht über die albanesischen Kolonien in Italien (mit Lichtbildern), wobei er besonders deren Gründungsgeschichte, Sitten und Bräuche sowie die charakteristischen Merkmale des Dialektes behandelt. — 19. März: Prof. Dr. L. Radermacher handelt über die griechische Theophiloslegende und die Faustsage; er setzt die Legende nach dem VI. Jahrhundert an und analysiert ihre Motive, die sich größtenteils als christlich erweisen lassen. Prof. E. Vetter legt neue lateinische Etymologien vor (*deliculus*, *dives*, *exploro*, *lustrum*, *locuples*). — 28. Mai: Prof. Dr. H. Junker zeigt in zahlreichen Lichtbildern die reichen Ergebnisse seiner neuesten Grabung bei den Pyramiden (1914). — 4. Juni: Dr. J. Bankó spricht über spätrömische Portraits, besonders über den sog. „Heraclius" von Barletta. Hofrat Dr. E. Bormann spricht über „Archäologische Arbeit in Rom" und gibt Erinnerungen aus der Frühzeit des Deutschen archäologischen Instituts. — 18. Juni: Hofrat Dr. E. Reisch berichtet über neue Ausgrabungen in Istrien und Dalmatien (am zweiten Theater in Pola, in *Burnum*, *Claudia Aequum* und an einer Tempelanlage in der Nähe des Theaters von *Salonae*). — 2. Juli: Prof. Dr. W. Kubitschek legt ein vom Hofmuseum erworbenes neues Militärdiplom

vor. Prof. Dr. H. v. Arnim bespricht die neuen Gedichte des Alkaios und der Sappho, zu denen er vielfach neue Ergänzungen vorschlägt. Der Schluß der Sitzung war dem Abschied von den aus Wien scheidenden Professoren v. Arnim und Schrader gewidmet, wobei Prof. Hauler und Hofrat Reisch auf diesen, Prof. Schrader, Hofrat Scheindler, Regierungsrat Frankfurter und Prof. Fischl auf jenen sprachen.

Wien. Dr. H. Fischl.

Preisausschreibung.

Von der „Freien Vereinigung zum Schutze des Waidwerkes", Wien XVI/2, Lerchenfeldergürtel 57, ergeht hiemit an die Schriftsteller Österreich-Ungarns, insbesondere an jene, die gleichzeitig praktische Jugenderzieher und Waidmänner sind, die Einladung zur Teilnahme an dem Wettbewerb um Preise für Aufsätze jagdlichen Inhaltes, die für die Lesebücher der österreichischen Volks- und Bürgerschulen, der Knaben- und Mädchenmittelschulen (Lyzeen) und der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten geeignet sind.

Die Bedingungen des Wettbewerbes sind: Die Aufsätze müssen nach Stoff und Inhalt den einzelnen Lehrstufen, bezw. Jahrgängen angepaßt sein und dem fortschreitenden Verständnisse der Schüler durch einen planmäßigen Aufbau der ganzen Aufsatzserie Rechnung tragen. — Die Arbeiten befassen sich ausschließlich mit unserem heimischen Wilde. Der Inhalt der Aufsätze muß naturgeschichtlich richtig sein, die Grundsätze des Naturschutzes und einer waidgerechten Jagdausübung harmonisch vereinen und schließlich die sittlichen, gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Werte des Waidwerkes in anschaulicher Form zum Ausdrucke bringen. Die Schädlichkeit der übertriebenen Jagdleidenschaft — insbesondere für den kleinen Landmann — die Überhege, die Wettschießerei und sonstige Gebresten der Jagdausübung müssen an passenden Stellen gebrandmarkt werden. Zugelassen werden bloß Originalarbeiten, die noch nicht im Drucke erschienen sind. Eingesendet können werden sowohl ganze Lesestückserien als auch einzelne Aufsätze. Bezüglich des Umfanges wird festgesetzt: für die Oberstufe der Mittelschulen 2000—3500 Silben für das Lesestück. An einer Serie können auch mehrere Verfasser beteiligt sein. — Jeder Verfasser sendet seine Arbeiten, in deutlicher Schrift abgefaßt, in einem geschlossenen Umschlage, der mit einem Kennworte versehen ist, bis 15. November 1914 an die genannte Vereinigung ein. Die einzelnen Arbeiten dürfen nicht den Namen des Verfassers tragen, müssen jedoch über der Aufschrift die Lehrstufe, für welches sie bestimmt sind, ersehen lassen. In einem besonderen versiegelten Briefumschlage, welcher dasselbe Kennwort trägt, gibt der Verfasser seinen Namen und seine Adresse bekannt. — Die Preisverteilung wird durch ein Preisgericht vorgenommen, das aus Jagdschriftstellern, Naturschützern, praktischen Waidmännern und Jugenderziehern bestehen wird. — Die Preise sind: a) Ein erster, ein zweiter und ein dritter Preis zu 150, 100 und 50 K für je eine den einschlägigen Lehrstoff aller acht Schuljahre der Volks- und Bürgerschule, die unteren Klassen der Knaben- und Mädchen-Mittelschulen (Lyzeen) umfassende Serie von Aufsätzen. Ein erster Preis von 150 und ein zweiter von 75 K für Spezialserien von Aufsätzen für die Wiener Volks- und Bürgerschulen, die unteren Klassen der Knaben- und Mädchen-Mittelschulen (Lyzeen). Ein erster Preis von 150 K und ein zweiter von 75 K für je eine Serie für die Oberklassen der Knaben- und Mädchen-Mittelschulen (Lyzeen) und die Lehrer- und

Lehrerinnenbildungsanstalten. b) Ungeachtet dieser Preiszuwendung für Lesestückserien können sowohl aus den nicht prämiierten Serien als auch von den einzeln eingesendeten Aufsätzen für geeignete Lesestücke drei erste Preise zu 50, drei zweite Preise zu 30 und fünf dritte Preise zu 10 K zuerkannt werden.

Die prämiierten Arbeiten gehen in das unbeschränkte Eigentum der genannten Vereinigung über und werden von dieser den Herausgebern der Schullesebücher zwecks Verwertung unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Vereinsleitung behält sich jedoch das Recht vor, auch von den nicht mit Preisen bedachten Einsendungen die ihr passendsten zurückzubehalten und nach Vereinbarung mit den Verfassern mit allen Rechten zu erwerben. Die nicht angenommenen Arbeiten werden im April 1915 den Verfassern zurückgestellt. — Um den Preisbewerbern Ziel und Richtung ihrer Arbeit zu weisen und ihnen verläßliche Grundlagen geschichtlicher, jagdethischer und volkswirtschaftlicher Natur zu bieten, verweisen wir auf den Behelf „Leitfaden für die volkswirtschaftliche Würdigung des Waidwerkes in den Schulen", wo auch die Forderungen der Lehrpläne enthalten sind (5. Abschnitt). Verlag Alfred Hölder, Wien. I. Teil (für Volks- und Bürgerschulen), II. Teil (für Mittelschulen, land- und forstwirtschaftliche Fachschulen).

Dr. Guido F. v. Sommaruga m. p.,
k. k. Statthaltereirat, Präsident des Preisgerichtes.

Heinrich Blaha m. p.,
k. und k. Hauptmann d. R., Obmann der „Freien Vereinigung zum Schutze des Weidwerkes".

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

A. W. Schlegel und sein Heidelberger Verleger.

Was Cotta in Tübingen für Schiller und Goethe und noch für manches spätere Jahrzehnt bedeutet hat, das war der Verlag von Mohr und Zimmer in Heidelberg für die Dichter und Gelehrten des romantischen Geschlechts. Johann Georg Zimmer, das Haupt der Handlung, war ein Verleger, wie man sich ihn nur wünschen kann; kein herzenskühler Geschäftsmann, sondern ein warmfühlender und nie geizender Freund seiner Autoren. Als ein redlicher, trefflicher Mann erscheint er in dem Buche, das ein Nachkomme seinem Andenken gewidmet hat (Johann Georg Zimmer und die Romantiker, herausgegeben von H. W. B. Zimmer. Frankfurt a. M. 1888). Unter den Autoren seines Verlags finden sich die bedeutendsten Namen jener Zeit: Arnim und Brentano, die Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn", die berühmten Philologen Creuzer und Böckh, der Jurist Savigny, der Theologe de Wette. Auch die Brüder Schlegel standen mit Zimmer in Geschäftsverbindung. Im Jahre 1808 hatte Friedrich Schlegel sein berühmtes Buch „Über die Sprache und Weisheit der Indier" in diesen Verlag gegeben und von den guten Erfahrungen mit dem Heidelberger Buchhändler wohl den Bruder unterrichtet. So wendet sich denn August Wilhelm, als er daran geht, die im Frühjahr 1808 zu Wien mit so großem Erfolge abgehaltenen Vorlesungen[1]) „Über dramatische Kunst und Literatur" durch den Druck allgemein bekannt zu machen, gleichfalls nach Heidelberg[2]).

---

[1]) Vgl. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten (1844) II 130 f.; Österr.-Ungar. Revue, N. F. VIII (Wien 1889/90) 284; Archiv für österr. Geschichte 104, S. 203 f.

[2]) Das Folgende stützt sich auf den ungedruckten (auf der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden verwahrten) Briefwechsel zwischen Schlegel und dem Heidelberger Verlage. [Korrektur-Note: Erst nach der Mise-en-pages konnte ich der Münchener Dissertation von O. Reichel, Der Verlag von Mohr und Zimmer in Heidelberg und die Heidelberger Romantik (Augsburg 1913) habhaft werden, die mich zu spät belehrt, daß sich zehn Briefe Schlegels an Zimmer im Besitze der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. befinden.]

Am 28. Juni 1808 kam er in Begleitung der Frau v. Staël in die Neckarstadt und machte hier die Bekanntschaft Achim v. Arnims [1]), der mit Zimmer geschäftlich und freundschaftlich eng verbunden war; durch Arnim läßt er, etwa einen Monat später, dem Verleger die „Vorlesungen" anbieten. Bereitwillig geht Zimmer auf Schlegels Bedingungen ein, der eine Auflage von 1250 Exemplaren und als Honorar $2^1/_2$ Carolin (= 11 rheinische Gulden, etwa 19 Mark) für den Druckbogen fordert. In Format und Typen von Friedrich Schlegels indischer Schrift sollte das mit der Einteilung in 15 Vorlesungen als ein einziger Band geplante Werk zur Ostermesse 1809 erscheinen. Am 6. Dezember wird der Verlagskontrakt ausgefertigt [2]), am 25. Januar 1809 kann Zimmer schon den Empfang von zwei Manuskriptsendungen bestätigen. Die dritte und letzte — auch sie für allernächste Zeit versprochen — steht noch aus und schon ist das Buch so angeschwollen, daß Zimmer zu einer Teilung in zwei Bändchen rät, womit Schlegel einverstanden ist [3]). Ende März ist der erste 24 Bogen umfassende Band fertig. Er ist — woran die verspätete Manuskriptsendung Schuld trug — nicht in Heidelberg, sondern in Mannheim gedruckt worden und die Entfernung des Verlegers vom Druckorte hat die Überwachung des Satzes erschwert, die zahllosen Druckfehler verursacht. Den letzten, besonders arg entstellten Bogen läßt Zimmer, da die neu ausgebrochenen Kriegswirren die Auslieferung jetzt ohnehin unmöglich machen, umdrucken. Ende Juli erst, nach Abschluß des Waffenstillstandes, wird das Buch versendet [4]). Indessen wird Schlegel immerfort zu weiteren Sendungen gemahnt, damit der II. Band, an dem fleißig weiter gedruckt wird, doch noch zur Michaelismesse fertig werde. Aber auch dieser II. Teil ist, obwohl das Schlußmanuskript noch immer aussteht, bald so stark angewachsen, daß Zimmer (9. Oktober 1809) vorschlägt, auch ihn zu teilen und so wenigstens die erste Hälfte zum festgesetzten Termin herauszubringen. Schlegel ist einverstanden und so wird Anfang November des zweiten Bandes erste Abteilung ausgegeben.

Noch steht der Schluß aus, die dem englischen, spanischen und deutschen Theater gewidmeten Vorlesungen, und schon wendet sich Schlegel mit einem neuen Anerbieten an den Verleger. In einem Briefe vom 11. Dezember 1809 bietet er Zimmer den Verlag einer zweiten Ausgabe seiner (1800 bei Cotta erschienenen) Gedichte an. Der schlechte Geschäftsgang zwingt den zu einer vorläufigen Ablehnung; doch will er, wenn Schlegel ein Jahr warten kann,

[1]) Euphorion XIX 235 (R. Steig).

[2]) Schlegels Antwort vom 2. Jänner 1809 bei Zimmer a. a. O. S. 220 ff.

[3]) Brief vom 6. Februar 1809; bei Zimmer S. 222 f. mit falscher, nun von O. Reichel a. a. O. S. 94 berichtigter Datierung.

[4]) Diesen ganz dem griechischen Theater gewidmeten Band hätte Schlegel gerne von Schleiermacher oder F. A. Wolf beurteilt gesehen; vgl. Euphorion V 506.

das Buch, das dann zur Ostermesse 1811 erscheinen würde, unter denselben Bedingungen wie die „Vorlesungen" verlegen. Schlegel sendet dem Verleger in dieser Angelegenheit — ein Beweis für sein lebhaftes Interesse daran — nun Brief auf Brief (3. und 22. Jänner, 13. Februar 1810), bittet um Druckproben, verlangt Exemplare seiner eigenen Kotzebueparodie, die in die neue Ausgabe der Gedichte aufgenommen werden soll. Zimmer antwortet am 23. Februar. „Könnte der Titel", fragt er, „nicht statt Gedichte anders, etwa: poetische Werke, heißen, da auch ein Drama [Ion!] darinn aufgenommen wird?" Bei diesem vom Verleger vorgeschlagenen Titel ist es denn auch in der Tat geblieben. „Wäre es Ihnen vielleicht angenehm", lautet eine zweite Frage, „wenn wir Ihre Gedichte in der Ungerischen Druckerey in Berlin drucken ließen?" Die Druckproben, die Zimmer am 20. April sendet, sind jedoch nicht von Unger, sondern von dem Heidelberger Verleger Engelmann besorgt. Inständigst aber bittet der Verleger in diesem wie in allen Briefen um endliche Zusendung des Schlußmanuskripts der „Vorlesungen".

Monatelang läßt Schlegel nichts von sich hören; erst anfangs August sendet er wieder eine längere Epistel[1]).

Chaumont an der Loire d. 6ten Aug. 1810.

Die Überschrift dieses Briefes wird Ew. Wohlgeb. schon zum Theil meine Entschuldigung wegen meines so langen Stillschweigens sagen. Seit meinem letzten Briefe habe ich vielleicht auf lange Zeit von der Schweiz Abschied genommen, und daher zuvor viele Geschäfte in Ordnung zu bringen gehabt; ich habe einen Besuch in Paris gemacht und bin von dort noch 25 Meilen weiter hieher gereist. Die Hauptursache aber war, daß ich Ihnen nicht schreiben wollte, ohne Ihnen Manuscript geschickt zu haben, und daß mir der Abschnitt über Shakespeare sehr viel Zeit und Mühe gekostet hat, weil ich mich selbst sehr schwer dabey befriedigte. Ich wünschte einigermaßen der Erwartung zu entsprechen, die man von einem Schriftsteller hegen kann, der sich mehrere Jahre seines Lebens mit diesem Dichter beschäftigt hat. Der Abschnitt ist daher auch beträchtlich lang ausgefallen: 160 starke Quartseiten, die nach meiner Berechnung im Druck etwa 13 Bogen ausmachen werden; das übrige dieses Bandes wird 6 bis 7 Bogen betragen, und ich denke es in etwa drey Wochen zur Absendung fertig zu haben.

Jener erste Abschnitt wird am vorigen Freytag mit dem Postwagen von Paris abgegangen seyn, wohin ich ihn durch eine Gelegenheit befördert hatte, damit wir desto sichrer wären, daß das Packet nicht verlohren gehen könnte. Wenn Sie es bey Empfang dieses Briefes nicht schon in Händen haben, so kann es doch nur wenige Tage später ankommen. Sollte es länger ausbleiben, so bitte ich Sie, es mir zu melden.

Was die Absendung noch um etwas verzögert hat, ist der verdrießliche Umstand, daß ich hier mein eigner Abschreiber seyn muß. Ich schmeichle mir indeß, daß, nachdem einmal die Ostermesse versäumt worden, Ihre Absicht war, den 3ten Band erst auf der Michaelis-

---

[1]) Original im Besitz der Hof- und Staatsbibliothek in München, der ich die Erlaubnis zur Veröffentlichung danke; der Brief ist schon O. Walzel vorgelegen, der jedoch nur einen Satz daraus in seiner Einleitung zum 143. Bande von Kürschners DNL., S. 68, abdruckte.

messe auszugeben, und daß also meine Saumseligkeit Ihnen weiter keinen Nachtheil gebracht hat.

Ich bitte um genaue Correctur, es wird ein Revisor dabey nöthig seyn, der Englisch versteht. Haben Sie die Gefälligkeit die Aushängebogen schleunigst an mich gelangen zu lassen, und adressieren Sie solche *sous bandes* nach Paris Rue de la Concorde No. 8 *aux soins de Mr. Rocheux*. Wenn Sie mir auf diesen Brief unverzüglich antworten, so können Sie die Antwort noch hieher richten. Meine Adresse ist: *à Chaumont par Ecure Dept. de Loir et Cher*.

Die Druckprobe von meinen Gedichten gefällt mir recht sehr. Wenn Sie nicht einen vortheilhaften Vertrag wegen des Drucks mit der Ungerschen Buchhandlung haben abschließen können, so dürfte es dabey immer sein Bewenden haben. Ich habe einige Zweifel wegen der Berlinischen Censur: sie hat von meines Bruders Gedichten das letzte Blatt noch nach dem Druck weggeschnitten, als schon ein Theil der Exemplare versandt war. Freylich kommt in meinen Gedichten nichts von dieser Art vor, aber man hat in diesen letzten Zeiten von seltsamen Bedenklichkeiten der dortigen Censur erzählt. Unter andern könnten die Spottgedichte auf H. v. Kotzebue Schwierigkeiten erregen, da er doch Mitglied der Berlinischen Akademie und also in Preußischen Diensten ist.

Im Monat September werde ich wieder nach Paris gehen, und Ihnen von dort aus das Ganze zu der neuen Sammlung meiner Gedichte gehörige Packet auf einmal schicken. Es scheint, daß meine Ehrenpforte viel ist gelesen worden, denn die Exemplare welche Sie mir geschickt, gehören, wie ich aus den Druckfehlern sehe, zu einer neuen Auflage, die Hr. Vieweg davon gemacht hat, ohne mir nur ein Wort zu sagen.

Wenn es mir irgend möglich ist, noch etwas für die Heidelberger Jahrbücher zu liefern, so würde ich es gewiß thun. Da mir aber nach meinen jetzigen Aussichten im Herbst wahrscheinlich eine große Reise bevorsteht, so wird es mir vielleicht schwer fallen, Zeit dafür zu gewinnen.

Meine Vorlesungen werden jetzt ins Französische übersetzt. Ich habe die Durchsicht übernehmen müssen, um die Güte der Übersetzung zu sichern, und dieß erfodert auch einen beträchtlichen Aufwand an Zeit.

Die neuesten Hefte der Jahrbücher sind mir hier natürlich nicht zugekommen, und vor meiner Abreise von Coppet fand ich keine Gelegenheit Ihnen die überschüßigen wieder zustellen zu lassen; sie sind also liegen geblieben.

In Erwartung einer baldigen Antwort habe ich die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

A W Schlegel

Der erste Teil dieses Briefes zeigt, wie wenig die Worte der Vorrede zum ersten Bande der dramaturgischen Vorlesungen, daß dieselben „bis auf einige Nebenbemerkungen, die der Augenblick eingab, wörtlich so gehalten worden, wie sie hier abgedruckt erscheinen“, für den dritten Band gelten können; in der Tat nimmt Schlegel selbst diese Äußerung in einer Anmerkung des Schlußbandes (S. VII f.) zurück und berichtigt, „daß die Zusätze im zweyten Theile weit beträchtlicher sind als im ersten ... Die Abschnitte von Shakespeare und vom englischen Theater insbeson-

dere sind beynahe ganz neu ausgearbeitet". Der Abschnitt über Shakespeare umfaßt 242 Seiten (15 Bogen), der ganze Band zählt ihrer 429, so daß Schlegels Rechnung ungefähr zutraf.

Die deutsche Ausgabe der „Vorlesungen" war noch nicht vollendet und schon hatte Schlegel auch für eine französische Übersetzung Vorsorge getroffen. Chamisso, der zur Zeit in Paris weilte, hatte schon Ende März 1810 die Verpflichtung übernommen, das Werk im Verein mit Frau v. Chézy zu übersetzen; der Autor ging den beiden fleißig an die Hand, zog Chamisso, um die Arbeit zu beschleunigen, gar zu sich nach Chaumont — aber da der Buchhändler, der die Übersetzung verlegen sollte, bankerott ward, blieb die Arbeit unvollendet. Erst 1814 ist eine Übersetzung der Vorlesungen, von Frau Necker de Saussure herausgegeben, zu Paris erschienen [1]).

Nächst den „Vorlesungen" ist in den zwischen Schlegel und Zimmer gewechselten Briefen vorzüglich von den Heidelberger Jahrbüchern die Rede, welche — zunächst unter Creuzers Redaktion — gleichfalls im Verlage von Mohr und Zimmer erschienen. Schon seinem Briefe vom 30. September 1808 hatte Zimmer ein Schreiben Creuzers beigeschlossen, der Schlegel zur Mitarbeit einlud; gleichzeitig war ihm der erste Band von Winckelmanns Werken zur Rezension zugeschickt worden. Und seither unterläßt Zimmer wohl in keinem seiner Briefe die Bitte um Beiträge für die Jahrbücher; ja er will durch August Wilhelm auch Friedrich Schlegel, der damals schon der Redaktion grollte, zu erneuter Mitarbeit gewinnen (Briefe vom 10. Oktober und 22. November 1809). Im Dezember 1809 sendet Schlegel seinen ersten Beitrag, die Anzeige von Büsching-v. d. Hagens „Buch der Liebe" [2]), am 13. Februar 1810 einen zweiten über die Ariostübersetzung von Gries [3]); beide Arbeiten fanden im Jahrgang 1810 Unterkunft [4]).

Durch einen Brief Chamissos vom 18. Mai 1809 ist es längst bekannt, daß die Berlinische Zensur das letzte Blatt in Friedrich Schlegels Gedichten, betitelt „Gelübde" („Es sey mein Herz und Blut geweiht, Dich Vaterland zu retten") hat ausschneiden lassen, nachdem freilich schon ein Teil der Auflage in Leipzig unkastriert zu Markte gegangen war; nun bietet A. W. Schlegel eine willkommene Bestätigung dieses Vorfalls.

---

[1]) Vgl. Chamisso, Werke V 285 u. a.; Lady Blennerhassett, Frau v. Staël (Berlin 1889) III 203.

[2]) Heidelberger Jahrbücher 1810, S. 97 ff. = S. W. (Böcking) XII 225 ff.; vgl. meinen Aufsatz „A. W. Schlegel und J. Grimm" in Ilbergs Neuen Jahrbüchern XXXI 667 ff.

[3]) Heidelberger Jahrbücher 1810, S. 193 ff. = S. W. XII 243 ff.

[4]) In Angelegenheit der Jahrbücher wendet sich Schlegel in einem am gleichen Tage (6. August 1810) geschriebenen Briefe an August Böckh, den damaligen Leiter der philologischen Abteilung des Blattes; vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher XI 259.

Die Spottgedichte auf Kotzebue, von denen oben die Rede ist, enthält Schlegels berühmte Parodie „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue usw.“. Die nach heutigen Begriffen betrügerische Handlungsweise Viewegs, des Berliner Verlegers dieser Schrift, war in jener Zeit so ziemlich gäng und gäbe; Schlegel selbst hat mit Unger, dem Verleger seiner Shakespeare-Übersetzung, die gleiche schlimme Erfahrung gemacht (vgl. Erich Schmidt, Caroline II 100 ff.). Die „Ehrenpforte“ ward, mit geringfügigen Auslassungen, wieder abgedruckt in der Sammlung der Gedichte, von denen der Brief spricht und die als „August Wilhelm Schlegels poetische Werke“ 1811 in zwei Bänden bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen.

Am 21. August langt nach langer Pause wieder Manuskript für die „Vorlesungen“ ein, deren Schlußband gleichfalls in Mannheim, diesmal aber unter der sorgfältigen Obhut des Pfarrers Le Pique, eines Freundes von Ludwig Tieck, gedruckt wird. Inzwischen sind die ersten, früher ausgegebenen Bände so stark verlangt worden, daß Zimmer schon jetzt an eine neue Auflage denkt; Schlegel will, wenn es dazu kommt, sein Werk durch Zusätze erweitern, vor allem durch einen mit Genellis[1]) Hilfe zu verfassenden Anhang über die griechische Bühne, ein Plan, der, wie noch zu zeigen sein wird, erst Jahrzehnte später zu halber Erfüllung kam. Mitte Dezember endlich wird, nachdem Schlegel im November das letzte Manuskript eingesendet hatte, der Druck der „Vorlesungen“ beendet; mit der Jahreszahl 1811 versehen, verläßt der Schlußband Ende 1810 die Presse[2]).

Hat bei der Drucklegung der „Vorlesungen“ der Verleger manchen durch den Autor verursachten Ärger schlucken müssen, so ergeht es bei den „Poetischen Werken“ umgekehrt. Ende Januar 1811 sendet Schlegel Manuskript[3]) und erhält einen Monat später (23. Februar) die unangenehme Mitteilung, daß der Verleger sich infolge geschäftlichen Mißgeschicks außer Stande sehe, das Werk zu übernehmen. Schlegel pocht in seiner Antwort (3. März) keineswegs auf sein gutes Recht, sondern tröstet freundschaftlich-teilnahmsvoll. Zimmer erholt sich denn auch bald so weit, daß er sich schon anfangs April wieder zum Verlag bereit erklären kann. In der ersten Hälfte des Mai trifft der Schluß des Manuskripts[4]) ein, Ende August erhält der Autor die Korrektur, zu Michaelis

---

[1]) Dieser hatte schon bei der ersten Auflage Schlegel unterstützt, wofür in einer Anmerkung zur dritten Vorlesung ([1]I 78*) öffentlicher Dank gesagt wird.

[2]) Schon 1811 brachten die Heidelberger Jahrbücher eine mit A. W. gezeichnete lobende Besprechung (S. 683—688); eine andere, die Solger zum Verfasser hat, findet sich in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur“ VII (1819) 80—155.

[3]) Und zwar zunächst den II. Teil.

[4]) D. h. die Handschrift für den I. Band.

sind beide Bände fertig gedruckt und Schlegel empfängt für das genau 40 Bogen umfassende Werk das schöne Honorar von 100 Carolin (= 1100 rheinische Gulden). Im Dezemberheft der Heidelberger Jahrbücher von 1811 (S. 1185—95) zeigt Achim v. Arnim die „Poetischen Werke" mit reichem Lobe an und spricht den Wunsch aus, Schlegel möge seine Nachbildungen kleiner ausländischer Poesien in einem dritten Teil sammeln. Zimmer, den Schlegel daraufhin angeht, ist bereit, auch einen dritten Band zu drucken — freilich erst nach der Herbstmesse 1812.

Auch für die Jahrbücher arbeitet Schlegel jetzt fleißig. Eine Beurteilung von Docens Sendschreiben über den Titurel, um die ihn Wilken (der seit 1811 neben Thibaut und Fries die Zeitschrift leitet) im Mai 1811 bitten läßt, reicht er schon in den ersten Novembertagen ein [1]), die längst fällige Besprechung von Winckelmanns Werken im Dezember [2]). Auch die Tassoübersetzung von Gries, Hagens „Heldenbuch", J. Grimms „Altdeutscher Meistergesang", Büsching-Hagens „Grundriß" soll Schlegel besprechen, doch hat er keines dieser Bücher übernommen.

Die kriegerischen Ereignisse der Folgezeit, die den Freund der Frau v. Stael in die *ultima Thule* und ins Gebiet politischer Tagesschriftstellerei verschlugen, erklären die mehrjährige Pause, die jetzt in dem Briefwechsel eintritt. Erst am 23. Juni 1814 richtet Schlegel wieder ein Schreiben an den Verleger. Der nimmt den Faden auf, wo jener ihn fallen gelassen hatte, und erklärt sich neuerdings bereit, einen dritten Band der „Poetischen Werke" zu übernehmen. Zugleich teilt er mit, daß der erste Band der „Vorlesungen" nahezu ausverkauft sei, während von den anderen Teilen noch genügender Vorrat (ca. 150 Exemplare von jedem Bande) vorhanden wäre; dieser auf den ersten Blick befremdliche Umstand erkläre sich daraus, daß der erste, dem Theater der Alten gewidmete Band von Philologen viel begehrt worden, die für die anderen, vom neueren Drama handelnden Teile kein Interesse hätten. Um nun die erübrigenden Exemplare wieder vollständig und also verkaufsfähig zu machen, läßt Zimmer mit Schlegels Einwilligung vom ersten Band 100 Exemplare neu drucken; sind die komplettierten Exemplare ausverkauft, so will er eine zweite Auflage des ganzen Werkes veranstalten. Für den Neudruck des ersten Bandes bekam Schlegel kein Honorar, da Satz und Druck dieser 100 Exemplare mit dem Erlös glatt aufgingen [3]).

---

[1]) S. W. XII 288 ff. (= Heidelberger Jahrbücher 1811, S. 1073 ff.).

[2]) S. W. XII 321 ff. (= Heidelberger Jahrbücher 1812, S. 65 ff.).

[3]) Dieser Brief (vom 17. Juni 1815) trägt nicht mehr Zimmers Schriftzüge. Schon mit dem Schreiben vom 22. August 1811 war die ursprüngliche Unterschrift „J. G. Zimmer" der förmlicheren „Mohr und Zimmer" gewichen; im Sommer 1811 hatte nämlich Zimmers Associé Mohr sein Geschäft in Frankfurt aufgegeben und war nach Heidelberg gezogen. Seither hatte sich Zimmer auf das Studium der Theologie ge-

Nach all dem, was der Verleger mit seinem Autor in Briefen vereinbart hatte, glaubte er berechtigt zu sein, zur Ostermesse 1815 einen dritten Teil der „Poetischen Werke“ anzukündigen [1]); kaum hatte jedoch der Meßkatalog die Ankündigung gebracht, so besann sich Schlegel eines anderen: den dritten Teil erst dann zu geben. wenn eine neue Auflage der Gedichte nötig würde. Davon aber konnte, nach der Meinung des Verlegers, noch auf Jahre hinaus nicht die Rede sein, da verschiedene Nachdrucke den Absatz der „Poetischen Werke“ ungemein hemmten; „daß ein solcher“ (hier geht der gerechte Zorn mit dem trefflichen Manne durch) „unter Ihres Hr. Bruders Augen in Wien unternommen wurde, ist doch eine große Frechheit!“ (20. Juni 1816). Von diesem Nachdruck wie von dem oben erwähnten Doppeldruck des ersten Bandes der „Vorlesungen“ war bisher nichts bekannt.

Schlegels Mitarbeit an den Heidelberger Jahrbüchern, die in ihrem damaligen kritischen Stadium seiner Unterstützung sehr bedurften, stockte auch in diesen Jahren nicht. Wilken bittet ihn wiederholt um Beiträge und nicht vergebens, wie der nachfolgende Brief zeigt, welcher, da von Briefen A. W. Schlegels an Wilken bisher kein einziger bekannt geworden ist [2]), im Wortlaute wiedergegeben sei [3]).

Herrn

Professor Wilken Whlgb.

in

Heidelberg.

Lausanne d. 6ten Jul 1815.

Erlauben Sie mir, hochgeehrtester Herr Professor, nach den herzlichsten Glückwünschen über die für Deutschland so glorreiche Wendung der öffentlichen Begebenheiten, heute nur wenige Zeilen auf Ihren gütigen Brief zu erwiedern.

Gleich nach dessen Empfang verließ ich Coppet mit der dortigen Gesellschaft, um hier den ersten Sturm vorübergehen zu lassen. In vierzehn Tagen denke ich dahin zurückzukehren, und dann soll die Anzeige der altdeutschen Wälder meine erste Arbeit seyn. Hier konnte

---

worfen, im Sommer 1814 sein Examen gemacht und im nächsten Jahre eine Pfarrstelle erhalten; so schied er im April 1815 aus der Handlung, in die nun sein Jugendfreund Winter aus Heilbronn eintrat. Die innige Harmonie, die Mohr und Zimmer verbunden hatte, blieb zwischen den neuen Geschäftsgenossen aus; das Band mußte bald gelöst werden (vgl. Zimmer a. a. O. S. 310 f., 322 ff.).

[1]) Vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgegeben von O. Walzel (Berlin 1890), S. 551.

[2]) Nur Adolf Stoll, Wilkens Biograph, erwähnt einen aus dem Jahre 1816, ohne ihn jedoch mitzuteilen: Programm des Friedrichs-Gymn. zu Kassel 1894, S. 32.

[3]) Original im Besitz der Hof- und Staatsbibliothek München; der Brief war wohl Einlage zu dem Schreiben an den Verleger vom gleichen Tage.

ich sie nicht vornehmen, weil ich dabey meine Bibliothek zur Hand haben muß.

Es hat ein etwas feindseliges Ansehen, auf ein schon mit Lob angezeigtes Buch noch einmal zurückzukommen, als geschähe es bloß um zu tadeln: vielleicht geben mir aber die altdeutschen Wälder Veranlassung, von einigen schon beurtheilten Arbeiten in diesem Fache ein Wort zu sagen.

Herr Thorkelin in Copenhagen, hat ein Angelsächsisches Heldengedicht von bedeutendem Umfang aus einer in England entdeckten Handschrift abdrucken lassen. Er hat mir ein Exemplar davon versprochen, ich werde auf jeden Fall bald im Besitz dieser wichtigen Erscheinung zu seyn (!), und wünsche daß mir bey dem davon zu erstattenden Bericht niemand in Ihrer Zeitung zuvorkommen möge. — Nach allem was H. Thorkelin davon schreibt, ist es unbegreiflich, daß die Englischen Alterthumsforscher ein so wichtiges Denkmal haben übersehen können.

Bis wir ein vollständiges *Corpus scriptt.[orum] Rer.[um] Germanic.[arum]* haben, muß man sich freylich mit den einzelnen Sammlungen von Goldast, Steuber, Freher, Leibnitz, Maibom, Schard pp. behelfen. Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie bey Bücherversteigerungen und sonstigen Gelegenheiten mich bedenken und sie für meine Rechnung erstehen wollten. Ich brauche nichts näheres anzugeben, denn da ich meine Bücher meistens im Auslande gesammelt, so besitze ich noch keine einzige (!) davon, und sie werden mir alle willkommen seyn. Die Preise überlasse ich ganz Ihrer Schätzung.

Leider fehlt es für solche Unternehmungen an Unterstützung. Sollte unser neuer Reichstag nicht dazu die Hand bieten? Die geistlichen Fürsten thaten sonst manches für unsre Alterthümer: ein Bischof von Paderborn hat selbst ein gelehrtes Werk geliefert, einem Bischof von Würzburg verdanken wir Eckharts *Comment.[arii] de R.[ebus] Fr.[anciae] Or.[ientalis]*. Wieviel brauchbares haben die Klöster geliefert! Wer würde die Arbeiten der Benedictiner von St. Maur jetzt liefern, wenn sie nicht glücklicher Weise schon zu Stande gebracht wären!

Nächstens erhalten Sie von mir die versprochne Sendung. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

A W v Schlegel

Schon am 19. August kann der Verleger den Empfang der Rezension über die „Altdeutschen Wälder" bestätigen, die noch im laufenden Jahrgang untergebracht wird[1]); dieser enthält von Schlegels Feder auch noch die Beurteilung zweier französisch geschriebener Schriften des Sanskritisten Chézy[2]). Grimr Jonsson Thorkelins 1815 zu Kopenhagen erschienene Erstausgabe des angelsächsischen Heldengedichts Beowulf aber hat weder Schlegel noch ein anderer in den Heidelberger Jahrbüchern angezeigt.

Inzwischen war der Vorrat der „Vorlesungen" völlig erschöpft und eine neue Auflage nötig geworden. Der Verleger, der einen bisher ausgebliebenen Nachdruck jetzt erst recht befürchten muß[3]),

---

1) Heidelberger Jahrbücher 1815, S. 721 ff. = S. W. XII 383 ff.

2) Ebd. S. 881 ff. = S. W. XII 427 ff.

3) In der Tat hat der Wiener Verleger Ch. F. Schade 1825 die „Vorlesungen" als 8.—11. Bändchen seiner „Classischen Cabinets-Bibliothek" nachgedruckt.

will nicht allzuviel wagen: die neue Auflage soll als unveränderter Abdruck der ersten in bloß 1000 Exemplaren ausgegeben werden; dafür bieten Mohr und Winter die Hälfte des Honorars der ersten Auflage, kompromittieren aber schließlich auf 100 Carolin. Im November 1816 sendet Schlegel das für den Neudruck revidierte Exemplar der „Vorlesungen" ein und gibt Auftrag, ein den dritten Band abschließendes Namenregister anfertigen zu lassen. In der neuen Vorrede konnte er schon stolz darauf hinweisen, daß sein Werk einen französischen, einen englischen, einen italienischen Übersetzer gefunden hatte; während des Drucks erfuhr der Verleger von der Existenz einer holländischen Übersetzung [1]) und fügte eigenmächtig auch noch einen Hinweis auf diese in die Vorrede ein. Ende Mai 1817 verließ die neue Auflage die Presse und wurde im August ausgegeben.

Für den Jahrgang 1816 der Heidelberger Jahrbücher hat Schlegel [2]) Niebuhrs „Römische Geschichte" in einer besonders umfänglichen Besprechung gewürdigt, die ihm mit 3 Carolin für den Druckbogen honoriert wurde. Die Ende Juli eingelangte Abhandlung erschien im Novemberheft und machte solches Aufsehen, daß der Verleger 250 Exemplare mehr drucken und mit besonderem Titel ausgeben ließ [3]). Es war das letzte, was Schlegel für die Jahrbücher tat, die bereits schwer dahinsiechten. Klagt doch Mohr schon damals (8. Oktober 1816), daß die Jahrbücher wohl berühmt seien, aber, da sie nur wenige hundert Abnehmer fänden, kaum die Kosten trügen.

Im Juli macht Schlegel im Auftrage seiner Freundin der Heidelberger Handlung einen neuen Antrag: Mohr und Winter sollen das neueste Werk der Frau v. Stael, die „*Considérations sur les principaux événements de la révolution françoise*" verlegen. Mohr, der mit Recht von dem kostspieligen und durch das wahrscheinliche Zensurverbot gefährdeten Unternehmen Schaden befürchtet, stellt die härtesten Bedingungen und lehnt das Geschäft zuletzt völlig ab; hingegen erklärt er sich zur Übernahme einer von Schlegel selbst besorgten deutschen Übersetzung gern bereit [4]).

---

[1]) Fehlt bei Goedeke.

[2]) Nebst einer italienisch geschriebenen kunsthistorischen Schrift: Heidelberger Jahrbücher 1816, S. 657 ff. = S. W. XII 438 ff.

[3]) Heidelberger Jahrbücher 1816, S. 833 ff. = S. W. XII 444 ff. Der Titel des bei Goedeke nicht verzeichneten Sonderabdrucks, der keine besondere Paginierung zeigt, ja sogar eine den letzten Bogen schließende, 6 Seiten erfüllende unsignierte Rezension von P. F. J. Müllers „Die Ursprache" mitenthält, lautet: August Wilhelm von Schlegels Recension von Niebuhrs Römischer Geschichte in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur (für die Besitzer des Niebuhrschen Werks besonders ausgegeben) 1816. — Der Verleger wird auf dem Titelblatt nicht genannt.

[4]) Schon am 12. November 1810 hatte Zimmer ein ähnliches Ansinnen, Druck und Verlag der in Frankreich unterdrückten Staelschen Schrift „*De l'Allemagne*" zu übernehmen, abgelehnt und sich höchstens zur Annahme einer Übersetzung verstehen wollen.

Und wieder ereilt den willfährigen Verleger gleiches Mißgeschick wie anläßlich der Fortsetzung der „Poetischen Werke". Mit Schlegels Erlaubnis hat er das nahe Erscheinen der Übersetzung des Staelschen Werkes ankündigen lassen, er hat für die Drucklegung bereits kostspielige Vorbereitungen getroffen — da zieht Schlegel, der eben den Ruf an die Berliner Universität erhalten hat, in den ersten Tagen des neuen Jahres (1818) sein Versprechen zurück. Die Heidelberger verlangen nun, daß Schlegel, wenn er schon nicht imstande sei, die Übersetzung selbst zu liefern, dafür Sorge trage, daß ein anderer sie für ihn anfertige, damit der Verlag sein Wort halten könne und nicht zu Schaden käme. Schlegel lehnt diese Zumutung mit äußerster Schärfe ab und der Verleger muß demütig um Entschuldigung bitten. Indes kommt bald eine Einigung zustande. Mit Schlegels Zustimmung wird ein Herr L. Finckh, der als Erzieher der Söhne eines deutschen Fürsten in Paris lebt, mit der Übersetzung betraut und Schlegel selbst erklärt sich zur Abfassung eines Vorworts bereit[1]). Die Arbeit geht nun so rasch von statten, daß schon im Mai der Druck des Werkes weit vorgeschritten ist; es erschien unter dem Titel: „Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution; herausgegeben vom Herzog von Broglio und dem Freiherrn v. Staël. Aus dem Französischen übersetzt (von L. Finkh und J. E. Stolz). Mit einer Vorerinnerung von A. W. v. Schlegel" in 6 Bänden, Heidelberg 1818[2]).

Mit der Übersiedlung nach Bonn (Herbst 1818) lockern sich Schlegels Beziehungen zu der Heidelberger Handlung, mit der ihn in diesem wie im folgenden Jahre nur noch Bücherbestellungen verbinden. Dann empfängt er im Oktober 1820 ein übelgelauntes Schreiben des Verlegers, der im neuesten (Michaelis) Leipziger Meßkatalog die Ankündigung einer im Cottaschen Verlage erscheinenden Gesamtausgabe von Schlegels Werken gefunden hat und nun über den drohenden Schaden ebenso bestürzt wie über die Untreue des von ihm stets verwöhnten Autors gekränkt ist.

Die letzten Briefe an Schlegel hatte, wie aus dem schlechteren Stil, der größeren Unterwürfigkeit und der üblen Schrift zu ersehen ist, nicht mehr Mohr, sondern sein Associé Winter besorgt. Am 1. Oktober 1822 haben die beiden Gesellschafter (wovon Schlegel durch drei gedruckte Anzeigen verständigt wird) ihr Verhältnis gelöst und jeder von ihnen sein eigenes Geschäft in Heidelberg errichtet. Bei der Teilung des Verlags fielen die „Vorlesungen" Winter, die „Poetischen Werke" Mohr zu. Dieser erbot sich noch im selben Oktober, eine neue Auflage der bald völlig ausverkauften Gedichte zu veranstalten. Schlegel scheint darauf zunächst nicht

[1]) Für seinen Anteil an dem Werke wurden Schlegel 500 fl. versprochen, die er aber erst Ende 1822 erhielt.
[2]) Fehlt bei Goedeke; vgl. Kayser, Bücherlexikon V 303.

eingegangen zu sein, denn viele Jahre später, im Sommer 1837, kam Mohr in gleicher Angelegenheit persönlich nach Bonn und sprach noch in einem Schreiben vom Februar des darauffolgenden Jahres den Wunsch aus, die nunmehr völlig ausverkauften Gedichte neu aufzulegen. Aber er geizte mit dem Honorar und verlangte Änderungen und Fortlassungen im Text — das war ein Ton, in dem der alte Herr nicht mit sich reden ließ. Mohr erhielt eine geharnischte Antwort[1]):

Seit meiner Zurückkunft ist es mir mit meiner Gesundheit übel ergangen. Ich war volle zwei Monate sehr unwohl, und bekam einen so heftigen Anfall meiner alten Übel, daß ich eine schwere Krankheit erwarten mußte. Zwei erfahrne Ärzte haben mich wieder auf die Beine gebracht, aber mir blieb davon eine Erschöpfung zurück die nicht gränzte. Dadurch habe ich nun viel Zeit verloren, und die gelehrten Arbeiten häufen sich über die Maßen. Sonst hätte ich Ihnen schon weit früher geschrieben, sobald ich voraussetzen konnte, Sie seyen wieder in Ihrem Palaste angelangt.

Sie schienen in unsern letzten Gesprächen nicht abgeneigt, die 3te längst nöthig gewordene Ausgabe meiner Gedichte in Verlag zu nehmen, aber Sie verlangten, ich solle die bereits gedruckten[2]) Epigramme und Parodien unterdrücken, da welche die Herren Niebuhr und Arndt betreffen. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und finde daß ich Ihren Vorschlag entschieden ablehnen muß.

Wenn Sie dieß also zu einer *conditio sine qua non* machen, wenn Sie strenge auf Ihrer Foderung beharren, so können über dieß Geschäft keine weiteren Verhandlungen Statt finden, und ich werde dann eine andre Anstalt treffen müssen. Hierüber wünsche ich Ihren Entschluß baldigst zu erfahren.

Es wäre möglich, daß ich irgend eine Kleinigkeit wegließe oder veränderte, aber bloß nach eignem Urtheil und Geschmack, keineswegs aus persönlichen Rücksichten. In dieser Beziehung finde ich nichts was ich zurücknehmen müßte. Alles ist dem litterarischen Kriegsrecht vollkommen gemäß.

Erlauben Sie mir, für heute auf keine nähere Erörterung einzugehen, die für einen Brief allzu weitläuftig ausfallen würde. Ein andermal will ich Ihnen mein Verhältniß zu Hrn. Niebuhr erzählen, den ich hochgeachtet, bedauert und geschont habe.

Was Herrn Arndt betrifft, so kann die Beilage[3]) statt aller Antwort dienen.

Ich lasse jetzt eine Sammlung meiner einzelnen französischen Schriften drucken, auf eigene Kosten[4]); so bin ich gewiß, keine Klagen über schlechten Absatz zu hören.

Wenn mir Gott Leben und Gesundheit verleihet, so wünschte ich wohl, die sämtlichen von mir übersetzten Stücke Shakespeares durchzucorrigiren[5]). Es ist eine Arbeit die sich recht gut zu schlaflosen Nachtstunden schickt.

---

[1]) Nach Schlegels Konzept; undatiert.

[2]) Nämlich in Wendts Musenalmanach 1832, S. 9, 315—333 (vgl. S. W. II 238 f., 243—53).

[3]) Darüber läßt sich nichts ermitteln.

[4]) *Essais littéraires et historiques*, par A. W. de Schlegel. Bonn 1842 (In Kommission bei Ed. Weber).

[5]) Diese Neuausgabe erschien Berlin 1839—40 bei Georg Reimer.

Damit war Schlegels Verhältnis zu Mohr endgiltig gelöst; eine neue Auflage der Gedichte ist zu seinen Lebzeiten nicht erschienen.

Innig blieb hingegen seine Verbindung mit Winter, dessen überaus höfliches, nahezu unterwürfiges Wesen dem eitlen Manne scheinbar besser zusagte. Ihm bietet Schlegel am 14. April 1836 eine dritte Ausgabe der „Vorlesungen" an, für die er einen neuen, das Indische Theater betreffenden Abschnitt schreiben will. Winter, mit dem Anerbieten sehr einverstanden, schickt zur Besprechung und Festsetzung der Bedingungen einen seiner Söhne nach Bonn[1]); das Resultat der mündlichen Unterhandlungen kündet uns der noch erhaltene

Verlags-Vertrag.

Zwischen Herrn Professor A. W. von Schlegel in Bonn einerseits und dem Buchhändler C. F. Winter in Heidelberg andererseits ist folgender Vertrag geschlossen worden:

1. Herr Professor von Schlegel giebt dem Buchhändler Winter zum Verlage die dritte Auflage seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in 3 Theilen.

2. Buchhändler Winter zahlt dem Herrn Verfasser nach beendigtem Drucke dafür die Summe von zweihundert Ducaten in Gold als Honorar und druckt diese 3te Auflage in 1000 Exemplaren und 20 Exemplaren auf feinem Velin-Papier als Frei-Exemplare für den Herrn Verfasser.

3. Für die in einem vierten Theile neu hinzukommende Schilderung des Indischen Theaters zahlt der Verleger Winter dem Herrn Verfasser 3 Friedrichsdor (Rthlr 15 — Gold) für den gedruckten Bogen; dabey ist die Stärke der Auflage dieses 4ten Theils auf 1200 Exemplare und 20 Exemplare auf feinem Velin-Papier für den Herrn Verfasser festgesetzt.

Anmerkung: Das Format soll hinsichtlich der Bogenzahl der 2ten Ausgabe gleich seyn; für eine etwaige vierte Auflage gelten dieselben Bedingungen[2]).

Dieser Vertrag ist doppelt ausgefertigt, von beiden Contrahenten unterzeichnet, und jedem derselben ein Exemplar zugestellt worden.

Bonn d. 20ten September 1836

A. W. von Schlegel
pp. C. F. Winter
A. Winter

Das Werk ist in dieser Form nie zustande gekommen. Ein volles Jahrzehnt war dem alternden Gelehrten noch beschieden, aber nicht mehr die Kraft zur Bewältigung dieser letzten großen Aufgabe. Vergebens wandte der Verleger alle Künste der Überredung an, um dem Zaudernden das Manuskript Blatt für Blatt abzuringen. Der Briefwechsel gestattet genauen Einblick in die Qualen, die Verfasser und Verleger einander jahrelang bereiten mußten, bietet aber zugleich auch ein achtunggebietendes Beispiel,

---

[1]) Nach Zeitschrift für vergl. Lg. und Renaissance-Lit., N. F. II 442, muß Winter in dieser Angelegenheit gar zweimal nach Bonn gekommen sein.

[2]) Diese Anmerkung von Schlegels eigener Hand hinzugefügt.

wie vornehme Männer Geschäfte führen und peinliche Verhältnisse einwandfrei zu lösen wissen. Carl Winters Verlag, der sich heute in der gelehrten Welt des höchsten Ansehens erfreut, darf seines Gründers gern gedenken.

Mit einem an Begeisterung grenzenden Feuereifer trifft der Verleger die Vorbereitungen zum Druck der neuen Ausgabe. Er läßt einzig zu diesem Zweck neue Lettern gießen, kauft sogleich einen großen Papiervorrat an und wartet geduldig, daß Schlegel Manuskript sende. Es vergehen Jahre — das Manuskript bleibt aus. Winter mahnt und mahnt; schließlich trifft doch nur ein Entschuldigungsschreiben ein[1]):

> Seyn Sie versichert, mein hochgeehrtester Herr, daß ich selbst mich unaufhörlich an meine Schuld gemahnt habe. Ihr Brief vom 8ten Januar wäre nicht so lange unbeantwortet geblieben, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit gehofft hätte, ihn nach einigem Aufschub befriedigender beantworten zu können. Diese Hoffnung ist leider nicht erfüllt worden. Meine Gesundheit hat mir den ganzen Winter hindurch viel zu schaffen gemacht. Ich war niemals eigentlich krank, auch war nichts bedenkliches dabei, aber ich befand mich anhaltend in sehr unbehaglichen Zuständen die meine Thätigkeit hemmten. Dadurch bin ich mit der Fortsetzung meiner Indischen Werke erstaunlich in Rückstand gekommen. Seit geraumer Zeit lagen 3 Bände beinahe fertig gedruckt da, aber die Vollendung erfoderte noch mühsame Arbeit, und durfte durchaus nicht länger verzögert werden. Auch hätte mir dieß die größten Nachtheile gebracht, da alle diese prachtvollen Bücher auf meine Kosten gedruckt werden. Zwei Bände sollen in kürzester Frist, der 3te demnächst erscheinen[2]).
>
> Sie haben zu meinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur Zusätze und einen eignen ausführlichen Abschnitt über das Indische Theater gewünscht. Für jetzt, überhäuft wie ich bin, denn meine Vorlesungen gehen daneben ihren Gang fort, ists mir unmöglich hieran Hand zu legen. Auch kann ich besonders wegen meiner schwankenden Gesundheit nichts auf einen bestimmten Zeitpunkt versprechen, so anziehend mir auch diese Beschäftigung seyn würde.
>
> Wir werden uns daher wohl zu dem andern Auswege wenden müssen, daß ich mich nämlich bei dieser Ausgabe auf einzelne Berichtigungen beschränke. Wofern Sie damit einverstanden sind, so kann der Druck sogleich beginnen, und so rasch fortgehen wie es Ihnen am bequemsten ist. Die Gründe, die ich in der Vorrede zur 2ten Ausgabe angeführt, scheinen mir noch jetzt gültig zu seyn. Die Durchsicht des ersten Bandes habe ich bereits angefangen. Ich hatte seit langen Jahren das Buch nicht angesehen: ich finde daß der Druck in dieser Ausgabe ziemlich incorrect ist. Die neue Ausgabe wird also den Vorzug einer größeren Correctheit und eines gefälligeren Äußren haben. Den ersten Band kann ich Ihnen genau durchgesehen in wenigen Tagen senden und ebenso die folgenden.
>
> Wenn Ew. Wohlgebohren durch meine Schuld Schaden leiden, wie Sie in Ihrem vorletzten Briefe erwähnten, daß dieses durch allzu frühe Anschaffung des Materials geschehen sey, so halte ich mich für verpflichtet, dieß auszugleichen. Aber für den zufälligen Schaden den die Lauigkeit des Publicums vielleicht verursachen wird, kann ich nicht

---

[1]) Nach Schlegels Konzept; datiert vom 24. Juli 1838.

[2]) Gemeint sind die Bände 2, 3 und 4 seiner Ausgabe des Ramayana (1829—1846. IV 8; Bonn).

einstehn. Es ist mir doch sehr bedenklich aufgefallen daß der Absatz der 2ten Ausgabe sich durch mehr als 20 Jahre hingeschleppt hat. In eben diesem Zeitraume sind in Nord-America vier Nachdrucke der Englischen Übersetzung erschienen, wie mich noch neulich ein Gelehrter aus Philadelphia versichert hat. — Erregt Ihnen die obige Bemerkung keine Besorgniß? Wäre dieß der Fall so würde ich Sie von jeder Verbindlichkeit frei sprechen und wir können durch gegenseitiges Einverständniß den schon geschlossnen Vertrag wieder aufheben. Nichts ist mir empfindlicher als wenn ein Buchhändler über Verlust an meinen Schriften klagt. Lieber werde ich mein eigner Verleger, wie ich es schon öfter gewesen bin. Das Honorar ist kein Bewegungsgrund für mich. Wenn ich für Pariser Journale litterarische Artikel schreiben will, so erhalte ich weit höhere Honorare, als in Deutschland zu erwarten stehen.

Überlegen Sie die Sache, mein hochg. Herr; ich warte nur auf Ihre Antwort, um den ersten Band nach genauer Durchsicht an Sie abzusenden.

Winter antwortet am 9. August. Er bedauert, auf den vierten Teil der „Vorlesungen“ nun für immer verzichten zu müssen, erklärt den langsamen Vertrieb der zweiten Auflage durch den unrechtmäßigen Nachdruck und spricht die Überzeugung aus, daß diese Gefahr für die dritte, durch das neue Bundesgesetz geschützte Ausgabe ausgeschlossen sei. Die Vergütung des durch Schlegels andauernde Zögerung bewirkten Schadens lehnt er ab: es sei ihm um den Gewinn weniger als um die Ehre zu tun, diese „Hauptzierde unserer Literatur“ zu verlegen (ebenso 3. Oktober 1840). Es vergeht ein weiteres Jahr, ohne daß Schlegel fleißiger ans Werk schreitet. Des Wartens müde, denkt Winter im Juli 1839 schon daran, einfach einen unveränderten Neudruck der zweiten Auflage zu geben. Endlich, am 21. Oktober 1839, übersendet Schlegel ein revidiertes Exemplar des ersten Bandes mit folgendem Begleitbrief[1]):

Anbei empfangen Sie, mein hochgeehrtester Herr, das drei- und viermal durchcorrigirte Exemplar des ersten Theiles meiner Vorlesungen. Die zweite Ausgabe ist in der That übermäßig voll von sinnentstellenden Druckfehlern. Diese äußerst sorgfältige Durchsicht in Bezug auf Inhalt, Ausdruck und Schreibung hat sich länger verzögert als ich glaubte; woran mancherlei störende Geschäfte und der oft schwankende Zustand meiner Gesundheit Schuld waren. Mittlerweile habe ich aber sehr umfassende Studien zu einem Anhange gemacht, der sich da anschließen soll, wo ich jetzt den ersten Theil endigen lasse, nämlich p. 325. Ich hoffe hiedurch der dritten Ausgabe eine anziehende Neuheit zu verschaffen. Die hinzugefügten Aufsätze handeln: von der theatralischen Darstellung der griechischen Tragödien; von der bezweifelten Ächtheit einiger Stücke, u. s. w. Diese Zusätze werden ein mehr antiquarisches Ansehen haben als das übrige, und gelehrte Erörterungen veranlassen.

Die Handschrift wird vielleicht schon in Monatsfrist von hier abgehen können.

Die neue Eintheilung in eine größere Anzahl Vorlesungen von ungefähr gleicher Länge wird die Übersicht erleichtern, und dem Leser bequemere Ruhepunkte darbieten.

---

1) Nach Schlegels Konzept.

Ich werde eine kurze dritte Vorrede beifügen. Die Inhaltsanzeige kommt dann nach dieser, oder an den Schluß des ganzen Bandes zu stehen.

Alle Veränderungen im Text sind so genau bemerkt, so daß unter Aufsicht eines guten Correctors kein Misverständniß möglich ist.

Haben Sie nun die Güte, mir nur mit ein paar Zeilen den Empfang zu melden, und empfangen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu seyn etc.

Das Versprechen, die Handschrift des Anhangs in Monatsfrist abzusenden, war sehr voreilig gewesen; noch Ende Februar des nächsten Jahres (1840) ist Schlegel von seiner Erfüllung weit entfernt. Inzwischen wird der Satz doch begonnen, im März ist der erste Band nahezu fertig. Am 5. April sendet Schlegel 70 Seiten Manuskript und einen tröstlichen Brief[1]):

Anbei sende ich Ihnen, mein hochg. Hr., die erste Abtheilung der Reinschrift, die nach meiner Berechnung im Druck etwas über drei Bogen austragen wird, und vielleicht zwei Fünftel des Ganzen ist. Das übrige werde ich so bald als möglich nachfolgen lassen. Melden Sie mir gefälligst den Empfang sogleich, um mich über die richtige Ankunft zu beruhigen.

Ich wünsche zu erfahren, ob und wann Sie auf die Leipziger Messe reisen oder zu Hause bleiben. Im ersten Falle könnte ich dann wohl den Rest des Manuscr. direct nach Leipzig senden. Jetzt aber habe ich den Umweg über Heidelberg vorgezogen, damit Sie, wenn auch beim flüchtigen Durchlaufen, sich von der Wichtigkeit und Neuheit der Untersuchungen überzeugen mögen, die mich nun seit einem halben Jahre beschäftigt haben.

Ich kann nichts übereilen noch von der Hand schleudern. Wenn ich in diese Nothwendigkeit versetzt werden sollte, so würde ich es vorziehen nichts mehr für den Druck zu schreiben, sondern es bei dem bisherigen bewenden zu lassen, das jedoch für meinen Ruhm hingereicht hat. Für die Störungen die meine Gesundheit mir häufig verursacht, kann ich vollends nicht einstehn.

Indessen können Sie unbedenklich die baldige Erscheinung dieses ersten Bandes ankündigen. Ich würde jedoch rathen, den Preis erst, wenn alles fertig ist, nach dem Material zu bestimmen. Die Seitenzahl mit dem Anhange, den Vorreden und dem Inhaltsverzeichniß wird ungeachtet des engeren Drucks doch wohl über 400 Seiten auslaufen. Ich sehe nicht ein, warum man gute und sogar seltne Waare unter ihrem Preise weggeben sollte.

Ich habe 7 Aushängebogen; ich wünsche die übrigen baldigst zu erhalten, und bei Zeiten das Verzeichniß der Druckfehler anfertigen zu können. Einige schleichen sich immer ein; einer der bisher gefundenen ist so wichtig, daß ich einen Carton wünschen muß.

Aber der Schluß des Manuskripts bleibt aus und Winter, ungehalten, daß die Ausgabe des ersten Bandes so aufs neue verzögert wird, schreibt einen ärgerlichen Brief. Schlegel antwortet ruhig, aber ungemein hoheitsvoll[2]):

---

[1]) Nach dem Konzept.
[2]) Schreiberkopie; der Brief wurde am 1. Oktober abgeschickt.

Hochgeehrtester Herr!

Ew. Wohlgeboren können überzeugt seyn, daß die Absendung des Schlusses meiner Abhandlung an den Drucker bisher aus keinem andern Grunde unterblieben ist, als weil es mir unmöglich fiel, ihn zu liefern. Sie scheinen das Sprüchwort vergessen zu haben: *Ultra posse nemo obligatur.*

Schon mehrmals habe ich Ihnen die Hindernisse, Störungen und Anfoderungen auseinandergesetzt, welche meine Zeit für die Beendigung einer so wichtigen Arbeit beschränken: ein Gesundheitszustand, der mir im günstigsten Falle täglich einige unbehagliche Stunden zuzieht, oft mir den ganzen Nachmittag raubt; Vorlesungen und andere Amtsgeschäfte; meine übrigen gelehrten Arbeiten, die auch mit zu meinem Amte gehören; den Sommer hindurch unaufhörliche Besuche von Reisenden, zum Theil von berühmten oder durch berühmte Männer empfohlenen Reisenden, die ich nach meinen Europäischen Verhältnissen nicht an der Thür wegweisen kann; unvermeidliche Correspondenzen, u. s. w.

Seit dem Anfange meiner Laufbahn als Schriftsteller habe ich für den Druck immer sehr langsam geschrieben, wie auch der geringe Umfang meiner Originalschriften ausweiset. Je mehr ich in Jahren vorrücke, je mehr ist mir dieß zum Grundsatze geworden. Mich schrecken die Beispiele so mancher berühmten Deutschen Autoren, die durch eine verspätete Fruchtbarkeit nur ihre Altersschwäche kundgegeben haben, so daß mit ihren zu vierzig bis fünfzig Bänden angeschwollenen sämtlichen Werken die Folgezeit unfehlbar eine gewaltige Sichtung vornehmen und das eines großen Namens unwürdige ausscheiden wird.

Ich kann mich unmöglich entschließen irgend etwas dem Drucker zu übergeben, das ich nicht reiflich durchdacht und auf das sorgfältigste ausgearbeitet hätte. „Gediegen an Gehalt und vollendet in der Form" ist mein Wahlspruch.

Mit dieser Zugabe: über die scenische Anordnung etc., hat es nun vollends eine eigne Bewandtniß. Der größte Theil der Vorlesungen besteht in kritischen Urtheilen. Dieß hingegen ist eine tief eingehende und umfassende antiquarische Untersuchung; eine ganz neue Lehre, auf wenigen Bogen und im leichtesten Vortrage die Quintessenz dessen, womit unsere weitschweifigen Archäologen ganze Bände anfüllen würden. Ich muß auf Gegner unter den Philologen gefaßt seyn, und habe mich deswegen um so mehr vor sprachlichen oder historischen Versehen zu hüten.

Unser Geschäft hätte sehr schleunig und auf die bequemste Weise für mich erledigt werden können, wenn ich mich bei der Durchsicht auf die Wegräumung der Druckfehler beschränkt hätte. Aber bei näherer Betrachtung fand ich, daß im Einzelnen noch manches auszuputzen, einiges auch zu berichtigen sey. Dann konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, meinem Buche, das schon in seiner ersten Gestalt überall, außer in Deutschland, sowohl in Europa als jenseit des Atlantischen Meeres mit so viel Gunst und Beifall aufgenommen worden ist, durch Zusätze einen neuen Vorzug zu verschaffen.

Da Ew. Wohlgeboren nun aber finden, daß ich Ihre Geduld auf harte Proben stelle, so erneuere ich, um dieß für die Zukunft zu vermeiden, ganz förmlich den Vorschlag, den ich bereits in einem Briefe vom 24ten Juli 1838 that. Lassen Sie uns den Vertrag wegen dieses Verlages durch gütliche Übereinkunft aufheben. Belieben Sie Papier, Satz und Druck der 19 fertigen Bogen in Rechnung zu stellen: ich werde die Auslagen sogleich erstatten. Auch den Papier-Vorrath für die beiden folgenden Bände bin ich bereit Ihnen abzukaufen. Ich übernehme dann den Verlag selbst. Dieß bin ich schon gewohnt. Sieben Bände, die meisten auf kostbarem Papier und von theuerm Satz wegen

der schwierigen Lettern habe ich auf eigne Kosten drucken lassen; der achte ist auf wenige Bogen nach fertig [1]).

Ihre sonstigen Ansprüche auf Ersatz des durch die Verspätung erlittenen Schadens, wird durch beiderseits gewählte Schiedsmänner billig ermittelt werden können.

Für den von dem Verlage gehofften Gewinn kann ich freilich nicht einstehen. Sie möchten sich dabei leicht verrechnet haben, und nachher über schwachen Absatz klagen. Es ist bei der heutigen Verfassung des Deutschen Lesepublicums nur allzu wahrscheinlich.

Vor kurzem ist mir die zweite Ausgabe der Englischen Übersetzung zugesandt worden, und der Herausgeber bemerkt dabei, daß bald eine dritte nöthig seyn werde [2]). Die erste war längst aus dem Buchhandel in England verschwunden, und wurde bei Antiquaren und in Auctionen für den doppelten Ladenpreis erstanden. Vor vielen Jahren schrieb mir der Londoner Verleger jener ersten Ausgabe, Baldwin, das Buch sey vergriffen, und er wünsche der zweiten Auflage den Reiz der Neuheit durch Zusätze von meiner Hand zu schaffen. Mit andern Arbeiten überhäuft, konnte ich nicht darauf eingehen: er hätte mir sonst für die jetzt unternommene Abhandlung die vortheilhaftesten Bedingungen und zwar nach Englischem Maßstabe gemacht.

Ich hoffe allerdings mit allem, was noch zur Vollständigkeit des ersten Bandes fehlt, in zwei Monaten fertig zu seyn. Aber wer kann für die Zukunft einstehn? Eine Krankheit von einiger Dauer könnte einen Strich durch die ganze Rechnung machen. Wenn ich selbst Verleger bin, so will ich den etwanigen Verzug schon bei mir verantworten.

Ich komme demnach auf meinen obigen Vorschlag zurück und lade Sie ein, denselben wohl zu erwägen.

Mit vollkommenster Hochachtung

Bonn, d. 30-sten September 1840. Ew. Wohlgeboren
ergebenster

Das sind bekannte Töne, die Schlegel auch in gleichzeitigen Briefen an den Berliner Verleger Reimer [3]) anschlug. Schon 1817 beklagt er sich zu diesem über die Lauigkeit des deutschen Publikums seinem dramaturgischen Werke gegenüber, das im Auslande überall mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden sei [4]); und zur gleichen Zeit wie Winter bekommt auch Reimer es wiederholt zu hören, daß Schlegel auf einen Verleger nicht angewiesen sei, daß er seine Werke auf eigene Kosten drucken lassen könne, daß für ihn, dem von französischen und englischen Redaktionen die höchsten Honorare angeboten würden, bei seinen deutschen Schriften der Gelderwerb ganz und gar nicht in Betracht käme [5]).

---

[1]) Gemeint sind seine Ed. Weber in Kommission gegebenen Ausgaben indischer Texte: Bhagavad-Gita 1823 (I.), Ramayana 1829—46 (IV.), Hitopadesas 1829—31 (II.), die „*Reflexions sur l'étude des Langues Asiatiques*" 1832, die „*Essais littéraires et historiques*" 1842.

[2]) Der Katalog des *British Museum* verzeichnet zwei bei Goedeke nicht genannte englische Ausgaben von 1840 und 1846.

[3]) Der schon 1811 Zimmer den Verlag der Schlegelschen Werke abkaufen wollte; vgl. Zimmer a. a. O. S. 151.

[4]) Literarische Mitteilungen. Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin 1901, S. 28.

[5]) Zeitschrift für vergl. Lg. und Ren., N. F. II 442, 444; Deutsche Revue 1893, IV 252.

Winter, der die Hoffnung auf Vollendung des Werkes noch immer nicht schwinden lassen will, lehnt mit vielem Dank Schlegels wohlmeinenden Vorschlag ab und lernt aufs neue, sich fassen in Geduld [1]). Schon meldet der Drucker Hirschfeld in Leipzig, daß er die für die „Vorlesungen" neu gegossenen und so viele Jahre hindurch für diese reservierten Lettern nicht länger ungenützt liegen lassen könne. Am 9. März 1841 geht endlich wieder Manuskript von Bonn ab.

Bonn d. 9ten März 41.

Ew. W. empfangen anliegend die Fortsetzung, die ich an Sie und nicht unmittelbar an den Drucker sende, um Ihnen die Überzeugung zu geben, daß die Arbeit wirklich ihren Fortgang hat. Der folgende Artikel ist beinahe fertig: binnen acht Tagen kann er ins reine geschrieben seyn, und ich werde ihn ebenfalls an sie fördern. Mit dem vom Bogen 19 noch übrigen Manuscript wird die heutige Sendung etwa die Bogen 20 und 21 ausfüllen [2]). Der Rest, den ich so bald als möglich liefern werde, wird vielleicht 5 Bogen betragen, was ein schickliches Maß für den Band giebt.

Eines kann ich nicht ändern: ich bemühe mich, allem, was ich für den Druck bestimme, die möglichste Vollendung zu geben. Ich überlege jeden Satz zehnmal, ehe ich ihn niederschreibe. Sie werden wohl schon bemerkt haben, daß ich in dieser ganzen Abhandlung auf einer bisher unbetretenen Bahn wandle. Es wird den Philologen, die berühmtesten nicht ausgenommen, verdrießlich seyn, daß ich ihre Unwissenheit und Gedankenlosigkeit über so manches, was zum Verständniß der griechischen Dramen wesentlich ist, unwiderleglich darthue. Ich muß mich also doppelt hüten, ihnen keine Blöße zu geben.

Die Klagen und Angaben des Druckers scheinen mir etwas übertrieben zu seyn. Seine Lettern sind recht hübsch, aber ich sollte denken, ebenso scharfe ganz von derselben Sorte müßten in zehn Leipziger Druckereien zu finden seyn. Unterbrechungen im Druck kommen zehntausendmal vor. Unser akademischer Buchdrucker Georgi, der es in Bezug auf Sauberkeit und Eleganz mit jedem Leipziger Drucker aufnimmt, ist es von mir ganz gewohnt. Nach der Meynung des Hrn. Hirschfeld sollten die Gelehrten, die Schriftsteller, ja die Wissenschaften selbst, dem Drucker-Handwerke dienstbar seyn. Das wäre aber doch die verkehrte Welt.

Melden Sie mir gefälligst den Empfang; auch ob Sie jetzt in Heidelberg bleiben, oder nach Leipzig reisen. Über die beiden folgenden Bände werden wir uns einigen können, sobald der erste fertig seyn wird.

---

[1]) Daß Schlegel übrigens in dieser Zeit fleißig an dem Anhange arbeitete, lehrt neben diesbezüglichen Bemerkungen in den Briefen an Reimer ein auf der Universitätsbibliothek Bonn verwahrter Zettel:

Aus Herrn Prof. Ritschl's Bibliothek habe ich geliehen empfangen:
Otfr. Müllers Eumeniden.
Godofr. Hermanni Opuscula Vol. VItum.
Schneider Athen. Theater.
Bonn d. 1sten Sept. 1840. A W v Schlegel.

[2]) Vgl. Katalog der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Büchersammlung [Bonn 1845], S. XX: „Eine dritte Ausgabe dieser Vorlesungen ist vom Verf. selbst bis zu Ende des 22. Bogens des ersten Bandes besorgt worden".

In allem übrigen, was unser Verhältniß betrifft, beziehe ich mich auf meine früheren Erklärungen.

Wenn der Druck fortgeht, so bitte ich um die Aushängebogen.

Mit vollkommenster Hochachtung

Hiebei abgesendet den 9ten Abschnitt, 42 Seiten.

Und wieder vergeht eine lange Zeit, ohne daß Schlegel den Schluß des Anhangs sendet. Da verzweifelt Winter zuletzt an dem guten Ausgang; am 6. Januar 1844, nachdem er lange geduldig geschwiegen, fordert er Schlegel zu einer endgiltigen Erklärung auf. Der erste Band liege seit Jahren nahezu fertig gedruckt da und könne nicht ausgegeben werden, weil Schlegel das Schlußmanuskript nicht und nicht sende; durch Bezahlung von Druck und Papier habe der Verlag schwere Einbuße erlitten, wofür er indes keinen Ersatz, wohl aber des Autors bindende Zusage verlange, das Manuskript binnen Jahresfrist zu vollenden; wäre er dies nicht imstande, so möge er die Barauslagen von 200 Talern ersetzen, die ihm bei Beendigung des ersten Bandes zurückerstattet würden. Es war Winters letzter Brief[1]) an den säumigen Autor, der, seines Unrechts sich bewußt, folgendermaßen erwiderte[2]):

Ew. Wohlgeboren

sende ich anbei einen am 20. dieses Monats in Frankfurt zahlbaren Wechsel von 200 Thalern; ich bitte Sie, mir den Empfang durch eine Quittung zu melden, worin die von Ihnen selbst vorgeschlagene Bedingung einer eventuellen Rückzahlung erwähnt werden müßte.

Ew. Wohlgeboren hätten dieselbe Summe bereits vor Fünftehalb Jahren empfangen können, da ich in meinem Briefe vom 24. Juli 1838 Ihnen den Vorschlag that, uns in Betreff dieses Geschäftes durch jede Ihnen zu leistende Entschädigung völlig auseinanderzusetzen. Unter dieser ist, wie sich von selbst versteht, der Verlust mitbegriffen, den Sie dadurch erlitten haben daß die für Ihre Auslage angewendete Summe so lange als ein todtes Kapital liegen geblieben ist; der Betrag hiervon ist nun während eines langen Zeitraumes so beträchtlich angewachsen, daß damals die Auseinandersetzung gegenseitiger Anfoderungen viel leichter gewesen wäre, wenn Sie meinen wohlgemeinten Vorschlag angenommen hätten. Es würde zu weitläuftig seyn Alles zu wiederholen, was ich in dem angeführten Briefe gesagt habe, den Sie ohne Zweifel aufbewahrt haben werden. Indessen muß ich Ihnen bemerklich machen, daß in einem rechtsgültigen Vertrage die beiderseitigen Anfoderungen deutlich ausgesprochen seyn müssen, und dieß ist in Ihrem Briefe vom 6. Januar curr. nicht geschehen. Die Beendigung der halbgedruckten Abhandlung am Schlusse des ersten Bandes binnen Jahresfrist kann ich und werde ich nicht zusagen. Ich habe mich das erste Mal in Bezug auf die mir übrige Muße, meine Kräfte und Gesundheit verrechnet; es hat Ihnen zu einem temporären Schaden und mir zu großem Verdrusse gereicht: ich werde nicht zum zweiten Male in diesen Fehler verfallen.

Demnach muß ich Sie jetzt einladen sich bestimmt darüber zu erklären, welche Ansprüche Sie auf den Fall zu haben glauben, daß ich mit Tode abginge, ehe ich die vollendete Arbeit hätte liefern

[1]) Wenigstens ist kein späterer erhalten.
[2]) Schreiberkopie.

können, oder daß der Zustand meiner Gesundheit sich dergestalt verschlimmerte, daß ich alle Hoffnung zur Vollendung einer so schwierigen litterarischen Arbeit aufgeben müßte.

Ich weiß wohl, daß ein Kaufmann für bereits ausgelegte Kapitalien, die nun durch einen ungünstigen Zufall unbenutzt liegen bleiben, sich nicht mit den gewöhnlichen Zinsen begnügen kann, die man aus öffentlichen Fonds oder auf Hypotheken bezieht. Ein Kaufmann mit andern gangbaren Waaren kann seinen jährlichen Vorrath von dem Fabrikanten beziehen und gewiß seyn, daß die Waare nichts an ihrem Werthe verliert, wenn auch der Absatz nicht völlig seiner Erwartung entsprochen haben sollte. Jedes neue Buch aber ist etwas Besonderes, das seinen ganzen Werth verliert, wenn es nicht den gehofften Abgang findet. Ein Verleger ist also mit einem Fischhändler zu vergleichen, der entfernt von jedem Seehafen wohnt. Wenn ein Tönnchen Austern durch die üble Witterung oder sonstige Unfälle verfault ankommt, so wirft er die stinkenden Austern auf den nächsten Misthaufen, — und der Verleger kann die schon gedruckten Exemplare nur noch als Makulatur benutzen. Dieß kann auch in den Verträgen berühmter Schriftsteller mit Verlagsbuchhandlungen Statt finden, wie sich denn z. B. der verstorbene Cotta mit Schiller's Horen und Göthe's Propyläen gewaltig verrechnet hatte.

Mögen Sie sich also gefälligst erklären, wie es nach Ihrer Meinung in dem oben berührten Falle billigerweise gehalten werden soll. Ich wünsche nichts sehnlicher, als das Verlagsrecht wieder an mich zu bringen und leiste zugleich hiermit auf das angebotene Honorar Verzicht. Mein Buch ist in drei Sprachen übersetzt, nach der englischen Übersetzung in Nord-Amerika viermal nachgedruckt, auch in Österreich und ich weiß nicht, wo noch sonst, ist ein deutscher Nachdruck erschienen. Ich fand es also bedenklich, mit einem Werke, das einen so ausgebreiteten Beifall gefunden hat, beträchtliche Veränderungen vorzunehmen. Da aber die Abhandlung über das Athenische Theater etwas ganz Abgesondertes und für sich Bestehendes ist, so glaubte ich dadurch der dritten Ausgabe eine gewisse Neuheit zu verleihen. Ich kenne sehr wohl die Mängel der beiden folgenden Bände, welche besonders in der ungleichen Ausführlichkeit bestehen, womit die verschiedenen Litteraturen abgehandelt sind.

Wenn ich selbst Verleger werde, so bin ich auch nur mir allein verantwortlich, und würde gern die mir wiederkehrende Gesundheit und Kräfte dazu verwenden, mein Werk in einer etwas verbesserten und vollständigern Gestalt auf die Nachwelt zu bringen. Ihre Handlung würde dadurch keine Einbuße an dem Verzeichnisse Ihrer Verlagsartikel leiden; denn ich würde sehr gern Ihnen die Commission übertragen auf dieselben Bedingungen, unter welchen Hr. Buchhändler Ed. Weber in Bonn dieses Geschäft für mich schon seit vielen Jahren führt: Ihr Name würde also auf den Titel gesetzt werden.

Ich sehe Ihrer baldigen Erklärung über alles Obige entgegen, und bin mit vollkommenster Hochachtung

Ihr ergebenster

Bonn, d. 12. Jan. 1844.

P. S. Ihre Handschrift ist für mich, bei meinen geschwächten Augen, so unleserlich, daß ich Sie bitten muß, mir bei unserer künftigen Correspondenz eine Reinschrift Ihrer Briefe durch einen Ihrer Commis anfertigen zu lassen.

Und einen Monat später[1]):

---

[1]) Schreiberkopie.

Ew. Wohlgeboren

habe ich am 13ten Januar curr. nebst einem Briefe, in billiger Anerkennung Ihrer Forderung, einen Wechsel von 200 Thalern übersendet, der von meinem hiesigen Banquier Jonas Cahn an das Haus L. A. Hahn in Frankfurt ausgestellt und von mir an Ihre Ordre endossirt war. Seitdem ist nun ein voller Monat verflossen und ich sehe immer noch vergeblich der Bescheinigung des Empfanges von Ihrer Seite entgegen. Ich hoffe, daß Sie nicht durch Krankheit daran verhindert worden sind; denn in diesem Falle würden Sie wohl einem Ihrer Commis aufgetragen haben, mir vorläufig zu schreiben. Ich muß Sie daher dringendst ersuchen, mir die Bescheinigung umgehend zukommen zu lassen; aus Vorsicht hatte ich den Brief noch besonders auf dem hiesigen Postamte recommandirt. Dieses Geschäft erleidet nach der allgemein geltenden Handelssitte keinen Aufschub. Wegen meiner übrigen Vorschläge werden wir uns später verständigen können.

Bonn, den 13ten Februar 1844.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Weiterem Briefwechsel machte die Krankheit ein Ende, die den greisen Professor im Winter dieses Jahres ergriff und am 12. Mai 1845 dahinraffte. Eduard Böcking hat dann für die „Sämmtlichen Werke", die er 1846/7 in Weidmanns Verlag ausgab, die Neubearbeitung der „Vorlesungen", „im Wesentlichen so wie sie der Verfasser beabsichtigt hatte", besorgt. Die Abhandlung über die szenische Anordnung des griechischen Theaters ist natürlich auch hier Fragment geblieben (S. 251—328). Aus den drei Bänden der früheren Ausgaben sind, wie schon 1811 (Zimmer an Schlegel 15. Juni 1811) geplant und jetzt durch Rücksicht auf die Gesamtausgabe nötig war, zwei Bände geworden. Die neue Einteilung in eine — im Vergleich zu den früheren Ausgaben — größere Anzahl ungefähr gleich langer Vorlesungen, die für den ersten Band noch Schlegel selbst treffen konnte, hat Böcking auf das ganze Werk ausgedehnt. Gedruckt sind diese Bände [1]) (wie übrigens alle der Gesamtausgabe) in der Offizin jenes J. B. Hirschfeld in Leipzig, dessen Name in den mitgeteilten Briefen wiederholt auftaucht; es ist wohl anzunehmen, daß der alte stehen gebliebene Satz jetzt Verwendung gefunden, ja vielleicht gar, daß der Wunsch, ihn zu verwenden, die Wahl des Druckers bestimmt hat.

Prag. Josef Körner.

---

[1]) Es sind die Bände V—VI der sämtlichen Werke; doch erschienen sie, was Goedeke nicht verzeichnet, auch mit besonderem Titel als Einzelausgabe.

Neue Quellenforschungen zu Nestroy.

(Auf Grund neuaufgefundener Theaterhandschriften.)

In den Rezensionen Nestroyscher Premieren wird häufig hervorgehoben, daß Nestroys Stücke meist auf deutsche oder französische Possen, seltener auf Erzählungen zurückgehen, eine Tatsache, welche die Rezensenten dem Autor entweder zum Vorwurf machen oder gütigst nachsehen zu müssen glauben. In der Tat habe ich in meiner Nestroy-Ausgabe [1]) für fast alle Stücke die Quellen namhaft machen, für die meisten derselben auch den Vergleich mit den Originalen durchführen können. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine Ergänzung dazu bieten, da neu zum Vorschein gekommene Theatermanuskripte mich in den Stand setzen, die Quelle zu Nestroys „Unbedeutendem“ (1846) nachzuweisen und drei andere Stücke mit ihren Vorlagen, die wohl dem Namen nach schon bekannt, aber unauffindbar waren, zu vergleichen.

Es ist heute wohl kaum mehr nötig, einen Künstler gegen den Vorwurf mangelnder stofflicher Originalität zu verteidigen; denn nur ein sehr primitives Kunstverständnis kann einen solchen Vorwurf erheben. Speziell der Beurteilung von Nestroys Verhältnis zu seinen Quellen hat Karl Kraus' tiefgründige Studie „Nestroy und die Nachwelt“ [2]), ohne Frage die bedeutendste Würdigung Nestroys und ein Meisterwerk genialer Durchdringung und Durchleuchtung einer künstlerischen Persönlichkeit, ein für allemal die Bahnen gewiesen. Nestroy hat an den rein dramatischen Qualitäten seiner Stücke, so meisterhaft er die dramatische Form beherrscht, eigentlich nur in zweiter Linie ein Interesse. Er muß als großer Satiriker gewertet werden, der sich eben zufälligerweise der seiner schauspielerischen Begabung und der herrschenden Vorliebe für das Theater entgegenkommenden Form der Posse bedient. Sie ist ihm kaum mehr als ein bequemes Gefäß seiner Satire, das sie häufig sprengt, nicht nur in den berühmten Monologen und Couplets, die fast stets über die Form des Dramas herauswachsen, sondern auch häufig in Dialogwendungen, die ersichtlich mehr an das Publikum als an den Partner adressiert sind. Es kommt ihm daher in den meisten Fällen gar nicht darauf an, ein Problem d r a m a t i s c h zu gestalten, sondern er nimmt ohne viel Bedenken den fertigen Kanevas eines Dutzendstückes und durchleuchtet das Problem mit den Mitteln allerschärfster D i a l e k t i k. Solche Kanevas fand er in der ersten Zeit auf dem Gebiete des Zauberspiels und der lokalen Burleske, später in der sauberer gearbeiteten französischen Theaterware. Seine Vorlagen, meist flüchtig hingehaute, durchaus konventionelle Handwerksarbeit, deren Gefüge er mit wenigen Meistergriffen zurechtzurücken verstand, wenn es der Mühe lohnte, boten

---

[1]) Nestroys Ausgewählte Werke, Berlin, Bong & Co.
[2]) Wien und Leipzig, Jahoda & Siegel, 1912.

ihm die typischen Lebensverhältnisse, Situationen und Typen, meist in der Auffassung eines konventionellen Optimismus, also eine glänzende Folie für einen Satiriker, der Lebenslügen aufdecken will und durch besondere Bedingungen an das Theater gebunden ist. Er läßt die Handlung meist in ihrer ganzen konventionellen Bedeutungslosigkeit bestehen, die Worte aber haben doppelten Sinn: nur zum Scheine dienen sie der Handlung, dem tiefer Blickenden enthüllen sie die Hohlheit des konventionellen Fühlens und Denkens. Mitunter macht es ihm Spaß, auch die Handlung der Satire zu unterwerfen und so zur ausgesprochenen Parodie oder Travestie fortzuschreiten; doch greifen bei Nestroy Parodie und „Bearbeitung" häufig ineinander über und lassen sich nicht immer reinlich scheiden.

Natürlich erweckt bei einem Künstler von der Bedeutung Nestroys auch die Form, der es sich bedient, d. h. die dramatische Technik, das literarhistorische Interesse. Die Grundlinien der Entwicklung dieser dramatischen Technik dürfen wohl als feststehend betrachtet werden. Nirgends durchbricht er gewaltsam die Tradition. Er bindet sich anfangs an die Form des volkstümlichen Zauberspiels; sein erstes größeres Stück („Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen", 1828) verwandelt ein französisches Effektdrama, das ganz im modernen Leben spielt, in ein Wiener Zauberstück. Das Zauberwesen langsam zur Bedeutungslosigkeit einer phantastischen Umrahmung herabdrückend, gewährt er dem realen Leben immer mehr Raum. Sein letztes Zauberstück „Die Gleichheit der Jahre" (1834) ist so eingerichtet, daß man es mit oder ohne Zauberumrahmung spielen kann. „Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack" (1835) wird als Nestroys erste wirkungsvolle Komödie ohne Zauberei von der Kritik jubelnd begrüßt, denn das Zauberspiel war noch zu Lebzeiten Raimunds unter den Händen talentloser Nachahmer schal geworden. Im Jahre 1836 erscheint „Die beiden Nachtwandler oder das Notwendige und das Überflüssige", ein Stück, das nach der Struktur der Zauberstücke gebaut ist, den Zauberapparat aber rationalisiert und darin ein Vorbild in Gleichs „natürlichem" Zauberspiel „Maler Klex oder das Notwendige" (1819) hat. Nun folgt die lange Reihe glänzender Possen, die Nestroys Ruhm begründet haben. In den 40er Jahren erheben sich Klagen gegen die zunehmende Laszivität seiner Komik; eine pharisäische Kritik macht Nestroy zum Sündenbock für eine Zeitkrankheit, die damals in Leben und Kunst in gleicher Weise grassierte. Der Künster verstummte beleidigt, um am 2. Mai 1846 nach längerem Schweigen mit dem „Unbedeutenden" hervorzutreten, der von der Kritik einstimmig als Ausgangspunkt einer neuen Epoche des Volksstückes begrüßt wurde.

Ein glücklicher Zufall hat gerade für „Eulenspiegel", „Die beiden Nachtwandler" und den „Unbedeutenden", also die drei Stücke, welche Marksteine in der Entwicklung der dramatischen

Technik Nestroys — nicht eben in der Entwicklung des Satirikers, für welche die Gesichtspunkte noch aufzustellen sind — bedeuten, die Quellen zutage treten lassen, es sind alle drei deutsche, speziell Wiener Possen; ein Vergleich von Nestroys „Schlimmen Buben" mit der zwar gedruckten, aber äußerst seltenen französischen Vorlage mag Nestroys Arbeitsweise gegenüber französischen Vorbildern illustrieren.

Daß Nestroys „Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack" auf Matthäus Stegmayers beliebtes und viel gespieltes Lustspiel „Till Eulenspiegel" (Erstaufführung Anfang 1808) zurückgehen dürfte, konnte auf Grund der Rezensionen von Stegmayers Stück schon F. Hirth [1]) vermuten. Inzwischen ist ein Manuskript des (ungedruckten) Stückes in den Besitz der Hof bibliothek gekommen und die Nachprüfung ergibt, daß Nestroy dem Originale, von gelegentlichen bedeutungslosen Umstellungen abegesehen, fast Szene für Szene folgte und auch den Text vielfach benützte. Ganze Seiten der Originals hat er gelegentlich übernommen, Witze, gelungene Wendungen, Pointen, Stichworte in jeder Szene beibehalten. Er muß Stegmayers Text unbedingt in den Händen gehabt haben. Die Änderungen sind geringfügig. Stegmayers Till Eulenspiegel ist der historische Schalk, das Stück also ein historisches oder, wie man damals sagte, ein Ritterlustspiel. Nestroys Herr von Nelkenstein ist in der Vorlage ein Ritter von Bärenburg, der eben vom Reichstag kommt und daher festlich empfangen wird, die Bedienten Reisige, der Jäger Heinrich ein tapferer Knappe (Ludolf), der zum Dank für eine Lebensrettung die Stelle eines Burgvogtes erhält. Das ist so ziemlich alles, was Stegmayer an historischem Kolorit für nötig hielt; es auszumerzen war nicht schwer. Stegmayers Till tut der historischen Würde seines Namens dadurch Genüge, daß er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit Reimsprüche einflicht [2]) und einmal dem Ritter von Bärenburg, der sich rühmt, er werde sich nie von ihm überlisten lassen, sofort einen richtigen Eulenspiegelstreich spielt, indem er ein Rolandsbild auf die Wand zeichnet, das nur ein ehrlich Geborener sehen kann, worauf der Ritter pünktlich hereinfällt. Die einzige wirkliche Änderung an der Handlung ist, daß Nestroy Ende des dritten Aktes (Szene 21, 4) wirklich darstellt, wie der Anschlag des in die Intrige pfuschenden Herrn von Nelkenstein mißlingt, während Stegmayer sich mit dem Berichte begnügt. Gerade in diesem engen Anschlusse an ein brauchbares Original zeigt sich aber die eigen-

---

[1]) Wiener Abendpost 1901, Nr. 263.

[2]) Z. B. in der Szene, in welcher er Anastasia (= Cordula) seine Liebe erklärt (Nestroy I. 16):

„In dem Glanze lichter Jugend
Findet man so selten Tugend,
Reife Jahre nur allein
Lassen froh und glücklich sein."

tümliche Genialität Nestroys. Er ist nie geistig abhängig von der Vorlage. Die Rolle des Hans, bei Stegmayer eine richtige Hasenhut-Rolle, in der auch das berühmte Hasenhutsche Kindergeschrei nicht fehlt, hat Nestroy (Natzi) gänzlich seiner Eigenart angepaßt. Er hat nicht allzuviel geändert, aber diese Änderungen bewirken, daß sein Natzi, dessen Vorbild harmlose Drolligkeit war, die witzigste Ironisierung der alten Thaddädl-Rolle wurde, die sich denken läßt; im Spiel scheint das noch schärfer zum Ausdruck gekommen zu sein. „Nie sah ich einen dummen Jungen geistreicher dargestellt!" ruft ein Kritiker begeistert aus. Auch die für Scholz bestimmte Hauptrolle hat einen Schuß Nestroyschen Giftes bekommen. Es ergeben sich die ergötzlichsten Dialoge zwischen dem bearbeitenden Satiriker und seiner Quelle, wenn man sie nebeneinander legt. „Wer seid Ihr?" fragt der verliebte Burgvogt Ludolf den Fremden, der ihm seine Hilfe anbietet. Till: „Bevor ich diese Frage beantworte, leset ein wenig in meinem Gesichte und saget mir aufrichtig, was Ihr darin findet". Ludolf nach einigem Zögern: „Frohe Laune, Ehrlichkeit und mitunter etwas Schalkheit glaube ich zu entdecken!" Dann fällt ihm plötzlich ein, das müsse Eulenspiegel sein, der in der Umgebung einige „lustige, doch nicht boshafte Streiche" ausgeführt habe. Till: „Ich bin nicht eigennützig, bedürfte man das Geld nicht zum Lebensunterhalte, so würde ich mir niemals welches wünschen. Die Hauptsache ist, einen Freund mehr zu finden, der von Tills Streichen einst sagt: Sie waren zwar oft bitter, doch nur für die Toren, und niemals boshaft" [1]). Bei Nestroy liest man es anders. Heinrich fragt: „Wer bist du?" Eulenspiegel: „Ich bin der Eulenspiegel!" Heinrich (freudig überrascht): „Was? Der Gauner, der Vagabund, der Galgenstrick?" Eulenspiegel: „Sie kennen mich also schon par renommée?" Auch mit dem Geld hält es der neue Eulenspiegel anders. Heinrich: „Zur Sache denn! Kannst und willst du mir helfen?" Eulenspiegel: „Ums Geld und ohne Interesse tu' ich alles [2]). Also rucken S' aus!" Heinrich: „Ums Geld und ohne Interesse — wie

---

[1]) Noch tugendhafter ist Paul Weidmanns berühmter „Bettelstudent" (1776, Hubers Bearbeitung 1800), der die wichtigsten Situationen und Motive für Stegmayers „Eulenspiegel" lieferte; er erkundigt sich erst sorgfältig, ob der Liebhaber es ehrlich meine, sieht dann dem verliebten Paare „bewegt" nach und sagt: „So etwas geht einem zu Herzen, wenn man sieht, wie so ein paar Verliebte zusammen schmachten... und wenn man hernach bedenkt, was sich die Nachkommenschaft für herrliche Früchte von so ein paar Leuten versprechen kann! Nein — wie ich sag' — ein Herz — ein Herz müßt' man haben wie Pfundleder so hart, wenn man da einen Streich dazwischen machen könnt'!" Von Geld ist überhaupt nicht die Rede, der Bettelstudent handelt nur aus gutem Herzen und für die Nachwelt.

[2]) Seine Uneigennützigkeit hindert Stegmayers Eulenspiegel nicht, dem Herrn von Bärenburg später, was auch bei Nestroy beibehalten ist, tüchtig Geld abzunehmen; das motiviert die Satire im Rahmen des Stückes.

geht das zusammen?“ Eulenspiegel: „Auf die natürlichste Weis' von der Welt. Für das Geld, was Sie mir geben, dürfen Sie mir keine Interessen zahlen, also tu' ich's ohne Interesse. Schau'n Sie, ich nehmet gar kein Geld, aber 's Geld braucht man halt zum Leben, und leben tu' ich in einemfort, also brauch' ich auch in einemfort ein Geld!“ Hier ist wirklich mit den geringsten Mitteln das Original ironisiert, beim oberflächlichen Hinhorchen scheint Nestroys Eulenspiegel eigentlich genau dasselbe zu sagen wie der Stegmayers. Man könnte Szene für Szene verfolgen, wie Nestroy sich über sein Original amüsiert. Die eben zitierte Szene schließt bei Stegmayer mit einer kurzen Arie Eulenspiegels, die zur Tatkraft und Vorsicht mahnt. Bei Nestroy heißt es: Heinrich: „Wohlan, ans Werk! Auf dich bau' ich mein Glück!“ Eulenspiegel: „Jetzt wär's am Platz, daß wir zwei ein Duett singeten aus 'm ‚Barbier von Sevilla‘, ich den Figaro und Sie den Almavira. Aber nein, tun wir's lieber nicht, wir könnten ein Malheur haben und es laßt überhaupt viel bescheidener, wenn wir uns in der Still' empfehlen, es muß ja nicht alleweil gesungen sein!“

Auch Nestroys Posse „Die beiden Nachtwandler oder Das Notwendige und das Überflüssige“ (Erstaufführung am 6. Mai 1836), die in Karl Kraus' meisterhafter Vortragsweise erst neuerdings ihre satirische Gewalt bekundet hat — aufgeführt wurde sie meines Wissens seit dem Nestroy-Zyklus des Carl-Theaters im Jahre 1881 nicht mehr — hat eine lange Geschichte; sie geht auf ungedruckte Stücke zurück, die den Rezensenten der Nestroyschen Premiere bereits entschwunden waren, die aber Nestroy aus seiner Schauspielerzeit gekannt haben muß. Die unmittelbare Quelle ist J. A. Gleichs „Maler Klex oder Das Notwendige, Natürliches Zauberspiel mit Gesang in zwei Aufzügen, nach dem Französischen ganz frei bearbeitet“, das vom 14. bis 17. Dezember 1819 am Leopoldstädter Theater viermal zur Aufführung kam und von der Kritik als schlechte Nachahmung von Castellis einaktigem Singspiel „Aladin oder das Notwendige“ (Musik von Gyrowetz) sehr übel behandelt wurde. Gleich hatte aber, wie die Nachprüfung zeigt, von Castelli gar nichts entlehnt, sondern war auf die Quelle des Singspiels, Sarrazins Märchen „*Le Nécessaire et le Superflu*“ [1]) zurückgegangen und hatte es der Tradition der Wiener Volksposse gemäß lokalisiert, damit es ein taugliches Benefizstück für den berühmten Komiker Ignatz Schuster abgebe.

Sarrazins „Märchen“ bildet den Schluß des „Caravanserail“ dieses beliebten Erzählers. Reisende verplaudern eine schöne sternenklare Nacht in einem Caravanserail zu Kairo. Die letzte der zwölf anmutig-lehrhaften Geschichten, die in diesen Rahmen zusammen-

---

[1]) Sarrazins „*conte*“ steht mir nur in der Ausgabe „*Oeuvres du comte Adrien de Sarrazin*“, Paris, Librairie de Charles Gosselin, MDCCCXLI, S. 167—188, zur Verfügung.

gefaßt sind, ist die vom Notwendigen und Überflüssigen. Ein armer Teufel von Taglöhner namens Ademdai rettet dem Kalifen Harun al Raschid, da er nach seiner Gewohnheit inkognito die Straßen von Bagdad durchstreift, das Leben. Der Kalif nimmt sich vor, ihn fürstlich zu belohnen, aber ohne sich erkennen zu geben. Es lockt ihn, einmal die Rolle eines guten Genius zu spielen. Im Kostüm eines Magiers schleicht er sich spät abends vor die baufällige Hütte seines Lebensretters und hört ihn im Selbstgespräch über sein armseliges Schicksal klagen: Wenn er wenigstens das Notwendige hätte, wie wollte er zufrieden sein! Da tritt der Kalif ein, beruhigt den Entsetzten, gibt sich als „*bon génie*" zu erkennen und fragt nach seinem Begehr; Ademdai verlangt nur das absolut Notwendige: eine Drachme für den Tag, um sich Reis zu kaufen. Der Geist gibt ihm 8 Drachmen für die ersten 8 Tage, nach ihrem Verlauf will er wiederkommen und etwaige neue Wünsche, aber nur wenn sie notwendig seien, erfüllen; dann verschwindet er. Ademdai ist überglücklich, aber nach 8 Tagen hat er den Reis satt und begehrt eine Drachme Zulage für die Feiertage und vier Dinare für Tische und Stühle. Natürlich entdeckt er jetzt, daß die neuen Möbel in das alte, baufällige Haus nicht passen, das nach der Aussage eines Zimmermanns kaum noch reparabel ist. Er verlangt nun nach und nach, immer beteuernd, daß es notwendig sei: ein neues Haus, eine schöne Sklavin namens Asseli, in die er sich verliebt hat, die aber 2000 Dinare in Gold kostet. Die verwöhnte Sklavin aber weigert sich, in einem schlechten Hause an der Seite eines ärmlich gekleideten Menschen, der nur 1 Drachme im Tage, 2 an jedem Feiertage zu verzehren hat, zu leben. Ademdai verlangt und erhält als sehr notwendig 1000 Dinare, um sich und seine Geliebte zu kleiden und ihr eine Laute zu kaufen, und eine Erhöhung des Taggeldes auf 6 Tomans. Dann braucht er, da er eifersüchtig ist „wie ein Tiger", sechs Eunuchen, einen Palast, Geld, um seine neuen Nachbarn einladen zu können, die ihn durch Feste begrüßt haben, einen Harem von 20 Weibern, da nur gemeine Leute sich mit einer Frau begnügen, dazu natürlich Dienerschaft, dann ein Landgut, wie alle seine Nachbarn es haben, ferner Reitpferde, Zugtiere, Sklaven, Geld für Bodenmeliorationen etc. etc. Der Geist gibt immer willig. Eines Tages aber verlangt er das Gut eines armen Mannes, dem seine, Ademdais, Herden die Felder verwüstet haben und der trotz klarsten Rechtes seinen Prozeß gegen den reichen Schädiger verloren hat und kurz darauf gestorben ist, für sich, weil er sonst immer Prozeß zu befürchten habe, und keine Prozesse zu haben für das Wohlsein doch nötig sei. Da weist ihn der Geist an, Audienz beim Kalifen zu suchen, dem das Gut des ohne Erben verstorbenen Bauern zugefallen ist. Ademdai tut es und erkennt mit Schrecken in dem Kalifen seinen guten Geist. Der Kalif zürnt nicht: er beläßt ihm alle Geschenke, aber er er-

kennt es als unmöglich, alles zu geben, was Ademdai für notwendig erkläre; das „Notwendige", hat er erkannt, ist ein Abgrund, den alle Schätze der Welt nicht zu füllen vermöchten. Damit Ademdai noch etwas zu wünschen habe, solle er das Gut des armen Mannes nicht erhalten; denn daß der Mensch etwas begehre, sei notwendig. Ademdai kehrt traurig heim und seufzt, umgeben von fürstlichem Reichtum: „O Mahomed, warum habe ich nicht das Notwendige!"

Aus dieser mit behaglich lächelnder Ironie erzählten Geschichte hatte Castelli in seiner oberflächlichen Art ein Singspiel zurecht geschneidert[1]). Es setzt mit Aladins (= Ademdais) trübseligem Monologe ein, der Kalif spielt den Geist, sein Vesir Giaffar den Sklavenhändler, der Aladin die schöne Azelie verkauft. Die Entwicklung Aladins von Bescheidenheit zur Unersättlichkeit mußte zusammengezogen werden. Castelli hat nicht vermocht, sie halbwegs anschaulich zu machen. Dagegen hat der alte Faun nicht unterlassen können, Aladins Begehren nach einem Harem, das bei Sarrazin einfach aus dem Bedürfnis entspringt, seinen Nachbarn nicht nachzustehen, ins Laszive zu ziehen („Ein Dutzend schöner Weiber bedarf dies große Herz" usw.), und durch einzelne lahme Ausfälle (Azelie ist kokett und eine Deutsche[2]), daher könne er sich mit weniger als zwölf Eunuchen nicht begnügen) Beifall zu suchen. Der Schluß ist ganz so wie ein Märchen, nur daß der Kalif, der Einheit des Ortes zuliebe, auf der Jagd an Aladins neuem Palaste vorbeikommt. Um den raschen Ablauf des Einakters zu erleichtern, fällt, sowie Aladin einen neuen Palast begehrt, die Hütte nach hinten zusammen — Giaffar hat das, den Wunsch voraussehend, so veranstaltet — die Bühne ist ein herrlicher Garten, den Hintergrund schließt die Front eines prächtigen Palastes. Originell ist ein einziger Zug: Aladin steht in seinem Parke; alle Felder ringsum hat ihm der Schutzgeist gekauft, Arbeiter und Arbeitstiere dazu, gerade will er sich befriedigt erklären, da heftet er den Blick plötzlich starr auf einen Punkt: er sieht eine alte Baracke, die ihn stört, er will sie haben, der Besitzer aber mag sein Erbgut nicht verkaufen. Da wendet er sich auf Giaffars Rat an den Kalifen, der ihm Azelie wegzunehmen befiehlt, um ihn zu belehren, wie weh es tut, liebgewordenes Eigen hergeben zu müssen. Aber wie bei Sarrazin verzeiht der Kalif. Die Art, wie das Ausbrechen des Übermutes bei Castelli inszeniert wird, erinnert im Äußerlichen an die entsprechende Wendung in den „Beiden Nachtwandlern". Es wäre der einzige Zug, der nur aus Castelli stammen könnte; denn das Motiv von der einen

[1]) Handschrift im Besitze der k. k. Hofbibliothek; aufgeführt wurde die Operette im Hofoperntheater vom 7. Februar bis zum 22. Juli 1819 im ganzen zwölfmal.

[2]) Diesen Zug strich der Zensor.

Drachme („'s Tags zwei Zwanziger zum Verzehren, ich bin der glücklichste Kerl auf der ganzen Welt") ist ja auch bei Sarrazin gegeben.

Bleibt es zweifelhaft, ob Nestroy Castellis „Aladin" gekannt hat, so ist eine Abhängigkeit der „Beiden Nachtwandler" von Gleichs „natürlichem Zauberspiel" nicht zu verkennen[1]). Gleich erfand das Motiv von der Wette. Zwei Kavaliere wetten bei Gleich, wie bei Nestroy, ob es möglich ist, einen Menschen glücklich, d. h. zufrieden zu machen. Der junge Graf Romau hat lustig gelebt und viel Geld vertan, sein strenger Oheim Baron Hermann macht ihm Vorwürfe darüber. Der Graf verspricht Besserung, meint aber lachend, seine Pferde, Karossen etc. seien zu seinem Wohlbefinden eben notwendig, also keine Verschwendung. Mürrisch bemerkt der Oheim, man könne auch mit wenigem zufrieden sein. Das bestreitet der Graf: niemand sei zufrieden; er macht sich anheischig, das zu beweisen. Schon hat er alles veranstaltet: ein Edikt, das öffentlich verlesen wurde, forderte alle auf zu sagen, ob sie zufrieden seien; dem ganz Zufriedenen wurde das Schloß und das Gut verheißen. Alle haben sich zufrieden gemeldet, der habsüchtige Schloßverwalter Streng aber und der Schulmeister Habakuk, ein lateinisch radebrechender Prügelpädagoge, haben durch Strafandrohung für den Fall der Lüge die Konkurrenz aus dem Felde geschlagen, werden aber selbst mit leichter Mühe als Unzufriedene entlarvt. Noch aber gibt der Baron den Kampf nicht auf. Der arme Maler Klex sei ein wahrhaft zufriedener Mann, er habe sich auch an der Zufriedenheitskonkurrenz gar nicht einmal beteiligt. Es kommt zur Wette: der Graf setzt ein Schloß gegen den Jagdbann des Barons an den Beweis, daß auch dieser Zufriedene unersättlich sei.

Im Magiergewande, als Zauberer aus Ägypten, sucht Graf Romau den zufriedenen Maler auf: er ist wirklich zufrieden, kreuzfidel, wenn er sich nur alle vier Tage einmal sattessen kann. Auch in den Anforderungen an seine Kunst ist er bescheiden; denn die Bilder, die an den Wänden hängen, sind schrecklich verzeichnete „Karikaturgemälde". Er ist äußerst gutmütig: gerade will er von dem Weine trinken, den der Zauberer ihm bietet, da kommt der Bauer Hans und erzählt, der alte Bastian sei vom Dache gefallen, der Arzt verordne warmen Wein, sie hätten aber keinen; sogleich verzichtet er auf den Trunk. Zum Dank für solche Güte verspricht ihm der Zauberer jetzt das „Nötige" und warnt vor dem „Überflüssigen". Der „natürliche Zauber" ist etwas umständlich zu handhaben. Klex erhält eine Taube, der muß er ein Zettelchen, das seine Forderung angibt, umhängen und sie aus dem Fenster werfen; draußen wartet schon der Jäger des Grafen mit einem großen Geldbeutel. Klex überlegt nun, was

[1]) Handschrift in der k. k. Hofbibliothek.

er brauche: den Zauberer müsse er bewirten, das sei notwendig. Er verwendet die ersten vier Dukaten, um „ein paar Kapäunl und zwei Flaschen Wein“ und — nach einigem Zögern — noch „einen wällischen Salat, ein paar Torten und einen Tokajer“ zu bestellen. Hans staunt, wie so viel Geld in die baufällige Hütte komme, Klex wird dadurch, da die Wünsche einmal geweckt sind, erst aufmerksam, wie schlecht es mit seinem Quartier stehe und wie schäbig er gekleidet sei. Der Versucher naht in Gestalt eines Binkeljuden, den der Judendarsteller Philipp Hasenhut ausgezeichnet zu spielen wußte. Mit unendlicher Suada, famos jüdelnd, zeigt er seinen Kram. Den Rock des Kaisers Nero, „wie er geheirat hat die schöne Maria Stuart aus England“, eine goldene Uhr vom König David und einen Ring weiß er dem ratlosen Klex aufzuschwatzen. Das kostet schon 190 Gulden. Klex muß wieder die Taube aussenden, die diesmal schon schwer zu tragen hat. Jetzt kommen die Dorfleute, unter denen sich die Nachricht von seinem plötzlichen Reichtum verbreitet hat, an; sie gratulieren und verleiten ihn zu neuen Ausgaben: er kauft vom Schulmeister ein Häuschen, auf einer Auktion Vieh und Wein, aber nur, weil man ihm sagt, daß er dadurch dem armen Teufel, der gepfändet wird, aufhelfen kann. Von nun an wird die Taube außer Dienst gesetzt, denn die Forderungen des Zufriedenen sind für die Taube schon zu schwer. Das Geld fliegt von nun an einfach zum Fenster herein. Bei der Kirchweih wird er sehr gefeiert und muß — das ist notwendig — Geld ausstreuen. Kein Wunder, daß ihm auch das Gelüste ankommt, sich in der Stadt umzusehen. Der Zauberer bietet ihm einen Palast an.

Im Palaste wachsen die Wünsche. Zuerst erschrickt er wohl vor der Pracht und macht den goldbetreßten Dienern Komplimente, bald aber wird er kühner. Wieviel Diener er für notwendig halte, fragt Graf Romau, der von jetzt an nicht mehr als Magier, sondern als verarmter früherer Eigentümer des Palastes figuriert. „Werd' gleich sehn, wie viel notwendig sind. Ein Bedienter ist zu wenig, der könnt' krank werden, also zwei. Wenn sich aber die zwei im Wirtshaus verplaudern, so müssen zwei zu Hause sein, mithin vier Bediente. Wenn ich aber manchmal in der größten Verlegenheit wo a Post hinzuschicken hab' so müssen auch ein paar Laufer da sein.“ Natürlich fällt es ihm nicht schwer, durch derartiges Raisonnement auch die Notwendigkeit eines Jägers, Kutschers, Koches, Kellermeisters etc. zu begründen. Dann braucht er ein Weib. Er kann nicht, wie Ademdai und Aladin, zum Sklavenhändler schicken, sondern er läßt am Haustor anschlagen, daß ledige junge Frauenzimmer hier zinsfreies Quartier und Heiratsaussichten fänden. Was auf diese Annonce hin kommt, entsetzt ihn so sehr, daß er, um nur Ruhe zu haben, eine nimmt, die zwar leidlich hübsch, aber ziemlich dumm ist. Die verlangt Schmuck, Kleider, einen ostindischen Schal, der 6000 Gulden

kostet. Klex findet ihn unnötig, aber eine Ohnmacht seiner Braut belehrt ihn vom Gegenteil; denn er kann sie nur durch das Versprechen, ihr fünf Schals zu kaufen, einen schöner als den andern. aus der Betäubung erwecken. Ununterbrochen muß der „Magier“ Geld durch das Fenster hereinwerfen.

Nun wird er übermütig. Romau bittet um eine Bedienstung. Klex wird gleich sehr hochmütig, redet ihn mit Er an und verlangt, daß er sich schwarz anstreiche, es sei nur noch die Stelle eines Mohren zu vergeben. Nur mit Mühe gibt er sich mit einem Kosaken zufrieden. Von seiner Braut aufgestachelt, begehrt er jetzt nach einem Titel. Baron Hermann, der gekommen ist, nach der Wette zu sehen, teilt ihm mit, das Gut des Grafen Romau werde versteigert und sei samt dem Titel zu kaufen. Der Graf habe zu verschwenderisch gelebt, fügt er warnend hinzu. Klex aber ist nicht zu warnen, sondern schimpft in pharisäischem Hochmut über die jungen Leute, die kein Maß und Ziel kennten. Da ist natürlich sein Maß voll, Diener stürzen herbei, reißen ihm die Prachtkleider vom Leibe und ziehen ihm den schmutzigen Malerkittel an. Er ist wieder arm, aber seine Braut bleibt ihm treu — „da sieht man, daß das Madel net gar viel Verstand hat“, meint Klex. Das versöhnt auch die beiden „Zauberer“, sie schenken ihm das kleine Anwesen, das er auf dem Dorfe gekauft hat.

„Maler Klex“ gehört zu den schlechtesten Stücken von Gleich. Das Ganze ist Bröckelwerk, der Atem geht dem Verfasser von Szene zu Szene aus. Dennoch hat das Machwerk auf Nestroy stark gewirkt. Aus dem Märchen oder Castellis Singspiel nahm er das Motiv der Lebensrettung auf, läßt, wie bei Gleich, unter zwei großen Herren eine Meinungsverschiedenheit über die Möglichkeit, den Menschen zufriedenzustellen, ausbrechen, die zu einer Wette führt, die aber bei Nestroy wirkungsvoller ist, da der Wettende auf das intensivste am Ausgang der Wette beteiligt ist: das Glück seines Lebens, der Besitz der Geliebten hängt davon ab, wie es im Zauberspiel (z. B. im „Lumpazivagabundus“) gang und gäbe war. Nestroy nähert sich dadurch wieder dem Schema des Zauberspiels, führt auch den Zaubertrug viel energischer und glaublicher durch als Gleich. Der Schluß ist wie bei Gleich: Diener, aber bei Nestroy als Furien gekleidet, versetzen die Übermütigen, wie den „träumenden Bauer“, in seinen vorigen Zustand zurück, ein bescheidener Wohlstand entschädigt sie für die ausgestandene Angst — bei Nestroy ist er zugleich der Dank für die Lebensrettung, während Sarrazin und Castelli den Unzufriedenen inmitten seiner Schätze von Neid verzehrt entlassen, ein Schluß, der offenbar tragisch-ironisch anmuten soll. Den Einfall, daß Faden ein Nachtwandler ist, dürfte ein zeitgenössischer Roman geboten haben. Nestroy macht sich ohne Zweifel darüber lustig: Scholz als Nachtwandler und zum Schluß Nestroy ebenfalls — das mochte toll genug aussehen. Die Nebenfiguren sind allgemeines Possengut.

Wie der Herr von Brauchengeld, war schon der Herr von Eulenthurm in Geweys. „Er hält wahrhaftig Wort!" (1817), Sandelholz in Bäuerles „Verwunschenem Prinzen" (1818), Herr von Maxenpfutsch in Nestroys „Nagerl und Handschuh" (1832) auf der Suche nach einem zahlungsfähigen Schwiegersohn herumgezogen, Amtmann Geyer hat sein Vorbild in Gleichs Verwalter Streng etc. Faden (Scholz) und Strick (Nestroy) aber sind neu, neu die straffe Technik, neu die großartige Steigerung im Erwachen der Wünsche, die bohrende Psychologie, welche die geheimsten Falten des Seelenlebens enthüllt, neu der unglaublich schlagkräftige Dialog. Sonderbar genug nimmt sich in diesem bitterbösen, grundpessimistischen Stücke das traditionelle Lob auf das goldene Wiener Herz[1]) aus, das in Gleichs Stück einfach selbstverständlich ist.

Es kann nicht sonderlich überraschen, daß auch „Der Unbedeutende" von Nestroy (Erstaufführung 2. Mai 1846) das Stück, das den liberaldemokratischen Tendenzen des Vormärz am stärksten entgegenkommt, sich auf eine „Quelle" zurückführen läßt. Es ist am wenigsten Fleisch und Blut von Nestroy; eine starke Abhängigkeit vom sogenannten „Lebens- und Charakterbilde" Kaisers und Haffners, das Nestroy im „Talisman" (1840) bekämpft hatte, ist von vornherein zu erkennen. Nun fördert ein glücklicher Zufall aus Privatbesitz ein Manuskript von Karl Haffners Lebensbilde „Der Faßbinder" (Erstaufführung am 13. Mai 1842 im Theater an der Wien) zutage, das die überraschendsten Ähnlichkeiten mit Nestroys „Unbedeutendem" aufweist. Nestroys Posse ist eine Verteidigung der bürgerlichen Ehre. Ein Schurke in adeligen Diensten, Puffmann, der Sekretär des Herrn von Massengold, hat, um ein Alibi zu schaffen, die Ehre eines armen Mädchens (Klara) durch Verleumdung befleckt und ihr Bruder (Peter Spann) zwingt ihn zu öffentlicher Genugtuung, nachdem er den Urheber der Verleumdung durch behaglich ausgemalte Detektivkniffe eruiert hat. Genau dasselbe geschieht mit geringen Modifikationen in Haffners „Faßbinder". Auch bei Haffner bringt ein Kavalier eine Braut absichtlich ins Gerede, um die Aufmerksamkeit von einem gefährlichen Geheimnisse abzulenken; wie bei Nestroy droht die Verlobung des Mädchens in die Brüche zu gehen. Wie im „Unbedeutenden" der Bruder, so unternimmt es bei Haffner der Vater des Mädchens, der wackere Bindermeister Hans Linde, dem Ursprunge der Verleumdung nachzugehen, zwingt die klatschsüchtige alte Babette,

[1]) Pampf erzählt Faden, der Seilerer-Radel, der ihn (Faden) letzten Sonntag durchgeprügelt hat, sei in unverschuldeten Zahlungsnöten. Da wendet sich Faden an die Lords Wathfield und Howart (Graf Romau und Baron Hermann bei Gleich): „Ich weiß nicht, ob das in Ihrem Geisterland auch so ist, aber ich bin ein geborener Wiener, uns ist das notwendig zum Glück, daß wir einem armen Teufel 'was Gutes tun. Nur g'schwind ausg'ruckt!"

welche von dem angeblichen Liebhaber der Braut Geld bekommen hat, ihn vor die Pforte des Palastes zu begleiten und den Verleumder zu identifizieren — bei Nestroy ist es der köstliche Hansi — und Haffners Baron Hermann von Eichenau verrät sich gerade so wie Puffmann bei Nestroy. Auf ganz ähnliche Weise wie Peter verschafft sich Hans Linde die Überzeugung von der völligen Unschuld des Mädchens: er führt es mit dem angeblichen Liebhaber zusammen und erkennt aus der vollkommenen Unbefangenheit beider, daß sie einander nie gesehen haben. Auch das starke Pathos des Nestroyschen Stückes durchhallt schon Haffners Lebensbild. Der Bindermeister — Grois stellte ihn dar — wettert: „Warum der Mensch aber sie um den guten Ruf zu bringen sucht, müssen wir auskundschaften, und ist's aus Bosheit oder Leichtsinn g'schehn, nachher mag der Herr noch so hoch stehen, der alte, arme Faßbinder wird ihn festhalten, bis er den Fleck von der Ehr' seiner Tochter wieder abg'wasch'n hat, das schwör' ich, so wahr ich hoff', in der andern Welt mit meiner treuen Margreth' wieder z'samm'z'kommen!" Eichenaus Anerbieten, mit Geld die Sache auszugleichen, weist er stolz zurück: „Gold? Mit meiner Ehr' mach' ich keine G'schäfte. [Also[1]), so sein halt die reichen, noblen Herrn — sie bringen Schimpf und Schande über ein ehrliches Haus und denken, mit an Hand voll Dukaten machen s' alles wieder gut. Haben s' nit gnu an ihren Equipagen, Reitpferden, Palästen und Brillanten — müssen s' den armen Leuten das einzige Bissel, was s' haben, ihren guten Namen, a noch wegnehmen?] Aber was liegt denn dran, denken s', sö dürfen nur die Hand in Sack stecken und die Bagage muß sich noch schön bedanken für die liebenswürdige Bekanntschaft — und das nennen s' ‚abfinden' und ‚abfertigen'! Aber der alte Faßbinder läßt sich nicht abfertigen, der ist selber da, um Ihnen abzufertigen, verstanden?" Wohl fehlt noch das Wort von den „unbedeutenden" Leuten, die nicht mehr übersehen werden wollen, aber der Gedanke selbst wird schon formuliert. „Fürchten S' Ihna nit, Euer Gnaden", bemerkt Hans grimmig, indem er in die Hände klatscht, „ich lad' nur meine Familie ein, lauter gute Menschen — so a Bettelpack, an dem nichts gelegen is".

Warum Haffners so wohlgemeinter „Faßbinder" nur einen schwachen Achtungserfolg bei der Kritik und gar keinen Beifall beim Publikum errang, während Nestroy nach dem „Unbedeutenden" 35mal hervorgerufen wurde, erklärt der Vergleich der beiden Lebensbilder. Haffners Stück ist, wie die meisten seiner Stücke, trotz entschiedener Begabung nur eine Kleisterarbeit. Er ist seines Stoffes — es soll ein französischer Roman zugrunde liegen, den zu finden mir noch nicht gelungen ist — nicht Herr geworden, die Vor-

[1]) Die eingeklammerte Stelle wurde vom Dichter später gestrichen.

aussetzungen der Handlung sind bei ihm von einer verwirrenden Kompliziertheit, in der Formulierung wichtiger Szenen schwankt er. Bei Nestroy hat Puffmann Hermine, dem Mündel seines Herrn, ermöglicht, mit ihrem Liebhaber zu fliehen, hat ihr auch die nötigen Papiere verschafft, ja eine kleine Urkundenfälschung vorgenommen, um dem fliehenden Paare die Heirat zu ermöglichen. Es fällt Verdacht auf ihn und er hat zu beweisen, wo er am 7. September war. Er behauptet: bei der Nähterin Klara Spann, und hat dafür gesorgt, daß ihn Leute in der Nähe der Hauses der Nähterin gesehen haben. Bei Haffner hat Baron Eichenau Emilie, die Schwester des reichen Grafen Kronberg, heimlich geheiratet. Es ist eine ebenbürtige Ehe, aber Kronberg, ein schrullenhafter Brausekopf, der gleich mit der Pistole bei der Hand ist, darf davon nichts wissen; denn er hat Emiliens Hand einmal in aufwallendem Freundschaftsgefühle seinem Freunde, dem Grafen Palm, versprochen. Eichenau fühlt sich von Kronberg mißtrauisch beobachtet und beschließt deshalb, sich als Don Juan zu gerieren. Der Torheit der Voraussetzung entspricht eine törichte Lösung: Graf Palm kennt und liebt natürlich Emilie nicht und ist äußerst froh, als er erfährt, daß Emilie vermählt ist. Er unternimmt es, Kronberg zu versöhnen, aber wieder auf sonderbare Weise: er will Kronberg erzählen, Emilie sei mit einem „Bürger" verheiratet. Das werde ihn so tief kränken, daß er die darauffolgende Erklärung, Emilie sei die Frau eines Barons, freudig begrüßen werde. Selbstverständlich ergibt das wieder Verwicklungen. Der Uhrmacher Benjamin Stern, Mariens Bräutigam, will auf die Wanderschaft gehen, um die Schlechtigkeit seiner Geliebten zu vergessen. Vorher gibt er dem Baron Eichenau eine Uhr zurück, die er zur Reparatur übernommen hat. Eichenau, der keine Ahnung hat, daß Benjamin der Bräutigam des von ihm verleumdeten Mädchens ist, kommt auf die Idee, Stern, der ja eben abmarschieren will, als Emiliens bürgerlichen Bräutigam auszugeben. Fatalerweise läßt sich aber Stern von Meister Hans bewegen, das Ergebnis seiner Nachforschungen abzuwarten, so daß der wütende Kronberg seiner habhaft werden kann und ihn, allerdings widerrechtlich — „Ew. gräfliche Gnaden, ist das wieder so ein nobler G'spaß von Ihnen oder ist's ein gnädiger Raptus?" ruft der Bindermeister — verhaften läßt. Es dauert lange, bis er seinen Irrtum erkennt, dann fordert er Palm, und erst als Palm eine Kugel im Arm hat, nimmt der verrückte Graf Raison an.

Das Schlimmste ist, daß Haffner sich nicht entschließen kann, wie viel Schuld er dem adeligen Verleumder zuteilen soll. In einer ersten Fassung erfindet Baron Eichenau selbst den Plan, den Verdacht verliebter Beziehungen, den Kronberg einmal gegen ihn hat, auf ein Bürgermädchen abzulenken, und Louis, sein Diener, macht ihn aufmerksam, daß der Bindermeister, vor dessen Hause sie stehen, eine hübsche Tochter hat; er schleicht

sich, während Louis Kronberg holt, hinter das Haus, wird, wie es sein Wunsch ist, von einem Gesellen, dem Linzer, beim Übersteigen der Gartenmauer ertappt, unter Lärm auf die Straße gezogen, gibt dem Gesellen, zu dem sich inzwischen Kameraden und ihre Mädchen gefunden haben, ein unwahrscheinlich hohes Schweigegeld zur Verteilung und wird in seinem auffälligen weißen Mantel viel bemerkt. Als Babette (Schluß des II. Aktes) ihn stellt, bemerkt er lachend: „Hahaha! Du hast Deine Dukaten ehrlich verdient, denn die halbe Stadt spricht von meinem Liebchen!“ Während der Arbeit ist der Verfasser dann anderen Sinnes geworden und hat die Sache so gewendet, daß Louis ihm rät, sich auf die Faßbinderstochter auszureden; der Faßbinder werde gewiß nichts dagegen haben. Eichenau geht nun ins Haus hinein, um mit dem Faßbinder zu reden, findet aber niemanden und gibt, beim Heraustreten überrascht, in der ehrlichen Absicht, Mariens Ruf nicht zu schädigen, den Zeugen Geld. So kommt er sozusagen wider seinen guten Willen zur Frucht der Intrige, denn das Gerede entsteht doch. Subjektiv jedoch fühlt er sich unschuldig. Daher fährt er Babette, als sie ihn an das Abenteuer erinnert: „Wissen S'... wie S' bei der Faßbinder-Marie waren!“ unwillig an: „Wie, Unverschämte?“ Louis aber, der Sündenbock, flüstert ihm sofort zu: „Sie werden sich verraten, lassen Sie doch dem Zufall sein Spiel, er begünstigt Ihren Plan — (laut zu Babette:) Was macht denn die schöne Marie?“ So kommt es, daß dem Baron bei der großen Abrechnung am Schlusse noch Unschuld zugebilligt werden kann; schuldig ist eine Lakaienseele.

Noch mehr entlastet wird Eichenau durch Mariens seltsames Verhalten. Zu Beginn des Stückes besucht Stern seine Braut und findet mit Ärger und Argwohn ihr Zimmer schon wieder verschlossen. Nach längerem Pochen öffnet sie: es ist tatsächlich ein Mann in ihrem Zimmer, aber nur Thomas, ihr Onkel, wie sich herausstellt; wie der Verfasser jedoch in einer szenischen Anmerkung vorschreibt, soll man merken, daß noch jemand in ihrem Zimmer verborgen ist. Stern weiß nicht, was er denken soll. In jener Szene aber, da sie herbeigerufen wird, um sich gegen die Verleumdung zu verteidigen, zeigt sie sich mit auffällig kostbaren Ohrgehängen und antwortet auf die Frage, woher sie denn den Schmuck habe, lächelnd: „Von einem gewissen jemand!“ Natürlich erklärt sich alles harmlos aus den — allerdings sehr komplizierten — Familienverhältnissen des Bindermeisters. Hans hat nämlich noch einen jüngeren Bruder Matthis, der in früher Jugend mit dem Erbe seiner älteren Brüder Hans und Thomas durchgebrannt ist. Dieser Bruder ist nun als immens reicher Seekapitän zurückgekehrt und hat sich um Mariens Vermittlung bei Hans bemüht; Matthis war also in ihrem Zimmer versteckt und hat ihr den Schmuck geschenkt. Hans ist gegen Matthis, als er sich zu erkennen gibt, zuerst sehr hart, muß aber alles zurücknehmen, als

er die Ursache des vermeintlichen Diebstahls erfährt: er, Hans, habe damals grade eine liederliche Dirne heiraten wollen, der leichtsinnige Thomas hätte das ganze Erbteil verschwendet. Nur durch seine Flucht habe Matthis beides verhindern können. Anfangs sei es ihm aber schlecht gegangen, er habe das ganze Kapital verloren und nur mühsam wieder erwerben können, aber jetzt sei er steinreich und wolle alles gut machen. Mit Recht bemerkt Thomas, den Wenzel Scholz spielte: „Nein, was es jetzt für edle Schnipser gibt: Straßenräuber aus Kindesliebe, Verbrecher aus Kindesliebe, Schnipser aus Bruderliebe — mich wundert's nur, daß es noch keine Mörder aus Nächstenliebe gibt“.

Diese große, offenbar auf einem figurenreichen Romane basierende Kompliziertheit erschwerte das Erkennen des Zusammenhanges, die ehrenwerte Tendenz kam durch die nachträgliche Änderung höchst schwächlich heraus. Empfindlich störte der starke Einschlag von Sentimentalität. Der Bindermeister läßt seine Tochter am Grabe ihrer Mutter schwören, daß sie unschuldig sei, hält es aber gleichwohl für nötig, noch eine Probe zu machen. Er singt ein rührendes Lied des Gottvertrauens statt des üblichen Couplets. „Dieses ewige Herumhämmern auf unseren Gefühlsnerven müsse verstimmen“, schreibt unwirsch die Theaterzeitung. Auch in der Sprache stören Stilwidrigkeiten: die rührende Erzählung des Schiffskapitäns, den wir immer nur als komischen Polterer kennen gelernt haben, erhebt sich zu iambischem Tonfall u. dgl.

Nestroys Bearbeitung zeugt von feinstem Theaterverstand. Die Intrige ist durchsichtig klar und trotzdem spannend, das Personale auf das Notwendigste eingeengt, die Charaktere, vollkommen eindeutig, schillern nicht wie bei Haffner in allen Nuancen; Sprache, Handlung, Charaktere, alles ist auf den Charakter des Volksstückes abgetönt. Pathos vermied er, aber die durchdringende Verstandesklarheit und nachhaltige Energie, mit der sein unpathetischer Tischlermeister Peter Spann den Verleumder verfolgt, wirkt eindringlicher als die aufgeregte Geste Haffners, die dann obendrein am Ende für grundlos erklärt wird.

Haffners Stück war, als Nestroys „Unbedeutender“ erschien, so vergessen, daß kein Rezensent und vermutlich auch kein Zuschauer sich desselben erinnerte. Nestroy stand es in der Bibliothek seines Theaters zur Verfügung.

* * *

Nicht minder meisterhaft ist Nestroys Umarbeitung des Vaudevilles „*Le maître d'école*“ von Lockroy und Anicet Bourgeois[1]), die Posse „Die schlimmen Buben in der Schule“, mit der am

---

[1]) Erstaufführung auf dem *Théâtre des Variétés* am 20. März 1841; Text im Besitze der Hofbibliothek.

10. Dezember 1847 das Carl-Theater eingeweiht wurde, einer der allerstärksten Erfolge Nestroys.

„*Le maître d'école*“ ist eine durchaus harmlose Bluette, der satirische Absichten gänzlich fernliegen. Eine Dorfschule. Der Schullehrer Legras, den der berühmte Komiker Levassor gab (bei Nestroy: Wampel, für den dicken Wenzel Scholz berechnet), ist ein cholerischer Mann, dem die liebe Jugend schon lange über den Kopf gewachsen ist. Die Schule vereinigt in einem Zimmer zwei Klassen, eine Knabenklasse und eine *classe d'adultes qui se compose de Faucheux*. Dieser Faucheux ist ein guter, aber etwas dummer Junge, der eigentlich nicht mehr in die Schule gehört. Er bleibt aber, weil er des Schulmeisters Tochter Charlotte liebt, und wird vom Schulmeister geduldet, weil es sonst keine *classe d'adultes* mehr gäbe. In dieser Schule geht es natürlich drunter und drüber. Die Szenen, die allerlei Schulunfug schildern, hat Nestroy nur aus dem Französischen ins Wienerische zu übersetzen brauchen. Auch Herr von Wichtig hat in Monsieur Grivet, *adjoint du maire*, ein Vorbild. Im französischen Libretto fällt Faucheux das Hauptinteresse zu. Legras läßt ihn, wie Hampel den Aufseher Franz Rottmann, knien und reizt dadurch den Knabentrotz zum Widerstand; wie der Knabe in machtloser Großsprecherei sich berauscht, ist nicht ohne Kunst geschildert. Wie bei Nestroy kommt nun auch im Original die Prüfungsnot. Der ehrgeizige Grivet, der seinen faulen, dummen, als Angeber verhaßten Jungen (= Stanislaus) glänzen sehen will, hat den Departementsrat Friteau iunior eingeladen, einer Prüfung beizuwohnen. Alles gerät in entsetzliche Angst. Der Schulmeister versöhnt sich mit Faucheux, verspricht ihm die Hand seiner Tochter, wenn alles gut gehe, und verabredet denselben Schwindel, wie Wampel bei Nestroy. Faucheux ist aber wirklich ein dummer Junge. Nicht einmal zum Abschreiben der Schwindelzettel ist er zu brauchen. Da muß der grade anwesende Bäckerjunge Jean Leblanc, der eine schöne Schrift hat, aushelfen; der aber benützt die Gelegenheit, den Zettel des kleinen Grivet, auf dessen Denunziation er vor einiger Zeit aus der Schule ausgestoßen wurde, mit dem Faucheux' zu vertauschen. So entsteht ein Durcheinander wie bei Nestroy, das nur deshalb ohne Folgen bleibt, weil statt Friteau iunior Friteau senior kommt, der stocktaub ist.

Nestroy hat mit wenigen Strichen die Handlung lokalisiert, motiviert und zurecht gerückt. Die fidele Schule ist bei Nestroy eine von der Gutsverwaltung eingerichtete Privatschule, der alte Wampel noch immer provisorischer Magister loci und in beständiger Angst, sein Brot zu verlieren. Zwölf Jahre hat man ihm ein Gesuch um Gehaltsaufbesserung liegen lassen, kein Wunder, daß er vor dem Intendanten des Gutes kriecht und auf einen Brief, der „etwa gar ... in bezug ... betreffenderweise anbelangend ...“, alle Hoffnung setzt. Die wirtschaftliche Abhängigkeit des Schul-

meisters von den Eltern seiner Schüler ist bei Nestroy viel stärker betont als im Französischen, seine Darstellung wird dadurch zur Anklage gegen die vormärzlichen Schulverhältnisse, während im Vaudeville sorglose Fröhlichkeit herrscht. Daher erfindet er auch die Figur des Rates Sternau, der Ordnung schafft und den armen Teufel von geplagtem Schulmeister dem verdienten Ruhestande zuführt.

Von den Charakteren konnte Nestroy die Rolle Levassors fast gänzlich beibehalten: sie saß seinem Freunde Scholz wie angegossen. Die psychologisch nicht uninteressante Gestalt des Faucheux hätte nach den Traditionen der Wiener Volksbühne nur zum Thaddädl geformt werden können, was Nestroy in früherer Zeit vielleicht gelockt hätte. Jetzt machte er daraus die unkomische, rührend-liebenswürdige Gestalt des gedemütigten Schulgehilfen. Den Birnendieb Chamouillard, den seine Mutter in die Schule schleppt, um eine Auszeichnung für ihn zu begehren, legte er mit der Figur des liebenswürdigen Gamins Jean Leblanc, der im Vaudeville nur dazu da ist, ein paar hübsche Liedchen zu singen und die Schluß-Konfusion anzurichten, zusammen und schuf daraus eine Charge für sich, wie er sie damals liebte: der „schlanke Knabe", wie Herr von Wolkenfeld den hochgewachsenen Nestroy nennt, der in Knabenkleidern überwältigend komisch ausgesehen haben soll, beleuchtet mit schneidendem Hohn das Mißverhältnis zwischen Schule und Leben. Dazu war natürlich eine starke Erweiterung der Rolle nötig: die Prüfung Willibalds [1]), seine Monologe und sein Couplet sind Nestroys Eigentum. Die vielen Liedchen, Chöre, Duette, Terzette usw., eine Wesenseigentümlichkeit der Vaudevilles, hat Nestroy gestrichen; das „geschmalzene Lied von der Hauskatze", das Willibald im 13. Auftritt singt, hat eine sehr harmlose Entsprechung im Original; Jean Leblanc singt der unbeaufsichtigten Klasse ein liebenswürdiges Kinderlied vor, dessen Refrain alle durch Trappen mit ihren Holzschuhen akkompagnieren.

Wien. Dr. Otto Rommel.

---

[1]) An der entsprechenden Stelle wird im Original von der ganzen Klasse das Einmaleins abgesungen, dann diktiert der Schulmeister die Namen der zwölf Himmelszeichen.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Pindari carmina cum fragmentis selectis iterum edidit Otto Schroeder. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1914.

Seit dem Erscheinen seiner großen Pindarausgabe (Leipzig bei Teubner 1900) war dem Verf. schon zweimal die willkommene Gelegenheit geboten, Zusätze und Verbesserungen, die sich im Laufe der Jahre als notwendig erwiesen hatten, in einer Ausgabe desselben Verlages nachzutragen: seine erste kleinere Ausgabe der *Bibliotheca Teubneriana* erschien 1908, die zweite, in der er überdies die '*vestigia festinationis*' der ersten beseitigen durfte, hat zu Beginn des J. 1914 die Presse verlassen.

p. VII enthält eine rasch orientierende Übersicht über die handschriftlichen Verhältnisse, p. VIII f. '*temporum indices*', von der Ausgabe 1908 bloß in der zeitlichen Fixierung der Päane II (dieser war 1908 noch nicht datiert) und VI (1908: Ol. 70, 3, 498, jetzt [zweifelnd] 72, 3, 490) und in der Berichtigung zu Ol. 76, 2, 475: 'P II? N III?' (1908: P II? N IV?) abweichend. — p. X—XII geben einen '*conspectus studiorum Pindaricorum*'. Hier hat es dem Verf. gefallen, meine Beiträge zur Kritik und Exegese des Pindar *μηλαμφαρέϊ κρύπτειν σκότῳ*, was den Kenner der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur einschließlich der Rezensionen nicht weiter wundernehmen wird. Aber eine meiner Konjekturen, N. VII 86 *προπράον' ἔμεν*, hat sich doch durchgerungen und hat nicht bloß in den Dämmer der *adnotatio* ihren Weg gefunden, sondern ist sogar bis ins volle Licht des Textes emporgestiegen. Ferner hätte Verf., wenn er meinen Aufsatz über den abderitischen Päan (Philologus N. F. XXV 173 ff.) berücksichtigt hätte, was doch seine Pflicht war), daraus wenigstens soviel lernen können, daß V. 102 *ἑκὼν* dem Tatbestande im Papyrus zuwiderläuft und V. 29 das überlieferte *ἔτεκον* nicht sinnlos, sondern die richtige Lesart ist.

p. XIII verzeichnet die '*corrigenda*'; doch ist hierselbst wieder zu korrigieren: 'p. 224 N XI 17' (statt 13), dagegen ist über-

sehen: p. 42 O. VII 48 (Text) φλογός οὗ und p. 191 N. V 45 *(adnot.)* **ἐκράτει** Wilamowitz (statt **ἐκράτεις**).

Es folgt der Text mit einer knappen *adnotatio critica,* in der Verf. zunächst bemüht war, die Diskrepanz der beiden *recensiones antiquiores,* der Ambrosianischen (*a*) und Vatikanischen (*v*) aufzuzeigen. Außerdem hat er aber auch '*singulares meliorum quorundam testium varietates*' '*honoris causa*' hinzugefügt. Selbstverständlich fehlen auch die Emendationen und einzelne besonders beachtenswerte Konjekturen der modernen Philologen nicht.

Um seine paläographisch gewiß sehr ansprechende Konjektur O. I 109 **γλυκυτέραν τε** (= **σε**) **Ϝέλπομαι** glaubhaft zu machen, hätte Verf. erst nachweisen müssen, daß man wirklich sagen könne **ᾠδὴν κλεΐζειν τινά** (*masc.*, Objektsakkusativ), wie **ἕλκος οὐτάσαι τινά** Hom. *E* 361, 795 (vgl. Soph. Ant. 1308). Ich habe vergebens Belege gesucht, aber nur **ὕμνον** (u. dgl.) **ὑμνεῖν** (u. dgl.) **εἴς τινα** gefunden (vgl. Eur. Hipp. 320). In Schroeders Konjektur muß jeder **τε** als Subjektsakkusativ verstehen. Vielleicht ist die abweichende Überlieferung der Handschriften so zu erklären: der Dichter schrieb **γλυκυτέραν** (*sc.* **μέριμναν,** die nächstliegende Ergänzung) **ἄν,** dieses **ἄν** fiel nach **-αν** aus (*a* und Scholien) und wurde in der Form **κεν** nachgetragen (*v*). — Gutzuheißen ist die Aufnahme des Scholions zu O. V am Anfange der *adn. crit.*, welches in der Ausgabe 1908 fehlte. Dadurch werden die Leser aufmerksam gemacht, daß die Echtheit des Gedichtes Zweifeln unterliegt. Daß es nicht von Pindar ist, behauptet auch v. Wilamowitz irgendwo in seinem Buche 'Sappho und Simonides' (s. Ref. Wiener Studien' XVII [1895], S. 1 ff.). — O. XIII 114 schreibt Schr. jetzt ἀλλὰ (in der großen Ausgabe ἄνα, ...) **κούφοισιν ἐκνεῦσαι ποσίν.** Mit Recht erklärt P. Maas in der unten zu zitierenden Schrift S. 24 den Infinitiv im Hauptsatz bei der Selbstaufforderung für unglaublich und ändert ihn in ἐκνεύσω (ferner ἀλλὰ in ἄγε). Am nächsten käme der Überlieferung ἐνεύσεαι: die 2. Person in der Selbstansprache des Dichters wie P. IV 1 χρή σε στᾶμεν, das Futur wie O. IV 17 **τέγξω.** — Zu den Verbesserungen rechne ich auch die folgende vom Verf. völlig übergangene Konjektur v. Wilamowitz': P. I 77 ἐν Σπάρτᾳ δ' ἄρα τᾶν πρὸ Κιθαιρῶνος μαχᾶν. Die Handschriften geben **δ'** ἐρέω, dies scheint aber aus O. VIII 57 **καὶ** Νεμέᾳ γὰρ ... ἐρέω eingedrungen (s. P. Maas, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar, Berlin 1914 [= Jahresber. des philol. Vereins zu Berlin XXXIV 289 ff.], S. 6, Anm. 1), ähnlich wie O. IX 99 das überschüssige μέμικται aus O. I 93. — P. III 16 schreibt Schr. jetzt mit den Moschopulei **νυμφίαν** (**νυμφιδίαν** *vett.*), jedenfalls ist dies der Konjektur Bornemanns **νυμφικάν,** die Schr. in der großen Ausgabe aufgenommen hatte, vorzuziehen: ich habe gegen sie in dieser Zeitschr. 1900, S. 989 Einspruch erhoben. Ebendort habe ich seine Konjektur P. IX 25 ἁαλίσκοισα abgelehnt: jetzt ist Verf. zur LA. der *vett.*

ἀναλίσκοισα zurückgekehrt. — P. XI 38 ἦρ', ὦ φίλοι, κατ' ἀμευσίπορον τρίοδον ἐδινήθην ist die auch sonst häufig begegnende poetische Freiheit der Längung konsonantischer Endsilben (-πορόν -οδόν) handschriftlich gesichert, Hermanns von Schr. aufgenommene Konjektur -όρους -όδους ist ebenso gewaltsam wie die gleichfalls von ihm gebilligte Böckhs P. IX 114 χορὸν πρὸς τέρμασι statt des überlieferten χορὸν ἐν τ. S. Maas a. a. O. S. 18 ff. und meine Rezension der Schrift in dieser Zeitschr. 1914, S. 409. — N. VII 68 möchte ich ἂν ἐρεῖ mit Schroeders Erklärung in der großen Ausgabe halten. Gildersleeves Konjektur ἀνερεῖ ist ein so starker Ausdruck (P. I 32 und X 9 vom Heroldsruf), daß, wenn es überliefert wäre, ἂν ἐρεῖ sicherlich in den kritischen Ausgaben schon als *coniectura palmaris* figurieren würde. — N. VII 12 ist v. Wilamowitz' Konjektur καὶ (st. ταὶ) vorschnell in den Text gesetzt. Pindar konnte nicht sagen: 'selbst die großen Siege (in den Kampfspielen: denn diese sind mit ἀρεταί gemeint, wie V. 11 εἰ δὲ τύχῃ τις ἔρδων lehrt) bleiben ohne Liedespreis im Dunkeln', weil der komplementäre Gedanke 'nicht etwa bloß die kleinen' unzulässig ist, da jeder solche Sieg als großer gilt. — Desselben Konjektur ἀκόνα P. IX 78 durfte bei der Knappheit der *adn. crit.* unerwähnt bleiben. — Päan I 3 gehört ἐπὶ μέτρ' (= μετρίως Schol.) zu dem in οἰκόθετον steckenden Verbalbegriff: ἰδὼν δύναμιν μετρίως ἐν οἴκῳ κατατεθειμένην (s. Hes. Op. 599. Xen. Cyr. VIII 2, 15). Daher muß nach ἄκοτον ('neidlos': Hes. Op. 25) interpungiert werden. — Über VI 54 f. 'Wiener Studien' XXXV (1913), S. 370 f. — Ebendort 118 weiß die *adn.* nichts von Housmans Konjektur (Class. Rew. XXII 11 f.) κυριᾶν, die dem Scholion zu N. VII 94 (p. 221, 14 Abel) τῶν νομιζομένων τιμῶν vollkommen entspricht (Housman zitiert Demosth. 36, 32 ὡμολόγεις κυρίως δόντος τοῦ πατρὸς τοῦ σοῦ κατὰ τοὺς νόμους αὐτὴν γεγαμῆσθαι). Die Worte des Schol. p. 221, 11 μυριᾶν περὶ τιμᾶν lehren nur, daß κυριᾶν frühzeitig in μυριᾶν verderbt war.

Sehr dankenswert ist der '*Conspectus membrorum notabilium*' p. 344—356, nicht bloß weil er uns den unerschöpflichen Reichtum der metrischen Kunst Pindars vors Auge führt, sondern auch weil hier die metrische Theorie Schroeders in leichtverständlicher Entwicklung anschaulich gemacht ist, während auf dem Wege durch Schroeders Schriften über Metrik wegen deren beabsichtigter Schwerverständlichkeit selbst der Fachmann nur unter saurem Schweiße zum Verständnis vorzudringen vermag. — Am Rande der metrischen Diagramme der einzelnen Oden stehen die Zahlen der Schroederschen Binnenstrophentheorie; s. über dieselbe meine Referate in dieser Zeitschr. 1907, 986 ff. (Aischylos), 1908, 324 ff. (Sophokles). 1910, 121 ff. (Aristophanes).

Wien. Hugo Jurenka.

Xenophontis Institutio Cyri recensuit Guilelmus Gemoll. Editio maior. XIV und 461 SS. 8⁰. Preis geh. Mk. 3, geb. Mk. 3·50. — Editio minor stereotypa. XI und 344 SS. 8⁰. Preis geh. Mk. —·90, geb. Mk. 1·30 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana). Leipzig, B. G. Teubner 1912.

Nachdem Gemoll 1909 Xenophons Anabasis neu bearbeitet in der Teubnerschen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftwerke herausgegeben hatte, worüber ich in dieser Zeitschrift 1912, S. 23, berichtet habe, unternahm er eine neue Bearbeitung der Kyrupaideia, um die aus dem Jahre 1883 stammende Ausgabe Hugs zu ersetzen. Während er aber in der Anabasis sich fast ausschließlich an den *Parisinus* 1640 C, XIV. *saec.* angeschlossen hatte, gewährt er in der Kyrupaideia den anderen Handschriften viel weiteren Spielraum und stellt in der kurzen Vorrede ausdrücklich den Grundsatz auf: *nulla classis porsus contempta et abiecta videtur, sed principatu classis x* (= *Parisin.* 1640 C und *Etonensis* E) *concusso vel fracto omnes ex aequo classes ad recensionem adhibendae sunt semperque videndum unde plurimum opis redundet.* Mit dieser vorsichtigen Beurteilung der handschriftlichen Grundlage hat er sicherlich die beste Richtschnur für die Herstellung der ursprünglichen Textgestalt gewonnen; und da er überdies gewissenhaft die kritischen Beiträge auch der jüngsten Zeit verwertet, so muß seine Ausgabe, wenngleich auch der *Marcianus* 511 Beachtung verdient hätte und die Angaben des kritischen Apparats im Streben nach Kürze teilweise vielleicht gar zu weit gehen, fortan als die maßgebende und unentbehrlichste der Kyrupaideia gelten, die auch der Schulmann, der dieses Werk Xenophons vornimmt, zurate ziehen soll.

Neben die kritische Ausgabe tritt, wie das in der *Bibliotheca Teubneriana* Sitte geworden ist, eine *editio minor,* die sich auf den Abdruck des Textes, eine lateinische Inhaltsangabe der einzelnen Bücher und ein Namensverzeichnis beschränkt. Auch der Unterschied zwischen den beiden Ausgaben, den eine *Nota editoris* der *editio minor* erwarten läßt (*Textus ipse minoris editionis a maiore non differt nisi quod* VI 2 30 *coniecturam meam ἐδητύς* [*ἐσθῆς libri praeter* D] *non in textum recepi sed adnotationi criticae admiscui*), besteht nicht: in beiden Ausgaben liest man *ἐσθῆς*.

Innsbruck. E. Kalinka.

W. W. Jaeger, Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles. Berlin, Weidmann 1912. 198 SS.

Es ist selbstverständlich, daß ein Denker, der über irgend einen Gegenstand, sagen wir über das, was Aristoteles die *πρώτη φιλοσοφία* nennt, ein großes Werk schreiben will, dies nicht in der Weise tun wird, daß er hier und dort ohne ein Wort der Ver-

mittlung Abhandlungen einflicht, die mit dem Vorausgehenden in gar keinem Zusammenhang stehen, oder daß er auf einmal eine Frage zu erörtern anfängt, die er in einem vorausgehenden Abschnitt schon mit den nämlichen Worten erörtert hat, oder daß er dasjenige, was logisch der Darlegung seiner Lehre vorangehen muß, dieser nachfolgen läßt oder endlich dort, wo seine Darstellung sich mit dem Wichtigsten zu befassen hat, sich mit einer skizzenhaften Ausführung begnügt. Was uns unter dem Titel „Metaphysik des Aristoteles" vorliegt, weist solche Mängel in großer Menge auf. Das ist längst aufgefallen und würde vielleicht noch mehr betont worden sein, wenn nicht die oft bis zum Äußersten gehende Unklarheit und Verworrenheit der Darstellung — man erinnere sich z. B. des heillosen Wirrwarrs, der bezüglich des Wortes *οὐσία* herrscht — viele Leser gegen die Mängel der Komposition unempfindlich gemacht, fast möchte man sagen: daran gewöhnt hätte, auch das Unglaubliche für möglich zu halten, bezw. ruhig hinzunehmen. *Cum de iaciendis altissimis doctrinae fundamentis et de confirmandis interque se conciliandis principiis agitur, plurimum relinquit dubitationis,* sagt Bonitz 1849 (Ar. Met. p. II 29) und 1905 klagt Freytag (Die Entwicklung der griechischen Erkenntnislehre bis Aristoteles, S. 120), daß in den wichtigsten Fragen „die Aristotelischen Schriften nie eine wirklich widerspruchslose Darlegung bieten". Nichtsdestoweniger hat man, wie gesagt, auch die Komposition der Metaphysikbücher schon oft einer eingehenden Kritik unterzogen. Brandis, Bonitz, Christ müssen hier in erster Linie genannt werden. Um nun das Hauptergebnis des in Rede stehenden Buches möglichst klar hervortreten zu lassen, erlaubt sich Ref., mit ein paar Worten die Hauptpunkte der bisher herrschenden Lehre bezüglich der Metaphysikbücher in Erinnerung zu bringen.

Nach Bonitz (Ar. Met. p. II p. 27) sind in der „Metaphysik" zwei Behandlungen der *prima philosophia* miteinander verquickt. Die erste, ausführlichere liegt vor in *Α Β Γ Ε Ζ Η Θ*. Dazu gehören *Ι Μ* und *Ν*, von denen sich jedoch nicht sagen läßt, wo und wie sie der Philosoph mit den anderen Büchern verknüpfen wollte. *Κ* 1—8 ist Aristotelisch und behandelt in knappem Umfang dasselbe wie *Β Γ Ε*, ohne ein bloßes Exzerpt dieser zu sein. Die zweite, kürzere Behandlung liegt in *Λ* vor. *Δ* ist echt, gehört aber nicht in die „Metaphysik". *α* und *Κ* (zweiter Teil) sind unecht. Nach Christ (Geschichte der griech. Literatur, 2. Auflage. S. 412) enthält *Κ* „im ersten Teil eine gute Zusammenfassung der Bücher *Β Γ Ε*, im zweiten einen weniger genügenden Abriß derjenigen Kapitel der Physik, welche für die Metaphysik von Wert sind; dasselbe stellt in Verbindung mit *Α* und *Λ* einen kürzeren Kurs über Metaphysik dar und scheint von einem Schüler aus den Werken des Meisters ausgezogen und nur mit einigen eigenen Zusätzen versetzt zu sein". *Μ* und *Ν* waren nie bestimmt, mit

den anderen Büchern vereinigt zu werden. *Δ* bildet auch nach Christs Ansicht ein Buch für sich. *α* ist „nach Vorlesungen des Aristoteles von seinem Schüler Pasikles herausgegeben" worden. Betont sei auch, daß nach des letztgenannten Gelehrten Ansicht Aristoteles die uns bekannten Texte „seinen Vorträgen zugrunde legte" (S. 402 f.), selbst aber „zu seinen Lebzeiten von diesen systematischen Werken wenig oder nichts in die Öffentlichkeit hinausgegeben hat".

Das Wesentliche hiebei liegt darin, daß beide Forscher im Einklang mit der Überlieferung doch bis zu einem gewissen Grade an der Annahme festhalten, daß Aristoteles über die *πρώτη φιλοσοφία* ein größeres „Werk" ausgearbeitet habe und daß die Wissenschaft zu ermitteln habe, was von den uns erhaltenen Büchern etwa diesem angehört haben mag. Im Gegensatz zu dieser Ansicht erklärt der Verfasser unseres Buches S. 187: „Die Metaphysik des Aristoteles hat es nie gegeben ..., von einer Rekonstruktion der Metaphysik kann keine Rede sein", d. h. er kommt zu dem Ergebnis, daß Aristoteles ein großes Werk über die *πρώτη φιλοσοφία* nie geschrieben hat oder wenigstens die uns unter dem Titel „Metaphysik" vorliegenden Texte mit einem solchen nichts zu schaffen haben.

Nachdem nun der Verfasser im ersten Teile seines Buches (S. 14—130) zu beweisen versucht hat, daß einerseits fast alle Teile der sogenannten „Metaphysik" echt Aristotelisches Gut seien, mithin keine Berechtigung bestehe, einzelne größere Partien als unecht auszuscheiden (z. B. *α* oder den ersten Teil von *K*), anderseits aber von einer Zusammengehörigkeit der einzelnen Bücher zu einem einheitlich komponierten Gesamtwerk keine Rede sein könne, geht er im zweiten Teile (S. 131—188) daran, seine oben mitgeteilte Überzeugung zu begründen, und zwar führt er den Beweis mit Hilfe einer eingehenden Erörterung über die Entstehungsweise der uns erhaltenen Aristotelischen Schriften.

Nach des Verf. Meinung setzen sich nämlich diese aus Texten zusammen, in denen der Philosoph einzelne Probleme der verschiedenen philosophischen Disziplinen in der Absicht behandelte, sie seinen Schülern vorzulesen. Eine solche zur Vorlesung bestimmte Abhandlung über ein spezielles Kapitel der Ethik oder der Politik ist ein *λόγος*, eine *μέθοδος* und in solchen *μέθοδοι* haben wir die Elemente zu erblicken, aus denen sich die uns erhaltenen „Werke" des Aristoteles zusammensetzen. Daß es sich hiebei nicht um Kollegienhefte, d. h. um Skizzen zu mündlichen Vorträgen handelt, scheint dem Verf. (S. 136) wie schon vielen anderen vor ihm daraus hervorzugehen, daß wir so häufig Bemerkungen finden wie *περὶ μὲν οὖν τούτων τοσοῦτον εἰρήσθω*, Bemerkungen, die nun allerdings schwerlich ein Professor ins Kollegienheft schreiben wird. Jene *μέθοδοι* sind nun des weiteren an und für sich selbständige Abhandlungen, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der

Philosoph gelegentlich in einer μέθοδος auf eine andere Bezug nimmt oder mehrere μέθοδοι, die sich inhaltlich ergänzen, zu einem Ganzen vereinigt, bezw. schon bei der Abfassung darauf Rücksicht nimmt, daß sie Teile eines solchen Ganzen werden sollen. Da diese μέθοδοι nur für die Verlesung in der Schule bestimmt waren, galten sie dem Philosophen als Schuleigentum und sollten nach seiner Intention niemals dem Zwecke dienen, im Buchhandel herausgegeben zu werden. Vielmehr gehört die Zusammenfassung solcher μέθοδοι zu eigentlichen „Werken" und die Herausgabe dieser im Buchhandel durchaus der Zeit nach dem Tode des Philosophen an. Wir verdanken dieser postumen Tätigkeit die Erhaltung der Aristotelischen Lehrschriften.

Die Richtigkeit dieser Auffassung scheint dem Verf. zunächst aus einer bekannten Bemerkung in der „Topik" hervorzugehen. Er sagt S. 144 f.: „Daß die λόγοι des Aristoteles wirklich zur Vorlesung bestimmt waren", beweist „der Schluß des Topikbuches (184 a 9—b 8)", wo offenbar ein Publikum (ἠκροαμένοι) angeredet wird. S. 145 heißt es weiter: „Da die Topik kein Vorlesungsheft, keine Skizzensammlung darstellt, so ist sie ein γράμμα, das dazu bestimmt war, vor den Schülern rezitiert zu werden . . ." „Es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß auch die anderen Lehrschriften diesem Zwecke dienten". Wie wir uns jene μέθοδοι vorzustellen haben, dafür liefern nach des Verf. Meinung die einzelnen Abhandlungen der *Parva naturalia* die besten Beispiele (S. 153). Auch die kleinen psychologischen Schriften sind in dieser Hinsicht lehrreich, sie zeigen deutlich, daß Aristoteles (S. 154) „mehrere λόγοι oder μέθοδοι, die ja ein geschlossenes kleines Ganzes bilden, zu einem größeren Ganzen mit einheitlichem σκοπός vereinigt. Diese einzelnen λόγοι περὶ αἰσθήσεως, περὶ ἀναπνοῆς, περὶ ψυχῆς sind die letzten schriftstellerischen Einheiten und die kleinsten, die sich bei Aristoteles greifen lassen".

Dem Gesagten zufolge ist auch die „Metaphysik" „kein in 14 Büchern disponiertes Werk" (S. 164), sondern „das Produkt der Vorlesungstätigkeit des Philosophen auf diesem Gebiete". „Es kann weder die alte Anschauung von der Metaphysik als einer ὅλη πραγματεία aufrecht erhalten werden, die nur zufällig durch den verfrühten Tod des Verfassers nicht literaturfähig geworden sei, noch die andere, wonach sie nur Kollegienhefte, Entwürfe zu mündlichen Vorträgen, ὑπομνήματα darstellen sollte" (S. 164). „Die Selbständigkeit der vereinigten Einzelabhandlungen", heißt es an anderer Stelle (S. 165), „tritt in keiner der Aristotelischen πραγματεῖαι so stark ans Licht wie in den μετὰ τὰ φυσικά". „Ich unterlasse jedoch nicht zu bemerken, daß die geforderte Selbständigkeit der einzelnen Abhandlungen nicht die ursprüngliche innere Beziehung einer Abhandlung auf eine andere ausschließt". . . . „Daß oftmals ganze Reihen von μέθοδοι im Zusammenhang

geplant und auch geschrieben wurden, ist durchaus nicht nur denkbar, sondern notwendig anzunehmen".

Unsere „Metaphysik" umfaßt nach der Meinung des Verf. 12 Methodoi: 1. = *A*, 2. = *B*, 3. = *Γ*, 4. = *Δ*, 5. = *E*, 6. = *Z* + *H*, 7. = *Θ*, 8. = *I*, 9. = *K* 1—8, 10. = *Λ*, 11. = *M*, 12. = *N*. „Die vorliegende Metaphysik", heißt es S. 174, „ist als Sammlung von solchen Abhandlungen zu verstehen, jedoch muß unterschieden werden zwischen einer primären, auf Aristoteles zurückgehenden, einer sekundären, von den direkten Nachfolgern veranstalteten, und einer tertiären, von noch jüngeren Generationen vollzogenen Sammlung oder Vereinigung von Schriften". ... „Primär zusammengehörig sind *A B Γ E*, von deren Fortsetzung ist erhalten *M N* und wohl auch *I*; sekundär mit diesen Schriften verbunden sind *Z*—*Θ*; tertiär ist die Zutat von *Δ* und *α*, auch von *K*". Als mutmaßlich zur letzten Gruppe gehörig bezeichnet der Verf. auch *Λ*. „*α* stellt ein echt Aristotelisches, aus dem *ὑπόμνημα* des Pasikles in die Metaphysik gelangtes *προοίμιον* zur Naturphilosophie dar" (S. 118). Der zweite Teil von *K* ist „lose angehängtes Exzerpt" (S. 185).

Es sei hier nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der wesentliche Unterschied zwischen des Verf. Auffassung und der seiner Vorgänger darin liegt, daß er in jenen zur Verlesung bestimmten Methodoi die Elemente der „Metaphysik" erblickt. Dadurch aber, daß er manche Methodoi schon einer „primären Sammlung" angehören läßt, d. h. annimmt, daß schon Aristoteles manche Reihen von *μέθοδοι* zu einem Ganzen vereinigte und bei ihrer Abfassung sie als Teile eines Ganzen behandelte, rückt er der Auffassung Früherer erheblich näher, als man vielleicht im ersten Augenblick merkt. Prinzipiell liegt ein Unterschied nur insofern vor, als er sich gegenseitig ergänzende Vorträge, jene hingegen Abschnitte eines Werkes vor sich zu haben glauben. Daß alle Bücher der „Metaphysik" Teile eines Werkes seien, haben auch die früheren Kritiker nicht angenommen; aber auch der Verf. leugnet nicht, daß eine gewisse Gruppe von Büchern in seinem Sinne zu einem Ganzen gehört.

Wenngleich die nächsten Nachfolger des Aristoteles schon einzelne Partien der „Metaphysik" zitieren, bestreitet ferner der Verf. doch die Annahme, daß die gegenwärtige Anordnung und die fortlaufende Numerierung der Bücher schon von der Generation des Eudemos herrühre (S. 175). Wohl aber hält er es für wahrscheinlich, „daß schon vor Andronikos, also spätestens im zweiten Jahrhundert v. Chr., eine Sammlung der Schriften der *πρώτη φιλοσοφία* unter dem Titel *μετὰ τὰ φυσικά* in 10 Büchern existiert habe", während unsere Ausgabe in 13, bezw. 14 Büchern von Andronikos stamme (S. 180).

Bei der Herausgabe im Buchhandel seien ferner, weil die Bücher der „Metaphysik", welche größtenteils je eine Methodos

enthalten hätten, zu ungleich gewesen wären (z. B. *E* mit $2^1/_2$ gegenüber *Z* mit 14 Seiten bei Bekker), je zwei Bücher auf einer Buchrolle vereinigt worden, wodurch die Umfänge der Texte auf den einzelnen Rollen wenigstens annähernd in ein richtigeres Verhältnis gebracht worden seien (S. 182). Der Verf. schließt dies sehr scharfsinnig daraus, daß sich am Schlusse von *α*, *Γ*, *I* sogenannte Kustoden finden, also z. B. am Schlusse von *α* der Anfangssatz von *B* steht. Die Reihenfolge der Bücher endlich habe man mit Rücksicht auf die inhaltliche Zusammengehörigkeit festgesetzt, soweit man Spuren einer solchen entdecken zu können glaubte (S. 182 f.).

Ref. zweifelt nicht daran, daß die vom Verfasser mit ebensoviel Gründlichkeit als Geschicklichkeit verwertete Methodoshypothese erstens die Entstehung der völlig zusammenhangslos in unserer „Metaphysik" befindlichen Bücher in befriedigender Weise erklärt, zweitens daß sie sich zur Erklärung jener Gruppen von Büchern, die zusammen ein Ganzes bilden, entschieden besser eignet als die Annahme, daß Teile eines Werkes im buchhändlerischen Sinne vorlägen, und drittens daß sie jene auf fast alle Teile der „Metaphysik" sich erstreckende Übereinstimmung in Ton und Vortragsweise begreiflich macht, die alle Versuche, manche Partien späteren Peripatetikern zuzuweisen, als wenig brauchbar erscheinen läßt. Niemand, der sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, wird an Jaegers Buch vorbeigehen dürfen. Auch für die gelehrte Schule hat es Bedeutung, da ja Aristoteles in den Kanon der Schulautoren Aufnahme gefunden hat. Daher sei das Buch im besonderen auch denjenigen, welchen die schwierige Aufgabe obliegt, die Jugend mit der Gedankenwelt jenes Philosophen bekannt zu machen, wärmstens empfohlen.

Salzburg. Dr. Kamillo Huemer.

Charlotte Fränkel, Satyr- und Bakchennamen auf Vasenbildern. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer 1912.

Das vorliegende Thema wurde schon im Jahre 1880 von H. Heydemann (fünftes Hallisches Winkelmannprogramm) in umfassender Weise behandelt. Seit dieser Zeit ist nicht so sehr neues Material hinzugekommen — etwa 20 Gefäße mit Inschriften bringen Ergänzungen —, als daß es vielmehr geboten schien, den schon bekannten Stoff vom jetzigen Stande der Sprachwissenschaft aus einer Nachprüfung zu unterziehen und dabei auch den historischen Gesichtspunkt zwecks einer Gliederung des bei Heydemann noch als einheitliche Masse erscheinenden Materials zu berücksichtigen. Diese Aufgabe stellte sich die Verf. der neuen Schrift über die Satyr- und Bakchennamen und hat sie dank ihrer umfassenden

Bildung, die ihr in gleicher Weise die archäologische, sprachwissenschaftliche und philologisch-historische Seite ihres Themas zu behandeln ermöglichte, vorzüglich gelöst.

Fr. behandelt in eigenen Abschnitten die Namen der unattischen und attischen Vasen und führt auch entsprechende Unterabteilungen ein, was zwar manche Wiederholungen und Verweisungen nötig macht, aber das einzige Mittel ist, dem historischen Prinzip zu seinem Rechte zu verhelfen. Auf den außerattischen (chalkidischen, korinthischen, böotischen) Vasen tragen die männlichen Dämonen noch durchwegs Namen, die ihrer äußeren Erscheinung entnommen sind, wie *Ἵππος*, *Δάσων* 'der Zottige', *Σῖμος* 'der Stulpnasige' — oder ihr Tun und Treiben schildern und ihr oft derb-sinnliches Wesen kennzeichnen; so *Δόρκις* 'der scharf Ausspähende', *Πόρις* 'der junge Bursche', eigentlich 'Kalb' und ähnlich *Ϝάρις*, ein noch unbekannter Name von einem Korinthischen Krater (P. Herrmann, Arch. Anz. 1898, 131, Nr. 11), den die Verf. sehr ansprechend zu dem böotischen Namen *Ϲάριχος*, zu *Ϝάρην* 'Widder', Hesych: *βάριχοι· ἄρνες* stellt und als 'Widder' deutet. Farbloser sind die weiblichen Namen, die teils Gattungsnamen wie *Naΐς* sind, teils schlechthin Mädchennamen, welche die Schönheit und Anmut ihrer Trägerinnen preisen, wie *Κλυτώ*. *Φοίβη*, *Χόρα*, *Μολπή*; dieses bezeichnet die Tänzerin als Femininum zu *μολπός* und ist ein altes Nomen agentis, während uns *μολπή* sonst nur als Abstraktum geläufig ist. Auch schon Usener (Götternamen, 371) führt alle diese Abstrakta wie *μολπή*, *τροφή*, *κλοπή* auf ursprüngliche Adjektivbildungen zurück, deren feminine Form wegfiel, weil sie zum Abstraktum geworden war. Jedenfalls wäre der Name *Μολπή* in Zukunft bei der Behandlung dieser von Usener aufgeworfenen, aber wohl noch nicht endgiltig gelösten Frage nicht zu übergehen.

Die sehr spärlichen Aufschriften der schwarzfigurigen attischen Vasen bezeichnen die Figuren entweder einfach als *Σιληνοί* und *Νύμφαι* (bezw. *Νῦσαι*) oder gehen mit den außerattischen Vasen zusammen. Reicher an Namen, besonders an männlichen, sind die rotfigurigen Vasen strengen Stils. Neben den schon genannten beschreibenden Namen, die auch hier wiederkehren und besonders häufig der erotischen Sphäre entnommen sind, treten jetzt zuerst die eigentlich Dionysischen Namen auf, die über das Verhältnis der Silene zu dem bakchischen Kult Aufschluß bringen; so *Βάβακχος*, 'der verzückte Schreier', *Βρίαχος*, *Σίκινος*, ein Name, der in Beziehung zu dem Tanz *σίκιν(ν)ις* steht, *Βρίκων*, vielleicht der 'Bryger'. Allen diesen Bezeichnungen gemeinsam ist der fremdartige, barbarische Charakter der Namen, zu dem es gut paßt, wenn die Silene auch häufig in den hohen Stiefeln mit Pelzlaschen, deren thrakischen Ursprung Fr. an der Hand zahlreicher Kunstdenkmäler nachweist, auftreten. Wenig Individuelles tragen die weiblichen Namen an sich; es sind nach wie vor Nymphen-

namen wie die oben angeführten; hervorgehoben soll nur die hübsche Deutung des Namens *ΕΡΟΦΥΛΛΙΣ* werden, den Fr. wohl mit Recht als *Ἠροφυλλίς* liest und mit dem Frühlingsfest peloponnesischer Frauen, den *Ἠροσάνθεα* (Hesych), in eine Linie stellt. Eine engere Beziehung zu Dionysos verraten *Κισσίνη*, *Μαινάς*, *Θηρώ*, die Bakchantin als Jägerin, und *Ὠρείθυια*, 'die Windsbraut'.

Viel reicher aber wird die Ausbeute an Namen bei den rotfigurigen Vasen schönen Stils, und zwar treten jetzt die Frauennamen in den Vordergrund. Die Begleiterinnen des Dionysos tragen nicht bloß die geläufigen Nymphennamen und Gattungsbezeichnungen, wie *Μαινάς*, *Βάκχη*, *Σατύρα* (dieser Name nur einmal belegt), sondern auch die viel charakteristischeren Namen von Vegetationsgottheiten, die auch sonst mit dem Gotte des Weines zusammen auftreten, so *Εἰρήνη*, *Ὀπώρα* und *Ἥβη*. Sie führen die Namen der Frauen, welche die Sage als Geliebte, Mutter und Amme des Dionysos kennt, so *Ἀριάγνη* (= *Ἀριάδνη*), *Θυώνη*, aber auch der Inseln, wo der Kult des Gottes besonders blühte, so *Εὔβοια* und *Δῆλος*; *Λῆμνος* heißt ein Silen. An die Festfeier mit ihren Tänzen und ihrem orgiastischen Taumel erinnern *Παννυχίς*, *Τερψικώμη*, *Μέθη* und *Κραιπάλη*. Aber auch ein Hinweis auf die schönste Frucht, die der Dionysoskult in Athen getragen hat, fehlt nicht, indem mehrmals *Τραγῳδία* und *Κωμῳδία* als Bakchennamen vorkommen. Dem eudaimonistischen Zuge in der dionysischen Stimmung dieser Zeit tragen Namen Rechnung, wie *Παιδία*, *Εὐδία*, *Γαλήνη*.

Dem veränderten Geiste des bakchischen Kultes gemäß ist auch der halbtierische männliche Dämon mehr und mehr zum fröhlichen Zecher und harmlosen Schwärmer geworden. Neben den Namen, die noch aus älteren Vorstellungen stammen, heißt er u. a. jetzt *Διθύραμφος* (= *Διθύραμβος*), *Μόλκος* (= *Μόλπος*), *Κῶμος*, *Κίσσος*, *Θύρσος*, *Ἡδύοινος*. Gegenstücke zur *Ἀριάδνη* und *Θυώνη* sind *Μαρσύας* und *Οἰνοπίων*. Erwähnenswert ist endlich das Auftreten von Menschennamen für die Dämonen, wie *Δήμων*.

Nachdem die Verf. ihr Hauptthema erschöpfend behandelt hat, gibt sie noch einige Andeutungen, wie auch die Namengebung mitverwertet werden könnte, wenn man an eine umfassende Datierung der Vasen und an ihre Aufteilung an einzelne Ateliers schritte. Dann behandelt sie kurz das Verhältnis zwischen den Namen und der augenblicklichen Situation seines Trägers, wobei keine Konsequenz zu herrschen pflegt, und faßt endlich ihre Ergebnisse in einer Schlußbetrachtung zusammen.

Ein Verzeichnis der Vasen und ein sehr genaues Sach- und Namenregister erhöhen noch den Wert der trefflichen Schrift.

Wien. Dr. P. Wahrmann.

Robert Helbing, Auswahl aus griechischen Papyri. Berlin und Leipzig 1912 (Sammlung Göschen). 146 SS.[1]).

Die erste Auswahl aus griechischen Papyri veröffentlichte Lietzmann, Griechische Papyri, Bonn 1905 (2. Auflage 1910). In englischer Sprache erschien dann eine Auswahl von Milligan (*Selections from the greek Papyri*, Cambridge 1910). Später gab eine Auswahl der Oxyrhynchuspapyri heraus Laudien, Griechische Papyri aus Oxyrhynchos, Berlin 1912. Reichhaltiger als die beiden genannten deutschen ist die Auswahl, besorgt von dem bekannten Koineforscher Helbing. Vor der Laudienschen verdient sie schon aus dem Grunde den Vorzug, weil sie nicht auf eine einzige Gruppe von Papyri beschränkt ist, also vielseitiger sein kann. Sie zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Der erstere bringt in knapper Form alles, was zum ersten Verständnis der Urkunden nötig ist, handelt also über Geschichte der Papyrusfunde, Papyruspublikationen, Urkundenklassen, Schreibstoffe, Schrift, Datierung der Urkunden, Sprache der Papyri und Bedeutung der Papyri. Sehr dankenswert sind die Literaturangaben, die aus der großen Masse eine geschickte Auswahl treffen. In dem zweiten Teile folgen die Texte mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen. Die Auswahl (24 Urkunden) ist glücklich und vielseitig. Vor allem werden Privatbriefe berücksichtigt, was zu billigen ist. Die aufgenommenen Urkunden umfassen den Zeitraum vom Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr. bis zum VI. Jahrhundert n. Chr. Der Herausgeber hat es verstanden, die Urkunden so zu wählen, daß ihr Inhalt den Leser durchweg interessiert. Die Anmerkungen, in denen mit Recht auf das Sprachliche als das für den Anfänger Schwierigste das Hauptgewicht gelegt wird, bringen alles Wissenswerte. Hinweise auf sprachliche Zustände des Neugriechischen werden dem Benützer des Büchleins erwünscht sein. Eine faksimilierte Wiedergabe des Polykratesbriefes und ein grammatisches Register beschließen das Büchlein, das seinen Zweck, in die Papyrologie einzuführen, vortrefflich erfüllt.

Da das nützliche Büchlein ohne Zweifel in kurzer Zeit eine Neuauflage erleben wird, lasse ich hier für diese eine Reihe von Einzelbemerkungen folgen.

S. 7. Die Hauptstadt von Fajûm heißt nach dem Ausweis der Papyri *Κροκοδίλων*, nicht *Κροκοδείλων πόλις* (vgl. meinen Aufsatz *De Graeco nomine crocodili* in den Abhandlungen der Krakauer Akademie, Bd. 26 (1897) = *Prodromus gramm. pap. Graec.* — In dem Abschnitt „Die Schrift" fehlt die Belehrung, daß die Wörter in den Urkunden nicht getrennt geschrieben werden. —

[1]) Wir gewähren dem hochgeschätzten Fachgenossen bei der Bedeutung des Buches sehr gerne Raum für seine wertvollen Beobachtungen, die sich mit dem Inhalt der schon auf S. 120—122 aufgenommenen Anzeige R. Bitschofskys nur wenig berühren. Die Redaktion.

Der Satz: „Das Attische war schon im V. Jahrhundert ionisch gefärbt" (S. 26) wäre anders zu formulieren. — Unter der Literatur zur Bodenwirtschaft (S. 36) fehlt Waszynski, Die Bodenpacht. — Es wundert mich, daß meine und anderer Ausführungen zu den Katochen Helbing nicht überzeugt haben und daß er erst Wilckens Beweise abwartet (S. 63). — Daß Horos des Isiasbriefes ein Sklave der Familie ist (S. 65), ist unwahrscheinlich. Das zeigt schon der Umstand, daß die Isias ihrem Gatten erst erklären muß (Z. 25), wer dieser Horos ist. — S. 67, Z. 8 bietet der Papyrus *ἐκκ πλήρους*. — S. 75: „Das Schluß-ς in *πλεονάκι* fällt fort" war anders zu formulieren. — S. 77: Die Behauptung „die Modi des Aor. wechseln ohne merklichen Unterschied mit denen des Präs." ist unrichtig. — Ebd. steht *ἐπαναγκάσηι* für *-σαι* (wohl nicht lautlich; das Beispiel fehlt bei Mayser, S. 107). — Daß Berus des Hilarionbriefes (S. 79) Hilarions Mutter und Apollonarion dessen Kind sei, ist unsicher. Ebenda (Z. 4) soll es heißen: „im Auslaut nach (nicht: vor) auslautendem Vokal". — In der Übersetzung von Nr. 6 (S. 71) soll es statt: „der von uns. . .erhalten hat" eher heißen: „daß er von uns nehme" ; *τὸ ἑξῆς* derselben Urkunde heißt eher: „in der Zukunft". — Bemerkungen über die Nationalität der Personen wären häufiger erwünscht. — Die Erklärung von *κιτῶνα* (S. 99) genügt nicht. — *Προσκυνήσω τὴν χέραν* (S. 101, Z. 15) heißt eher „küsse", *τοῦ τῦβι μηνός* (S. 106, Z. 22) eher „für den Monat". Daß der studierende Sohn (S. 108) verheiratet sei, ist mir wenig wahrscheinlich. Der Plural (*ἀσπαζόμεθα*) umfaßt wohl auch die Sklaven. — S. 111 ist *Σαράπειδει* zu akzentuieren. — S. 112 heißt *πηρός* eher „Bettler" als „Krüppel". — S. 114, Z. 7 ist *χάριν τοῦτο* m. E. Akkusativ nach Analogie von *διὰ τοῦτο*; *γνοῦναι* Z. 16 halte ich für eine Analogiebildung. — S. 116. Die Form *Ἀντῶνις* hat mit dem Gefühlsleben nichts zu schaffen. — S. 124 *ὑιγένω* ist ungenau; das Wort lautete: *vijeno*. — S. 132 würde ich *σινδών* mit dem hebr. *sadin* nicht zusammenstellen. — S. 81 *ει* (Z. 2) ist in dieser vulgären Sprache nach mir *εἰ*, nicht = *ἤ*. — S. 133, Z. 5 könnte *ἤ* auch für *ἦ* stehen. — Wenn S. 81 dem Gotte die Person des Tapetheus näher erklärt wird, so ist zu beachten, daß es wohl mehrere Personen dieses Namens in dem betreffenden Orte gegeben hat. — Ein Sachregister wäre erwünscht gewesen (z. B. über das Geld usw.). S. 136 über die Politike wäre vorsichtiger zu fassen; vgl. dazu die in meinem Berichte bei Bursian, Bd. 159, S. 268 f. verzeichnete Literatur.

Von Druckfehlern nenne ich: *ἀποστάσαι* S. 84, Z. 27, lies *-σπάσαι*; S. 115 lies Ptz. statt Prinzipien; S. 58 lies *z* statt ζ („ζ wird vor *μ*. . ."); S. 89 lies *Πτολεμαίου* (Z. 23); S. 20 ist *ἀριθμός. μοῦ* irreführend (lies *-μοῦ*). Die Wörter sind mitunter auseinandergerissen (z. B. S. 81 *Ταπεθεῦ* [*τι*), Klammern

hie und da irrtümlich gesetzt (z. B. S. 83 Αὐτοκ]ρά]τορος, S. 84 Σα[ρα[ρεῦς), auch einige Akzentfehler untergelaufen.

Ich wünsche dem trefflichen Büchlein viele Leser und viele Auflagen.

Lemberg. Stan. Witkowski.

P. Ovidi Nasonis Metamorphoses. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit Anmerkungen für die häusliche Präparation versehen von Dr. Paul Brandt. I. Teil: Text nebst einem Anhang: Lesestücke zum Extemporieren. — II. Teil: Anmerkungen. VI und 258 SS. Leipzig 1913, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Vorangeschickt ist dem Texte eine kurze, schwungvoll geschriebene Einleitung über Ovids Leben und Werke. Die Auswahl selbst ist reichhaltig und geschickt. Erzählungen aus der römischen Sage und Geschichte sind weggelassen, weil sie, wie der Verf. im Vorwort sagt, erfahrungsgemäß nicht gelesen werden; immerhin hätte z. B. die Apotheose Cäsars noch Platz finden können. Sehr instruktiv für den Schüler sind die deutschen Einleitungen, die den Stücken meist vorangeschickt werden.

Manche Stücke hätten besser abgerundet werden können, so z. B., um nur einiges anzuführen, die Geschichte von Dädalus. Der Bau des Labyrinths und die Entführung der Ariadne durch Theseus ist für die folgende Erzählung so unwesentlich, daß es ganz gut hätte wegbleiben können, zumal der Verf. ja in der Einleitung zu diesem Stücke davon gesprochen hat. Ähnliches gilt von der Erzählung von Philemon und Baucis. Wozu die paar Verse über den Besuch des Theseus bei Achelous vorangeschickt werden, die doch wieder durch einen deutschen Zwischentext von der Haupterzählung getrennt werden müssen, ist nicht recht einzusehen. Auch hier hätten die Orientierungsbemerkungen genügt. Ganz neu, sagt der Verf. im Vorwort, erscheint in der vorliegenden Ausgabe der kurze Anhang mit fünf Lesestücken zum Extemporieren. Nun kann man über das Extemporieren allerdings verschiedener Meinung sein und es fragt sich, ob es besser ist, *ad hoc* einzelne Stücke auszuwählen oder bei den eben in Behandlung stehenden Stücken dort, wo sich eine leichtere Stelle findet, aus dem Stegreif weiter übersetzen zu lassen. Aber stellen wir uns einmal auf den Standpunkt des Verf.s, so ist doch sicherlich erstes Erfordernis, daß die Stücke kurz und nicht schwer sind, so daß sie längstens in einer Lehrstunde erledigt werden können. Dem entsprechen aber Stücke wie Die Myrmidonen (167 Verse), Erysichthon (122 Verse), Streit um die Waffen des Achilles (385 Verse) durchaus nicht. Wenn aber, wie der Verf. meint, der Lehrer längere Partien übernehmen soll, dann ist es keine Stegreiflektüre mehr. Wo bleibt denn dann der Nutzen des Extemporierens für den Schüler überhaupt?

Was die Textesgestaltung anbetrifft, so ist sie sorgfältig und den Forschungsergebnissen entsprechend. Die Abweichungen von der Merkelschen Ausgabe sind zum Schlusse des Buches angefügt[1]). Wünschenswert wäre es, wenn auch ihre Urheber genannt würden. Auf einige Einzelheiten, die bei der Durchsicht auffielen, möchte Referent hinweisen: 3, 62 (I 226) wäre *contentus eo est* nach Siebelis-Polle vorzuziehen. — 3, 134 (I 307) ist *ubi sistere detur* nicht besser wie das handschriftliche *possit* oder *posset*, wie Magnus schreibt. — 5, 31 (II 31) würde *ipse* (Konjektur von Magnus) vor *inde* den Vorzug verdienen. — 17, 66 (VII 69) würde das handschriftliche *vocas* schon mit Rücksicht auf das folgende *speciosaque nomina culpae imponis* der Stelle mehr entsprechen als *putas*. — Ebd. 236 (247) taucht das schon von Magnus gerügte *aeneaque* statt *alteraque* wieder auf. — 19, 44 (VIII 304) würde das von Siebelis-Polle aufgenommene *prolesque* statt *proles* dem Schüler das Verständnis der Stelle erleichtern. — Vorzuziehen wäre auch das handschriftliche *servat* für *superat* 25, 23 (XII 23) und *perstringit* für *perfringit* 26, 105 (XII 273).

Die Beistriche, die in dieser Ausgabe sehr häufig gesetzt werden, sind manchmal direkt störend, z. B.: 5, 141 (II 141) *melius quam tu tibi, consulat opto*. — 17, 23 f. (VII 23 f.) *vivat, an ille occidat, in dis est*. — 20, 52 (VIII 635) *nec refert, dominos illic, famulosne requiras*.

In der Schreibung wäre mehr Einheitlichkeit erwünscht. 3, 39 (I 201) steht *extinguere*, 19, 33 (VIII 293) aber *exspectant*; 8, 86 (III 599) *inmittor*, 13, 13 (V 358) *immissus*; 19, 29 (VIII 289) *adflatibus*, 32, 61 (VII 551) *afflatu*. Ebenso wechselt die Schreibung von *exsul*, *exsilio* mit *exul*, *exilio* usw. Warum 17, 235 (VII 247) *bacchi* klein geschrieben wird, wenn ohnehin im Kommentar *bacchi* = *vini* erklärt wird, ist nicht einzusehen. Ähnlich steht 21, 151 (IX 251) *vulcanum* (statt *Volcanum*) und 35, 208 (XIII 208) *martis*.

Im Namensverzeichnis, das zuverlässig ist, hat der Verf. richtig alles weggelassen, was allgemein bekannt ist oder bei dem das Register nichts sagen könnte, als was im Text steht. Aber nach demselben Prinzip hätte doch auch wegbleiben können *Aestas*, *Hiems*, *Frigus*, *Insania*, Personifikation des Sommers usw., oder *Fortuna* Göttin des Glücks, *India* Indien; denn auch bei diesen Eigennamen fällt es gewiß keinem Schüler ein nachzuschlagen. Dagegen sagt z. B. *Hyperion* „anderer Name für Sonnengott" doch gar zu wenig.

Einige Druckfehler sind im Text noch stehen geblieben: 8, 161 (III 675) *sannamque*; 13, 163 (V 537) *callenti*; 21, 18 (IX 115) *Qandoquidem*. S. V, Z. 17 v. u. steht: aus der Römi-

[1]) Statt 32, 115 sq. soll es heißen 32, 116 sq.

schen Sage; S. 3, Z. 20 v. u. näheres; S. 4, Z. 15 v. o. etwas ganz schlimmes, ebd. Z. 23 v. o. etwas unwürdiges.

Dem Kommentar sind einige Regeln vorangeschickt, die „ein kluger Junge" sich gleich zu Anfang einzuprägen hat, weil sie auf jeder Seite des Textes vorkommen. In den Anmerkungen wird darauf mit s. R. 1, s. R. 2 usw. verwiesen. Bei R. 5 (Ablat. ohne Präposition) hätte auch der lokale Ablativ statt *in* mit Ablativ angeführt werden können; es wären dann Erklärungen wie *dum* ⟨*in*⟩ *hoc luco* zu 13, 46; *fronte*: *in fronte* zu 3, 94; ebd. 164 denke: *medio* ⟨*in*⟩ *ponto*, Dinge, die ebenfalls häufig genug vorkommen, überflüssig gewesen. Dasselbe gilt vom Dativ beim Passiv statt *ab* mit Ablativ, z. B. zu 3, 162 *sumitur illi* = *sumitur ab illo.*

Die Erklärungen sind knapp, aber im allgemeinen für den Schüler ausreichend. Zum Anhang (Lesestücke zum Extemporieren) fehlen sie. Im einzelnen wäre zu bemerken: 3, 90 (I 263) *inductas* „zusammengeballte" entspricht nicht der Bedeutung von *inducere* (heraufführen, also *caelo* „die den Himmel bedeckenden Wolken" oder *terris* (vgl. I 338) „die über die Erde gebreiteten, über ihr hängenden Wolken". — Ebd. 152 (I 325) Konstruiere: *de* ⟨*hominibus*⟩ *modo tot milibus*, unrichtig! — Ebd. 164 (337) *ubi aera concepit* „sobald sie sich mit Luft gefüllt hat, nämlich durch das Hineinblasen"; nicht eben schön. — Ebd. 197 (370) *iam vada nota secantes* „die doch schon die gewohnten Furten durchkreuzten" könnte leicht zu einem Mißverständnis führen; warum nicht: „die ihr gewohntes Bett durchströmten"? — Ebd. 218 (391) *sollertia* „Erklärung" doch gar zu „frei", da nützt auch das folgende „eigentlich: unsere Erfindungskraft, das Orakel zu deuten" nichts; es ist doch einfach „Scharfsinn". — Ebd. 309 (312) *pariter animaque rotisque expulit* „er schmetterte ihn zugleich aus dem Leben und aus dem Wagen" ist ebenso unschön und sprachlich bedenklich wie ebd. 360 (363) *cortex in verba novissima venit* „die Rinde trat zwischen die letzten Worte". — 13, 59 (V 404) *excutit* heißt nicht „locker lassen", sondern „(heftig) schütteln". — 15, 101 (VI 246) *membra solo posuerunt* „die Glieder sanken zu Boden" klingt etwas komisch. — Zu 16, 45 (VI 357) lesen wir: „Über die Quantität von *dederītis* frag deinen Lehrer"; nicht übel, hätte aber die Antwort nicht ebensogut der Verf. geben können? — 22, 37 (X 37) *usum* „Nutznießung" unschön. — Ebd. 117 (136) bemerkt der Verf.: „Der arme Junge weint so lange, bis er ganz blaß geworden ist". Dazu *sanguine egesto* „als das Blut erschöpft war"; ob jetzt wohl die Stelle dem Schüler ganz klar ist? — 26, 240 (XII 408) *cultus* „Chik, Eleganz"; hätte sich nicht ein deutsches Wort finden lassen? — Manches ist recht überflüssig, z. B.: 18, 72 (VIII 228) *non ullas* = *nullas.* — Ebd. 73 (229) *ora* plur. von *os.* Dagegen ist bei der gewiß schwierigen Stelle 3, 215 f. (I 388 f)

verba datis sortis obscura caecis latebris dem Schüler keine Übersetzungshilfe geboten. — 15, 7 (VI 152) wäre die Ellipse *sed enim* „aber freilich" zu erklären gewesen. — 16, 17 f. (VI 329) wird zu der durch die vielen Beistriche erst recht unklar gewordenen Stelle: *Naiadum, Faunine foret tamen ora, rogabam, indigenaeve dei* zwar eine Übersetzung gegeben, aber keine Erklärung dieser eigentümlichen, dem Schüler gewiß nicht geläufigen Form des Fragesatzes.

Wien. Josef Kucsko.

A. Cornelius Celsus, eine Quellenuntersuchung von Max Wellmann. Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kiessling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff. XXIII. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 138 SS. Preis Mk. 5·—.

Abgesehen von allgemeinen Bemerkungen über die Quellen des Celsus, sei es in medizinhistorischen, sei es in philologischen Werken, hat es bis heute keine zusammenhängende Untersuchung über diesen wichtigen Gegenstand gegeben, so daß das Buch von Wellmann eine Lücke unserer Wissenschaft auszufüllen berufen ist und tatsächlich auch ausfüllt; denn wie man sich auch immer zu ihm stellen mag, ob man alle Ergebnisse der tiefgründigen Forschung billigt oder manchem gegenüber lieber Zurückhaltung übt, das eine steht fest, daß wir jetzt deutlich die Bausteine sehen, aus denen sich das medizinische Lehrgebäude des C. oder, wie wir nach W. sagen sollen, der Vorlage des C. zusammensetzt.

Vier Namen griechischer Ärzte sind es, nach welchen W. vier Kapitel seines Buches überschrieben hat: Hippokrates, Meges, Herakleides von Tarent, Asklepiades (und seine Schule). Das geistige Eigentum dieser Männer hat nach W. die griechische Vorlage des C. benützt, um jenes wundervolle Werk erstehen zu lassen, dessen Übersetzung bei C. vorliegt; denn (S. 4) „sein hohes Verdienst besteht darin, daß er mit feinem Urteil seiner Übersetzung eines der geistvollsten Lehrbücher der Heilkunde zugrunde gelegt .... hat". Ja C. soll mit Ausnahme weniger Zusätze so wortgetreu übersetzt haben (S. 5), „daß er sich nicht scheut, im eigenen Namen zu reden, wo er doch nur die Meinung seiner Vorlage wiedergibt". Diese von W. in der Einleitung dargelegten Sätze stehen im Widerspruch zu der bisherigen Auffassung von C.' Persönlichkeit, derzufolge er zwar kein Fachmann war (so jetzt auch Schanz, Gesch. d. röm. Lit. II 2³, 429), aber, wie Cicero für die Philosophie, von dem Bestreben erfüllt war, „das Beste, was die großen griechischen Mediziner der Vorzeit geschaffen, zu körperlichem Nutz und Frommen seiner Landsleute in einer auch der Laienwelt verständlichen Darstellung zusammenzufassen" (J. Ilberg, Neue Jahrbücher XIX 388), so daß ihm ein

bedeutend größerer Grad von Selbständigkeit zugebilligt wurde, als dies W. will. Dieser Gegensatz erheischt eine Prüfung der von W. angeführten Gründe. In erster Linie beruft er sich auf Quintilians abfälliges Urteil über C. (Inst. XII 11, 24). Aber man sollte nicht vergessen, daß Quintilian sich schwerlich zu einer objektiven Beurteilung des C. aufschwingen konnte, dessen Behandlung der Rhetorik in der Enzyklopädie ihm, dem Fachmann, wenig sympathisch gewesen sein dürfte, soviel er sich ihm auch vielleicht angeschlossen haben mag (vgl. Woehrer, *Diss. philol. Vind.* VII 129 ff., Schanz a. a. O. 426, Teuffel, Gesch. d. röm. Lit. II[6] 203 nr. 6). Ferner sieht W. in dem pseudo-celsianischen Brief vor des Marcellus *De medicamentis liber* einen Beweis dafür, daß den ärztlichen Kreisen des ausgehenden Altertums die von ihm erschlossene Arbeitsweise des C. noch bekannt war (S. 5). Aber abgesehen davon, daß wir es hier mit einem sehr fragwürdigen Zeugnis zu tun haben, scheint es mir nicht richtig, etwas zur Stütze einer Hypothese zu benützen, von dem sicher ein Teil für das Vorliegende unzutreffend ist, ich meine den Satz: *nec necessariam curam cultus orationis putavi;* die *cura cultus orationis* muß ja auch W. dem C. uneingeschränkt einräumen (S. 5, vgl. J. Ilberg a. a. O. 387). Endlich verweist W. auf die sonstigen lateinischen medizinischen Werke, die nichts anderes als Übertragungen entsprechender griechischer Schriften darstellen, auf *Scribonius Largus, Vindicianus, Theodorus Priscianus, Cassius Felix* und *Caelius Aurelianus.* Doch scheinen mir die letztgenannten Autoren, als dem 4. und 5. Jahrhundert angehörig, nicht passend zum Vergleich herangezogen und gerade der Hinweis auf Scribonius Largus spricht m. E. gegen W.s Annahme, da schwerlich jemand eine gewisse Selbständigkeit dem Verfasser der *Compositiones* streitig machen wird. Ich glaube, die Gründe, die W. für seine Hypothese anführt, sind nicht stichhältig und, solange nicht durchschlagende beigebracht werden, wird man sich nicht entschließen dürfen, die Verdienste, die man bisher C. zuschrieb, dem trotz W.s geistreichen Ausführungen (im V. Kapitel) uns wissenschaftlich kaum erkennbaren Leibarzt des Tiberius, Cassius, zuzusprechen.

Umso fester begründet sind die oben erwähnten vier Kapitel, die den eigentlichen Kern der Untersuchung darstellen. Kapitel I beschäftigt sich mit Hippokrates. Der schon durch Darembergs Ausgabe äußerlich erkennbare bedeutende Einfluß der unter dem Namen des großen Koers gehenden Schriftenmasse auf C.' Werk wird hier vollauf bestätigt und in das richtige Licht gerückt durch den sehr wahrscheinlichen Nachweis, daß nicht der ursprüngliche Hippokrates, sondern eine sachlich geordnete Zusammenstellung von Hippokratischen Sätzen zugrunde gelegt ist. Besonders interessant sind die Beobachtungen über das Verhältnis des C. zu den Hippokratischen Schriften *Περὶ διαίτης ὑγιεινῆς* und *Περὶ*

διαίτης, wodurch W. dazu kommt, eine uns verlorene Schrift des Hippokrates über Hygiene zu postulieren, deren Spuren im Schriftenverzeichnis des *Vatic. Gr.* 276 und im Lexikon des Erotian vorhanden sind. Ebenso gehaltvoll ist das dem Meges gewidmete II. Kapitel, der namentlich in den chirurgischen Partien benützt erscheint, wie eine Zusammenstellung mit Oribas deutlich zeigt. Im 6. Buche ist Herakleides von Tarent eine wichtige Quelle, der wahrscheinlich auch für die Pharmakologie und Iologie des 5. Buches herangezogen wurde. Am ausführlichsten beschäftigt sich W. mit Asklepiades und seiner Schule. In der Diätetik, allgemeinen und speziellen Therapie ist ohne Zweifel viel Asklepiadeisches Gut enthalten; doch spricht manches dafür, daß der Bithynier nicht unmittelbar, sondern durch das Medium seines Schülers Titus Aufidius benützt ist.

Die Erwähnung des letzteren bringt mich auf das Nachwort, wo W., nachdem er die von ihm früher angenommene Hypothese, Titus Aufidius sei die Hauptquelle des C., für unmöglich erklärt hat, auf die Anzeige der Celsusausgabe von Marx hinweist, der in Titus Aufidius „eine wichtige, vielleicht die einzige Vorlage des Celsus" erblickt. Man sieht, das letzte Wort in der Quellenfrage des C. ist noch nicht gesprochen; ob mit der Einquellenhypothese überhaupt das Richtige getroffen ist, scheint mir zweifelhaft. Dessen ungeachtet stellt das Buch von W. sicher einen Hauptbeitrag zu dem in Frage stehenden Thema dar, wie es bei dem reichen Wissen und sicheren Urteil seines Verfassers gar nicht anders zu erwarten ist.

München. Dr. H. Lackenbacher.

Die Kultur der Gegenwart herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1912, Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII und 582 SS. 8⁰. Preis geh. 12 Mk., geb. 14 Mk.

Die erste Auflage, die im Jahrgang 1906 dieser Zeitschrift S. 880 ff. ausführlich von mir und Prof. E. Hauler besprochen worden ist, war so rasch vergriffen, daß schon nach Jahresfrist eine neue Auflage in Angriff genommen werden mußte. Trotzdem wies sie zahlreiche Verbesserungen auf und insbesondere die römische Literaturgeschichte von Leo erfuhr jenen Ausbau, der sie zu einem wahren Meisterwerk erhob. Nur U. v. Wilamowitz begnügte sich damals mit einem unveränderten Abdruck und es ist daher aufs wärmste zu begrüßen, daß er sich in der dritten Auflage zu einer volleren Ausgestaltung entschloß. „Es gibt kein Kapitel innerhalb

der Darstellung, das nicht des Autors bessernde Hand verrät, aber als besonders bereichert müssen die vier Abschnitte der lyrischen Poesie in der hellenistischen [so das Vorwort statt „hellenischen"] Periode, der attischen Poesie und Prosa und des Hellenismus ausdrücklich hervorgehoben werden". Der Umfang ist dadurch um fünf Druckbogen angewachsen, so daß jetzt die griechische Literaturgeschichte mehr als die Hälfte des ganzen Bandes einnimmt und so schon äußerlich erkennen läßt, was von Anfang an alle rückhaltlos anerkannt haben, daß sie das Kernstück des Ganzen ist. Auch die Anlage hat v. W. nunmehr zu ihrem Vorteil verschoben: Terpander und Alkman sind an die Spitze der Lyriker gesetzt, Pindar und seine Zeitgenossen in den ersten Abschnitt aufgenommen worden. Der Hauptgewinn der Erweiterung liegt darin, daß jetzt auch die ältere Zeit mehr als früher zu ihrem Rechte gekommen ist und die schöpferische Kraft dieses führenden Geistes somit ein in allen Teilen gleichmäßig ausgeführtes Bild einer in der Kultur der Menschheit einzigen Entwicklung vor unseren Augen entrollt.

Zu so tiefem Danke diese künstlerisch wie wissenschaftlich hochstehende Leistung verpflichtet, drängt sich doch daneben ein Gefühl der Wehmut auf, daß drei von den sechs Mitarbeitern nicht mehr unter uns weilen: dem Begründer der byzantinischen Philologie sind Skutsch und Leo gefolgt, mitten aus hoffnungsreichster Tätigkeit herausgerissen, Leo kurz, nachdem er den ersten Band seiner großangelegten Literaturgeschichte herausgegeben hatte. Aber gerade in diesem Nationalwerk haben sie sich alle ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das ihr Gedächtnis in weitesten Kreisen lebendig erhalten wird.

Innsbruck. E. Kalinka.

Verhandlungen der zweiundfünfzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg vom 29. September bis 3. Oktober 1913. Im Auftrage des Präsidiums herausgegeben von Rudolf Klee. Leipzig, Teubner 1914. VIII und 217 SS. 8⁰.

Der stattliche Band orientiert vorzüglich über die anregende und fruchtbare Marburger Tagung. Denen, die nicht daran teilgenommen haben, wird damit die Möglichkeit geboten, an der Hand gedrängter, aber alles Wesentliche hervorhebender Referate klaren Einblick in die Fülle der Verhandlungsgegenstände, der Vorträge und der sich vielfach an sie anschließenden Diskussionen zu gewinnen; den Teilnehmern aber wird es nicht minder erwünscht sein, empfangene Eindrücke wieder aufleben zu lassen, Gehörtes wieder aufzufrischen, notgedrungen Versäumtes nachzuholen. Denn die allgemeinen Sitzungen konnten wohl alle besucht werden, nicht aber die Sektionssitzungen wegen der unvermeid-

lichen Kollisionen, denen durch die praktische Einrichtung kombinierter Sektionssitzungen natürlich nur zum Teile abgeholfen werden konnte. Hier findet sich nun alles bequem und übersichtlich vereint. Zuerst der Bericht über die fünf allgemeinen Versammlungen, dann der über die kombinierten Sektionssitzungen und über die Sitzungen der einzelnen Sektionen. Daran schließt sich der Festbericht; brachten doch die Marburger Tage neben ernster Arbeit auch eine Reihe festlicher Veranstaltungen und Vergnügungen. Allen voran der Erwähnung wert die gelungenen Aufführungen der Spürhunde des Sophokles, der Schiedsgerichtsszene aus den Epitrepontes des Menander und der Rüpelszenen aus dem Peter Squenz des Andreas Gryphius; ebenso lehrreich wie unterhaltend war auch die nach der Schlußsitzung unternommene Studienfahrt nach der Saalburg. Auf das Verzeichnis der an die Teilnehmer verteilten Festschriften folgt schließlich noch die Liste der Teilnehmer (über 800).

Die gediegene Publikation entwirft ein vollständiges und treues Bild der Marburger Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die Zeugnis ablegte nicht nur für regen wissenschaftlichen Fortschritt, sondern auch für das ebenso erfreuliche wie für beide Teile förderliche werktätige Zusammengehen von Hoch- und Mittelschule.

Wien. J. Mesk.

Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften. VIII. Band: Epigraphische und numismatische Schriften. Erster Band. Berlin, Weidmann 1913. X und 626 SS. 8⁰. Preis 18 Mk.

Nach dreijähriger Pause erscheint wieder ein Band dieser kostbaren Sammlung, welchen wir der Sorgfalt und Sachkunde H. Dessaus, der von O. Hirschfeld beraten und unterstützt wurde, verdanken. Er führt uns als erster auf ein wissenschaftliches Gebiet, welches Theodor Mommsen noch mehr als irgend ein anderes mit unerreichter Meisterschaft, überall bahnbrechend, grundlegend und organisierend, beherrscht hat: auf das der römischen Epigraphik. Zwei große Gruppen seiner einschlägigen Arbeiten bilden im wesentlichen den Inhalt des stattlichen Bandes, die Serie der „Epigraphischen Analekten" und die der „*Observationes epigraphicae*". Erstere, erschienen in den Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig in den Jahren 1849 bis 1852, also in Mommsens Frühzeit, offenbaren schon auf Schritt und Tritt die selbst in der Behandlung von Einzelheiten stets auf das Große gerichtete Weite der Anschauung, das Ringen des überlegenen Kritikers mit einem noch mangelhaft und vielfach kritiklos überlieferten Stoffe. Man bewundert schon hier in der weitausgreifenden Wahl der behandelten Urkunden, worunter auch

manche auf römische Verhältnisse bezugnehmende griechische Inschriften sich finden, und in der ausgebreiteten, jederzeit aus den ersten Quellen schöpfenden Gelehrsamkeit die alles durchleuchtende Universalität des Mommsenschen Geistes, der selbst dort, wo er irrte, durch die neue und originelle Auffassung, in welche er die Probleme rückte, diese der richtigen Lösung näher brachte. Man erkennt aber auch in den Betrachtungen über epigraphische Handschriften, in den temperamentvollen Vorstößen gegen Inschriftenfälscher und Interpolatoren das rasche Emporwachsen des damals in den Dreißigern stehenden Mommsen zu einem Großmeister der epigraphischen Kritik, das Werden und Erstarken jener methodischen Grundsätze, deren praktische Durchführung in den *Inscriptiones Regni Neapolitani* (1852) und den *Inscriptiones Confoederationis Helveticae* (1854) den willensstarken Geist des großen Arbeiters und Organisators auf die letzte große Aufgabe, das *Corpus inscriptionum Latinarum,* hindrängte und vorbereitete. So liegt in diesen „Epigraphischen Analekten" auch ein interessantes Stück der Vorgeschichte des lateinischen Inschriftencorpus und der Methodik der Inschriftenkunde überhaupt beschlossen, und wir müssen dem Herausgeber warmen Dank dafür zollen, daß er diesen köstlichen Inkunabeln Mommsenscher Inschriftenkritik, nur mit leisem Fingerzeig in kundigen Anmerkungen die spätere Fortführung der Probleme durch Mommsen selbst und andere bis in die neueste Zeit andeutend, den vollen Reiz der Ursprünglichkeit und damit auch ihren fortwirkenden Nutzen zu wahren verstand. Ausgeschlossen sind aus der vorliegenden Sammlung nur einige wenige Nummern, die durch spätere Arbeiten Mommsens völlig veraltet sind.

Wie die „Analekten" den jugendlich strebenden und kämpfenden Mommsen, so zeigen uns die *„Observationes epigraphicae"*, denen zum Schluß die große Abhandlung über die Akten der Säkularspiele angehängt ist, die Arbeiten also, welche Mommsen während zweier Dezennien (1872—1892) zu der von ihm als Ergänzung des Corpus begründeten *Ephemeris epigraphica* beigesteuert hat, den großen Meister auf der reifen Höhe seines Schaffens. Wir sehen ihn emsig beschäftigt, die Glaubwürdigkeit epigraphischer Gewährsmänner nachzuprüfen, mit Unrecht verdächtigte Inschriften zu Ehren zu bringen, zahlreiche schon bekannte, besonders aber neugefundene wichtige Urkunden, wie sie aus allen Provinzen des römischen Orbis ihm als dem epigraphischen Orakel zur Erklärung und Veröffentlichung vorgelegt wurden — auch ein Berliner Papyrus vom J. 156 ist darunter — zu edieren und zu erläutern. Wahre Kleinode der epigraphischen Überlieferung, Stücke, die der Historiker der römischen Kaiserzeit und der Bearbeiter des römischen Staatsrechtes immer wieder heranziehen muß, sind hier vor uns ausgebreitet in der köstlichen Fassung Mommsenscher Gelehrsamkeit, die ihren Glanz erhöht. In den eindringenden Kommentaren zu diesen Denkmälern, da-

neben aber auch in einer Reihe selbständiger Abhandlungen werden die verschiedensten Fragen des Namenwesens und der Personenkunde, des Staatsrechtes und der Verwaltuug, des Heerwesens und des Kultus, soweit sie vorwiegend aus den Schätzen der Epigraphik Licht empfangen, in bunter Abwechslung und reicher Fülle erörtert. Die „*Observationes epigraphicae*" bilden einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil des gewaltigen Lebenswerkes Mommsens; aber eine aufmerksamere Durchsicht auch nur dieser fast durchaus zu verdienter Berühmtheit gelangten Aufsätze zeigt immer wieder von neuem, welche nachhaltigen Antriebe die gesamte Erforschung der römischen Vergangenheit durch Mommsen erhalten hat, und wieviel von den Ergebnissen seiner weitausgreifenden Untersuchungen die Probe der kritischen Nachprüfung und des so massenhaft zuwachsenden Materials bestanden hat. Wie dem Inhalte nach, so bedeuten die „*Observationes*" auch durch ihre sprachliche Form einen Höhepunkt wissenschaftlicher Darstellung und sind eine Schule für den lateinisch schreibenden Altertumsforscher: nicht so bald hat einer der Neueren das Organ der Latinität mit so vollendeter Meisterschaft und persönlicher Eigenart zu handhaben verstanden, wie Theodor Mommsen.

In der Bewunderung des von Mommsen hier Geleisteten dürfen wir jedoch nicht der Dankespflicht gegen den Herausgeber H. Dessau vergessen; durch seine vorzüglichen Anmerkungen, welche überall den Zuwachs neuen Materials und die neuere Literatur aufs gewissenhafteste registrieren, gewinnt die Folge der „*Observationes*" noch erhöhte Brauchbarkeit. Dem imponierenden Denkmal, welches die Pietät sachkundiger Schüler und Freunde der Größe Mommsens durch die Sammlung und Sichtung seiner Schriften errichtet, ist durch die Herausgabe dieses Bandes ein wichtiges und stattliches Bauglied eingefügt worden.

Prag. A. v. Premerstein.

Wirklichkeit und Sprache. Eine neue Art der Sprachbetrachtung von Prof. Ludwig Wyplel. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1914. 172 SS. Gr.-8°[1]).

Sonntagsleser sind es nicht, an die sich das vorliegende Buch wendet. Nach Inhalt und Darstellungsweise beansprucht es die vollste Aufmerksamkeit des Lesers, zumal der Verf. ein ganz neues Lehrgebäude errichtet, wobei er sich nur selten in wesentlichen Punkten auf Vorgänger stützen kann. — Unter I (Einführung in die neue Art der Sprachbetrachtung) vertritt W. zunächst den

---

[1]) Die Bedeutung des Buches wird es rechtfertigen, daß wir nach der auf S. 428 ff. abgedruckten Anzeige Prof. Friedwagner noch zwei uns zur Verfügung stehende Gutachten veröffentlichen. Die Redaktion.

Gedanken, daß mehrdeutige Wörter nur im Satzzusammenhang oder, was dasselbe ist, durch die Rücksicht auf die Wirklichkeit eindeutig werden. Denn 'der Begriff verhält sich dem Satz gegenüber gerade so, wie das Ding der Wirklichkeit dem Vorgang gegenüber, der im Satze zum Ausdruck kommt'. S. 14. Anläßlich der Frage nach dem Verhalten der verschiedenen Begriffe im selben Satzzusammenhange führt W. die Sätze vor: Der Bäcker erzeugt Brot, der Schneider macht Kleider, der Schriftsteller schreibt ein Buch . . . und illustriert alsdann den Satz: 'Es ist möglich, die Worte aus dem Satzzusammenhang in Gruppen aufzuteilen, bzw. die Sachen nach dem Anteil, den sie an den entsprechenden Vorgängen der Wirklichkeit haben'. S. 15. Er bezeichnet Worte wie Bäcker, Schneider, Schriftsteller . . ., die auf Schaffende hinweisen, bei Vorgängen des Erzeugens als die vorausbestimmten Subjekte, Worte wie Brot, Kleider Buch — alles Erzeugte — als die prädestinierten Ergänzungen im vierten Fall. Er spricht von prädestinierten Umständen des Mittels, des Stoffes (Hammer, Zange, Holz, Stein), von Worten, die zueinander im Verhältnis des Teiles zum Ganzen (Krug, Henkel; Kirche, Turm), die im Verhältnis des Besitzers zum Besitze stehen und die prädestinierten Ergänzungen in Sätzen mit mehrfachem Objekt sind oder Genitivfügungen, bzw. Fügungen mit präpositionalem Attribut ergeben (Turm der Kirche, Kirche mit dem Turm) usw. — Die Natur des Zeitwortes charakterisiert W. zusammenfassend dahin: Ist die Ergänzung (im vierten Fall) etwas Werdendes, ein Werk, dann bezeichnet das Zeitwort ein Anfertigen, Machen, bzw. das Gegenteil: vernichten, zerstören ('der Schmied schmiedet die Sense'). Bezeichnet es hingegen das Umzuformende, das Rohmaterial ('der Schmied schmiedet das Eisen'), dann erfassen wir den Vorgang in der Wirklichkeit als Veränderung (im engeren Sinne). Entsprechen die Ergänzungen Dingen, die im Verhältnis des Teils zum Ganzen stehen, so ist der Satz der Ausdruck für einen Vorgang der Wirklichkeit, der als Zusammensetzung oder Trennung erfaßt worden ist: der Tischler befestigt den Deckel an der Kiste. 'In ähnlicher Weise erfaßt die Sprache das Orts- oder Besitzverhältnis. Die Person oder Sache, deren Lage bestimmt wird, bzw. der Besitz wird dann als Teil gefaßt, der zum Ganzen hinzukommt; der Ort aber und der Besitzer als Ganzes' (S. 21). So einerseits bei setzen, legen, anderseits bei geben, verkaufen, leihen usw. Darnach zerfallen auch die entsprechenden Sätze in derartige Gruppen, in den Typus der Veränderung (im engeren Sinn) und in den der Zusammensetzung und Trennung, welch letzterer wiederum das Besitz- und Ortsverhältnis in sich begreift. — Erweitert werden diese Gesichtspunkte in II (Die konkreten Satzformen), dem weitaus umfangreichsten Abschnitte des Buches; er umfaßt nahezu dessen Hälfte. Aus der Betrachtung über den Typus der Veränderung sei die Stelle (S. 35) herausgehoben: 'Alle diese Sätze, die Vorgänge der

Veränderung wiedergeben, sind in allen Sprachen gleich gebaut, haben dieselbe Form. Diese Satzform ist ein Ergebnis der Beobachtung und charakteristischen Erfassung der Wirklichkeit. Aber nicht nur das Satzganze selbst, auch Benennung und Anordnung der Satzglieder gehen auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben es schon oben hervorgehoben: der Urheber der Veränderung ist Subjekt; das Umzuformende, das Werk: Ergänzung im vierten Fall; das Zeitwort aber gibt an: Umfang und Art der Veränderung. Man kann also in Bezug auf den Typus der Veränderung sagen: es ist der Inhalt, 'der sich die Form geschaffen hat'. — Welche Nebenfragen hier behandelt werden, ersehe man aus einigen aus dem Zusammenhang leicht lösbaren Stellen. In Fällen wie 'der Schmied formt das Eisen mit dem Hammer', 'er vollendet das Werk mit zwei Gesellen' tritt zu einer Veränderung die Vorstellung einer Zusammensetzung (der Schmied mit dem Hammer, mit den Gesellen) hinzu. Es liegt also in diesem Falle die Vermischung zweier Typen vor, des der Veränderung und des der Zusammensetzung (S. 39.) 'Der Schmied verarbeitet Eisen zu Nägeln'. 'Christus machte jeden Markt zum Tempel'. Hieran knüpft (S. 40) die Bemerkung, daß in einem Falle das Rohmaterial naturgemäß als Ursprung des entstehenden Werkes, als Ort der Herkunft erfaßt wird, im anderen Falle, ebenso naturgemäß, das vollendete Werk als Ziel erscheint. 'Diese Veränderungen sind also nach Analogie der Raumvorstellungen erschlossen; das Nacheinander wird als Bewegung erfaßt oder als Ruhe, letzteres besonders bei Intransitiven: in Gold arbeiten, ... in Holz schnitzen'. Werkzeug und Gehilfe werden als Umstände des Mittels häufig durch 'mit' (*avec*, *with*) an Vorgänge der Veränderung angereiht (S. 41). 'Nicht nur der Mitarbeiter, sagt W., sondern auch das Handwerkzeug erscheinen also in der Sprache als Genossen bei der Arbeit' (S. 42). — Unter III (Satzformen abstrakter Art) findet u. a. folgendes Gesetz seine Erledigung: 'Innerhalb der Satzbildungen abstrakter Art wiederholen sich mit strengster Gesetzmäßigkeit genau dieselben Satztypen, die sich bei Betrachtung der konkreten Satzformen ergeben haben.' Wir finden wieder den Typus der Veränderung: der Ofen erzeugt Wärme, und den Typus der Zusammensetzung und Trennung mit seinen Unterordnungen, dem Besitz- und dem Ortsverhältnis: ich erteile dem Körper Bewegung; ich entziehe dem Körper Wärme; ich bringe jemand aus seiner Ruhe. S. 105. Auch die Lehre von den Satzgruppen (dem zusammengesetzten Satze) läßt sich hier in einfacher Weise erledigen. — Unter IV (Die verballose Sprache. Genitivfügungen und Präpositionalattribute) weist W. nach, daß hier ganz dieselben Beziehungen der Wirklichkeit wiederkehren, die zunächst der Zusammensetzungstypus zum Ausdruck bringt: Turm der Kirche, Griff des Degens (partitiver Genitiv); Haus des Onkels (possessiver Genitiv); Kaufmann aus Tirol (Ortsverhältnis). Auch der Veränderungstypus findet

sich: Arbeit des Schmiedes; Untergang der Stadt. Vollkommen zutreffend, namentlich mit Rücksicht auf die antiken Sprachen, äußert sich W. S. 119: 'Hier wird ganz besonders deutlich, wie entscheidend die Wirklichkeit bei der Bildung der Sprachformen mitwirkt, . . . wie ein und dieselbe Form verschieden gedeutet werden kann, wenn der Satzinhalt in den Beziehungen der Dinge zueinander, also in der Wirklichkeit ausreichenden Rückhalt hat.' Beachtenswert ist hier noch das wohlgefügte System der möglichen Genitivverbindungen. — Unter V (Die wissenschaftliche [abstrahierende] Sprache) behandelt W. das Urteil 'im engeren Sinne', 'das [im Gegensatze zu den bisher behandelten erzählenden Satztypen] auf Erfassen des Wesentlichen, der Eigenart der Dinge ausgeht' und 'so das Streben hat zu verallgemeinern, zu abstrahieren'. S. 132. Dieser Abschnitt spielt vielfach in das Gebiet der Logik hinüber. Man vgl. S. 135: 'Für alle Individuen gilt, was an einem einzelnen wahrgenommen worden, für die ganze Gattung, was für die Art Geltung hat. So verwendete Gattungsnamen werden von Sprachforschern als abstrakt bezeichnet'. Ebd.: 'Die Verallgemeinerungsfähigkeit, d. i. die Anwendbarkeit eines Urteils, hängt vornehmlich vom Subjekt ab'. Anderseits verdienen die präzisen Aufstellungen über Natur und Arten des Prädikats Erwähnung. 'Das Prädikatswort', sagt W. S. 141, 'kann e i n e Eigenschaft bezeichnen, dann ist es vorzugsweise ein Eigenschaftswort; es kann eine S u m m e von Eigenschaften zum Ausdruck bringen, dann ist es vorzugsweise ein Hauptwort. .. Das substantivische Prädikatswort kann sein: a) ein beliebiges Konkretum (Person oder Sache), b) ein Art- oder Gattungsbegriff, c) ein Konkretum mit deutlich fühlbarem abstrakten Einschlag (Tätigkeit oder Eigenschaft), z. B. Riese = riesenhafter Mensch'. — Unter VI (Zweifache, abstrakte und konkrete Erfassung eines Vorganges. Die seelischen Vorgänge. Das Ich) finden vor allen die Hilfszeitwörter des Modus und ihre Synonyma eingehende Behandlung. Diese Hilfszeitwörter bringen abstrakte Vorgänge zum Ausdruck, während die damit in der Nennform verbundenen sogenannten Begriffszeitwörter den konkreten Teil der Aussage vertreten. 'In all diesen Ausdrucksweisen mit dem Infinitiv handelt es sich um zwei Beobachtungen, die an einen Vorgang der Wirklichkeit geknüpft sind, einen äußern (objektiven) und einen inneren, seelischen (subjektiven), d. h. um eine Beziehung des Ich zu diesem Vorgang.' S. 163.

Doch genug; Ref. wollte und konnte nur eine ungefähre Vorstellung von W.s Arbeit geben; einen tieferen Einblick in das, wie nachträglich bemerkt sei, relativ vollständige Lehrgebäude zu bieten, war nicht möglich, ohne über Gebühr ausführlich zu werden. Daß wir es mit einem geistvollen Gedanken, der mit ungewöhnlicher Schärfe und Folgerichtigkeit durchgeführt ist, zu tun haben, sei noch ausdrücklich betont, wofern es sich noch nicht aus vorstehendem Referat ergibt. 'Wir haben', heißt es am Schluß, 'an

diesen Beziehungen zwischen Wirklichkeit und Sprache eine neue Arbeitshypothese von ungewöhnlicher, praktischer und wissenschaftlicher Fruchtbarkeit gewonnen. Eine Fülle von Problemen harrt der Lösung ... Ich überlasse die weitere Ausgestaltung dieser Gedanken, die Urbarmachung dieses Neulandes, getrost bewährteren Händen'. Berufener ist niemand als W. selbst, weil unmöglich ein anderer W.s Standpunkt mit gleicher Klarheit zu erfassen und festzuhalten imstande ist wie der Entdecker selbst.

Schließlich glaubt Ref., ein prinzipielles Bedenken gegen W.s Arbeitsweise nicht unterdrücken zu dürfen. W. holt seine sprachlichen Belege aus dem Deutschen, Französischen und Englischen. Da liegt nun der Einwurf nahe, daß seine Lehre eben nur den modernen Sprachen angepaßt sei. Man ist doch recht sehr geneigt. W.s Buch insofern mit Hoogvliets *Lingua* zu vergleichen, als es sich hier wie dort um eine auf alle Sprachen anwendbare Theorie handelt. Vgl. des Ref. Anzeige der *Lingua* in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1904, S. 1006—1008. Wenn man nun auch Hoogvliets Sprachenkenntnis nicht ohneweiters bei jedem Linguisten voraussetzen darf, so muß doch anderseits aus mehr als einem Grunde die Heranziehung der altklassischen Sprachen in Untersuchungen wie die vorliegende gefordert werden. Beispielsweise war S. 19 Anm. zur Bemerkung: 'Beim Passiv ist der Nominativ sogar Objektsbezeichnung' auf das lateinische Neutrum auf *-um* zu verweisen, dessen Endung derselben Natur ist wie das *-um* des Akkusativs des Maskulinums. — Ebd. und sonst ist von Ersatzformen des Passivs die Rede. Das Griechische gebraucht *ἐκπίπτω, ἀποθνήσκω, φεύγω, εὖ πάσχω ὑπό τινος* u. a. als die ausschließlichen Passiva von *ἐκβάλλω, ἀποκτείνω. διώκω, εὖ ποιέω* u. a. — Nach S. 118 sind Genitivfügungen für Ortsverhältnisse unverwendbar. Nicht so in den alten Sprachen. Sophokles sagt Phil. 17 *ἐνθάκησις ἡλίου* 'das Sitzen in der Sonne', Euripides Iph. Taur. 1041 *γῆς πατρῴας νόστος*, Tibull I 10, 4 *via mortis* 'der W. zum T.'; auch in Prosa bei Cäsar B. C. I 4, 5 *iter Asiae Syriaeque.* — Schließlich noch die Bemerkung, daß die S. 12 und S. 18 betonte Forderung, die Bedeutung eines Wortes aus dem Zusammenhange des Satzes zu erschließen. von V. Hölzer (Beitr. z. einer Theorie der Semasiologie. Berlin 1890) für die Synonymik durchgeführt ist ('Das Wort für sich allein bedeutet nichts, es ist nur zu verstehen als Glied eines organischen Gebildes, als Glied einer Vorstellungsreihe'). E. P. Morris hat in seinen ***Principles and Methods in Latin Syntax*** (New-York und London 1901) diese Methode auf das Syntaktische angewandt.

Wien. J. Golling.

Prof. Ludwig Wyplel, Wirklichkeit und Sprache. Eine neuartige Sprachbetrachtung. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1914. 172 SS. 8°.

Schlagen wir einige der jetzt verwendeten Sprachlehrbücher für die mittleren Schulen auf, so finden wir auf der ersten Seite entweder eine Definition des Begriffes „Grammatik“ oder eine Belehrung über die Bestandteile jedes Wortes; wieder andere belehren uns darüber, daß wir „in der Regel in Sätzen sprechen“ usw. Was Sprache sei, verrät uns aber keines! Doch ja, gerade dasjenige, das uns zuletzt in die Hände fällt, beginnt damit, die Sprache als „unwillkürlichen oder absichtlichen Ausdruck seelischer Zustände durch Gebärden und Laute“ zu definieren.

Es wäre nun ja freilich falsch, schlössen wir aus dem Fehlen einer ausreichenden oder sogar jeglicher Definition des Begriffes „Sprache“ sofort darauf, daß den Verfassern dieser Bücher die Erkenntnis des wahren Wesens der Sprache eben fremd sei. Wohl aber dürfen und müssen wir daraus den Schluß ziehen, daß den Verfassern der ursächliche Zusammenhang zwischen der Sprachlehre und dem Wesen der Sprache nicht so wichtig erschien, als daß sie ihre Schüler hierüber aufklären zu müssen glaubten. Oder erschien ihnen diese Aufklärung zu gewagt? Besorgten sie, daß ein besonders heller Schülerkopf den stolzen Regelbau der alten Schulgrammatik kritisch mustern könnte? Tatsache ist es, daß klare und scharfe Denker, die ihren Geist auf anderen Wissensgebieten (z. B. dem der Naturwissenschaften) geschult haben [1], der modernen Sprachwissenschaft jedoch ferngeblieben sind, diese gering einschätzen, weil sie sie leider auf dieselbe Wertstufe stellen wie die ihnen allein bekannt gewordene Schulgrammatik mit ihren Definitionen, wie „ich leide“ = Aktivum! usw.

Eine zweite Tatsache ist ferner, daß auch der wissenschaftliche Betrieb der Grammatik uns noch nicht durchwegs Befriedigendes beschert hat. Berührt es nicht schmerzlich sehen zu müssen, wie geistreiche und fleißige Baumeister seit vielen Jahren eifrig am Werke sind, uns treffliche Straßen und kunstreiche Brücken zur Syntax zu bauen, die Syntax selber aber trotzdem bis heute unerreichbar geblieben ist?

Und warum dieser verhältnismäßig geringe Ertrag trotz fleißigster Pflugführung auf so fruchtbarem Ackerlande?

Die Ursache ist wohl in der Kompliziertheit des Wesens der Sprache zu finden. Diese Kompliziertheit ist dem modernen Forscher ja allerdings in allen Einzelheiten bekannt, aber dadurch, daß er bei seinen Forschungen nicht alle Komponenten der Sprache in Rechnung zieht, kommt er naturgemäß eben zu anderen Schlüssen

---

[1]) Ich gedenke hier weniger der Angriffe Ostwalds als der seltsamen Schrift Max Kleinschmidts: Grammatik und Wissenschaft. (Eine psychiatrische Studie.) Hannover 1908.

als jene Fachgenossen, die wieder andere Komponenten berücksichtigten. Wie verschieden muß z. B. die Definition des Satzes lauten, je nachdem der Forscher die gesprochene oder die geschriebene Sprache und diese wieder je nach dem Standpunkte des Redenden oder des Hörenden usw. behandelt.

Ist es im Zeitalter der exakten Forschung nicht seltsam, es besonders erwähnen zu müssen, daß dauernde Werte auch auf dem Gebiete der Sprachforschung erst dann erhofft werden können, wenn sich der Forscher sein Problem vollständig und lückenlos stellt?

Ein Zünftiger, der Wiener Professor Ludwig Wyplel, der als Mitarbeiter an einem der besten modernen französischen Unterrichtswerke seit Jahren sich aufs intensivste in alle die von Paul und Delbrück, Wundt und Sütterlin, Von der Gabelenz, Wegener, Ch. Bally und anderen behandelten Fragen der Sprachwissenschaft versenkte und wiederholt die Fachgenossen mit den jeweiligen Früchten seiner Arbeit in Vorträgen und Aufsätzen bekannt machte[1]), veröffentlicht in dem oben genannten Buche als abschließendes Ergebnis seiner jahrelangen Sprachbetrachtungen eine auf reiches Sprachmaterial detailliert angewendete Darstellung der sprachlichen Vorgänge.

Von der Erwägung ausgehend, daß bei jedem sprachlichen Vorgange dreierlei zu unterscheiden sei: erstens der Vorgang in der Außenwelt, zweitens das Schema in der Gegenwelt (d. i. die Vorstellung) und drittens der sprachliche Ausdruck für diesen Vorgang, wozu dann noch die Gegentätigkeit des Hörers kommt, beschränkt er seine Untersuchungen im Gegensatze zur allgemein üblichen Methode nicht auf die sprachlichen Erscheinungen selbst, sondern er stellt noch das mit in den Kreis der Untersuchungen, was er die „Wirklichkeit“ nennt, d. h. alle jene Vorgänge, Erscheinungen usw., die sich in den sprachlichen Erscheinungen widerspiegeln (also „nicht das Ding an sich, sondern eine schematische Zurechtlegung der Welt der Erscheinungen, das Schema der Gegenwelt“, p. 2).

Hiedurch sieht sich Wyplel in die Lage versetzt, das zu untersuchende Problem vollständig zu stellen, und er kommt dazu, der Sprache — wie dies übrigens auch schon Gustav Gerber in seinem Werke („Die Sprache als Kunst“) tat — eine Stelle in der Reihe der nachahmenden Künste zu bestimmen.

Er stellt fest, daß im Bereiche der sprachlichen Äußerungen die Beziehungen zwischen Vorbild und Abbild, zwischen Begebenheit und Bericht zwar geläufig sind, nicht aber im gleichen Maße auch zwischen Darstellungsmittel (Sprache) und Wirklichkeit. Diese Be-

[1]) Z. B. Neue Wege des Sprachunterrichtes 1908 sowie zahlreiche Vorträge (im Wiener neuphilologischen Vereine, auf der XV. Tagung des A. D. N. V. in Frankfurt am Main 1912 usw.).

ziehungen aufzufinden und systematisch darzustellen, ist eben die Aufgabe, die Wyplel in dem Buche zu lösen strebt.

Einige Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen Lautzeichen und Wirklichkeit (p. 4) könnten bei flüchtigem Lesen vorübergehend die Meinung auslösen, als ob der Autor auf dem Standpunkte des von Aristoteles bekämpften Sophisten Prodikos sowie der wieder gegen Aristoteles auftretenden Stoiker stünde[1]); aber bei näherem Zusehen erkennen wir sofort, daß Wyplel nicht vom isolierten Worte redet. Er geht von der Tatsache aus, daß jeder konkrete Ausdruck je nach dem Zusammenhange, in dem er steht, Verschiedenes bezeichnen kann. Wyplels Sprachbetrachtung geht vom Satze aus. Sie weist nach, wie im Zusammenhange die Wortbegriffe eine schärfere Prägung gewinnen, wie in jeweiliger Verbindung (stets unter Zuhilfenahme der Wirklichkeit) immer wieder andere Teile des Bedeutungsinhaltes stärker hervortreten.

Die Verfolgung dieses Weges führt den Verfasser, der sich immer auf den Standpunkt des Redenden stellt, zur Erkenntnis des innigen Zusammenhanges zwischen Wortinhalt und seiner Verwendbarkeit im Satze und zur Auffindung eines natürlichen Systems der Dingworte (pp. 14 ff). Wie Wyplel dies im einzelnen durchführt, wie er z. B. den Begriffsinhalt des Zeitwortes erschließt, indem er die Rolle der Ergänzung oder den Einfluß des Subjektes studiert oder die Ersatzformen des Passivums beleuchtet, dies muß man im Buche selbst verfolgen. Der Rahmen eines Referates ist hiezu zu enge.

Aus der Einordnung des Wortes in das natürliche System leitet Wyplel dann die Verwendung des Wortes im Satze ab, da dieses System prädestinierte Subjekte, Objekte, Mittel usw. kennt. Immer auf die Wirklichkeit zurückgehend und von den schon erwähnten Erwägungen geleitet, behandelt der Verfasser im folgenden zuerst die Satztypen mit ihren Satzäquivalenten (worunter Sätze mit äquivalentem Inhalt zu verstehen sind), die Satztypen abstrakter Art und die Genitivfügungen als Hauptvertreter der verballosen Sprache, d. h. der Satzbildungen ohne Abstraktum. Hiebei werden der Typus der Veränderung mit seinen Erschließungen und Äquivalenten und der Typus der Zusammensetzung mit seinen Erschließungen und Äquivalenten (diese für jede Wortart gesondert) an einem überaus reichen Beispielmateriale in getrennter Untersuchung vorgeführt. Ein Abschnitt „Besondere Fälle") dient der Untersuchung des intransitiven Zeitwortes mit Ergänzungen, der Zeitwörter der Sinneswahrnehmung und der übertragenen Sprache.

Bei der Behandlung der Satzformen abstrakter Art weist der Verf. vor allem die Möglichkeit nach, auch sie stets in Beziehung

[1]) Vgl. V. Porzeziński, Einleitung in die Sprachwissenschaft. Aus dem Russischen von Dr. Erich Boehme, Leipzig und Berlin, 1910.

zur Wirklichkeit zu setzen und daher ebenfalls nach den früher gewonnenen Gesichtspunkten behandeln zu können. Er stellt die Sprachgesetze auf, daß sich bei den Satzbildungen abstrakter Art mit strengster Gesetzmäßigkeit formal dieselben Satztypen ergeben wie bei der Betrachtung der konkreten Satzformen (p. 105) und zweitens, daß dies auch hinsichtlich der Satzformen mit drei oder mehr Abstrakten gilt, die zwei oder mehr Vorgänge oder Zustände in einer sprachlichen Einheit (Satz) ausdrücken (p. 107). In diesem Abschnitte sei besonders auf die Paragraphen über Zeitwortzerlegung und Begriffszerlegung überhaupt (p. 108 f.) aufmerksam gemacht.

Einen der heikelsten Stoffe der Sprachbetrachtung schneidet der IV. Abschnitt (über die verballose Sprache, die Genitivfügungen und Präpositionalattribute) an, und zwar nach Ansicht des Referenten mit Glück und Erfolg.

Trefflich gelungen ist der V. Abschnitt, der die gewonnenen Erkenntnisse folgerichtig auf die wissenschaftliche (abstrahierende) Sprache anwendet, wobei im einzelnen das Urteil im engeren Sinne und der Vergleich derselben methodischen Behandlung unterzogen werden.

Im letzten (VI.) Teile wird die zweifache, abstrakte und konkrete, Erfassung eines Vorganges untersucht, d. h. alle jene Spracherscheinungen, die die Grammatik bisher unter dem Namen der Hilfszeitwörter der Aussageweise zusammenfaßt. Auch diese Partie ist wohl durchdacht und auch vom Standpunkte psychologischer Sprachbetrachtung vorzüglich gelungen.

Im Schlußworte faßt Wyplel das Gewonnene kurz zusammen und eröffnet zugleich einen Ausblick auf das, was in Verfolgung seiner Methode für die Sprachwissenschaft (auch die vergleichende Sprachforschung) sowie praktisch für den Unterricht in der Muttersprache und in den fremden Sprachen zu gewinnen ist. Wie gründlich er selbst in das Sprachleben eingedrungen ist, das lehren die prächtigen Worte über das Übersetzen (p. 172). Und alles in allem? Das lange versprochene, nun vorliegende Buch zeigt, daß der Verf. die uns aus seinen Vorträgen bekannten Ideen im einzelnen getreulich durchgeführt hat. Daß sein Werk nicht abschließend ist, sondern erst den Weg zum Abschlusse eröffnet, spricht er selbst aus. Welche Aufnahme auch immer dieses Buch in der Fachwelt finden wird — Revolutionen erzeugen immer Gegenrevolutionen — eines steht fest: dieses von einem scharfen Geiste gezeugte und in jahrelanger, emsigster und liebevollster Arbeit geborene Werk geht neue Wege und man wird es gelesen haben müssen, wenn man in Zukunft sich mit modernen Sprachproblemen beschäftigt. Ob der Verf., wie er zu hoffen scheint, in seinem Buche den Weg zur Syntax vorzeichnet, wird die Zukunft lehren. Einen Weg zur Syntax wies er sicherlich und — wie den Referenten dünkt — keinen schlechten.

Wien. Dr. Leopold Wurth.

Eugen Kühnemann, Herder. Zweite, neu bearbeitete Auflage. München 1912, C. H. Beck.

Gegenüber der ersten Auflage ist das nunmehr fast 700 Seiten umfassende Buch deutlicher, bestimmter, sicherer geworden. Nicht nur Herder, wie er war und schrieb, wie er dachte und empfand — das letzte besonders — finden wir jetzt in dem schönen Werk, sondern reich, manchmal überquellend und wieder doch das Beste an ihm ist die Darstellung der Gedankenwelten, an denen sich Herder entzündete und an denen er sich zerrieb. Mit einer prächtigen Analyse Hamanns, dessen Stellung zu seiner Zeit der schlagende Vergleich mit Nietzsches Wirkung auf die unsrige beleuchtet, setzt diese Betrachtungsweise ein, um dann Herder auf der Höhe seines Lebens und im Niedergang zwischen Kant, Goethe und Schiller zu stellen, an denen er zerbrach. Und da ist es wieder ein Vorzug dieses Buches, daß es nicht nach schlechter alter Biographensitte auf eine Kanonisierung seines Helden hinarbeitet, daß es dem Menschen wie dem Schriftsteller seine Schwächen beläßt und sein Unterliegen gegenüber dem Königsberger Weisen und den Weimarer Dioskuren unverhohlen zugibt. „Die Tat bleibt hinter den Ideen zurück", urteilt Kühnemann von Herder und geht deshalb bei breitester Behandlung des Forschers und Kritikers meines Erachtens etwas zu rasch an dem Dichter vorüber, der, wenn auch gewiß sekundär in Herder, doch immer noch kein zu vernachlässigender Teil seines Ich ist. In den Mittelpunkt der Darstellung tritt mit Recht die Behandlung der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" als des wohl unbestrittenen Hauptwerkes. Und hier gibt Kühnemann in zwei Sätzen den ganzen Herder: „Es ist der Adel seiner Seele, der ihn die Welt sehen läßt als das adelige Kunstwerk unermüdlicher Schöpferkräfte. Wenn irgendein Werk, ist das seine ein Werk der Liebe, das Werk des Mannes, dessen tiefste Seele der Liebe zur Menschheit war". So gehört denn auch zu den schönsten Seiten des Buches die Schilderung von Herders Verhältnis zu seiner Braut und Gattin und Kühnemann findet für den reizbaren, unhöflichen, ja abstoßenden Herder die Erklärung: „Die zarte Empfindlichkeit seines Gefühls, aus der seine Schöpferkraft quoll, machte ihn abhängig von störenden Einwirkungen der Außenwelt". Wenn er einmal alle Bücher Herders einen fortgesetzten Dialog Fausts mit Wagner nennt, so findet er doch das starke, aber berechtigte Wort vom „dichtungsfremden Unverstand", um die Hypothese, Herder sei das direkte Vorbild der Goetheschen Gestalt, abzulehnen, noch bevor sie in Günther Jacobys Buch eingehend verfochten wurde. Dabei tritt der Verfasser nie aufdringlich vor seinen Helden; nur ganz selten wie durch momentan zerreißende Wolken erkennt man da und dort seine eigene Stellung zu den Problemen, die Herder beschäftigten und heute noch durchaus nicht abgetan sind. Daß ihn bisweilen der dithyrambische Stil Herders selbst

ergreift und er manchmal ebenso wie sein Held in Zungen redet, daß er wiederholt vom „Herderhaus“ (er meint die Familie), ja, einmal sogar von „Karolinenstimmungen“ spricht, wer wollte ihm das bei der Stärke, mit der tiefe Versenkung in einen Autor zu packen pflegt, ernstlich verübeln? Danken wir ihm für dies Werk, in dem nicht wie bei Herder „alles Gefühl und Mitgefühl“ ohne Urteilssicherheit geblieben ist. Hier ist dem Manne, der ein Bannerträger, kein Sieger, ein Johannes, kein Messias des neuen deutschen Kulturgedankens zu sein bestimmt war, nicht ein, sondern das Denkmal aufgerichtet worden. Das Buch liest sich nicht leicht, aber das liegt am Gegenstande, nicht am Verfasser. Es dient mit seinen Nachweisen und vorzüglichen Registern dem Fachmann so gut wie mit seinem liebevollen Eingehen in die Werke dem unzünftigen Bildungsbeflissenen. Kühnemann fände sein Buch nach seinen eigenen Worten „am liebsten in den Händen derer, denen es nach ihrer ganzen Anlage am ernstesten um das Leben ist, in den Händen der jungen Künstler“. Hoffen und wünschen wir, daß es so weit dringe!

Triest. Alfred Nathansky.

Die Sprache Friedrichs von Spee. Ein Beitrag zur Geschichte der nhd. Schriftsprache von Adolf Becker. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer 1912. XXXII und 127 SS. 8⁰. Preis Mk. 5.

Die vorliegende Schrift hat ursprünglich als Dissertation gedient und zeigt typische Mängel einer Anfängerarbeit. Ihr Hauptfehler ist freilich sehr gewöhnlich in Arbeiten, die dasselbe Gebiet, das ältere Neuhochdeutsch, betreffen. Wir sehen von der Höhe unserer historischen Bildung mitleidig auf die Männer der Aufklärung herab, die den Sprachgebrauch des 16. Jhs. oder gar der finsteren „mittleren Zeiten“ fehlerhaft nannten, wenn er von ihren Gewohnheiten abwich. Aber es ist um nichts besser, wenn man einen Autor des 17. Jhs. an der Sprache des 20. mißt. Das tut B. auf Schritt und Tritt. In der Mehrzahl der Fälle verzeichnet er nur die Abweichungen Spees vom heutigen Usus und erteilt ihm dafür schlechte Zensuren. Die Sache wird nicht besser, wenn sich einmal mit diesem unhistorischen Verfahren ein pseudohistorisches vermischt. S. 13 wird Spee sozusagen einer Übertretung der Lautgesetze geziehen. B. konstatiert nämlich zwei Dinge: „1. Spee unterläßt den Umlaut, wo er lautgesetzlich notwendig ist“. „2. Spee lautet um, wo gar keine Veranlassung vorliegt“. Diese unnatürliche Verbindung zweier verschiedener Betrachtungsweisen trägt keine guten Früchte. Die „fehlerhaften Fälle“, die B. anführt, sind fehlerhaft vom Standpunkt des Nhd., aber keineswegs immer vom Standpunkt der sogenannten Lautgesetze: *trag-*

heit ist die alte Form, dem Adverbium *spath* setzt B. selbst das ahd. *spâto* zur Seite, *die noten (necessitates)* kann ebenso beurteilt werden wie nhd. *die Taten* u. a. m.

Der von B. eingeschlagene Weg führt nicht zu dem Ziel, das er sich hätte stecken sollen: einer vollständigen Darstellung der Sprache Spees. Wenn ich z. B. S. 72 lese, daß das Präteritum *stund, stunde* sehr beliebt ist, so erfahre ich nicht, ob Spee auch die Form *stand* kennt. S. 70 wird das Partizip *erhebt* angemerkt. Es wird aber nicht gesagt, daß Spee auch *erhoben* sagt (vgl. Trutz-Nachtigal, hg. von Gustav Balke 28, 4; Reimwort *oben*). Und doch ist das gar nicht selbstverständlich; Opitz gebraucht noch die alte Form *erhaben*.

Man darf verlangen, daß die Sprache eines Schriftstellers des 17. Jhs. ebenso behandelt werde wie die eines mittelalterlichen. Es muß dargelegt werden, welche Laute, Formen usw. bei ihm vorkommen, ohne Rücksicht darauf, ob er mit unserer Sprache übereinstimmt oder nicht. Dann soll er mit seinen Zeitgenossen verglichen werden. Diese zweite Forderung wird freilich ein Anfänger nicht erfüllen können, weil wir keine ordentliche Grammatik des älteren Nhd. haben. Wir werden sie aber auch nie bekommen, wenn die Monographien nicht die Grundlage für sie schaffen.

Daß man Spee an seinen Zeitgenossen zu messen hat, das hat ja B. gefühlt. Aber er bedient sich eines Surrogats. Er zieht für manche Punkte, durchaus nicht konsequent, die Schriften zweier Grammatiker des 17. Jhs. heran, Die deutsche Grammatica des herzlich unbedeutenden Girbert und die Ausführliche Arbeit von Schottelius, nicht seine Sprachkunst von 1641, die doch Spee zeitlich näher steht. Und er versteht Schottelius öfters falsch.

Die Laute der Sprache Spees sucht B. aus der Schreibung, den Reimen und den heutigen Mundarten zu erschließen. Aber, was er über die mundartlichen Verhältnisse sagt, ist nicht sehr reichhaltig, und vor allem: er ist sich nicht klar darüber geworden, daß Orthographie und Reimtechnik, jede für sich, erst untersucht werden müssen, ehe man Schlüsse auf die Aussprache wagen darf. Zu einer selbständigen Behandlung der Orthographie, die übrigens, ganz abgesehen von der Bedeutung für die Lautlehre, von einer Arbeit über einen Autor des 17. Jhs. verlangt werden darf, finden sich nur Ansätze. S. 9 ff. wird über die Bezeichnung der Längen und Kürzen gehandelt — in einem Anhang zu der Untersuchung der Quantitätsverhältnisse: d. h. auf die Schlüsse folgen die Prämissen. S. 45 wird der Gebrauch der Majuskeln besprochen, als Punkt 6 eines Anhangs zu der Darstellung des Vokalismus. Man sieht, die Dispositionskunst des Verfassers läßt zu wünschen übrig.

Eine zusammenhängende Darstellung der Reimtechnik fehlt ganz. Wie kann man aber z. B. aus den Reimen irgendetwas für die Vokalquantitäten entnehmen, wenn man nicht vorher untersucht hat, ob Spee in quantitativer Hinsicht rein reimt? Wie wenig

B. mit der Methode reimtechnischer Untersuchungen vertraut ist, will ich an zwei Beispielen zeigen. S. 49 lesen wir: „Stark mundartlichen Charakter trägt der Reim von inlautendem *th : d :* Tr. 76 *Athem : Fadem*“. Was hier interessant ist, ist nicht der Reim an sich, sondern seine Vereinzelung [1]). Obwohl Spees Dialekt zwischen hochdeutsch *d* und *t* im Inlaut keinen Unterschied macht, hat der Dichter Reime von inlautendem *d* auf *t* gemieden, trotz zahlreicher Reimmöglichkeiten. Und die von B. angeführte Ausnahme erklärt sich durch die Reimnot: wie viel Wörter gehen denn auf *-em* aus [2])?

Ferner: S. 24 sagt B.: „Aus den Reimen läßt sich wiederum erkennen, daß Spees Aussprache von *â* unsicher war und jedenfalls sehr dem langen *ô* zuneigte. Das kann nicht befremden, denn im fränkischen Dialekt ist es heute auch so“. Und nun folgen Beispiele für Reime von *â* auf *o*, wobei die Schrift teilweise angleicht (z. B. *gebogen : frogen*), teilweise nicht (z. B. *oben : gaben*). Dann heißt es: „Selbstverständlich hat Spee auch die reinen *â*-Reime“. Damit glaubt B. die Sache erledigt zu haben. Nun reimt aber Spee *â* auch auf *a*. Er reimt z. B. Trutz-Nachtigal 21, 21.23 *Jahren* auf *verfahren*, während er anderseits nach B. *außerkohren* mit *johren* (= *Jahren*) bindet. Dagegen hält er, wenn man aus B.'s Schweigen Schlüsse ziehen darf, *a* und *o* auseinander [3]). *â* wird also mit zwei Lauten gebunden, die untereinander nicht reimen. Daraus folgt notwendig, daß entweder der Reim *â : o* oder der Reim *â : a* oder beide vom Standpunkt der Mundart Spees unrein sind. B. läßt uns über die Mundart im unklaren, seine Ausdrucksweise ist zu unbestimmt. Aus den Angaben von Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart (Bonn 1904) ist nun zu ersehen, daß *â* und gedehntes *o* in einem offenen *o*-Laut zusammenfallen, vgl. § 63 mit §§ 36 ff. Gedehntes *a* bleibt dagegen qualitativ getrennt. Spees Reimgebrauch ist so zu deuten, daß er sich in seiner Dichtung Doppelformen gestattet, eine mit *ō*, die er seiner gewöhnlichen Sprache entnimmt, und eine mit *ā*, die sich an das Schriftbild anlehnt. Ähnliches hat A. Schauerhammer für Kaspar Scheit festgestellt. Von einer Unsicherheit der Aussprache kann dann nicht die Rede sein. Die Doppelformen sind ebenso zu beurteilen wie das Nebeneinander von *geit, geht* und *gaht*: da wird man doch nicht behaupten wollen, daß Spee einen Mittellaut zwischen *ei, e* und *a* gesprochen oder zwischen diesen

---

[1]) Joseph Schoenenberg, Die Metrik Friedrich von Spes, Marburger Diss. 1911, S. 54, verzeichnet die Reime *Gefährten : Erden* 38, 6.8 und *schnöde : tödte* 42, 1.3, dagegen nicht den von B. angemerkten. Die Aussprache von *töten* war für jemanden, der nicht von Haus aus die Unterscheidung von *d* und *t* mitbrachte, durch die Schreibung mit *dt* nicht eindeutig bezeichnet.

[2]) Schoenenberg verzeichnet nur einen Reim von *-em* auf *-en*: *sattem : erstatten* 46, 82.83.

[3]) Auch Schoenenberg spricht nicht von solchen Reimen.

Lauten geschwankt habe. Man beachte doch, daß sich Spee in der Vorrede zur Trutz-Nachtigal das Privilegium wahrt, „Dialecten zu gebrauchen". Richtiger als B. beurteilt Schoenenberg S. 26 ff. die Doppelformen.

B. hat an seine Schrift großen Fleiß gewendet und in mühseliger Arbeit viel Material zusammengetragen, dem man manche Einzelheit wird entnehmen können. Leider reichte seine Kraft nicht aus, um aus den Bausteinen ein Gebäude aufzurichten.

Wien. M. H. Jellinek.

Karl Holtermann, Kurze Geschichte der Weltliteratur. Freiburg und Wien 1912, Herder. XVI und 480 SS. Preis K 6·24, geb. K 7·44.

„Offen gesagt: das Buch möchte in der deutschen Bücherwelt etwas Besonderes sein", rühmt der Verlag und widmet es als Geschenkwerk „der reiferen Jugend, der Familie, aber (!) in vollem Umfange den Gebildeten aller Stände". „Gar manche", erläutert der Verf. den Zweck seiner Arbeit, „wollen sich über die Literatur der einzelnen Völker eine allgemeine Übersicht verschaffen, ohne daß es ihnen möglich ist, allzu tief in die Materie einzudringen. Allen diesen soll hiemit ein Führer in die Hand gegeben werden, der kurz und knapp, aber zuverlässig über die wichtigsten Erscheinungen der Weltliteratur orientiert". Kurz und knapp ist die Darstellung ohne Zweifel: auf 461 Seiten (mit 82 Abbildungen im Text) wird die Literaturgeschichte der meisten alten und neuern Völkern zusammengepreßt. Kein Wunder, daß die reichhaltige Literatur der Tschechen und die der Serbokroaten in fünf Zeilen erledigt wird, die der Magyaren, der Rumänen, der Neugriechen und einiger anderer Kulturvölker ganz unsichtbar geworden ist. Immerhin: eine Geschichte der Weltliteratur, in 12 Stunden bequem zu lesen, ist sicherlich etwas Besonderes, und wenn sie zuverlässig wäre, könnte man sie wenigstens all den vielen empfehlen, die, nach „allgemeiner Bildung" strebend, von den zahllosen berühmten deutschen und ausländischen Dichtern, die sie nicht lesen können oder mögen, wenigstens das Notwendigste wissen möchten, um sich, wenn die Konversation auf die Literatur gelenkt wird, keine Blöße zu geben. Wie steht es nun mit der Zuverlässigkeit? S. 20: „Während die griechische Kultur und Kunst sich zur höchsten Vollendung erhob, wurde das griechische Leben befleckt und entwürdigt durch die traurigsten sittlichen Verirrungen". S. 48: „Ihr (der Sophisten) Hauptzweck dabei war Geldgewinn; eine höhere sittliche Idee lag ihnen ganz fern. Sie waren so charakterlos, daß ihnen die sprachliche Form alles war, die Sache nichts galt". Der Inhalt der Catullschen Lieder ist

„vielfach sinnlich, lüstern und moralisch abstoßend“ (S. 70) und Properz ist nicht besser (S. 75). Die „Nouvelle Héloise“ ist „unsittlich“ (die Zwangsehe aus Standesrücksichten offenbar sittlich). Saint Pierres „Paul und Virginia“ dagegen ein tadelloses Kunstwerk (S. 127 fg.). Chateaubriand nimmt $2^1/_4$ Seiten ein, Flaubert etwas über eine halbe; Coppé bekommt 13 Zeilen, Verlaine zwei. Fogazzaro hat fünfmal soviel Raum wie Carducci. Gracián sucht man vergeblich, dafür interessiert uns H. für Tirso, indem er ihn sogar über Lope stellt (S. 197). Für George Eliot hat er fast zwei Seiten übrig, für Newman eine ganze und darüber, für Walter Pater nichts. Fritz Stolberg ist ihm, nach der Ausführlichkeit der Behandlung zu urteilen, ebenso wichtig wie Bürger und wichtiger als Claudius und Hölty, der nicht einmal erwähnt wird. Kommt das daher, weil Stolberg eine „Geschichte der Religion Jesu“ und das „Leben Alfreds des Großen“ geschrieben und darin „innige Glaubenskraft“ geoffenbart hat? In Lessings „Nathan“ „wird die Toleranz, die er predigt, zur Intoleranz durch die Stellung, die er dem doch auf jeden Fall weit höher stehenden Christentum zuweist“ (S. 334). Goethe „hatte auch seine Schwächen und Mängel. In seinem sittlichen und religiösen Leben vertrat er gewiß nicht das christliche Ideal“ (S. 344). „Der reine Genuß dieser ... Dichtung (der „Jungfrau von Orleans“) wird in etwa (sic!) gestört durch die zu der gottgesandten Jungfrau so wenig passende, dazu ungenügend begründete (!) irdische Liebe“ (S. 349). Zu Tells Charakterbild scheint die Ermordung Geßlers nicht recht zu passen (S. 350). Brentano fand den Weg zur echten Religiosität zurück „vor allem durch die Einwirkung der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen“ (S. 358). Zwölf Zeilen Redwitz, aber Strachwitz fehlt! Ein künstlerisches Nichts wie Webers „Dreizehnlinden“ wird (S. 384) wortreich als ein Meisterwerk gefeiert, die ungleich wertvollere Lyrik dieses Dichters ist dem Verf. unbekannt. Die nicht ganz unbeträchtlichen Namen Wilbrandt, Leuthold, Schönaich-Carolath, Goltz, Vischer und Wilh. Busch sind ganz weggeblieben. Kleist und Hebbel müssen sich (S. 405 fg.) einen Vergleich mit Wildenbruch gefallen lassen, der obendrein um die Hälfte mehr Raum erhält als G. Hauptmann. S. 409 fg. marschiert eine große Zahl von Namen moderner deutscher Schriftsteller auf, darunter Bartels, Söhle, Karrillon, nicht aber: Widmann, Hartleben, Bierbaum, K. Hauptmann, Halbe, Altenberg, Münchhausen, Schaukal, Heinr. Mann, Rudolf Huch, Keyserling, Ertl, Knoop, Isolde Kurz, Andreas-Salomé, Dora Hohlfeld und Annette Kolb. Rosegger wird in $2^1/_2$ Zeilen abgetan, von Saar erfahren wir knapp, daß er die „Novellen aus Österreich“ geschrieben hat, dafür hat H. für die Schmöker der Klara Viebig vier Zeilen, überhäuft die schätzbare Handel-Mazzetti mit Superlativen, nennt Linggs „Völkerwanderung“ und einen gewissen Hlatky neben Spittelers grandiosem „Olympischen Frühling“.

Diese wahllos herausgegriffenen Beispiele ließen sich beliebig vermehren, doch genügen wohl schon die angeführten, trotz ihrer Kürze und Knappheit zu zuverlässiger Orientierung über den Verfasser des besondern Buches.

Hugo Hermsen, Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung. VIII und 164 SS. Preis Mk. 4·80.

Willi Stoeß, Die Bearbeitungen des „Verbrechers aus verlorener Ehre". Mit Benützung ungedruckter Briefe von und an Herm. Kurz. VIII und 75 SS. Preis Mk. 2·40. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrg. von Max Koch und Gregor Sarrazin in Breslau. Neue Folge. 33. und 37. Heft.) Stuttgart 1913, J. B. Metzler.

Während ich mich durch Hermsens fleißige Untersuchung pflichtgemäß durchlas, sind in mir recht skeptische Gedanken über den Wert des literarhistorischen Betriebs an gewissen Universitäten aufgestiegen. Haben wir wirklich nichts Besseres zu tun, als in dem Wust verschollener schriftstellerischer Fabrikate herumzuwühlen, um festzustellen, daß sie mit Recht vergessen sind? Das Buch von H. ist ein Musterbeispiel solcher wenig fruchtbaren Gelehrsamkeit. Denn wie viele von denen, die etwas zu sagen haben, interessieren sich auch nur für die zwei einst berühmten dichterisch gemeinten Bearbeitungen der Wiedertäufergeschichte: für Scribes schlechten Text zu Meyerbeers schlechtem „Propheten" und für Hamerlings langweiliges Epos? Auch die „Entwicklung", die der Verf. in seinem Material findet, ist wenig geeignet, unsere kulturgeschichtlichen Erkenntnisse zu bereichern. Wenn die Leiter der germanistischen Seminare für den Nachwuchs unserer Wissenschaft in der Geschichte der älteren deutschen Literatur keine lohnenderen Ziele mehr sehen, dann ist es an der Zeit, daß sie sich etwas mehr um die Neuern und um die dichtenden Zeitgenossen kümmern; denn daß die neuere und neueste Literatur zu wissenschaftlicher Behandlung noch nicht reif sei, ist meines Erachtens doch nur ein Vorurteil. Die Schwierigkeiten sind da andre, aber keineswegs größer. Wenn aber schon der drängenden Schar der Jünger zur methodischen Schulung Themen gestellt werden, die eigentlich keinen etwas angehen, so sollten die Verantwortlichen wenigstens von der Drucklegung abraten, statt sie zu fördern, höchstens die Resultate in knapper Form veröffentlichen lassen. Hätte Hermsen oder Wilh. Bauch, der sich gleichzeitig zu dem gleichen akademischen Zwecke das gleiche Ziel gesetzt hat, auf einigen Seiten einer Zeitschrift ein Verzeichnis der 30 ausgeführten oder geplanten Bearbeitungen der Geschichte der Wiedertäufer gegeben und nur die hervorragendsten mit einigen Sätzen charakterisiert (Hamerlings schon oft genug erörtertes Produkt konnte dabei außer acht bleiben), so wäre meine Neu-

gier vollkommen befriedigt gewesen. Ist es nicht eine starke Kraft- und Geldverschwendung, für ein paar Rezensenten ein umfangreiches Manuskript drucken zu lassen? Außer von diesen dürfte ja das Buch kaum von jemand gelesen werden und kaufen dürften es auch nur einige Bibliotheken, um es verstauben zu lassen. Mit Vergnügen bescheinige ich aber dem Verf. gründliche Beherrschung seines Gebietes, philologische Akribie und literarisches Urteil; gern werde ich ihm auf ergiebigerem Boden wieder begegnen.

Eine dankbarere Aufgabe hat sich Stoeß vorgenommen; denn der Verbrecher aus verlorener Ehre ist durch Schillers meisterhafte Erzählung allen Gebildeten bekannt und auch „Der Sonnenwirt" von H. Kurz wirkt heute nicht so veraltet wie Hamerlings „König von Sion". Außer Schiller und Kurz haben sich aber nur fünf Unberufene an dem anziehenden Stoff versucht; so kann St. die zwei dichterisch wertvollen Werke stärker hervortreten lassen. Für Schiller ergibt sich dabei, daß er wohl mündliche Mitteilungen seines Lehrers Abel benützt hat, aber von dessen gedrucktem Bericht unabhängig ist, daß vielmehr Abel bereits Schillers Novelle gekannt hat (S. 24). Der Roman von Kurz — was die ausführliche Entstehungsgeschichte (S. 40 fg.) im Rahmen dieser Arbeit soll, ist mir unerfindlich — verdankt nach St. stofflich der Erzählung Schillers nichts, berührt sich aber eng mit ihr in der Tendenz (S. 55—61). Das sind hübsche Feststellungen, doch hätten dafür 16 Seiten in einer Zeitschrift genügt. Wohin geraten wir, wenn die Flut des literarhistorisch bedruckten Papiers noch höher steigt? *Cui bono?* Mit möglichst wenigen Worten möglichst viel zu sagen, scheint den jungen Forschern gar nicht mehr als schriftstellerische Tugend zu gelten. Als ich einst diese Gedanken Minor gegenüber äußerte — es war nicht lange vor seinem Tode, den vor allem das Übermaß an gedruckter und handschriftlicher Fachliteratur verschuldet hat — meinte der Gewissenhafte resigniert: „Ach, könnten Sie das doch nach dem Schneeballensystem weitergeben!"

Dies ist offenbar auch der Kunst der Darstellung keineswegs förderlich. Das stilistische Niveau der literargeschichtlichen Abhandlungen ist in der letzten Zeit merklich gesunken. Auch Hermsen und Stoeß scheinen nicht von dem Ehrgeiz geplagt zu sein, ein einwandfreies und gefälliges Deutsch zu schreiben; beide stehen sogar mit der Grammatik auf dem Kriegsfuß.

Wien. Dr. Johann Černy.

Dr. Hermann Gröhler, Über Ursprung und Bedeutung der französischen Ortsnamen. I. Teil: Ligurische, Iberische, Phönizische, Griechische, Gallische, Lateinische Namen [in: Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher, herausgegeben von W. Meyer-Lübke V/2]. Heidelberg 1913. 377 SS.

Es sind schon mehrere Jahrzehnte, daß man angefangen hat sich mit französischen ON[1]) ernst und wissenschaftlich zu beschäftigen. Verschiedene Arbeiten, die ausschließlich diesem jungen Zweige der historischen Wissenschaften gewidmet sind, oder ihn nur indirekt berühren, haben so manches sichere, dauernde Resultat erzielt. Auch das Arbeitsmaterial hat sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert: heute hat schon eine beträchtliche Anzahl Departements ihre topographischen Wörterbücher (die ministerielle Sammlung zählt deren 27, die 27 Dep. darstellen) und das großartige Werk A. Holders (Altceltischer Sprachschatz) ist nun nahezu vollendet.

Der Versuch auf Grund der Einzelstudien und des in dem „Dictionnaire topographique" und bei Holder aufgespeicherten Materials — alle wichtigen französischen ON zusammen in chronologischer Reihenfolge zu behandeln, kann daher weder als verfrüht noch als zu gewagt bezeichnet werden; ja, man kann sagen, daß sich nach einem etymologischen Repertorium, wie es uns Gröhler bietet, ein starkes Bedürfnis fühlbar machte. — Aber nicht nur demjenigen, der seine Aufmerksamkeit speziell den ON zugewendet hat, sondern auch dem Historiker, dem Geographen und dem Philologen wird dieses Sammelwerk von großem Nutzen sein. So lautet denn auch das Programm des Verfassers: ... „ein etymologischer Versuch, der den Zweck hat, einen weiteren Lesekreis über Ursprung und Bedeutung der ON eines großen Sprachgebietes aufzuklären" (Vorwort S. XII). Es ist dem Verf. daher nicht so sehr daran gelegen, sich mit interessanten ON, sondern mit Namen wichtiger Orte zu beschäftigen [2]).

Da die Arbeit fast durchwegs auf zuverlässigem Material fußt und der Verf. keine Mühe gescheut hat, sich auch mit den

---

[1]) Ich gebrauche in dieser Besprechung folgende Abkürzungen: ON = Ortsname, PN = Personenname, FlN = Flußname, DT = Dict. topographique (der ministeriellen Sammlung).

[2]) Man wird die Abgrenzung des Stoffes, wie sie Gr. l. c. formuliert hat, gerne billigen. Leider ist er ihr nicht immer treu geblieben. Es werden Namen von solchen Orten besprochen, denen von keinem Standpunkte aus irgend eine Bedeutung zukommt; dagegen fehlen einige bedeutendere Orte, die einen sicher vorrömischen Namen führen. So z. B. Lons-le-Saunier (Hauptstadt des Dep. Jura). Lons geht auf *Ledone* zurück; der Name wurde daher von Vendryes mit Recht erklärt als „le bouillonnement de l'eau qui jaillit, conservé dans le n. de fleuve *Ledus* (jetzt Lison, Loir, Lay) et surtout dans le dérivé ledones maiores estus ecc." (Mém. Soc. ling. Paris XIII. 388; vgl. auch Holder). Die Deutung ist um so ansprechender, als sie zum Charakter der Gegend um Lons-le-Saunier vortrefflich paßt.

Hilfswissenschaften eingehend zu beschäftigen, so kann das Resultat derselben als befriedigend bezeichnet werden. Nur hätte man gelegentlich neben der Gewissenhaftigkeit mit der der Verf. sein Werk zu Ende geführt hat, eine größere Selbständigkeit des Urteils gewünscht: ein solches Werk darf sich nicht damit begnügen, ein Rückblick zu sein, es muß zugleich neue Grundlagen für spätere Einzelarbeiten schaffen. Ich beeile mich aber hinzuzufügen, daß in mehreren Punkten Gröhlers Arbeit einen Fortschritt gegenüber Holder, D'Arbois de Jubainville, Skok usw. darstellt. — In Hinblick auf die noch zu leistende Arbeit, will ich zunächst einige allgemeinere Fragen besprechen. — Der Verf. schätzt m. E. den Einfluß der PN auf die ON etwas zu hoch, wie ja übrigens fast alle Ortsnamenforscher, beeinflußt von den grundlegenden Untersuchungen von D'Arbois de Jubainville. Diesem Irrtume mußte man aus einem sehr einfachen Grunde anheimfallen: vom gallischen Wortschatze wissen wir fast gar nichts, dagegen sind uns aus Gallien zahllose unlateinische (größtenteil gallische) PN überliefert. Es ist daher nur allzu leicht, einen ON mit einem PN zu vergleichen, aber sehr schwer, den Anklang an ein Appellativum zu entdecken, weil dieses erst auf unsicherem und schwierigem komparativen Wege rekonstruiert werden muß. Eine Entscheidung ist in den meisten Fällen unmöglich; man muß sich aber mindestens der Unsicherheit der Deutung bewußt sein [1]). Auch ist die Gegenprobe an lateinischem Material möglich. — Ein Beispiel: Gr. leitet auf S. 345 die ON Varilhes (Ariège) Vareilhes (Hérault) Vareilles (Yonne) vom PN Varellius, Varillius her. Er hat aber in diesem Falle — wie in vielen ähnlichen — versäumt alle gleichlautenden ON zur Deutung heranzuziehen. Nun ist aber gerade dies eine unbedingte Voraussetzung zur richtigen Erklärung eines ON. Neben den genannten drei ON kommen noch vor: Les Varilhes (Rhône) Les Varilhets (Nièvre, Haute-Loire) La Vareilles (Creuse. Puy-de-Dôme), mehrere Varille, Varilles ... im ganzen etwa zwanzig ON [2]). Die artikulierten Formen, das deminutivische Les Varilhets sowie die große Anzahl dieser ON stehen keineswegs im Einklang mit der Gröhlerschen Deutung. Man denkt an ein Appellativum und dieses bietet sich auch sofort: Var(e)ille = *vallicula*. — Vareilhes in Dep. Hérault (von Gr. angeführt) lautet 1323 *Valhelhis*; Vareilles (Yonne — ebenfalls von Gr. angeführt) kennt zwar nur *-r*-Formen, aber in der Gemeinde V. befindet sich eine Ortschaft Vallée (La) für welche das DT. aus

[1]) Ich sehe hier natürlich ab von den mit dem Suff. *-acum* (oder *-anum*) gebildeten ON und denke besonders an solche, denen nach der üblichen Erklärung ein PN ohne Suff. zu Grunde liegt.

[2]) Die Zahl wäre bedeutend größer, wenn ich alle mir in Paris zugänglichen ON-Verzeichnisse untersucht hätte. Auch ist zu beachten, daß es sich ausschließlich um kleine Orte handelt.

dem IX. Jahrhundert die Form *Valliculae*, aus dem XI. Jahrhundert *Valleyoe* erwähnt. Diese beiden Belege beziehen sich offenbar auf Vareilles. Neben Va*r*eille kommt, wie zu erwarten ist, auch Va*l*eille vor, jedoch in etwas geringerer Anzahl [1]).

Auf richtigem Wege befindet sich der Verf., wenn er den Namen mehrerer (meistens kleiner) Orte als Übertragung von größeren, gleichnamigen ansieht. Allerdings erkennt er dies meistens nur in den Fällen, in welchen die Übertragung durch einen Familiennamen stattgefunden hat: so wird z. B. Luynes in Dep. Indre als Übertragung des ON Luy*n*es im Dep. Bouches-du-Rhône, als ersteres in den Besitz der Familie L. kam, erklärt. Aber es kommen auch direkte Übertragungen vor; und gerade diesem Umstande ist genau Rechnung zu tragen, weil oft die Deutung eines Namens davon abhängt. So spricht sich z. B. Gr. gegen die von Holder angeführte Deutung von Versailles, als „Koten, Selden des Versos" [2]) aus, weil der ON V. in Frankreich ziemlich häufig ist. Aber ich glaube es unterliegt kaum einem Zweifel, daß alle die von Gr. angeführten V. (m. W. sind für keines mittelalterliche Belege nachgewiesen) einfach nach dem bekannten gleichnamigen Orte benannt wurden.

Noch auf eine Schwierigkeit der ON-Deutung will ich aufmerksam machen, weil sie wegen ihrer Selbstverständlichkeit leicht vergessen wird. Meyer-Lübke hat sie in seiner „Einführung in die romanische Sprachwissenschaft" (S. 242) hervorgehoben: „Da die wesentliche Stütze der Etymologie, die Bedeutung fehlt, so ist in vielen Fällen ein großes Wagnis eine Deutung, oder gar die Herleitung einer Grundform zu unternehmen" [3]). Es ist daher des ON-Forschers Pflicht erstens alte Belege nach Möglichkeit heranzuziehen, zweitens jedem etymologischen Versuch die Lautlehre zugrunde zu legen, drittens sich nach anderen, die Untersuchung über Ursprung und Bedeutung des ON erleichternden Kriterien umzusehen.

Bei Aufstellung der Grundform ist Gr. oft über lautliche Schwierigkeiten hinweggegangen. Auf S. 299 wird Wattigny

---

[1]) Damit man mir nicht einwende, daß ich an Stelle einer unsicheren Etymologie eine andere ebenso unsichere setze, erwähne ich noch folgendes: Im Dep. Haute-Loire kommen zwei ON Vareilles vor, die bis ins XVII. Jahrhundert *Valhelas* lauten. (Ein anderes Vareile ist allerdings verschiedenen Ursprungs, weil es als *Vadiliis*, *Vazeilhs* belegt ist.) In demselben Dep. zeigt auch der ON Va*r*eilhets alte *-l*-Formen. In Valilhes (Dep. Vienne) zeigen die älteren Belege bald *-l-*, bald *-r-* usw. Denselben Ursprung haben vielleicht auch einige Valeix, Valey usw. < *valliculu (?). Für die französische Lautlehre ist diese auf mehreren Gebieten — unabhängig voneinander — fast konstant vorkommende Dissimilation sehr interessant.

[2]) Eine Erklärung, die ich übrigens nicht verteidigen will.

[3]) Die letzten Worte des Satzes lasse ich mit Absicht weg, weil auch ohne dieselben die oben zitierte Stelle ihre volle Gültigkeit beibehält.

(Aisne) und Wattignies (Nord) auf **Vatini-acum* zurückgeführt. Auch ist es nicht ohne weiteres erlaubt Gignac (Hérault) und Gigny (Jura, Yonne, Haute-Marne) von **Gi(m)miacum* herzuleiten. Wenn wir auch keine alten Belege hätten, so wäre diese Herleitung nur in den Gegenden Frankreichs möglich, in denen vindemiáre > vendeñá (*-é) wird (ein kleiner Teil des Südens). Außerdem zeigt Gignac seit dem X. Jahrhundert Formen mit *-gn*, *-nn-*, *-nh-*, und nur solche. Gigny im Dep. Yonne ist im VII. Jahrhundert als *Ganniacum* belegt (in den späteren Belegen ist der Vokal der Anlautsilbe *e* oder *a*) Gigny (Haute-Marne) ist zunächst als *Gihinicurtis* belegt (später *Gineium* usw.). Obwohl dieser Beleg auffällt, so ist es doch möglich, daß hier ein germanischer Name vorliegt. Für die übrigen Gigny und für das zuerst erwähnte Gignac möchte ich noch eher mit Skok *Gennius* ansetzen. Es mag noch ein etwas anders geartetes Beispiel erwähnt werden: Craonne (Aisne) wird — S. 158 — zu gall. *crava-s „Stall" gestellt (cymr. craw, bret. kraou usw.). Dieses Wort hat der Verf. offenbar bei Holder gefunden, wo es auf Sp. 1157 steht; aber Pedersen (vgl. Gramm. S. 92) und Stokes-Bezzenberger (Urkeltischer Sprachschatz, S. 96) sind darin einig die inselkeltischen Wörter auf *kra[p]os zurückzuführen. Die Grundlage müßte dann **Cra-o-nna* sein, womit sich der älteste Beleg (IX. Jahrhundert *Crauhenna*) und die konstante Schreibung mit *-ao-* in den späteren Zeugnissen nicht verbinden lassen. Es ist klar, daß *ao* einen nach Ausfall eines Konsonanten entstandenen Diphthong bezeichnet (die heutige Aussprache ist mir leider unbekannt). *Craonne* kann also aus lautlichen Gründen nicht zu bret. kraou usw. gestellt werden.

Bei der Deutung — oder bei der Aufstellung der Grundform — mehrerer gleichnamiger ON ist stets geographische Verbreitung derselben zu beachten [1]). Wenn man z. B. sieht, daß im Norden Frankreichs mehrere Aubigny (S. 231), im Süden dagegen mehrere Aubagnac (*-at* u. ä.) vorkommen, so wird man nicht mit Gröhler die ersteren auf **Albiniacum* und die letzteren auf **Albaniacum* zurückführen, sondern für beide Typen **Albaniacum* als Grundlage ansetzen, was umso wahrscheinlicher ist, als der PN *Albanus* (*-nius*) beiweitem öfters belegt ist, als *Albinius* (*-nus*) und lautlich einer solchen Herleitung nichts im Wege steht (vgl. Montaniacum > Montigny) [2]).

Gr. war im allgemeinen zu sehr vom Streben erfüllt, womöglich für jeden ON eine Etymologie anzugeben. — In einer

[1]) Dies gilt besonders für solche Fälle, in denen eine relativ große Anzahl von gleich- oder ähnlichlautenden ON auf einem kleinen Gebiete vorkommen.

[2]) Damit will ich nicht in Abrede stellen, daß ein- oder der andere dieser Orte, seinen Namen vom PN Albinius hat — aber die meisten ON gehören sicher zu Albanus.

großen Anzahl von Beispielen wäre ein „ignoramus“ besser am Platze gewesen. In einem Werke, das einem größeren Leserkreise gewidmet ist, sind solche kühne etymologische Versuche oft gefährlich, weil Nicht-Philologen ähnliche Deutungsversuche sehr leicht als bare Münze nehmen. Ich hätte noch eine sehr große Anzahl der besprochenen ON in das VII. Kap. (Vorrömische ON unsicherer Abstammung oder Bedeutung) eingereiht, obwohl ich weiß, daß darunter die Anordnung des Stoffes gelitten hätte. Auch hat sich der Verf. gelegentlich verleiten lassen, Aufklärungen zu geben, die eigentlich gar nicht in sein Thema hineingehören. Sehr viele vorrömische und römische ON gehen auf PN zurück; die Arbeit des ON-Forschers hört daher bei der Feststellung des zugrunde liegenden PN auf. Uns interessiert nicht zu wissen, daß der PN *Crixus* = lat. *Crispus* ist, sondern nur daß Crécy auf **Crixiacum* zurückgeht.

In der Einteilung des gewaltigen Materials hat Gr. es verstanden, wissenschaftliche und praktische Forderungen in gleicher Weise zu berücksichtigen. Er geht chronologisch vor — nur mußten natürlich für die gallischen Namen einige Unterabteilungen gemacht werden: *A.* Ursprüngliche Volksnamen. *B.* Gallische ON im engeren Sinne. *C.* Gallische Götter- und PN als ON [1]).

Es mögen nun noch einige Einzelheiten erwähnt werden. Zur Bibliographie (XIX—XXIII): unter den topographischen Wörterbüchern hätte H. Quilgars: Dict. top. du dép. de la Loire-inférieure Nantes 1906, Erwähnung verdient, da es in der Anlage den Wörterbüchern der ministeriellen Sammlung sehr ähnlich ist [2]). Außerdem wäre stets Joanne: Dict. géogr. et administrative de la France — (7 Bde.) heranzuziehen, weil man daselbst Angaben über die Lage des Ortes, über seine geschichtliche Entwicklung, gelegentlich sogar alte Belege findet.

Gr. hat der eigentlichen Arbeit einige unentbehrliche ethnographische Bemerkungen vorangeschickt. Auf S. 4—22 trachtet er zur sehr schweren Ligurerfrage Stellung zu nehmen. Es ist ihm besonders daran gelegen den Nachweis zu liefern, „daß die Ligurer

---

[1]) Für die mit *-acum*, *-anum* gebildeten ON hätte eine eigene Unterabteilung gemacht werden können. In der chronologischen Reihe gehören diese ON der gallo-römischen Epoche (ich hätte ihnen daher die „vorrömischen ON unsicherer Abstammung“ vorausgeschickt). Der Verf. wäre dadurch nicht in die unangenehme Lage gekommen, unter dem Titel „Gallische Götter — und PN als ON“ (S. 162—306) auch „die mit dem Suff. *-aco* gebildeten Namen“ deren „erstes Element ein lateinischer“ oder ein „germanischer PN ist“ zu behandeln. Auch kann man aus der Gröhlerschen Einteilung nicht ersehen, daß es in Frankreich sehr viele ON (und darunter auch wichtige vgl. *Aureliani* ⟨Orléans) gibt, die mit dem Suff. *anum* gebildet sind.

[2]) Aus dieser Sammlung sind in der letzten Zeit noch drei sehr reichhaltige Wörterbücher (Depp. Ain, Aude und Pas-de-Calais) erschienen.

dereinst fast im ganzen westlichen Europa verbreitet gewesen sind und daß sie vor allem ein erhebliches Gebiet von Frankreich nicht nur im Süden, sondern auch im Norden besessen haben" (S. 16). Auch Hirt[1]) ist beiläufig derselben Ansicht; D'Arbois de Jubainville, der sich auf ähnliche Argumente stützt, ist konsequenter gewesen und hat Spuren der Ligurer fast in ganz Europa vorgefunden[2]). Nun hat aber vor wenigen Jahren Déchelette diese Ansichten vom archäologischen Standpunkte in Zweifel gezogen[3]). Nach ihm kann man in der Bronzezeit von keiner kulturellen Einheit Westeuropas sprechen. Die Verbreitung der Sichel ist ihm aber ein Beweis für eine solche in einem Gebiete, das beiläufig demjenigen der Verbreitung des *-asco* (-osco, -usco) Suff. in den ON entspricht. Nun stimmt dazu — was Gr. sonderbarer Weise gar nicht erwähnt — so ziemlich auch das Gebiet, in dem ON mit dem höchstwahrscheinlich ligurischen Suff. *-incus* vorkommen[4]). Ich will diesen Tatsachen keinen sehr großen Wert beimessen[5]), möchte aber dadurch nur zeigen, wie gefährlich es ist, ein solches Problem nur von einer Seite anzupacken. Ja ich bin fest überzeugt, daß man nur dann Resultate erzielen wird, wenn man alles, was nur irgendwie in Betracht kommen könnte, heranzieht[6]).

---

1) Die Indogermanen S. 49.

2) Diese Ansicht findet sich, etwas modifiziert, bei Jullian, Hist. de la Gaule I, 115 wieder.

3) Manuel d'Archéologie II/1, S. 10 ff (Paris 1910).

4) S. Murets sehr bedeutsame Studie über dieses Suff. in Romania XXXVII (bes. Schluß S. 569).

5) Das Argument Déchelettes hat deshalb keinen großen Wert, weil (dem Verf. scheint dies entgangen zu sein) es sich um zwei Einheiten handelt, die ganz verschiedenen Epochen angehören (die archäologische ist mindestens ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung anzusetzen, während kein Grund vorliegt die Verbreitung des Suff.: *-ascum* für viel älter zu halten, als jene des Suff. *-acum*) und weil er die Verbreitung der Sicheln in Norditalien nicht nachgewiesen hat. Der Verf. weiß übrigens recht gut, daß sich eine kulturelle und eine sprachliche Einheit nicht zu decken brauchen.

6) Ich stelle mir die Arbeit des künftigen Ligurer-Forschers folgendermaßen vor: Es werden zunächst die historischen Zeugnisse gesammelt und kritisch (den widersprechenden Berichten der alten Historiker und Geographen ist das größte Mißtrauen entgegenzubringen) beleuchtet. Dann sind *a*) vom archäologischen, *b*) vom anthropologischen, *c*) vom toponomastischen Standpunkt einheitliche Gebiete zu konstruieren, ihr Wert und die Zeit ihres Auftretens genau zu prüfen und die Möglichkeit einer späteren Erweiterung oder Verengung der ursprünglichen Zonen zu erwägen. In der Toponymie sind verschiedene untergeordnete Einheitsgebiete gesondert zu betrachten; etwa erstens Suff. -ascum, zweitens Suff. -incum, drittens Stamm borm (falls ligurisch) usw. Auf gleicher Weise muß noch die Verbreitung der in den romanischen Sprachen erhaltenen — unkeltisch aussehenden — vorrömischen Wörter untersucht werden (natürlich in dem Gebiete, das beiläufig in Betracht kommt). Der Anschaulichkeit wegen wären die einzelnen Einheitsgebiete auf Karten aufzuzeichnen, die dann als Basis für die zuletzt zu leistende Arbeit — die Synthese — dienen könnten.

S. 13. Der FlN *Sauconna* (jetzt Saône) soll eine „im Volksmunde entstandene Umgestaltung von *Sequana*" sein, und zwar besonders deshalb, weil die *Sequani* nicht in der Nähe der Sequana, sondern der Sauconna gewohnt haben. Selbst wenn dieses Argument irgend etwas beweisen würde (es kann ja der Stamm der Sequani ursprünglich in der Nähe der Sequana gelebt und später seinen Wohnsitz gewechselt haben [1]) so ist es mir doch ganz unverständlich, wieso *Sequana* zu *Sauconna* hätte umgestaltet werden können. Hiezu kommt noch *Saosnes* (im IX. Jahrhundert *Saugonna*) der Name eines Dorfes im Dep. Sarthe, wahrscheinlich ein ursprünglicher FlN, da ein Bach daneben Saônette und ein Fluß auf Corsica Sagona [2]) heißt. Der Fluß Saône ist also nicht der einzige der diesen Namen führt: sollen nun die anderen **Sauconna* auch Umgestaltung von *Sequana* sein? — S. 20. Kretschmer hatte die ligurische Wurzel *borm-* mit deutsch *warm*, lat. *formus* verglichen und daraus den Schluß gezogen, daß das Ligurische eine indogermanische Sprache gewesen sei. Dagegen wendet Gr. ein, die Gleichung *borm* = warm sei gar nicht nachgewiesen, da weder für *Lucus Bormani* noch für *Borbetomagus* warme Quellen nachgewiesen sind. Aber *Lucus B.* (bei Plinius) ist m. W. mit keinem heutigen Orte identifiziert worden und *Borbetomagus* kann anders gedeutet werden (s. Holder). Zu den FlN *Bormido* und **Bormana* (jetzt Bormane Dep. Ain) vgl. man den lat. FlN *Formio*. Ich zweifle daher an Kretschmers Identifizierung nicht — und würde auch den Wahrscheinlichkeitsschluß, daß die Ligurer deshalb Indogermanen waren, für richtig halten, wenn ich davon überzeugt wäre, daß *borm* ligurisch und nicht vielleicht keltisch ist. — S. 22. Verf. kennt nicht das Werk: Philipon *Les Ibères* 1909, welches trotz zahlreicher Mängel sehr nützlich ist. — S. 40. Anm. 1. Wenn Gr. den Artikel Meyer-Lübkes über sr > fr im Gallischen gelesen hätte (Zeitschr. f. rom. Phil. XX, 530) so würde er sicher diese Anm. nicht geschrieben haben. Dem Gallischen kann ja ursprünglich *f* gefehlt haben und **fruta* kann trotzdem Gallisch sein, da *f* hier sekundär ist (*fr* < *sr*) [3]). Auch darf man aus der Gegend in der heute **fruta* weiterlebt (die Lombardei) noch nicht auf ein ligurisches Wort schließen, da der Fluß Somme in Nordfrankreich ursprünglich Φρούδιος geheißen hat. — S. 54 wird für Charroux (Vienne) ligurischer Ursprung angenommen, weil vom VIII.—X. Jahrhundert Formen mit *-f-* belegt sind, und *f* nicht gallisch sein kann. Aber wenn hier ur-

---

[1]) Vgl. z. B. den Stamm der *Rauraci*, der ursprünglich an der *Raura* gelebt haben muß.

[2]) Vielleicht gehört hierher auch Le Saucanne FlN (Basses-Pyrénées) und *Sauga* FlN in Hispanien vgl. zu dieser Frage Philipon DT Ain, Intr. S. III.

[3]) Ebenso fehlte dem Gallischen das primäre *p*, aber *qu* ist dennoch zu *p* geworden.

sprünglich ein *-f-* gestanden wäre, so hätte es vor dem X. Jahrhundert zu *-v-* werden müssen; wir werden also annehmen, daß — entweder *-ff-* zugrunde liegt, was sehr unwahrscheinlich ist, oder ein *-b-* (*-v-*), das im romanischen Auslaut zu *-f* wurde. Im letzteren Falle braucht es sich um kein ligurisches Wort zu handeln. Über die Sippe *kar-* und das von Charroux nicht zu trennende norditalienische *garrof* = Steinhaufe vgl. Meyer-Lübke Et. Wb. 1671 und dazu Arch. f. d. Stud. neur. Spr. u. Lit. 129. S. 232 und 234. — S. 63. Verf. scheint sich nicht recht im Klaren darüber zu sein, daß nur primäres *-d-* im Prov. zu *-z-* wird. Die Lautentwicklung von *Baeterra* und *Béziers* bleibt mir daher unklar. Was die Bedeutung anbelangt, so möchte ich *Bai-terra* trennen und im ersten Teile *bai* = rot sehen (vgl. Baigorri); *-terra* mag Umgestaltung eines iberischen Wortes in Anlehnung an lat. *terra* sein. — S. 81. Wie sich Verf. die Entwicklung von *Cenomanni* > Le Mans erklärt, ist mir nicht recht klar. Nach ihm ist Lemans aus mittelalterlichen Formen, wie Cilimanico herzuleiten. Aber warum ist *ci-* abgefallen? Meyer-Lübke (Einführung S. 236/7) geht von **Cemans* (aus *Cen(o)mánni*) aus: dann wäre *ce* = *le* aufgefaßt und durch selbes ersetzt worden. Da aber Formen mit *l* reichlich belegt sind, so wird man das *ce* in der Meyer-Lübkeschen Erklärung durch *cel* ersetzen müssen. — S. 89. Die Münzen mit der Inschrift *Atrasi* (für Arras) sind nicht aus dem V. Jahrhundert (das wäre ganz unmöglich) sondern aus der Zeit Karl des Kahlen (zweite Hälfte des IX. Jahrhunderts) s. Rev. Numismatique 1868, S. 190 und Prou: Les monnaies Carolingiennes de la Bibliothèque Nationale (Index). — S. 91. Nach Gr. kann man Vercors (Name einer Landschaft im Dep. Drôme) „unbedenklich" auf *Verta(co)mocori* — wie eine Völkerschaft bei Plinius heißt — zurückzuführen. Lautlich sind aber die zwei Namen nicht vereinbar. Außerdem erhebt Longnon (Géographie S. 25 — nicht 24) auch vom geographischen Standpunkt aus Bedenken gegen diese Identifizierung. — S. 100. *Meudon* (bei Paris) kann kaum auf **Mogodunum* zurückgehen, da dafür aus dem XIII. Jahrhundert *Meodum, Meldonium* belegt sind[1]. — S. 102. Für Melun hat Vendryès: Mém. Soc. ling. Paris XIII. S. 225 eine Grundform *Metlodunum* wahrscheinlich gemacht. S. 141. Nort (Loire-inf.) < **Novio- riton* ist unmöglich, vgl. XI. Jahrhundert *Honort,* XII. Jahrhundert *Enort* usw. — S. 142. Chabris befindet sich im Dep. Indre. — S. 142. Verf. hält *brio* = Brücke (in Endlichers Glossar) für eine dialektische Nebenform von *briva.* Ich erkläre die Endung *-o* statt *-a* aus Komposita wie *Bri(v)osarta* (*o* = Kompositionsvokal) um so mehr als *briva* in römischer Zeit wahrscheinlich nicht mehr gebraucht, aber in

---

[1]) Cocheris H.: *Dict. des anciens noms des comm. du Dép. Seine-et-Oise* 1874.

ON noch verstanden wurde (vgl. Pontoise als Übersetzung von *Briva Isarae*). — S. 143. *Novi-entum* wird als „Neu-Brück" erklärt, (*-enton* = *(p)enton = lat. pons usw.). Die Erklärung ist geistreich; es erheben sich aber dagegen lautliche (man erwartet eher *-o*-Stufe) und morphologische (das entsprechende Wort ist m. W. in keiner Sprache ein Neutralstamm) Bedenken. — S. 169. Cadours (Haute-Garonne) ist eher als eine Ansiedlung der *Cadurci* zu erklären (*-d-* kann in diesen Gegenden erhalten bleiben). — S. 171. Corbeil (Marne) ist **Corbo-ialon* wegen *Corbolium Corbueil* (XII.—XIII. Jahrhundert) *Corobilium* auf der Tab. Peut. ist verschrieben. Ein anderes *Corbeil* (Seine-et-Oise) wird denselben Ursprung haben. — S. 171. Compiègne wird nicht auf lat. compendium - „Wegabkürzung" sondern auf den PN = **Cunopennius* zurückgeführt, wegen *Compendiacum* (wo der erste Bestandteil nur ein PN sein kann). Belegt ist aber nur „*villa Compendiacensis*" und da der Name des Ortes, auf den sich dieser Beleg bezieht, heute Compains (〈*Compendium*, Puy-de-Dôme) lautet, so ist es klar, daß *C-acensis* = *Compendiensis* ist. Außerdem scheint es mir unmöglich **Cunopennius* anzusetzen, da die alten Belege konstant (auf verschiedenen Gebieten, unabhängig voneinander) *-ndi-* zeigen. Ob aber, wie man gewöhnlich annimmt, lat. compendium zugrunde liegt, ist mir angesichts der Tatsache, daß außerhalb Galliens *Compendium* als ON nicht vorkommt, sehr zweifelhaft. — S. 200. Chomerac (Drôme) ist *chaumière* + *aceum* (= *-as*), wie der älteste Beleg (1236) *Calmeracium* beweist. Chomérac (Ardèche) dürfte gleichen Ursprung haben. — S. 203. Chéhery (Ardennes) 〈 **Caturacum* ist unmöglich. — S. 238. *Cabillonum* (jetzt Chalon-sur-Saône) wird wegen des hohen Alters (schon von Cäsar erwähnt) wohl gallisch sein. Ableitung von römischen PN *Cabellius* ist auch sonst unwahrscheinlich. — S. 248 und 252. Neben Flavínius, Gavídius kann im Vulgärlat. kein *Flaunius, *Gaudius bestanden haben, aber *Flàviniácum, Gàvidiácum mußten zu *Flauniacum, Gaugiacum werden. Sapávidùs zeigt gleiche Akzentverhältnisse (die Silbe *avi* betreffend), daher Sapaudus. Daß Gaunius = Gavinius sei, müßte erst nachgewiesen werden. S. 254. Beaugency (Loiset) ist wohl **Balgentiacum* vgl. bei Holder *Balgentii castro*. — S. 270. *Metriacum* 〉 Mettray ist unmöglich. — S. 307. Axat (Aude) kann auf *Adesate* (wie der älteste Beleg — 954 — lautet) beruhen. Weitere Belege sind 1299 *Ansatum*, 1307 *Acciatum*, 1347 *Assacum* usw. Das Etymon ist vielleicht *Atace* (= FlN Aude, auf der die Stadt liegt) *-ate*. Wir hätten dann hier ein interessantes Beispiel für die Funktion des Suff. *-ate*. — S. 314. *Arlate* ist in *Alrate* zu verbessern (= **Are-rate*). — S. 320. Digne 〈 *Dinia* (Basses-Alpes) halte ich trotz der Lage für iberisch. S. Schuchardt: Die iberische Deklination S. 22, S. 40. Philipon: Les Ibères S. 268, Anm. 3. — S. 333. Trévoux (Ain) 〈 *Trivurtium* unmöglich, weil das sehr spät aufkommende *r* nur graphischen Wert hat.

Wien. Hans Maver.

L. Gauchat et J. Jeanjaquet, Bibliographie linguistique de la Suisse Romande (Glossaire des Patois de la Suisse Romande). I. Extension du français et question des langues en Suisse, Littérature patoise. Avec une carte et sept facsimilés. Neuchatel, Attinger frères, editeurs 1912. X und 291 SS.

Dieses ausgezeichnete Werk wird man ohne weiteres als Muster seiner Art charakterisieren können. Das Material ist nach dem Inhalt in zwei Hauptgruppen gesondert, innerhalb der Gruppen historisch geordnet und mit reichlichen Indizes versehen, so daß jedem Bedürfnis Rechnung getragen wurde. Nicht genug daran, ist aber auch jede einzelne Nummer beschrieben, oft mit Inhaltsangabe versehen und kritisch beleuchtet, so daß man sich — bei der bekannten Zuverlässigkeit der beiden Verfasser — kaum eine bibliographische Arbeit denken kann, in der man sich besser orientieren und aus deren Durchsicht man mehr und rascher lernen könnte. Das Kapitel der Patois-Literaturen zeigt uns, daß auch hier immer wieder die Publikationen äußerst gering an Zahl sind bis zu der Zeit, in der die linguistisch-philologische Forschung das Bewußtsein erweckt, daß das betreffende Patois im Aussterben ist. Dann wird — in der Schweiz zirka seit den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts — mit aller Macht gesammelt und der ewigen Vergessenheit entrissen, was noch zu retten ist. Die ältesten Dokumente, sofern es sich nicht um einzelne Wörter, sondern um zusammenhängende Texte handelt, sind alle erst aus neuerer Zeit, und zwar ist das älteste, aus dem Kanton Freiburg, aus dem Jahre 1400, aus dem Kanton Genf erst aus dem XVI. Jahrhundert, Neuchatel und Vaud XVII. Jahrhundert, Bern 1735, Wallis 1790. Galt es in diesem Kapitel hauptsächlich mit unermüdlichem Fleiß möglichste Vollständigkeit zu erzielen, so gibt das erste Kapitel „Die Verbreitung des Französischen und der Sprachenstreit“ den Verfassern Gelegenheit in taktvoller und echt wissenschaftlicher Unparteilichkeit den Stoff zu erörtern, der nicht nur wissenschaftliches, sondern auch patriotisches Interesse hat und selbstredend häufig vom Parteistandpunkt aus behandelt wird. Die Verfasser verzeichnen zahlreiche Äußerungen bis zu nichtigen Zeitungsartikelchen herab, und wünschen, gerade aus der Wertlosigkeit der meisten Nummern darlegen zu können, daß von einer „Sprachenfrage“ in der Schweiz nicht die Rede sein könne. Die Sprachgrenzen schwanken zwar, aber eine dauernde Verschiebung könne kaum wahrgenommen werden. Hierüber geben natürlich die Statistiken die beste Auskunft; ihre Bibliographie ist an den Anfang gesetzt. Wer sich mit dem Studium der romanischen Schweiz befassen will, wird an diesem Werke einen unvergleichlichen Führer haben. Der vorliegende Band umfaßt 1037 Nummern.

Wien. Elise Richter.

Rumänisches Sprachbuch. Ein Leitfaden zur leichten Erlernung der rumänischen Sprache zum Schul- und Selbstunterricht von Michael Teutsch, Lehrer der rumänischen Sprache an der evangel. Realschule in Brassó (Kronstadt). Im rumänischen Text durchgesehen und erweitert von Dr. A. Bogdan, Prof. Zweite, vollständig umgearbeitete Anflage (sic!). Brassó (Kronstadt) 1913, Verlag von Eduard Kerschner, Buchhandlung. 266 SS. 8⁰.

Die erste Auflage des Buches ist mir nicht bekannt. Ich kann also nicht beurteilen, wie weit sich die „vollständige Umarbeitung“ erstreckt. Ich vermute aber, daß die erste Auflage nach der grammatisierenden Methode angelegt war, denn die zweite will zwar, wie im Vorwort versichert wird, die Forderungen der direkten Methode berücksichtigen, die alte Art schlägt aber nicht nur in der Anlage, die nach den Redeteilen vorgeht, sondern auch in Einzelheiten durch. Hieher gehört z. B. die „Zusammenstellung der am häufigsten vorkommenden männlichen Wörter auf *e*“ (S. 22), das Verzeichnis der Vorwörter (S. 54), der Umstandswörter (S. 58), der unregelmäßigen Zeitwörter (S. 63), der Bindewörter (S. 67), die alle lauter Wörter enthalten, die der Schüler der Grammatik zuliebe als Vokabeln lernen muß, statt sie aus der lebendigen Lektüre zu erwerben. Diese Listen sollten in den grammatischen Teil verwiesen werden, der aber hier nur Deklinations- und Konjugationstabellen bringt.

Anderseits scheinen die ersten Übungsstücke etwas gewaltsam nach der direkten Methode umgearbeitet zu sein; denn die Darbietung des grammatischen Stoffes geht etwas gar zu rasch vor sich: auf den ersten fünf Seiten werden dem Schüler bereits die Konjugation des Präsens und des umschriebenen Perfekts der beiden Hilfszeitwörter, Präsens, umschriebenes Perfekt, Futurum und Imperfekt des Hauptzeitwortes (aller Konjugationen!) zugemutet. Und wieder kommen z. B. in der ersten Übung nur die 1. und 2. Person Sing. in den Übungsstücken selbst vor, die übrigen werden auf grammatisierendem Wege übermittelt. Den Übungssätzen merkt man übrigens wohl an, daß sie zu grammatischen Zwecken zusammengestellt sind; sie machen einen etwas gezwungenen Eindruck. Auch scheint mir der Inhalt der meisten Sätze der ersten Übungen zu abstrakt zu sein; Übung 4 ist mit Vokabeln zu sehr überladen; bei den folgenden Stücken nehmen diese Mängel mit dem Fortschreiten der Kenntnisse der Schüler naturgemäß ab.

Die Abschnitte „Gespräche aus dem praktischen Leben“, „Geschäftsaufsätze“, „Geschäftsbriefe“ sind geeignete Beigaben, wenn man in Betracht zieht, daß das Buch zunächst für den Gebrauch von Schülern bestimmt ist, die wirklich in die Lage kommen, rumänisch sprechen zu müssen. Daß ein Rumäne in einem in seiner Muttersprache geschriebenen Briefe die magyarischen Formen der siebenbürgischen Ortsnamen wie Brassó, Nagyszeben, Segesvár gebrauche, möchte ich übrigens bezweifeln; vielleicht war aber deren

Anwendung eine Bedingung für die Zulassung des Buches in Ungarn; das mag auch den etwas stark magyarisch-patriotisch gefärbten Inhalt einiger der Lesestücke erklären. Auch die magyarische Schreibung eines rumänischen Wortes: das Zsuni-Fest (rum. *juni* „Jünglinge") S. 86 überrascht einigermaßen. Der letzte Satz der S. 166 gegebenen biographischen Notiz scheint mir für ein Schulbuch nicht zu passen.

Der grammatische Teil des Buches bedarf einer gründlichen Durchsicht. Die auf den Seiten 22 (a), 23, 24 (b), 25 (richtig aber S. 45), 26 (richtig S. 62) angeführten Regeln sind in der gegebenen Fassung falsch. S. 31 fehlt bei Regel c) die Bemerkung, daß *surorii* die Form mit Artikel ist. S. 33: Daß das Zahlwort für „zwei" den Artikel annehme, ist unrichtig. S. 82 müßte gesagt werden, daß auch die 1. Person *daŭ staŭ* unregelmäßig ist. In den Deklinationstabellen S. 102 fehlen die neutralen (gemischten) Substantiva. S. 126 fehlt die Angabe, daß *româneşte* usw. Adverbia (nicht Adjektiva) sind. Die S. 128 zusammengestellten „Wörtergruppen" (Wortfamilien) sind so dürftig ausgefallen, daß sie ebensogut ganz wegbleiben könnten; übrigens hat *lege* „Gesetz" nichts mit *leg* „binde" zu tun, ebensowenig *mormînt* „Grab" mit *mor* „sterbe" (S. 123).

Der deutsche Text „zu den Übungen und Lieder" (sic!) S. 90 ist nicht ganz einwandfrei; dort liest man z. B. (Übung 2, Satz 9): „Aber ich glaube, daß auch wird haben Glück und wird bald sein gesund, wenn wird wollen Gott." Und dieses „Deutsch" hält der Verf. im Vorwort sogar für zur Rückübersetzung geeignet. S. 53, Z. 5 „statt ihm"; S. 189, Z. 16 „ethimologisch". Wo mag der Verf. die kuriose Form „das Sedyll" (= die Cedille) gefunden haben (S. 8 u. 9)?

Auch der Druck hätte besser überwacht werden sollen. Zur Hervorhebung des betonten Vokals wird fetter Druck verwendet; dasselbe typographische Mittel dient aber auch anderen Zwecken. Muß der Schüler nicht verwirrt werden, wenn er z. B. S. 31 auf einmal ***mamelor*** und ***garoafelor frumoase*** liest? Das ziemlich umfangreiche Verzeichnis S. 264 erschöpft bei weitem nicht alle Druckfehler, und Anmerkungsverweise wie [46*****]) (in der 40. Übung) nehmen sich wirklich nicht gut aus.

Graz. Adolf Zauner.

Franz Spina, **Die alttschechische Katharinenlegende der Stockholm-Brünner Handschrift.** Prag 1913, Taussig. XXXIV und 106 SS.

Die alttschechische Reimlegende von der h. Katharina von Alexandrien ist in zwei Fassungen erhalten: In der sogenannten

großen KL, welche aus 3519 paarweise reimenden Kurzzeilen besteht, und in der kleinen KL mit 477 Kurzzeilen in vierzeiligen Strophen. Wo außerdem noch derselbe Stoff in Prosa oder in gebundener Rede behandelt wird, führt der Verf. in der Einleitung aus. Die große KL — und nur von dieser ist im folgenden die Rede — ist nur in der Stockholm-Brünner Sammelhandschrift 555 überliefert. Von dieser Handschrift gilt das bekannte Wahrwort: *habent sua fata libelli.* Sie stammt aus der 11.000 Bände zählenden Bücherei des Peter Wock. Nach dem Tode dieses letzten Rosenbergers kam die ganze Bibliothek nach Prag und wurde 1648 nach Schweden weggeschleppt. Nach vielen vergeblichen Versuchen wurde 1878 wenigstens ein Teil der reichen Beute nach Österreich zurückgebracht. Die alttschechische KL besteht aus zwei Teilen: aus der Bekehrung *(conversio)* der h. Katharina (V. 1—1114) und der Leidensgeschichte derselben *(passio)* V. 1115—3519. Beide Teile haben lateinische Quellen. Einige Handschriften enthalten Bekehrung und Leidensgeschichte, andere nur entweder die Bekehrung oder die Leidensgeschichte. Diese Quellenverhältnisse werden vom Verf. eingehend in der Einleitung besprochen. Ebenso gründlich wird das Verhältnis des tschechischen Dichters zu seinen Quellen und der sprachliche Teil dargestellt. Sehr ansprechend ist die Vermutung des Verf., daß dem Dichter bei der Schilderung des Ortes der Vermählung nicht eine fremde poetische Darstellung vorschwebte, sondern daß er ein wirkliches Bauwerk, die Karlsteiner Kapelle, kopierte. Nach dieser orientierenden Einleitung, die als Anhang (S. XXXI—XXXIV) das altpolnische Katharinenlied bietet, folgt der Text der Legende mit den Varianten der Handschrift und der Angabe der lateinischen Quellen. Dem Verf., der durch treffliche Bearbeitung auch anderer alttschechischer Denkmäler bekannt ist, gebührt alle Anerkennung, daß er sich entschlossen hat, die vergriffene und von der Forschung überholte *editio princeps* (1860) durch die vorliegende Veröffentlichung zu ersetzen. Seine Arbeit liefert eine dankenswerte Bereicherung und Förderung der internationalen Katharinenforschung. Das auf dem Titelblatte erwähnte Wörterbuch lag dem Ref. nicht vor.

Wien. J. Zycha.

Georg Buchwald, Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln nach Kunstwerken der Zeit. Leipzig und Berlin 1914, Druck und Verlag von B. G. Teubner. In X und 516 S. 8⁰. Preis geb. in Leinwand 8 Mk.

Die vorliegende Biographie rechnet besonders mit der Tatsache, daß die neugierige Lesermenge, wenn man ihr einen großen Menschen schildert, sich am liebsten an seiner äußeren Mensch-

lichkeit hält. Es wird das persönliche Moment durch zahlreiche Strichlein und Einzellichter der Mikroskopie beleuchtet; es wird alles Zufällige und Kleine umständlich geschildert, ohne daß es sich unter höheren Gesichtspunkten immer zu einer inneren Einheit zusammenfügt. Wir erkennen aus dieser Lebensbeschreibung nicht, wie in der Heldengestalt Luthers, dieses „Menschen, der wie ein Volk aussieht", der geistige Spannungsgehalt der Zeit die persönliche Form annimmt, wie in ihm die Volksseele wie in einer lebendigen Resultante zahlloser Individuen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Das Anekdotische ist nicht restlos in einer inneren Biographie absorbiert und in seiner geistigen Bedeutung aufgelöst und wir haben mehr zuweilen den Eindruck von Arabesken als den eines aus dem vollen erzeugten Werkes. Buchwald betont allerdings, daß er nicht die wissenschaftliche Forschung fördern, sondern nur ein dem Durchnittsgebildeten klares und verständliches und dem Höchstgebildeten noch lesenswertes Erbauungsbuch für die protestantische Familie schreiben wollte, und man wird ihm zubilligen müssen, daß er die Barren aus den Truhen fremder Forschung geschickt zu handlicher Münze ausprägte und daß er bei aller Vorliebe für Luther sich von jeder wissenschaftlichen Falschmünzerei frei zu halten wußte. Zu weit getriebene Pietät wird man noch immer leichter verzeihen als auf das Feld der Ignoranz gestreuten Samen grober Lüge und Verleumdung. Über die unausgeglichenen Gegensätze und Widersprüche im Charakter Luthers (ohne die übrigens in dem Reformator eine Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst entstanden wäre und ein Haupthebel seiner Entwicklung gefehlt hätte) durfte B. doch nicht so leicht hinweggehen: über Luthers zuweilen verblüffende Roheit, über seinen Glauben an Teufelsspuk und Hexerei, über seine Willkür in der Auslegung einiger Lehren der alten Kirche, über seine Preisgabe der vielleicht bedeutsamsten seiner Reformen: der Teilnahme der Laien an der Leitung der Kirche. Diese Umstände durften nicht verschwiegen werden, so sehr B. in seinem Buche sichtlich aller Polemik und Apologethik aus dem Wege geht.

Ohne an eine erschöpfende Kritik des Buches zu denken, möchten wir nur zur Bekundung unseres Interesses an demselben noch einigen, wenigen Bemerkungen Raum gönnen. Vor allem müsseu wir die totale Unzulänglichkeit und Unverläßlichkeit des „Personenregisters" nachdrücklich tadeln. Dasselbe verweist z. B. bei „*Crotus Rubianus*" auf S. 61 und bei „Aristoteles" auf die SS. 61, 82 und 176, und doch haben wir auf keiner dieser Seiten die beiden Namen auffinden können. Ferner vermißten wir auch die Bemerkung, daß Luther die Briefe der Dunkelmänner „unverschämt" nennt, da er noch nicht weiß, daß sein bester Freund Crotus ihr Hauptverfasser sei, und die Erwähnung der heftigen Angriffe Luthers gegen den „verdammten, hochmütigen, schalkhaften Heiden" Aristoteles. — Auch der auf die Erfurter Kreise

besonders erfolgreich einwirkende gelehrte Mutianus Rufus, im Vergleiche zu dem sich Luther selbst als „Barbaren, immer gewöhnt, unter den Gänsen zu schreien“ bezeichnet, und Eobanus Hessus durften nicht übergangen werden. — Gegen die zu vielen Wallfahrten predigte schon vor Luther sehr wirksam Berthold von Regensburg:... „Wir lesen von mancher, die fuhr gegen Rom, und was sie mitnahm, ließ sie dort, und was sie nicht mitnahm, brachte sie heim.“ — Von Luthers Glauben an Besessenheit ist nicht genug nachdrücklich die Rede, und hier wäre die Anführung jener Stelle aus den „Tischreden“ ganz am Platze gewesen, derzufolge Luther dem Fürsten von Anhalt ein blödsinniges Kind als vom Teufel besessen in die Mulde zu werfen riet, und als der Fürst nicht darein willigte, meinte, „er möchte wohl das *homicidium* daran wagen“. — Laurentius Valla (sowie Poggio) schärften zwar ihren Dolch an den Schäden der Kirche, sind aber doch jederzeit für ihre Rechte eingetreten. — Das über die „Tischreden“ Gesagte ist doch zu dürftig: So fehlt unter ihren Aufzeichnern der Name desjenigen, der dies am ausführlichsten mit sammelnder Bearbeitung tat, Joh. Aurifaber. — Vergeblich sucht man in dem Buche den Namen des so klugen Kardinal Campeggi, der die römische Kurie auf dem Nürnberger Reichstage 1524 so gewandt vertrat und dem gegenüber Melanchthon einen so merkwürdigen Optimismus bewies. — Warum ist verschwiegen, daß Luther Zwinglis Tod bei Kappel als eine Befreiung empfand und dies auch aussprach, da durch diese Ereignis tatsächlich der deutsche Protestantismus eher eine Kräftigung erfuhr und erst hiedurch der schmalkaldische Bund seine Bedeutug für ganz Deutschland gewann. — Auch erscheint die politische Seite des Marburger Religionsgespräches 1529 nicht genügend hervorgehoben. Bernh. Bess' Studie über „Luther in Marburg“, nach der Luthers Starrköpfigkeit bei diesem Anlasse eine bloße Legende wäre und er vielmehr eine von der strittigen Einzelfrage weg auf das Ganze hinweisende, Verständigung suchende Haltung eingenommen hätte, blieb wohl unserem Autor unbekannt. Es ist auch nicht gesagt, daß Landgraf Philipp Luther nicht wissen ließ, daß dieser bei diesem Religionsgespräch auch Zwingli treffen werde. — Auch ein sprachlicher Lapsus ist uns aufgefallen: S. 294 heißt es nämlich: „Das, und nicht ein vermeintlich freier Wille oder eine vermeintlich eigene Kraft sah er mit vollem Rechte als seines Heils umwandelbaren Grund an“, wo es offenbar richtig „einen vermeintlich freien Willen“ lauten müßte.

Wien. Josef Frank.

Epistolae et acta Iesuitarum Transylvaniae temporibus principum Báthory (1571—1613), collegit et edidit Dr. Andreas Veress sumptibus Dr. Iosephi Hirschler. Vol. II 1575—1588. In Kommission bei Alfred Hölder 1913. VIII und 316 SS.

Da über die Bedeutung der vorliegenden Sammlung bereits anläßlich der Besprechung des ersten Bandes die notwendigen allgemeinen Bemerkungen gemacht wurden, so mag hier nur bemerkt werden, daß auch der vorliegende zweite Band mit seinen hundert Nummern (101—200) eine Fülle von historischem Material zur Geschichte Siebenbürgens in dem Zeitraum von 1575—1588 und genauer von 1584—1588 enthält. Die Einleitung verbreitet sich über die Zustände der Gesellschaft Jesu in Siebenbürgen in der genannten Zeit — es ist die ihrer größten Blüte —, gibt eine Charakterschilderung ihrer hervorragenderen Mitglieder wie Ferrante Capeci, Johannes Leleszi und Stephan Szántó, dem der Ruhm zuerkannt wird, daß die Calvinisten nach mehrwöchentlicher Disputation vor ihm die Waffen strecken mußten, und geht dann auf die Tätigkeit des Ordens in bezug auf die Bekehrung und den Unterricht ein. Seine wechselvollen Schicksale werden in aller Kürze und nur so weit geschildert, als dies zum besseren Verständnis des Ganzen notwendig ist. Auch diesmal ist die Auswahl und Vorlage der einzelnen Nummern eine sehr sorgsame. Jedem Briefe ist eine knapp gehaltene Inhaltsangabe, die nichts wesentliches außeracht läßt, vorausgesetzt; die einzelnen Stücke werden in chronologischer Anordnung mitgeteilt und die Provenienz am Schluß einer jeden Nummer vermerkt. Da nur siebenbürgische Verhältnisse in die Mitteilung einbezogen werden, sind einzelne Nummern gekürzt. So liest man schon bei Nummer 101: *De hic usque ad finem litterae auctor de rebus Viennensibus et Olomucensibus tractat.* Die Briefe stammen aus dem Archiv der Gesellschaft Jesu und des Vatikans sowie aus den Archivsbeständen von Budapest, Kronstadt, Klausenburg, Hermannstadt u. a. Die Wiedergabe der einzelnen Nummern im Druck ist, wie man den beigegebenen Schriftproben entnimmt, eine durchaus korrekte. Die meisten sind lateinisch oder italienisch, und einzelne in ungarischem Text gehalten und wo es die Notwendigkeit erheischte mit erklärenden Anmerkungen, einige auch (s. S. 87) mit erläuternden Abbildungen versehen. Die Bedeutung der Briefe ist begreiflicherweise für die Ordensgeschichte im engeren Sinne eine sehr hohe, aber auch die politische Geschichte der genannten dreizehn Jahre erfährt mannigfache Bereicherung. Unter den Briefschreibern, bezw. -empfängern erscheinen der Fürst Sigismund Báthory von Siebenbürgen, der König von Polen Stephan Báthory, die Herzogin (ihr Vorname konnte mitgenannt werden) von Mantua, Erzherzogin von Österreich (Nummer 150, nicht 151 wie im Index), Papst Sixtus V. und sonst hervorragende Würdenträger der katholischen Kirche und besonders des Jesuitenordens wie Claudio Aquavia, Eberhard Mercurian, der

Kardinal Ptolomäus Galli, die Nunzius Bolognetti, Caligari, der hervorragende Jesuit und Gesandte Anton Possevin u. a. Die größte Bereicherung erfährt die Geschichte Siebenbürgens, aber bei der alles umfassenden Tätigkeit von Männern wie Possevin werden auch die anderen Länder gestreift und fällt namentlich auf die kirchlichen Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Länder viel Licht. Der Generalindex umfaßt nicht bloß den Inhalt der umliegenden sondern auch jenen des vorhergehenden Bandes.

Graz. J. Loserth.

A. Zeehe, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. III. Teil: Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Vierte, nach dem neuen Lehrplane umgeänderte und um 32 Tafeln mit 47 Abbildungen vermehrte Auflage. Approbiert mit Erlaß vom 29. April 1913, Z. 20.140. Laibach 1913, Kleinmayr & Bamberg. Preis K 3·30.

Die neue Auflage dieses beliebten, an vielen Anstalten eingeführten Lehrbuches enthält so manches Neue, doch wurde die wesentliche Eigenart des Werkes nach Darstellung und Gliederung gewahrt und das ist nur aufrichtig zu begrüßen. Denn als Hauptgesichtspunkt für die Anlage eines Lehrbuches muß doch das letzte Ziel des Geschichtsunterrichtes im Auge behalten werden. Dieses kann aber nur sein: sichere Aneignung des Stoffes und Ausbildung des historischen Sinnes. Das kann wieder nur am sichersten dann erreicht werden, wenn das Lehrbuch möglichst präzise und klar angelegt ist. Ein Vergleich der Darstellung einzelner Stellen in diesem Buche und in anderen Lehrbüchern wird deutlich das Bestreben Zeehes zu Tage treten lassen, möglichst klare Vorstellungen bei den Schülern zu erwecken. Und wie notwendig ist das gerade bei der Entwicklung geschichtlicher Begriffe und gerade im Sinne moderner Methode: Selbsttätigkeit des Schülers! Lehrgespräch anstatt Vortrag! „Diesen Schülerübungen im politischen Denken droht aber die große Gefahr, daß sie zu einem kannegießernden Klugschwätzen werden ...“ (Friedrich, Probleme des modernen Geschichtsunterrichtes, Pädagogisches Archiv 1912) und (ebenda) „wer weiß, wie sehr Schüler durchschnittlich zu weitschweifiger Vielrederei neigen“, wer ferner die Erfahrung gemacht hat, daß, wenn die Darstellung weitschweifig wird und unnütze Wörter oder Worte bringt, der Schüler bei flüchtigem Ansehen der Seiten zur Meinung kommt, „das weiß ich schon“, wird gerne zu Zeehescher Art der Darbietung greifen, die auf reifer Erfahrung und infolgedessen auf einer tiefen didaktischen Überzeugung beruht. Übrigens weiß auch Zeehe gelegentlich — und Sparsamkeit ist da nur angezeigt — einen wärmeren Ton anzuschlagen, so z. B. bei den Reformen des Frei-

herrn von Stein, beim Beginne der Freiheitskriege, bei der Charakterzeichnung Napoleons I. u. a. m. Wenn nur auch der Lehrer einen warmen Ton anzuschlagen versteht, dann fehlt es gewiß nicht an moralischer Erhebung der Schüler.

Mehr denn je soll jetzt auch in der Mittelschule die Redekunst geübt werden. Ein richtiger Redner schreibt sich Schlagworte auf, die rhetorische Behandlung derselben überläßt er seinem natürlichen oder geübten Geschick. Eine vorzügliche Vorschule der Redekunst ist die Wiedergabe geschichtlichen Stoffes und das unentbehrlichste Gerüste dazu ist eine geschickte Gliederung, welche es auch dem Schüler ermöglicht, eine Materie als Ganzes in der Übersicht immer vor Augen zu haben. Es ist auch in anderen Lehrbüchern die Gliederung keineswegs aufgegeben, sie ist vielleicht noch eingehender als bei Zeehe, nur erscheint sie in vielen Randnoten und da ist wohl Zeehes Verfahren das weitaus zweckentsprechendere. Das Prinzip der reichen Gliederung geht schon auf den hochverdienten W. Herbst zurück; sie ist in erster Linie dazu bestimmt, die Aneignung des Stoffes dem Schüler zu erleichtern, bei der Wiederholung — und auch beim Vortrag — soll sie keineswegs hervorgekehrt werden, sondern nur als unaufdringliche Stütze („Punkte") der Erzählung dienen, deren durch die Gliederung äußerlich getrennte Teile ja selbstverständlich im innigsten inneren Zusammenhange stehen. Gerade in der Neuzeit bringt Zeehe denn doch keine allzu eingehende Gliederung, gar manche Seite und darüber zeigt keine Spur einer weiteren Unterabteilung des Stoffes; vielleicht ließe sich in kommenden Auflagen im zweiten Teil und besonders im Altertum die Gliederung auch noch etwas vereinfachen.

Man muß aber staunen, mit welch leicht fertiger Raschheit manchmal Urteile — freilich nur sehr vereinzelt — produziert werden über ein Werk, dessen Gediegenheit über jeden Zweifel und schon gar über einen Ausfall erhaben ist, der in die Behauptung ausartet, Zeehe biete den Stoff „zerstückelt", „zerhackt" und in „Brocken". Dieses Lehrbuch hat bekanntlich auch eine sehr verbreitete Bearbeitung für Realschulen gefunden; der Vorwurf trifft also zwei erfahrene, um die Schulliteratur sehr verdiente Männer und indirekt alle jene Fachkollegen, die das Buch an ihrer Anstalt eingeführt haben und sich desselben nach wie vor gerne bedienen. Hoffen wir, daß alle Betroffenen diesen Vorwurf mit Würde zu tragen wissen — unbeschadet dem Werke Zeehes voll Originalität und Fruchtbarkeit in so mancher Hinsicht! Der Lehrer, der seiner Sache sicher ist und selbst die Seele seines Unterrichtes sein will, wird mit Zeehe gute Erfahrungen machen; er bedarf — auch oratorisch — nicht des Sprachrohres eines Buches, es wird ihm vielmehr gerade eine schlicht-objektive, dafür aber umso gehaltvollere Diktion im Lehrbuch als Unterstützung für die häusliche Vorbereitung der Schüler am willkommensten sein.

Auch gegen die Verquickung von Lehr- und Lesebuch müssen gewichtige Bedenken erhoben werden. Schwierigkeiten bereitet schon die Auswahl des Lesestoffes, für den zu sorgen ja doch ein Hauptzweck der Schülerbibliothek ist; da müssen sich Meinungsverschiedenheiten ergeben je nach Anschauung und Geschmack. Schwierigkeit macht ferner die Durcharbeitung des vermehrten Stoffes; wenn ein Teil auch nur zur häuslichen Lektüre bestimmt ist, so kann man doch unmöglich über denselben ganz zur Tagesordnung übergehen, falls das „Lesebuch" überhaupt seinen Zweck irgendwie erfüllen soll, — doch stehen wir jetzt mehr denn je im Zeichen der Entlastung auch des geschichtlichen Unterrichtes. Und endlich ist ja das deutsche Lesebuch auch noch da.

Quellenlektüre im Unterricht? Nun, darüber sind wohl die Akten geschlossen[1]). Wie Zeehe der modernen Arbeitsschule Rechnung trägt, davon soll später noch die Rede sein.

Wie dem zweiten Teile ist auch der neuen Auflage des dritten Teiles ein Bilderatlas beigegeben. Von den im Unterrichte verwendeten üblichen Anschauungsmitteln gebührt den dem Lehrbuche beigegebenen Abbildungen der erste Platz. Den flüchtigsten Eindruck hinterlassen eigentlich Skioptikonbilder; eindrucksvoller sind schon die im Unterricht gebrauchten Wandbilder, wenn in der Verwendung derselben eine rigorose Auswahl getroffen und Maß gehalten wird. Die nachhaltigste Wirkung üben aber entschieden die Abbildungen im Lehrbuch, weil sie dem Schüler immer zur Verfügung stehen; freilich müssen sie sorgfältige Reproduktionen von guten, scharfen Aufnahmen sein, welcher Forderung in Zeehes Bilderatlas durchaus Rechnung getragen ist. Denn wenn eine Abbildung, z. B. das Schloß von Versailles oder ein Bild von Claude Lorrain, Grau in Grau erscheint, so ist sie weder ein Nutzen für den Unterricht noch eine Zierde des Buches. Doch wäre zu wünschen, daß behufs vollkommenerer Anschaulichkeit bei Teildarstellungen oder gewissen Denkmälern neben diese noch das Gesamtbild (z. B. Donnerbrunnen) oder die Gesamtanlage (z. B. Maria-Theresiendenkmal und -Platz) gestellt wird, wie es in einzelnen Fällen schon durchgeführt ist (z. B. Sanssouci). Die Abbildungen wären ferner zu numerieren und im Text wäre auf die zugehörigen Abbildungen aufmerksam zu machen, den Bildern der Kunstwerke auch der Schöpfer derselben beizusetzen. Die Amalienburg ist ein Pavillon im Park von Nymphenburg; es möchte erwähnt werden, daß sie ein Werk des französischen Architekten Cuvillié d. Ä. ist, der vom Kurfürsten Karl Albert nach Bayern berufen wurde. Es ist übrigens schade, daß nicht wenigstens hie

[1]) Vgl. Friedrich, Probleme usw., Pädagogisches Archiv 1912; derselbe: Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht, Zeitschrift Vergangenheit und Gegenwart 1912 und ebenda über Stoffauswahl: Scala, die Behandlung der griechischen und römischen Geschichte.

und da ein Bild im Farbenschmuck vorgeführt wird, gerade bei der Amalienburg ist der Speisesaal mit den silbernen Ornamenten auf Blau- oder Goldgrund typisch für das Rokoko. Die Abbildungen sollen nicht etwa ein Zeitvertreib sein, sondern beim Unterricht besprochen werden; deshalb beschränkt sich wohl der Verf. mit Recht auf eine verhältnismäßig geringe Zahl.

Die neue Auflage des dritten Teiles weist manche sehr zu begrüßende Änderung auf. Das Buch beginnt mit einem wiederholenden Überblick über Reformation und Gegenreformation, den Kardinalfaktoren des geschichtlichen Werdeganges vom Beginn der Neuzeit bis zur Zeit des Höfischen Absolutismus; dies gehört also nicht zum eigentlichen Lernstoff der VII. Außer zahlreichen kleineren Verbesserungen, namentlich auch in der Kriegsgeschichte (nach Horsetzky) wurde nach neueren Forschungen die Darstellung der „Aufklärung" umgearbeitet, da jetzt die Forderungen des „Naturrechtes" mehr berücksichtigt werden (vgl. die Ausführungen Voltelinis, Historische Zeitschrift Band 105). Dadurch erscheinen auch z. B. die Ursachen der französischen Revolution, das Wirken Friedrichs des Großen und Josefs II. u. a. zum Teil in anderem Lichte. Fast ganz umgearbeitet wurde die Neueste Zeit infolge der Ausbildung der Weltmachtpolitik und die Darstellung der sozialen Frage („Syndikalismus" in Frankreich, Sozialdemokratie in England). Bemerkungen, welche — der einzig richtige Weg — die Schüler schon im Geschichtsunterricht allmählich in die Kenntnis der Bürgerkunde einführen, enthielten auch schon die früheren Auflagen aller Teile des Lehrbuches. Die Zusätze dieser Art wurden vermehrt; um nur einiges anzuführen: mehrere Stellen, wo vom Willen zur Macht die Rede ist (Cromwell, Peter der Große, Friedrich der Große, Freiherr von Stein u. a.), Stellen im Abschnitt über die Aufklärung, wo von der Natur des Staates die Rede ist: Quesnay und Smith S. 54, Würdigung des aufgeklärten Absolutismus S. 72, Verfassung der Vereinigten Staaten S. 82, Nichtausübung des Wahlrechtes S. 93, Ergebnisse der Revolution S. 132; dann Zusätze für die Zeit von 1815—1850 S. 135 und 136, Würdigung der Februarrevolution S. 145 und 166, Kremsierer Reichstag S. 163, Napoleon S. 166, Bismarck S. 173, Österreichischer Nationalitätenstaat S. 185, Zusätze beim wirtschaftlichen Aufschwung S. 190 u. f., bei der Sozialdemokratie S. 194, über den modernen Staat S. 200. Auch der Abschnitt über das Weltstaat-System hat vielfach staatsbürgerlichen Inhalt.

Aus Liebe zur Sache und, wie ich hoffe, im Interesse des Buches möchte ich im einzelnen noch einige Wahrnehmungen und Wünsche anmerken: S. 15 soll es wohl richtiger heißen: „in diesen verzichtete er auf fast alle reunierten Gebiete, behielt aber das Elsaß und Straßburg" — weil letzteres nicht eigentlich zu den reunierten Gebieten gehörte. S. 23 ff. Die Geschichte Englands im Zeitalter der Reformation sollte fortgeführt werden bis zur

Glorreichen Revolution, das ist der Abschluß der konfessionellen Kämpfe; Wilhelm III. und Anna, der Sieg der parlamentarischen Verfassung (S. 25, 26) sollte hinzugeschlagen werden zum Kapitel über Großbritannien und Irland S. 79, wo auch vom Abschluß der Verfassungsgesetze die Rede ist. S. 29 Eroberung Belgrads: Jahreszahl 1688 anführen! (Beginn des dritten Raubkrieges, weiter unten folgt auch der Hinweis auf die gleichzeitige Glorreiche Revolution.) S. 30 Prinz Eugen als Staatsmann: sein bekanntes Wort, lieber für ein schlagfertiges Heer und gefüllte Kassen zu sorgen als für die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion. S. 31 entbehrlich die Gegensätze und Parteistellungen in Spanien. S. 32, 33 entbehrlich der Barrière-Traktat. S. 34 und 45 möchte doch hervorgehoben werden: August II. und August III. von Polen; nach dem Tode August II. beginnt der polnische Thronfolgestreit. S. 36 zu erwähnen wäre Hildebrand, der Erbauer des Belvedere, zumal von diesem Bau drei Abbildungen beigegeben sind. S. 37 zweckmäßig wäre eine zusammenfassende Wiederholung der Vorgeschichte von Brandenburg-Preußen; außer dem bereits Bekannten müßten etwa noch die Kurfürsten Joachim II. und Johann Sigismund erwähnt werden. Dagegen könnte (S. 40) die Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen noch etwas kürzer behandelt werden. S. 47, Anmerkung: sprachlich: statt bunt untereinander... durcheinander. S. 48 die Bemerkung über die Politik der Balkanstaaten müßte nunmehr wohl dahin richtig gestellt werden, daß nach der neuesten Gestaltung der Dinge sich die Verhältnisse doch wieder zugunsten Österreichs, welches dermalen auch keineswegs dem Südosten entfremdet ist, verschoben haben. S. 58 entbehrlich: Hohenfriedberg, Soor, Kesselsdorf. Westminstervereinbarung: zu ergänzen ein Hinweis auf S. 59 zur Erklärung. S. 73, 74. Könnte man sich bei den kleineren europäischen Staaten nicht endlich lediglich auf den Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte, auf wichtigste Herrscher und Tatsachen beschränken, also von einer speziellen Behandlung der Geschichte dieser Staaten Abstand nehmen? S. 76, 77 die Begrenzung des von Rußland bei den Teilungen Polens jeweils gewonnenen Gebietes erscheint entbehrlich; es genügt, allgemein hervorzuheben, daß Rußland bei den Teilungen Polens immer weiter westlich in das Land vordrang, bis es den Niemen und Bug erreichte; vielleicht ließe sich auch der preußische Landzuwachs in Polen einfacher darstellen. S. 82 „Begründung der englischen Herrschaft in Ostindien“: auf Einzelheiten könnte Verzicht geleistet werden. S. 84 der Begriff „Zwangskurs“ wäre noch näher zu erklären. S. 92 dem großen Staatsmann Grafen Mirabeau sollten noch einige Worte gewidmet werden. S. 94 Niedermetzelung der Garde; angebracht wäre ein Hinweis auf das nach Thorwaldsens Modell errichtete Monument „Der Luzerner Löwe“. Neuere Forscher betonen, daß die Behandlung der königlichen Familie in der Gefangen-

schaft wenigstens anfangs keineswegs so schlecht gewesen sei. — Entbehrlich wären auch die Regierungszahlen der Herrscher von Preußen und Rußland nach Friedrich II. und Katharina II. S. 100 wird mit Recht betont, daß England die Führung in dem Kampfe der Mächte gegen Frankreich mehr und mehr übernahm. S. 101 es genügt wohl zu sagen, „die Hinrichtung des Königs einigte fast ganz Mittel- und Südeuropa zum Bunde gegen Frankreich". S. 107 Erwähnung verdient General Desaix, der schon unter Kleber in Ägypten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. S. 110 entbehrlich die weiteren Details der Konsularverfassung, die ja doch keinen Bestand hatte. Entbehrlich Caldiero (S. 113) und Sacile (S. 121). Besonders eindrucksvoll und umfassend ist der Krieg im Jahre 1809 behandelt. S. 121 sprachlich besser: „... und brachte den Feind am zweiten zum Weichen, begeistert ...". Es kann nicht schaden zu erwähnen, daß die Österreicher nicht ihre volle Kraft einsetzten zur Ausnützung des Sieges von Aspern und den Rückzug der Franzosen nicht hinderten. Solche Offenheit ist nach Ansicht des Ref. von höherem patriotischen Wert als eine Beschönigung der Tatsachen; so ist es auch mit dem Friedensschluß (S. 122): der Waffenstillstand von Znaim war übereilt und Napoleon, damals in bedenklicher Lage, freute sich über die Mutlosigkeit der maßgebenden Wiener Kreise. S. 134 treffende Bemerkungen über Englands Politik. S. 137 möchte doch erwähnt werden, daß als erster deutscher Fürst der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar seinem Lande eine Verfassung gab. S. 156. Wenn bei der Schilderung der Stimmung in Deutschland vor Beginn der Revolution erwähnt wird, daß durch das Aufblühen von Industrie und Handel der Bürgerstand reich geworden war, darf aber anderseits auch nicht unerwähnt bleiben, daß der Besitz in sehr ungleicher Weise verteilt war und die wirtschaftlichen Verhältnisse eigentlich sehr ungünstig lagen; damals hatten mehrere Handelshäuser falliert, dazu kamen Mißernten, Hungersnot, ja sogar weitgehende Verarmung; also hatte die Revolution ihre Ursachen auch in großen wirtschaftlichen Übelständen (vgl. S. 158, A. 2). S. 173. Bei der Berufung Bismarcks heißt es: „weil dieser die Bürgschaft für die Durchführung der Heeresreform zu bieten schien". Es möchte dann doch aus der weiteren inneren Geschichte Preußens hinzugefügt werden, daß auch Bismarck zunächst die Heeresorganisation nur in verfassungswidriger Weise durchzuführen vermochte, indem er die Staatsgeschäfte ohne Budgetgesetz weiterführte; erst nach dem Kriege von 1866 begehrte und erhielt der König und seine leitenden Minister unter dem mächtigen Eindrucke des Sieges von der preußischen Volksvertretung die Indemnität für die früheren eigenmächtigen Schritte. S. 175. Die Seekämpfe bei Helgoland priesen die Engländer als dänischen Sieg. S. 185 ff. Mit Rücksicht darauf, daß der Stoff der allgemeinen Geschichte in den

neuesten Partien sehr umfangreich wird, empfiehlt es sich, die österreichische Verfassung, Verfassungsgeschichte und auch kulturelle Verhältnisse nur ganz andeutungsweise zu behandeln, da ja doch dafür in der VIII. Zeit genug bleibt. S. 195, Anm. 1, wäre Ref. zum Teil anderer Anschauung. S. 203. Bei der Besprechung des Dreibundes und der Tripelentente müßte nach Bülows Memoiren noch eingefügt werden: 1. Die Annexion Bosniens führte eine große europäische Krise herbei, in deren Verlauf sich die Haltbarkeit des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich bewährte. 2. Der Verlauf der bosnischen Krise wurde aber auch das Ende der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik. 3. Die Weltpolitik Deutschlands beruht in letzter Linie auf seiner Kontinentalpolitik. Ebenso interessant sind Bülows Mitteilungen zum deutschen Welthandel und zur Weltmachtstellung des Reiches (zu S. 210, 211) S. 204. Mit Eduard VII. folgt das Haus Sachsen-Koburg. S. 215 sollte es heißen: „Nach dem erfolgreichen Angriffe japanischer Torpedoboote auf die russische Flotte vor Port Artur. — Die letzte Ursache der russischen Niederlagen ist wohl der tiefgehende moralische Verfall in Rußland; die Zustände erinnern mehrfach an den Krimkrieg (vgl. S. 168, A. 1).

Der Lernstoff endet auf S. 230, während die Beilagen noch 29 Seiten umfassen. Es geht aber doch nicht an, wie es tatsächlich bei einer Anzeige des zweiten Teiles dieses Lehrbuches geschah, einfach zu sagen, das Buch habe den ziemlich gewaltigen Umfang von 286 Seiten angenommen, während doch der Lernstoff bereits Mitte der S. 238 endet; das ist ein Unterschied von 48 Seiten, und ist der Zweck einer Anzeige zu informieren, so darf sie nicht irreführen! Es ist der Lernstoff mit 230 Seiten im dritten Teil des Lehrbuches von Zeehe infolge der weit kleineren Druckfläche weniger umfangreich als bei Gindely und Woynar. Im Sinne der modernen Arbeitsschule wird die Beilage „Zur Geschichte der neueren Geschichtsschreibung“, die nicht als eigentlicher Lehr- und Lernstoff gelten kann, dem strebsameren Schüler noch etwas bieten, was über das eigentliche Pensum hinausgeht, ähnlich wie im ersten Teil die Quellenverweise und im zweiten die Besprechung einer Urkunde u. a. Das dürfte zweckmäßiger sein als die Verbindung von Lern- und Lesestoff. Zeehe sagt zum Schluß der erwähnten Beilage: „Bei solcher Auffassung (nach Bernheim) der Geschichtswissenschaft schwindet der Gegensatz von politischer und Kulturgeschichte; doch gebührt der ersteren die überragende Stellung, da es außerhalb des Staatsverbandes kein Kulturleben gibt“. Das war ja das eigentlich Neue der Bücher von Zeehe: Die eingehende Berücksichtigung der Kulturgeschichte und infolgedessen die teilweise — aber auch nur teilweise — Zurückdrängung der politischen Geschichte, wie auch von geschätzter Seite in dieser Zeitschrift schon betont wurde. Aber andere gehen heutzutage zweifellos auf diesem Wege schon wieder zu weit.

Frühere Lehrbücher brachten im ersten Bande eine längere Einleitung in die Geschichte; es ist aber gut, sich an dieser Stelle auf das Notwendigste zu beschränken, weil — aufrichtig gesagt — doch schade ist um die Zeit. Dafür bringt Zeehe jetzt einiges am Schlusse des dritten Teiles, wodurch der Schüler lernt, welche Stellung mehrere lateinische und griechische Geschichtsschreiber, von denen er etwas gelesen hat, in der Geschichtsschreibung einnehmen. Auch ist jetzt — am Ende der allgemeinen Geschichte — eine Definition — nicht zum „Auswendiglernen" — der Geschichte besser am Platze als in der V. Klasse.

Kähler spricht (Neues Jahrbuch für Pädagogik, 1912) von einer Art von Hypertrophie im Geschichtsunterrichte und wendet sich gegen die fortgesetzten Modernisierungsbestrebungen. „Es kann im Geschichtsunterrichte nur frommen, wenn wir uns wieder mehr leiten lassen von der ehrlichen Sachlichkeit dieses Mannes (Jäger) und seinem gesunden Sinne für das Ganze".

Wien. W. A. Schuh.

Schneider S. und Imendörffer B., Mein Österreich, mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des österreichischen Kaiserstaates. Bd. 1. Verlag für vaterländische Literatur, Wien.

Der Gedanke, an die Stelle des vielbändigen Werkes „Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild" eine Arbeit treten zu lassen, die in weit geringerem Umfange den breitesten Kreisen der Bevölkerung das Verständnis von Land und Leuten der österreichischen Hälfte unseres Staates erschließen soll, ist lebhaft zu begrüßen. Ein reicher Bilderschmuck, vereint mit einem im allgemeinen populär gehaltenen Texte, bestreben sich, der gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Neben Dr. Imendörffer, dem ein großer Teil des Textes zufiel, erscheint eine stattliche Reihe von Mitarbeitern. Es darf bei dieser Sachlage nicht Wunder nehmen, daß das Niveau, auf dem sich die einzelnen Abschnitte des Werkes bewegen, durchaus kein einheitliches ist. Neben Erörterungen, die wohl über das Verständnis der Kreise, für die das Buch berechnet ist, hinausgehen dürften, finden sich recht dürftig gehaltene Abschnitte, in denen das Wort mehr gilt als die Sache. An einigen Stellen lehnt sich überdies der Text ziemlich stark an die benützte Quelle an. Von Irrtümern und Versehen ist die Arbeit nicht frei. Es besteht die Hoffnung, daß die im Zuge befindliche Neuauflage alles beseitigen wird, was gegenwärtig noch einer uneingeschränkten Empfehlung im Wege steht. Der Zusammenhang zwischen Bildschmuck und Text ist nicht selten recht lose. Die Bilder sind

recht gut, mit Ausnahme der Fälle, wo sie durch „Kompositionen“ verunziert werden. Wegen des reichen Bildermaterials verdient das Buch die volle Beachtung der Schule.

Wien. J. Müllner.

Die Landschaft als Lehrmittel. Von Karl Diwald. Wien 1914, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis geh. K 5, geb. K 5·50.

Wie der rühmlichst bekannte Verfasser im Vorworte sagt, ist das vorliegende umfangreiche Buch das Ergebnis von Schülerausflügen, die in den Jahren 1910—1913 mit den Zöglingen des n.-ö. Landes-Lehrerseminars am Wiener Pädagogium unternommen wurden. Der Inhalt des Werkes überrascht zunächst durch seine Vielseitigkeit und erfreut sodann durch die Gründlichkeit der Beobachtung. Die glänzende geologische Durchbildung des Verfassers kommt auf jeder Seite zum Ausdrucke. Die Klippe, den Leser und sowohl auch seinerzeit den Hörer mit einer Überfülle von Namen und Begriffen zu überschütten, hat gleichwohl nicht ganz vermieden werden können. Aber dies liegt in der Natur der Sache. Bei knapper Zeit muß das Bestreben nach Vollständigkeit dazu führen, dem Hörer etwas zu viel des Guten zuzumuten. Jetzt, wo das Buch vorliegt, läßt sich diese Vielheit doch ruhiger überdenken und verarbeiten. Ich zweifle daher auch nicht, daß die einstigen Teilnehmer an den hier verwerteten Ausflügen das Erscheinen des Werkes mit Freuden begrüßen werden. Aber auch andere Fachleute und Laien dürfen an dem Buche ihre Freude haben, das in hohem Grade dazu beiträgt, den Sinn für die Natur und für geologische und geographische Zusammenhänge zu schärfen. Ich vermag leider nicht, im einzelnen alle Angaben auf ihre sachliche Richtigkeit zu prüfen, ich habe aber den Eindruck, daß sich nicht leicht auch nur das kleinste Versehen wird nachweisen lassen. Mit dem Verfasser bedaure ich aber sehr, daß dem Buche keine Abbildungen beigegeben wurden. Ich halte dies sogar für einen Fehler. Denn der gebotene Stoff schreit förmlich nach Erläuterung durch gute Illustrationen, wie sie heute die photographische Kamera in vorzüglicher Weise bietet. Sache des Verlages wäre es gewesen, um jeden Preis die Beigabe von Bildern zu ermöglichen. Eine zweite Auflage wird hoffentlich diesem empfindlichen Mangel abhelfen.

Methodischer Atlas zur Länderkunde von Europa. Entworfen und herausgegeben von Dr. Max Friederichsen, ord. öffentl. Prof. der Geographie an der Universität Greifswald, gezeichnet von Dr. K. Seick. I. Lieferung. Verlag der Hahnschen Buchhandlung, Hannover und Leipzig. Preis der Lieferung 3 Mk.

Mit der vorliegenden ersten Lieferung beginnt ein Werk zu erscheinen, das von Seiten der Geographen die allerwärmste Auf-

nahme verdient. Der neue Atlas will nichts anderes sein als eine höchst nötige und erfreuliche Ergänzung zu jedem größeren Handatlas. Für jedes Land Europas, endlich für den ganzen Erdteil soll auf je drei Tafeln mit je acht Kärtchen das Wichtigste und Kennzeichnende aus der natürlichen Beschaffenheit und aus der Kultur des Landes hervorgehoben werden. Geologische, morphologische, klimatische Verhältnisse, Pflanzen- und Kulturgeographie, Erwerbsverhältnisse und Verkehr sollen durch saubere Sonderdarstellungen eindringlich und deutlich dargestellt werden. Diese weitgehende Isolierung der einzelnen Seiten der Darstellung ermöglichen den Gebrauch ziemlich kleiner Maßstäbe, ohne dadurch die Deutlichkeit zu gefährden. Die vorliegenden ersten Kartenproben, die nach Prof. Friedrichsens Angaben von Dr. Seick gezeichnet und von Wagner & Debes in Leipzig vervielfältigt worden sind, geben den allerbesten Eindruck und erwecken die schönsten Hoffnungen für die Fortsetzung dieser willkommenen Veröffentlichung.

Wien. B. Imendörffer.

Ebene und sphärische Trigonometrie. Von Prof. Dr. Gerh. Hessenberg. 3., neubearbeitete Auflage mit 59 Figuren. Berlin und Leipzig 1914. Sammlung Göschen.

Den Anfang des 169 Seiten umfassenden Bändchens bildet die Erörterung des Funktionalbegriffes, für den Beispiele aus der Arithmetik und Geometrie in hinreichender Menge herangezogen werden. Es wird hiebei auch auf den bedeutsamen Unterschied zwischen den algebraischen und transzendenten Funktionen aufmerksam gemacht, zu welch letzteren die Winkelfunktionen gehören. In ausführlicher, viele Seiten in Anspruch nehmender Weise wird dann die Abhängigkeit und der Verlauf der sechs Winkelfunktionen untersucht und durch sorgfältige Zeichnung dargestellt. Hierauf erfolgt die Auflösung des recht- und schiefwinkeligen Dreieckes im allgemeinen sowohl als auch durch Rechnung für besondere Zahlenwerte der Seiten und Winkel. Hier hätte manches wegbleiben können, z. B. die Auflösung des schiefwinkeligen Dreieckes mittels des Sinus-Satzes, wenn die drei Seiten gegeben sind. Sachlich ist freilich nichts daran auszusetzen, für den Lernenden jedoch ist zu wenig Klarheit vorhanden. Auf 100 Seiten erstreckt sich die Behandlung der ebenen Geometrie. In der darauf folgenden Lehre vom sphärischen Dreiecke ist die Anlage und Darlegung durchaus keine solche, daß der Schüler ohne fremde Beihilfe sich zurecht finden kann. Dies gilt besonders von dem schwierigsten Fall der Auflösung eines schiefwinkeligen Kugeldreieckes, wenn gegeben sind zwei Seiten und ein Gegenwinkel. Dazu kommt noch, daß im Gegensatze zur ebenen Trigonometrie keinerlei Rechnungen,

die doch hier größere Schwierigkeiten bieten, gemacht werden. Mit den zwei Tafeln am Schlusse des Buches wird dem Lernenden wenig gedient sein. Für jeden der sechs Auflösungsfälle des rechtwinkeligen und des schiefen Dreieckes ein Beispiel vollständig auszurechnen, wäre weit nützlicher gewesen als die mehrere Seiten beanspruchenden Rechnungen über die trigonometrische Auflösung von Gleichungen zweiten und dritten Grades.

Demjenigen freilich, der mit dem Gegenstande vertraut ist, wird das Büchlein mancherlei nützliche Anregungen bringen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. W. Killing und Dr. H. Hovestadt, Handbuch des mathematischen Unterrichtes. II. Band. Teubner 1913. 472 SS. Preis geb. 11 Mk.

Mit dem vorliegenden Bande, der sich mit Trigonometrie und Stereometrie befaßt, erscheint dies schöne, inhaltsreiche Werk abgeschlossen, das in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte; es gibt kein anderes Buch, das diesen Stoff in solcher Ausführlichkeit und wissenschaftlichen Strenge behandelt und zugleich so viele Winke für den praktischen Unterricht enthält, wenn auch viel mehr für die Schule empfohlen wird, als sich in die Tat umsetzen läßt.

Das Buch beginnt mit der Möbiusschen Definition des Kosinus, bringt für eine ganze Reihe planimetrischer Sätze, von denen hier nur der Feuerbachsche, der Stewartsche und der Lehmus-Steinersche Satz genannt sein sollen, trigonometrische Beweise und vor allem aber eine große Zahl von Konstruktionsaufgaben, die systematisch angeordnet sind und auf Grund der trigonometrisch geführten Rechnung gelöst werden. Freilich muß der Leser die Figuren selbst entwerfen, da das Buch nur sehr wenig Figuren bringt, doch dringt er umso tiefer in das Verständnis ein. Von besonderem Interesse sind auch die mannigfachen Anwendungen aus der Geodäsie und Nautik.

In dem stereometrischen Teil des Buches ist besonders eingehend die Behandlung der Volumsberechnungen, des allgemeinen Eulerschen Satzes und der regulären Polyeder, insbesondere die Paragraphe 17 bis 19. Ganz modern ist endlich auch die auf Möbius zurückgehende Begründung der sphärischen Trigonometrie, wobei auch die Arbeiten von Lagrange gewürdigt werden, und die eingehende Darstellung der Möbiusschen sphärischen Dreiecke samt der von Study gegebenen Erweiterung. Auch in diesen Abschnitten werden zahlreiche Anwendungen, 40 Seiten füllend, der Astronomie und Nautik entnommen.

Wien. K. Wolletz.

Lehrbuch der Meteorologie. Von Dr. Julius Hann, Professor an der Universität Wien. Dritte, unter Mitwirkung von Professor Dr. R. Süring, Potsdam, umgearbeitete Auflage. Mit mehreren Tafeln, Karten und Tabellen, sowie zahlreichen Abbildungen im Text. Lieferung 1. Leipzig, C. H. Tauchnitz 1913. Preis der Lieferung Mk. 3·60.

Von der dritten Auflage des Lehrbuches der Meteorologie von Prof. Dr. Hann, deren Erscheinen freudig begrüßt wird, liegt uns die 1. Lieferung vor. Das ganze Werk soll in etwa 10 Lieferungen erscheinen.

Die neue Auflage wird gegenüber ihren Vorgängern bedeutend vermehrt, auf den neuesten Standpunkt der Wissenschaft gebracht und durch die vollständigen Literaturnachweise ergänzt erscheinen. Die Darstellung der einzelnen Partien dieser Auflage wird ohne Anwendung eines großen mathematischen Apparates auf streng physikalischen Grundlagen erfolgen. Professor Süring in Potsdam hat für diese Auflage die besonders wichtigen neueren und neuesten Ergebnisse der ärologischen Untersuchungen dargestellt, ferner als Spezialforscher auf diesem Gebiete das Kapitel über die Wolken neu bearbeitet und auch jenes über Luftelektrizität übernommen, wobei die Arbeiten des Potsdamer Observatoriums auf Grund eigener Erfahrung eine besondere Berücksichtigung finden werden. Es wird in dem Buche gegenüber den früheren Auflagen eine wesentliche Vermehrung der Tafeln, Textabbildungen und Tabellen eintreten.

In der vorliegenden Lieferung wird zuerst die Atmosphäre im allgemeinen, ihre Erstreckung, Ausdehnung und Beschaffenheit berücksichtigt, dann erfolgt eine eingehende Besprechung der Energiequellen der Atmosphäre. Nach diesen einleitenden Darlegungen wendet sich der Verf. zur Erörterung der Temperaturverhältnisse der Erdoberfläche und der Atmosphäre und dann nach Angabe der grundlegenden Gesichtspunkte zur Betrachtung der Wärmeeinnahme und Wärmeausgabe der Atmosphäre und der Erdoberfläche im allgemeinen, der Erwärmung und Abkühlung der festen Erdoberfläche im besonderen. Hierauf werden die Beziehungen zwischen der Temperatur der festen und flüssigen Erdoberfläche und der Lufttemperatur darüber auseinandergesetzt. In sehr eingehender Weise werden dann die Vorgänge bei der Erwärmung der Luftschichten von der Unterlage aus beschrieben.

Bevor an die Darstellung des mittleren Wärmezustandes der Erdoberfläche, der Temperaturverteilung auf derselben herangetreten wird, werden die periodischen und unperiodischen Änderungen der Lufttemperatur auf Grund des außerordentlich reichhaltigen Beobachtungsmaterials dargelegt. Schon diese erste Lieferung liefert ein beredtes Zeugnis von der großartigen Anlage des Lehrbuches der Meteorologie von Hann, das wohl eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete zu werden verspricht. Über dessen Fortgang wird jeweilig Bericht erstattet werden.

W. H. Bragg, Durchgang der $\alpha \sim \beta \sim \gamma \sim$ und Röntgenstrahlen durch Materie. Deutsch von Max Iklé. Mit 70 Figuren. VI und 241 SS. Leipzig, J. A. Barth 1913. Preis geh. Mk. 6·80.

Der Verf. hat versucht, einen allgemeinen Überblick über jenes Gebiet der Radioaktivität zu geben, auf dem er selbst gearbeitet hat, nämlich über die Erscheinungen, welche den Durchgang von $\alpha \sim \beta \sim \gamma \sim$ und Röntgenstrahlen durch Materie begleiten. In den Ausführungen des Verf. wurde der Versuch gemacht, die Kathoden- und die Röntgenstrahlen in innige Verbindung zu bringen. Er hat damit der sogenannten Korpuskulartheorie der Röntgenstrahlen besonderen Ausdruck verliehen und als einen materiellen Ausdruck seiner Anschauungen die Theorie des neutralen Paares aufgestellt. Weiters finden wir in dem vorliegenden Buche die Annahme betont, daß die Röntgenstrahlen genau von derselben Natur wie die Lichtstrahlen sind. Hiebei stützt er sich auf die bahnbrechenden Arbeiten von Friedrich, Kniepping und Laue, sowie auf seine und seines Sohnes Untersuchungen der Reflexionserscheinungen der Röntgenstrahlen nach einer Ionisierungsmethode, durch welche gezeigt wurde, daß diese Untersuchungen die Einzelheiten der Fortpflanzung der Röntgenstrahlen bedeutend aufhellen. Er faßt das gesamte Gebiet der Strahlungsvorgänge zusammen und zeigt, daß einerseits der Begriff der Welle mit ihrer regelmäßigen Periodizität bei der Erklärung der Erscheinungen besondere Dienste leistet, daß es aber anderseits auf diesem Gebiete Erscheinungen gibt, die nur eine Korpuskulartheorie in einfacher und befriedigender Weise beschreibt.

Die in dem Buche niedergelegten Untersuchungen experimenteller Art verdienen eine besondere Beachtung seitens der Physiker. Zusammenfassend kommt der Autor zu dem Schlusse, daß die Vorgänge bei den Röntgenstrahlen zur Vermutung leiten, daß ein Elektron von gegebener Energie in ein Lichtquantum von gleicher Energie transformiert werden kann und umgekehrt, daß die Aussicht für eine dieser Umwandlungen von der Energie und von der Beschaffenheit des Materiales abhängt, welches zur Bewerkstelligung der Umwandlung erforderlich ist. Infolgedessen wird nach der Anschauung des Autors Strahlung einer bestimmten Zusammensetzung im Gleichgewichte mit einer gegebenen Form der Elektronenbewegung existieren müssen, etwa mit der Wärmebewegung der Elektronen in einem Metalle.

Ergebnisse der Physik während 33 Jahre (1875—1908). Von Dr. Artur Schuster, emerit. Prof. für Physik an der Universität Manchester. Autorisierte deutsche Ausgabe von Guido Szivessy. Leipzig, J. A. Barth 1913. VIII und 160 SS. Preis geh. Mk. 3·20.

In vier Vorlesungen, die der Verf. des Buches an der Universität Kalkutta im März 1908 gehalten hat, werden die Ergeb-

nisse der physikalischen Forschung während der letzten drei Dezennien dem Leser in sehr ansprechender und klarer Weise vorgeführt. Ursprünglich waren die Vorlesungen nicht für ein größeres Publikum bestimmt. Der Verf. wollte unter anderem auch den jungen Physikern eine Vorstellung geben, wie die Altmeister der Wissenschaft mit bescheidenen Mitteln arbeiteten, und daß große Ergebnisse auch ohne kostspielige Laboratorien möglich sind.

In der ersten Vorlesung wird allgemein über die Lehre von der Energie, die Theorie der Gase, die Elastizitätstheorie des Lichtes, die Maxwellsche Theorie der Elektrizität gesprochen. Unter anderem sind einige Erörterungen über die Arbeiten des Physikers im Laboratorium und die Vorstellungen von der eigentlichen Funktion eines solchen sehr bemerkenswert. In dieser Hinsicht finden wir die Anschauungen Maxwells, Kirchhoffs, Webers und Helmholtz' sehr bemerkenswert. Besonders eingehend wird das englische Laboratoriumswesen betrachtet. Vielfach werden von dem Verf. Ausfälle auf bestandene Institutionen geübt.

In der zweiten Vorlesung kommt besonders die elektromagnetische Lichttheorie, die Lehre von den metrischen Schwingungen zur Sprache. Es wird auch der ersten Anregungen betreffs der molekularen Theorie der Elektrizität gedacht. Weiters werden die ersten Versuche über elektrische Entladung in Gasen und die ersten Arbeiten über Strahlung behandelt. In kurzer Weise wird hier auch auf die Ionisation der Gase aufmerksam gemacht.

In der dritten Vorlesung finden wir eine weitere Skizzierung der Arbeiten auf dem Gebiete der Strahlung und eine ziemlich eingehende Behandlung der radioaktiven und verwandten Erscheinungen sowie eine Erörterung der theoretischen Folgerungen aus diesen. Es wird in Kürze der Relativitätstheorie, der Grundlagen der Elektronentheorie gedacht und der Gegensatz zwischen der alten und der modernen Schule der Physik beleuchtet.

Die vierte Vorlesung umfaßt die Darlegung von einigen wissenschaftlichen Forschungen der kosmischen Physik. So wird über die erdmagnetischen Erscheinungen, die Phänomene der atmosphärischen Elektrizität, über das Alter der Erde, über deren Elastizität, über die Gravitation gesprochen, zuletzt noch die Frage der Identität gleichartiger Moleküle in den Kreis der Betrachtungen gezogen.

Das Buch wird manche Anregung bieten und verdient, gelesen zu werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Biologisches Experimentierbuch. Von Prof. Dr. C. Schäffer. Für mittlere und reife Schüler. Mit 100 Abbildungen. (Band 18 von Dr. Bastian Schmid's naturwissenschaftlicher Schülerbibliothek.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1913. VI u. 272 SS. Preis geb. Mk. 4.

Eine Anleitung zum selbsttätigen Studium der Lebenserscheinungen für jugendliche Naturfreunde nennt der Verfasser im Untertitel sein Buch. Es ist darin so viel als möglich von dem zusammengefaßt, was von unserer Mittelschuljugend auf Grund ihrer Vorkenntnisse experimentell untersucht werden kann. Im Sinne einer Zusammenfassung ist Schäffers Buch wirklich neu; eine Menge des gebotenen Stoffes ist aus Hochschullehrbüchern genommen, der andere Teil stammt aus Mittelschulbüchern, aber auch der Verf. selbst hat neue Versuche für seine Zwecke dienstbar gemacht. Damit ist sofort gesagt, daß auch der Lehrer auf seine Rechnung kommt und in dem Buch reiche Anregung findet. Die Versuche können, um von österreichischen Verhältnissen zu reden, zum Teil auch von Schülern der Unterstufen ausgeführt werden, wenden sich aber doch zum größten Teil an die Oberstufe. Leicht und ohne Mikroskop auszuführende Versuche sind mit einem Stern bezeichnet. Dafür sind auch die Hilfsmittel leicht zu beschaffen und kosten in der Regel nur sehr wenig. Das Mikroskop ist natürlich teurer, aber besonders für bakteriologische Untersuchungen unentbehrlich. Textlich sind alle Versuche so klar als nur möglich beschrieben, die Bilder sind auf das notwendigste beschränkt, aber dort, wo sie beigegeben sind, außerordentlich instruktiv. Der Stoff ist in 20 Kapitel geteilt, von denen 13 Versuche aus dem Pflanzenreich bringen, die restlichen sieben sich mit Tieren und menschlicher Physiologie beschäftigen. Man kann diesen Band, wie die meisten anderen aus Schmids prächtiger Sammlung, den Mittelschülerbibliotheken nur angelegentlich empfehlen zur Ergänzung des Lehrbuchs und des Unterrichts.

Wien. J. Stadlmann.

A. v. Hayek, Die Pflanzendecke Österreich-Ungarns. I. Band, 1. Lieferung. Verlag Fr. Deuticke, Leipzig und Wien 1914.

Österreich-Ungarn ist, was die Mannigfaltigkeit seiner Pflanzenwelt betrifft, jedenfalls eines der interessantesten Gebiete Europas; die verschiedenartigsten Florengebiete treffen hier auf engem Raum zusammen. Die pflanzengeographischen Verhältnisse unseres Gebietes sind daher auch von prinzipieller Bedeutung für die pflanzengeographische Gliederung Europas. An einer detaillierten Darstellung der Pflanzendecke der Monarchie fehlte es bisher vollständig, wenngleich vortreffliche Ansätze hiezu vorliegen; eine großzügig entworfene Darstellung der pflanzengeographischen Gliederung, welche Kerner im Übersichtsbande der „Österr.-Ungar. Monarchie in

Wort und Bild" (1887) veröffentlichte, konnte auf Einzelheiten keine Rücksicht nehmen. Der Mangel an entsprechenden Detailforschungen hat schon seit einer Reihe von Jahren die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien veranlaßt, unter ihrer Ägide pflanzengeographische Aufnahmen einzelner Gebiete durchführen zu lassen. Unter Verwertung des bereits vorliegenden Materials und gestützt auf reichliche eigene Erfahrungen unternimmt es der Verf., die vorliegende Lücke in der botanischen Durchforschung der Monarchie auszufüllen. Verf. verspricht im Vorworte eine so ins Detail gehende Darstellung, wie sie noch über kein Gebiet von ähnlicher Ausdehnung veröffentlicht wurde.

Das auf zwei Bände zu je etwa fünf Lieferungen berechnete Werk ist durch einen Abschnitt über allgemeine Pflanzengeographie (Abhängigkeit der Pflanzenwelt von Klima und Boden etc.) eingeleitet, der im wesentlichen einen kurzen Auszug aus den bekannten Lehrbüchern von Schimper, Warming u. a. darstellt. Er ist offenbar in erster Linie zur Orientierung für den Nichtfachmann gedacht, weshalb an diesen Teil kein allzu strenger kritischer Maßstab gelegt werden soll; der Physiologe vom Fach wird sich allerdings mit mancher Fassung, wie mit der diesem Teile beigegebenen Literaturübersicht nicht immer einverstanden erklären können.

Der Hauptteil des Werkes, welcher der speziellen Schilderung der Pflanzendecke des Gebietes gewidmet ist, wird durch diese Bemerkung natürlich nicht betroffen; er gliedert sich in folgende Kapitel: Sudetenländer, Galizien, Bukowina und östliches Schlesien, die Karpathen, das ungarische Tiefland, das westungarische Tiefland, das westungarische Bergland, Alpen, Nordkroatien und Slawonien, die Karstländer; die Entwicklungsgeschichte der Flora Österreich-Ungarns seit der Tertiärzeit; Versuch einer pflanzengeographischen Gliederung Österreich-Ungarns. Von der detaillierten und sorgfältigen Darstellung gibt das im vorliegenden Heft begonnene Kapitel, welches den Sudetenländern gewidmet und mit zahlreichen, gut ausgewählten Vegetations- und Habitusbildern geschmückt ist, eine günstige Vorstellung.

Nach Abschluß des Werkes, dem wir die verdiente Verbreitung wünschen, wird auf seinen Inhalt noch ausführlicher zurückzukommen sein.

Graz. K. Linsbauer.

Nietzsche, sein Leben und seine Werke. Von Richard M. Meyer. München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1913. 702 SS.

Das Neue an dem vorliegenden Nietzschebuch liegt nicht im Stofflichen, nicht in der Darstellung und Beurteilung der Lehre Nietzsches, sondern in dem Gesichtspunkt, von dem aus der Verf.

an seine Arbeit herangetreten ist: er will „Nietzsche darzustellen versuchen nicht bloß als Künstler oder Philosophen oder Reformator, sondern als Mitschöpfer und Symbol der Kultur unserer Tage und künftiger Tage" (S. 4). Man darf es dankbar begrüßen, daß sich ein Mann von so allseitigem Bildungsumblick wie der Verf. dieser Aufgabe unterzogen hat. Er hat dadurch der Nietzscheliteratur ein Buch gegeben, das ihr bisher gefehlt hat und allen jenen einen Dienst erwiesen, die Nietzsche im Zusammenhang mit der Kultur unserer Zeit zu betrachten das Bedürfnis empfinden. Und man darf auch sagen, daß der Verf. seinem Ziele zumeist gerecht geworden oder doch in achtbare Nähe gekommen ist. Das Bestreben, Nietzsches Bild auf dem Hintergrunde der ganzen geistigen Entwicklung zu entwerfen, forderte, wie der Verf. sehr richtig gesehen hat, eine breitere Grundlegung der Arbeit; sie ist in den vier vortrefflichen einleitenden Abschnitten „die große Wegscheidung, typische Erlebnisse, verwandte Naturen, der Zeitpunkt" gegeben. Wie wertvoll gerade ein so weites Ausholen in der Einleitung geworden ist, zeigt der Aufschluß über den für Nietzsches Gedankenwelt zentralen Begriff der Vornehmheit; hier läßt uns die eindringliche Darlegung des Verf. sehen, wie alles mitschwingt, wenn ein Denker des XX. Jahrhunderts von Vornehmheit und vom vornehmen Menschen spricht (S. 33). Auf die einleitenden Kapitel folgen die Abschnitte „das Leben, das Studium, die Persönlichkeit, die Vorarbeiten" und dann in Kap. IX—XXIII die Besprechung der einzelnen Werke in der Reihenfolge ihrer Entstehung. Daran schließen sich zwei Abschnitte über Nietzsche Gedichte und Briefe und das Schlußkapitel „Rückblick" faßt die Ergebnisse über Nietzsches „Persönlichkeit, System, Wirkung und Bedeutung" zusammen.

Im einzelnen trüben allerdings manche Mängel den günstigen Gesamteindruck des Buches. Da ist vor allem die Kehrseite zu des Verf. reicher Belesenheit: die Sucht Parallelen aufzuzeigen und Beziehungen herzustellen, die bisweilen statt von verschiedenen Seiten auf einen Punkt das Licht zu sammeln, es in Wahrheit eher zerstreut; Anekdotenhaftes drängt sich dann vor und die Linie des guten Geschmacks wird überschritten. Hieher zählt z. B., wenn S. 611 der Streit um die Herausgabe des „Wille zur Macht" mit dem Würfeln um Christi Leibrock verglichen wird, wobei übrigens für den des Sachverhaltes Unkundigen die Vorgänge und noch mehr die Beziehung des Vergleichs völlig dunkel bleiben. Nicht zutreffend wird S. 95 Heine als geistiger Vater von Nietzsches Übermenschen und Ibsens Edelmenschen reklamiert. War es wirklich nötig, zweimal auf Dühringers Schmähschrift (S. 600 und 631) zurückzukommen? Nicht gerade vornehm klingt eine Bemerkung wie S. 193 „obwohl Nietzsche im Leben das asketische Ideal jedenfalls viel eher verwirklicht hat als der Weise von Frankfurt (Schopenhauer), dem nun einmal die Gnade fehlte

— *sehr zu seinem Behagen*" oder S. 419 ganz unnütz „Auch Richard Wagner war ein leidenschaftlicher Tierfreund, der in seiner Autobiographie *zärtlicher von seinem Hund und seinem Papagei spricht als von manchem hingebenden Freunde*". — Auch einige sachliche Unrichtigkeiten oder zumindest Ungenauigkeiten dürfen nicht unerwähnt bleiben: Mißverständlich ist jedenfalls S. 11 „dem er *seine Hauptschrift*, das 'Menschliche Allzumenschliche' widmete". S. 191 wird Bahnsens Charakterologie doch wohl unterschätzt; man vergleiche, wie ein kompetenter Beurteiler, Max Dessoir „Abriß einer Geschichte der Psychologie" S. 14 f. darüber schreibt. Die Behauptung S. 284 „Denn in der Tat ist es zweifelhaft, ob man den Dionysos als einen Kunstgott bezeichnen darf. Er ist es *erst für Nietzsche geworden*" ist in dieser Form jedenfalls unrichtig. Ein an einem so geübten Stilistiker befremdender Irrtum liegt S. 416 vor: „'Speichel-Leckerei, Schmeichel-böckerei', da wird Nietzsche einmal, was die romantischen Wortsetzer immerfort werden, geschmacklos". Hat der Verf. nicht gesehen, daß diese ganze Stelle (Werke VI 258—260) eine Parodie auf Nietzsches unfähige Nachtreter ist? Die Rede ist ja dem „Affen Zarathustras" in den Mund gelegt und fällt in ihrer Gänze aus dem Stil der Reden Zarathustras heraus. Man höre das kleinliche Wortgeklingel: „Hier dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern" oder der Schlußsatz: „Wo alles Anbrüchige, Anrüchige, Lüsterne, Düstere, Übermürbe, Geschwürige, Verschwörerische zusammenschwärt: speie auf die große Stadt und kehre um". Das ist nicht der „große Rhythmus", sondern Forciertheit, der der Atem ausgeht. Ähnliches mag sich bei Nietzsche in den Schriften der letzten Zeit vor dem Zusammenbruch finden, dem Verfasser des Zarathustra, der noch im vollen Besitz und in voller Beherrschung seiner Kunstmittel ist, dürfen wir solches nicht zutrauen. Deutlicher hätte endlich S. 618 betont werden sollen, daß Nietzsche in seiner letzten Zeit den Ausdruck Übermensch vermeidet und wieder dafür auf den Terminus „vornehmer Mensch" zurückkommt (vgl. Riehl, Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker, 5. Auflage, S. 145 f.).

Ein Desiderandum des Buches ist ein Kapitel über Nietzsches Prosastil; ein solches hätte sich passend hinter die Besprechung der Gedichte eingefügt. Der Verf. hat allerdings stilistischen Betrachtungen bei der Besprechung der einzelnen Werke einen breiten Raum gegönnt und vieles steht auch in dem Abschnitt über die Gedichte (S. 628, 636, 642); trotzdem vermißt man eine Zusammenfassung. Hier wäre es am Platze gewesen, die Entwicklung in Nietzsches Prosakunst vorzuführen sowie gewisse grundlegende Eigentümlichkeiten zu einem Gesamtbild zusammenzuschließen: z. B. die Unmittelbarkeit bei der Umsetzung des gedanklichen Erlebnisses (samt Gefühlsgehalt) in sprachlichen Ausdruck, die dem Prosastil Nietzsches ebenso eignet, wie seinen besten Gedichten, ferner die, man möchte sagen, allseitige Beziehung, die zwischen

den gedanklichen Gliedern eines Satzes besteht, so daß man den Eindruck einer viel festeren als rein syntaktischen Verbundenheit erhält. Auch kleines und kleinstes wäre hier zu sagen, sofern es nur der Charakteristik dient, so die ungewöhnliche Feinfühligkeit im Gebrauch der Präpositionen (Zarathustra S. 108 „Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja". Was bedeuten asketische Ideale? Aphor. 20: „Schon klagte man nicht mehr gegen den Schmerz" — eine ganz andere Nuance als „über") oder die Verwendung des Polysyndetons und Asyndetons. So steht das Polysyndeton oft, um einen komplexen Zustand, gleichsam wie eine Rundplastik, von allen Seiten her zu zeigen (Zarathustra S. 14 „Ist eure Seele nicht Armut und Schmutz und ein erbärmliches Behagen") oder um die fortschreitende Verdeutlichung auszudrücken, die gleichsam von Schritt zu Schritt eines Augenblicks der Besinnung bedarf (Zarathustra S. 43 „das Ich ... selbst wenn es dichtet und schwärmt und mit zerbrochnen Flügeln flattert") oder endlich um summarisch zusammenzufassen und Getrenntes zusammenzuholen (Zar. S. 41 „Gut und böse und Lust und Leid und Ich und Du farbiger Rauch dünkte mich's vor schöpferischen Augen", S. 47 „Was ist es, das Achten und Verachten und Wert und Willen schuf?", S. 94 „Ketzer wirst du dir selber sein und Hexe und Wahrsager und Narr und Zweifler und Unheiliger und Bösewicht"). Und umgekehrt die Wirkung des Asyndetons: konzentrierte Zusammenfassung (Zar. S. 57 „Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig, so will uns die Weisheit"), ein rasches Vorwärtsdrängen in der Verdeutlichung (Zar. S. 85 „das gilt ihm das Hohe, das Erste, das Messende, der Sinn der Dinge") oder endlich eine explosive Entladung des Affektes der Situation (Zar. S. 324 „mein Grauen, mein Haß, mein Ekel, mein Erbarmen, all mein Gutes und Schlimmes schrie mit einem Schrei aus mir"). In der Beachtung solcher scheinbar unbedeutender Momente liegt mehr Erziehung zum Stil als in den nur allzuviel nachgeahmten und zur äußerlichen Manier entstellten Eigenheiten wie der Neigung zur Paradoxie, der Umkehrung stehender Formeln und Wortverbindungen; vollends wortschöpferisch sollte sich doch nur betätigen, wen wie Nietzsche der Instinkt des Künstlers dabei führt und die Neuheit des Gedankens dazu drängt.

Doch sollen über den Mängeln und Versehen des Buches seine Vorzüge nicht vergessen werden. Unter diesen stehen in erster Reihe die Gründlichkeit und der Ernst, mit dem der Verf. seinen Stoff durchdrungen hat, die dankenswerte Entschiedenheit, mit der er der brutalen Fassung im Begriffe von Nietzsches Übermenschen entgegentritt (so namentlich S. 559). Dem deutschen Philologen und gründlichen Kenner fremder Literaturen verdankt das Buch manche wertvolle Exkurse, so die Bemerkungen über Stoffwahl S. 181 f., die Geschichte und stilkritische Beurteilung

des Aphorismus S. 295 ff., den Seitenblick auf die Popularphilosophie S. 561 f., die Nachweise über Nietzsches Verhältnis zu den Russen S. 571 und vor allem die feinsinnige Analyse seines dichterischen Schaffens; sehr richtig hier die Scheidung zwischen den früheren dilettantischen Gedichten und den reifen der achtziger Jahre, desgleichen die Zurückweisung einer Einreihung von Nietzsches Gedichten unter die landläufige Rubrik Gedankenlyrik, endlich die schönen Charakteristiken S. 629 „Stimmung selbst, Form geworden" und S. 642 „das individuelle Erlebnis in seiner dichterischen Stilisierung".

Unter die große Zahl wertvoller Gaben gehört endlich noch die liebevolle Analyse der Zarathustradichtung; nur ist die Inhaltsübersicht der epischen Begebenheiten mangels jeglicher Verweise auf das Werk für jene, die es nicht gut gegenwärtig haben, nicht leicht zu verfolgen. Auch das Grundprinzip im Aufbau des Werkes ist trotz vielfacher Heranziehung musikalischer Analogien (S. 415 ff.) nicht ganz klargelegt, nämlich die symphonieartige Komposition (nur einmal S. 423 spricht der Verf. von „thematischer Regelmäßigkeit" in der Wiederkehr eines Grundgedankens und ein paarmal mehr schlagwortartig von Leitmotiven). Man betrachte einmal daraufhin den dritten Teil des Zarathustra: der ruhige und großzügige Anfang, dazwischen nur leise anklingend eine Ahnung von Kämpfen (S. 226 „Horch! Horch! Wie es stöhnt von bösen Erinnerungen! Oder bösen Erwartungen?"). Dann setzt zum erstenmal, mehr erwogen als erlebt, das Motiv von der ewigen Wiederkunft ein („Vom Gericht und Rätsel"), aber das Glück der Tat (Rettung des Hirten) und die zuversichtliche Ankündigung des großen Mittags und endlich die machtvolle Zusammenfassung „Von alten und neuen Tafeln" übertönt alle Bedenken. Und doch setzt nun fast unvermittelt mit stärkster Kontrastwirkung der „abgründliche Gedanke" von der ewigen Wiederkunft ein und wird, jetzt schwerstes Erlebnis, zum Hauptthema („Der Genesende"); und schließlich die Überwindung erst mit einem fast spielerischen Intermezzo (Begegnung mit dem „Leben"), dem aber alsbald in knappster Zusammenfassung der Aufstieg zum Ernst folgte („O Mensch! Gib acht! Was spricht die tiefe Mitternacht?"), worauf das Buch in dem breiten Finale „Die sieben Siegel" in den — die Musiker sagen obstinaten Refrain „Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit" ausklingt.

Wien. Dr. Richard Meister.

Metaphysik und Geschichte. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Geschichtsphilosophie. I. Bd. von Dr. Hans Eibl. Wien-Leipzig. H. Heller & Komp. 1913.

Mit der Vertiefung der soziologischen Forschung in den letzten Jahrzehnten geht Hand in Hand eine Bearbeitung der die Soziologie

voraussetzenden, aber doch mit ihr verwandten Geschichtsphilosophie.

Als der eigentliche Begründer der letzteren gilt Augustinus in seinem Werke „Über den Gottesstaat". H. Eibl sucht nun zu zeigen, daß Vorarbeiten schon bei den Ägyptern und Babyloniern einsetzen, bei den Juden durch die Propheten Amos, Jesaias, Jeremias, Ezechiel, den zweiten Jesaias ihre Fortsetzung finden, dann aber eine Synthese der beiden mächtigsten geistigen Strömungen, der jüdischen und griechischen, eintritt, als deren Vorläufer Philo zu gelten hat. Mit der Ausführung über diesen soll, während die im vorliegenden 1. Bd. enthaltene erste Abhandlung die ägyptischen und babylonischen Beiträge zusammenfaßt und länger bei der jüdischen Theologie, bei der griechischen Philosophie und Geschichtsschreibung bis zum Ende der Alexandrinischen Religionsphilosophie verweilt, im 2. Bd. die zweite Abhandlung anheben, um dann nach der Besprechung der Evangelien, der christlichen Theologie, des Neuplatonismus und des Gnostizismus mit der Untersuchung über des heil. Augustinus „*de civitate dei*" einen Abschluß zu finden. Die beiden Abhandlungen verhalten sich wie Problemstellung zu Synthese, zur Antwort.

Die ägyptische Frömmigkeit ist im Vergleich mit der Religion der Babylonier und der Juden dadurch charakterisiert, daß die Hauptsorge der Semiten dahingeht, sich ihren Gottesbegriff zu erhalten, während die Ägypter die Unsterblichkeitslehre und den Erlösungskult ausbilden. Während ferner bei den Ägyptern solarer Monotheismus vorherrscht, so zeigt sich in der babylonischen Theologie die Beobachtung der Götter im Kosmos, die Ausbildung einer astralen Wissenschaft als charakteristisch, wogegen die jüdische Religion die göttliche Leitung der menschlichen Schicksale nachzuweisen sucht. Erlösungskult wird die babylonische Religion niemals, die jüdische erst spät. In der babylonischen Wissenschaft werden schon Schemata für eine Geschichtsphilosophie geschaffen, so das Schema der Fluch- und Segenszeiten, für die Göttergeschichte das der Höherführung, für die Menschengeschichte das des ursprünglichen Glückes, des Abfalls und der Wiederherstellung.

Das jüdische Geschichtsbild, wie es uns in der Darstellung der Propheten entgegentritt, zeigt die Richtung zur Gründung einer jenseitigen Welt. Das Gottesreich, ein Reich auf Erden, hat Züge, die auf ein irdisches Weltreich nicht passen, und dehnt sich daher ins Jenseits hinaus, so zwar, daß nicht allein das Ende, sondern auch der Anfang der Geschichte des Gottesreiches dahinverlegt wird. Dieselbe Richtung hat aber die Fortführung der Geschichtsphilosophie zu einer Religion. Durch sie tritt das Historische zurück und das individuelle Bedürfnis nach Glückseligkeit in den Vordergrund; die jüdische Religion wird so zu einer der Erlösung der einzelnen Seele. Dieser Prozeß beginnt mit Ezechiel und dem 2. Jesaias und mündet in der alexandrinischen Allego-

ristik. Die philonische Philosophie vollendet die Auflösung des geschichtlichen in einen rein geistigen Prozeß und nach inniger Durchdringung des jüdischen und griechischen Denkens in ihr geht eine Neubegründung des Geschichtsbildes durch das Christentum vor sich. Das lebendige Zentrum dieses ist die Logoslehre, in welcher sich die Messiasidee und der griechische Begriff des Logos verbinden, so daß die Lehre vom göttlichen Wort und die griechische Spekulation innig verknüpft sind.

Zu den Griechen übergehend, zeigt dann der Verf., wie bei Homer die Götter, weit entfernt rein sittliche Wesen zu sein, eine nicht unedle Kultur widerspiegeln und in ihren Entschlüssen doch von sittlichen Beweggründen bestimmt sind. Die Hinneigung zum Monismus zeigt sich in der hochüberragenden Stellung des Zeus, aber noch mehr in der über allem Geschehen und über Zeus und der gesamten Götterwelt überragenden Ordnung des Schicksals. Hesiod fügt zur Notwendigkeit des Schicksals den Glauben an eine sittliche Ordnung hinzu. Gegen den Zwiespalt zwischen der überlieferten Götterlehre und der wissenschaftlichen Idee einer Notwendigkeit erfolgt die Korrektur vom ethischen Postulat aus und endet in Platons Idee des Guten als höchstem Begriff von der Wissenschaft aus, in dem das unveränderliche Sein die Göttergeschichte verdrängt. Der Glaube an die Unsterblichkeit geht von der orphischen Mystik aus.

Gegen die Theologie der Orphiker geht eine rationalistische vom aufgeklärten Jonien aus, ohne die griechische Theologie zu verdrängen. In dem Weltbilde der jonischen Naturphilosophie steht das Vernünftige am Anfange und behauptet sich im Kampfe, ein Gedanke, der fortab in der grichischen Metaphysik erhalten bleibt. Parmenides' Leugnung des Geschehens bereitet den Begriff des ewigen Seins vor, der nun für die Geschichtsphilosophie Bedeutung erlangt, was im Vergleiche zu Hesiods und der orphischen Theogonie einen Fortschritt bedeutet. Pythagoras verbindet die orphische Methaphysik mit der Wissenschaft der Zahlen, und hält, wie die Orphiker, an der Seelenwanderung fest. Näher bespricht der Verf., nachdem er die Anteile Herodots und Thukydides' an der Geschichtsphilosophie erörtert hat, des Sokrates positive Kritik, seinen Vorsehungsglauben, das Dämonion, sein pädagogisches Programm, dessen Postulat eines sittlichen Oberbegriffs und geht dann zu Plato über.

Bei diesem tritt der sittliche Oberbegriff in der Idee des sittlich Guten siegreich hervor, verstärkt durch den Enthusiasmus der Intuition. Der Verf. wendet sich dann den drei Kreisen zu, die sich in der platonischen Philosophie übereinander aufbauen, dem Leben der Seele im ewigen Kreislauf, des Staates, dessen Ideal Plato, weil die Geschichte Ansätze zum besten Staat habe, an der Vergangenheit oder in der Zukunft irgendwann annähernd verwirklicht sieht, und des Kosmos, der als das Ergebnis zweier

Kräfte, der Wirkung des Geistes und der Materie, erscheint; in der Welt existiert eine gottfeindliche Seele, die ihrer ideenfeindlichen Natur nach böse ist, so daß die letzten Begriffe die eines guten und eines bösen Prinzips sind.

Dann weist der Verf. die Beiträge des Aristoteles zur Geschichtsphilosophie auf, denen er eine besonders durch den klaren Vergleich mit den platonischen Aufstellungen instruktive Erörterung widmet.

Die Vereinigung der Idee und Seele zu einem Prinzip bei Aristoteles hat dessen von Plato verschiedene Stellung zur Unsterblichkeitslehre zur Folge. Die zentrale Stelle des Menschen bei Plato büßt er als Individuum zwar bei Aristoteles ein, gewinnt sie aber als Gattung im Kosmos wieder.

Eine hierarchische Gliederung der Wesen, von Plato geahnt, wird von Aristoteles klar herausgearbeitet. Auf die Frage, ob bei dieser Gliederung der Formen eine Genesis möglich ist, antwortet Aristoteles, daß sie innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung möglich sei. Die Gerechtigkeit ist die Selbsterhaltung des Staates. Und was den Kosmos, den dritten Kreis betrifft, so ergeben sich dem Aristoteles aus der Unendlichkeit der Zeit und dem Begriffe der Entwicklung feste Grenzen zwischen den Formen. Von einer Form zur andern gebe es keinen Übergang, aber innerhalb derselben eine Evolution von Keim zur Reife. Diese Theorie, nicht nur auf die organische Natur, sondern auch auf die menschliche Kultur und Geschichte angewendet, läßt in dieser wie in der Natur innere Grenzen der Entwicklung zu, so daß das Wachstum des Lebewesens nicht ins Unendliche geht, nicht eines zum anderen wird und auch die Menschen aus inneren Grenzen nicht herauskommen. Die Wissenschaft erreicht ihr Ziel in der Wahrheit, die künstlerische Tätigkeit im attischen Drama eine höchste Leistung; die politische Tätigkeit käme aber erst zum Ziele, wenn die staatlich organisierten Menschen durchwegs begabt, gut und glücklich wären. Neben der inneren Grenze aber muß Aristoteles eine äußere Grenze in der Hemmung durch die Materie anerkennen, durch welche die höchste Form des Denkens von allen Wesen nicht erreicht wird, wenn auch wieder in optimistischer Weise auf die gerade dadurch entstehende Gestaltenfülle und den Zuwachs an Schönheit hinzuweisen ist.

Während bei Aristoteles die monistische Tendenz noch nicht bis zu Ende geführt ist, zeigt die nacharistotelische Philosophie den Trieb zum Monismus. Durch Plato und Aristoteles war der Monismus vorbereitet, so daß schon Isokrates und noch mehr Theophrastos kosmopolitische Gesinnung hegen. Isokrates knüpft für sein moralisches Ideal an Alexander an. Dieser wurde zum Gottkönig, in ihm bricht die Idee des Weltreichs durch. Für die Geschichtsphilosophie ist es von Bedeutung, daß Alexander die Idee des universalen Reiches in einer Intuition erschaute.

Das neue Ziel, das sich nach dem Zusammenbruche alter Ordnung durch Alexander und Philipp herausstellte, war die Unabhängigkeit von Schicksal und von äußeren Verhältnissen, daher das Streben nach Befreiung vom Weltenlauf, bei Krates, Pyrrhon, daher Epikurs Weltflucht. Dem Getriebe des Lebens weicht Epikur aus und hält daher die Entwicklung zur komplizierten Kultur nicht in jeder Hinsicht für Gewinn, er versucht seine innere Freiheit dem Weltlauf gegenüber zu wahren.

Die Stoa nimmt den Kampf mit dem Schicksal, dessen Zwang sie freudig bejaht, energischer auf, indem sie den notwendigen Verlauf als vernünftig anerkennt. Die Frage, ob Tyche oder Arete die entscheidende Macht der Geschichte sei, war Gegenstand eines literarischen Kampfes um Alexander, aber die Stoa setzt über diese Begriffe noch den der Notwendigkeit, in welcher alten Problemstellung ein Mangel durch den Vergleich mit der modernen Antithese, die nicht Arete oder Tyche oder Ananke ist, sondern die. ob der Einzelwille die Geschichte forme oder ein Kollektivwille. hervortritt. Die Stoiker setzen im Unterschiede von Polybios und den Peripatetikern Vernunft und Notwendigkeit gleich. So wird das stoische System zum radikalen Monismus. Die genetische (dynamische) und statische Betrachtung der Stoiker, über die der Verf. ausführlich spricht, läßt die genetische Auffassung als fruchtbar für die Geschichtsphilosophie erscheinen. Noch großartiger lasse sich der Gedanke der *Logoi spermatikoi* des Individuellen in der Kultur zum Verständnis der Geschichte verwenden.

Die Theorie der Evolution wird dann bei Moschion, Diodoros, Hekataios nachgewiesen, die Dekadenztheorien in den zwei Formen der Natur und der Sitte bei Aratos, Dikaiarchos von Messene, und endlich die beiden kombinierenden Theorien bei Kritias Onesikritos. Theophrast, Lukrez, Poseidonios, Vergil, Seneca, Ovid, Tacitus.

Mit den Theorien über Urgeschichte fallen auch die historische Legende und die geschichtlichen Romane zusammen. Eine Schlußbetrachtung und der Vergleich der jüdischen und der griechischen Rekonstruktionen der Geschichte läßt den Verf. erkennen, daß die Antike die ihr mögliche Geschichtsphilosophie nicht völlig geleistet hat. Das Problem, das Zusammenströmen der Logoi, der verschiedenen Nationalkulturen, zu zeigen, hat sie dem Christentum überlassen.

In dem mächtigen Gebilde des das Erbe Alexanders antretenden römischen Reiches liegt die Verlockung zur geschichtsphilosophischen Konstruktion. So knüpfte die stoische Philosophie an dasselbe die begriffliche Bearbeitung der Geschichte, aber die erste Rekonstruktion der vier Weltreiche geschieht durch einen unbekannten Verfasser, worauf Polybios im Anschluß an die Stoa nachweist, daß Rom zur Weltmacht bestimmt war, weil es eine ideale Verfassung hatte, und nur das Vernünftige lebensfähig ist.

Daher auch die Dauerhaftigkeit der römischen Verfassung, wenn sie auch als gemischte Staatsform nicht unvergänglich ist. Eine Rekonstruktion der römischen Urgeschichte durch Polybios ist uns nur von Cicero (de rep.) überliefert. Der Verf. bespricht die von Cicero im stoischen Gedanken sich bewegende geschichtsphilosophische Betrachtung, durch Cäsar wird eine dauernde Staatsform begründet. Wie Cäsar Gallien als Kulturbollwerk zwischen Spanien und Italien einschaltet und den Gedanken erwägt, gegen die Gefahr aus dem Osten die Hauptstadt nach Alexandrien zu verlegen, während er als Nachfolger Alexanders nach göttlicher Verehrung verlangt, zeigen die folgenden Ausführungen. Nach Cäsars Tode drücken die 16. Epode des Horaz und die vierte Ekloge Vergils die Sehnsucht nach besserer Zeit aus. Da beide sich wahrscheinlich als Fortbildung der sibyllinischen Alexanderprophezeiung darstellen, widmet der Verf. ihr eine nähere Betrachtung. Wie Horaz dafür einsteht, daß Rom gegen den Plan Cäsars Mittelpunkt bleiben soll, so auch Vergil in der Aeneis; auch Ovids Anteil an der Geschichtsphilosophie wird besprochen. Drei Gedankenkomplexe sind in den Dichtungen der Augusteischen Zeit vereint, römische Weltherrschaft, Monarchie, universale Religion mit dem Kaiserkult als Zentrum. Aus der letzten Periode der Antike sind noch die Beiträge zu geschichtsphilosophischen Problemen erörtert, die bei Livius, Timagenes, Pompeius Trogus, Lukanus, Valerius Flaccus, Tacitus, Florus, Dion von Prusa und Plutarch sich finden.

Ein Rückblick sucht zu erklären, wie gerade in der Augusteischen Zeit, was an Religion lebendig ist, sich in freigewählte religiöse Gemeinden zurückzieht. Ein Anschwellen der Erlösungssehnsucht läßt sich feststellen, sowie die Entwicklung von der Ergebung in die Notwendigkeit zur Qual unter ihrem Drucke und zur Sehnsucht nach Befreiung, in dem Glauben an das Sternenschicksal, in der Astrologie. Zwei Formen sind es, in denen die Erlösung gedacht wird. Bei Philon ist es individuelle Erlösung und Erhebung zu den Gestirnen, in der Gnosis Erlösung durch einen himmlischen Geist über die Sterne hinaus ins Geisterreich.

Mit diesem Hinweis auf die geschichtsphilosophische Bedeutung dieser beiden Theorien und einen Ausblick auf das Christentum und den Gegenstand der zweiten Abhandlung schließt der I. Band des inhaltsschweren Werkes, das ebenso von umsichtiger, fleißiger Forscherarbeit, als von dem gereiften philosophischen Urteile des Verf. zeugt.

Wien. Gustav Spengler.

Die deutsche Malerei im XIX. Jahrhundert. Von Dr. Richard Hamann, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität in Marburg. Mit 257 Abbildungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914.

Eine Geschichte der deutschen Malerei im XIX. Jahrhundert zu schreiben, ist keine so leichte Sache. Das ungeheuere Material, welches vorliegt, will gründlich gekannt sein, und gruppenweise nach den verschiedenen Etappen im Wandel der Kunst geordnet werden. Das Wichtige ist vom Minderwichtigen zu scheiden und im großen und kleinen hat eine dem heutigen Stand der Kunstanschauung angemessene objektive Kritik zu walten. Bei der Verschiedenheit der Künstlerindividualitäten, die sich in gleichen Zeitabschnitten begegnen und dem zuweilen diametral entgegengesetzten Schaffen, hat es seine Schwierigkeiten, solch gemischte Gesellschaft unter einen Hut zu bringen. Im Kunstgarten wachsen ja die verschiedensten Pflanzen und treiben die verschiedensten Blüten: daraus einen geschmackvollen Strauß zu binden, dazu gehört ein erfahrener, geschickter Gärtner! Der Verfasser obigen Buches hat mit gewandter Feder das Kunststück zuwege gebracht, den geschichtlichen Verlauf der deutschen Malerei vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in abgegrenzten Bildern zu schildern und das „Kommen und Gehen" im Stofflichen und Technischen in anschaulicher Weise darzustellen. Von den Romantikern des XVIII. und im Anfang des XIX. Jahrhunderts ausgehend, werden zunächst die Übergänge der Klassizisten der Romantiker zur Biedermeierzeit der Fünfzigerjahre geschildert. Die Hauptmeister werden in ihren Werken vorgeführt und wird auch der zur Zeit aufblühenden Illustrationskunst gedacht. Dann treten die Meister historischer Kunst: W. v. Kaulbach, Genelli, Lessing, Rahl und Alfred Rethel auf und die Genremaler: Vautier, Knaus, Spitzweg, Math. Schmid, Deffreger, der Vater des Märchens M. Schwind, der sentimentale Gab. Max, der biedere Leibl, der phantasiereiche Böcklin, das Farbengenie Makart etc. Es folgen Kapitel über den Aufschwung der deutschen Landschaftsmalerei, eine eingehende Charakteristik Menzels, Feuerbachs, Marées, Thomas. Und schließlich wird auch eingehend den letzten Leistungen der Impressionisten mit ihrem Hauptvertreter Liebermann gedacht. Eine Analyse des Neuidealismus bietet ein übersichtliches Bild der Kunst der Gegenwart mit ihren verschiedenen Verzweigungen. Ganz trefflich ist dabei Klimt beurteilt. Der Verfasser hat mit staunenswertem Fleiß Hunderte von Bildern beschrieben und dem Leser darin den Kunstcharakter der betreffenden Meister näher gebracht. Das geschriebene Wort wird dann trefflich durch die große Anzahl der Abbildungen in Lichtdrucken nach den Originalgemälden unterstützt. — Bezüglich der Wahl derselben und der speziellen Würdigung einzelner Künstler wäre freilich manches einzuwenden. So werden der geniale W. v. Kaulbach, die großen Genremaler Vautier,

Knaus, Math. Schmid u. a. gar zu kurz abgetan: Grützner und Kurzbauer gar nicht erwähnt; desgleichen unsere großen Landschafter Schleich, Gude, Leu, Zimmermann und von den Österreichern Schäfer, Selleny, Hansch, Marak, Holzer u. a. Zu hoch eingeschätzt werden H. v. Marées, Korinth, Slevogt und schließlich auch Liebermann. Von Makart ist kein Bild vorhanden, Kanon gar nicht erwähnt. Von G. Max, Piloty, Engert fehlen gerade die Hauptwerke u. s. f., was alles bei einer Neuauflage des Buches berücksichtigt werden könnte.

Wien. J. Langl.

Kaiser Wilhelm II. und das Rudern an den höheren Schulen Deutschlands. Von H. Wickenhagen, Professor am königl. Prinz Heinrichs-Gymnasium in Berlin-Schöneberg, und Dr. B. Kuhse, Professor am königl. Kaiser Wilhelms-Realgymnasium in Berlin. Mit 54 Abbildungen und einer Flaggentafel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. Preis 3 Mk.

Unter den krankhaften Erscheinungen, gegen welche die heutige Neugestaltung des ganzen Unterrichts- und Erziehungswesens unserer Jugend mit so viel Entschiedenheit und Erfolg allenthalben ihre Waffen kehrt, steht zunächst das noch da und dort so arg bestehende Mißverhältnis zwischen der geistigen und körperlichen Bildung. An zweiter Stelle muß die Verödung und Entartung des jugendlichen Erholungslebens genannt werden und die überhandnehmende Abneigung und Entfremdung von der Natur.

Die neue Schule hat es auch bei uns wiederholt unternommen, gegen diese das Jugendleben verderbende Richtung entsprechend Stellung zu nehmen. Schon der neue Turnlehrplan für unsere Mittelschulen stellt die bestimmte Forderung, den Unterrichtsstoff und die Lehrweise unmittelbar aus den natürlichen Verhältnissen des menschlichen Lebens zu entwickeln, alles Proben und Üben mehr der Natur anzupassen und die Schulformen an sich durch die eigentlichen Lebensformen mit ihrem natürlichen Gepräge abzulösen. Ein Gang durch das Schriftentum der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der jugendlichen Erziehung überhaupt bringt hiefür ungezählte Beispiele. Man ist also auch bei uns mit der Zeit zu der Überzeugung gelangt, daß es besondere Aufgabe der Schule ist, dieses Leben der Jugend in der Natur so recht in eigene Pflege und Leitung zu nehmen. Man hat auch bei uns nicht mehr den Vorwurf von sich weisen können, daß die Jugend allein für die beklagenswerten Verirrungen während dieses Erholungslebens zur Verantwortung gezogen werde.

Bei genauer Prüfung der Verhältnisse ist man auch bei uns bei dem argen Notstand angelangt, daß die Jugend in der Wahl der Beschäftigung während ihrer freien Zeit sich selbst oder gar

einer recht üblen, meist schulfeindlichen Beeinflussung gar zu lang überlassen blieb. Am bequemsten und billigsten ist es allerdings, Schule und Schüler ganz den außerhalb des Schullebens stehenden Elementen auszuliefern. Dem entsprechend sind aber auch die Erfolge auf dem Gebiet unseres Erziehungs- und Unterrichtslebens, die alle Jugendfreunde, vor allem die Schule selbst zu ernsten Erwähnungen gemahnen. Die Schüler haben das Bedürfnis, Kameradschaft zu üben und Freundschaften zu schließen, Annäherungen und Bedürfnisse nach dem Zuge ihres Herzens, nicht nach Klassenplatz und Leistungsnummer der einzelnen. Hier ist der Boden, auf dem Lehrer- und Schülerwelt zu freudigem Verein sich zusammenfinden. Es ist also Pflicht der Schule, solchem Bedürfnis nach Vereinigung Gleichalteriger und Gleichstrebender nicht aus dem Weg zu gehen, vielmehr es nach besten Kräften auf das Wirksamste zu fördern. Alle Verhandlungen und Beratungen der Schulmänner der heutigen Zeit gehen dahin, dieses in der Natur der Jugend tief begründete Verlangen nach Vereinigung zu begünstigen und es nicht, wie es noch da und dort nach alter Schulstrenge geschieht, mit Strafen und Drohungen aller Art zu verfolgen. Dazu bietet die Erholungszeit der studierenden Jugend die beste Gelegenheit, sie mit gesundem, jugendfrohem Inhalt zu erfüllen, ist eine der wesentlichsten Erziehungs-Aufgaben und -Pflichten der modernen Schule. Hier kommen insbesondere alle die Erscheinungen in Betracht, welche die körperliche Ertüchtigung im Auge haben. Nimmt die Schule derartige Vereinigungen selbst in Obhut und Pflege, dann verstummen auch von selbst die immer lauter und lästiger werdenden Klagen über die Land- und Hausplage der in das Schulleben mit argen Einflüssen eingreifenden öffentlichen Vereine.

Dies und ähnlich sind die Gedanken des uns vorliegenden trefflichen Buches über das Rudern an den höheren Schulen Deutschlands. Es ist eine immer mehr zur Tatsache sich herausgestaltende Beobachtung, daß unter den zur Regelung des Erholungslebens der Jugend von der Schule geschaffenen Vereinigungen die Rudervereine sich von allen anderen am trefflichsten bewährt haben. Darüber gibt uns die vorliegende Schrift das beredteste Zeugnis. In Deutschland bestehen nach dem Bestand vom Herbst 1912 nicht weniger als 320 selbständige Schüler-Rudervereinigungen mit einer Mitgliederzahl bis zu 82. Wie gering sind dagegen die Einrichtungen an unseren Anstalten. Trotz der so großen Erfolge einzelner Mittelschulen, so namentlich des Leitmeritzer Staatsgymnasiums, sind derartige jugend- und schulkräftige Vereinigungen, wie sie hier in Menge geschildert werden, eine leider noch vereinzelte Erscheinung.

Das vorliegende Buch gibt aber neben dem statistischen Material- auch die wichtigsten Ratschläge und Weisungen für eine Förderung des Gegenstandes im Rahmen des Schullebens, deren Beachtung wir allen Schul- und Jugendfreunden auf das ange-

legentlichste empfehlen. So äußert es sich in eingehender Weise über die Beschaffung der Mittel, über die Art des Betriebes, über die Selbstverwaltung und ihre Organe, über die Maßnahmen bei Wett- und Schaurudern, über Wanderrudern und berührt in anschaulicher Form alle Verhältnisse und Mittel, die zur Förderung des Gegenstandes irgendwie beitragen. 54 treffliche Abbildungen und eine Flaggentafel der Rudervereine an den höheren Lehranstalten Deutschlands tragen wesentlich zur Veranschaulichung des Inhaltes bei. An erster Stelle des Buches wird ein gelungenes Bild des deutschen Kaisers gegeben, dessen besonderer Fürsorge der Aufschwung dieses Sportes an den Schulen Deutschlands zu danken ist und dessen Name auch in bezeichnender Weise an der Spitze des Buches steht.

Das in jeder Beziehung vortreffliche Buch sollte auch bei uns in keiner Schulbücherei fehlen; es verdient auch an unseren Anstalten vollwertige Beachtung.

Wien. J. Pawel.

Lehr- und Übungsbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Nach den Berliner Beschlüssen von 1902 bearbeitet von Dr. Karl Reisert. 1. Teil: Die Verkehrsschrift. 2., verbesserte Auflage. — Würzburg, Emil Bauer 1910. VIII und 144 SS. — 2. Teil: Die Redeschrift. VII und 62 SS. Ibid. 1904.

Das außerordentlich sorgfältig und gewissenhaft gearbeitete Buch erinnert — und zwar rein zufällig — in mehr als einem Punkte an das besonders früher in Österreich sehr verwendete Engelhard-Koppensteinersche, namentlich auch dadurch, daß es der Verf. gleichfalls auf eine erschöpfende Darstellung des Gabelsbergerschen Systems abgesehen hat, wie er dies auch ausdrücklich in der Vorrede zur ersten Auflage betont. (Ob dieser Standpunkt für ein „Schulbuch" der richtige ist, darüber läßt sich sehr streiten. Der Unterzeichnete wenigstens huldigt der entgegengesetzten Auffassung.) Tatsächlich wird es kaum gelingen, in der Behandlung des Stoffes irgendeine Lücke zu finden. Dabei ist die Anlage des Buches recht übersichtlich, wenn auch die verhältnismäßig zahlreichen Verweisungen von einem Paragraphen auf andere einiges Mißtrauen gegenüber der Disposition erwecken. Bedeutsamer übrigens als etwaige Mängel der logischen Gliederung scheinen dem Unterzeichneten gewisse Verstöße gegen die Forderungen der Psychologie und zu diesen Forderungen gehört der Grundsatz „Man biete nicht zu viel auf einmal", der besonders in der Vokalisationslehre nicht immer berücksichtigt erscheint. Hier sind einzelne Paragraphen stark überladen. Dagegen verdient es volle Billigung, daß die Vokale und die Diphthonge gleichmäßig nach den Gesichtspunkten

„A. Im Inlaut, B. Im Anlaut, C. Im Auslaut" behandelt, und zwar vollständig behandelt werden. Denn auch der Unterzeichnete ist ganz und gar kein Freund der Manier einiger neueren Lehrbücher, in denen „die Darstellung der einzelnen Laute in verschiedene, räumlich getrennte Teile zerlegt wird" (S. VI). An und für sich kann ja der Vorgang des Verf. schablonenhaft genannt werden und er ist es in der Tat. Aber die Schablone, in unzähligen Fällen ein Übel, ein grober methodischer Fehler, kann unter Umständen zum Vorzug werden und ein solcher Fall liegt hier vor. Die Schablone unterstützt gerade hier, in der schwierigen Vokalisationslehre, erheblich das Ortsgedächtnis des Lernenden, erleichtert ihm die Übersicht und stellt somit eine nicht zu unterschätzende Hilfe dar. Jeder beobachtende und denkende Lehrer wird dies bestätigen können. Ebenso ist es zu billigen, daß bei der Durchnahme der einzelnen Vokale die dazu gehörigen Gruppen von Sigeln vorgeführt werden, denn auch in dieser Art der Vorführung liegt eine Erleichterung für den Lernenden. Dagegen ist es nicht gut zu heißen, daß die Konsonanten und sogar die Konsonantenverdoppelung erst hinter der Vokalisationslehre zur Behandlung kommen. Besonders in dieser Partie (§§ 28 ff.) scheint ein Dispositionsfehler vorzuliegen und manches, was hier an Konsonantenmaterial zusammengetragen ist, hätte ungezwungener und zweckmäßiger an anderen Stellen untergebracht werden können. Ferner hätte es sich empfohlen, Vor- und Nachsilben zu einem selbständigen Paragraphen zusammenzuziehen — schon zum Zwecke der wünschenswerten Entlastung der Anfangsparagraphen. § 55 bringt eine Sigelliste in alphabetischer Ordnung und enthält vieles, was in älteren Lehrbüchern unter dem Gesichtspunkte „Wortkürzung" vorgebracht zu werden pflegt. „Stenographischer" ist jene Anordnung, jedoch unendlich praktischer die an die deutsche Sprachlehre sich anschließende.

Im zweiten Teile des Buches, der „Redeschrift", ist der Verf., der auch sonst nicht zu den Neuerern gehört, die so selten „Besserer" sind, der alterprobten Einteilung „Stammkürzung", „Formkürzung", „Gemischte Kürzung" treu geblieben und hat gut daran getan, da diese Anordnung sich anderen „Methoden" gegenüber immer noch am besten bewährt hat. Die Anordnung innerhalb der bezeichneten Hauptabschnitte ist abermals streng logisch, so daß der Lernende einen guten und sicheren Überblick über die zahlreichen Möglichkeiten des Kürzungsverfahrens gewinnt, was man durchaus nicht von allen Lehrbüchern behaupten kann.

Es wäre noch zu erwähnen, daß die Fassung der Regeln im allgemeinen einwandfrei ist und daß das Buch sich durch eine außerordentlich schöne Autographie auszeichnet. (Sinnstörender Druckfehler S. 2 im 2. Teil „Lösung", richtig „Lesung").

Eger. Adolf Hausenblas.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Naturwissenschaftliche Lehrerausflüge in Wien.

I. Allgemeines.

Man erkennt immer allgemeiner, welche grundlegende Bedeutung die Naturbeobachtung und daher auch die zu ihrem Behufe veranstalteten Lehrausflüge für den Unterricht der Naturwissenschaften, und zwar ebenso der biologischen Fächer Botanik und Zoologie als auch der Geologie und Geographie besitzen. Der Verf. hat schon seit langem auf die Bedeutung der naturgeschichtlichen Lehrausflüge hingewiesen und die erfolgversprechende Art ihrer Durchführung erörtert, so in seiner Arbeit „Der biologische Naturgeschichtsunterricht" (diese Zeitschrift 1905), in seinem Vortrage am IX. deutsch-österr. Mittelschultage „Naturgeschichtliche Lehrausflüge und andere Schülerübungen in der Naturgeschichte" („Österr. Mittelschule" 1906) und in dem anschließenden Aufsatze „Geologische Lehrausflüge in Wien" („Österr. Mittelschule" 1907). Zur Förderung der Naturbeobachtung hat er auch sein „Praterbuch" (Wien 1897) und seinen „Naturgeschichtlichen Führer für Wien und seine Umgebung" (Wien 1912, wie das vorige in Kommission bei Hölder) herausgegeben. In der letzten Zeit ist in sehr dankenswerter Weise über Auftrag des niederösterr. Landesschulrates von Hofrat Dr. I. Wallentin im Verein mit einem Komitee von Fachmännern ein „Exkursionsbuch" für die Wiener Schulen (Wien 1913, Pichler) herausgegeben worden. Der Verf. hat beim letzten Naturforschertag Wien 1913 in einem Vortrage „Über naturgeschichtliche Lehrausflüge an den Wiener Mittelschulen und Behelfe dazu" gesprochen[1]) und anschließend an den Vortrag auch einen von Mitgliedern verschiedener Sektionen dieser Tagung besuchten Ausflug auf dem Bisamberg veranstaltet.

---

[1]) Er legte hiebei das Exkursionsbuch vor; dieses regte den Vorsitzenden der Sektion, einen älteren reichsdeutschen Kollegen, zu der Äußerung an: „Ja so etwas haben wir in Deutschland noch nicht".

Nach der Ansicht mancher Schulmänner genügte die Herausgabe des Exkursionsbuches zur Förderung des Ausflugswesens noch nicht. Es sollte auch praktisch gezeigt werden, wie in erfolgversprechender Weise Lehrausflüge zu veranstalten sind. Die Hochschulen, an welchen die Ausbildung der Mittelschulehrer stattfindet, können ja in Bezug auf die praktische Einführung in die Kenntnis der Natur nur Unvollkommenes bieten, teils wegen der zu geringen Zahl der durchgeführten Ausflüge, teils auch darum, weil diese fast immer bloß auf eine Wissenschaft Bedacht nehmen und darum einseitig sind, während der Mittelschullehrer bei Lehrausflügen in der Regel allen sich bietenden naturwissenschaftlichen Erscheinungen sein Augenmerk zuwenden soll. Auch kommt dazu der Umstand, daß die meisten in Wien wirkenden Mittelschullehrer nicht in Wien studiert haben, also speziell seine Umgebung kennen zu lernen nicht in die Lage gekommen sind. Der Verf. hatte schon — abgesehen von Lehrausflügen mit Schülern und einem förmlichen Kurs von Ausflügen und Besuchen gärtnerischer Unternehmungen mit seinen Zöglingen an der Lehrerbildungsanstalt in Graz — einzelne, durch das Praterbuch aufmerksam gewordene Kollegen über ihren Wunsch durch den Prater geführt. Jetzt trat der leider schon verstorbene Regierungsrat Dr. G. Schilling vom Unterrichtsministerium an ihn mit dem Ersuchen heran, für einen größeren Kreis derartige Ausflüge zu veranstalten. Die zwei Wiener Vereine „Realschule“ und „Mittelschule“ erklärten sich bereit, die Verständigung der Wiener Mittelschulen zu übernehmen, und so unternahm der Berichterstatter gegen Ende des Schuljahres 1912/13 zwei solche Exkursionen (in den Prater und von Weidling über den Saubergsattel nach Sievring), welche zur Befriedigung der Teilnehmer verliefen. Da aber diese Art der Durchführung Schwierigkeiten unterlag, wendete sich der Verf. in den darauffolgenden Ferien zunächst an Hofrat Dr. I. Wallentin und nach seiner Aufmunterung mit einem begründeten Antrag auf die Organisation derartiger Ausflüge für die Wiener Mittelschulen und einem ausführlichen Programm der zu unternehmenden Ausflüge an den niederösterr. Landesschulrat, welcher seine Anträge „freudig begrüßte“, das vorgeschlagene Ausflugsprogramm annahm und ihn mit der Durchführung der Ausflüge betraute. Wie es in dem betreffenden Erlasse (vom 13. November 1913) heißt, sollen durch die Veranstaltung besonders „den jüngeren und den mit der Umgebung Wiens weniger bekannten Lehrern im Wege praktisch durchgeführter Wanderungen Winke und Anleitungen zu möglichst erfolgreicher Vornahme von Lehrausflügen gegeben werden“, und es sollen die Teilnehmer „im allgemeinen in die Naturbeobachtung und im besonderen in die naturgeschichtlich-geographischen Verhältnisse der Wiener Umgebung eingeführt werden, wodurch sie auch wichtige Grundlagen für die Beobachtung der bezüglichen Erscheinungen in anderen Gebieten der Monarchie erlangen können“. Die Veranstaltung war von Anfang an als Kurs gedacht und vor allem für Professoren, Supplenten und Probekandidaten der Naturgeschichte sowie der Geographie bestimmt, ohne aber Vertreter anderer Fächer auszuschließen.

Die Empfehlung des Unternehmens durch den Landesschulrat und wohl auch die Bestimmung, daß die Teilnehmer auf Pauschalvergütungen sowie den Ersatz der Fahrtauslagen aus den für die körperliche Erziehung den Anstalten zur Verfügung stehenden Mitteln Anspruch erheben können, hatte zur Folge, daß die Zahl der Anmeldungen für die Lehrerausflüge eine sehr große, nämlich 139 war. Sie verteilte sich auf 15 Gymnasien, 14 Realschulen, 4 Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und 3 Mädchenlyzeen. Es mußte also eine genaue Auswahl getroffen werden; sie wurde derart vorgenommen, daß zunächst die Anmeldungen der Fachleute für Naturgeschichte oder Geographie angenommen wurden, wobei die älteren Kollegen den Vorzug erhielten. Es wurden derart von Realschulen 18, von Gymnasien 17, von Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten 7 und von Mädchenlyzeen 3, im ganzen 45 Teilnehmer (davon 9 Damen), eingeladen. Davon traten 8 stillschweigend oder ausdrücklich zurück, so daß 37 zurückblieben. Von diesen waren 9 Professoren, 14 Supplenten, 4 Probekandidaten, 3 Hauptlehrer und -lehrerinnen, 4 Übungsschullehrerinnen, 3 Lyzeallehrerinnen, dem Fache nach 20 Geographen und 17 Naturhistoriker. Freilich konnte eine gewisse Zahl aus verschiedenen Gründen nur unregelmäßig teilnehmen, so daß 28 regelmäßige Teilnehmer übrig blieben, von welchen überdies einzelne (besonders Damen) öfter abgehalten wurden. Die tatsächliche Teilnahme an den einzelnen Ausflügen war eine derartige, daß bei Abrechnung eines verregneten Ausfluges sich ein Durchschnitt von $25^3/_8$ Teilnehmern für den einzelnen Ausflug ergibt, eine Zahl also, welche im Interesse des Erfolges wohl kaum überschritten werden dürfte. Bei einem Ausfluge wurde die Veranstaltung durch die Teilnahme des Herrn Vizepräsidenten des niederösterr. Landesschulrates Khoss v. Sternegg, bei einem anderen durch jene des Referenten Herrn Hofrat Dr. Wallentin erfreut.

Die Einrichtung konnte das erste Mal begreiflicher Weise nur mit einer gewissen Verspätung ins Leben treten. Die Vorbesprechung der Teilnehmer wurde aber doch schon am 1. Dezember in der Schule des Berichterstatters abgehalten. In ihr wurde besonders die Art der Durchführung des Unternehmens in wissenschaftlicher und technischer Beziehung erörtert, die Ausrüstung sowie die zum Studium zu benützenden Bücher und Karten besprochen. Die Ausflüge fanden sämtlich an Sonn- oder Feiertagen, und zwar in der Zeit zwischen 7 und 1 Uhr statt. Der Beginn der Ausflüge durfte wegen der Schwierigkeiten des Zusammenkommens in dem großen Wiener Gebiete nicht zu frühe angesetzt werden, aber auch nicht zu spät, damit genügend Zeit für die Ausflüge übrig blieb. Zu den meisten Ausflügen wurden besondere Einladungskarten an alle Anstalten verschickt, von welchen Teilnehmer aufgenommen waren; diese sind ja auch als Zeichen der Erinnerung von Bedeutung. Sie enthielten außer Angabe des Zusammenkunftsortes auch das Ziel der Fahrt und die genaue Abfahrts- und Ankunftszeit des Zuges, so daß manche Teilnehmer sich an ihnen bequemer gelegenen Punkten der Hauptkolonne anschließen konnten. In der Regel wurden dieselben Angaben auch für die Rückfahrt gemacht, was den Teilnehmern von vorherein eine genaue

Disposition ihrer Zeit ermöglichte. Wesentlich war auch die Angabe, an welchem Tage der Ausflug bei Verhinderung durch schlechtes Wetter stattzufinden hätte. Die Zeiten wurden immer strenge eingehalten; wenn einzelne Teilnehmer gelegentlich eine Expedition verfehlten, so lag dies an den diesbezüglichen komplizierten Wiener Verhältnissen. Die Teilnehmerliste wurde oft erst am Ankunftsorte kreisen gelassen, bei welcher Gelegenheit auch etwa notwendige Bemerkungen gemacht wurden. Während der Ausflüge trat ihr Charakter als ernste, belehrende Veranstaltung hervor. Schon darum, und auch, weil ein Gasthausbesuch zuviel Zeit weggenommen hätte, wurde ein solcher vermieden (es wurde nur beim ganztägigen Ausflug zur Jause in einem Gasthause eingekehrt — gewissermaßen eine kleine Abschieds-Zusammenkunft). Hingegen wurde an passender Stelle eine viertelstündige Rast eingeschaltet, welche vornehmlich zum Verzehren des mitgenommenen Gabelfrühstücks diente. Selbstverständlich wurde das Wegwerfen von Abfallpapieren vermieden, ebenso wie Verwüstungen der Natur, obwohl von vielen Teilnehmern Naturkörper für Schulzwecke mitgenommen wurden.

Der sozusagen methodische Vorgang war mit Rücksicht auf die große Zahl und doch auch Verschiedenartigkeit der Teilnehmer derart, daß an allen interessanten Punkten kleine einleitende Vorträge gehalten wurden, an welche sich erst die Einzelbetrachtung und die Erteilung von Auskünften an die Fragesteller knüpfte. Natürlich wurde auch während des Weges auf wichtige Einzelheiten aufmerksam gemacht. Nicht selten gab ein Historiker über interessante historische Tatsachen Auskunft oder es machte der oder jener andere Teilnehmer auf Einzelheiten aufmerksam, welche vielleicht dem Führer entgangen waren. Sehr begreiflich, denn die Teilnehmer waren ja großenteils Männer und Frauen, welche schon Interesse und vielerlei praktische Kenntnisse zu diesen Ausflügen mitbrachten und außerdem sehen bekanntlich viele Augen mehr als zwei. Nicht selten ergab sich auch Gelegenheit zu methodischen Besprechungen. Die vom Führer der Ausflüge und vielen Teilnehmern mitgenommenen Behelfe, so „Führer", nach welchen etwa der Ausflug durchgeführt wurde, also nicht selten das Exkursionsbuch, sowie geographische und geologische Karten, kreisten oft schon bei der Fahrt hinaus unter den Teilnehmern. Auf die Mitnahme von geologischem Hammer oder Feldstecher wurde häufig in der Einladung besonders aufmerksam gemacht.

Betrachten wir nun kurz das bei den Ausflügen Gebotene und durch sie Erreichte. Eine große Rolle spielte bei dem Umstande, daß sie für alle Teilnehmer von besonderer Wichtigkeit war, die Geologie. Es wurden die Flyschbildungen der Wiener Umgebung in zahlreichen Steinbrüchen eingehend studiert, wobei auch viele sehr wertvolle Beobachtungen über Gebirgs- und Gesteinsbildung sowie Verwitterungserscheinungen gemacht werden konnten. Kürzer wurde die Kalkzone betrachtet. Die wichtigeren Stufen der tertiären Ablagerungen mit ihren Versteinerungen sowie der eiszeitlichen Bildungen im Wiener Becken wurden kennen gelernt. Es wurde natürlich auch auf die Bildung der Alpen und des

Wiener Beckens mit seinen Randterrassen sowie jene des Donaudurchbruches eingegangen. Den von der Gesteinsbeschaffenheit und seiner Verwitterung abhängigen Geländeformen wurde ebenso das Augenmerk zugewendet wie der Quellbildung, der Erosion und Denudation, der Tal- und Klammbildung usw., für welche Erscheinungen sich auch im kleinen in vielen Steinbrüchen, besonders aber in Tegel- und Sandgruben, Beispiele boten. Auch die Art und Lage der menschlichen Siedelungen wurde berücksichtigt. Es wurden die wichtigsten und charakteristischen Pflanzenformen, zum Teil in ihrer Entwicklung während des Jahres sowie die Zusammensetzung der Flora von Wien aus geographisch verschiedenartigen Bestandteilen kennen gelernt, wobei auch gelegentlich auf biologische Einrichtungen hingewiesen wurde. Da sich der Beobachtung der Tierwelt in größerer Gesellschaft Schwierigkeiten entgegenstellen, war diesbezüglich die Reichhaltigkeit der Beobachtungen etwas geringer; doch wurde den hervortretenden Vogelstimmen als der interessantesten und am schwersten zu deutenden Erscheinung aus der Tierwelt das gebührende Augenmerk zugewendet. Auch Landwirtschaft und Jagd wurden gelegentlich in den Kreis der Betrachtung gezogen. Endlich wurde auch historischen Erinnerungen sowie künstlerisch oder kunstgeschichtlich interessanten Bauten und der Schönheit der Natur selbst das Interesse nicht versagt. Außerdem haben die Teilnehmer gesehen, wie Ausflüge technisch richtig durchzuführen sind.

Von dem Gebotenen wurden besonders die geologischen Belehrungen mit großem Interesse aufgenommen. Großes Interesse fanden auch die botanischen Beobachtungen sowie die Erklärung der Vogelstimmen, etwas weniger vielleicht die geologisch-geographischen und pflanzengeographischen Hinweise. Die Damen waren (mit Ausnahmen!) unsicherere Teilnehmerinnen und neigten auch mehr zu geselliger Unterhaltung. Wenn von dem Erfolg dieser neuen Unternehmung gesprochen werden soll, so darf dieser als ein sehr guter bezeichnet werden. Es kann dies wohl aus der bis zum Schluß unveränderten Teilnahme, dem Bestreben der Teilnehmer, allen Erklärungen des Führers zu folgen, der gerührten Dankrede eines Teilnehmers beim letzten Ausfluge, den teils mündlich, teils schriftlich erfolgten, warmen Dank für das Gebotene ausdrückenden Verabschiedungen vieler Teilnehmer und anderem geschlossen werden. Wie der Führer in seiner Abschiedsrede betonen konnte, trübte kein einziger Mißton die Veranstaltung und es verband zum Schluß förmlich ein Freundschaftsverband die so verschiedenartigen und von verschiedenen Anstalten herkommenden Teilnehmer.

Für das nächste Schuljahr hat der Veranstalter nach den heurigen Erfahrungen folgendes verbessertes Programm aufgestellt:

1. Anfang Oktober: Bisamberg. Geologisch-geographische Elemente der Wiener Umgebung. Lage von Wien und einiger benachbarten Siedlungen. Der Donaudurchbruch. Flyschgesteine und Löß, Flora und Fauna.

2. Mitte Oktober: Kalksburg—Mauer—Siebenhirten. Die drei wichtigsten Ablagerungsstufen des Wiener Beckens. Geographische Bestandteile der Flora von Wien. Herbstliches Pflanzen- und Tierleben.

3. November: Sievring—Weidling—Klosterneuburg. Die Flyschzone bei Wien und ihr geographischer Charakter. Pflanzen- und Tierwelt im Spätherbst.

4. Dezember oder Jänner: Das Gebiet von Weidlingau-Hadersdorf. Geologisch-Geographisches. Die Natur im Winter.

5. Ende Februar oder Anfang März: Klosterneuburg und Kritzendorf. Aufbau und Flora der Donauauen. Vorfrühlingsflora derselben sowie des Wienerwaldes.

6. Ende März: Liesing—Perchtoldsdorf—Kaltenleutgeben. Nordrand der Kalkzone. Kalkflora des Erstfrühlings. Tierleben.

7. April: Prater. Pflanzen- und Tierwelt des Praters im Erstfrühling. Große Bäume und Vogelleben.

8. Anfang Mai: Hagenbachklamm—Hadersfeld—Greifenstein. Nördlicher Zug der Flyschzone. Klammbildung usw. Feld, Wiese und Wald im Vollfrühling.

9. Ende Mai: Rohrwald und Waschberg. Urgesteine und marine Bildungen. Geographisches und Urgeschichtliches. Pflanzen- und Tierleben.

10. Juni: Fischau—Dreistätten—Hohe Wand (Tagespartie). Aufbau, geographische Beschaffenheit, Flora und Fauna der Kalkalpen. Therme von Fischau, Kreidebecken der „Neuen Welt“ und Leithakalk von Wöllersdorf. Die Pflanzen- und Tierwelt im Sommer.

Die Zahl von zehn Ausflügen ist nach vielfachen Erfahrungen des Verfassers eine ganz entsprechende. Zehn Ausflüge genügen für den durch das Unternehmen erstrebten Zweck und erfordern zugleich, da sie sich ja zum großen Teil auf eine beschränkte Anzahl von Monaten zusammendrängen mit Rücksicht auf die notwendige Berücksichtigung der Wetterverhältnisse die stete Aufmerksamkeit des Leiters, um in befriedigender Weise durchgeführt zu werden.

Bezüglich der Durchführung wurden über den Vorschlag des Berichterstatters für den nächsten Kurs ebenfalls kleine Änderungen vorgenommen, insofern als die Beteiligung älterer Kollegen als Gäste an einzelnen Ausflügen, aber nur nach vorheriger Anfrage beim Ausflugsleiter, ermöglicht und außerdem die Ausstellung von Teilnehmerzeugnissen an jene Teilnehmer, welche ein solches wünschen, normiert worden sind. Übrigens haben schon heuer sechs Herren ein solches Zeugnis, wenn auch mehr privaten Charakters, erhalten.

Da diese Abhandlung nicht nur den Zweck verfolgt, mit einer neuen Einrichtung bekanntzumachen, welche nach der Meinung des Verfassers in hohem Grade geeignet ist, unser Schulwesen zu fördern, sondern auch Nachfolgern möglichst genau zeigen soll, wie das Unternehmen durchgeführt worden ist, so seien noch folgende Bemerkungen gestattet.

Sehr wesentlich ist es, daß der richtige Mann für die Führung gefunden wird. Für ein Fach allein, die Geologie, die Geographie, oder besser Geographie in Verbindung mit Geologie, oder für die Botanik

dürfte das nicht so schwer sein, schwieriger schon für mehrere zusammen, am schwierigsten unter Einbeziehung auch der Zoologie, für welche allein es schon bei der Mannigfaltigkeit ihrer Gebiete schwer fallen dürfte, allseitige Führer zu finden. Diese Schwierigkeit hängt mit der Spezialisierung des naturwissenschaftlichen Studiums und dem großen Zeitaufwand zusammen, den alle derartigen Studien in der Natur selbst erfordern. Man könnte an Parallelveranstaltungen für die genannten Fächer denken. Das wäre aber nicht zu empfehlen, und zwar nicht nur wegen der wohl unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenigstens an mehreren dieser Veranstaltungen teilzunehmen, sondern noch mehr darum, weil ja spezielle Fachausflüge für den Betrieb unserer Mittelschulen nicht die Bedeutung haben wie allgemein naturwissenschaftliche Ausflüge, und die jüngeren Lehrer nicht eine Spezialausbildung (wie sie auf den Hochschulen und auch durch verschiedene das Ausflugswesen pflegende Vereine gegeben wird), sondern eine allgemeine naturwissenschaftliche Ausbildung in der Natur erhalten sollen. Der betonten Schwierigkeit könnte aber in der Art begegnet werden, daß diese Ausflüge zwei, ja drei Männern von verschiedenen Fächern gemeinsam übertragen würden. — Es darf wohl auch darauf hingewiesen werden, daß die Veranstaltung solcher Ausflüge für den Führer eine bedeutende Arbeitsleistung in sich birgt, wobei nicht nur an die notwendigen Vorarbeiten, die Versendung der Einladungen und die Vorbereitung der Ausflüge einschließlich der richtigen Auswahl und Disposition derselben, sondern auch an die während des Ausfluges zu leistende geistige und physische Arbeit zu denken ist, nämlich an die Einhaltung der Disposition des Ausfluges, die Abgabe aller notwendigen Hinweise und Erklärungen am richtigen Orte, die Beantwortung der gestellten Fragen und Ansuchen um Erklärungen, das viele laute Sprechen im Freien. Da ein bereits bekanntgemachter Ausflug sich im letzten Augenblick kaum mehr absagen läßt und eine derartige Absage den ganzen Betrieb überdies sehr stören würde, so muß so ein Ausflug manchmal auch bei persönlicher Indisposition des Führers unternommen werden, was gesundheitliche Störungen zur Folge haben kann.

Der Verf. möchte diesen Teil der Arbeit nicht schließen, ohne darauf hingewiesen zu haben, daß die besprochene Einrichtung nicht nur für Wien zu einer ständigen gemacht, sondern auch in den großen Provinzhauptstädten eingeführt werden sollte. Wünschenswert wäre es auch, wenn (wie es ja schon angeregt worden ist) ein ähnlicher Kurs für kunsthistorische Betrachtungen im Verein mit dem Besuch historisch interessanter Örtlichkeiten zustande käme. Der Berichterstatter will gerne auch weiterhin in Wien naturwissenschaftliche Lehrerausflüge führen. Denn wie es dem für sein Fach begeisterten Lehrer die größte Befriedigung gewährt, wenn er sieht, daß sein Unterricht derart auf die Schüler einwirkt, daß sie Verständnis und Liebe für das durch ihn vertretene Fach gewinnen und daß er derart noch in die Zukunft fortwirkt, so freut es den Verf., wenn es ihm jetzt gegen das Ende seiner lehramtlichen Tätigkeit noch vergönnt ist, eine große Schar von jüngeren Kollegen vertraut zu machen mit dem vielen Interessanten, das die Natur im all-

gemeinen und die Wiener Umgebung im besonderen bietet — natürlich nur jenen bietet, die ihr mit Verständnis und geschulten Sinnen entgegentreten — und so mittelbar noch fortzuwirken in folgende Generationen.

II. Die Ausflüge.

Um ein anschauliches Bild von dem bei den Ausflügen Kennengelernten zu geben, soll nun eine kurze Schilderung der einzelnen Ausflüge erfolgen. Sie dürfte nicht nur den Teilnehmern an den Ausflügen, sondern auch allen jenen Wiener Kollegen, welche gewinnbringende Ausflüge mit ihren Schülern zu veranstalten bestrebt sind, willkommen sein.

Der erste Ausflug fand (wegen der vorausgehenden Organisation der ganzen Einrichtung verspätet) am 7. Dezember statt. Er führte die 25 Teilnehmer und Teilnehmerinnen bei prächtigem Spätherbstwetter von Sievring zu dem verlassenen großen Steinbruch unter dem „Himmel“ sowie dem noch im Abbau befindlichen östlich davon, weiter im Gspöttgraben empor und zur Meierei Kobenzl, auf der oberen Reisenberggasse ein Stück hinunter, bis sich der Steinbruch unter dem „Krapfenwaldl“ frei den Augen bietet, wieder zurück zur Meierei und im Kobenzlgraben hinunter bis zu einer offenen Stelle, wo rechts im Walde versteckt eine kleine verlassene Schottergrube liegt, endlich in den Steinbruch unter dem „Krapfenwaldl“ und nach Grinzing. An den hervorgehobenen Punkten vornehmlich wurden die Studien angestellt. Dieser Ausflug diente vor allem zur Einführung in die Kenntnis der für die Wiener Umgebung so bedeutungsvollen Flyschgesteine (Wiener Sandstein und Mergel) mit ihren Fukoïden, und dem Streichen und wechselnden Einfallen sowie der Faltenbildung ihrer Schichten. Es wurde das durch das „Kriechen“ des Gebirgsschuttes verursachte Hakenwerfen, die Knie-, Keil- und Fächerbildung kennen gelernt, es wurden verschiedene Verwitterungserscheinungen bis zur Bildung von Gebirgsschutt und Ackererde sowie Erscheinungen (wie Fließwülste und Rippelmarken), welche auf die Bildung dieser Gesteine Licht werfen, weiter ihre feinere Zusammensetzung ebenso wie in ihnen auftretende Mineralien (Kalzit, Schwefelkies) und Dendriten kennen gelernt. Auch Erosionserscheinungen und verschiedene Arten von Tälern sowie die Terrassenbildung am Rande des Wiener Beckens wurden uns hier bekannt. An passender Stelle wurden auch allgemeine Erörterungen über die Bildung der Alpen und besonders der Sandsteinzone sowie die des Wiener Beckens eingeflochten. Wir lernten außerdem zwei noch ziemlich ursprüngliche, geschützt und leicht zugänglich in „Gräben“ eingelagerte Wiener Vororte mit ihren schönen Kirchen und ihren Weinhauerhäuschen kennen, sowie die Spätherbstlandschaft und einiges von der Zusammensetzung des Waldes um Wien, den charakteristischen Wuchs mancher Bäume und auch einige Vögel und andere Tiere.

Der zweite Ausflug fand am 11. Jänner statt und führte 24 Teilnehmer bei recht schönem Winterwetter (Frost, Wind, leichte Schneedecke) von der Station Hütteldorf-Hacking zu den zwei Steinbrüchen hinter dem Restaurant „Zum Paradies“, weiter im Haltertal bis zum „Kordon“, von dort zur „Knödelhütte“ und ins Mauerbachtal.

in diesem zu einer Schottergrube am Mauerbach und längs diesem und durch den Park wieder auf die Straße und zur Station Weidlingau-Hadersdorf. Erklärungen wurden nicht nur an den hervorgehobenen Örtlichkeiten, sondern auch gleich zu Beginn auf einer Wienbrücke und später vielfach am Wege gegeben. In den Steinbrüchen konnten manche Erscheinungen wiedererkannt werden, die beim ersten Ausfluge studiert worden waren; das Streichen der harten Inozeramenschichten vom Wolfsberg jenseits des Haltertales zum Satzberg, an dessen Fuße wir uns hier befanden, belehrte uns, daß das Haltertal als Quertal diese Schichten durchbricht. Im Verlaufe dieses ganzen Ausfluges ergab sich besonders oft die Gelegenheit, die durch die geologischen Verhältnisse bedingte geographische Beschaffenheit des Geländes zu studieren: die mächtige Schuttdecke der Flyschgesteine, die großenteils durch diese und ihr „Kriechen“ bedingten flachen, abgerundeten Formen der Wienerwaldberge, die durch die weicheren bunten Schiefer und Sandsteine des Eozäns bedingte, parallel zu dem schon erwähnten Hügelzug der Inozeramenschichten verlaufende Depression des Geländes, Denudationshang und Erosionshang sowie den Gehängeknick zwischen ihnen, verschiedene Erosionserscheinungen sowie die v-Form der Täler, die durch das Zusammentreffen mehrerer Täler in den weichen Schichten bedingte Talweitung von Mariabrunn, die Anlaß zu menschlichen Siedelungen gab, die mächtigen Schotteranhäufungen in den unteren Teilen des Mauerbachtales und die Beschaffenheit des Flyschschotters, den Wildbachcharakter der Wien und der Wienerwaldbäche, welche von der lehmigen Beschaffenheit der Zersetzungsprodukte der Flyschgesteine bedingt ist, endlich die Regulierung der Wien. Es bot sich aber auch Gelegenheit, die Zusammensetzung des Waldes sowie sein winterliches Aussehen und den charakteristischen Wuchs verschiedener Baumarten zu studieren, ja es fanden sich schon vorzeitige Frühjahrszeichen, wie Haselsträucher und Weiden mit fast geöffneten Kätzchen, Baumknospen mit „Märzenglanz“, blühende Primeln. Auch manches Tier bot sich der Beobachtung dar und Meisen ließen bereits ihre Frühlingsrufe ertönen.

Der dritte Ausflug wurde am 8. März durchgeführt und wies bei dem regendrohenden Wetter, das tatsächlich bald in einen sanften Regen überging, bloß 12 Teilnehmer auf. Die Studien während desselben wurden selbstverständlich durch das ungünstige Wetter beeinträchtigt, doch ermöglichte anderseits die geringe Teilnehmerzahl eine intensivere Beteiligung des einzelnen. Dieser Ausflug führte durch den Prater, und zwar von der Sofienbrücke in das Trabrennwäldchen und weiter in die Krieau, längs der Donau, teils auf dem breiten Damme, teils über Wiesen zu dem untersten, noch ursprünglichen Teile des Heustadelwassers, dann zu dem alten Ende des Donaukanales und endlich zur Endstation der Straßenbahn in der Freudenau. Er war vornehmlich dazu bestimmt, die Beschaffenheit der Wiener „festen“ Donauauen mit ihren Wiesen, Wäldchen und Einzelbäumen, das charakteristische Aussehen der oft so stattlichen Aubäume sowie auch die Fauna, besonders die Vogelfauna der Auen, kennen zu lehren. Das für den Vorfrühling

Bezeichnende in der Entwicklung der Pflanzenwelt sowie bezüglich der Vogelstimmen wurde natürlich ebenfalls hervorgehoben. Ein besonderes Augenmerk wurde dem Aufbau des Praters aus Schotter und Silt der Donau, den alten, zum Teil schon verlandeten Donauarmen, ihren Wasserstandsverhältnissen sowie ihrer Flora und Fauna zugewendet. Es konnte an der Donau durch das herrschende Hochwasser frisch angeschwemmter Silt und Feinschotter beobachtet werden und eine eingehendere Untersuchung des Dammschotters ließ seinen ungeheuren Unterschied gegenüber dem Schotter des Mauerbachtales hervortreten, was wieder dazu führte, seine Bildungsweise und seinen Ursprung zu erörtern. Auch der Regulierung der Donau und des Donaukanales und den seitdem an ersterer entstandenen Gehölzen und menschlichen Siedelungen wurde das Augenmerk zugewendet. In der Freudenau ergab die Krähensiedelung Stoff zur Beobachtung, durch das Lusthaus aber und die Hauptallee wurden historische Reminiszenzen wachgerufen.

Der vierte Ausflug vereinigte am 22. März 23 Teilnehmer in Purkersdorf-Ort. Er führte bei prächtigem Vorfrühlingswetter durch das Wien- und Paunzental in die Paunzen, von dort auf den westlichen Sattel, dann nördlich auf den Feuerstein (501 m), weiter zur Siedelung „Im deutschen Walde“ mit seinen Schrebergärten und wieder zum Ausgangspunkte zurück. Das Augenmerk wurde zunächst der Vorfrühlingsflora des Wienerwaldes zugewendet, welche infolge des langandauernden Winters freilich in der Entwicklung noch etwas zurück war. Auch die Zusammensetzung und gewisse Charakterpflanzen des Wienerwaldes, der Wuchs sowie biologische Einrichtungen der Bäume und auch verschiedene niedere Pflanzen wurden betrachtet. Der Gesang und die Rufe verschiedener Vögel, darunter bereits einige Zugvögel, boten sich dem Studium, und auch von der übrigen Tierwelt, besonders von Kerbtieren konnte manches beobachtet werden. Die zerstörende und anschüttende Tätigkeit der Wien und des Paunzenbaches, Tal- und Bergformen, Sattel- und Quellbildung, mächtige Schuttansammlungen am Fuße, zu Tage tretendes und in lose Blöcke zerklüftetes Flyschgestein am Gipfel des Feuersteins boten weiter interessante Studienobjekte. Am schönsten waren aber die Ausblicke von der kleinen Raststation am Nordfuße des Feuersteins und noch viel umfassender von dessen Gipfel. Die charakteristischen breiten Wienerwaldtäler mit ihren Wiesen und Feldern sowie Einzel- und Haufensiedelungen, aber auch die flachen Wienerwaldkuppen zu unseren Füßen, die violett in der Nähe, in der Ferne schöne blaue Farbentöne annahmen, weiter hinaus Blicke in das Wiental und bis zu den das Wiener Becken umrandenden Bergen, im Süden aber über die höher und höher ansteigenden, mit Schneeflecken gezierten Berge der Kalkvoralpen bis zu den das Bild beherrschenden mächtigen schroffen Formen der Kalkhochalpen, dem im Sonnenschein silberig glänzenden Schneeberg, der Rax- und der Schneealpe.

Der fünfte Ausflug am 19. April führte bei herrlichem Erstfrühlingswetter 28 Teilnehmer von Liesing zu dem Leithakalkbruch von Kalksburg, weiter auf die Anhöhe nördlich von diesem Orte und

durch Mauer zu den Cerithienkalkbrüchen unweit der Station Atzgersdorf-Mauer. In dem ersten Steinbruche lernten die Teilnehmer die wichtigsten Vertreter der Fauna auf den Lithothamnienbänken am Ufer des Miozänmeeres (Samtmuscheln, Austern, Kammuscheln, Steckmuscheln, Bohrmuscheln, Bohrwürmer, verschiedene Schnecken, Schildigel) kennen und erhielten auch (durch eingeschwemmtes Holz und Nadelholzzapfen, durch die Überlagerung der Lithothamnienbänke mit Sandstein und Konglomerat, durch das Einfallen der Schichten gegen das Wiener Becken und durch die Art der Versteinerung — meist Steinkerne und Abdrücke —) Einblick in verschiedene während und nach Bildung dieser Bänke stattgefundenen Veränderungen. Der Steinbruch von Mauer wieder zeigte das ungemein reiche Tierleben an den Ufern des Brackwassermeeres und seine teils veränderten, teils neuen Tierformen. Auch hier wurden verschiedene Beobachtungen gemacht, welche auf zur Zeit jenes Meeres oder später stattgefundene Vorgänge ein Licht warfen. Auf die noch jüngeren Süßwasserablagerungen der Congerienstufe am Wienerberg und Laaerberg konnte von der Anhöhe über Kalksburg wenigstens ein Blick getan werden. Der prächtige Tag ermöglichte von der Höhe auch einen Überblick über das ganze Wiener Becken bis zu seinen Randgebirgen sowie (an Hand der geologischen Karte) eine Orientierung über unseren Standpunkt an der Abbruchslinie der Ostalpen einerseits, an der Grenze von Flysch- und Kalkzone anderseits. Aber nicht nur der prächtige Rundblick, auch die Mannigfaltigkeit der Färbung der im ersten Grün oder in den hellen Farben der sich eben öffnenden Blütenknospen prangenden Bäume, besonders der Obstbäume, trug wesentlich zur Schönheit des Ausfluges bei. Es konnten nicht nur mannigfache für den Erstfrühling durch ihre Blüte charakteristische Pflanzen, sondern auch spezielle Pflanzen des durch größere Trockenheit charakterisierten Kalkgebietes und der pontischen Flora beobachtet werden, ebenso wie manche Tiere und unter diesen die ersten Schwalben.

Der sechste Ausflug führte am 3. Mai 29 Teilnehmer, darunter als Gast der Vizepräsident des niederösterr. Landesschulrates Khoss v. Sternegg, wieder bei prächtigem Wetter auf den Bisamberg, welcher von Lang-Enzersdorf zum Dorfe Bisamberg überschritten wurde. Der so vielfach interessante Berg gewährte infolge seiner isolierten Lage und bei der wunderbar reinen Luft einen ausgezeichneten Überblick über die geologisch-geographischen Elemente der Wiener Umgebung. Seine abgerundete Form sowie der Urgesteinsschotter auf seinem Rücken gaben Aufschluß darüber, daß er einmal von dem Urstrom der Donau überflutet war; er ließ aber auch den Donaudurchbruch zu seinen Füßen, dessen Profil uns schon von der Eisenbahnbrücke aufgefallen war, sowie den Verlauf der Donau und ihre Auen studieren. Von ihm bot sich auch Gelegenheit, die durch die geographischen Verhältnisse bedingte Lage der von ihm sichtbaren Städte und Dörfer sowie die fränkische Bauart von Lang-Enzersdorf zu erörtern, und die Schanzbauten auf dem Berge und in der Donauenge erweckten historische Reminiszenzen an das Jahr 1866. Schon beim Aufstieg ergab sich Gelegenheit, den den Bisamberg auf-

bauenden Inozeramenmergel sowie den diesen in den unteren Partien umhüllenden Löß mit seinen Landschneken kennen zu lernen, eine Stelle beim Abstieg zeigte wieder eine mächtige von Löß überlagerte Schottermasse des Urstromes der Donau, eine andere die Anlage von Weinkellern im Löß. Vom Wege zur Haltestelle Bisamberg aber bot sich ein vollständiges Profil der Mergelschichten des Bisamberges, welches deutlich drei Falten erkennen ließ. Der Berg prangte bereits im frischen Grün und besonders die Wanderung über sein Plateau ließ so recht den Unterschied seines Waldes und Buschwerkes sowie der ganzen Vegetation von jener des Westbahngebietes und teilweise auch der Südbahnberge hervortreten. Wenn auch leider die Zwergschwertel schon abgeblüht war, so befand sich doch die Zwergweichsel noch zum Teil in Blüte und ließ zusammen mit manchen anderen, dafür um so besser entwickelten Pflanzen den pontischen Charakter seiner Flora hervortreten. Auch sonst bot die Pflanzenwelt zahlreiche interessante Beobachtungen und die Vogelstimmen ließen die Teilnehmer wieder mit einigen bisher unbekannt gebliebenen Mitgliedern unserer Fauna bekannt werden.

Der siebente Ausflug fand am 21. Mai bei schönem Frühsommerwetter in das Südbahngebiet statt und führte 25 Teilnehmer, darunter als Gast Hofrat Dr. I. Wallentin, mit der Lokalbahn Wien—Baden zunächst nach Wiener-Neudorf. Schon während der Fahrt konnte in der Nähe des Meidlinger Bahnhofes der Belvedereschotter (thrazische Stufe) beobachtet werden; während der weiteren Fahrt bot sich ein schöner Anblick der Abbruchlinie der Ostalpen, die in den südlichen Teilen schon Steinbrüche der Kalkzone erkennen ließ, und längs welcher überall bei der Einmündung nennenswerter Täler in das Wiener Becken, also in bevorzugter Randlage, menschliche Siedelungen entstanden sind. In dem früher genannten Orte selbst konnten in den Ziegeleien und Sandgruben nicht nur die Ablagerungen der Kongerienstufe mit verschiedenen bezeichnenden Konchylien, sowie darüber der eiszeitliche „Plattelschotter", sondern auch mannigfache Wirkungen des Wassers und Windes, sowie Quell-, Tal- und Deltabildung im kleinen studiert werden. Der Süßwasserkalk auf dem Gipfel des benachbarten Eichkogels bot einige bezeichnende Schneckenreste und lehrte die Erscheinung verstehen, daß sich, durch ihn vor Abtragung geschützt, vor der genannten Abbruchslinie dieser aus weichem Material bestehende Berg erhalten konnte. Die sarmatischen Ablagerungen, aus welchen er im wesentlichen gebildet wird, konnten samt manchen Versteinerungen in einem Steinbruche studiert werden, welcher in dem Sattel hinter dem Berge gelegen ist. Von diesem aus gegen den Richardshof ansteigend wurden bald auch Blöcke von Leithakalk und Leithakalkkonglomerat mit bezeichnenden Resten mariner Tiere und Pflanzen angetroffen. So wurden bei diesem Ausfluge die wichtigeren Stufen des Wiener Beckens in ihrer Aufeinanderfolge kennen gelernt. Vom Gipfel des Eichkogels bietet sich aber auch ein charakteristischer Überblick über das Wiener Becken bis zu den Kalkhochalpen im Süden sowie dem Rosalien- und als dessen Fortsetzung dem Leithagebirge, welche als Ausläufer der kristallinischen Zentralzone der Alpen

die Verbindung mit den Karpathen herstellen. Zugleich zeigt dieser so dankbare Berg ein charakteristisches Bild der pontischen Vegetation, welche hier in allen ihren wichtigen „Formationen", als pontischer Wald mit seinen Schwarzföhren, Eichen usw., als die so mannigfach zusammengesetzte pontische Buschformation und als Steppengrasflur entwickelt ist Die letztere zeigte einen prächtigen Blumenflor, in welchem nicht nur die Zwergschwertel, das Frauenhaar und andere pontische Gewächse, sondern auch viele Kalkpflanzen hervortreten. Außer einigen charakteristischen Vogelstimmen konnte bei diesem Ausfluge auch bereits eine reiche Insektenfauna beobachtet werden, welche namentlich am Gipfel des Berges zahlreiche schöne Falter aufwies. Der Rückweg führte bei dem schönen Heiligenkreuzer Stiftsgut Thallern vorbei durch Weingärten zur Station Guntramsdorf der Südbahn.

Der achte Ausflug mußte wegen schlechten Wetters verschoben werden und fand darum erst am 11. Juni mit 22 Teilnehmern (darunter keine einzige Dame) statt. Da bisher das Kalkgebirge noch nicht recht kennen gelernt worden war, wurde bei ihm ein Teil der Kalkzone gekreuzt, und zwar von der Klause in Mödling den Frauenstein empor und zur „Goldenen Stiege", weiter zur „Breiten Föhre" und zum Richardshof, endlich durch das Baytal und Gumpoldskirchen zur Bahn zurück. Schon während der Fahrt wurde auf die „Arsenalterrasse" und andere schon früher kennen gelernte Terrassen am Rande des Wiener Beckens hingewiesen. In der „Klause" wurden zunächst von unten, weiter während des Aufstieges, endlich von einer Plattform an den Hängen des Frauensteins die Felsformen sowie die Lagerung, Beschaffenheit, Zerklüftung und Verwitterung des triadischen Dolomits studiert. Von der genannten Plattform bot sich auch Gelegenheit, die Randlage Mödlings an der Wiener Thermalspalte und zugleich am Ausgange des längs einer Störungslinie verlaufenden Tales der Mödling zu erörtern und auch auf seine durch diese Lage bedingte landschaftliche Schönheit sowie seine interessanten gotischen Kirchen hinzuweisen; die Büste Schöffels gab Gelegenheit, auch dieses wohl ältesten aktiven Vertreters des Naturschutzes in Österreich zu gedenken. Der Weg zur „Goldenen Stiege" bot prächtige Blicke auf das Wiener Becken und bei der genannten Örtlichkeit selbst ließ sich in zwei gegenüberliegenden Steinbrüchen schön der Unterschied zwischen dem Dolomit und dem wohlgeschichteten Dachsteinkalk erkennen. Schon auf dem Wege hieher, weiter beim Aufstieg zur „Breiten Föhre", unweit welcher kleine Aufschlüsse in den Kössener Schichten der jüngeren Trias zu bemerken sind, wurde die charakteristische sommerliche Flora der trockenen Kalkhänge mit ihren zahlreichen pontischen Pflanzen studiert; so traten uns hier die Schwarzföhren in ihrem charakteristischen Wuchs entgegen. Am prächtigen Waldwege zum Richardshof boten sich eine Lärchenaufforstung, alte „Pechbäume" mit ihrem einseitigen Wuchs und die ganze sommerliche Waldflora mit mehreren Orchideen der Beobachtung dar. Am üppigsten jedoch war die Sommerflora der Holzschläge (mit Türkenbund usw.) unweit des Richardshofes entwickelt, so daß hier selbst der Zurückhaltendste

Blumen zu sammeln begann. Auf der „Terrasse", welche den Richardshof trägt, wurde oberhalb desselben bei einem kleinen, alten Aufschluß von Strandbildungen der Kongerienstufe, welche hier dem Triaskalke aufgelagert sind, eine kleine Rast gemacht. Besonders dort waren die verschiedenen „wilden Rosen" im schönsten Flor. Im Baytal erfreuten zahlreiche Vögel die Teilnehmer durch ihren vom Führer gedeuteten Gesang. Ein geologisches Glanzstück bot wieder der Ausgang dieses Tales, wo zu beiden Seiten im Triaskalk verschieden verlaufende Falten und Verwerfungen in verwirrender Mannigfaltigkeit auftreten. Beim Abstieg nach Gumpoldskirchen wurde noch seitwärts einer stattlichen Bank von diluvialem Konglomerat ein Besuch abgestattet. Auch manches wirbellose Tier fiel während des Ausfluges auf. Der Abschluß des Ausfluges, die Wanderung durch das von der Fronleichnamsprozession noch mit Grün geschmückte Gumpoldskirchen mit den auf der Straße versammelten, festlich geputzten Einwohnern, mit seinem malerischen Rathaus und den römischen Erinnerungen, war ein des ganzen so gelungenen Ausfluges würdiger.

Der letzte und zwar ganztägige neunte Ausflug fand bei schönem, aber heißem Sommerwetter am 21. Juni in ein höchst interessantes Gebiet, nämlich die Lobau und die unterhalb gelegenen Auen statt, und vereinigte 27 Teilnehmer unter Führung des Berichterstatters sowie des Försters Pokorny von Mühlleiten. Es wurde von Aspern ausgegangen, wo zunächst die Kirche und der Friedhof besucht wurden, um welche 1809 so ruhmreiche Kämpfe geführt worden sind und wo der prächtige Fernkornsche Löwe die Erinnerung an den Sieg Österreichs so wirkungsvoll zum Ausdruck bringt. Auch auf der Lobau erinnerte der am Nordende der über diese von Napoleon angelegten Straße errichtete „Napoleonstein" wieder an diese denkwürdige Zeit. Geographisches Interesse erweckten zahlreiche sich aufdrängende Vergleiche, so zwischen der regulierten Donau und der noch den ursprünglichen Zustand zeigenden „alten Donau", später zwischen der „festen Au" Lobau und den unterhalb gelegenen, ihre Entstehungsweise noch viel deutlicher verratenden, obwohl schon längst im „Festwerden" begriffenen „Haufen", und endlich zwischen der längs der Reichsstraße gleich jenseits der Rudolfsbrücke in natürlicher Weise emporwachsenden Siedelung mit den mehr künstlich begründeten und darum in der Entwicklung zurückbleibenden „Kaisermühlen". Interesse erweckte auch schon während der Fahrt die Betrachtung der durch die Nähe der Großstadt bedingten, auf dem Alluvialboden mit seiner leichten Bewässerungsmöglichkeit überall emporblühenden Gemüsegärten mit ihren Bewässerungseinrichtungen, endlich jene der durchfahrenen, noch wenig veränderten Dörfer und am Ende des Ausfluges jene des stimmungsvollen aber ungemein stillen, noch von altersher befestigten Ackerbaustädtchens Groß-Enzersdorf. Während der Wanderung trat an mehreren Stellen der aus Donauschotter, Sand und Silt bestehende Untergrund zu Tage, der namentlich mit Rücksicht auf den Umstand, daß viele der Teilnehmer beim Praterausflug gefehlt hatten, einer kurzen Untersuchung unterworfen wurde. Interessant war auch hier, mitten im

Wiener Becken, die Betrachtung seiner durch Ablagerung, Erosion und Denudation veränderten Oberfläche.

Zahlreiche Beobachtungen waren der Entwicklung der Flora gewidmet. Außer den Gemüsegärten boten auch die Felder mit den prächtig stehenden Getreidearten, mit den wegen ihres größeren Wärmebedarfes noch weniger entwickelten Kartoffeln und Mais, mit den so schön blühenden Ackerunkräutern, die Obstgärten mit ihren reifenden Früchten und die durch blühende Rosen jetzt prächtig geschmückten Blumengärten, endlich auch die die Luft mit ihrem Duft erfüllenden „Sommerblüher" unter den Bäumen, Linde und Götterbaum, Gelegenheit zu Beobachtungen. Viel Neues boten auch die stehenden Gewässer mit der erst jetzt in voller Entwicklung begriffenen Wasserflora, von den blühenden gelben Seerosen und dem Wasserhahnenfuß, den Binsen und dem Schilfrohr an bis zu den unscheinbar blühenden oder gar blütenlosen anderen Wasserpflanzen. Die großen Wiesen der Lobau waren in den meisten Teilen noch nicht gemäht und gestalteten mit ihren einzelnen großen Bäumen bestimmter Arten, ihren Baumgruppen und Gehölzen, mit ihrem feinen Sommerdunst und Duft, mit dem Gezirp der Grillen und den verschiedenen Vogelstimmen das charakteristische Landschaftsbild der Lobau zu einem sehr stimmungsvollen. Ganz andere, aber ebenfalls prächtige Landschaftsbilder boten die „Haufen" mit ihren malerischen Blicken über die toten Wasserarme und mit ihren üppigen, durch Lianen, Unterholz und ebenso üppig wucherndes Gekräut fast undurchdringlichen Gehölzen. Ein ganz anderes, ein Bild der Trockenheit zeigten freilich manche Teile, wo der Schotter oder Sand offen zu Tage lag. Auch der Marchfeldschutzdamm wies eine Trockenlandflora auf. Interessant war von diesem aus der Vergleich des Baumwuchses in dem häufig, so auch jetzt, vom Wasser überfluteten Inundationsgebiete der Donau und auf der anderen Seite des Dammes, wo seine Erbauung eine größere Trockenheit zur Folge hatte. Mit dem Trockenwerden aller dieser Auen hat sich ihr floristischer und damit auch der faunistische Charakter etwas geändert, wozu auch der Anbau mehr Trockenheit liebender Baumarten beigetragen hat. Im allgemeinen wahrt aber die Pflanzenwelt noch den ursprünglichen Zustand und riesige Waldreben, einige wilde Weinstöcke und anderseits die durch die Donau aus den Alpen hieher verpflanzte Grauweide und der Sanddorn erregen das Interesse des Besuchers.

Berühmt ist die Lobau durch ihren reichen und interessanten Tierbestand. Nun hat sich, seit ihr der Verf. vor etwa 30 Jahren den ersten Besuch abgestattet hat, schon viel auch in dieser Beziehung geändert. Überdies erschwerten diesmal einige ungünstige Umstände die Beobachtung, so die große Hitze, welche das Hochwild im kühlen Dickicht zurückhielt sowie ein abnorm hoher Wasserstand, welcher das Aufsuchen der größeren Kormoran- und Fischreiherkolonie auf dem „abgerissenen Gänsehaufen" verhinderte, es kamen den Teilnehmern aber doch zahlreiche Hirsche zu Gesichte, die Kormoransiedelung ließ nicht nur die Nester dieser sonderbaren Vögel, sondern auch sie selbst im Sitzen und Fliegen beobachten und auch Fischreiher, Wildenten und andere Wasservögel konnten gesehen

werden. Interessant waren auch alle die Vorrichtungen zur Hege und Jagd des verschiedenen Wildes. Zahlreiche verstreute Federn von den ausgesetzten Pfauen und Bronzeputern gaben Zeugnis von der bereits beginnenden Mauser. Von letzteren bot sich eine ganze Gesellschaft der Beobachtung dar und auch einzelne Fasanen machten sich bemerkbar. Manche neue Vogelstimme wurde kennen gelernt, darunter der den meisten Teilnehmern noch unbekannte prächtige Gesang der Nachtigall. Endlich wurden auch Gänge von Kaninchen, verschiedene Fische sowie manche wirbellose Tiere, besonders Kerbtiere, beobachtet.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die schöne, von einzelnen Bäumen beschattete Wiese beim Pirschhaus einen sehr angenehmen und stimmungsvollen Lagerplatz sowohl für die große Mittagsrast als auch für eine kleinere Rast nach der Rückkehr vom Besuche der Kormorankolonie bot, wobei auch das gute Wasser des Ziehbrunnens dankbare Benützung fand. Eine längere Jausenrast wurde wieder im „Stadlauer Uferhaus" gemacht; es war ein letztes freundschaftliches Beisammensein. Schon beim Pirschhaus hatte der älteste Teilnehmer, Kollege Schranzhofer, im Namen aller übrigen dem Führer in gerührten Worten den Dank für die Ausflüge abgestattet, worauf dieser betont hatte, daß es ihn freue, eine so große Schar von Kollegen und Kolleginnen mit einem Teile der reichen Beobachtungen bekannt gemacht zu haben, welche die Wiener Umgebung ermöglicht, und die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß bei dem Umstande, als die gemeinsame Aufgabe um alle Teilnehmer ein förmliches Freundschaftsband geschlungen habe, die eben zum Abschluß gekommenen Ausflüge den Teilnehmern eine Erinnerung für das Leben sein werden. Der „Photograph" der Ausflüge, Kollege Fritsch, hatte dort auch ein Gruppenbild der Teilnehmer aufgenommen. Die Heimfahrt bereitete zwar wegen des eben stattfindenden Flugtages einige Schwierigkeiten, doch wurden die Teilnehmer hiefür reich entschädigt, indem sie, besonders vom Eisenbahnwagen aus, zahlreiche schöne Flüge, darunter auch Sturzflüge und sogar einen Schleifenflug beobachten konnten, und so einen der wunderbarsten technischen Fortschritte unserer Zeit sehr wirkungsvoll vor Augen geführt erhielten.

Wien. Dr. E. Witlaczil.

Mädchen an unseren Knabenmittelschulen.

Mancherlei Drängen von verschiedenen Seiten nachgebend, hat die Unterrichtsbehörde an Orten, wo keine Mädchenmittelschule besteht, einzelnen Mädchen den Besuch der Knabenmittelschule erlaubt. Ursprünglich war die Zahl dieser „Begünstigten" sorgsam beschränkt, allmählich aber setzte man sich da und dort unter stillschweigender Duldung über diese Vorsichtsmaßregel hinaus und heute gibt es Mittelschulen, wo diese Gastschülerinnen fast so zahlreich sind wie die Stammschüler.

Eine Erscheinung von solcher Tragweite zwingt zum Nachdenken um so mehr, wenn jetzt noch verlangt wird, daß man diese Mädchen künftig den öffentlichen Schülern ganz gleichstelle (d. h. von den Prüfungen befreie, welche alle anderen Privatisten am Ende jedes Semesters ablegen). Fragen wir darum, welche Gründe überhaupt für oder gegen die Zulassung von Mädchen an Knabenmittelschulen sprechen. Nur wer von diesem höheren Standpunkte aus die Sache grundsätzlich zu beurteilen vermag, wer nicht bloß einzelne Fälle, sondern das Ganze, nicht bloß den Augenblick, sondern auch die Zukunft im Auge behält, wird nicht der Gefahr unterliegen, daß er, um ein geringes Übel zu beseitigen, ein größeres, dauerndes heraufbeschwört.

Jeder Gerechte und Einsichtige soll zugeben, daß dem weiblichen Wesen ebenso sorgfältige Entwicklung seiner Anlagen zu einer möglichst vollkommenen Persönlichkeit gebührt wie dem männlichen Geschlechte, und gerade wir, deren Vorfahren schon Tacitus eine an Verehrung grenzende Hochachtung des Adels der weiblichen Natur zuschrieb, sind überzeugt, daß jede höhere Entwicklung des weiblichen Geschlechtes der Kraft und der sittlichen Kultur des ganzen Volkes zugute kommt. Wer Familien vor Augen hat, wo das Mädchen den Bruder an Fleiß und Begabung überragt, wird es als eine Ungerechtigkeit empfinden und sehr bedauern, wenn die Ausbildung der Tochter frühzeitig endet, während der Sohn alle Klassen der Mittelschule hinaufrückt und vielleicht noch eine Hochschule bezieht. Wie ist aber dies zu erklären? Der Sohn muß zu einer Erwerbsstellung ausgebildet, soll wohl auch in den Stand gesetzt werden, eine Familie zu gründen und zu erhalten, die Tochter nicht. Ferner Kirche und Staat, die ältesten Schulgründer, errichteten diese Anstalten, um die nötigen männlichen Anwärter für ihre Ämter zu haben. Wo ist der Schulerhalter, welcher weiblichen Nachwuchs für ein Amt sucht? So hat der Drang des Lebens das erste Ziel aller geistigen Ausbildung, die Entwicklung einer Persönlichkeit, an zweite Stelle gerückt und die Aneignung einer Berufsbildung zur Gewähr des Lebensunterhaltes vorangestellt. Welchen Schaden dies in der Ausbildung der männlichen Jugend anrichtet, von der ein großer Teil sich eben nur um gewisser Berechtigungen willen durch Schulen drängt, die zu höheren Zwecken mit ihrem Lehrplane bestimmt sind, das weiß jeder; man hat darum mit Recht das Berechtigungswesen einen Krebsschaden des ganzen Schulwesens genannt. Für das weibliche Geschlecht aber bedeutet dies einen dreifachen Schaden: der weiblichen Natur bleibt die Pflege ihrer Eigenart in entsprechenden Mädchenschulen versagt, weil diese immer mehr aus Erziehungsschulen in reine Fachschulen umgewandelt und den Knabenschulen gleichgemacht werden. Die Mehrzahl der Mädchen erliegt ferner bei diesem Wettbewerb, wie schon Krafft-Ebing aus vielseitiger Erfahrung hervorhob [1]) und „es ist in einer reichen Statistik erwiesen, daß das weibliche Individuum gegen schädliche Einflüsse im Entwicklungsalter weniger widerstandsfähig

[1]) Burgerstein-Netolitzky, Handbuch der Schulhygiene. 2. Auflage (1902), S. 501 ff, 528.

ist als das männliche"[1]) — vielleicht weil es nicht im Säuglingsalter durch eine so harte Auslese geht wie die Knaben. Endlich zeigen sich auch große wirtschaftliche und soziale Schäden: der Zuwachs eines zahlreichen weiblichen Proletariates Intellektueller zu der schon bedauerlich großen Zahl männlicher Proletarier in den gebildeten Ständen, ein Sinken, bezw. Niedrigbleiben der Löhne beim Steigen der Lebensmittelpreise — die weibliche Kraft ist billiger; Verminderung der Ehen.

Nur die Erschließung neuer Berufsarten, und zwar gerade solcher, für welche das weibliche Wesen mehr Eignung zeigt als der Mann, wird uns aus allen angeführten Übeln wieder herausführen: die Vorbereitung zu solchen Berufen gönnt dem Mädchen die Entwicklung seiner Eigenart, ja leitet es gerade hierin; auch sind bei einem so naturgemäßen Studium unnatürliche Anstrengungen wohl ausgeschlossen; endlich ist die Erlangung eines solchen Amtes, weil nicht beide Geschlechter da im Wettbewerb drängen, nicht aussichtslos.

„Wie jeder Mensch braucht auch die unverheiratete Frau einen Beruf, der ihrem Leben Inhalt und Unterhalt gibt. . . . Berufe, in denen Frauen innerlich befriedigt sein und deshalb ihr Größtes leisten werden, sind nur solche, in denen sie als Persönlichkeiten wirken können, von Person zu Person, gebend und empfangend. Wie die glücklich verheiratete Frau im allgemeinen in ihrem Hause die volle Befriedigung findet und durch die Pflege der Familie, dieser Zelle des Volkslebens, der Gesamtheit unschätzbare und unersetzbare Dienste leistet, so gibt es für die unverheiratete Frau im allgemeinen keinen befriedigenderen und segensreicheren Lebensberuf als die Arbeiten auf den mannigfaltigen Gebieten der Wohlfahrtspflege und Volkserziehung. — Zahllose Arbeitsfelder der Wohlfahrtspflege harren noch des Eintretens der Frau zu deren Besten selbst wie zu dem des gesamten Volkslebens"[2]).

Als im Jahre 1878 der Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig seine Kindergärtnerinnenschule zu einem Lyzeum erweiterte, geschah dies in der Überzeugung, „daß die der Frau obliegende Aufgabe des Erziehens geradeso eine gründliche Vorbereitung nötig erscheinen lasse wie der Beruf des Schullehrers und daß gleichfalls die so überaus wünschenswerte Betätigung der Frau in sozialer Hilfsarbeit in förderlicher Weise nur auf Grundlage entsprechender Bildung geschehen könne. So sollte das Lyzeum der weiblichen Jugend eine Bildung geben, die vor allem für den Erziehungsberuf der Mutter und für die sozialen Notstände Verständnis zu wecken geeignet wäre . . . es sollte aber außerdem den Schülerinnen die Möglichkeit gewähren, sich zu Erzieherinnen in Familien, zu Leiterinnen von Kindergärten und zu Lehrerinnen an Kindergärtnerinnen-Seminaren auszubilden"[3]).

---

[1]) Ebenda.

[2]) Zimmer, Artikel 'Frauendienst' in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik III² 96 ff. Vgl. auch von demselben ebenda S. 127 f.: 'Freiwilligendienst der Frauen' und ganz besonders VI² 777 ff.: 'Pflegediakonie als Erziehungsmittel'.

[3]) Volkelt in: Zeitschr. f. Hochschulpädagogik. Dez. 1913, S. 45 ff.

Daraus erwuchs nun in unseren Tagen auch die erste deutsche Frauenhochschule, die bereits mehr als 500 Schülerinnen besuchen und deren Ziele der Leipziger Universitätsprofessor, Geheimer Hofrat Dr. Volkelt mit den Worten[1]) kennzeichnet: „Für das weibliche Geschlecht gibt es zwei Wege zu höherer Bildung ..., den gelehrt weiblichen und den spezifisch weiblichen Bildungsgang. Der gelehrte Bildungsgang führt in die Wissenschaften durch streng-begriffliche Methode ein und will zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten hinleiten ... Der zweite Bildungsgang will sich der Eigenart der weiblichen Natur anpassen. Auch hier handelt es sich um Einführung in die Wissenschaft, um ein Vertrautwerden mit den Problemen, Arbeitswegen, Streitfragen, Ergebnissen der Wissenschaft. Aber dies soll so geschehen, daß dabei der weiblichen Art, anzuschauen, zu fühlen und zu sinnen, Rechnung getragen wird ... Es ist ein hochschulpädagogisches Problem hohen Ranges, wie weit diese Anpassung gehen müsse, um den eigenartigen Bedürfnissen des weiblichen Seelenlebens gerecht zu werden, und wie weit sie gehen dürfe, um dem Charakter der Wissenschaftlichkeit nicht zu nahe zu treten ... Diese Frauenhochschule hält ihre Pforten für solche Frauen offen, die, ohne in der Wissenschaft mit dem Manne in Wettbewerb treten zu wollen, das Verlangen haben, ihre innere Stellung zu Leben, Kultur und Welt mit den Mitteln der Wissenschaft zu klären, zu ordnen und zu vertiefen ... Sie rechnet auch auf solche Frauen, die eine bestimmte Betätigung ins Auge fassen und sich für diese eine zusammenhängende, methodisch geregelte wissenschaftliche Grundlage geben lassen wollen ..., es handelt sich dabei um erzieherische und der sozialen Fürsorge dienende Betätigungen". — An dieser Frauenhochschule bestehen zwei „wissenschaftliche Institute": das Institut für Erziehungskunde und das sozialwissenschaftliche Seminar.

Wie sehr eine Mädchenschule sich von einer Schule für das männliche Geschlecht in ihren Grundlagen und ihren Zielen naturgemäß unterscheidet, zeigt wohl am ausführlichsten und gründlichsten der gewiß sachkundige H. Gaudig (im Sammelwerke „Kultur der Gegenwart" I 1). Nach einem geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der höheren Mädchenschule legt er den Begriff und Wert der Persönlichkeit dar, weil ja unser Jahrhundert von den die Kultur tragenden Ständen persönliche Kultur fordert „im Gegensatz zu der Massenkultur, wie sie der empordrängende vierte Stand erstrebt"; dann geht er die Berufe durch, in denen die Frau persönliches Leben betätigen könne, schildert darauf im einzelnen die intellektuelle Eigenart der Frau und ihr Verhalten bei den verschiedenen Arten geistiger Arbeit und beweist, einen wie großen Unterschied man zwischen männlichem und weiblichem Geist anerkennen muß[3]). „Diese Anerkennung aber bedeutet eine vernichtende Kritik der

---

[1]) Ebenda.
[2]) Kultur der Gegenwart I 1. 2. Auflage. S. 191—256.
[3]) Ebenda S. 237.

Zeitströmung, deren Ziel die tunlichste Angleichung der höheren Mädchenbildung an die höhere Knabenbildung ist Auf dem Standpunkte unserer psychologischen Anschauung kann weder von Koedukation noch von der Umwandlung der Mädchenschule in eine Realschule oder in ein Realgymnasium die Rede sein. Wir sehen in diesen Bewegungen nichts anderes als — eine Brutalität gegen die psychische Natur der Frau. Will man der Frauennatur gerecht werden, so muß man die Mädchen grundsätzlich und von vornherein (nicht erst etwa vom zwölften Jahre ab) anders als die Knaben bilden Man muß in dem Unterrichtsziel, in der Stoffauswahl, im Lehrplan, in der Unterrichtsweise, in der Stundenzahl, in den Arbeitspausen, im größten wie im kleinsten differenzieren, und zwar mit dem Ziel, daß die spezifische Begabung des Frauengeistes, von ihren Mängeln befreit, sich voll entfaltet ... So erhalten wir ... eine wesentliche Kulturbereicherung. ... In dem Grundsatz: geistige Zweigeschlechtigkeit ... sollte sich ein altes Kulturvolk, dessen Kulturkraft in der Männlichkeit seiner Männer und der Weiblichkeit seiner Frauen gelegen hat, etwa durch „Erfolge" der Koedukation bei einem jungen Kulturvolk, das noch keine innere Kultur zu riskieren hat, nicht einen Augenblick irre machen lassen". Soweit Gaudig.

Welcher Art diese „Erfolge" sind, hat schon 1873 Dr. S. Weir Mitchell gesagt: *To-day the American woman is, to speak plainly, unfit for her duties as woman, and is, perhaps of all civilized females, the least qualified to undertake those weightier tasks which tax so heavily the nervous system of man. She is not fairly up to what nature asks from her as wife and mother. How will she sustain herself under the pressure of those yet more exacting duties which now-a-days she is eager to share with the man?* Auch Waetzoldt[1], dem ich diese Stelle entnehme, sagte von den Amerikanern vorher, „sie werden differenzieren müssen, wie sie jetzt ... generalisieren. In der natürlichen wie in der Kulturentwicklung ist aber die Differenzierung überall das höhere Prinzip". In der Tat geht auch dort seit 1900 diese Bewegung zurück[2]). Und im Großherzogtum Baden, wo der gemeinsame Unterricht von Knaben und Mädchen große Verbreitung gefunden hatte, gaben dem Philologenvereine auf seine Umfrage von 75 Lehrkollegien solcher Schulen nur neun günstigen Bescheid[3]). In Dresden sprach sich 1910 die Vereinigung von Lehrern an den städtischen Schulen gegen die Gemeinschaftserziehung aus. Diesen Standpunkt hat stets die Mehrzahl der Ärzte eingenommen; auch hervorragende Pädagogen, wie Foerster, könnte man anführen. Ich verweise auf J. Hoffmann, Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren 1913, S. 21 f., 23 f., 57 f., 143 f., 238 ff. und neuestens Budde im Archiv für Pädagogik, II. Jahrgang, 7. Heft (April 1914).

---

1) Waetzoldt, Coeducation: Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen I 1 (1895), S. 30, Anm.
2) Zeitschrift für Jugendwohlfahrt. Der Säemann 1910, S. 180.
3) Ebenda S. 252.

Doch genug! Ich will den Eltern, welche in kleinen Orten wohnen und ihre Tochter lieber am Knabenunterrichte teilnehmen lassen, als sie für große Kosten jahrelang fern von der Familie zu halten, nicht die Freude vergällen und das Herz schwer machen. Es galt nur, denen entgegenzutreten, welche uns solchen Notstand als erstrebenswerte Musterschule hinstellen wollen, der auch in Orten, wo Mädchenanstalten bestehen oder leicht errichtet werden könnten, zulässig sein oder sonst gefördert werden sollte. Davon kann nicht die Rede sein!

Wien. J. Perkmann.

Zur körperlichen Erziehung der Mittelschuljugend.

Die Triester und küstenländischen Schul-, Turn- und Jugendspielvereinigungen sind von denen in den anderen österreichischen Ländern ganz verschieden.

Unsere Staatsanstalten sind so überfüllt, daß z. B. bei der Aufnahme in unser k. k. Staats-Gymnasium in Triest der *numerus clausus* von diesem Jahre an eingeführt werden soll.

Mehrere Anstalten für Knaben und Mädchen sind in einem Hause untergebracht. Diese Schulhäuser entsprechen aber ganz und gar nicht den modernen Verhältnissen. Ich erwähne hier nur das Gymnasium und die Realschule in Görz. Die Verhältnisse der k. k. Realschule zu schildern ist jedenfalls überflüssig, da ja höheren Ortes durch die verschiedenen Eingaben bekannt sein wird, daß eine ehemalige Schlächterei als Realschule verwendet wird, daß heute noch die Aufzugshaken für zu schlachtende Ochsen und Kälber die Decken der Klassenzimmer zieren, daß jahraus jahrein erschreckliche Finsternis darinnen herrscht, der Boden gewöhnlicher Holzboden, der nicht einmal eingelassen, ist, die Bänke alle Plusdistanzen aufweisen und zum Teil sechssitzig sind, die Öfen nur unter großer Rauchentwicklung das Holz verbrennen, aber nicht heizen, die nicht schließenden Eingangstüren der Schulzimmer direkt in den freien Hof führen, die Lampen ohne Schirm ältesten Systems sind, die Schulzimmer so breit sind, daß die Schüler auf die unbewegliche und unverschiebbare Tafel überhaupt nicht sehen können, da der Gesichtswinkel über 45° beträgt, daß die Anstansdorte teilweise unter freiem Himmel aus einem einfachen unbedeckten Loche im Boden bestehen, welches in einen Kanal führt, der unter den Schulzimmern ebener Erde hinführt und die Schulräume selbst für die niederste Menschenklasse unbewohnbar machen würde. In Triest herrschen zum Teil ähnliche, wenn auch nicht so trostlose Verhältnisse. Dunkle Zimmer mit ungenügender Beleuchtung, Aborte ohne hinlängliche Wasserspülung und mangelhafte Lüftungsmöglichkeiten finden sich auch hier.

Es dürfte der hohen Unterrichtsverwaltung wohl auch bekannt sein, daß Ohnmachtsanfälle in Görz vorkommen und in Triest die Schülerselbstmorde sich ungewöhnlich häufen.

In der Voraussetzung, daß der hohen Unterrichtsverwaltung die Zustände an den küstenländischen Mittelschulen bekannt sind, glaubte ich bei der Enquete ersehen zu können, daß das hohe Ministerium für Kultus und Unterricht die unglücklichen Folgen unserer Schulverhältnisse durch körperliche Kräftigung der Schuljugend zum Teile wieder gut zu machen bestrebt ist.

Auch in Bezug auf das Turnen, besonders aber auf die Jugendspiele herrschen im Küstenlande ungewöhnliche, mit keinem anderen Kronlande zu vergleichende Verhältnisse.

Wintersport wie Eislaufen, Rodeln, Skifahren gibt es hier überhaupt nicht und die Umgebung Triests schließt Waldspaziergänge, Wiesen- oder größere Bergwanderungen vollkommen aus.

Das Turnen, das ein Ersatz dafür sein sollte, findet in einem Vereinshause, im großen Unterhaltungssaale der „Austria“, statt.

Der Boden ist Parquettboden, so daß alles, Turngeräte und Matratzen, bei jedem Sprunge weiter rutschen, denn sie können nicht befestigt werden, da der Boden dadurch verdorben würde.

Geturnt wird meist nachmittag, daher im Winter die Stunden stets bei Beleuchtung abgehalten werden müssen.

Die Beleuchtung versehen drei elektrische Bogenlampen. Doch brennt nur eine, die öfters (acht- bis zehnmal in der Stunde) versagt und dann Lehrer, Schüler und Geräte in tiefstes Dunkel hüllt. Vor kurzem ist nur durch Zufall ein Unglücksfall an den Leitern infolge Versagens der Beleuchtung vermieden worden.

Gelüftet kann nicht werden, da einesteils drei Staatsschulen und zwei Vereine ein und denselben Turnsaal während des Nachmittags benützen, andernteils der Verein die Kohlenausgaben selbstverständlich scheut.

Die Reinlichkeit läßt alles zu wünschen übrig, da der Saal in den Abendstunden zu Kinematographenvorstellungen, Theateraufführungen, Konzerten u. dgl. m. verwendet wird und daher die Zeit zur gründlichen Reinigung des Saales fehlt.

Durch die Proben und Vorbereitungen zu diesen Vorführungen entfällt auch ungefähr ein Fünftel der Turnstunden. Turnerische Erfolge, die Erreichung des Klassenzieles ist daher ganz ausgeschlossen.

Sind die Verhältnisse in Triest nicht gute, so sind sie in Pola nicht besser und in Görz noch schlechter. Hier wird nicht einmal zweimal in der Woche geturnt, sondern es turnen drei Abteilungen in vier Stunden. An der Realschule daselbst wird mit 12 Klassen wöchentlich in 13 Stunden geturnt, weil keine Turnsäle da sind, und im letzten Jahre konnte selbst dieses verringerte Ausmaß nicht eingehalten werden, wie es im Referate auf S. 10 auch schon bemerkt ist „wegen anderweitiger Verwendung des zugewiesenen Lokals“.

Diese Verhältnisse scheinen dringend eine Änderung zu fordern. Eine solche kann nur herbeigeführt werden durch den Bau oder die Erwerbung einer Staatsturnhalle, die nur turnerischen Zwecken dienen darf.

Die Jugendspiele in Triest werden derzeit auf dem Exerzierplatze der großen Kaserne abgehalten. Der Platz selbst ist steinig, im Sommer

sehr staubig. Mitten im Herzen der Stadt gelegen und von einem Kanal durchzogen, der besonders zur Sommerszeit einen Teil des Platzes durch seine Ausdünstungen unbrauchbar macht, entspricht er nicht ganz den modernen Anforderungen.

Nun wird uns auch noch dieser Spielplatz genommen. Der Exerzierplatz wird weit hinausverlegt. Was dann? Spielplätze gibt es in Triest überhaupt nicht, Gärten nur sechs, die unglaublich überfüllt und so klein sind, daß jeder Gedanke an dieselben ausgeschlossen ist. Jeder Fuß breit Landes muß in Triest dem Meere abgerungen werden. Die Kosten hiefür sind naturgemäß sehr große. Eine ausgiebige Unterstützung ist äußerst nötig, die sowohl materiell als auch moralisch (zur Erreichung eines günstigen Spielplatzes!) sein müßte. Von der italienischen Gemeinde ist für die deutschen Staatsschulen in dieser Hinsicht gar nichts zu erwarten, da dieselbe für ihre eigenen Schulen zu sorgen hat. Im Weichbilde der Stadt wird daher nie ein entsprechender, auch nur halbwegs entsprechender Spielplatz zu haben sein und bis hinaus vor dasselbe ist der Weg zu weit ($1-1^1/_2$ Stunden!) und der sterile Kalkstein ein kaum zu beseitigendes Hindernis. Ein Hinausverlegen der Spiele vor die Stadt würde einer Auflösung der Jugendspiele gleichkommen.

Mit diesen traurigen Verhältnissen hängen zum Teil jedenfalls auch die schaudererregenden Taten unserer überarbeiteten, körperlich ganz vernachlässigten Schuljugend zusammen.

Es gibt nur ein Gegenmittel, einen einzigen Ausweg.

Das Meer ist unser Jugendspielplatz, Schwimmen und Rudern die Mittel, die in Triest aus unserer angekränkelten Jugend ein kräftiges, staatserhaltendes Element, tüchtige Staatsbürger, kräftige, abgehärtete Soldaten, gesunde Familienväter schaffen können.

In Triest kann längstens vom 1. Mai bis 15. Oktober, kürzestens vom 15. Mai bis 1. Oktober gebadet werden, gerudert aber immer, wenn nicht Bora oder Schirokko weht.

Das Billigste für Triest, das Gesündeste und Zutreffendste scheint daher die Erbauung eines Schülerbades verbunden mit einem Bootsschupfen zu sein.

Auf die Einzelheiten hier einzugehen würde zu weit führen. Es sei nur erwähnt, daß über den Ort der Errichtung eines solchen Bades, über den Preis einer Schülerkarte, über Erteilung des Schwimmunterrichtes daselbst, über die Stellung der Eltern zu dem Unternehmen, über Anschaffung von Booten sportlicher oder auch nicht sportlicher Art, ganz bestimmte auf Erfahrung begründete Pläne vorliegen.

Heute kostet einem Schüler ein Bad 50—80 h, das ist natürlich zu teuer.

Ein Schülerbad würde sich selbst erhalten und auch verzinsen, für den Bau eines Bootsschupfens wären 5—6000 K nötig und eine jährliche Erhaltungsgebühr von 500—1000 K, die die Schüler aufbringen könnten.

Ähnlich hohe Unterstützungen hat ja die hohe Unterrichtsverwaltung schon der Floridsdorfer Ruderriege des k. k. Staats-Gymnasiums zugewendet und läßt sie auch jährliche Subventionen den Capodistrianer

Schülerriegen zukommen. Nur Triest hat noch keine Unterstützung erhalten, obwohl hier in der 150.000 Einwohner zählenden Stadt die Frage am brennendsten und gefährlichsten ist. Jedenfalls liegen hier die Fragen der körperlichen Erziehung noch ganz im Argen, da kein Prater und keine Plätze wie in Wien zur Verfügung stehen und weit größere Armut und körperlicpe Entartung vorkommen als in dem billigen, günstig gelegenen Capodistria.

Um hier Wandel zu schaffen, ist eine staatliche Unterstützung eine schreiende Notwendigkeit. Es müßte das Rudern und Schwimmen leicht und billig ermöglicht und dafür gesorgt werden, daß nicht nur während der Schulzeit, sondern ganz besonders während der Ferienzeit gerade den Armen die Möglichkeit geboten würde, sich körperlich zu kräftigen und zu entwickeln.

Wie herrlich würde sich dieses ausgesetztc Kapital verzinsen, statt unserer schwachen, verzärtelten Knaben würde ein militärisch taugliches, Mannesgeschlecht sich entwickeln, das einer staatsgefährlichen Politik aus den Armen gerissen, seinem Vaterlande treu, fest und begeistert dienen würde.

Triest. Max Mähr.

J. Fr. Herbarts Charakter und Pädagogik in ihrer Entwicklung von Dr. Heinrich Walter. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1912. Preis brosch. Mk. 6·50.

Keine der dieser vorliegenden Arbeit vorangehenden biographischen Darstellungen, die sich mit Herbart beschäftigen, konnte zugleich ein solches Bild von der Entwicklung seines pädagogischen Denkens und dem Werden seines Systems entwerfen wie das Buch von Walter, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil von seinen Vorgängern Briefe und Selbstzeugnisse, die eine reichliche Quelle für die Kenntnis des Lebens und der Entwicklung seiner Pädagogik abgeben, weil noch unbekannt, nicht benützt werden konnten. Wenn nun der Verf. es versucht hat, mit Zugrundelegung dieser ihm reichlicher zu Gebote stehenden Mittel, namentlich aber durch die ihm von dem Verlage (Beyer & Mann in Langensalza) gestattete Benützung der erst zur Veröffentlichung kommenden vollständigen Ausgabe der Briefe von Th. Feitzsch (in der Kehrbach-Flügelschen Herbart-Ausgabe) ein genaues Bild von Herbarts Leben mit besonderer Berücksichtigung seiner Entwicklung als Pädagoge zu zeichnen, so ist dieser Versuch als ein gelungener zu bezeichnen. Bisher waren es Werke der späteren Zeit, aus denen die Biographen das Bild Herbarts entwarfen; der Verf. konnte aber aus Briefen und Schriften seiner Lehrjahre für seine Darstellung schöpfen, so daß sich manche Divergenzen von dem über Herbart Berichteten ergaben. Wie z. B. sein erzieherisches Interesse in seiner Anlage, seiner Vorbildung schon begründet lag, weiß der Verf. klar herauszuarbeiten. Daß die Grundlegung von Herbarts Ethik nur durch Kant, also indirekt, nicht wie behauptet wurde direkt auf die eng-

lischen Philosophen Shaftesbury und Hutcheson zurückgehe und schon aus der früheren Jenenser Zeit, nicht erst aus der in Bremen datieren, ist z. B. eine solche auf neue Briefliteratur gegründete Feststellung. Besonders das III. Kapitel, welches die Hauslehrerzeit in der Schweiz behandelt, bringt frühere Darstellungen erweiternde Nachweise dafür, daß die erzieherische und unterrichtliche Tätigkeit Herbarts auf seine Pädagogik von richtunggebenden Einfluß gewesen sei, ja daß seine „Allgemeine Pädagogik" ganz und gar auf seiner Erzieherpraxis ruht. Das IV. Kapitel über seine Zeit in Bremen (1800—1802) bringt ganz neue Aufschlüsse über seine pädagogische Grundrichtung, indem namentlich auf bisher unbekannte Briefe sich stützend der Verf. zeigt, wie schon in dieser Zeit seine selbständigen Anschauungen über den Begriff des Interesses sich klären, wie in seinem Nachdenken über die Methode das Überwiegen des logisch-formalistischen Gesichtspunktes hervortritt, und verfolgt die Entwicklung der Lehre Herbarts von den Stufen des Unterrichts.

In seiner Privatdozentenzeit in Göttingen (1802—1804), welche das V. Kapitel behandelt, steht H. schon am Ende seiner Entwicklung, weshalb eine im wesentlichen knappe und zusammenfassende Darstellung nur dem Wunsche des Verf. dient, durch eine kürzere Heraushebung des Wesentlichen zu dem leichten Studium der Erstlingsschriften anzuregen und durch ihre kurze Analyse für das schwierigere Studium der allgemeinen Pädagogik vorzubereiten.

Das Referat abschließend, kann Ref. die von dem Verf. gebotenen neuen und wichtigen Beiträge zur Kenntnis des Werdens des Charakters und des Systems Herbarts als höchst wertvoll für die Interessen der Pädagogik und ihrer Geschichte bezeichnen.

Wien. Gustav Spengler.

K. H. Hiemesch, Deutsche Lehrer-Dichter über Erziehung und Schulreform. Eine Anthologie aus unserer Zeit. Leipzig 1912, Verlag Wunderlich. 267 SS. Preis Mk. 1·80.

Ein glücklicher Gedanke, eine Reihe brennender pädagogischen Fragen zur Abwechslung nicht in wissenschaftlicher, sondern schöngeistiger Form durch Männer beantworten zu lassen, die sich neben oder nach langjähriger Lehrtätigkeit dem schriftstellerischen Berufe hingeben. Stimmen von Dichtern also, die selbst Lehrer waren oder es noch sind, lassen sich in dieser Anthologie über einzelne Teile des Schul- und Erziehungswesens vernehmen. Die vorliegende, aus Beiträgen zeitgenössischer Poeten zusammengestellte Pädagogik verfolgt einen doppelten Zweck: einerseits will sie „erheben, erwärmen und anregen", anderseits „die Lehrer-Dichter dem deutschen Volke näher bringen".

Hiemesch stellt seine Quellen nach folgenden Gesichtspunkten zusammen: 1. Der Lehrer und sein Beruf (S. 5—37); 2. Erziehung (S. 43 bis 128); 3. Schulreform (S. 132—218); 4. Berufswahl und Volksbildung

(S. 221—245). Der Herausgeber der Anthologie schickt den einzelnen Teilen eine kurze Einführung voraus, weiters bietet ein Anhang „Lebensskizzen der Dichter", meist von letzteren selbst entworfen. Der Inhalt der Beiträge betrifft zwar nahezu ausnahmslos die Volksschule; doch stimmen Volks- und Mittelschule in der Aufgabe, die Jugend zu erziehen, völlig überein, so daß auch der Mittelschullehrer jene Anthologie mit Interesse lesen wird. Und nun eine kleine Auslese aus dem reichen Inhalt!

Otto Ernst tritt (in seinem Romane „Semper der Jüngere", Anthologie S. 11) ganz im Sinne eines Rousseau, Pestalozzi, Herder und des deutschen Neuhumanismus für die individualistische Erziehung ein. „Ein Mensch muß zuvor zum Menschen gebildet sein, ehe er etwas anderes wird. Aber zum Menschen kann man ihn nur von seiner Natur aus, von seiner Individualität aus machen, nicht von einer allgemeingültigen Schablone aus." Allerdings läßt derselbe Dichter seinen Asmus gestehen, daß ein solcher Unterricht „eine wesentlich kleinere Schülerzahl voraussetzen würde". Und sein Dr. Rumolt meint: „Ein Lehrer kann nur so viele Kinder wirklich erziehen, wie ein Vater allenfalls erziehen kann, und 12, die ehrwürdige Patriarchenzahl, erscheint mir da als das äußerste Maß". Welch frommer Wunsch! Selbst wenn wir uns unter Führung des Pestalozzijüngers Johannes (in Münchs Roman „Der Weg ins Kinderland Anth. S. 22) „in breiten Massen zusammenscharen und von der Regierung und den Gemeinden mit Freimut erbitten würden: kleine Klassen, die uns bei unserer Arbeit froh machen", selbst wenn wir mit Dr. Rumolt (in O. Ernsts Roman „Semper der Jüngere", Anth. S. 141) betonen würden, daß „der Staat keine höhere Aufgabe hat als die Erziehung seiner Bürger, daß er gar nichts besser für seinen eigenen Stand sorgen kann als durch die Erziehung seiner Bürger, und daß er darum kein größeres Budget haben sollte als sein Erziehungsbudget" — es bliebe ja doch nur bei schönen Worten. Statt mit unerfüllbaren Forderungen aufzutreten, sollte man mit Michael Conrad (Anth. S. 151) eher prüfen, was die Schule „unter den obwaltenden Verhältnissen tun kann".

„Können wir die gegebenen Verhältnisse ändern? Können wir das Schülermaterial nach Befähigung und sozialer Herkunft sortieren, können wir überschaubare kleine Klassen bilden, die Starken, Mittleren, Schwachen, die Genialen und die Idioten für sich?" Der Staat würde — und wohl aufrichtig — sagen, daß er beim besten Willen nicht mehr Schulen schaffen könne. Ein starker Trost liegt trotz solcher Schwierigkeiten in der Tatsache, daß „nur von der Persönlichkeit des Lehrers, von seinem angeborenen Takt und Geschick eine individuelle Behandlung zu erwarten ist (E. Weber, Anth. S. 116) und daß nicht nur die Volks-, sondern auch die Mittelschule eine stattliche Reihe solcher „Vollmenschen" aufzuweisen hat. Entschieden übertrieben ist die Sehnsucht des Individualpädagogen Münch (in seinem Roman „Der Weg ins Kinderland", Anth. S. 18): „Ein einsames Robinson-Eiland und 3 Menschen darauf: der Erzieher und 2 Kinder, das wäre für ihn die rechte Bildungsstätte". Solch ein

kleiner Kreis sollte für die Entwicklung der Kinderseele ersprießlich sein? Mit nichten, lebensvoll und charakterbildend ist nur ein Unterricht einer größeren Schülerzahl, nie aber könnte es der mit zwei oder gar einem Schüler sein. „Es ist beim Massenunterrichte wie bei einem Drama: jede einzelne genießende Seele fühlt sich vervielfältigt in all den anderen, die mit ihr schauen und lauschen und jedes aufzückende Flämmlein der Begeisterung entfacht hundert neue“ (E. Weber, Einzeln- oder Massenerziehung; Anth. S. 117). Was übrigens ein Lehrer, beseelt von dem Flemmingschen Glücksgefühl: „Höheres denn Schulmeister gibt es nicht“, selbst beim Massenunterricht zu leisten vermag, schildert in erquickender Weise M. Conrads Herzenserguß „Abseits vom Lehrplan“ (Anth. S. 143 ff.). Allerdings dürfen derartige Lehrer nicht unter einem Kreisschulinspektor dienen, wie ihn G. Seeliger in seinem „Besuch des Herrn Kreisschulinspektors“ (Anth. S. 171) malt. Es dürfte übrigens derzeit wohl kaum noch solche Inspektoren geben, denen „die Listen gleichsam das pädagogische Barometer sind“, an dem sie den Stand der Schule ablesen. Ebenso kann mit ruhigem Gewissen behauptet werden, daß heutzutage das Abiturientenexamen keineswegs mit Ruseler (Die Paraden des Geistes“, Anth. S. 186) „als eine Prozedur bezeichnet werden kann, mit der selbst eine Hinrichtung kaum zu vergleichen ist“. So übertrieben der Hinweis auf „die dumpfe Verzweiflung“ der Abiturienten ist, so grell das Bild „des bleichen, menschenscheu in gebückter Haltung durch die Straßen schleichenden“ Kandidaten gezeichnet ist, ebenso kindisch erscheint mir der Wunsch Ruselers, einmal beim Abiturientenexamen „die Plätze wechseln zu lassen. Dann würden die Prüflinge fragen und die Professoren müßten antworten — wenn sie könnten“. Der sonst mit feinem Geschmack zusammengestellten Anthologie hätte es keinen Abbruch getan, wenn Ruselers Aufsatz gefehlt hätte. Schwächen von Schuleinrichtungen wollen mit dem Mittel der Wahrheit bekämpft sein, nicht mittels verzerrter Bilder. Am allerwenigsten darf ein solcher Mißgriff in einem Buche begegnen, das „für Fachleute und Eltern lesenswert“ sein will. Hingegen lobe ich mir jene Beiträge, welche die Macht eines liebevoll in der Kinderseele lesenden Lehrers verherrlichen, wie Eschelbachs „Die beiden Merks“ (Anth. S. 94).

Brünn. Dr. Simon.

Halte Deine Jugend rein! Ein Mahnruf an die ins Leben tretenden jungen Männer. Von Dr. med. Hermann Paull, Arzt und städtischer Schularzt in Karlsruhe. Mit 2 Tabellen, 11 Figuren und 12 Tafeln. Stuttgart, Strecker & Schröder 1914. 78 SS. Kl.-8⁰. Preis: In Pappe geb. Mk. 1·80, in Leinwand Mk. 2·50.

Vorträge, welche der Verf. im Auftrage des Stadtrates Karlsruhe seit einer Reihe von Jahren den Abiturienten der dortigen Mittelschulen gehalten, gaben Anlaß zur Abfassung des kleinen Buches, welches die Gefahren des Alkohols und der venerischen Krankheiten mit

kurzer Einbeziehung von Prostitution, Bordellwesen und Onanie behandelt. Den Schluß bildet der Kampf mit dem Geschlechtstrieb, religiöse Sittenlehre und Ehe.

Für die Belehrung besonders in sexueller Hinsicht sind auf dieser Entwicklungsstufe der Jugend die zweierlei möglichen Behandlungsarten wiederholt auch gedruckt vorgeführt worden, die philosophierende religiös-ethische und die realistische naturwissenschaftlich-statistische. Die erste Form kann bei entsprechender Stilisierung und zumal oratorischer Behandlung ergreifende und fesselnde Wirkungen haben, die zweite findet ihre große Kraft in der Unverrückbarkeit der Tatsache. In den typischen Mustern je der einen Art ist naturgemäß in praxi auch immer ein Einschlag der anderen Type zu finden.

Wie aus der eingangs gegebenen Inhaltsandeutung zu ersehen, gehört das vorliegende ernste Büchlein wesentlich jener Type an, welche die dem Arzt näherliegende sachliche Feststellung, Begründung und Folgerung, unterstützt vom Anschauungsmaterial, benützt. Recht zutreffenderweise sind zwei der ärgsten fressenden Übel am Wohle der Menschheit, beide gefährlich und verderblich für die Jugend, zusammen behandelt: Alkoholisierung und venerische Verseuchung.

Über beide Gegenstände besteht eine Flut von Literatur, speziell hinsichtlich Jugendbelehrung; das vorliegende Buch ist ein guter, weiterer Beitrag; wünschen möchte Ref., daß jede Schule mit Oberklassen sich ganz besonders hinsichtlich der sexuellen Seite verschiedene Vorträge für Abiturienten anschaffte, so dieses Buch, ferner Sternthal („Geleitworte"), Brennecke („Freiheit"), Stephani und Hollmann („Zwei Ansprachen"), bezüglich Alkohol wende man sich um Rat an Kollegen Studienrat Dr. M. Hartmann des Albertgymnasiums in Leipzig um die geeignetsten Sachen, z. B. von ihm und von Ponickau. Kauft die Schule eine Anzahl solcher kleiner Schriften und legt sie dem Lehrkörper zur Einsicht auf, so ist wohl zu erhoffen, daß sich an gar mancher Stelle ein Mitglied desselben spontan bereit erklären wird, einen Vortrag für Abiturienten zu halten; die richtige Mischung der beiderlei oben gestreiften Behandlungsarten dürfte am meisten Erfolg versprechen. Um Konflikte mit den Eltern zu vermeiden, lade man diese zuerst ein, den Vortrag zu hören, eventuell in zwei Reprisen: Mütter, Väter. Schwerlich werden sich Mütter finden, welche den Vortrag für Söhne ablehnen, wenn sie ihn gehört haben; bei den Vätern wohl keiner, soweit das Sexuelle in Frage kommt, da sie die Gewalt und auch öfter die Gefahren des Sexualtriebes beim Manne aus der eigenen Jugend kennen gelernt haben; etwas anders steht die Sache in puncto Alkohol — in dieser Hinsicht besteht zuweilen selbst bei Höchstgebildeten, wie Mittelschullehrern, noch eine verblüffende Unkenntnis und daher Unterschätzung der tatsächlichen Bedeutung des modernen Kampfes; der Vortrag kann auch für die Väter von großem Wert hinsichtlich der häuslichen Erziehung des Nachwuchses werden.

Wien. L. Burgerstein.

Gustav Mauler, Jahrbuch der mittleren Unterrichtsanstalten mit deutscher und zum Teile deutscher Unterrichtssprache in Österreich. III. Jahrgang 1914. Wien, Selbstverlag, II. Taborstraße 100. Preis 6 K.

Von diesem bereits in den zwei verflossenen Jahren gewürdigten Schematismus liegt der dritte Jahrgang, wesentlich im Umfange wie im Vorjahre (neu hinzugekommen sind die Statuten des noch immer nicht genug in seinem wohltätigen Wirken anerkannten Wohlfahrtvereins der Wiener Mittelschulprofessoren) seit April vor. Die Verzögerung im Erscheinen erklärt sich durch den Druckerstreik. Leider war es dem Verf., jedenfalls infolge des seinerzeit schon vorgeschrittenen Druckes, nicht möglich, die Veränderungen von 1914 noch zu berücksichtigen, daher sind die diesjährigen Beförderungen in die siebente Rangsklasse noch nicht aufgenommen. Das Jahrbuch ist mit gewohnter Sorgfalt gearbeitet; einzelne Versehen, auf die im folgenden hingewiesen werden soll, fallen zum geringeren Teile dem Herausgeber zur Last, der in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit nicht alle eingeschickten Angaben überprüfen oder infolge des Fortschrittes des Druckes, selbst wenn er den Fehler erkannt hat, verbessern kann. So ergeben sich öfter Widersprüche, wenn eine Lehrperson an zwei verschiedenen Anstalten wirkt; z. B. ist Hruby 119, verglichen mit 170, nicht mehr provisorischer Lehrer, Hassinger 130 zur Dienstleistung zugewiesen, vgl. 118; Klieba 408 nicht Professor am Maximilians-Gymnasium, sondern (vgl. 315) am Reform-Realgymnasium im VIII. Bezirke; ebensowenig Kammel 506 (vgl. mit 323), sondern an der Staats-Realschule im XVIII. Bezirke; Rauscher S. 315 (vgl. mit 312) ist nicht am Staats-Gymnasium V, sondern Staats-Realschule V angestellt, Nosal im Supplentenverzeichnis S. 376 zu streichen, da er nach 251 schon provisorischer Lehrer ist; das Franz Joseph-Realgymnasium in Wien befindet sich seit mehr als Jahresfrist nicht mehr in der Hegelgasse. Islitzer (S. 15) ist (verglichen mit 176) Direktor i. R., ebenso ist S. 357 Schipper im Ruhestande, Otto (schon vor dem Wintersemester von Wien abgegangen) zu streichen. Sonderbar liest es sich, wenn an einer Wiener Anstalt ein Professor von Ung.-Hradisch den Zeichenunterricht erteilt, aus Nr. 412 b ergibt sich, daß er hier einem Mädchenlyzeum zur Dienstleistung zugewiesen ist. Die Wiener Handelsakademie Nr. 601 hat nach dem neuen Statute vier Jahrgänge (nicht drei).

Im Verzeichnisse der pensionierten Professoren sind Friedl und Hanna zu streichen, bei den im Schuljahre 1912/13 Verstorbenen sieben Lehrpersonen, die in den Monaten August bis Oktober 1912 starben, schon im vorigen Jahrbuche aufgenommen, anderseits gehört Bartel († 8. Oktober 1913) wieder erst in das nächste Jahrbuch.

Das Supplentenverzeichnis enthält wieder die Supplenten, Volontäre, Stellenlosen und Probekandidaten; sehr lehrreich ist ein Vergleich mit dem Vorjahre. Während sich bei den meisten Fachgruppen eine mäßige Steigerung der geprüften Kandidaten zeigt (klassische Philologie, Germanistik um etwa 20), andere Fachgruppen fast stationär geblieben sind (Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen), ist die Gruppe „Deutsch in Ver-

bindung mit Französisch oder Englisch" von 75 auf 107 gestiegen; im Freihandzeichnen ist die Zahl der ungeprüften Kandidaten (98) gegenüber den geprüften (38) auffallend groß. Die Aussichten der Philologen und Germanisten haben sich verschlechtert, da der größte Teil der 1912 geprüften Kandidaten noch ohne Stelle ist; noch ungünstiger steht die Sache bei den Mathematikern, da hier selbst der Jahrgang 1911 für Supplenturen noch nicht in Betracht gekommen zu sein scheint. Die Dienstalterszulage hat nach diesem Jahrbuch ein Supplent (Nr. 221); sie war in den letzten Jahren ohne Anwärter und soll nach der Dienstpragmatik in der bisherigen Form schwinden.

Man sieht aus diesen wenigen Angaben, wie wichtig das Jahrbuch, das durch seine genauen Angaben ähnliche Arbeiten übertrifft und deshalb für die Statistik gute Dienste leisten kann, für die Behörden, aber auch für den einzelnen ist. Möge die Arbeit des Herausgebers, der bisher nach der materiellen Seite hin mit einem Defizit arbeitete, durch entsprechenden Absatz des Jahrbuches für seine aufopferungsvolle Mühe entlohnt werden.

Wien. Dr. Emil Sofer.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Alfred Gercke, Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften. Dritte, umgearbeitete Auflage in zwei Bändchen. Sammlung Göschen. Leipzig 1911. 119 und 116 SS. Preis je 80 Pf.

In zwei schmächtigen Bändchen, deren jedes mit einem alphabetischen Register schließt, hat Gercke einen Überblick über die gesamte griechische Literatur bis auf die byzantinische Zeit herab gegeben; und er hat seine Sache gut gemacht. Überall zeigt er sich vertraut mit den Ergebnissen der neueren Forschung und geht nur darin mitunter zuweit, daß er zweifelhafte Vermutungen als Tatsachen vorbringt. Sehr zweckmäßig ist die Beigabe von Übersetzungsproben. Eine Neuerung, die weniger auf allgemeinen Beifall rechnen kann, ist es, daß er die attische Literatur mit dem Jahre 400 entzweischneidet und so Xenophon von Thukydides, Platon von Sokrates losreißt. Auch sonst unterliegt die Anordnung teilweise Bedenken. Dagegen kann man der Auswahl des Stoffes und dem Maß der Ausführlichkeit, die er den einzelnen Erscheinungen widmet, fast durchwegs zustimmen. Der sprachliche Ausdruck ist hier und dort etwas unklar (z. B. I 94, II 36); der Druck ist sehr sorgfältig.

Innsbruck. E. Kalinka.

Hesiodi carmina rec. Aloisius Rzach. Editio tertia; accedit certamen quod dicitur Homeri et Hesiodi. B. G. Teubner 1913.

Die vorliegende Ausgabe weicht von der zuletzt 1908 erschienenen zweiten desselben Autors, was die drei größeren Werke *Theogonia*, *Opera et dies*, *Scutum* betrifft, nicht wesentlich ab sowohl hinsichtlich der Textesgestaltung im einzelnen als auch in der Annahme von Interpolationen und Versumstellungen; immerhin ist ein Minus an Klammern festzustellen; beispielsweise Theog. v. 742—45. Größere Veränderungen weisen die Fragmente auf und hierin liegt die Bedeutung der vorliegenden Ausgabe. Rzach bringt teils weitere *testimonia* zu einzelnen Fragmenten (IV, CLXXI, CIXC), teils bereichert er auf Grund neugefundener Papyri die alten; so ist neu hinzugefügt fr. CLIX[b], CCV[b], manche wieder tilgt er, so fr. CCLIX, CCLXI, fr. XVIII p. 231. Zu begrüßen ist die

Hinzufügung des Flindersschen Petripapyrus, durch den uns nicht wenige Verse aus dem poetischen Agon zwischen Homer und Hesiod in neuer Textüberlieferung bekannt geworden sind. Auch in der Art zu zitieren sieht man im einzelnen die Anpassung an die Ergebnisse neuester Forschungen.

Wien. A. Dikmaier.

Titus Maccius Plautus, Der Geizige und sein Schatz (Aulularia) übersetzt von Dr. Anton Funck, Direktor des königlichen Dom-Gymnasiums zu Magdeburg. Berlin 1914. Preis Mk. 1·20.

Dieser Übersetzung ist ein Versuch vorausgegangen (Progr. des Fürstlichen Gymnasiums zu Sondershausen, 1910), der einen Teil der Aulularia verdeutschte. Jetzt hat der Übersetzer das Stück ganz übersetzt, namentlich weil für die Lektüre des Molièreschen Avare die Bekanntschaft mit dem Vorbilde sehr erwünscht ist. Zur Lektüre in der Schule ist ja die Aulularia wegen des verlorenen Schlusses ungeeignet. Der Übersetzer ist freier: er hat den Schluß nach den Andeutungen der Argumente und Fragmente ergänzt, und damit hat er recht getan.

Die wechselnden Rhythmen des Originals hat er preisgegeben und das Stück, wie Bardt seine römischen Komödien, in Knittelversen übertragen. Daß damit gewisse feinere Unterscheidungen geopfert werden, liegt auf der Hand. Wenn die Baccheen der Eunomia in denselben Maßen wiedergegeben werden, wie die Schimpfereien des Euclio, so ist das eine Einbuße, aber wohl eine notwendige. Denn es fehlt uns ja das, was die verschiedenen Maße der Cantica erst lebendig macht, die begleitende Musik. So müssen wir auf einen Teil der Ausdrucksmittel verzichten und versuchen die echtplautinische Lebendigkeit der Sprache zu erhalten.

Und das ist dem Übersetzer vortrefflich gelungen. Ich habe fast keine Stelle gefunden, in der eine sprachliche Härte störte. Mißverstanden ist v. 195 *altera manu fert lapidem, panem ostentat altera* heißt nicht:

Die eine Hand bietet das Brot — zum Schein,
Mit der andern reicht er statt Brot einen Stein,

sondern etwa:

Die eine Hand bietet das Brot — zum Schein,
In der andern hält er zum Wurf einen Stein.

d. h. mit dem Brot lockt er den Hund herbei, den er dann mit einem Stein werfen will. Auch 293 ist wenigstens nicht ganz deutlich; eher:

Halb hier, halb bei ihm, sagst du, soll er herein.

293 bezieht sich *aula quaeritur* nicht auf den Topf, in dem Euclio das Gold aufbewahrt, wie aus den Worten des Congrio hervorgeht *aulam maiorem ... pete*. Daher nicht:

Mein Topf! Die Diebe wollen ihn holen,

sondern etwa:

Schon wollen die Diebe 'nen Topf dafür holen.

Aber im allgemeinen ist die Übertragung durchaus sinngetreu und wohl geeignet, eine Vorstellung auch von Plautinischer Redegewandtheit zu geben.

Prag. Alfred Klotz.

Vergils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes, Direktor des Realgymnasiums zu Karlsruhe. Zweiten Heftes dritte Abteilung: Buch VI. Fünfte, verbesserte Auflage bearbeitet von Studienrat Dr. Emil Wörner. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1911. 55 SS. Preis 50 Pf.

Der Bericht über diese den Lesern der Zeitschrift wohlbekannte Ausgabe darf sich auf Bemerkungen oder Vorschläge zu einzelnen Stellen beschränken. V. 105 *omnia praecepi atque animo mecum ante peregi.* Im Kommentar wird bemerkt, daß *animo* bei *praecepi* zu ergänzen sei. Es wird sich um den Fall handeln, daß ein Wort des zweiten Satzgliedes auch zu einem Worte des ersten gehört, wie es ⟨ V. 416 für *in* und ⟩ V. 692 für *per* gilt. — 202 *tollunt se celeres.* Der adverbielle Gebrauch dieses Adjektivs ist erst zu V. 425 notiert, *alacris (tetendit)* V. 685 u. a. überhaupt unberücksichtigt geblieben. — 217: Aus *cui* V. 215 ist *eam* als Objekt zu *decorant* zu entnehmen. — 266 f. *sit mihi fas audita loqui, sit numine vestro pandere res* eqs. Man braucht nicht *sit* = *liceat* zu setzen, da es doch freisteht, *fas* doppelt zu beziehen. — 296 f. *turbidus hic caeno vastaque voragine gurges aestuat.* Die Übersetzung: 'Dieser (der Acheron) trübe von Schlamm und aufstrudelnd aus ungeheurer Tiefe wogt empor' setzt eine nicht annehmbare Konstruktion voraus, bei der *turbidus* und *gurges* koordiniert wären. Vielmehr wird *hic gurges* zusammen gehören wie bei ähnlicher Trennung V. 420 *soporatam escam*, woran sich mit beliebter Inkonzinnität die beiden Bestimmungen schließen: *turbidus caeno* und *vasta voragine.* — 317 f. *Aeneas miratus enim motusque tumultu 'dic', ait, 'o virgo'.* Die Erklärung: *ait, nam miratus erat* ist nicht befriedigend, *enim* muß adverbiale Bedeutung haben wie VIII 84. X 874. Man erinnert sich der Stelle aus Caes. b. G. V 7, 8, wo *enim* jetzt durch *autem* verdrängt ist. — 363 ff., wo auf *quod te — oro* die Worte der Bitte folgen: *eripe me his, invicte, malis*, liegt es näher, in *quod* das Objekt von *oro* zu sehen als den Akkusativ der Beziehung = 'deshalb'. — 370 ist zu ergänzen ⟨*mihi*⟩ *misero*, 457 ⟨*te*⟩ *exstinctam*, 845 ⟨*me*⟩ *fessum* (hier notiert). — 385 *navita quos iam inde ut Stygia prospexit ab unda* eqs. Gegen die lokale Auffassung von *inde* ('sogleich von dieser Stelle aus ruft er ihnen zu') spricht die Stellung, nach der die Verbindung *iam inde ut* gleichbedeutend ist mit *ut primum.* — 405 konnte auf den verstärkten Ausdruck der Negation durch *nulla* hingewiesen werden. — Die Alliteration, zu V. 277 erwähnt, ist in den Versen 415. 683. 833 unbeachtet geblieben. — 420 *melle soporatam et medicatis frugibus escam.* Daß *melle* mit *soporatam* durch Zeugma verbunden sei, ist schwer zu glauben. Der zeugmatisch anzureihende Begriff sollte ja doch sinngemäß erst an zweiter Stelle stehen. Demnach werden die Ablative bestimmend zu *soporatam escam* gehören. Vergleichbar ist V. 631 *adverso fornice portas.* — 471 *quam si dura silex aut stet Marpesia cautes.* Die Note sollte lauten: 'als wenn ⟨sie⟩ dastünde', da man *silex* und *cautes* besser prädikativ faßt. — 542 f. *at laeva malorum exercet poenas et ad impia Tartara mittit.* Zu *mittit* soll *malos* ergänzt werden. Das Verbum wird absolut stehen, wie es im Vulgärlatein geläufig ist, mit dem sich die Dichtersprache auch sonst vielfach berührt: ich erinnere allein aus diesem Buche an 359 *madida cum veste gravatum*, 392 *euntem* = *venientem*, an *cum histor. c. ind. perf.:* 515 f. 564 (erstere Stelle im Kommentar übergangen), an den Indikativ in der indirekten Frage: 615. 779. 855 f. — 640 f. *largior hic campos aether et lumine vestit purpureo.* Zur Rechtfertigung der überflüssig scheinenden Konjunktion *et* empfahl es sich, die durch sie verbundenen Begriffe hervorzuheben. — 730 ist die Form *ollis* erklärt, während 321 *olli* ohne Beachtung geblieben war.

In der Note zu V. 244, S. 15 ist 'noch' in 'nach' zu verbessern.

Wien. R. Bitschofsky.

Dr. Friedrich Koepp, Archäologie. Drei Bändchen (Sammlung Göschen Nr. 538/40). Leipzig. Göschen 1911. I. 109 SS. und 8 Tafeln. II. 100 SS. und 16 Tafeln, III. 131 SS. und 16 Tafeln. Preis geb. je 80 Pf.

Mit Recht sind die vorliegenden Bändchen, die ein Ganzes bilden, allgemein als trefflich anerkannt worden: sie geben eine Einführung in die Archäologie und weisen durch Literaturangaben den Weg zu eingehenderem Studium. In den vier Abschnitten des Werkes werden die vier Aufgaben der Tätigkeit des Archäologen: die Wiedergewinnung, Beschreibung, Erklärung und Datierung der Denkmäler an einer passenden Auswahl von Beispielen erörtert. Gute Abbildungen dienen der Veranschaulichung des Textes: dabei ist besonders auf solche Denkmäler hingewiesen, die noch nicht allgemein bekannt sind, z. B. Band 1, Taf. VI und VII: Priene; Band 2, Taf. III/2: Statue aus Subiaco; Taf. XIV bis XVI: Das Heroon von Gjölbaschi, das die Wiener Studierenden besonders interessiert; Band 3, Taf. VIII: Das Tropaion von Adamklissi; Taf. X. 3: Wagenlenker von Delphi. Die Darstellung ist eine leicht verständliche, dabei streng wissenschaftliche, berücksichtigt den neuesten Stand der Forschung. Der Fachmann wird darin manche Anregung finden, dem weiteren Kreise der Freunde des Altertums und der Kunst werden die Bändchen willkommen sein. Vor allem seien sie den Lehrern und Schülern der Mittelschulen bestens empfohlen: der geringe Preis bei guter Ausstattung ermöglicht die Anschaffung auch seitens der Schüler. Die Bedeutung der Archäologie für den Mittelschulunterricht ist allgemein anerkannt und wir sind dem Verf. dankbar, daß er ein neues und nützliches Hilfsmittel geschaffen hat.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Abriß der deutschen Wortbildungslehre von Friedrich Kluge [Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte herausgegeben von W. Braune. C. Abrisse. Nr. 4]. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer 1913. 68 SS. 8⁰. Preis Mk. 1·50.

Die bisher erschienenen „Abrisse" der Brauneschen Sammlung waren Auszüge aus den Grammatiken der Hauptreihe. Die hier angezeigte Schrift steht in einem anderen Verhältnis zu Kluges Nominaler Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. Schon der Titel gibt die Unterschiede an: nicht nur nominale Wortbildung, sondern die Wortbildung überhaupt wird behandelt, und nicht die altgermanischen Dialekte liefern das Material, sondern das Deutsche in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Daß gelegentlich auch die verwandten Dialekte, namentlich das Gotische, berücksichtigt werden, ist selbstverständlich; ihren besonderen Reiz und Wert bekommt die Schrift durch die Berücksichtigung der neueren Sprache. Ich verweise auf die ausführliche Behandlung der hybriden Bildungen (z. B. § 25 Suffix *-tät*, § 26 Suffix *-ismus*, § 45 Lehnsuffixe, § 68 Adverbia auf *mang*, § 78 Präfixe *super*, *hyper*, *vice*, *ex*, *anti*), der aus Eigennamen hervorgegangenen Suffixe (§ 44, hier ganz moderne Beispiele wie *Angstmeier*, *Krafthuber*), der „Spieladverbia", z. B. *fangerles*, *jägerles* (§ 69). Das anregende Büchlein wird gewiß bald eine neue Auflage erleben. Es wäre wünschenswert, wenn diese ein Verzeichnis der Abkürzungen brächte. Nicht alle Benutzer der Schrift sind ja fertige Gelehrte, und auch unter diesen dürfte es einige geben, die nicht sofort wissen, daß Joh. Conr. Wakn... kurze Anzeigung, Wie nemlich die uralte Teutsche Sprache Meistentheils Ihren Ursprung aus dem Celtisch- oder Chaldaeischen habe ... (Regens-

burg 1713), mit dem Zitat auf S. 15 („Wack Wakiis 1703 Anzeigung") gemeint ist. — S. 62. In *Schwarzburg-Rudolstadt* stehen die beiden Teile doch in einem anderen Verhältnis als in *Schleswig-Holstein*. — Komposita wie *lateinisch-deutsch* sind älter als das XIX. Jahrhundert; vgl. Joh. Leonh. Frisch, „Teutsch-Lateinisches Wörterbuch"; Vorbild waren die seit dem XVI. Jahrhundert häufigen Bildungen wie *germanico-latinus*. — S. 67. *Zweirad* ist wohl Übersetzung von *bicycle*.

Wien. M. H. Jellinek.

Grillparzer, Medea (das goldene Vließ III) erklärt von Prof. Dr. Edwin Zellweker (27. Bändchen der „Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke", für den Schulgebrauch herausgegeben von August Brunner. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1913 Preis geb. 60 Pf.

Dem Plane der Sammlung entsprechend enthält das Bändchen auf 20 Seiten der Einleitung eine Geschichte des auf einem Naturmythos und einer Stammessage entstandenen Stoffes und der zahlreichen dichterischen Bearbeitungen desselben vom Altertum an bis auf die Zeit des Dichters, dann eine Darstellung der Entstehung des Werkes auf Grund der Selbstbiographie und der Aufnahme des Dramas. Da in der oben genannten Sammlung der erste und zweite Teil der Trilogie nicht erschienen ist — was trotz einer gewissen Selbständigkeit der einzelnen Teile nicht recht begreiflich ist — folgt eine Inhaltsangabe dieser beiden Teile, woran sich Erörterungen über die trilogische Form und den Gesamttitel des Werkes schließen. Alle diese Angaben der Einleitung sind durchaus ausreichend, wenn die Voraussetzung der ganzen Sammlung — eine vom Lehrer geleitete Lektüre in der Schule — erfüllt ist; für die Privatlektüre dürften sich diese Ausgaben weniger eignen. Der Text ist hergestellt nach der bei Bong erschienenen Ausgabe der Werke Grillparzers von Stephan Hock. Die Anmerkungen verzichten ebenfalls auf die Tätigkeit des Lehrers nicht und enthalten nur kurze Wort- und Sacherklärungen für die Vorbereitung des Schülers. Auffällig ist, daß manche Anmerkungen sich auf die — noch nicht erschienenen — ersten zwei Teile beziehen; gelegentlich wird auch wohl Selbstverständliches erklärt. Davon und von einigen wenigen stilistischen Mängeln der Einleitung abgesehen, kann das ganze Werkchen für die Schullektüre — auch schon wegen des außerordentlich gefälligen und reinlichen Druckes — als empfehlenswert bezeichnet werden. Auch der Preis ist entsprechend.

Mödling. Al. Zaunbauer.

Handbuch für einen Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet unter Mitwirkung von A. Brunnemann, verfaßt von Ph. Roßmann. Vierte, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage von: „Ein Studienaufenthalt in Paris". Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1911. VIII und 221 SS.

Eine eingehende Besprechung der 2. Auflage dieses Buches findet sich im 52. Jahrgang dieser Zeitschrift vom Jahre 1901, S. 148 ff., auf welche hier ausdrücklich verwiesen sei

Es liegt im Charakter dieses Werkchens, daß es von Zeit zu Zeit einer gründlichen Revision unterzogen werden muß, um seinen Wert zu behalten, denn die Einrichtungen und Gelegenheiten für die Erlernung

der französischen Sprache im Auslande erweitern sich von Jahr zu Jahr und nehmen immer neue Formen an.

Der Verf. war bemüht, in der vorliegenden 4. Auflage seines Handbuches diesem Fortschritte Rechnung zu tragen. Insbesondere erfahren im I. Teil die Kapitel über die französische Provinz und die französische Schweiz, im II. Teil das Kapitel Hörübungen eine ganz beträchtliche Vervollständigung. Das Buch enthält außer einer fast minutiösen Aufzählung von Unterkunfts- und Ausbildungsmöglichkeiten in Universitäts- und anderen Städten auch eine Menge von Belehrungen und guten Ratschlägen, die alle auf vielseitiger und langjähriger Erfahrung beruhen und von besonderem Werte sind. Es enthält weiters nicht nur die Anleitung zur Aneignung von Realkenntnissen, sondern auch, soweit es der Raum gestattet und die Notwendigkeit vorliegt, die Mitteilung von Realien selbst, die für den Neuling besonders wichtig sind.

Das Handbuch kann für alle diejenigen, die Studien halber oder der praktischen Spracherlernung wegen französisches Sprachgebiet aufsuchen, als verläßlicher und planmäßiger Führer nicht warm genug empfohlen werden. Wer sich mit dem Inhalte des Buches vor der Auslandsreise ernstlich vertraut macht, wird nicht nur viel Belehrung daraus ziehen, sondern sich auch ein gutes Stück Geld und Zeit ersparen.

Wien. Al. Seeger.

Gotthold Klee, Die alten Deutschen während der Urzeit und der Völkerwanderung. Schilderungen und Geschichten, zur Stärkung vaterländischen Sinnes der Jugend und dem Volke dargebracht. 5. Auflage. Mit Titelbild. C. Bertelsmann in Güterrloh. Preis Mk. 2·40, geb. Mk. 3·—.

Der Verf. des vorliegenden Büchleins, das sich an die heranwachsende Jugend wendet, beruft sich mit Recht im Vorworte auf das bekannte Goethewort, das Beste, was wir von der Geschichte hätten, sei der Enthusiasmus, den sie weckt. Begeisterung für das eigene Volk und für seine Geschichte will Klee erwecken und ich glaube, es wird ihm auch zumeist gelingen, denn er ist selbst begeistert für seinen Stoff. Erfreulich ist dabei, daß er die aufdringliche Mitteilung seiner Begeisterung vermeidet und so die bekannte Klippe „man merkt die Absicht und wird verstimmt" im ganzen glücklich umschifft. Hie und da hätte, trotz der gegenteiligen Versicherung des Vorwortes, noch das eine und das andere anekdotische Beiwerk vermieden werden können, wirkt doch, namentlich auf aufgeweckte Kinder, die reine Geschichte weit besser als offenbar tendenziös erfundene Geschichtchen. Aufgefallen ist mir die Schreibung „Klodwig" statt des älteren und historisch sicherlich besser begründeten „Chlodwig". Sind solche Änderungen nicht zwecklos? Im ganzen kann Klees Buch namentlich zur Anschaffung für Schülerbibliotheken bestens empfohlen werden.

Wien. B. Imendörffer.

Erwin Scheu, Der Schwarzwald. Deutsche Landschaftstypen, Heft 1. Mit 8 Tafeln und 11 Abbildungen im Text. Theod. Thomas, Leipzig. Preis 1 Mk.

Mit diesem Hefte beginnt eine Sammlung von Demonstrationsbildern für den erdkundlichen Unterricht zu erscheinen. Auf dem knappen Raume von 9 Seiten wird, durch Profile und Blockdiagramme unterstützt,

ein klarer Einblick in die Entstehungsgeschichte der Geländeformen des Gebirges geboten. Ein Anhang von 8 Bildertafeln vergegenwärtigt das jetzige Landschaftsbild. Bei der Gediegenheit und Billigkeit des vorliegenden Heftes darf den weiteren Heften mit Interesse entgegengesehen werden. In der Hand des Lehrers, aber auch der Schüler höherer Klassen werden sie gewiß von großem Nutzen sein.

Wien. J. Müllner.

Aufgabensammlung aus der Arithmetik, Geometrie und den Elementen der Infinitesimalrechnung für die oberen Klassen der Mittelschulen von E. Ilnicki. Wien und Leipzig 1912, Carl Fromme.

Die vorliegende Aufgabensammlung erstreckt sich über das ganze Lehrstoffgebiet der Geometrie und Arithmetik in dem Ausmaße, als es nach den neuen Lehrplänen Gegenstand des Unterrichtes auf der Oberstufe der Mittelschulen ist. Die Zahl der Aufgaben in dem 347 Großseiten umfassenden Buche ist eine überaus reichliche. Diese Aufgaben sind zum großen Teile den wohlbekannten und weitverbreiteten Sammlungen von Heis, Martus, Wallentin u. a. entnommen, zum Teil auch aus jüngeren Quellen zusammengetragen, wie Programmen usw., manche derselben werden vielleicht vom Verf. selbst herrühren. Wie dem auch sei, so steht fest, daß die Auswahl der Aufgaben eine derart gelungene ist, daß man diese Sammlung als eine ganz vortreffliche bezeichnen kann, die sicherlich schnelle Verbreitung finden wird. Die Ausgestaltung des Buches sowie eines zweiten die Auflösungen der Aufgaben enthaltenden, durch die Verlagsanstalt ist tadellos in jedem Belange.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. Heinrich Baumhauer, Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Erster Teil: Unorganische Chemie. Sechste Auflage. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Br. 1911, Herder. 174 SS. 8°.

Die unorganische Chemie von Baumhauer ist in dieser Zeitschrift schon einige Male günstig besprochen worden. Die vorliegende sechste Auflage unterscheidet sich von der vorausgehenden nur in unwesentlichen Dingen: Ausstattung und Anzahl der Abbildungen sind gleichgeblieben. Der Text ist um beiläufig $1^1/_2$ Seiten vermehrt worden. Bei einer Reihe wichtiger Verbindungen hat Verf. eine Erklärung der betreffenden Formeln auf Grund der Valenzlehre beigefügt; auch sonst hat er an mehreren Stellen kurze Zusätze gemacht, „welche sich auf neuere Beobachtungen oder deren praktische Verwertung beziehen".

Wien. Joh. A. Kail.

Seifenblasen, ihre Entstehung und ihre Farben. Vorlesungen über Kapillarität. Von C. V. Boys, Mitglied der Royal Society. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. G. Meyer, Professor an der Universität zu Freiburg i. B. 2., vermehrte Auflage. Leipzig, J. A. Barth 1913. VIII und 152 SS. Preis 5 Mk.

Im Jahre 1912 erschien das englische Original des vorliegenden Buches in zweiter, stark vermehrter Auflage. Im allgemeinen kann das Buch als eine auf Experimente gegründete Darstellung der Kapillaritätserscheinungen bezeichnet werden, wobei mathematische Entwicklungen jedweder Art hintangehalten wurden. Die in dem Buche vorgeführten Versuche, von denen einige weniger bekannt sein dürften, sind sehr instruktiv und können auch mit verhältnismäßig einfachen Hilfsmitteln durchgeführt werden. Alle in dem Buche angegebenen Versuche sind objektiv vorzuführen und es ist auf diesen Umstand bei Abfassung des Textes und bei Figurendarstellung Rücksicht genommen worden. In letzterer Beziehung soll besonders hervorgehoben werden, daß auf die Herstellung der Figuren die größte Sorgfalt verwendet wurde.

Im ersten Teile wird die Oberflächenspannung eingehend erörtert und durch Versuche mannigfacher Art der Nachweis erbracht, daß das Wasser an der Oberfläche sich wie eine dünne Kautschukmembran von vollkommener Elastizität verhält. Welche Rolle die Kapillaritätsverhältnisse im Leben gewisser Wassertiere spielen, wird in überaus fesselnder Weise in diesem Abschnitte dargetan. Zusammenhängend mit dem verschiedenen Werte der Oberflächenspannungen sind verschiedene Erscheinungen, die zur Sprache gelangen, unter anderen auch die Wellenberuhigung durch Öl.

In den Ausführungen, die sich auf die Gestalt von Flüssigkeitstropfen beziehen, wird auf die alten Plateauschen Versuche, auf die bemerkenswerte Methode von C. R. Darling Bezug genommen. Auch in dem Abschnitte betreffs der Spannung und Krümmung von Seifenlamellen sind gegenüber der ersten Auflage in der vorliegenden einige instruktive Experimente hinzugekommen, so z. B. das Experiment, durch das das Verhalten einer mit Sauerstoff gefüllten Seifenblase zwischen den Polen eines Elektromagneten demonstriert wird.

Sehr eingehend wird die Bildung und der Zerfall von Flüssigkeitsstrahlen betrachtet, namentlich werden die elektrischen und akustischen Einwirkungen auf Wasserstrahlen durch sehr gelungene Versuche demonstriert, die leicht nachgeahmt werden können. Der Physik der Seifenblase ist ein breiter Raum in dem vorliegenden Buche gewidmet, wobei unter anderem auch auf die theoretischen Studien über Oberflächenkonzentration von Willard Gibbs verwiesen wurde. In der Lehre von den zusammengesetzten Blasen wird das Verständnis durch einfache geometrische Raisonnements erleichtert. Ebenso hat der Verf. die Farbe und Dicke von Seifenblasen unter Zuhilfenahme der Sätze der elementaren Geometrie in erschöpfender, wissenschaftlich strenger, allerdings breiterer Weise zur Sprache gebracht.

Zum Schluß gibt der Verf. einige praktische Fingerzeige, welche er für eine erfolgreiche Wiederholung der in dem Buche beschriebenen Experimente für genügend erachtet. Hier wird unter anderem auch auf ein Thaumatrop verwiesen, um die Bildung und Schwingungen der Tropfen zu zeigen. Die betreffende Tafel ist dem Buche beigegeben.

Die Lehrer der Physik an unseren höheren Schulen werden aus dem Buche für ihren Unterricht sehr wertvolle Anregungen empfangen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Astronomischer Kalender für 1914. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Dritte Folge. Vierter Jahrgang. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn. 147 SS. 8°.

Der diesjährige Band des Kalenders enthält in seinem astronomischen Teile eine neue Einlage, die seine Verwendbarkeit für Astronomen und Amateure wieder bedeutend erweitern dürfte. Es ist dies ein Verzeichnis von Nebelflecken und Sternhaufen mit Angabe ihrer Helligkeitsgrade nach Schätzungen und Vergleichungen, die Adjunkt Dr. Holetschek ausführte. Außerdem sind zu erwähnen als wissenschaftliche Beilagen: ein Bericht des Assistenten Dr. Krumpholz über die bevorstehende totale Sonnenfinsternis vom 21. August, deren Totalitätszone durch die nordöstlichen und östlichen Teile von Europa verläuft, nicht sehr weit von Mitteleuropa entfernt, so daß auch da noch die partielle Verfinsterung eine bedeutende ist, ferner ein Bericht des Dr. Holetschek über den um die Mittagsstunde des 7. November zu erwartenden Vorübergang des Merkur vor der Sonnenscheibe und endlich das alljährlich wiederkehrende Referat des Direktors Dr. v. Hepperger über die im vergangenen Jahre neu entdeckten Planeten und Kometen.

Wien. S. Oppenheim.

Max Ebeling, 6 Tafeln einheimischer Schmetterlinge in lithographischem Farbendruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Die vorliegenden Tafeln enthalten rund 80 der verbreitetsten europäischen Schmetterlinge in Farbendruck. Für die kleineren Formen (Widderchen, Motten u. dgl.) wäre ein größerer Maßstab erwünscht; im übrigen können die Darstellungen als vollkommen gelungen bezeichnet werden. Das Werk wird gewiß den Beifall aller Lehrer finden und sich rasch einbürgern.

Wien. Alfred Mühlhauser.

Handwörterbuch der Philosophie. Von Rudolf Eisler. E. Mittler, Berlin 1913. Preis 15 Mk.

Dieses Handwörterbuch soll uns in verkürzter und gedrängter Form bieten, was das in drei Bänden in 3. Auflage (1910) erschienene, vom Ref. seinerzeit in dieser Zeitschrift angezeigte „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“ in viel größerem und erschöpfenderem Umfange bringt, nämlich eine klare Übersicht und Erläuterung der philosophischen Begriffe, diesmal als Nachschlagebuch für die gedacht, „die, ohne sich an der philosophischen Forschung beteiligen zu können, doch aus Neigung und Anlage zu philosophischen Studien“ schnell über philosophische Begriffe sich orientieren und das Lesen philosophischer Bücher erleichtern wollen. Der Name des Verf., der durch seine allenthalben als „willkommen“ begrüßten philosophischen Lexika[1]) in der Gelehrtenwelt und im gebildeten Laienpublikum einen wohlverdienten Ruf genießt, bürgt schon dafür, daß

[1]) Außer den oben genannten Wörterbüchern wäre auch auf das „Philosophen-Lexikon, Lebenswerke und Lehren der Denker von Rudolf Eisler“ in demselben Verlag erschienen, zu verweisen.

auch dieses philosophische Hilfsbuch der oben angegebenen Aufgabe in vollem Maße gerecht wird. Die Stoffdarbietung ist, wie in dem großen Wörterbuch, eine vornehmlich chronologisch genetische, daneben aber zugleich klassifikatorische. Es bedarf daher nicht mehr erst der Empfehlung und wird ohne eine solche sicherlich in weitesten Kreisen volle Würdigung und Verbreitung finden.

Wien. Gustav Spengler.

Die Kunst dem Volke. Monographien über berühmte Künstler, Kunststätten und besondere Stoffgebiete der christlichen Kunst. Herausgegeben von der Vereinigung für christliche Kunst in München. Heft 14: Die Künstlerfamilie della Robbia, von Dr. Oskar Doering. Heft 15: Die Altschwäbische Malerei, von Dr. Johann Damrich. Preis pro Heft 1 K.

Unter den verschiedenen periodischen Publikationen, die Kunst den breiten Volksschichten zu vermitteln, nimmt die vorliegende Unternehmung einen hervorragenden Rang ein. Mit vollem Recht sagt der Prospekt: „Zu edler und wichtigen Mission sind unsere Monographien berufen: dem Volke, besonders der Jugend, eine Kunst darzubieten, die geeignet ist, Geist und Herz zu erheben!“ — Die Texte sind von hervorragenden Kunstgelehrten verfaßt und was ja dabei in erster Linie in Betracht kommt, die jeder Abhandlung beigegebenen Abbildungen (zu einer ein halbes Hundert) sind das Vorzüglichste, was die Zinkätzung und der Schwarzdruck heute zu leisten vermag.

In dem Hefte „Die Künstlerfamilie della Robbia“ werden die Hauptwerke von Lucca della Robbia und seinen Verwandten Andrea und Giovanni in einer trefflichen Bildergalerie vorgeführt. Wer Florenz und seine Umgebung durchwandert und die Kunstschätze dort erschaut hat, findet in den vorzüglichen Abbildungen liebe Erinnerungen an die Originale, die ihm dort in den Kirchen, Klöstern und Sammlungen begegneten. Tief religiöses Empfinden und kindlich-naive Auffassung sprechen diese Plastiken, die meist mit der Architektur verwebt, dieser als künstlerischer Dekoration eingefügt sind. Dem Autor des Textes Dr. Oskar Doering-Dachau ist es gelungen, den Leser in das Verständnis der Kunst der Robbia in volkstümlichem Vortrag einzuführen, den historischen Zusammenhang dieser Kunst zu beleuchten und ihre künstlerischen und geistigen Werte zu veranschaulichen.

Mit der gleichen Liebe und Sorgfalt ist das Heft „Die Altschwäbische Malerei“ von Dr. Johann Damrich bearbeitet. Der Verf. hat bereits drei treffliche Arbeiten dem Unternehmen geliefert und zeigt sich auch hier wieder als berufener Volkskunstschriftsteller. Voll Gemütstiefe und voll tiefsten Verstehens der schwäbischen Art und des schwäbischen Wesens führt er den Leser in das Verständnis dieser Gruppe deutscher Meister ein. Barth. Zeitblom, Holbein der Ältere, M. Schaffner, Friedr. Herlin, Chr. Amberger, Hans Burgkmair usw. lernen wir in ihren vorzüglichsten Werken kennen. Die Abbildungen sind tadellose Reproduktionen nach den Originalgemälden und ist es nur staunenswert, wie die Lieferungen um den Preis von 1 K hergestellt werden können. Das Werk sei besonders Schulen wärmstens empfohlen.

Wien. J. Langl.

Programmschau.

39. **S. Gabe, Die geistigen Bestrebungen Athens im fünften vorchristlichen Jahrhundert im Spiegel der aristophanischen Komödie.** Progr. des k. k. I. Staats-Gymnasiums in Czernowitz 1913. 55 SS.

Der Verf. beleuchtet die Stellungnahme des Aristophanes gegen vermeintliche oder wirkliche Verbreiter der sophistischen Aufklärung. Zur Besprechung gelangen die Sokrates karikierenden Wolken, die Euripides verspottenden Frösche, ferner die diesen Dichter, bezw. den Tragiker Agathon hernehmenden Acharner und Thesmophoriazusen. Jedesmal reiht sich an die ausführliche Inhaltsangabe des Stückes oder der betreffenden Partie die Analyse der in Betracht kommenden Stellen. Das keineswegs neue Ergebnis ist, daß Aristophanes in Sokrates, Euripides und Agathon nicht sosehr die Person als die Vertreter einer ihm gefährlich und bedenklich erscheinenden Richtung bekämpft und der Lächerlichkeit preisgibt. Anläßlich der Erörterung der alten Wolkenfrage wird im Anschluß an Zelles Programm (Die Beurteilung des A. im XIX. Jahrhundert, Berlin 1900) eine wenig fruchtbare Epikrise der über den Dichter vorgetragenen Ansichten vorgenommen; hier hätte auch auf W. Süss, A. und die Nachwelt, Leipzig 1911 hingewiesen werden können. Auch sonst ist die neueste Literatur nur unvollständig herangezogen; um von den über den von G. ausgeschalteten Politiker Aristophanes handelnden Schriften abzusehen, war C. Pascal, Dioniso. Saggio sulla religione e la parodia religiosa in Aristofane, I. Catania 1911 einzusehen, ferner scheint das mir nicht zugängliche Programm von M. Röhrich, Die Stellung des A. zu den wichtigsten Fragen seiner Zeit, Stettin 1910 dasselbe Thema bearbeitet zu haben wie der Verf. Druckfehler sind zahlreich; auch die Berichtigungen auf S. 121 des Jahresberichtes haben deren nicht wenige übersehen.

40. **Johann Fries, Der Euphemismus als Schema und seine Verwendung bei Demosthenes.** I. Teil. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Krumau 1913. 21 SS.

Die interessante Arbeit, die leider mitten im 2. Kapitel abbricht, beginnt mit einer Darlegung über Ursprung und Zweck der wichtigsten Tropen (Metapher, Synekdoche, Metonymie) und ihrer Unterarten, um dann zur Begriffsbestimmung des Tropus bei den Alten überzugehen. Motive des Tropus sind diesen außer Schönheit und Deutlichkeit auch die Not (*necessitas, ἀναγκαῖον, χρεία*), aus der der Verf. das der Furcht sich ergeben läßt und dann die aus Not und Furcht geborenen Tropen unter dem Namen der Allegorie zusammenfaßt. Voran steht unter den durch das ethische Motiv der Notwendigkeit und Furcht bedingten Tropen die Antiphrase, die am häufigsten als Euphemismus erscheint. Dieser wird von Eustathios zu Hom. Od. I 121 als *σχῆμα* bezeichnet. Davon ausgehend stellt F. den Geltungsbezirk des dehnbaren Begriffes *σχῆμα* fest, das sowohl Figur als Tropus, im engsten Sinne den des Euphenismus bedeutet, und spricht anschließend über die Figuren, von denen die rhetorischen und Sinnfiguren, namentlich die ethischen oder pathetischen Zwecken dienenden, zu den Tropen gerechnet werden. So stellt sich der Euphenismus als Schema, und zwar als Tropus heraus, dessen Umfang im weitesten Sinne bestimmt wird; eine Auslese aus dem gesammelten Beispielmaterial veranschaulicht in einem, wie gesagt, unvollständig abgedruckten, als Einleitung zur Darstellung der Verwendung des Euphemismus bei Demosthenes gedachten zweiten Teile die Natur der 'all-

gemeinen' Euphemismen. Zu diesen zählt F. (S. 14) den „Potential, Eventual, Prohibitiv, Deliberativ, Hortativ und Optativ, die rhetorische Frage, die Sentenzen und Zitate", dann Aposiopese, Paraleipse, Litotes.

Ist auch nicht zu leugnen, daß solche Fälle theoretisch als Euphemismen (im weitesten Sinne genommen) angesprochen werden können, so wird doch durch eine solche Überspannung des Begriffes über die Grenzen dessen, was antike und moderne Rhetorik unter Euphemismus zu verstehen pflegt, weit hinausgegangen. Dazu liegt auf der Hand, daß sie nicht immer durch das nach F. für den Euphemismus charakteristische Motiv der Not und Furcht veranlaßt sind. Trotzdem ist die anregende und in mancher Hinsicht klärende Untersuchung dankenswert und wird, wenn sie erst abgeschlossen vorliegt, einen sehr willkommenen Beitrag zur Lehre von den Tropen und ihrer Verwendung bei Demosthenes im besondern bilden.

41. Attilio Degrassi, Le due orazioni Demosteniche contro Beoto. Progr. des Kommunal-Obergymnasiums 'Francesco Petrarca' in Triest 1913. 37 SS.

Von den zwei unter Demosthenes' Namen gehenden Reden des Mantitheos gegen Boiotos ist die eine (39) sicher echt, die andre (40) ist sehr verdächtig. Beide Male hören wir nur den Kläger; das erschwert den Einblick in die tatsächlichen Voraussetzungen und in die rechtliche Grundlage des Falles. Im wesentlichen handelt es sich um folgendes. Mantitheos ist der Sohn des Atheners Mantias und der Tochter des Polyaratos. Mantias hatte aber auch zwei Söhne von der Athenerin Plangon, die er nicht anerkennen wollte; darum strengten diese, als sie herangewachsen waren, einen Prozeß gegen ihn an. Vor dem Richter beschwor nun Plangon entgegen ihrer angeblichen Verabredung mit Mantias, daß dieser der Vater ihrer Kinder sei; jetzt mußte die Anerkennung erfolgen, und die beiden wurden als Boiotos und Pamphilos ins Phratrienverzeichnis eingetragen. Nach dem Tode des Mantias legte sich Boiotos den Namen Mantitheos bei, indem er behauptete, sein Vater habe ihn ursprünglich so genannt, auch habe er als der älteste ein Recht auf den Namen seines Großvaters. Dieses Recht bestreitet ihm der Sprecher von R. 39. Nach dem Ableben des Mantias wurde dessen Habe zwischen den Stiefbrüdern geteilt. Dabei verlangte Mantitheos, der Enkel des Polyaratos, die Herausgabe der Mitgift seiner Mutter; dem widersetzten sich die Söhne der Plangon mit der Begründung, daß diese dem Mantias eine gleichgroße Mitgift ins Haus gebracht habe. In dieser Sache ist R. 40 gehalten.

Fraglich ist nun, um von anderem abzusehen, vornehmlich, ob und wann Mantias mit der Plangon vermählt war, welcher von den streitenden Stiefbrüdern der ältere war und welcher von beiden das erste Recht auf den Namen Mantitheos hatte. Degrassi gelangt unter sorgfältiger Prüfung der aus beiden Reden (R. 40 hält er mit Schäfer und Blass für unecht) zu gewinnenden Anhaltspunkte und unter ausgiebiger Heranziehung neuerer Arbeiten zu der Überzeugung, daß Mantias mit Plangon vermählt war, weil sonst Boiotos keinen Anspruch auf die von ihr zugebrachte Mitgift hätte erheben können, daß ferner die Verheiratung unmittelbar nach dem Tode der Tochter des Polyaratos stattgefunden haben müsse, endlich, daß Boiotos der ältere und darum berechtigt war, den Namen Mantitheos anzunehmen. Mit der Klage um Herausgabe der mütterlichen Mitgift war der Sprecher von R. 40 im Rechte. Anschließend beantwortet der Verf. die Frage, ob die Söhne der Plangon vor ihrer Anerkennung durch Mantias das attische Bürgerrecht besaßen, im verneinenden Sinne.

Auf die Begründung im einzelnen kann hier nicht eingegangen werden. Der Verf. selbst verkennt nicht, daß sich volle Sicherheit nicht

überall gewinnen läßt, weil wiederholt an Stelle eines zwingenden Beweises ein Wahrscheinlichkeitsbeweis treten muß. Aber die vortreffliche Untersuchung hat zur Klärung der Frage wesentlich beigetragen; es ist ein wahres Vergnügen, den besonnenen und scharfsinnigen Darlegungen des Verf. zu folgen.

Wien. J. Mesk.

---

42. **Dr. Vinzenz Seunig, Olympia und Delphi.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Triest 1913. 39 SS. mit 5 Abbildungen im Texte.

Ref. hat die gut geschriebenen, mit Bildern zum Teile nach eigenen Aufnahmen geschmückten Reiseerinnerungen mit Interesse gelesen, da sie ihm die Zeit der eigenen Reise lebhaft ins Gedächtnis riefen. Nach einer beherzigenswerten Einleitung über Anschauungsmittel führt uns der Verf. zunächst an der Hand des „griechischen Baedekers“ (so ist der Name S. 6 zu verbessern) Pausanias durch Olympia, wobei er S. 19 f. Näheres über die olympischen Spiele gibt. Der zweite Teil von S. 22 an behandelt Delphi. Überall zeigt sich der Verf. vertraut mit der einschlägigen Literatur, verrät richtige Beobachtung und versteht es, den Gegenstand in klarer und verständlicher Darstellung zu behandeln. S. 35 vermißt Ref. den Wortlaut der Inschrift an der Basis der Statuen des Kleobis und Biton, die gewiß die Schüler interessiert. Die Abhandlung wird bei der Erklärung der an den meisten Anstalten vorhandenen Bilder von Olympia und Delphi gute Dienste leisten; den Fachlehrern der klassischen Sprachen und der Geschichte, auch den Schülern der höheren Klassen kann sie bestens empfohlen werden.

43. **Dr. Jakob Simon, Syrakus und Akragas.** Eine Reiseerinnerung. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn 1913. 9 SS.

Verf. gibt eine kurze, klare und richtige Darstellung der mächtigen Reste der griechischen Kolonien Syrakus und Akragas, zeigt Vertrautheit mit der Geschichte dieser Orte und versteht es, auch das Interesse des Nichtphilologen zu wecken durch den Hinweis auf den Landschaftssinn der Griechen, durch die Erwähnung der Grabstätten Platens, den der Denkstein „*princeps poetarum Germanicorum*“ nennt, und des Archimedes. Die Arbeit verdient die Beachtung der Lehrer und Schüler; bei der Lektüre der Verrinen Ciceros wird sie gute Dienste leisten.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

44. **Franz X. Lehner, Homerische Göttergestalten in der antiken Plastik.** V. Progr. des Kaiser Franz Josef-Staats-Gymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich 1913. 14 SS.

Teil I—III war in den Jahresberichten des Staats-Gymnasiums in Linz 1902, 1904 und 1906, Teil IV im Jahresbericht des Gymnasiums zu Freistadt, dessen Direktor der Verf. geworden war, 1910 erschienen, und es wurden in jenen Teilen folgende Göttergestalten, wie sie der Dichter schaute und die bildende Kunst darstellte, vorgeführt: Hermes, Poseidon, Hera, Ares, Zeus, Athene, Apollo, Gorgo. Im vorliegenden Teile wird

Hephaistos und „Zeus nach der Statue Verospi" besprochen, während im II. Teile 1904 der Zeus von Oterkoli die Grundlage abgab für die Erläuterung des Zeusideales. Das Bildwerk des Hephaistos, das hier zur Verdeutlichung der mythologischen Züge des Gottes benützt wird, ist die Büste des Hephaistos aus dem Vatikan (bei Amelung, Die Skulpturen des vatikanischen Museums, Bd. II, Taf. 61; Baumeister, „Denkmäler", Nr. 712). Die Mythologie des Hephaistos ist, sowie sein Name, noch recht unklar. Die automatischen Figuren entspringen wohl einem Wunsche. Vom Zeus Verospis heißt es S. 14, daß das Bild aus der hellenistisch-römischen Periode der Kunst stammt, in der man sich die Götter und besonders den Götterkönig von theatralischem Äußeren dachte.

Die Arbeiten Lehners beruhen auf liebevollem Studium und sind dem Unterricht sehr förderlich.

Wien. G. Vogrinz.

45. **Eduard Stettner, Antike Humanität in moderner Beleuchtung.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Bielitz 1912 und 1913. 16 und 36 SS.

Ein abschließendes Urteil kann über die Arbeit des Verf. noch nicht gefällt werden, da sie nur zum Teil ausgeführt ist, am Ende des 2. Teiles verweist der Verf. auf ein später erscheinendes, gleich betiteltes Buch. Immerhin steht Plan und Grundgedanke der ziemlich weit ausgreifenden Arbeit hinlänglich fest. Nachdem der Verf. an einigen Beispielen der Antike Züge echter Humanität neben roher Barbarei gezeigt hat, sucht er einen Maßstab der Humanität zu ermitteln. Als diesen stellt er Vernunft und freien Willen des Menschen auf; inwieweit sich die Menschen von diesen Eigenschaften, welche das Wesen der Menschenwürde begründen leiten lassen, das dürfte nach seiner Meinung das Maß ihrer „Humanität" abgeben. Damit nun will er an sein eigentliches Thema herantreten, nachdem er vorher als Grundlage seiner Überlegungen noch das Alter der Menschheit, ihre körperlichen und geistigen Anlagen und Existensbedingungen untersucht hat. Er will dann auf diesem Grund die antike Humanität der Griechen und Römer im Vergleich zur modernen behandeln, und damit einerseits ihren Wert feststellen, andrerseits den Weg aufweisen, den die Menschheit noch zu gehen hat, um zur vollkommenen Erfüllung des Humanitätsideales zu kommen. Diesen letzten Teil, der allein eigentlich den Titel voll rechtfertigen würde, hat der Verf. noch nicht ausgeführt, so daß nur der in manchen Punkten sehr anregende, in manchen auch Bedenken gebende Unterbau vorliegt. Von einer Besprechung im einzelnen soll daher abgesehen, aber auf eine Hauptschwierigkeit hingewiesen werden: Der Begriff „Mensch" ist dem Verf. ein Zweckbegriff, der Gedanke der Humanität ein Zweckgedanke. Da ist es denn fürs erste doch erst eine Frage, ob es ratsam ist, wie der Verf. will, diesen Zweckgedanken in das Zentrum des Philologieunterrichtes zu stellen. Der einzig richtige Standpunkt für die Beurteilung der Antike ist der historische, und der fragt nach Gründen, nicht nach Zwecken. Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht in dem Sinne, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten nach einem Militärmaß der Humanität mißt, sondern indem sie an den Wirkungen in der Folgezeit, das segensreiche, wie das schädigende Wirken der einzelnen wie von selber aufweist. Die einzige Aufgabe der historischen Wissenschaft ist, uns die Menschen verstehen zu lehren, nur so werden wir ihren Fehlern Verzeihung und ihren Vorzügen Bewunderung schenken können.

Aber auch der Gedanke einer Entwicklung der Humanität ist sehr fraglich. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, in denen das Bewußtsein ihrer Menschenwürde zu edelstem Ausdrucke kam, es hat zu allen Zeiten Bestien gegeben, die den Namen Mensch geschändet haben. Der Zweckgedanke der Humanität wird nur in dem Menschen rein zur Geltung kommen, der den hohen Gefühlswert edler, echt menschlicher Handlungsweise zu schätzen weiß, der darin sein Glück sieht; dieser Gefühlswert kann dem Menschen aber nie durch Vernunftsgründe bewiesen werden — wenn er ihn nicht fühlt! Es ist schwer und braucht oft Jahrzehnte und mehr, um einen Gedanken den Menschen als wahr und richtig zu erweisen, es ist aber noch nie gelungen, ein Gefühl in allen zu erwecken. Die Greuel des Krieges, die der Verf. mit Recht als das größte Manko unserer modernen Humanität bezeichnet, werden, wenn überhaupt jemals, nicht von dem Gedanken einer altruistischen Menschenliebe und Menschenachtung, sondern aus egoistischen Motiven beseitigt werden, wie die Menschheit in den Tagen ihrer Kindheit die Blutrache überwand und sich dem Gerichte des Staates unterwarf.

46. **Dr. Hermann Sternberg, Über den Bildungswert der Antike.** Progr. des k. k. III. Staats-Gymnasiums in Czernowitz 1913. 13 SS.

Mit Wärme und Sachkenntnis bricht der Verf. eine Lanze für den Wert eines Studiums der Antike. Er faßt dabei zwei Momente ins Auge. Den kulturgeschichtlichen Wert des antiken Studiums weist er in kurzem an der Geschichte der philologischen Wissenschaft im Wandel der Jahrhunderte nach. Neben die mehr instinktive Scheu der Völker Europas, die köstlichsten Schätze an Jugenderinnerungen der Menschheit nicht der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, tritt in den verschiedenen Jahrhunderten ein klar bewußter Zweck, von dem geleitet sich jedes Zeitalter aus dem großen Schatze das holt, was ihm gemäß ist. Das zweite Moment, das der Verf. beleuchtet, ist dann der Bildungswert der Antike für den einzelnen; hier bespricht er vor allem zwei bekannte Einwürfe, den der Nutzlosigkeit und den der Schwierigkeit des Studiums der antiken Sprachen. Er weist hier besonders den hohen Wert einer Sprache nach, die nach der Apperzeptionsmethode, d. h. durch bewußtes Vordringen in das Gebiet der Grammatik erlernt wird. Treffend sind seine Bemerkungen über den Wert selbst der besten Übersetzungen gegenüber dem Originale. Er hätte hier vielleicht noch weiter gehen können, jede Übersetzung enthält die Auffassung eines einzelnen über den übersetzten Text gegenüber dem vieldeutigen Original; wer nur die Übersetzung liest, schlägt seinen Geist von vorneherein in die Ketten einer fremden Anschauung und Persönlichkeit; ein Gedanke, den m. E. gerade die glänzendsten Übersetzungen, wie Stowassers Griechen- und Römerlyrik, deutlich aufzeigen.

Mies. Dr. Heinrich Gassner.

---

47. **Dr. Wilhelm M. Frankl, Studie über Akzentregeln, die griechische Enklitika und das griechische Atonon betreffend.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Mähr.-Trübau 1913. 10 SS.

In den griechischen Betonungsverhältnissen gibt es zum Teil ziemlich schwierige Fragen, in die die Wissenschaft nicht so leicht Licht zu bringen vermag, weil es sich nicht bloß um Gesetze handelt, die oft

durch Wirkungen der Analogie durchbrochen sind, sondern gelegentlich auch bloß Schreibgewohnheiten sich breit gemacht haben, die schon bei den alten Grammatikern nicht ohne Widerspruch geblieben sind. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn gerade in diesem Teil der griechischen Grammatik die Schule besonders vorsichtig den Ergebnissen der sprachgeschichtlichen Forschung folgt und im allgemeinen sich darauf beschränkt, die tatsächlichen Verhältnisse festzulegen, bezw. die herrschende Gewohnheit in Regeln zu bringen, die manchmal einem Kompromiß entspringen, der sich vielleicht selbst an ziemlich sicheren wissenschaftlichen Erkenntnissen versündigt. Unter solchen Umständen wäre es auch zu entschuldigen, wenn — lediglich einem praktischen Bedürfnisse zuliebe — Regeln aufgestellt würden, die geradezu alle wissenschaftliche Erkenntnis bei Seite schieben. Und so muß auch dem Verf. der vorliegenden Abhandlung im Grunde ein gewisses Recht eingeräumt werden, für die Betonungsregeln der griechischen Enklitika von einer bloßen Fiktion auszugehen.

Im Mittelpunkte seiner Darlegungen steht nämlich die Fiktion, daß jedes Enklitikon mit einer lautlosen Silbe — sie wird als die nullte Silbe bezeichnet — beginnt, die den Akut trägt. Nimmt man weiter an, daß die nullte Silbe das Enklitikon und die letzte ihres „Stützwortes", (d. i. des unmittelbar vorangehenden Wortes) zusammenfallen, so muß prinzipiell die letzte Silbe des Stützwortes stets den Akut tragen. So erklären sich die tatsächlichen Verhältnisse bei εἴ τις, γλῶττά γε, ἄνθρωπός τις, auch bei θεοί τινες und — eigentlich wegen der Natur des Zirkumflexes nicht mehr so leicht — bei γῆ τις. Über die Enklitika zu Anfang des Satzes kann schließlich der Satz hinweghelfen, daß jede Worteinheit mindestens einen Akzent haben muß; aber bei dem an sich denkbaren Fall, daß wenn auch nicht μοῦ, so doch τοῦ (= τινός) an der Spitze des Satzes stünde, weiß sich der Verf. nicht zu helfen und für φησί (dazu τινές, ποτέ u. a.) an der Spitze des Satzes (aus ˟ φησι) kann nur eine sehr gekünstelte Erklärung, die kaum jemand als das hinnehmen wird, gegeben werden; übrigens der Fall, daß auch etwa τινῶν μέν an der Spitze des Satzes stehen könnte, ist ganz übersehen. Ferner um λόγος τις zu erklären, stellt der Verf. den Satz auf: „Wo zwei benachbarte Silben derselben Worteinheit mit dem Akut betont werden sollten, entfällt der eine, und zwar gewöhnlich der zweite Akut". Es steckt in diesem Satze sogar etwas Richtiges (s. u. die Anm.), aber so äußerlich, wie der Satz hier gefaßt ist, findet er schon eine Widerlegung in εἴ τίς ποτε und für λόγοι τινές wird wieder nur eine sehr gekünstelte Erklärung versucht, λόγων τινῶν aber ist wieder einfach übersehen. Und nun noch zum Ausgangspunkt zurück! Kann auch für τινῶν die oben bezeichnete Fiktion, also ˟ τινων, d. h. Proparoxytonon bei langer Schlußsilbe, gelten? — Nein, nein, die ganze Fiktion ist nicht so natürlich, wie sie sich ausgibt, und führt keineswegs zu einer „einheitlichen Auffassung der Akzentverhältnisse bei den Enklitizis", schon deshalb nicht, weil sie mit der irrigen Voraussetzung verknüpft ist (vgl. S. 8 der Abhandlung), daß die letzte Silbe eines zweisilbigen Enklitikon immer kurz sei.

Ist denn aber überhaupt dieser Versuch notwendig gewesen? Sind die in den Schulgrammatiken aufgestellten Regeln wirklich so kompliziert, wirklich so schwer zu fassen? Ich will sie in der Form vornehmen und besprechen, die ich ihnen in meiner Schulgrammatik gegeben habe.

1. Von selbst ist doch wohl einleuchtend, daß die Enklisis unmöglich ist, wenn das Enklitikon an der Spitze des Satzes steht.

2. Ebenso ist die Beibehaltung des Eigenakzentes des Enklitikon, d. h. das Unterbleiben der Enklisis, begreiflich bei einem zweisilbigen Enklitikon, das hinter einem Paroxytonon steht (λόγοι τινές und λόγων τινῶν), weil nach dem Dreisilbengesetz der Akzent des vorhergehenden Wortes für ein zweisilbiges Enklitikon nicht ausreicht.

3. Daß bei Enklisis ein Oxytonon, ein Perispomenon und ein Paroxytonon keinerlei Veränderung erfährt, kann nicht auffallen, wenn man das Enklitikon mit dem vorhergehenden Worte als ein Ganzes faßt (*θεός τις, θεόν τινα, γῆ τις, λόγος τις*).

4. Bei den Properispomena und Proparoxytona aber, die durch Anlehnung eines Enklitikon gewissermaßen um eine oder zwei Silben verlängert werden, mußte sich auf der letzten Silbe ein Sekundärakzent entwickeln, weil das Dreisilbengesetz nicht zuläßt, daß mehr als zwei Silben hinter dem Hochton des Hauptakzentes (NB. ͂ = ´ + `) unbetont bleiben (*ἤκουσά τινος, παῖδές τινος*, aber auch *ἄνθρωπός τις* und *γλῶττά γε*, wenn anders Enklisis durchgeführt werden sollte); infolge dieses Sekundärakzentes bildet die letzte Silbe mit dem angelehnten Enklitikon gleichsam ein neues Wort.

Die herkömmlichen Regeln sind also leicht faßlich und bedürfen nur nach zwei Richtungen einer Ergänzung:

a) bei der Enklisis muß eine lange Silbe als kurz angesehen werden (*πατήρ τινων, τῇ ἀρετῇ μου, ἄλλως πως, ἤκουσά τινων, παῖδές τινων*);

b) bei den Perispomena hat die Enklisis dieselbe Ausdehnung angenommen, die sie bei den Oxytona hat (also auch *θεοῦ τινος* und nach *a*) auch *θεῶν τινων*).

Die erste dieser Ergänzungen wird der Schüler wegen des geringeren Wertes eines Enklitikon leicht hinnehmen, die zweite aber auf eine Analogiewirkung zurückführen[1]).

Man kommt demnach tatsächlich mit einer richtigen Vorstellung von dem Wesen der Enklisis und mit dem Dreisilbengesetz vollkommen aus, will man diese Regeln, die übrigens dem Schüler nicht auf einmal, sondern erst im Laufe der Jahre vollständig mitgeteilt werden, zum Verständnis bringen.

Das Dreisilbengesetz ist auch dem Verf. dieser Abhandlung nicht ganz unbekannt — vgl. S. 7 der Abhandlung — und er selbst sagt darüber in der Anm. 2: „Dieser Satz würde bis zu einem gewissen Grade die Annahme einer nullten Silbe überflüssig machen. Warum es aber beispielsweise heißt *παῖδές τινες* und nicht *παῖδες τίνες* oder *παῖδες τινές*, würde er nicht erklären". Darauf ist einfach zu sagen: *παῖδες τινές* würde dem genau gefaßten Dreisilbengesetz widersprechen, weil = *πά-ι-δες τι-νές*, *παῖδες τίνες* aber ließe vollkommen die Enklisis vermissen, ja es würde die Absicht ins Gegenteil verkehren.

Die ganze Darlegung möge beweisen, daß es sich doch — selbst im Elementarunterrichte — lohnt, die Feststellungen der wissenschaftlichen Grammatik nicht ganz zu übersehen, zumal da eine wissenschaftliche Durchdringung des Unterrichtes oft zugleich eine Erleichterung bietet. Nur um dies zu beweisen, fand die ganz verfehlte Abhandlung eine ausführliche Besprechung. Die einzige Entschuldigung kann die vorliegende Abhandlung in dem an sich lobenswerten Streben finden, die Unterrichtspraxis zu erleichtern; aber gerade für die Erleichterung des Unterrichtes bietet die wissenschaftliche Vertiefung meist mehr Mittel, als man sich oft in einer gewissen Voreingenommenheit träumen läßt.

Wien. K. Klement.

---

[1]) Wundert sich der Schüler darüber, daß bei *λόγοι τινές* oder *λόγων τινῶν* nicht eine Enklisis in der Richtung versucht wurde, daß man *λόγοί τινες* und *λόγών τινων* gesagt hätte, so muß man allerdings noch den Satz aufstellen, daß sich der Sekundärakzent nicht auf einer Silbe entwickeln kann, die dem Akut des Hauptakzentes unmittelbar folgt; deswegen bleibt ja auch *λόγος τις* unverändert.

48. Dr. A. Gaheis, Altrömisches Leben aus den Inschriften. II. Teil. Progr. des Staats-Gymnasiums im XIII. Bezirke Wiens 1913. 31 SS.

Der Verf. setzt seine hübschen Schilderungen altrömischen Lebens aus den Inschriften in derselben geschickten und glücklichen Art fort, die schon an dem ersten Teil gerühmt werden konnte (in dies. Zeitschr. 1913, 860). Die Inschriften von Handwerkern des Baugewerbes und einige charakteristische Bauinschriften, unter welchen die der Wasserleitung von Saldae und die bekannte Puteolanische Bauinschrift die Hauptrolle spielen, geben Anlaß zur einer Reihe interessanter Bemerkungen. Reiche Ausbeute für die Kenntnis des antiken kleinbürgerlichen Lebens gewähren besonders die unzähligen Grabschriften durch die genaue Angabe des Berufes der Verstorbenen. Im Anschluß daran geht der Verf. auf verschiedene Zweige des Handwerkes und der Handelstätigkeit (dafür hätten die Gefäßinschriften, namentlich die Pompejanischen, noch größere Mannigfaltigkeit geboten) in sachkundiger und fesselnder Weise ein. Groß ist auch die Fülle der Aufschlüsse, die sich über die Ausübung der ärztlichen Kunst im Altertum aus den Inschriften gewinnen lassen. Der Text der Inschriften ist überall sorgfältig wiedergegeben, sogar mit Zeilenabteilung und Angabe der Auflösungen und Ergänzungen; die beigegebenen Übersetzungen sind meistenteils wohl gelungen und geben nicht nur die Form, sondern auch die Farbe, ja die Nüance des Originals getreu wieder. In einigen Fällen ist der Wortlaut der Übersetzung oder der Erklärung vielleicht ein wenig gar zu modern frisiert. Gelegentlich steuert der Verf neue Erklärungen der Texte bei, wie z. B. die in Anm. 51 gegebene genauere Lesung zu einem der von Cagnat und Merlin veröffentlichten lateinischen Ostraka aus Afrika sicher das Richtige trifft. Auch sind vielfach neueste Inschriftenpublikationen verwertet. Daß die Inschriften fast immer auch nach Dessau zitiert sind, erhöht die Bequemlichkeit im Gebrauch des Büchleins.

Mit manchen Äußerungen des Verf. braucht man sich dennoch nicht einverstanden zu erklären. Nicht richtig ist z. B., daß gerade die *servi publici* zwei Namen, die Privatsklaven nur einen besitzen (Anm. 61); diese Doppelnamen bei Sklaven ergeben sich durch den Wechsel ihrer Herren, besonders häufig bei kaiserlichen Sklaven.

Prag. Dr. A. Stein.

---

49. Dr. Adolf M. A. Schmidt, Methodische Behandlung der Stelle Liv. XXI 1 und 2. 14 SS. — Derselbe, Beiträge zur Livianischen Lexikographie. IX. Teil. Secundum. 5 SS. Progr. des niederösterr. Landes-Real- und Obergymnasiums und der damit verbundenen Landes-Handelsschule in St. Pölten 1912—1913.

Daß man Aufsätzen, wie dem an erster Stelle genannten, nicht immer freundlich entgegenkommt, hat darin seinen Grund, daß solche methodische Unterweisungen vielfach praktisch nicht durchführbar sind. Sie muten einen an wie die sattsam bekannten Probeauftritte, in denen der Kandidat nach tagelanger Vorbereitung einen Vorgang verfolgt, wie er ihn in der Praxis nicht festhalten kann noch darf: ersteres nicht, weil ihm die Zeit zur entsprechenden Vorbereitung fehlt, letzteres nicht, weil er sonst das Lehrpensum nicht absolvieren kann. Die beiden im Titel bezeichneten Kapitel werden von Schmidt einer Betrachtung unterzogen, wie sie in der Schule nur selten stattfinden kann. Ist aber auch Schmidts 'methodische Behandlung' nur in den wenigen Ausnahmsfällen, wo man

mit der Zeit nicht allzu sehr zu geizen braucht, als Ganzes verwendbar, so werden einzelne Bemerkungen sicherlich auf manchen Lehrer anregend und fördernd wirken. Insbesondere sei darauf hingewiesen, daß Sch. hiemit zum erstenmal versucht, 'die Ergebnisse Wittes (Rhein. Mus. Bd. 65, 1910) für die Schulinterpretation fruchtbar zu machen und auf jene abgerundeten „Bilder" hinzuweisen, die Livius zwar unter dem Einflusse der Rhetorenschule ... zusammenstellte, in denen aber nicht bloße rhetorische Effekthascherei, sondern auch das Walten eines künstlerischen Talents zu erkennen ist'. — Daß Sch. den — milde gesagt — sonderlichen Ausdruck 'Musterübersetzung' durch 'Probeübersetzung' ersetzt hat, verdient Anerkennung. Daß der Lehrer zu allen möglichen lateinischen und griechischen Autoren Musterübersetzungen liefern soll, dürfte Schmidt wie vielen anderen als eine lächerlich maßlose Forderung erscheinen. — Zu bemerken ist endlich noch, daß bei Sch. sachlich alles tadellos ist: sein Aufsatz hinterläßt den Eindruck einer für die Zwecke des Unterrichtes nutzbar gemachten Gelehrsamkeit.

In zweiter Stelle bietet Sch. wieder eine jener trefflichen Untersuchungen über Livius' Sprachgebrauch, die als Vorarbeiten zu einem künftigen Lexikon Livianum gedacht sind. Daß der Gedanke an ein solches nur beim Versuche geblieben ist, braucht nicht für immer zu entmutigen. Fügners Unternehmen wird hoffentlich, wenn auch in beschränkterem Umfange, unter günstigeren Verhältnissen wieder aufgenommen werden und alsdann werden Arbeiten, wie die vorliegende, die als Schulprogramme nur zu leicht vergessen oder übersehen werden, zu ihrem Rechte kommen. — Sch. gibt zunächst einen Überblick über *secundum* im Sprachgebrauch der vorlivianischen Latinität. Alsdann führt er sämtliche Belege aus Livius disponiert vor und kommt zu dem Resultat: Livius verwendet *secundum* als Adverb und als Präposition in lokalem Sinne niemals. Am häufigsten erscheint es temporal, und zwar in den späteren Büchern, freilich vielfach in Verbindungen, wie *s. comitia, triumphum, precationem*, wo man es mit stehenden Ausdrücken zu tun hat. Auch findet man es zur Bezeichnung der Reihenfolge und des Ranges, selten in kausaler und in okkasioneller juridischer Bedeutung.

Wien. J. Golling sen.

---

50. Polykarp Öllinger, Commentatio de rebus geographicis apud Silium Italicum. A. De Ti. Catii Silii Italici vita et Punicis. B. De rebus geographicis apud Silium Italicum. Pars I: De Hispania. Progr. des öffentl. Obergymnasiums der Franziskaner zu Bozen 1913. 16 SS.

Der Verf. gibt zuerst eine kurze Darstellung von des Dichters Lebensschicksalen. Betreffs des Zunamens *Italicus* stellt er fest, daß wir über die Herkunft dieses Namens nichts wissen. Gegen das von Plinius überlieferte Gerücht, Silius sei unter Nero Angeber gewesen, nimmt er den Dichter in Schutz. Eine ausführlichere Erörterung widmet er den beiden Konsulaten des Silius und seines älteren Sohnes. Der jüngere sei gestorben, bevor er diese Würde erreicht habe. Schließlich wendet sich der Verf. gegen die unverdiente Mißachtung der *Punica*.

Es folgt Kap. I *Quibus nominibus Silius Hispaniam terram vocaverit.* Dem Verf. bot das Verzeichnis der Eigennamen in Bauers Ausgabe eine bequeme Sammlung des Materials. Doch hat er sich damit nicht begnügt. Bemerkenswert ist zunächst, daß Silius bis auf eine einzige Stelle (XIII 695) das Wort *Hispania* vollständig meidet. Dafür verwendet er Umschreibungen, in denen bekannte Flüsse (*Hiberus, Baetis*,

Tagus), Städte *(Tartessus)* und Gebirge *(Pyrene)* eine große Rolle spielen. Gerne benennt Silius das Land nach seiner Lage im äußersten Westen. Natürlich versäumt er auch nicht, in seiner Namengebung anzudeuten, daß die Säulen des Herkules in der Nähe sind; ja sogar des Atlas Reich nennt er Hispania (XV 37; vgl. auch XIII 200). — An Druckfehlern bemerkte ich S. VIII, Z. 7 v. o. *Vitelii* für *Vitellii* und S. 8, Z. 1 v. o. XVI 292 für 592. Fortsetzungen der Abhandlung sollen folgen.

Aussig. Gustav Tögel.

---

51. J. **Andreatta, Vergleichende Grammatik des Lateinischen, Italienischen und Französischen** für Mittelschüler. Progr. des Reform-Realgymnasiums in Bozen 1913. 32 SS.

In diesem Aufsatz, dem eine Fortsetzung im heurigen Programm folgen soll, werden nach einleitenden Bemerkungen über das Verhältnis zwischen der schriftlateinischen und den romanischen Sprachen die dem Verfasser am wichtigsten erscheinenden Eigentümlichkeiten des Volkslateins und dann der italienischen und französischen Lautentwicklung zusammengestellt, wobei jede Regel aus einer größeren Zahl von Beispielen abgeleitet erscheint. Leider sind die Listen von Belegwörtern in Bezug auf das Lateinische und Französische — über das Italienische steht dem Unterzeichneten kein Urteil zu — derart fehlerhaft, daß die Arbeit als verunglückt bezeichnet werden muß. Neben sehr zahlreichen Verstößen gegen die französische Rechtschreibung (von S. 14 bis 23 allein ungefähr vierzig, darunter viele, die sich beim besten Willen nicht auf ein Versehen zurückführen lassen, wie z. B. *lentèrne*, *santée*, *umble*, *cinqu)* finden sich, um nur Elementares hervorzuheben, mehrere sehr sonderbare Etymologien wie *foyer* aus *focolarium*, *gosier* aus *gurgitem*, *noyer* aus *nocere*. Ferner werden Wörter als lateinisch, bezw. französisch angeführt, die niemals oder jedenfalls nicht in dem für die Schule in Betracht kommenden Sprachgut bestanden haben, so lat. *agrationem* (!) als Grundwort für *agression*, frz. *monit* (!) aus *monitum; gouverne* aus *gubernium*, *oudit* aus *auditum*. Nur verwirrend kann es auch auf die Schüler wirken, daß die nur vulgärlateinischen, nicht zugleich schriftlateinischen Formen durch kein Zeichen hervorgehoben werden, wie z. B. *legare* (binden), *potet*, *habutum*, *febrem* usw. Auch gegen die Darstellung wäre manches einzuwenden.

Wien. Dr. Viktor Reiter.

---

52. **Wilhelm Spachovsky, Roma aeterna.** Progr. der k. k. I. deutschen Staats-Realschule in Prag 1913. 15 SS.

Der vorliegende, mit wohltuender Begeisterung geschriebene Aufsatz unterscheidet sich vorteilhaft von den herkömmlichen Reiseberichten: der Verf. gibt darin wieder die Eindrücke und Reflexionen, die die Betrachtung der Denkmäler während seines Aufenthaltes in Rom in ihm angeregt hatten. Wir folgen ihm auf der „historischen“ Märchenfahrt, auf der er uns im Geiste durch drei Phasen Roms führt: durch das Rom der Republik, durch das Rom der Kaiserzeit und der Päpste und endlich durch Rom als Hauptstadt des geeinigten Königreichs Italien. Wir sehen das Aufsteigen Roms zum Mittelpunkt der Welt, die Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum, das Eintreten der deutschen Kaiser, unter denen der Verf. Otto III. besonders hervorhebt, in die römische Stadt-

geschichte, den Kampf der Römer gegen Germanen, den Verfall der Stadt und ihr neues Emporsteigen; wir erkennen, daß der Verf. seine Zeit in Rom gut benützte und in seiner klaren Darstellung dem Titel gerecht wurde. Die Abhandlung verdient volle Beachtung seitens der Fachkollegen an Mittelschulen; sie wird zur Vertiefung des Geschichtsunterrichtes beitragen, wenn der Lehrer die entsprechenden Abschnitte den Schülern vorliest. S. 13, Z. 10 v. u. ist Rienzo zu verbessern in Rienzi, wie in der Anmerkung richtig steht.

53. Dr. **Albert Lanzendörfer**, **Erinnerungen an eine italienische Studienreise. Rom.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in der Stadt Königliche Weinberge 1913. 20 SS.

Als katholischer Priester behandelt der Verf. die *Roma sacra*, Rom, wie es sich in den Augen des deutschen Katholiken darstellt, und führt uns an die den Katholiken heiligen Stätten, wofür er unseren besonderen Dank verdient. Wir folgen ihm nach S. Peter, S. Onofrio, S. Pietro in Montorio, S. Caecilia, S. Maria degli Angeli, S. Maria Maggiore, S. Prassede, S. Giovanni in Laterano, in die Katakomben und erfahren Näheres über S. Maria dell' anima und den Campo Santo, die beide den Deutschen und den Österreichern besonders interessieren. Wir lesen gerne seine klare Darstellung, die Vertrautheit mit der Geschichte der Denkmäler und der Heiligen verrät. Zum Schlusse schildert der Verf. seine Audienz beim hl. Vater Pius X.; Ref. kann seine Stimmung begreifen, wenn er sich erinnert an die Zeit, da es ihm wiederholt vergönnt war, Papst Leo XIII. zu sehen. Verf. hat eine erwünschte Ergänzung zu den bisher üblichen Reisebeschreibungen, die mehr die heidnischen Denkmäler und die Sammlungen berücksichtigen, gegeben. Außer den Philologen und Historikern sei sie auch den Religionslehrern empfohlen, die ihre Schüler darauf aufmerksam machen sollen. Zwei Verbesserungen glaubt Ref. machen zu müssen: S. 8, Z. . v. u. lesen wir: des hl. Kalixtus; S. 17, Z. 6 v. o. dagegen: des hl. Callistus, letztere Form ist die richtigere; S. 9, Z. 8 v. u. ist das Subjekt „sie“ zu ergänzen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

54. Dr. **Rudolf Baudisch**, **Beiträge zum deutsch-französischen Teile unserer Schulwörterbücher.** Progr. der öffentlichen Unterrealschule im III. Bez. Wiens (Rainer Realschule) 1913. 22 SS.

Eine reiche Fülle lexikographischer Einzelheiten ist in der vorliegenden fleißigen Arbeit Dr. J. Baudisch' zusammengetragen und manche Lücke in den gangbaren Wörterbüchern wird durch diese Beiträge ausgefüllt. Leider aber fehlen der Wort- und Phrasensammlung die einführenden Worte, die über die Richtschnur aufklären könnten, der der Verf. gefolgt ist; denn der die Arbeit einleitende einzige Satz: „In den folgenden Zeilen habe ich vor allem anderen die Hand- und Schulausgabe von Sachs-Villatte berücksichtigt“ und die darauf folgende Liste der 10 benützten Bücher geben keinen klaren Fingerzeig für die Absichten, die Dr. Baudisch bei der Zusammenstellung der vorliegenden Arbeit leiteten. Daß er, wie man dies aus dem Einleitesatze schließen könnte, nur Sachs-Villatte ergänzen und bereichern wollte, dagegen spricht die Tatsache, daß gerade dieses Wörterbuch von ihm häufig herangezogen wird; daß die vorliegende Sammlung aber überhaupt nur den Zweck habe, neues oder fast neues Material für ein Hand- und

Schulwörterbuch zusammenzutragen, dagegen spricht die große Fülle der nur wenig, im Schulbetrieb aber fast nie gebrauchten Worte. Wäre wenigstens jedem der angezogenen Worte oder Phrasen (z. B. „ohne Abschied weggehen. Auch *filer à l'anglaise*“) noch die eine oder andere Belegstelle hinzugefügt, so ließe sich daraus leichter entnehmen, warum der Verf. z. B. gerade auch diesen Ausdruck in ein Hand- und Schulwörterbuch aufzunehmen wünscht.

Abgesehen von dieser mangelnden Einleitung aber läßt sich der vorliegenden Arbeit nur das Allerbeste nachsagen. Sie weist auf Druckfehler und Unrichtigkeiten in Sachs-Villatte und dann natürlich auch in Pfohls Wörterbuche hin und zeigt so den Wert, bezw. Unwert der gangbaren Schulwörterbücher. Aber wenn gerade aus Dr. Baudisch' Zusammenstellung zu ersehen ist, wie unselbständig und unkritisch Pfohl in seinem Wörterbuche vorgeht, so zeigt sie doch auch wiederum den Fortschritt bei Pfohl auf, der neugeprägte Worte bringt und überhaupt den Wortschatz den Bedürfnissen unserer Tage entsprechend bereichert.

Die Schreibung *nanse* für *nasse*, die weder Littré, noch Larousse noch Hatzfeld-Darmesteter kennen, die ich aber auch sonst in keinem Wörterverzeichnisse vorgefunden habe, scheint tatsächlich nur ein Druckfehler bei Sachs-Villatte zu sein; ebenso richtig ist auf die Vertauschung, bezw. falsche Gleichstellung von *grillon* und *cigale* bei Pfohl verwiesen. Über den Rahmen eines Hand- und Schulwörterbuches aber gehen Ausdrücke wie *omotocie* und *clocheman* gewiß schon hinaus; bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß ich z. B. *omotocie* für *fausse couche* oder *accouchement précoce* (welches von beiden?) weder bei Littré, noch bei Larousse, noch bei Hatzfeld-Darmesteter, sondern in einem deutschen Fremdwörterbuche als medizinischen Ausdruck vorgefunden habe; und bezüglich *clocheman* bringt Littré nichts, während Larousse auch die Formen *clocleman* und *clocqueman* kennt, den Ausdruck aber als Provinzialismus angibt.

Besonders wertvoll erscheint mir in Dr. Baudisch' Arbeit die Nebeneinanderstellung von deutschen und französischen Sprüchen, wobei auch auf manchen Irrtum in neueren Wörterverzeichnissen aufmerksam gemacht wird, so z. B. auf die Gleichstellung von „Er kann mehr als Brot essen“ mit „*Il n'attache pas son chien avec des saucisses*“ im Wörterbuche von Rose. — Als Druckfehler mögen hervorgehoben werden S. 14 *meutre* statt *meurtre* in „*tentative de meurtre*“ und die Schreibungen Cigarre, Cigarette.

55. **Dr. Heinrich Prodnigg, Über Molières Don Garcie und sein Verhältnis zu Cicogninis Gelosie fortunate.** Progr. der k. k. Staats-Realschule im IV. Bez. Wiens 1913. 25 SS.

Das Schauspiel „*Don Garcie de Navarre, ou le Prince jaloux*“ gehört zu Molières Erstlingswerken. Es wurde am 4. Februar 1661 zum ersten Male in dem neueröffneten Theatersaal im Palais Royal aufgeführt. Aber die Aufnahme dieses einzigen unter Molières Werken, das eine durchwegs ernste Grundstimmung hat, war eine kühle und so zog der Dichter sein Werk nach einigen Vorstellungen zurück. Er ließ es nie drucken und erst die Ausgabe, die nach seinem Tode erschien, brachte auch dieses halbvergessene Werk.

Molières *Don Garcie* ist wie die Mehrzahl seiner Stücke nach einem fremden Muster gearbeitet. Während aber die meisten Kommentatoren von einem spanischen Schauspiele sprechen, welches Molière als Vorlage gedient haben soll, weist der Verf. der vorliegenden Arbeit auf ein Stück des italienischen Dichters Andrea Cicognini, betitelt *Le Gelosie fortunate del principe Rodrigo*, als Quelle für Molières Dichtung hin

und er zeigt, wie diese unter dem Mittelmaße stehende dichterische Leistung, die aber in theatralischer Hinsicht sehr geschickt gemacht und reich an trefflichen Einfällen ist, von Molière eifrig ausgenützt und allerdings auch in künstlerischer Weise weiter ausgebildet wurde.

Auf Schritt und Tritt weist Dr. Prodnigg im folgenden die Verbesserungen, die der geistreiche Umdichter dem Werke des Italieners hat angedeihen lassen, nach. Er zeigt, wie Molière in die verworrene Handlung mehr Einheit und Verinnerlichung brachte, wie er die Fabel von den aus Schönheitsgründen unbrauchbaren Bestandteilen reinigte, dem Stücke einen wirksamen Hintergrund verlieh, die Charaktere, namentlich den der Heldin, vertiefte und begründete und so das Stück zu einem Kinde seines Geistes machte; er deckt aber auch die Schwächen dieses Dramas auf, die vor allem in dem Wesen *Don Garcies* selbst liegen, für den trotz aller Kunst des Aufbaues und aller Schönheit der Sprache weder die Zeitgenossen Molières noch die Nachfahren sich erwärmen konnten.

Wien. Dr. R. Richter.

---

56. Franz Ingrisch, Aus der Praxis der Sprechübungen.
Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Olmütz 1913. 17 SS.

Es ist recht zweckmäßig, wenn Kollegen einander in Programmaufsätzen die Erfahrungen mitteilen, die sie mit den neuen Lehrplänen gemacht haben, oder über die Durchführung gewisser Partien des Unterrichtes und hiebei auftretende Schwierigkeiten berichten.

So kann man auch aus diesem Aufsatze mannigfache Anregungen schöpfen, selbst wenn man hie und da anderer Ansicht sein sollte. Der Verf. spricht über die Vorbereitung, die Stoffe und die Beurteilung der Sprech- und Redeübungen und gibt besonders für das Untergymnasium wertvolle Winke. Anziehend wäre es, wenn sich nun über denselben Gegenstand ein Lehrer äußern wollte, der an einer Anstalt tätig ist, die bezüglich der Schülerzahl nicht so angenehme Verhältnisse aufzuweisen hat wie das Olmützer deutsche Gymnasium.

Graz. Leo Langer.

57. Dr. F. Hörburger, Die Aussprache des Deutschen im Munde der Italiener und Slowenen.
Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Görz 1911. 76 SS.

Phonetische Unterschiede zwischen unserer und einer fremden Sprache werden uns oft erst klar, wenn ein Vertreter der betreffenden fremden Sprachgenossenschaft deutsch zu reden versucht. Darum sind Beobachtungen über die Art und Weise, wie Angehörige fremder Nationen deutsch sprechen, von großem wissenschaftlichen Interesse. Wie lohnend derartige Untersuchungen sind, zeigt F. Hörburgers verdienstvolle Arbeit. Sein Lehramt der deutschen Sprache an der Oberrealschule des dreisprachigen Görz bot ihm Gelegenheit, „die Aussprache des Deutschen im Munde der Italiener und Slowenen“ zu studieren. Er faßt dabei nicht das Italienische schlechthin, sondern nur das Friaulische ins Auge; unter Slowenisch versteht er die slowenische Sprechweise in Görz. Seine übersichtlich angelegte, inhaltsreiche Arbeit, eine Frucht jahrelanger, methodisch verwerteter Beobachtungen gibt über das Verhältnis der bühnendeutschen und der bairisch-österreichischen Artikulations- und Betonungs-

weisen zu den friaulischen und slowenischen eine Menge erwünschter Aufschlüsse. Hörburger stützt sich ausschließlich auf Beobachtungen; Experimente mit phonetischen Apparaten hat er nicht angestellt.

Besonderes Interesse scheinen mir seine Mitteilungen über den Akzent zu verdienen. Es gelang ihm u. a. festzustellen, daß der Abstand zwischen stärker und schwächer betonten Silben im Friaulischen und Slowenischen bedeutend geringer ist als im Deutschen, wo die Lautheit als Akzentfaktor viel mehr ins Gewicht fällt. Darum klingt es leiernd, wenn die Friauler oder die Slowenen deutsch sprechen, sie rhythmisieren stoßweise; die Endungen werden zu sehr hervorgehoben, das gemurmelte e bereitet ihnen große Schwierigkeiten. Die Satzrichtung des musikalischen Akzentes ist eine stetig fallende, im allgemeinen auch im Fragesatz, namentlich im Slowenischen, und zwar bei der Ergänzungsfrage ebenso wie bei der Entscheidungsfrage.

Die Silbentrennung weicht von der im Deutschen üblichen erheblich ab.

Der feste Stimmansatz ist den Friaulern und den Slowenen fremd, sie verwenden statt dessen den leisen; der gehauchte wird von den Slowenen überhaupt nicht zuwege gebracht, sie substituieren für unseren *h*-Laut ein velares χ.

Auch die Quantitäten werden entstellt. Obgleich die slowenische Sprache zwei Vokalquantitäten kennt, werden deutsche Vokale von Slowenen mit Vorliebe kurz gesprochen.

Nachdem Hörburger die Artikulation der einzelnen Laute und ihrer Verbindungen behandelt hat, gibt er eine „Übersicht über die wichtigsten italienischen und slowenischen Spracheigentümlichkeiten", die von didaktischem Interesse ist. Eine phonetische Transkription desselben deutschen Textes in bühnendeutscher, süddeutscher, friauler und slowenischer Aussprache bildet den Abschluß seiner Arbeit.

Wien. Dr. Hans W. Pollak.

---

58. **F. Bezdek, Lautlehre der alttschechischen Gesta Romanorum.** Progr. des k. k. Staats-Realgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn 1913. 22 SS.

Die alttschechischen *Gesta Romanorum* sind abgedruckt in: *Sbírka pramenův ku poznání literárního života v Čechách, na Moravě a v Slezsku.* Sk. I. ř. 2. č. 2 und herausgegeben von der III. Klasse der böhmischen Akademie in Prag 1895. Dem Herausgeber Dr. Jan V. Novák standen drei Handschriften zur Verfügung: die Březnizer Handschrift (B), welche die Grundlage des Textes bildet, die Handschrift des böhmischen Museums (M), deren wichtigste Varianten unter den Text aufgenommen sind, und die Handschrift der Prager Universitätsbibliothek (U), deren Text in kleinerem Druck nach dem Text der B-Handschrift in extenso abgedruckt ist. Die Handschrift U stammt nach der Angabe des Herausgebers aus der Hälfte des XV. Jahrhunderts. Damit stimmt die Bemerkung überein, M, welche datiert ist (1473), sei jünger als U. Über die Entstehungszeit der Handschrift B bringt das Buch keine bestimmte Angabe. Es wird nur gesagt, die Sprache entspreche dem Zustande der Schriftsprache des Hus und Chelčický, dann aber ist wieder bemerkt: Über das Verhältnis des Alters der Handschriften B und M ist es nicht leicht etwas Bestimmtes zu sagen, weil die Güte der Handschrift nicht immer Beweis eines höheren Alters sei. Der Verf. dieses Programmaufsatzes unternimmt es nun, die Entstehungszeit der Handschrift B mit sprachlichen Kriterien nachzuweisen. Auf Grund sorgfältiger Prüfung des Vokalismus und des Konsonantismus gelangt er zu dem Schluß, daß das

Denkmal seiner Entstehung nach in die Achzigerjahre des XIV. Jahrhunderts zu setzen, kurz gegen Ende des XIV. Jahrhunderts entstanden sei. Vielleicht findet dieses Ergebnis eine Stütze und Stärkung in den Schriftzügen des codex B.

59. **Dr. W. Titsch, Haben die alttschechischen Evangelistare eine gemeinsame Herkunft?** Progr. der Landes-Oberrealschule in Zwittau 1913. 19 SS.

Fünf Texte sind der vorliegenden Arbeit zugrunde gelegt: Der Olmützer Ev. (O), aus einer Pergamenthandschrift vom Jahre 1421 im Neudruck herausgegeben von F. Černý in *Sbírka pramenův ku poznání literarního života v Čechách, na Moravě a v Slezku*. Sk. I. ř. 1. č. 4, der Prager oder Wittingauer Ev. (P), aus einer Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts von F. Černý in der Listy filologické 1897 zugänglich gemacht, der Seitenstettener (Š) und der Wiener (W) Ev., beide zu Anfang des XV. Jahrhunderts geschrieben und von F. Menčík in den Rozmanitosti Prag 1893 veröffentlicht, und endlich *Čtenie zimnieho času* (Č), aus einer Pergamenthandschrift der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts im Neudruck von A. Patera 1902 gebracht, bietet nach einer Abhandlung des Verf. dieses Aufsatzes keinen einheitlichen Text, sondern ist eine Kompilation aus zwei Vorlagen, die sich in Sprache und Alter von einander unterscheiden ($Č_1$, $Č_2$). Die alttschechischen Evv. sind Übersetzungen lateinischer Perikopensammlungen. Die Perikopensysteme selbst stimmen, wie sie in diesen Übersetzungen vorliegen, nicht überein: einige weichen im Umfang von den anderen ab, bei anderen zeigen sich innerhalb des Textes mehr oder weniger auffallende Umstellungen; auch werden Perikopen des einen Evangelisten durch solche eines anderen ersetzt. Da hier also Texte in Betracht kommen mit meist einheitlichem Inhalt und demnach Übereinstimmungen naturgemäß vielfach entgegentreten, lag es nahe, wie es J. Jireček tat, eine erste tschechische Evangelienübersetzung anzunehmen, aus welcher alle späteren Texte bis ins XV. Jahrhundert wie aus einer gemeinsamen Quelle geflossen seien. Allerdings sind Jirečeks Ausführungen und Schlüsse hinfällig, weil er von dem Fragment einer Interlinearversion des Johannesevangeliums aus dem X. Jahrhundert ausging, das sich als eine Fälschung des bekannten W. Hanka erwies. Auch F. Menčík, der in seiner Ausgabe zu der Frage Stellung nahm, verhielt sich gegen die Annahme einer ursprünglichen Übersetzung nicht durchaus ablehnend. Der Verf. des obigen Programmaufsatzes vergleicht zuerst die Texte hinsichtlich ihrer Übereinstimmung und ihrer Abweichungen, behandelt dann die lexikalischen Berührungen der Evangelistare und kommt auf Grund einer sorgfältigen Prüfung dieser beiden Teile zu folgendem Ergebnis: 1. Für alle Teile läßt sich keine alttschechische gemeinsame Grundform erschließen, aus der sie, mittelbar oder unmittelbär, hervorgegangen wären. 2. Es gibt überhaupt nur eine Gruppe von Evv., die eine gemeinsame Grundform noch erkennen lassen, und zwar sind es S und W; beide sind aber erst über Mittelglieder aus ihr geflossen. Hier möchte ich bemerken, daß die Einwendung gegen F. Menčík „gegen sie stellt sich der verschiedene Umfang derselben“ besser unterblieben wäre. 3. Zwischen $Č_2$ und O besteht eine gewisse Verwandtschaft in lexikalischer Beziehung, dialektisch sind beide von einander verschieden. 4. Sprachlich rückt $Č_1$ mehr an die Seite der S- und W-Gruppe, und zwar nähert es sich mehr S als W. Man wird den wohl durchdachten Ausführungen des Verf. im allgemeinen gewiß beipflichten.

Wien. J. Zycha.

60. **Dr. Anton Medved, Das Edikt von Mailand und seine Bedeutung.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Marburg a. Dr. 1913. 20 SS.

Die Arbeit — aus Anlaß des 1600jährigen Jubiläums geschrieben — gibt eine übersichtlich gehaltene Darstellung des unter schwerer Verfolgung leidenden Christentums, ohne auf deren Ursachen näher einzugehen, und schildert sodann das Ringen Konstantins um die Herrschaft und seine Erfolge, um endlich die Genesis des Mailänder Ediktes und dessen Inhalt selbst genauer zu behandeln. Es wird richtig betont, daß mit dem Edikt die christliche Religion nicht zur Staatsreligion erhoben, ihr keine Privilegien im Vergleiche zu anderen Religionen verliehen, sondern nur die Möglichkeit zugestanden wurde, sich gleich den anderen frei zu entfalten und auszubreiten. Mit dem Inhalt des Ediktes waren „die drückenden Fesseln gebrochen, die das Christentum in seiner Entwicklung hemmten". Es wird daher mit Recht „als eine feierliche Manifestation für die Freiheit der religiösen Anschauung im edelsten Sinne des Wortes" erklärt. In gut übersichtlicher Weise schildert der Verf. endlich die Folgen, die das Edikt sowohl im Staats- als auch im Privatleben zeitigte.

61. **Dr. A. Winkler, Bayerns Gleichgewichtspolitik im Zeitraume 1521—1553.** Progr. des k. k. Kaiserin Elisabeth-Staats-Realgymnasiums in Lundenburg 1913. 12 SS.

Die bekannten politischen Gegensätze zwischen Österreich und Bayern in der oben genannten Zeit werden hier auf Grund der hierüber publizierten Akten und Korrespondenzen sowie der einschlägigen älteren und neueren Literatur in Kürze vorgeführt. Ausführlicher wird die Periode behandelt, in der der bekannte Sukzessionsplan Karls V. die ruhige Entwicklung der Dinge hemmte, und diese Darstellung muß im ganzen als richtig bezeichnet werden. Was die Akten und Korrespondenzen betrifft, findet sich einzelnes Beachtenswerte auch in der von mir herausgegebenen Registratur Erzherzog Maximilians II. (F. F. rer. Austr. II, Bd. 48).

62. **Dr. Karl Goll, Die Geißlerfahrten im Jahre 1260 und 1261.** Progr. des k. k. Staats-Realgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens 1913. 51 SS.

Diese treffliche Schrift schildert auf Grund sorgsamer Forschungen in den betreffenden gleichzeitigen Quellen das Entstehen und die Ursachen der Geißlerfahrten. Mit Recht wird hier ausgeführt, daß kein Grund vorhanden sei, die einschlägigen Quellenberichte anzuzweifeln und vom Anfang an politische Absichten beim Entstehen dieser tiefen religiösen Bußübung zu denken. „Ganz von selbst mußte eine Bewegung, die dem religiösen Eifer entsprang, das Ansehen der Kirche und ihres Oberhauptes heben. Die Friedenssehnsucht und die Verbrüderungsideen, die mit den Geißlern auflebten, schwächten die Parteigegensätze ab. Daher begegneten Manfred, Palavicini und die Torriani in Mailand den Geißlern mit Mißtrauen und ließen sie in ihrem Gebiete nicht aufkommen". Der Einfluß der Joachimiten wird gut entwickelt und demzufolge die Lehre Joachims von Floris in Erörterung gezogen. Bekanntlich spielt da auch die deutsche Kaisersage herein. Im weiteren Verlauf wird die Genesis der Geißlerfahrten in Perugia, im Patrimonium Petri, im nördlichen Italien, dann die Verbreitung nach Deutschland, Polen und Ungarn und ihr Verhalten streng quellenmäßig geschildert. Der mehrfach zitierte Przibico Tradenina

ist natürlich kein anderer als Pulkava. Zur Literatur wäre der dritte Band von Adolf Hausrath, Weltverbesserer im Mittelalter (die Arnoldisten) heranzuziehen gewesen, dessen zwölftes und dreizehntes Kapitel das ewige Evangelium und Segarelli behandeln.

Graz. J. Loserth.

---

63. **J. Knell S. J., Erinnerungen an die Schlacht bei Kulm im Jahre 1813.** Progr. des öffentlichen bischöfl. Gymnasiums der Diözese Leitmeritz unter Leitung der Gesellschaft Jesu in Mariaschein 1913. 51 SS.

64. **A. Präger, Vor hundert Jahren.** Ein Beitrag zur Heimatsgeschichte. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Teplitz-Schönau 1913. 23 SS.

65. **K. Sywall, Die denkwürdigen Augusttage des Jahres 1813 im oberen Neissegebiet,** insbesondere in Reichenberg. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Reichenberg 1913. 40 SS.

Durch die Jahrhundertfeier der Leipziger Schlacht enstand in Deutschland eine Hochflut von Gelegenheitsschriften. Nahezu ein Jahr vorher hob die Bewegung an und Woche für Woche brachte neue Erscheinungen in allen Abstufungen: von prächtig illustrierten Werken herab bis zu unscheinbaren Flugblättchen. Die fast stürmische Kundgebung fand in Österreich nicht gleichgradiges Verständnis. Wegen der nationalen Reibungen blieb es bei vereinzelten Versuchen, die sogar ab und zu mit einem schrillen Mißton endigten. Das wird für den Geschichtsschreiber kommender Zeiten ein bedeutungsvolles Moment sein, über welches er nicht leichthin hinwegschreiten kann. Insoferne verdienen die drei angezogenen Programmaufsätze eine besondere Würdigung. Jeder suchte das Beste zu leisten, freilich nicht mit gleichem Geschick. Den weitaus größten wissenschaftlichen Wert hat die eingehende Arbeit Knells; auch Sywall leistet Gutes, während die Schrift Prägers nur als Kompilation gelten kann. Insbesondere sind die von Knell publizierten Aktenstücke, welche dem k. k. Staatsarchive entnommen wurden, beachtenswert. Sie lassen uns die äußerst schwierige Stellung des Fürsten Schwarzenberg in den letzten Augusttagen erkennen. In einem Briefe vom 28. August, gerichtet an Kaiser Franz I., verweist er auf die gewaltige Überlegenheit Napoleons durch eine starke Artillerie, aber auch auf die Hemmungen von Seiten des russischen Herrschers, der völlig unfähig war, aus den geteilten Meinungen seiner Generäle die geeigneten herauszufinden, und durch die Weitergabe an Schwarzenberg nur Verwirrung anrichtete. Vom General Barklay schreibt er, daß dieser weder Sinn für Gehorsam noch für Geschäfte habe und dabei im höchsten Grade eifersüchtig sei. Auch den Generälen Witgenstein und Kleist erhielten die Befehle vom Oberkommando durch die Einmischung Alexanders ein für allemal zu spät und häufig so ganz widersprechend, daß daraus bis jetzt die allerunglücklichsten Folgen entstanden seien. Wir finden es begreiflich, daß Schwarzenberg seinen Kaiser vor die Alternative stellte, entweder den Kaiser von Rußland zu vermögen, die Armee zu verlassen oder das Oberkommando einem anderen anzuvertrauen. Zu dieser Zerfahrenheit bei den Alliierten steht das zielbewußte Handeln Napoleons im schärfsten Gegensatze. Es ist in dieser Beziehung sehr lehrreich, das Gespräch zwischen Napoleon und der Reichenberger Deputation vom 23. August zu Löwenberg zu lesen, das Sywall (S. 21 f.) auf Grund damaliger Aufzeichnungen bringt. Es ist erstaunlich, wie vielseitig die

Fragen waren, die Napoleon stellte. Da ist nichts von der Schablone zu bemerken, wie sie sonst bei Audienzen zur Verwendung kommen. Die Äußerungen zeigen, daß Napoleon vollständig über die treibenden Kräfte orientiert war und diese in Metternich verkörpert sah. Die leitende Persönlichkeit am Wiener Hofe war dieser. Entgegen den Vorstellungen Maria Luisens ließ sich Franz durch Metternich in einen Krieg jagen, den weder das Volk noch der Adel wünschten. Napoleon hatte richtig geurteilt. Wir besitzen einen Brief, den Metternich drei Tage nach der Unterredung Napoleons mit den Reichenbergern von Brüx aus an den Staatsrat Hudelist schrieb, worin gegen Schluß zu lesen ist: „Ich kann ihnen heute nicht ausführlich schreiben, denn ich falle selbst vor Müdigkeit hin, ich habe seit 4 mal 24 Stunden kein Bett gesehen, vielleicht 50 Stunden Wegs zu Pferde zurückgelegt, zwei Nächte unter den schrecklichsten Regen in den steilen Defileen des Erzgebirges zugebracht“ (Knell S. 33). Metternich berichtete am 1. September von der Niederlage der französischen Armee in Schlesien und bestellte einen „ordentlichen, vernünftigen Artikel in der Wiener Zeitung, in welchem das vom Kaiser Franz anbefohlene Tedeum dem Wiener Publikum angekündigt werde“. (o. o. O. 34). Der in jeder Beziehung mustergiltigen Abhandlung Knells ist aus dem Pfarrarchive von Mariaschein ein lateinisch geschriebener Bericht des damaligen Propstes Wagner beigegeben, der durch seine klassische Latinität auch den Philologen in Staunen versetzen würde. Die Geschichtslehrer werden gut tun, von den Abhandlungen Knells und Sywalls zur Belebung des Unterrichtes gelegentlich Gebrauch zu machen.

66. P. **Wanie**, **Die staatsrechtliche Stellung Egers bis zur endgiltigen Verpfändung in Böhmen (1322).** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Eger 1913. 25 SS.

Das Egerland bewahrte in Sprache, Sitte und Volkscharakter seine Besonderheiten bis heute. Obwohl deutsches Sprachgebiet östlich bis in die Gegend von Luditz und Technitz anschließt, ist die Besiedlung der westlichen Ecke Böhmens doch anders erfolgt, wenn auch das Slaventum darüber hinaus bis in die Gegend der Saale reichte. Das Egerland war deutsches Reichsland, das von den Staufern für ihr Haus erworben wurde. Eger wurde wahrscheinlich 1179 Reichsstadt, während nicht ganz hundert Jahre später das Egerland von Ottokar II. besetzt wurde (1266). Von da an waren die böhmischen Könige eifrig tätig, das Land mit Böhmen zu verbinden. Durch den Kampf des Přemysliden mit dem ersten Habsburger wurde auch Eger berührt, das jenem abgesprochen und mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Obwohl der Böhmenkönig nach dem Wiener Friedensschlusse völlig in das slavische Fahrwasser eingelenkt hatte, brachte es doch der deutsche König über sich, in einem neuen Vertrage das Egerland an Böhmen pfandweise abzutreten (1277). Nach Ottokars Tod fiel es wieder an das Reich und wurde dem Burggrafen von Nürnberg unterstellt. Nach König Rudolfs Tode bemächtigte sich der Böhme Wenzel sofort des Egerlandes und ließ es sich vor der Wahl Albrechts zum deutschen König von diesem als Lohn verbriefen. Zwar mußten Eger und Meißen im Jahre 1305 an das Reich zurückgegeben werden, aber schon zehn Jahre später gelangte es als Pfand neuerlich in den Besitz Böhmens, diesmal der Luxemburger, worauf nach der Schlacht bei Mühldorf die endgiltige Verpfändung (4. Oktober 1322) erfolgte.

Pilsen. G. Juritsch.

67. Dr. A. Rebhann, Beiträge zur Heimatkunde Böhmens (Fortsetzung). Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Leitmeritz in Böhmen 1913. 8 SS.

Wir besitzen für die Sudetenländer sehr brauchbare geologische Karten: eine Wandkarte von Absalon & Jaroš (V.-Bl. 1908, S. 312) und eine, wenigstens für Bürgerschulen approbierte Handkarte von H. Laus (Erlaß vom 16. September 1911, Z. 42.511, aber nicht aufgenommen in das V.-Bl.). Der Verf. bringt nun, offenbar im engen Anschlusse an die geologischen Karten, eine sehr dürftig gehaltene „Allgemeine Betrachtung" über das nordböhmische Flachland und eine ebenso kurz gehaltene Erörterung über die „Vorstufe des herzynischen Massivs", die sich aus drei Gebieten zusammensetzt: aus der Abdachung der aus Gneis und Granit bestehenden Urgebirgsscholle zum Kreideflachland, dem Übergang aus der mittelböhmischen Schieferzone zur Elbeebene und endlich der Raudnitzer Kreidetafel mit ihrer Karbonunterlage, die westwärts zu dem Schlan-Kladnoer Steinkohlengebiete hinüberleitet. Jedenfalls hätte das Manuskript, wenn es überhaupt druckwürdig war, noch einige Durchsicht vertragen. Der Verf. hätte dann bemerkt, daß die geologischen Verhältnisse der Gegend zwischen Böhmisch-Brod und Kouřim mit den Hussitenkämpfen im Jahre 1434 in keinem Zusammenhange stehen. Und selbst, wenn auf den Titel „Heimatkunde" verwiesen und daraus auf die Berechtigung geschlossen würde, auch geschichtliche Daten mit Örtlichkeiten zu verknüpfen, bliebe es verwunderlich, wenn zuerst gesagt wird: „die Gegend ist reich an geschichtlichen Erinnerungen", und hinterher bloß der eine Kampf auf den Lipaner Höhen erwähnt wird.

68. Dr. M. Hoffer, Die Verwertung der Wandbilder im geographisch-geschichtlichen Unterrichte. Progr. des k. k. Staats-Realgymnasiums in Graz 1913. 36 SS.

Der Gebrauch von Bildern beim geographisch-historischen Unterricht ist wohl in allen österreichischen Anstalten eingeführt, wenn auch nicht überall mit denselben Mitteln und im gleichen Umfange. Im Geographieunterricht muß das Bild die Landschaft oder den dort lebenden Menschenschlag, bezw. die Art des Wohnens, der Kleidung und des Verkehrswesens ersetzen. Nun wird jedem einleuchtend sein, daß sich der Fremde von einem Ortskundigen Auskunft über besonders hervorragende Punkte der Landschaft erbitten wird, seien es Namen sichtbarer Berge, Flüsse, Seen oder Ortschaften oder Entfernungen da und dorthin. Ohne diese Erklärung bleibt sie unverstanden. Es genügt also bei weitem nicht, Bilder im Schulzimmer auszustellen: sie müssen vielmehr allseitig besprochen werden. Hoffer besorgte nun in dem Programmaufsatze kurze, durchschnittlich zehn Druckzeilen umfassende Erklärungen von 49 geographischen, 18 kulturgeschichtlichen und 30 kunstgeschichtlichen Bildern aus der Sammlung Hölzl, Seemann, Pichler und Langl. So sind jedem Lehrer gute Behelfe geboten, die beim Unterrichte verwertet werden sollen. Wenn der Verf. das Überhandnehmen der Anschauungsmittel tadelt und fürchtet, daß durch zahlreiche kinematographische Vorstellungen beim Unterrichte, wie sie besonders von einigen Bürgerschullehrern begünstigt werden, in der Schule mehr gespielt als gelernt wird, so wird ihm kein erfahrener Schulmann unrecht geben. Die Schulstunden dürfen nicht zur bloßen Unterhaltung der Schüler oder Schülerinnen herabsinken, weil auch das spätere Leben für die große Masse des Volkes schon lange alles eher als eine Unterhaltung ist.

Pilsen. G. Juritsch.

69. N. Rübensteiner. **Vorschläge zur Einführung obligater Schülerübungen in Physik.** Auf Grund von Beobachtungen an reichsdeutschen Mittelschulen. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Proßnitz 1913.

Der Verf. hatte bei einer Studienreise in Deutschland Gelegenheit, an elf Schulen den Laboratoriumsübungen beizuwohnen, und berichtet über die Beobachtungen und Erfahrungen, die er dabei gesammelt hat.

Am Sophien-Realgymnasium zu Berlin fand er fakultative Übungen, die in einem Handfertigkeitsunterricht für besonders geschickte Schüler bestanden. Bei aller Anerkennung glaubt er, daß „dieser Handfertigkeitskurs, so bestechend auch seine Erfolge sind, mit der Physik nichts zu tun hat und nichts mit dem, was wir bei den Schülerübungen als Anregung zu einem wirklichen Naturerkennen erstreben".

Der meist verbreitete Typus war der fakultative Betrieb messender Aufgaben.

Besonders begeistert berichtet der Verf. über die Verbindung der Übungen mit dem Unterrichte, wie er es bei Prof. Hahn am Dorotheenstädtischen Realgymnasium in Berlin und bei Dir. Grimsehl an der Oberrealschule auf der Uhlenhorst in Hamburg sah.

Prof. Rübenstein verlangt auch bei uns die Einführung obligater Schülerübungen, vor allem an Realschulen, und ihre Abhaltung im Rahmen des obligaten Unterrichtes; dazu müßte nur die IV. und VII. Klasse eine Vermehrung um eine Wochenstunde erfahren."

Der lesenswerte Aufsatz sei allen Physiklehrern warm empfohlen.

70. August Pauser, **Einige physikalische Schülerübungen.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien 1913.

Der Aufsatz enthält 12 Aufgaben über elektrostatische Messungen und 13 Aufgaben über Elastizität.

Besonders geeignet sind die Messungen über Kapazität und Potential, um die Schüler mit diesen Begriffen, deren Verständnis meistens große Schwierigkeiten verursacht, vertraut zu machen. Nach einigen Übungen über elastische Kräfte folgen akustische Versuche; zum Schlusse Meldes Kapillare als Barometer.

Die Aufgaben, die mit den Versuchsergebnissen angeführt sind, sind als willkommener Beitrag bei physikalischen Schülerübungen zu begrüßen.

Brünn. Dr. F. Zinner.

71. Hans Beyrer, **Reformvorschläge für den Lehrplan des naturwissenschaftlichen Unterrichtes** an den österreichischen Mittelschulen. Progr. des k. k. Staats-Oberrealgymnasiums in Tetschen a. E. 1913. S. 17—23.

Aus den vorliegenden, auf Momenten diktaktischer und methodischer Natur fußenden Erörterungen, deren Zweck sein soll, die dem heutigen Naturgeschichtsunterrichte noch anhaftenden Mängel zu beseitigen, sei hervorgehoben: in der I. Klasse wären, in der Zoologie, neben den Säugetieren und Vögeln, noch wenigstens die Käfer und die Schmetterlinge zu behandeln, um den Lehrstoff der II. Klasse einigermaßen zu entlasten. — Auf der Unterstufe wären „mit den Schülern so oft als nur möglich und wo es sich nur irgendwie gut anbringen läßt, syste-

matische Zusammenfassungen vorzunehmen". — Auf der Oberstufe der Gymnasien wäre „die Lehre vom Baue und der Geschichte der Erde als Schlußstein des naturgeschichtlichen Unterrichtes in die oberste Klasse zu verlegen". — In der Zoologie hätte man — nach einem Hauptleitsatz der Pädagogik — vom Einfachen auszugehen, um zu dem Komplizierteren zu gelangen (analog wie in der Botanik), somit mit den Urtieren zu beginnen und zum Schlusse erst die Wirbeltiere und den Menschen zu behandeln (vgl. diese Zeitschrift 1913, S. 532 ff.; Anm. d. Ref.).

Im übrigen wiederholt Verf. den Normallehrplan für Realgymnasium und für Realschule rücksichtlich des Unterrichtes der Naturgeschichte.

72. Hans Beyrer, Beobachtungen über das Etiolment bei Wasserpflanzen. Progr. des k. k. Staats-Oberrealgymnasiums in Tetschen a. E 1913. 16 SS. mit 1 Tafel.

Mit den nachbenannten Wasser-, bezw. Sumpfpflanzen wurden Parallelversuche angestellt, um den Einfluß eines gänzlichen Lichtmangels auf deren Gestaltungsvorgang zu ermitteln: *Lysimachia nummularia*, *Hippuris vulgaris*, *Myriophyllum verticillatum*, *Elodea canadensis* und *E. densa*. Die Pflanzen „kamen teils submers, teils in verschiedene Wassertiefe; es wurde jeder Versuch gleichzeitig bei absolutem Lichtabschluß und im Lichte angestellt und oftmals wiederholt". Beide Versuchsreihen wurden überdies sowohl in einem dunstgesättigten als auch in einem relativ trockenen Raume vorgenommen. „Der dunstgesättigte Raum wurde durch große Glasstürze, welche über die Versuchsgefäße gestülpt wurden, hergestellt. Die Versuche im Lichte befanden sich in einem Raume, in welchen Oberlicht gelangte. Zur Aufstellung der Dunkelversuche diente eine große Dunkelkammer. Die Temperatur war in beiden Räumen nahezu dieselbe, 14° bis 17°; das Wasser wurde, namentlich bei den verdunkelten Pflanzen, wegen der sehr intensiven Pilzentwicklung, öfters gewechselt."

Von jeder Pflanze wurde sodann die Zuwachsgröße bestimmt, die Ausbildung der Gewebe und der Zellinhalt gelegentlich am Mikroskope untersucht. Für jede einzelne Art sind die Befunde detailliert angegeben. Die Ergebnisse der angestellten Versuche faßt Verf. zum Schlusse folgendermaßen zusammen:

„1. Bei allen Formen erfolgte im Dunklen ein gesteigertes Gesamt- und Internodienwachstum; das letztere zeigte sich bei *Lysimachia* und *Hippuris* meist an den mittleren Internodien am stärksten; bei *Myriophyllum* und den beiden *Elodea* auch an den unteren Internodien. Die zur Entwicklung gelangende Internodienzahl war bei allen Pflanzen im Licht und Dunkel dieselbe.

2. Die Querschnittgröße der Stammteile reduziert sich meist bis zur Hälfte der normalen Größe.

3. Die Blätter erfahren überall eine Verkleinerung ihrer Fläche, meist (*Lysimachia*, *Hippuris*, *Myriophyllum*) auch eine Formveränderung, sowie in allen Fällen eine Veränderung ihrer Stellung.

4. Das Verhalten der Blätter im dunstgesättigten Raume bei Licht und in Dunkelheit bestätigt auch für Wasserpflanzen die von J. Wiesner (1891) gemachten Beobachtungen.

5. Die Wachstumsintensität ist im allgemeinen bei etiolierten Formen größer; die submersen *Lysimachia* und *Hippuris* zeigen außerdem auch im dunstgesättigten Raume bei Verdunkelung eine Steigerung der Intensität des Wachstums.

6. An Blättern oder in Blattachseln auftretende Trichome bei *Myriophyllum* erfahren im Etiolement eine bedeutende Verlängerung und Vermehrung.

7. Eine Wurzelbildung im Dunkeln konnte nur bei *Myriophyllum* bemerkt werden.

8. Alle etiolierten Stengel und Blätter zeigen entweder gar keine Inhaltskörper, oder die wenigen vorkommenden finden sich in den Schutz-, bezw. Stärkescheiden um den Leitstrang herum. Namentlich konnten daselbst Spuren von kleinkörniger Stärke nachgewiesen werden. Anthokyan und Gerbstoffe (bei *Lysimachia* und *Hippuris*) wurden in den etiolierten Exemplaren nicht beobachtet.

9. Die Teilnahme der einzelnen Gewebearten in Stengel und Blättern an Etiolement ist eine verschiedene. Bei allen erfahren die Zellen eine Längsstreckung. Die Gewebedifferenzierung erscheint nicht so ausgeprägt wie an grünen Pflanzen und die Gewebe zeigen vorherrschend parenchymatischen Charakter. In erster Linie sind diese Erscheinungen im Leitstrang bemerkbar. Die Elemente des Sieb- und Holzteiles sind überwiegend Sieb-, bezw. Holzgeleitzellen; Siebröhren und Gefäße sind nur wenige vorhanden und diese klein und mit sehr wenig verholzten Wänden. Dagegen erfahren der Markteil, das Rindenparenchym und die Epidermis eine Vergrößerung durch Zellvermehrung, doch sind die Zellen ebenfalls im Querschnitt meist kleiner, und ist die *cuticula* bei Dunkelpflanzen nur gering verdickt und nicht gewölbt.

10. Die als Versuchsobjekte benützten Pflanzen reagieren nicht mit derselben Geschwindigkeit auf Verdunkelung. Bei weitem am raschesten zeigte *Lysimachia* Etiolementerscheinungen, dann *Hippuris*; erst nach einer längeren Zeit reagierte *Myriophyllum* und zuletzt *Elodea*".

Die beigegebene Tafel bringt Bilder von Stengelquerschnitten im Dunklen und im Lichte gehaltener Pflanzen von: 1. ***Hippuris vulgaris***, 2. ***Lysimachia nummularia***, 3. ***Myriophyllum verticillatum***.

73. **Dr. Heinrich Fuchsig. Häufigere Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen zu starke Transpiration.** Progr. der k. k. Staats-Realschule in Wien VII. 1913. 10 SS.

Nach einem sehr kurzen übersichtlichen Bilde der Schutzeinrichtungen bei Pflanzen trockener Standorte gegen übermäßige Wasserabgaben durch die Blätter geht Verf. über zur Mitteilung der von ihm in der Zeit von Juni 1909 bis Juni 1910 ausgeführten Transpirationsbestimmungen der Fiederblätter und der Phyllodien von *Acacia heterophylla* und *A. melanoxylon*. Bei einer Versuchsreihe wurden die Blätter, bezw. die Phyllodien durch eine entsprechende Öffnung im Korke in eine mit Wasser nahezu voll gefüllte Flasche so gesteckt, daß der Stiel 1—2 cm in das Wasser tauchte. Nach gehöriger Verkittung des Korkes wurde das Ganze abgewogen und im diffusen Tages- oder im direkten Sonnenlichte transpirieren gelassen. Hierauf wurde abermals gewogen, das Frischgewicht des Versuchsobjektes bestimmt und die Transpirationsgröße für 1 g dieses berechnet. — Eine zweite Versuchsreihe wurde so angestellt, daß man die Blätter und die Phyllodien, nach Verschluß ihrer Schnittfläche mit Kitt abwog, eine bestimmte Zeitlang ohne Wasserzufuhr liegen ließ, nachher abermals abwog und daraus die Transpirationsgröße für 1 g Frischgewicht ermittelte.

Die Versuche mit Wasserzufuhr ergaben: 1. die Phyllodien transpirieren bedeutend weniger als die ganz offenen oder halb geöffneten Fiederblätter, ungefähr gleichviel wie die geschlossenen; 2. die Transpiration der Phyllodien ist eine viel gleichmäßigere. — Die Versuche ohne Wasserzufuhr lehrten, daß die Fiederblätter weit mehr transpirieren als die Phyllodien. Führt man solchen welk gewordenen Organen nachträglich Wasser zu, so erholen sich die Blätter gar nicht oder nur schwer, die Phyllodien gewöhnlich alle wieder.

Daraus ergeben sich die Vorteile der Phyllodienbildung für die Pflanze. Diese derberen Organe sind imstande, ungünstige Transpirationsverhältnisse länger zu ertragen und zu überdauern, ohne dabei Schaden zu leiden, während sie gleichzeitig ihre Assimilationsfähigkeit fortzusetzen vermögen, was bei den Fiederblättern nicht der Fall ist, sobald sich diese infolge starker Wasserabgabe schließen.

Bau, Lage und Zahl der Spaltöffnungen weichen bei Fiederblättern und Phyllodien nur wenig voneinander ab, dagegen weisen die Epidermisaußenwände der Phyllodien eine viel stärkere Verdickung und Kutinisierung auf.

Pola. R. Solla.

---

74. Artur Rychnovsky, Entwicklung der Teerfarbenindustrie. Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Mähr.-Ostrau 1913. 24 SS.

Es liegt eine recht hübsche Arbeit vor: in einer flotten, blumenreichen Sprache werden klar und übersichtlich viele interessante Dinge vorgetragen bei liebevollem Eingehen auf die führenden Persönlichkeiten in dem so enorm wichtigen Industriezweige. Verf. gedenkt zuerst der ältest bekannten künstlichen organischen Farbstoffe, der Pikrinsäure und des Muaxids, erwähnt das von Reichenbach 1832 dargestellte Pittakall, ferner die Rosolsäure Runges. Sodann wird gesprochen von der Entdeckung des ersten Anilinfarbstoffes, des Mauveïns, sowie von der des Fuchsins. Es wird weiter hervorgehoben, daß mit der Angabe der zweckmäßigsten Umwandlung des Benzols in Anilin durch A. W. Hofmann „Das Fundament der modernen Farbenindustrie fertig“ war.

Als erstes Beispiel des durch die Kekulésche Benzoltheotie günstig beeinflußten Farbstoffaufbaues wird die glänzende Alizarinsynthese von Gräbe und Liebermann hingestellt, über die Verf. Adolf von Baeyer kurz berichten läßt. Darauf folgen Angaben über das Verhalten der Militärverwaltungen zur Krappindustrie. Weitere Bemerkungen sind den von Baeyer entdeckten Phtaleïnen, dem von Caro erzeugten Eosin und anderen Substitutionsprodukten des Fluoreszeïns gewidmet.

Nun wendet sich der Verf. den Azofarben zu, denen mehr als die Hälfte der verbrauchten Farbstoffe angehört. Darauf bringt er höchst interessante Mitteilungen über den Indigo: der Waid Mitteleuropas, der erbitterte Kampf mit seinem indischen Konkurrenten und des letzteren Sieg, die Arbeiten Baeyrs, durch die die Konstitution des Indigmoleküls auf experimentellem Wege festgestellt ward, und endlich die künstliche Darstellung dieses „Königs der Farbstoffe“ sind die einzelnen Punkte dieses hübschen Abschnittes.

An den Indigo schließt sich eine längere Betrachtung über den Purpur und weiter eine Notiz über die Schwefelfarbstoffe.

Verf. konstatiert sodann, daß die Teerfarbenindustrie außer der Aufgabe, aus dem Pflanzen- und Tierreich stammende Farben durch künstliche zu ersetzen, noch andere wichtige Aufgaben zur Zufriedenheit gelöst hat: sie hat uns die Mittel an die Hand gegeben, die Erreger schwerer Krankheiten sichtbar zu machen, resp. sie zu entdecken, und sie liefert uns die Heilmittel, welche die Serumtherapie und die Chemotherapie benötigen.

Wien. Joh. A. Kail.

---

75. **Regierungsrat Direktor Anton Rebhann, Über die Einrichtung des schulärztlichen Dienstes** an der Staats-Realschule und dem Staats-Reform-Realgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirke. Progr. der genannten Anstalten. 1913. 6 SS.

„Zweck meines Referates ist, an den Ergebnissen der an meiner Anstalt bestehenden schulärztlichen Einrichtung die Dringlichkeit ihrer Einführung an unseren Mittelschulen nachzuweisen, aber auch zu zeigen, daß diese Einführung nicht so schwierig ist, als es den Anschein haben mag, und vor allem, daß sie an unseren Mittelschulen ... auch ohne Inanspruchnahme staatlicher Mittel möglich ist" (S. 18).

„Der ... schulärztliche Dienst besteht in einer allgemeinen Untersuchung sämtlicher Schüler am Beginne des Schuljahres und in einem Überwachungsdienste während des ganzen Schuljahres" (S. 18). „Untersucht werden ... alle Organe, und zwar auf Grund der im k. k. Schulbücherverlage erschienenen 'Gesundheitsscheine'; sie sind für acht Jahre berechnet, begleiten also die Schüler durch alle Klassen, so daß deren Gesundheitszustand während ihrer ganzen Studienzeit in Evidenz gehalten wird" (S. 19).

Verf. bringt die Ergebnisse der Untersuchungen, die am Beginn des Schuljahres 1912/13 an 506 Schülern durchgeführt (S. 19 und 20), sowie daran anschließend kurze Bemerkungen, die ärztlicherseits „im Festsaale der Anstalt vor einem äußerst zahlreichen und distinguierten Auditorium" gemacht worden sind (S. 21). Während des Schuljahres finden je nach den Umständen allgemeine oder partielle Untersuchungen von Schülern statt, die sich selbst melden oder deren Vorführung von dem Klassenvorstande, dem Turnlehrer oder dem Direktor ... für angezeigt gehalten wird. Die Befunde dieser Untersuchungen werden in einem eigenen Journal eingetragen" (S. 22). „Selbstverständlich finden alle Ergebnisse ... nicht nur die entsprechende unverzügliche Verwertung in der Schule, sondern sie werden auch den Eltern behufs Veranlassung der eventuell notwendigen haus-, bezw. spezialärztlichen Behandlung zur Kenntnis gebracht" (S. 22). Eine Ordination, bezw. ambulatorische Behandlung seitens der Schulärzte findet nicht statt. Das den zwei Schulärzten gezahlte Honorar wurde „aus den Beiträgen der Schüler für die körperliche Ausbildung" bestritten. Verf. rechtfertigt diesen Modus und gibt die Verrechnung der diesbezüglichen Beiträge für das Schuljahr 1912/13, die mit einem Aktivsaldo von K 912·71 schloß (S. 23), und fügt daran „einige Worte über die Sprechstunde im Lichte des schulärztlichen Dienstes", die lesenswert sind.

Von wahrer Selbstbefriedigung des Verf. gibt der Schlußpassus der originellen Programmarbeit Zeugnis, der da lautet: „Das ist der schulärztliche Dienst an meiner Anstalt und seine Wirkung. Er befriedigt Lehrer und Eltern, namentlich letztere hängen nunmehr nach den gemachten Erfahrungen ohne Ausnahme mit Begeisterung an der Institution" (S. 24).

Wien. Joh. A. Kail.

---

76. **Dr. Alfred Engel, Was können wir für begabte Schüler tun?** I. Teil: Kritische Bemerkungen. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Smichow 1913. 24 SS.

Die Arbeit behandelt folgende Fragen: 1. Leichte oder schwere Schulen? 2. Sonderschulen für Begabte. 3. Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe, die individuelle Erziehungsmethode. — Unter Aufwand einer großen Belesenheit gibt der Verf. eine Übersicht der Versuche und Vor-

schläge, in der Mittelschule den Begabtesten und den Minderbegabten gerecht zu werden. Leider mangelt den Ausführungen im ganzen und in Einzelheiten die Klarheit und Einheitlichkeit. Es liegt zwar nur der erste, der kritische Teil vor, allein man sollte schon jetzt aus der Prüfung der einzelnen Ansichten wenigstens die Richtung erkennen, aus der das kommende Licht zu erwarten ist. Im ersten Hauptstück fordert der Verf. eine schwere Schule; im zweiten verwirft er die Aussonderung der begabtesten Schüler; im dritten tritt er den bisherigen Versuchen und Vorschlägen für Individualisierung, den Sonderkursen in einzelnen Fächern entgegen. Er bekämpft Petzoldt, Ostwald und Raschke, ohne ihnen gerecht zu werden, wo ihnen auch ein Gegner zustimmen kann, wie es etwa Leclair tat (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1909, S. 844 ff.). Als Beispiel von Unklarheit sei folgende Stelle herausgegriffen: „Das Problem einer pädagogischen Neuorientierung gehört längst nicht mehr der Schule allein an, es ist im Laufe der letzten Jahre zum sozialpolitischen geworden. Heute ist der Ruf nach einer notwendigen Auslese weder den Interessen des Individuums noch der Gesamtheit zuwiderlaufend, so daß der Wunsch nach einer neuen Rekrutierung, einer geänderten Eingliederung in die pädagogischen Großbetriebe nur das still getragene Leiden der Lehrer sein dürfte".

Die Klage wegen Überbürdung als einen Irrtum abzutun, ist ebenso vorschnell, als die Angstrufe vielleicht übertrieben haben. Überbürdung wird durch den Lehrplan allein nicht erzeugt und nicht beseitigt, sondern auch durch den Unterrichtsbetrieb.

Dem Mittelgut der Schüler wird der Verf. nicht gerecht; gegen die Minderbegabten zeigt er ausgesprochene Abneigung. Und doch ist die Tüchtigkeit des Durchschnitts eines Volkes für den Staat von der größten Bedeutung. Feine Köpfe, Leute, die mit dem Rüstzeug hoher Bildung ausgestattet sind, gibt es auch in — Portugal oder auf dem Balkan; am besten aber steht es um Völker, wo die Bildung nicht das Vorrecht weniger, sondern ein Gemeingut ist. Im Jahre 1866 hat uns der preußische Schulmeister geschlagen. Wir haben die Nutzanwendung gezogen und das Volksschulgesetz eingeführt. Es gibt manche Stelle, zu der ein geringer Umfang an Fachkenntnissen ausreicht, und doch werden nur Leute mit hoher Ausbildung hingesetzt. Die meisten Menschen brauchen nicht Großtaten zu verrichten, sie müssen aber in den alltäglichen Verpflichtungen treu und zuverlässig sein. Das hat mancher hochbegabte Jüngling nicht gelernt und scheitert daher im Leben, während der bescheidene Nachzügler, für den er in der Schule höchstens Mitleid hatte, mit gleichem, stetigem Schritt vorwärts kommt.

Das sind einige Randbemerkungen zu der Arbeit, deren richtige Beurteilung freilich erst möglich sein wird, bis auch der zweite Teil vorliegt.

Wien. A. Stangl.

Eingesendet.

Bericht über die Tätigkeit des Wiener Neuphilologischen Vereins im Jahre 1913.

Die äußere Vereinsgeschichte beschränkt sich auf Veränderungen im Ausschuß. Für Prof. Reitterer wurde Prof. Wurth zum Kassenwart, zum Schriftführer Prof. Brandl und zu Kassenrevisoren Direktor Sokol und Prof. Luick gewählt. Leider ist auch der Tod zweier verdienter Mitglieder zu beklagen. In der Oktobersitzung hielt Hofrat Schipper einen

Nachruf auf den feinsinnigen und liebenswürdigen Lektor der französischen Sprache Mathieu und im Dezember Hofrat Meyer-Lübke dem Lektor der spanischen Sprache Rudolf Beer, der den Verein von der Gründung an mit Rat und Tat förderte, durch seine Arbeiten über spanisches Schrifttum, besonders Cid, Aufsehen erregte und als Leiter der Handschriftenabteilung der Hofbibliothek und als Herausgeber ihrer Schätze der berufene Vertreter mittellateinischer Literatur an unserer Universität geworden wäre.

Nach den großen Erfolgen, die der Verein in den letzten Jahren bei der Neugestaltung des Mittelschulwesens für den neusprachlichen Unterricht errungen, darf es nicht wundern, wenn von den zehn Vorträgen des Jahres nur zwei pädagogische Fragen berührten. Am ersten Abend zeigte Prof. Arnold, wie weit Schiller in den „Räubern", die freilich ein Menschenalter früher spielen, sachlich und sprachlich die kirchen- und profangeschichtlichen Zustände seiner Zeit dargestellt hat. Dabei kamen neue Ergebnisse über die Räuberschlacht und deren Örtlichkeit, den Böhmerwald, zu Tage. In der zweiten Monatsversammlung gestaltete Prof. Wyplel seine neue Art, die Sprache von der Wirklichkeit aus zu betrachten, weiter aus, indem er aus der Beziehung des Wortes zur Wirklichkeit, aus der Zweiteilung der Intransitiven, aus den Satzäquivalenten (mit einem konkreten Bestandteil), aus den konkreten Sätzen (mit zwei bis drei konkreten Bestandteilen entsprechend dem Typus der Veränderung und Zusammensetzung) und aus den abstrakten Sätzen, die dieselben Typen aufweisen, neue Aufgaben für Forschung und Unterricht erschloß. Im März besprach Prof. Latzke die Aufnahme Roseggers in Frankreich, Reuß, der ihn 1890 zuerst einführte, Seillières, der 1902 durch einen Artikel in der *Revue des deux mondes* seine Einreihung unter die Schulautoren erwirkte, und das mit Ausnahme der literarischen Zusammenhänge und der historischen Entwicklung erschöpfende Bild, das Vulliod dem französischen Lesepublikum von dem Leben und dem Werke Roseggers geschenkt hat. Prof. Standenath gab eine Geschichte der indogermanisch-mythologischen (Grimm), indischen (Benfey) und anthropologischen Märchentheorie Tylors, welchen die polygenetische Forschung Bédiers und Rittershaus' ein Ende machte, und würdigte die psychanalytische Methode der Freudschen Schule, nach den Wunschphantasien meist kindlichen Seelenlebens das Gemeinsame der Traum- und Märchensymbolik sind. Im Mai sprach Frl. Steiger über Goethes Faust in England und Amerika, seine Entdeckung vor hundert Jahren durch die englische Übersetzung von Mme. de Staëls Buch „De l'Allemagne", seinen Einfluß auf Byrons Manfred, Longfellows erstes Faustkolleg in Amerika, über Illustratoren (Retzsch), Übersetzer (Anster und Taylor), Kritiker (Carlyle und Hayward) und räumte mit Rücksicht auf Theateraufführungen, Goethe-Gesellschaften und Literatur Amerika den Vorrang vor England ein. Vor der Juniversammlung berichtete Prof. Becker über Bédiers letzte Ergebnisse auf dem Gebiete der altfranzösischen Epenforschung, die unser Urteil von der Entstehung nicht nur des altfranzösischen Epos vollkommen verändert haben. Nach Bédier wächst die epische Überlieferung nicht unmittelbar aus dem geschichtlichen Ereignis heraus, sie erwacht, wie er an der Geschichte von Berta und Mainet und am Rolandslied zeigte, nach langer Zwischenzeit unter dem Einfluß bestimmter lokaler Interessen bei Berta und Mainet sind dies die Pilgerzüge nach Aachen, beim Rolandslied die von Clugny aus gepredigten Kreuzzüge nach Spanien, und regt so den Dichter auf Grund eigener Erfindung und eigener Inspiration an. Nach den Ferien schilderte Prof. Jellinek Gliederung, Lehrplan und Besoldungsverhältnisse des mittleren Schulwesens in Dänemark und gab ein Stundenbild des Deutschunterrichtes, dem er in Hessingör beiwohnte. Am selben Abend forderte Prof. Castle den Wandlungen im metonymischen Gebrauch des Wortes Stil entsprechend eine Stilistik in drei Teilen, deren erster den Stil der Zeiten und Völker, deren zweiter den der Individuen und deren dritter die verschiedenen Möglichkeiten

des künstlerischen Schaffens umfaßt. Am nächsten Abend vermutete Prof. Becker in der Quelle, die Graf Wilhelm von Flandern Chrétiens für den Parceval lieh, ein Gaweinbuch, leitete Chrétiens Vorstellung von Artus aus Wace ab, ließ ihn Christentum und Dümmlingsmotiv in „Barlaam und Josaphat" vereinigt finden und sah seine dichterische Leistung in der symbolischen Einkleidung des Werdeganges eines unerfahrenen Helden, der ins Leben hinausgeführt wird, Weisheitslehren erhält und Ritterlichkeit und die letzten Wahrheiten unseres Glaubens kennen lernt. Den Schlußvortrag hielt Prof. Lederer über die zeitgenössische Beurteilung Ifflands als Schauspieler und Dichter, seine Persönlichkeit, Mittel und Art der Darstellung, Rollenkreis und Gastspielreisen, besonders sein Wiener Gastspiel 1801 auf Grund der Zeitschrift für die elegante Welt, Jahrgang 1802—1803, und des Freimütigen, Jahrgang 1804—1806.

Wien. Rudolf Sonnleithner.

Die Bergstadt.

Monatsblätter herausgegeben von Paul Keller. Breslau, Wilhelm G. Korn. Preis des Heftes K 1·20.

Das Märzheft der „Bergstadt" bringt als literarische Gabe das zweite Kapitel aus dem bisher noch nicht erschienenen dritten (Schluß-) Bande des Romans „Stephana Schwertner" von Enrika v. Handel-Mazzetti mit einer ausführlichen Einleitung von E. M. Hamann. Unter den illustrierten Beiträgen ist an erster Stelle die fesselnde Schilderung Persiens: „Vom sterbenden Sonnenlande" des Orientforschers Ewald Banse zu nennen, der sechs prächtige Farbendrucke nach Originalen des Malers H. Buchwald beigegeben sind. Reichen Bilderschmuck hat auch die Plauderei „Malerische Dorfkirchen Schlesiens" von Fr. Mielert, ferner die humorvollen Kulturbilder aus dem Kassubenlande: „Der Dorfschulmeister jenseits der Welt" von Seefried-Gulgowski und der Bericht über ein „vorzeitliches Gräberfeld" bei Gmunden von R. v. Mandelsloh. In Bergstädters Bücherstube begutachtet E. M. Hamann „Literarisches Strandgut". Proben von Lyrik bieten G. Eberlein, C. K. Schmidt, Margarete Windthorst, R. Rieß, Hans Herbert Ulrich u. a. Ernstes und Heiteres aus alter Zeit bringt wieder die Abteilung „Aus Großvaters Bücherschrank" und die neuesten Zeitereignisse glossiert mit feiner Satire Caliban im „Lokalanzeiger". Als musikalische Spende hat Alexander Menzler ein hübsches „Abendlied" beigesteuert. Sechs schöne Kunstbeilagen zieren das $7^1/_2$ Bogen starke Heft. — Diese Zeitschrift eignet sich besonders für die Familien der Mittelschullehrer, denen sie hiemit empfohlen sei.

Vor einigen Wochen hielt der Verein „Deutsche Heimat" seine achte Jahreshauptversammlung in Wien ab, die sich eines guten Besuches erfreute. Der Obmann der Hauptleitung Dr. Eduard Stepan erstattete den Rechenschaftsbericht, der einen recht erfreulichen Aufschwung dieses so notwendigen, auf nationaler Grundlage fußenden Vereines für Heimatkunde, Heimatschutz und deutsches Kulturleben in Österreich aufweist. Der Obmann schilderte, welch schweren Kampf der Verein in den ersten sieben Jahren zu kämpfen hatte; doch haben zahlreiche Aufklärungsversammlungen, Zeitschrift und Flugschriften eine gründliche Änderung in den Verhältnissen herbeigeführt. So ist der Mitgliederstand seit 1911 von 2724 auf 7697 gestiegen. Aus dem Rechenschaftsberichte wollen wir

besonders hervorheben: Im abgelaufenen Jahre hielt der Verein 598 Vortrags- und Lichtbilderversammlungen ab, gab Flugschriften über Volkskunde und Heimatschutz heraus, seine Bauberatungsstelle hat in 75 Fällen vollständig zur Zufriedenheit der Gesuchsteller Pläne und Skizzen unentgeltlich ausgearbeitet, für Erhaltung von Denkmälern und direkte Zwecke des Heimatschutzes wurden bei K 5000 verausgabt, die Volkskunst und Hausindustrie wurde durch Kurse und Schulen und die leider aufgelassene Verkaufsstelle in Linz mit einem Aufwande von rund 6000 K gefördert, ohne Verkaufsvermittlung, für das Archiv und die Lichtbildersammlung sowie die „Deutsche Bücherei" wurde die bedeutende Summe von 6000 K aufgewendet, die Bibliothek umfaßt 1500 Bände, die Diapositivsammlung rund 3000 usw., durch eine hochherzige Spende konnten auch beim Pfahldorf am Attersee und in der Fundsammlung daselbst geordnete Zustände geschaffen werden. Die Zeitschrift erscheint in einer Auflage von 10.000 und findet allseits Anklang; weiterhin wird es auch möglich sein, daß sie pünktlich am 1. jeden Monats erscheint. Das Volkslied, der echte deutsche Volkstanz, Sitten und Bräuche erfuhren durch Kurse, Preise usw. Förderung. Eine Reihe prächtiger Publikationen, wie: die Heimatkunde von Litschau, die Kunstgeschichte der Gmundner Gaue, das Kinderparadies von Johann Nepomuk Vogl, die Baudenkmale von Baden usw. erfreuten sich einer guten Aufnahme. Die Ausstellung, die der Verein im Dezember 1913 in Wien veranstaltete, ist noch in aller Gedächtnis und hat in fachlicher Beziehung dem Verein einen vollen Erfolg gebracht, ohne daß er eine bedeutende Belastung zu tragen hatte. Arbeitsministerium, die Stadt Wien, der niederösterr. Landtag, Fürst Liechtenstein und zahlreiche einzelne Personen haben im abgelaufenen Vereinsjahre ganz hervorragend die Ziele des Vereines finanziell gefördert. — Der Bericht des Obmannes wurde mit Beifall zur Kenntnis genommen und dem Ausschusse der Dank und die Anerkennung ausgesprochen. Mit Rücksicht auf ihre ganz hervorragenden Verdienste um die Vereinsinteressen wurden hierauf einstimmig der Großindustrielle Karl Dittrich, der Abgeordnete Karl Kittinger, der regierende Fürst Liechtenstein, Dr. Peter Rosegger, Ministerpräsident Karl Graf Stürghk und Erlaucht Wilhelm Graf Wurmbrand-Stuppach zu Ehrenmitgliedern und nach einer Satzungsänderung für das Jahr 1914 Ernest E. M. Graf Wurmbrand-Stuppach zum Ehrenpräsidenten gewählt

Anfangs Oktober verschied unser treuer Mitarbeiter

Professor Dr. Karl Burkhard,

56 Jahre alt, nach längerem schweren Leiden im Süden unserer Monarchie, viel zu früh für Schule, Wissenschaft und seine vielen Freunde. Der gesinnungstüchtige deutsche Mann erfreute sich als Lehrer allgemeiner Beliebtheit und als eifriger Fachgelehrter auch im Auslande verdienter Anerkennung.

Nach zuverlässigen Mitteilungen starb während der Kämpfe in Galizien den Heldentod unser geschätzter Mitarbeiter

Professor Dr. Richard Findeis;

ein hervorragender Lehrer und hoffnungsvoller Gelehrter, ein Mann von lauterer Gesinnung, erfüllt von dem Glauben an Österreichs Zukunft, ist mit ihm dahingegangen.

Die Redaktion.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die römische Konsulliste.

Matzat hatte am Schluß seiner Römischen Chronologie I 353 ein vernichtendes Urteil über den geschichtlichen Wert der römischen Fasten gefällt. Er nannte die am Ausgang der Republik neugeordnete römische Zeittafel, wie sie um 36 v. Chr. am Forum in Marmor eingehauen war[1]): „scheinbar das schönste und sicherste Denkmal ihrer ruhmreichen Geschichte", tatsächlich das Endprodukt eines Verderbnisprozesses, wie ihn wohl kaum eines anderen Volkes Überlieferung durchgemacht hat". Sein Urteil ist vielfach bekämpft worden und hat einer konservativeren Beurteilung Platz gemacht. Keineswegs aber so, daß damit die Einwände Matzats, die vielfältig berücksichtigungswert waren, völlig widerlegt worden wären.

Und anderseits haben zahlreiche moderne Forscher Matzats radikaler Kritik folgend, dem älteren Teil der Fasten all und jede Glaubwürdigkeit abgesprochen, was endlich dazu geführt hat[2]), daß überhaupt an der Existenz von Konsuln vor dem Licinischen Gesetze 367 v. Chr. gezweifelt worden ist.

Da wird eine kurze Übersicht über die Fastenforschung durchaus am Platze sein, eine solche, die geeignet ist, auch weitere Kreise zur Urteilsfällung mit heranzuziehen. Hoffentlich wird es der folgenden Untersuchung gelingen, glaubhaft zu machen, daß die Eponymenliste selbst alt und echt ist, daß dagegen die

---

[1]) Mommsen, Röm. Forschungen II 58 f. Abgesehen von Ungers, Holzapfels, Cichorius' Arbeiten s. die Erörterungen in meiner Röm. Chronologie; Fruin, Neue Jahrb. f. klass. Philol. CIL (1894) 103; Binder, Die Plebs 448 f.

[2]) L. M. Hartmann, Wiener Studien 1912, XXXIV 265; Giorgi, *I fasti consolari e la critica* (Reale Acad. dei Lincei 1911); E. Kornemann, Der Priesterkodex in der Regia 1912, Klio XIV (1914) 190 f.

antiquarischen Zusätze und wissenschaftlichen Erweiterungen ihrer Angaben späterer Herkunft, oft von geringem geschichtlichen Werte sind[1]).

I.

Arten der Fasten.

Jene so völlig abweisende Beurteilung der Fasten, wie sie Matzat ausgesprochen hat, wäre unmöglich gewesen, wenn man beachtet hätte, welches die ursprüngliche Gestalt der Eponymenliste gewesen ist, und wiesehr dieselbe von den *fasti Capitolini*, welche Augustus an der Regia öffentlich ausstellen ließ, abwich[2]).

Seit Matzats Vermutung und namentlich auch nach Leuzes Darlegungen[3]) (Röm. Jahrzählung 257) kann es als ausgemacht gelten, daß die Kapitolinischen Fasten in vielfacher Beziehung von dem *liber annalis* des Atticus abhängig gewesen sind, auf den Studien der Altertumsforscher von Varro und Verrius Flaccus sowie auf ähnlichen antiquarischen Werken und Forschungen beruhen[4]). Die Vorlagen dieser hatten im Gegensatz zu den gewöhnlich gebrauchten Fasten in den Geschichtswerken (bei Livius, Dionys, Diodor) Vaters- und Großvatersnamen hinzugefügt und konsequent das *cognomen* oder die *cognomina* hinzugetan, obgleich dieselben noch im II. Jahrhundert v. Chr. bei offiziellen Akten zu fehlen pflegten.

Weiter hatte Leuze[5]) mit Recht auch von mehreren antiquarischen Zusätzen, welche die Kapitolinischen Fasten enthalten,

---

[1]) Damit werden zugleich die neuesten radikalen Angriffe von E. Pais, *A proposito dell' attendibilità dei Fasti* (Reale Acad. dei Lincei 1908) in die Schranken gewiesen.

[2]) Es ist das große Verdienst von Giovanni Costa, daß er durch Beseitigung der Zutaten, welche die alte Eponymenliste durch die Antiquare und Geschichtskenner erhalten hat, diese in ihrer ursprünglichen Bedeutung festgestellt hat. Vgl. *L'originale dei fasti consolari* (1910). *I fasti consolari Romani* I 1 und I 2, besonders auch I 1 „*Unificazione dei fasti consolari*". Dieses Verdienst Costas anerkennen, heißt nicht auch alle einzelnen Versuche Costas billigen, die Differenzen zwischen den Fastenlisten auszugleichen. Hiebei hat er mehrfach (vgl. seine Theorie von 'Bustrophedismus') des Guten zuviel getan.

[3]) Das Material, um die Echtheit der ältesten Fasten zu prüfen, ist neuerdings gut zusammengetragen von Kornemann, Der Pristerkodex der Regia (1913) 57 f.

[4]) Binder, Die Plebs 433.

[5]) Leuze, Röm. Jahrzählung 256; vgl. Nepos Atticus 18, Cic. Brutus 14. Leuze hebt u. a. richtig hervor: da Nepos gerade dieses „Hineinweben" von genealogischen Notizen (so in der Form der Beifügung des Vaters- und Großvatersnamens) als ein besonderes Verdienst und als eine originelle Leistung des Atticus (*quod difficillimum fuit*) bezeichnet, so scheint mir dieser Punkt als ein besonders schlagendes Indizium für die Abhängigkeit der Kapitol. Fasten von Atticus' *Liber annalis*.

gezeigt, daß sie diese größtenteils erst durch die letzte Bearbeitung erhalten haben können. Auf einen Zusammenhang der Kapitolinischen Fasten mit den Studien der Antiquare Varronischer Zeit deuten namentlich die Notizen über das erste Vorkommen staatsrechtlicher Neuerungen (z. B. *consules e plebe primum creari coepti)*; auf antiquarische Studien weisen ferner die Bemerkungen hin über das Aufkommen eines Beinamens[1]).

Hinsichtlich der *consules suffecti* hat Fruin[2]) gezeigt, daß dieselben vor etwa 450 ursprünglich nicht angegeben waren. Die darauf bezüglichen Angaben sind bis zum Pyrrhuskrieg hinab meist verdächtig, da sie dem Bestreben adeliger Familien dienten, einem ihrer Angehörigen eine ehrenvolle Stelle in den Fasten zu verschaffen.

Nur hat man hier nicht immer mit Fruin an eine absichtliche Fälschung zu denken. Gerade derartige Angaben werden sich in den Familienarchiven erhalten, vielleicht hie und da willkürlich ergänzt, nicht minder oft aber authentisch gewesen sein. Sie gehören zu den Ergänzungen, wie sie gelehrte Altertumsfreunde herausgefunden zu haben glaubten und dabei wohl manchmal ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit geworden sind. Seltener waren sie betrogene Betrüger, die durch bloße Erfindungen den Glanz eines Adelsgeschlechtes zu erhöhen bestrebt waren.

Auch die Notizen der Annalen über *interregna* waren in die älteren Fasten noch nicht aufgenommen. Die genannten *interreges* waren gar nicht einmal authentisch überliefert, sondern sind für die ersten Jahrhunderte der Republik teils durch Kombination, teils durch die Angaben von *elogia* und *laudationes* dargeboten und dann nachgetragen worden[3]).

Sicherlich fehlten in der älteren Eponymenliste auch die Diktatoren! Solche Erwähnungen mögen vielfach schon vor dem *Liber annalis* in die Fasten aufgenommen sein; alt sind sie jedenfalls nicht[4]). Der Beweis hiefür beruht auf der Tatsache, daß manche der wichtigsten älteren Diktaturen an verschiedenen Stellen angegeben sind[5]) und mehrfach Diktaturen erwähnt werden, von denen ältere Quellen schweigen[6]). Sicherlich ist auch die Hinzufügung der diktatorischen Kompetenzen jüngeren Datums. Es bedarf hiefür keines weiteren Beweises, ein Hinweis auf Bandels Dissertation „Die römischen Diktaturen" (S. 2 f., 32) dürfte hin-

---

[1]) *Qui postea Africanus, Censorius* etc. *appellatus est*.

[2]) Neue Jahrb. f. klass. Philol. 1894, 103 f. S. auch Cichorius *De fastis cons. ant.* 251 f.

[3]) Wie bei einer Rekonstruktion derartiger antiquarischen Zusätze von den Antiquaren vorgegangen worden ist, hat Fruin a. O. gezeigt.

[4]) Pais, *A proposito dell' attendibilità dei Fasti*, Roma 1908, S. 4.

[5]) Vgl. Bandel, Die römischen Diktaturen (Diss. Breslau) S. 6—12.

[6]) Ebd. S. 7, 9, 13.

reichen [1]), um auch den gläubigsten Anhänger an die Unfehlbarkeit der Kapitolinischen Fasten in dieser Hinsicht zu bekehren [2]).

Die älteste Eponymenliste, nach der bei sakralen Angaben die Jahresszahl bezeichnet ward, enthielt also nur *praenomen* und *nomen* der Konsuln, bezw. der *tribuni militum consulari potestate*. Weiter nichts!

Das muß der Ausgangspunkt aller weiteren Erörterungen über die Echtheit der Konsularfasten sein. Die Eponymenliste ist streng zu scheiden von den historischen Geschichtstabellen, den annalistischen Fasten, welche die mannigfachsten historischen Zusätze, die Diktatoren und Reiterführer, Interregna u. a. m. enthielten; diese aber sind wieder von den noch weiter ergänzten antiquarischen Fasten getrennt zu betrachten, zu welchen Altertumskenner und Familienarchive, *laudationes* und *elogia* das Material geliefert hatten. Diese boten die *cognomina*, die historische Herleitung derselben, Notizen über das erste Vorkommen staatsrechtlicher Neuerungen, namentlich auch Versuche, die Kompetenz der einzelnen Diktaturen festzustellen [3]).

Jene sind vertreten durch die Fasten von Diodor, Livius, Dionys, diese durch die Kapitolinischen Fasten, durch den *Liber annalis* des Atticus und manche Angaben der Varronischen Schriften. Je weniger scharf überall die Grenzlinie zwischen diesen beiden, zwischen annalistischen und antiquarischen Fastenlisten gezogen werden können, desto schärfer heben sich beide ab von der offiziellen Konsulliste, welche nur die *praenomina* und *nomina* der Oberbeamten boten [4]).

---

1) Mein Aufsatz „Ursprung der Diktatur", Hermes 1914, S. 352, hat gezeigt, daß (im Widerspruch mit Mommsen, Röm. Staatsrecht II 1, 158 f.) angenommen werden muß, daß die Diktatur bis zum großen Latinerkrieg 340 v. Chr. ohne Spezialkompetenz gewesen ist. Die Diktatoren *sed. sedandae* a. 315 und 386 sind unecht und die Diktatur des *M. Valerius Maximus* ist, wenn echt, eine *dictatura rei gerendae causa* gewesen. Die Diktatoren jener alten Epoche wurden nur dann eingesetzt, wenn bei einem Bundeskrieg ein Oberfeldherr für das römisch-latinische Bundesheer ernannt *(dictus)* werden mußte.

2) Das unendliche Hin- und Herreden über die Echtheit der Dezemviralkollegien erledigt sich wahrscheinlich dadurch, daß die Eponymenliste schwerlich die Namen der beiden Kollegen genannt hat, vielmehr die *decemviri primi* und die *decemviri secundi* unterschied. Vgl. Cicero, *De re publica* II 36, 61.

3) Vgl. Leuze ebd.

4) C. I. L. I 2. Der Beginn einer gleichzeitigen Annalistik ist um 300 v. Chr. anzusetzen. Die Eponymen aber sind zweifellos schon früher in Rom gleichzeitig notiert werden. Vgl. auch Kornemann, Der Priestercodex der Regia 191. Soltau, Die Rekonstruktion der Pontifikalchronik 1914, Historische Vierteljahrsschrift, 3. Heft, und Anfänge der röm. Geschichtsschreibung 1909, 1 f.

II.

388—450.

Bei einer Behandlung der Konsulliste sind die Jahre von 454 ab hier bei Seite zu lassen. Die Aufzeichnungen der Eponymen erfolgte mindestens seitdem gleichzeitig und irgendwelche wesentliche Differenzen bestehen nicht zwischen den Kapitolinischen Fasten und anderen Listen, soweit die Namen der Eponymen in Betracht kommen [1]).

Vor 454 sind bekanntlich von den Annalisten die in den Fasten als Diktatorenjahre bezeichneten [2]) Jahre 421, 430, 445, 453 übergangen, während sie bei den älteren Angaben von Polybius, Diodor, Flavius mitgezählt werden [3]). Entweder diese Jahre sind als Ersatz für Interregna eingelegt worden [4]) oder diese Jahre waren ursprünglich Magistratsjahre, deren Vorgänge bei einer synchronistischen Geschichtsdarstellung um des chronologischen Ausgleiches willen mit denen des Vorjahres kombiniert erzählt worden sind.

Jedenfalls sollte — so oder so — die Magistratstafel auf diese Weise der historischen Erzählung angepaßt werden, sie sollte, chronologisch reguliert, die Grundlage der römischen Geschichtsdarstellung in der Stadtchronik bilden [5]). Es handelt sich bei ihnen also um eine offizielle Korrektur der Eponymenliste, welche ihrerseits wieder die Existenz einer allgemein geltenden Eponymenliste voraussetzt.

Im übrigen existieren auch vor 454 in den Jahren 388 bis 454 keine Differenzen zwischen den verschiedenen Konsullisten. Daß Livius VIII 37 zu 431, nachdem er die Wahl von zwei Patriziern *C. Sulpicius Longus* und *Q. Aemilius Cerretanus* [6]) erwähnt hat, seinen Jahresbericht von 431 *C. Sulpicio, Q. Aemilio — Aulium quidam annales habent* — beginnt, besagt nicht das Mindeste dagegen. Da sonst die sämtlichen Fasten wie auch Diodor XVIII 26 *Aulius* (allerdings *Γάιος Αὔλιος*) bieten, so ist anzunehmen, daß jene Variante eher durch das Versehen eines Annalisten entstanden ist, als auf sachlicher Differenz beruht.

---

1) Es ist sehr bedenklich, mit Giorgi (a. O. 6) den Satz an die Spitze der Untersuchung zu stellen, daß Flavius die erste Konsulliste veröffentlicht habe. Aufzeichnungen der Konsuln waren weit älter, ihre Veröffentlichung wahrscheinlich weit später; *fastos evolvit* (Cicero) bezieht sich nur auf die Veröffentlichung der *legis actiones* und der *dies fasti.*

2) Die Kapitolinischen Fasten bieten zu den Jahren 421, 430, 445, 453 den Zusatz *hoc anno dictator et magister equitum sine consulibus fuere.*

3) Eingehend hierüber Soltau, Röm. Chronologie 318 f. und „Die Diktatorenjahre" in Philologus 1910, 551.

4) Leuze, Röm. Jahrzählung 221 f.

5) Philologus 1910, 552 f.

6) *Cerretanus* ist als Beiname der Aemilier sonst nicht bekannt. Ein zweiter Patrizier neben *P. Sulpicius* kann ohnedies schwerlich echt sein.

Ebensowenig ist eine wirkliche Variante in der Eponymenliste vorhanden, wo unter den Jahren 435 *L. Papirius* bald als *Cursor*, bald als *Mugillanus* bezeichnet wird. Die Fasten gaben ja keine *cognomina* und es war den Annalisten daher leicht möglich, sei es auf Grund von Familienberichten, sei es aus anderen Gründen [1]) sich für einen von beiden zu entscheiden. Daß Diodor XVI 66, 69, 70, 72 die Eponymen so ordnet, daß er zuerst die von 409, darauf diejenigen von 406—408 folgen läßt, ist kaum von irgend einer Seite [1]) als etwas anderes angesehen worden, denn als ein Versehen oder eine sonderbare Manipulation Diodors, bez. seiner chronographischen Quelle [2]).

So wird denn auch auf die letzte Abweichung Diodors von den sonst allgemein anerkannten Eponymen von 417 und 418 nichts zu geben sein, zumal XVII 17, 20, 40 der Ursprung des Versehens zu Tage liegt. XVII 40 bot zu 419 *Μάρκον Ἀτίλιον καὶ Μάρκον Οὐαλέριον*. Diesen *Valerius* hatte Diodor XVII 29 versehentlich [3]) auch unter dem Vorjahre (*Καίσων Οὐαλέριος* statt *Καίσων Δουίλιος*) eingesetzt, wie er denn durch ein gleiches Versehen unter 417 *Λεύκιον Παπίριον* statt *P. Aelium* geboten hatte. Abgesehen von den leicht möglichen Versehen, wie es bei eng geschriebenen Listen vorkommen konnte, möge auch beachtet werden, daß zwei Patrizierpaare [4]) in den Jahren 417 und 418 ungewöhnlich wären.

Auch die Konsulliste dieser Jahresreihe ist also so gut überliefert, daß es schwer glaublich ist, daß sie nicht gleichzeitig gemacht ist.

---

[1]) Matzat, Röm. Chronologie I 85; Leuze, Röm. Jahrzählung 14.

[2]) Bei den 124 Namen der Konsulliste von 388 bis 454 — 66 Kollegien weniger 4 Diktatorenjahre — bietet Diodor 14 mal ein anderes *praenomen* als Livius und von diesen 14 Fällen kommen noch 4 in Abzug, wo vermutlich bei Livius ein Schreibfehler vorliegt (s. Leuze 13). Über die Schreibfehler Diodors bei den Eigennamen einiger Konsuln für 417 und 418 s. Leuze ebd. 13; dieselben haben keinen Quellenwert.

[3]) *Kaeso* ist kein *praenomen*, das bei den Valeriern üblich ist.

[4]) Solche kommen zwar auch noch zu 399, 400, 401, 403, 405, 411 und in beiden Konsulpaaren zu 420, 433 vor, seitdem aber nicht mehr. Wer aus dieser gesetzwidrigen Anomalie den Schluß ziehen wollte (Binder, Die Plebs), daß die *lex Licinia Sextia* nicht gegeben sein könne, macht einen Fehlschluß; der unterschätzt vor allem den Einfluß des wahlleitenden Beamten (Velleius II 92, 3). Diktatoren *com. hab. c.* wie 402, 404, 419 konnten leicht einen zweiten patrizischen Konsul durchbringen. Neuerdings ist von Giorgi auf den verdächtigen Charakter der Konsullisten 388—394 hingewiesen worden. 391—393 kehren in der Tat ähnliche Collegien wieder wie 388—390. Giorgi schwächt aber die Bedeutung dieses Argumentes dadurch ab (12), daß er auch für die Jahre 398 bis 400 und 401—403 eine ähnliche *geminazione del nome e dei consoli in rapporto colla dupliciazione della guerra contro gli etruschi* anführt. Denn es hat doch nichts Auffälliges, daß verdienten Männern das Konsulat mehrfach zuerkannt worden ist und dann auch einige Konsulpaare Iteration erfahren haben.

III.

305—387.

Von bei weitem größerer Wichtigkeit ist es festzustellen, inwieweit die Fastenliste vor der Licinischen Gesetzgebung authentisch ist. Dabei ist es methodisch geboten, zunächst nur die Fastenliste seit dem Dezemvirat (305—387) zu untersuchen. Denn ganz abgesehen davon, daß die Namen der Dezemvirn, welche nicht einen Anspruch auf Eponymität hatten, vielfach unsicher überliefert sind, ihre Liste dem Verdacht später Rekonstruktion ausgesetzt ist[1]), ist doch mehr oder weniger alles Detail über die voraufgehenden beiden Menschenalter so späten Ursprungs und mit so unsicheren Vermutungen, wo nicht gar Fälschungen durchsetzt, daß über diesen Teil der Konsulliste erst zum Schlusse eine besondere Untersuchung angestellt werden kann. Klagten doch die Römer selbst darüber, daß bei Eroberung Roms durch die Gallier zahlreiche Urkunden und Dokumente vernichtet worden seien[2]).

305—387. Bei der Überlieferung dieses Teiles unserer Fastenliste muß stets beachtet werden, daß die Kapitolinischen Fasten formell jungen Ursprunges sind. Verrius Flaccus oder seine Zeitgenossen, die sie für Augustus zusammenstellten, folgten, wie oben ausgeführt wird, in erster Linie dem *Liber annalis* des Atticus; daneben haben andere Antiquare, wie Varro, Cincius u. a., reichlichen Stoff für seine Marmorinschrift beigebracht, welche fortan die Grundlage der römischen Geschichtsforschung bilden sollte. Wo der Redaktor verschiedene *cognomina* vorfand, setzte er in diesen Tafeln meist beide ein[3]). Er ergänzte die Fastenliste durch Hinzufügung von Vaters und Großvaters Namen. Alles dieses fehlte ja, wie gesagt, in den älteren Fasten überhaupt, vielleicht mit Ausnahme des Vaters Namen. Cognomina wurden in offiziellen Listen noch im II. Jahrhundert nicht hinzugefügt. Bei einer solchen Überarbeitung der Fasten, wo außerdem *interregna* und *consules suffecti* nachgetragen wurden, ist doppelt Vorsicht geboten. So sind z. B. erst in den jüngsten Listen etwa 18 Namen von Militärtribunen hinzugefügt[4]), die den älteren Verzeichnissen, denen Diodor folgte, fehlen. Über diese Zutat wird später noch

---

[1]) Vgl. Sigwart, Klio 1906, VI 295 f.

[2]) Liv. VI 1, Plutarch Numa 1. Von einem gallischen Brande darf man allerdings nicht sprechen. Vgl. Thouret, Neue Jahrb. f. klass. Philologie XI Suppl. 95 f. Soltau, Anfänge der römischen Geschichtsschreibung 113; aber daß vieles in der Stadt, die über ein halbes Jahr in Feindeshand war, vernichtet worden, ist ganz klar.

[3]) Cichorius, *De fastis* 198 f., Fruin 11, Jahrb. f. klass. Phil. 189.

[4]) Mommsen, Röm. Forschungen II 224 f.

die nötige Auskunft gegeben werden[1]). Hier ist zuerst festzustellen, ob die Zahl dieser 83 Amtsjahre glaubhaft überliefert ist.

Früher ist hier ohne hinreichende Gründe Gewicht darauf gelegt worden, daß Diodor, dessen Fasten in Einzelheiten eine ältere Tradition aufweisen, die fünf Jahre der beamtenlosen Zeit Varr. 379 bis 383 auf ein Jahr reduziert, auch das Jahr 387 übergangen hat. Da Diodor aber vorher die Militärtribunen der Jahre 360 bis 364 nach 364 noch einmal einschiebt, so hat man erkannt, daß er damit einen Ersatz hat bieten wollen für die hernach (380 bis 383 und 388) übergangenen Jahre. Alle alten Berichte setzen ohnehin voraus[2]), daß das Intervall von 365—387 vier bis fünf Jahre größer gewesen ist als die Angaben Diodors, der nur (23—5 =) 18 Eponymenstellen bietet[3]).

Diodor folgte hier nicht nur der römischen Eponymenliste, sondern zugleich einem Chronographen, der aus synchronistischen Gründen hie und da Korrekturen an seiner römischen Beamtenliste vorgenommen hatte, um so die Ansätze der Hauptepochen der römischen Geschichtsdarstellung mit seiner synchronistischen Tabelle in Einklang zu bringen. Denn das muß Voraussetzung von allen weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiete sein, daß Diodor den Synchronismus der Alliaschlacht und dem Antalkidasfrieden, wenn nicht schon wo anders her, sicher aus Polybius (I 6 die *ἀρχὴ παρ' ἅπασιν*) entnommen hat. Schon vorher hatte Diodor die fünf Jahre 331—335 übergangen im Widerspruch mit allen anderen Listen, eine Manipulation, die heutzutage kein Mensch mehr ernst nimmt[4]). Hier (331—335) wie nachher 365—387 ist die Fünfzahl von Jahren chronologisch notwendig, solange noch die ältesten und frühesten Zeitangaben der annalistischen Berichte festgehalten werden sollen[5]).

Auch ist es klar ersichtlich, was Diodor veranlaßt hat, die Jahre 331—335 zu streichen. Sein Zweck war[6]), die Dezemviralgesetzgebung weiter herabzurücken und sie so in einen zeitlichen und kausalen Zusammenhang mit den Gesetzgebungen des Charon-

---

[1]) Gerade hiebei haben auch schon die annalistischen Darstellungen bei Livius, Dionys u. a. den Einfluß der antiquarischen Geschichtsforschung erfahren, indem sie meist die bei Diodor fehlenden Namen mitverzeichnet hatten.

[2]) C. P. Burger, Sechzig Jahre aus der älteren Geschichte Roms 418—358 in Verhandlungen d. kon. kl. Akad. van Wetenschappen (Amsterdam 1891) 180 f.; Leuze, Röm. Jahrzählung 318 f.

[3]) Fabius Pictor bei Gellius N. A. V 4, 3 hatte 22 Jahre gerechnet, sehr wahrscheinlich, weil inzwischen einige der 23 Amtsjahre Verkürzungen erlitten hatten. Vgl. Soltau, Röm. Chronologie 341. Unrichtig Leuze, Röm. Jahrzählung 79 f.

[4]) Gegen Matzat, Röm. Chronologie, und Seeck, Kalendertafel der Pontifices 80 f., siehe Soltau, Röm. Chronologie 465.

[5]) Soltau, Anfänge der Röm. Geschichtsschreibung 196.

[6]) Diodor XII 11, 3. Vgl. Soltau, Anfänge der Röm. Geschichtsschreibung 200.

das in Süditalien zu bringen, über welche er vorher so ausführlich gehandelt hatte[1]).

Diodor kannte zweifellos den Kastor, wenn er ihn hier auch vielleicht nicht selbst, sondern die auf seinen Synchronismus beruhenden Tabellen benutzt hat. Kastor hatte nun die Gesetzgebung des Numa mit Pythagoras kombiniert (Plutarch, Numa 21). Diese Ansicht hatte auch Diodor VIII 14 überliefert. Die Anschauung, daß wie den verschiedensten Philosophen, so auch den Gesetzgebern eine Inspiration von göttlicher Weisheit zuteil geworden sei, und bei diesen ferner eine Tradition ihrer Lehren stattgefunden habe, war bei den Griechen allgemein anerkannt. Aristoteles, Pol. II 12, S. 1274 a, hat über diese Sukzessionstheorie genauer berichtet. Zaleukos und Charondas waren für die chalkidischen Städte von Sizilien und Großgriechenland die Gesetzgeber gewesen. Von Onomakritos in Kreta soll sich die politische Weisheit und Gesetzeskunde auf Thales, von Thales auf Zaleukos, von Zaleukos auf Charondas fortgepflanzt haben. Über die dabei entstehenden chronologischen Verstöße, um die sich namentlich ein Schriftsteller wie Ephoros wenig gekümmert hat, machte sich Aristoteles lustig, was aber andere[2]) (vgl. Diogenes Laert. VIII 16) nicht hinderte, Pythagoras zum Lehrer und Vorgänger des Zaleukos und des Charondas zu machen. Diodor XII 20 wie auch Posidonius (Seneca Ep. 90, 6) behaupteten ein Gleiches.

Es ist daher kaum zu bezweifeln, daß Diodor, welcher in seinen griechischen Quellen, namentlich bei Ephoros, ähnliche Grundsätze ausgesprochen fand, die Abhängigkeit der römischen Dezemviralgesetzgebung von Charondas und seinen Gesetzgebungen annahm und dieselbe erst nach der ausführlichen Darlegung über die griechische Gesetzgebung (XII 11) geschildert hat. Am allerwenigsten dann, wenn er, was ja durchaus wahrscheinlich ist, die *Χρονικὰ* des Kastor eingesehen hat.

Das Gleiche ergibt sich auch aus den Resultaten, welche die Quellenkritik von Diodors Bibliothek gezeitigt hat. Jene früher von der herrschenden Schule ausgegebene Parole, daß Diodor eine einzige Hauptquelle benutzt habe, welche Auszüge aus Fabius und aus ihm zugleich Fasten geboten habe, ist längst beseitigt. Am schärfsten hat wohl Cichorius nachgewiesen, daß die Fasten Diodors nicht aus derselben Quelle stammen können, wie seine

---

[1]) Daraus ergab sich wie von selbst ein Synchronismus der Dezemviralgesetzgebung mit der des Charondas in Thurii. Das erkannte treffend Sigwart (Röm. Fasten und Annalen bei Diodor, Klio VI 296 f.), der gut auch eine ältere lateinische Quelle neben einer jüngeren griechischen nachgewiesen hat. Im einzelnen hat mich Sigwart nicht überzeugt, namentlich gehören nicht die Canuleischen Gesetze hieher.

[2]) Z. B. den Aristoxenos, den Schüler des Aristoteles. Vgl. Guil. Buchmann, *De Numae regis Romanorum fabula.* Diss. Ls. 1912, 34.

kurzen annalistischen Berichte. Dafür spricht auch, was Sigwart[1]) überzeugend gezeigt hat, daß Diodor mindestens zwei Quellen kontaminiert hat, eine lateinisch geschriebene und eine griechische Quelle, der voraussichtlich auch die Fasten angehört haben[2]).

Wenn Diodor aus einer griechischen chronographischen Quelle wie Kastor oder einer aus ihm abgeleiteten Chronographie geschöpft hat, so wird er in ihr auch die spätere Ansetzung des Dezemvirats nach der gesetzgeberischen Tätigkeit das Charondas vorgefunden und danach die römischen Fasten, welche unter 331—335 nur wenig mehr als nichts geboten hatten, korrigiert, bezw. verkürzt haben[3]).

Daneben durfte Diodor aber nicht den bekannten Ansatz für Roms Einnahme (387 v. Chr.) vernachlässigen. Das führte ihn zu jenem sonderbaren chronologischen Schaukelsystem. Bald rechnete er vom Dezemvirat ab fünf Jahre weniger, als die Fasten, indem er 331—335 und 379—383 + 387 ausließ, bald hielt er das Intervall zwischen Roms Einnahme und dem ersten plebejischen Konsulat durch nochmalige Einlage von 360—364 fest.

Hinsichtlich der Varianten in den einzelnen Namen der Diodorischen Eponymenlisten und der sonstigen Fasten 305—387, sei hervorgehoben, daß solche bei den Konsulaten nicht bestehen. Es sind die Konsuln zu den Jahren 305—309, 311—315, 317—319[3]), 323—326, 331, 341—345[4]).

Eine ernstliche Differenz besteht allein zu den Jahren 326 bis 329, doch ist gerade diese geeignet, die Existenz eines einzigen alten Originales, das allen verschiedenen Konsullisten

---

[1]) Klio VI 341 f.

[2]) Leider hat Sigwart a. O. dieses Ergebnis in seiner Tragweite nicht völlig erkannt, sonst hätte er nicht wieder den Versuch gemacht, die beiden verschiedenartigen Berichte auf eine Mittelquelle zu beziehen.

[3]) Auch hatte die sizilische Quelle Diodors (Timaios oder Philinos) die Erzählung aufbewahrt, daß 137 Jahre, nachdem die von Rom nach Delphi gesandte Festgesandtschaft aus einem Mißgeschick durch Timositheos gerettet worden war (Varr. 358, wohl 394 v. Chr.), die liparischen Inseln von Rom eingenommen wurden. Diese Eroberung setzte Diodor wohl um das Jahr 253 v. Chr. (Polybius), während die erste Besetzung dieser Insel schon 257 v. Chr. stattgefunden hatte. Näheres hierüber s. Unger, Röm. Stadtära 51; Soltau, Röm. Chronologie 372 f.

[3]) Daß *Licinius Macer* bei Liv. IV 23 dieselben Konsuln auch für 320 eingesetzt habe, beruht wohl auf einer fehlerhaften Annahme (s. darüber unten), denn die unter 320 von Tubero und Antias gebrachten Konsuln *M. Manlius* und *Q. Sulpicius* boten die gleichen Namen, welche alle alten *annales vetustiores* von zweien der *tribuni militum* überliefert hatten. Jene beiden nannten also zwar Konsuln, aber nicht die Konsuln von 319 unter 320.

[4]) Die nachgewählten Konsuln von 310 sind wie alle *consules suffecti* vor 450 (= 304 v. Chr.) erst spätere Kombination, wie das Livius noch ausdrücklich hervorhebt: *consules eos illo anno fuisse, qui neque in annalibus priscis neque in libris magistratuum inveniuntur!* Über beide Abweichungen s. unten.

zugrunde liegt, zu erweisen[1]). Diodor XII 78 bietet nämlich nach den Konsuln von 326 *(A. Cornelius Cossus, P. Quinctius Pennus)* nicht sogleich die Konsuln von 327 *(L. Papirius Mugillanus, C. Servilius Structus)*, sondern setzt als 326 bis die Konsuln *L. Quinctius, A. Sempronius* ein.

Hier ist die Ursache der Variante offenkundig. Der Sieg, den *Cossus* als Konsul 326 errungen, und der im folgenden Jahr zum 20jährigen Friedensschluß mit Veii (327—347) geführt hat, ist in der annalistischen Überlieferung verschoben, jener nach 328, dieser nach 329, und so fanden sich denn auch unter diesen beiden Jahren die alten Eponymen von 326 und 327[2]) eingetragen. Derjenige, welcher diese Korrektur vornahm, setzte dann erklärlich im Jahre 327 andere Konsuln ein. Wieder erscheint hier bei Livius IV 30 der schon zu 310 fälschlich angesetzte Konsul *L. Papirius Mugillanus* und neben ihm wird genannt *C. Servilius Structus Ahala* (der in den Fasten des Livius IV 44 ausgelassen war) als Konsul unter 327.

Wir haben es hier also mit einer redaktionellen Korrektur der Fasten zu tun, welche ebenso deutlich aus historischen Gründen vorgenommen ist, wie sie für die Existenz eines vorher feststehenden alten Eponymen-Kanons Zeugnis ablegt. Eine solche ist aus zwar irrtümlichen, immerhin aber doch verständlichen Voraussetzungen unternommen worden.

Zugleich zeigt dieser Fall aufs bestimmteste, daß die Fasten, welchen Diodor folgte, eine ältere und bessere Überlieferung widerspiegeln, als Livius und die Kapitolinischen Fasten geboten hatten. Wiesehr also auch die Manipulationen, welche Diodor 305—387, seiner chronographischen Quelle folgend, vorgenommen hat, verworfen werden mußten, offenbar ist, daß hier seine Konsulliste noch frei war von jenen Bearbeitungen und Abänderungen, welche spätere Annalisten vorgenommen haben.

Dasselbe zeigt sich auch in einigen anderen Fällen, wo Livius oder andere ältere Quellen übereinstimmend mit ihm die Versuche jüngerer Annalisten und ihre quasiwissenschaftlichen Klügeleien als irrig verwerfen. So namentlich in folgenden Fällen:

Merkwürdigerweise werden die ältesten Militärtribunen, welche auch Diodor zu 310 bietet, angezweifelt. Bei Liv. IV 7, 10 würde

---

[1]) An dieser Stelle kann nur kurz auf die kleineren Varianten in den Namen der *tribuni militares cons. pos.* hingewiesen werden, welche zwischen Diodor und den übrigen Fasten bestehen. Über 310, 320, 328, 329 wird in folgendem gehandelt werden. Die Interpolationen, welche die Antiquare der Augusteischen Zeit bei den Kollegien der letzten 20 Jahre vor dem ersten plebejischem Konsulat vorgenommen haben, s. unten. Vgl. C. I. L. I 2. Costa, *L'originale dei fasti consolari* (1910) 33 f. Soltau, Röm. Chronologie 379, Anfänge der Römischen Geschichtschreibung 266, auch 194 f.

[2]) Vgl. Soltau, Röm. Chronologie 373 f.

es zwar nicht viel auf sich haben, die *consules suffecti*[1]) zu beseitigen; denn alle *consules suffecti* sind frühestens im III. Jahrhundert v. Chr. nachträglich in die Fasten eingeschoben. Doch Livius IV 7, 10 fügt hinzu: *cum Ardeatibus foedus renovatum est, idque monumenti est, consules eos (Papirium et Sempronium) illo anno fuisse, qui neque in annalibus priscis neque in libris magistratuum inveniuntur.* Es liegt hier also wieder eine quasiwissenschaftliche Korrektur der Fasten aus historischen Gründen vor, welche noch dazu allen alten Annalisten und den Eponymenlisten widersprach. Diesmal wird aber, und das scheint zunächst erschwerend zu sein, auf die Autorität einer Urkunde *(in foedere Ardeatino)* hingewiesen, zugleich werden die *libri lintei* für die merkwürdige Variante angeführt. Ein verwandter Fall liegt zu 320 vor. Liv. IV 23 sagt: *eosdem consules insequenti anno refectos Iulium III Verginium iterum apud Macrum Licinium invenio. Valerius Antias atque Tubero*[2]) *M. Manlium et P. Sulpicium in eum annum edunt. . . . et Tubero et Macer libros linteos auctores profitentur, neuter tribunos militum eo anno fuisse traditum a scriptoribus antiquis dissimulat.*

Gerade die wichtigsten und bedeutsamsten Varianten zeigen also erstlich und vor allem bestimmt genug, daß hier nur eine einzige Liste die Grundlage gebildet haben kann, an welcher aus mehr oder weniger wissenschaftlichen Gründen später Korrekturen vorgenommen worden sind.

Daneben aber wird, mindestens in dem einen Fall, der Ursprung der fehlerhaften Versuche, die alte Eponymenliste zu korrigieren, klargelegt werden können.

Unter 310 Liv. IV 7 hat die Erwähnung der beiden Männer, welche das Ardeatische *foedus* unterschrieben hatten, den Annalisten *Licinius Macer* veranlaßt, zwei Konsuln, statt der drei Militärtribunen einzusetzen. Dabei bedachte er aber nicht, daß beim *foedus* nicht die Oberbeamten, sondern die Fetialen ihre Unterschrift gaben [3]). Er hatte wohl schwerlich noch das Original zur Hand und so ist sein Fehler ebenso entschuldbar wie offenkundig.

Ähnlich ist wohl auch die zweite der bedenklichen Abweichungen von den *auctores antiquissimi,* d. h. den alten Fasten zu erklären. Nach Liv. IV 23 hätte *Licinus Macer* unter Hinweis auf die *libri lintei* für 320 die gleichen Konsuln wie im Vorjahr 319 angegeben. Das ist natürlich unmöglich, und wenn *Macer* trotzdem diese Eponymen für 320 festhält, so kann dieses nur

---

[1]) Livius IV 7, 10 hebt ja ausdrücklich hervor: *consules, qui neque in annalibus priscis neque in libris magistratuum inveniuntur!*

[2]) So statt der handschr. Lesart *et Q. Tubero* Vgl. Hermes 1894, 691.

[3]) So beim *foedus Cassianum.* Vgl. L. M. Hartmann, Wiener Studien 1912, 267 und beim ersten karthagischen Vertrag. Vgl. Soltau. Wiener Studien 1913, 269 f.

geschehen sein, weil er eine darauf bezügliche Angabe einer Urkunde, die er ins Jahr 320 setzte, mißverstanden hatte.

Zwar hatten schon Antias und nach ihm auch Tubero auf die *libri lintei* hingewiesen und statt der Militärtribunen *M. Manlius*, *Q. Sulpicius*, *Serv. Cornelius* nur die beiden ersten als Konsuln daselbst vorgefunden, aber, wie Livius hinzufügt: *Neuter tribunos militum eo anno fuisse traditum a scriptoribus antiquis dissimulat*[1]). Danach ist also auch hier so viel sicher. Die Fasten und die pontifikale Chronik gaben die Namen jener drei Tribunen, während die *libri lintei* einen Namen wegließen. Da nun aber *Licinius Macer* in den *libri lintei* für 320 auch die Konsuln von 319 erwähnt fand, so muß, wenn man nicht den billigen Ausweg einer vielfachen Verfälschung der *libri lintei* einschlägt, eine wichtige Tätigkeit dieser Männer auch zu 320 von den *libri lintei* angenommen worden sein. Auch hier wird also wohl die Angabe einer Vertragsurkunde zur Grundlage für die zweite Angabe der *libri lintei* angenommen werden müssen. Welches *foedus* dazu den Anlaß gegeben haben könnte, entzieht sich in diesem Falle unsrer Kunde, vielleicht ein Vertrag mit *Fidenae*, das damals besiegt wurde, dessen Einnahme aber erst 326 fällt[2]).

Nebenbei folgt aus dieser hier nachgewiesenen Qualität der *libri lintei*, daß sie nicht eine besondere Fastenliste enthielten. Denn in diesem Falle hätten die Annalisten nicht zu ein und demselben Jahre verschiedene Eponymen gefunden haben können. Die *libri lintei* enthielten vielmehr eine Sammlung von Urkunden und Exzerpten aus Urkunden, welche bei Verträgen die Unterschriften der Fetialen verzeichnet hatten.

Gleich hier möge auch auf eine bedeutsame Variante zu der Eponymenliste von 246—303 hingewiesen werden, da auch sie einem gleichartigen Versuch, aus historischen Erwägungen die Eponymenliste zu korrigieren, entstammt.

Die Fasten Diodors, welche seit 268 erhalten sind, bieten ja bei den Eponymen im übrigen keine großen Differenzen, setzen aber unter Übergehung eines Fabierkonsulats 272 vor dem Jahre 297 ein solches ein und gaben obendrein zu Ol. 82, 3 kein Konsulat, rechneten also auf die Dauer der römischen Liste ein Jahr mehr an.

Mommsen wie Matzat[3]) haben dies — im einzelnen abweichend — in der Hauptsache ähnlich erklärt, und zwar vermuteten sie, daß die jüngere Geschichtskonstruktion der Annalisten, das Fabierkonsulat 297 ^{bis} gestrichen habe, weil nach dem Fall der Fabier 277 nur ein Knabe, *prope puber*, übrig geblieben sei. Um

---

[1]) Auch hier wieder stehen die *libri lintei* mit ihren urkundlichen Angaben im Gegensatz zu der alten Eponymenliste.

[2]) Auch könnte an ein *foedus* mit den Aequern Liv. IV 30, 2 gedacht werden, das allerdings erst 324 abgeschlossen ward.

[3]) Mommsen, Röm. Forschungen II 245 f.; Matzat, Röm. Chronologie I 214 f, 220 f.

das Konsulat den Fabiern nicht zu rauben, sei dafür 272 eingesetzt worden. Die Ähnlichkeit der Jahresberichte bei Liv. II 43 — zu 272 und 273 — spricht in der Tat dafür, daß bei der Umstellung der Konsulate (297 bis vor 273) hier erst spät eine Korrektur vorgenommen ist, bei der jene vermeintlichen wissenschaftlichen Bedenken den Ausgangspunkt gebildet haben.

Die bisher erwähnten Abweichungen von der offiziellen Eponymenliste der Jahre 305—387 gehören insgesamt zu denen, welche sich den Pontifices und den auf den *annales maximi* fußenden Annalisten für wissenschaftlich notwendig herausgestellt hatten. Der Grad dieser „wissenschaftlichen" Forschungen mag höher oder geringer eingeschätzt werden. Jedenfalls kann die gemeinsame Grundlage, auf der sie fußten, nicht bestritten werden. Die annalistischen Bemühungen, die zeitlos oder nach Kriegsjahren, Waffenstillstandsfristen und Friedenszeiten fixierten Berichte in die Chronik einzusetzen suchten, mußten bei ihrer Einreihung unter die Eponymen zu manchen Schlimmbesserungen führen und haben nachweislich zu solchen geführt.

An verwandten Korrekturen fehlt es auch sonst keineswegs. Zwei Beispiele dafür mögen hier genügen. Eingehend ist hierüber in meinem Aufsatz von der Rekonstruktion des pontifikalen Stadtbuchs gehandelt [1]).

Fabius Pictor hatte in seinen lateinisch geschriebenen Annalen die Wahl des ersten plebejischen Konsuls ins 22. Jahr *post urbem liberatam* (365) gesetzt, während dieses nach der Eponymenliste im 23. Jahr 388 geschehen ist. Folgeweise waren dann die beiden nächsten *tumultus Gallici* — nach Polybius im 30. Jahr nach Abzug der Gallier und im 12. Jahre darauf — doppelt in die Eponymenliste 393 und 394, bezw. 404 und 405 eingetragen worden. Die annalistischen Ansätze führten dann teils zu künstlichen Versuchen, die Ansätze mit der Eponymenliste in Verbindung zu bringen, bald zur Annahme von Dubletten, bald zur Ergänzung der Eponymenliste.

Ein zweites Beispiel für die Inkongruenzen, welche bei einer Verwendung der Eponymenliste zu historischen Zwecken entstehen mußten, zeigen die Berichte über die Schlacht am Regillus, die 255, 256, 258 angesetzt wurde, sowie die Erwähnung der Einführung der Diktatur unter 253, 255, 256 [2]).

Die Bemühungen der *pontifices*, die Geschichte der ersten 100—150 Jahre der Republik durch ihre Forschungen zu ergänzen und zu rekonstruieren, mußten dazu führen, daß die „annalistischen Fasten" auch manche Dinge berichteten, welche mit der echten Eponymenliste in Widerspruch treten oder doch manche ihrer An-

---

1) Historische Vierteljahrsschrift 1914, 3. Heft, 321 f.

2) Näheres s. hierüber Soltau, Röm. Chronologie 438 f. und Histor. Vierteljahrschrift 1914, 756 f.

gaben als zweifelhaft erscheinen ließen. Wie manche Diktatur, wie viele hypothetische Triumphe sind so in die annalistischen Fasten hineingelangt, ohne daß es doch gestattet wäre, die Grundlage des ganzen Gebäudes, die Konsulliste selbst, verdächtig zu machen.

Die gewaltsamste Korrektur, welche so diese letzteren erfahren haben, ist, wie oben erwähnt ward, die seit Herausgabe der *annales maximi* übliche Übergehung der Eponymen unter 421, 430, 445, 453, während die unter diesen Jahren erreichten Erfolge den Diktatoren zugeschrieben wurden und die Ereignisse mit dem Vorjahre kombiniert berichtet wurden. Hier hat möglicherweise sogar die Tendenz obgewaltet, die Mißerfolge der Konsuln zu verdecken und die Erfolge der Diktatoren besonders hervorzuheben.

Aber selbst in diesem Fall war der Hauptzweck dieser Fastenkorrektur ein wissenschaftlicher; berechtigte Erwägungen geschichtlicher Art hatten die *pontifices* beeinflußt. Wer die ältere Eponymenliste zur Grundlage einer Stadtchronik, der *annales maximi*, machen wollte, mußte sie so ordnen, daß sie mit der natürlichen Jahresreihe in Einklang kam.

Was so die Tätigkeit der Annalisten und die geschichtsforschende und geschichtsbildende Tätigkeit der *pontifices* verschuldet hat, teils um einige Modifizierungen an der Eponymenliste vorzuschlagen oder vorzunehmen, teils durch Ergänzung der *cognomina*, der *interregna*, der *consules suffecti*, der Diktatoren die Geschichte zu rekonstruieren, das haben dann die gelehrten Antiquare fortgesetzt und vollendet, bis die Tabellen jene Fassung angenommen haben, in der sie den Schmuck der Regia jahrhundertelang gebildet haben.

Die hier gekennzeichneten Bestrebungen haben endlich noch eine Korrektur an der Eponymenliste verursacht, welche weder die Reihenfolge noch die Zählung der magistratischen Kollegien berührt, auch nicht andere Namen an Stelle der von Diodor gegebenen Beamten setzt, dennoch aber ein nicht unbedenkliches Zeugnis dafür abgelegt, daß die Geschichtsfreunde und Antiquare die Fasten umzugestalten bemüht gewesen sind.

Bereits oben wurde hervorgehoben, daß zu 367—387 die jüngeren Fasten bei den Militärtribunen Zusätze erfahren haben, indem dieselben 18 Tribunennamen mehr boten als Diodor (unter den Jahren 360—363, 368, 371, 372, 376, 378, 384, 386), welcher mehrfach nur drei- oder vierstellige Kollegien bietet[1]).

---

[1]) Drei Stellen bieten 310, 316, 320, 321, 322, 329, 332, 336, 346, bei Diodor auch 360, 386. Über 329 s. oben; vier Stellen fanden sich 330, 334, 335, 337, 338, 339, 340, 347, 348, 378 und bei Diodor auch 363, 368, 372, 376, 384. Dagegen hat auch Diodor sechsstellige Kollegien 349—359, 364—367, 373—375, 377, 385, 387, während Livius von 349—387 überall sechs Militärtribunen überliefert.

Dieselbe ist übrigens nicht einmal konsequent von den Historikern (wie z. B. von Livius) beobachtet worden, erst in den Kapitolinischen Fasten streng durchgeführt.

Irgend eine Verschiebung in der Reihenfolge der Eponymen ist durch diese spätere Eintragung einiger der den Fasten nicht ursprünglich angehörigen Namen nicht erfolgt. Sie verdanken ihre spätere Aufnahme erst den Antiquaren des I. Jahrhunderts, welche aus den *imagines* und Stammbäumen einiger patrizischer Geschlechter das nachzutragen suchten, was ihnen aus wissenschaftlichen Rücksichten der Vollständigkeit wegen wünschenswert erschien.

Möglich ist es, daß die Wünsche dieser Geschlechter, ihre Ahnen irgendwo unterzubringen, mitgewirkt haben, um ihnen zu einer Stellung in den Fasten und so zu einem ehrenden Anteil an den damaligen Taten der regierenden Kreise zu verhelfen. Doch tritt die Tätigkeit dieser Tribune im einzelnen bei den uns erhaltenen Jahresberichten des Livius nirgends hervor [1]).

Durch diese allerdings bedenkliche Methode, Geschichte zu konstruieren, wird im übrigen ja die Echtheit der älteren Liste nicht angetastet, sondern geradezu bestätigt.

Damit sind die wichtigsten Versuche gekennzeichnet, welche gemacht worden sind, um die Eponymenliste 305—387 aus historischen Rücksichten oder aus staatsrechtlichen Gründen zu ergänzen oder zu „verbessern".

Abgesehen von der zuletzt erwähnten Eintragung von Militärtribunen, bei der wohl auch tendenziöse Familienbestrebungen mittätig gewesen sind, waren, wie bereits hervorgehoben wurde, alle übrigen Versuche der Annalisten, die Eponymenliste abzuändern, wissenschaftlicher oder quasiwissenschaftlicher Art [2]).

Bei der späteren Verteilung des Geschichtsstoffes über die Eponymenliste des V. und IV. Jahrhunderts [3]) sahen sich die Annalisten notgedrungen veranlaßt, Korrekturen vorzuschlagen oder wenigstens die Varianten hervorzuheben.

Es spricht nun gerade für die allgemeine Geltung einer einzigen Eponymenliste, daß soweit alle jene Bestrebungen der Annalisten zwar an den Namen der Diktatoren und Zensoren, in der Beifügung von *cognomina* und *interregna* hinzutritt, sachliche Zusätze und sogenannte Verbesserungen vorgenommen haben, die Anerkennung gefunden haben, daß ihnen dieses aber so gut wie

---

[1]) Bei Livius ist unter 358, 367, 369 je ein Name ausgefallen, so daß auch bei ihm sechs Stellen anzunehmen sind. Im übrigen vgl. Mommsen, Röm. Forschungen II 228 f., Röm. Staatsrecht II 1, 167.

[2]) Sämtliche Namen gehören patrizischen Geschlechtern an. Nur erscheint unter 371 ein *M. Trebonius*, der schwerlich echt sein dürfte. Vermutungen darüber, wo diese Tribunennamen ursprünglich in den Fasten standen, s. Soltau, Röm. Chronologie 344; Hülsen, Klio II 254.

[3]) Vgl. Soltau, Die Rekonstruktion der Pontifikalchronik. Historische Vierteljahrsschrift 1914, 3. Heft.

nie gelungen ist, an der Eponymenliste selbst Umgestaltungen vorzunehmen.

Selbst da, wo, wie bei den Eponymen von 327—329, die Korrektur allgemeinere Billigung erfahren hatte, sind in Diodors Eponymen sowie bei dem älteren Bericht von Livius[1]) die echten Eponymen von 327 erhalten geblieben. Alle Versuche von Antias, Tubero, Licinius Macer, den Errungenschaften ihrer geschichtlichen Studien zum Siege zu verhelfen, sind stets abgeprallt an der kanonischen Geltung der alten Eponymenliste. Nur die Umstellung des Fabierkonsulats von 297 nach 272, also über eine vorhistorische Epoche der ältesten römischen Geschichte, scheinen die offiziellen *annales maximi,* die seit 130 v. Chr. die Grundlage der römischen Geschichte bildeten, rezipiert zu haben. Daneben aber haben wohl auch dieselben Männer die Interpolation der Fasten von 327—329 gebilligt[2]).

IV.

Allgemeine Bedenken gegen die Echtheit.

Woher kommt es nun, daß trotz der Existenz einer solchen, allen gemeinsam zugrunde liegenden Liste die Echtheit der Konsulliste für 305—387 vielfach beanstandet wird?[3])

Gegen ihre Authentie verdient zunächst eine allgemeine Erwägung in Betracht gezogen zu werden.

Von allen den Hunderten von italischen Städten, welche jährlich wechselnde Obrigkeiten hatten, früher *meddices* (Osker), *marones* (Umbrer), Prätoren und Diktatoren (Latiner) besaßen[4]), sind keine Beamtenlisten erhalten, trotzdem bei einigen doch die Existenz der Eponymität bezeugt ist, und manche selbst bis ins IV. Jahrhundert hinein von größerer Bedeutung als Rom gewesen sind. Erst seit der Mitte des IV. Jahrhunderts, nachdem Rom in die Reihe der italischen Großmächte eingetreten war, erhielten seine Magistrate eine Bedeutung, welche ein geschichtliches Festhalten ihrer Namen und ihrer Reihenfolge verständlich erscheinen läßt. Wer aber hatte wohl ein Interesse daran, die *tribuni militum consulari potestate* und ihre Aufeinanderfolge zu beachten? Wer

---

[1]) Livius IV 23.

[2]) Nur Unkenntnis der Probleme der römischen Chronologie konnte zu der Hypothese führen, daß zwei in Einzelheiten mehrfach divergierende Eponymenlisten nebeneinander geführt seien. Vgl. Schwartz R. E. Diodoros, p. 20.

[3]) Über die gegen ihre Echtheit erhobenen Bedenken s. Mommsen, Röm. Forschungen I, 111 f.; Eumann in Hettlers Histor. Zeitschr. 1898, 89 f.; Karl Johannes Neumann, Straßburger Festschrift 1901, 309; Pais, *A proposito dell' attendibilità dei fasti* 12 f.; T. Giorgi, *I fasti consolari e la critica* 12 f. Vgl. auch Kornemann, Der Priesterkodex der Regia 1912, 53 f.

[4]) Vgl. Rosenberg, Der Staat der alten Italiker 1913, 15 f.

außer den römisehen Priestern und einigen amtlichen Kreisen[1]) konnte daran denken, ihr Gedächtnis schriftlich zu fixieren?

Von gleichzeitigen geschichtlichen Aufzeichnungen aus dem Jahrhundert nach dem Dezemvirat kann keine Rede sein und andere Erzählungen, welche die leitenden Beamten nannten, könnten doch nur sporadisch vorhanden gewesen sein. Dabei soll noch ganz bei Seite gelassen werden die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß größere Teile der alten Eponymenliste bei der Einnahme Roms zerstört worden sein könnten. Denn eine solche Eventualität wäre umgekehrt der Existenz einer — wenigstens größtenteils authentischen — Eponymenliste günstig. Falls eine solche Liste ganz oder teilweise vernichtet worden wäre, so müßte es sicherlich bald als ein dringendes Bedürfnis empfunden worden sein, das Zerstörte wieder herzustellen. Und daß dieses den Pontifices damals für die beiden letzten Menschenalter bis zum Dezemvirat aufwärts noch möglich war, bedarf keiner eingehenden Begründung.

Weiter könnte gerade die Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Fasten auch dadurch erklärt werden, daß sie später *uno tenore* rekonstruiert, etwa erst zu Beginn von Aufzeichnungen im Pontifikalkodex, zu Flavius' Zeit zusammengestellt seien.

Namentlich hier hat auch Pais in seinem Aufsatz *A proposito dell' attendibilita dei Fasti* 35 mit Grund darauf hingewiesen, wie ein ähnliches Verfahren in den italienischen Städten des Mittelalters, wenn auch nur für eine kürzere Zeit rückwärts, üblich gewesen ist: „*noi constatiamo come la stessa republica di Firenze ossia la città piu colta d'Italia nel mediaevo non conservasse sempre memoria costante di nomi di tutti i sui consoli: Mancano quelle di primi decenni e anni successivi noi no conosciamo solo una parte, la quale e stato ricostruita tenendo conto di documenti conservati anche fuori di Firenze ... Cio vale dire per altre città d' Italia ad es. per i Fasti di Genova ossia di una tra le piu importanti citta commerciale dei mondo nel età di mezzo*".

Gewiß ist daher — das muß Pais eingeräumt werden — mit der Möglichkeit zu rechnen, daß, wie die Kriegstribunenlisten vor Roms Eroberung und nun gar die Konsularfasten 245—302 rekonstruiert sein könnten. Gerade hier hat die Kritik am schärfsten eingesetzt, und, scheinbar mit Erfolg, die spätere Zusammenstellung der Fasten nachzuweisen gesucht. Wäre dieses aber für die Fasten von 245—340 erwiesen, so könnte leicht auch der Glaube an die Fasten der folgenden Epoche ins Wanken kommen. Prüfen wir daher vor allem, ob die Fasten von 245—303 wirklich Spuren der Unechtheit darbieten.

---

[1]) Man könnte z. B. an die Verzeichnisse der *feriae latinae* seit dem Dezemvirat denken. Die auf dem Albanerberg opfernden Oberbeamten Roms werden seitdem wohl in den Protokollen verzeichnet gewesen sein. Mommsen, Röm. Forschungen II; Wernerus, *De feriis Latinis* 97 f. (Diss., Bonn 1882).

V.

245—303.

Auffällig ist zunächst, daß in der ältesten Fastenliste die Konsulate der Valerier und Fabier sich häufig wiederholen, sogar in einer gewissen schematischen Ordnung. Daß zweimal 257 und 263 das gleiche Konsulpaar, die noch dazu wegen ihrer Plebität verdächtigen Konsuln *M. Minucius* und *A. Sempronius,* fungiert haben sollten, ist in der Tat wenig wahrscheinlich. Und gerade der Umstand, daß von 246—302 wirkliche Varianten fehlen [1]), könnte als Beweisinstanz gegen die Echtheit angeführt werden. Auch ich hob „Anfänge der römischen Geschichtsschreibung" 201 hervor: „Die geringen Varianten, welche bei den Fasten 246—303 anzutreffen sind, erweckten den Eindruck, daß dieser Teil der Liste auf einmal rekonstruiert sei. Immerhin wäre auch die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß nach der gallischen Invasion, nach dem Verlust mancher Akten und offiziellen Verzeichnisse, hier die wissenschaftliche Altertumsforschung mittätig gewesen sei, und dabei vielleicht auch einige unrichtige Angaben der Familienarchive mitbenutzt und rezipiert habe".

Wie steht es nun im einzelnen mit der Eponymenliste 245—303?

Wie gezeigt werden soll, sprechen Indizien der wichtigsten Art dafür, daß selbst die Fastenangaben der ältesten Epoche authentisch sind, immer vorausgesetzt, daß es sich nur um die eigentlichen Namen — *praenomen* und *nomen* der Konsuln — handelt. *Minucii Augurini* waren zwar wie die *Genucii Augurini* sicherlich Plebejer. Damit ist aber noch nichts gegen die Echtheit patrizischer *Minucii* oder *Genucii* gesagt.

Ehe hier auf bestimmte Geschlechter, welche im Verdacht der Plebität und damit der Fälschung stehen, eingegangen wird, ist es erwünscht, eine allgemeine Bemerkung vorauszuschicken über die Art, wie die später zu Ansehen gelangten Plebejergeschlechter versucht haben, ihren Ruhm in der Geschichte durch Fälschungen und Hypothesen künstlich zu vergrößern.

Bekannt ist der Versuch der angesehenen Geschlechter der Plebs, die römischen Könige mit ihren Geschlechtern in Beziehung

[1]) Der übrigens mir bei Livius II 54 als *consul suffectus* genannte *Opiter Verginius* ist durch Verwechslung von 276 hereingekommen. Die Varianten bei Diodor XI 27 (*Silvanus* st. *Vibulanus*), XI 52 (*Cornelius* st. *Ahala*), XII 91 (wo das *nomen* der Konsuln in manchen Handschriften fehlt), XII 26 (falsches *cognomen Turpinus*), XII 31 (wo dem Konsul *Curtius* ein falsches *praenomen* gegeben ist, *Agrippa*, wie XII 30), XIII 80 (wo *Pompeius* verschrieben ist statt *Cornelius*); das sind lauter Versehen und Veränderungen, welche bei der unerfreulichen Art der Diodorischen Überlieferung nicht ernstlich als originelle, sachliche Korrekturen Beachtung finden dürfen. Richtig *Costa i fasti consolari Romani* I 1, 195 f.

zu setzen [1]). Die Königsnamen Numa, Tullus, Ancus waren ebenso gut tuskischer Herkunft wie Numitor, Amulius, Romulus, Remus, Tarquinius, Servius. Dagegen die *nomina* jener Könige Pompilius, Hostilius, Marcius, Tullius sind plebejischer Herkunft.

Gerade hier aber ist scharf zwischen jenen Rekonstruktionen der sagenhaften Vorgeschichte und einer Erfindung von Namen in der Eponymenliste zu scheiden. Die Marcier fabelten von ihrem Geschlechtsgenossen, dem König Ancus Marcius, auch von einem heldenhaften Marcius Coriolanus, ohne daß sie auch nur den Versuch machten, ja machen konnten, ihre Gentilen in die Fasten einzuschweißen.

Über eine sagenhafte Vorzeit ist gewiß viel gefabelt und erfunden worden. Damit ist aber noch nichts über die Qualität der Fasten gesagt, welche die Eponymen enthielten, nach denen man in den priesterlichen Aufzeichnungen zu Rom die Jahre zählte. Selbst der Reiteroberst Iunius Brutus, der vor die ersten Konsuln mit eingetragen wurde, hat doch nicht die Iunier veranlaßt, ihr Geschlecht für ein patrizisches zu erklären und weitere Personen desselben Geschlechtes in die Fasten einzuschmuggeln.

Als wirklich beanstandet konnte bisher vor allem *Sp. Cassius Vecellinus* gelten, der 261 das Latinerbündnis abgeschlossen und durch die erste *lex agraria* 268 zwar die Gunst der Plebs gewann, aber die Todesstrafe für seine *adfectatio regni* erleiden mußte.

Aber gerade bei ihm hat sich herausgestellt, daß er in der Tat zu der patrizischen *gens* der Cassii gehört hat [2]). Nur das liberale Kolorit, das ihm von den jüngeren Annalisten wegen seiner agrarischen Motionen verliehen wird, ist später hinzugefügt. Aber die Vordatierung des zum Jahre 396 gehörigen Latinerbündnisses wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht bereits vorher patrizische Cassier in den Fasten ihre Stellung gehabt hätten (253, 260, 268) [3]).

Danach sollte man vorsichtiger mit der Annahme von Fälschungen patrizischer Geschlechter sein. Die Claudii, Papirii, Cassii, Sestii, Verginii, Cornelii, Cloelii u. a. waren sicherlich Patriziergeschlechter, auch wenn daneben plebejische *stirpes* gleichen Namens sich von ihnen abgelöst hatten und später zu selbständiger Bedeutung als *gentes* gelangt sind [4]).

Es ist also umgekehrt häufiger mit der Möglichkeit zu rechnen, daß auch einige andere Geschlechter, deren Namen zugleich von

[1]) Soltau, Anfänge der Römischen Geschichtschreibung, V. Abschnitt; zu den einzelnen Namen s. Wilhelm Schulze, Italische Eigennamen; Indices.

[2]) Ludo M. Hartmann, Wiener Studien 1912, XXXIV 265. Auch K. J. Neumann räumt zu meiner Freude dieses ein. Damit ist der Weg zur Verständigung auch auf diesem viel umstrittenen Gebiet geebnet.

[3]) Der Beweis ist erbracht Wiener Studien 1913, 257 f. Der Cassius des Latinerbündnisses 358 v. Chr. war *fetialis*, also Patrizier.

[4]) Bei einer nicht standesgemäßen Heirat eines Patriziers wurden die Nachkommen bis zur *lex Canuleia* Plebejer.

Plebejern getragen wurden, gleichnamigen patrizischen Geschlechtern, die später ausgestorben waren, angehört haben, so vielleicht die Volumnii, Genucii, Minucii. Ob diese Möglichkeit ernstlich in Frage kommen darf, muß im einzelnen erörtert werden.

Zur Vorsicht ermahnt hier die oben besprochene Tatsache, daß die 18 Namen der Kriegstribunen, welche von den jüngeren Annalisten (Livius usw.) den vierstelligen Tribunenkollegien Diodors hinzugefügt sind, sämtlich patrizischen Geschlechtern angehören [1]).

Die Annalisten, welche hier die Konsularfasten ergänzten, werden also diese Namen ohne Zweifel nicht frei erfunden, sondern einen Anlaß gehabt haben, sie nachzutragen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie diese Namen in den *imagines* und *laudationes* vorfanden und danach ihnen einen Platz in der Fastenliste einzuräumen bestrebt waren. Es zeigt dieses klar, welchen Einfluß gerade die patrizischen Mitglieder im Pontifikalkollegium gehabt haben und wie es zweifellos noch im III. Jahrhundert v. Chr. schwer war, plebejische Geschlechter als patrizische Gentilen in die Fasten einzutragen.

Eine der weniger sicher feststellbaren Ergänzungen, wo nicht Verfälschungen, der Eponymenliste geht somit auf die Angaben und Bestrebungen der patrizischen Geschlechter zurück [2]). Und man wird fürderhin nicht so leichthin mit der Möglichkeit operieren dürfen, daß die ältesten plebejischen Priester zu Flavius' Zeit frischweg die Fasten nach ihren Fälschungen und Ansprüchen emendiert haben [3]).

Für das Alter und die Echtheit der Eponymenliste 245—302 in dem oben angegebenen Sinn spricht nun vor allem, daß der größte Teil der Mitglieder derselben völlig einwandfrei aus Vertretern aller Patriziergeschlechter zusammengesetzt ist, welche später zu erfinden oder zusammenzustellen kein Mensch ein Interesse gehabt haben konnte! Die Fasten von 268—292 enthalten lauter allgemein bekannte Patriziernamen. Ähnlich die Fasten 246—252, nur daß hier mehrere später (nach 388) ausgestorbene Gechlechter die Larcii, Nautii, Romilii, Curiatii, Hermenii, Lucretii, Numicii, Sestii, Tarquitii vorkommen, welchen keine gleichnamigen Plebejergeschlechter zur Seite standen. Solche Geschlechter wurden gewiß nicht erst von den Gelehrten des III. oder II. Jahrhunderts

[1]) *M. Trebonius*, der unter 371 von Livius eingesetzt ist, gehört nicht hieher. Ein Trebonius, den Diodor 374 unter seinen acht Eponymen bringt, war von Livius übergangen und ist von ihm dann 371 untergebracht worden. Vgl. Soltau, Prolegomena zu einer röm. Chronologie (1885).

[2]) Auch die Einfügung der Namen von Tribunen unter 328/329 und die Umstellung eines Fabierkonsulats hatten den Zweck, die Taten angesehener Patrizier in das richtige Licht zu setzen.

[3]) Diese irrige Meinung beherrscht den Versuch Karl Joh. Neumanns, der schon Flavius als einen Falschen im Sinne der plebejischen Geschlechter hinzustellen sucht.

erfunden. Die bedeutsame Stellung dieser ausgestorbenen Patriziergeschlechter 245—302 spricht vielmehr deutlich für ihre Echtheit. Mommsen, Röm. Forschungen I 111, erklärte mit Recht: „Ohne Zweifel sind die bei weitem meisten dieser in den damaligen Fasten enthaltenen Geschlechter in der Tat früh ausgestorbene oder verarmte patrizische Geschlechter". „Die (später ausgestorbenen) Horatier, Menenier, Romilier sind selbst in den ältesten Gaunamen vertreten". Auch die Ursprünglichkeit der meisten anderen Patriziergeschlechter, der Valerii, Geganii, Hermenii, Verginii, Mumicii, Lucretii, Curiatii, Curtii, Cassii, steht nach Mommsen außer Zweifel.

Wenn trotzdem Mommsen und nach ihm Eumann, K. J. Neumann, Pais, Giorgi, Sigwart[2]) in mehreren Namen der Liste von 245—302 bedenkliche Fälschungen von plebejischer Seite entdeckt zu haben glauben, so beruhen ihre Bedenken darauf, daß in den Fasten einige Namen vorkommen, die später nur noch als plebejische Geschlechternamen existieren.

Es sind dieses nach Mommsen die Aquillii und Siccii von 267, neben welchen auch Curtii (309) und Genucii (303, 309) nicht unverdächtig sein sollen. Von späteren werden patrizische Volumnii (293), Minucii (257, 262, 296), Sempronii beanstandet. Sehen wir bei allen diesen Geschlechtern zu, ob mit Grund.

In erster Linie kommt hiegegen in Betracht, daß nach den jetzt von Matthias Gelzer[4]) festgestellten „Grenzen der Nobilität" die Plebejer auf ganz andere Weise als durch derartige Fälschungen der Eponymenliste ihre adelige Herkunft zu begründen imstande waren. Gelzer zeigte nämlich, daß nur diejenigen zur Nobilität zählten, welche konsularischen Familien angehört haben, und dabei rechnete Cicero ausdrücklich auch die Mitglieder einer Familie, welche zwar derselben *gens*, nicht aber der gleichen *stirps* angehört hatten, zur Nobilität, falls nur irgend einer der patrizischen Gentilen früher das Konsulat bekleidet hatte. Cicero *ad fam.* IX 21, 2 zählt z. B. den plebejischen Papirius Carbo mit zur Nobilität, trotzdem in älterer Zeit keine Papirii Carbones, sondern nur patrizische Papirier Konsuln gewesen waren. Ausdrücklich stellt Gelzer fest, daß nicht etwa schon der Besitz eines aurulischen Amtes Nobilität verleihe. Bei dem Plebejer *Serv. Sulpicius Rufus* weist Cicero

---

[1]) Nachdem in diesem der *fetialis* des Latinerbündnisses 358 erkannt ist.

[2]) Als Kuriosum sei erwähnt, daß Sigwart in seinem sonst verdienstlichen Aufsatz „Römische Fasten und Annalen bei Diodor", Klio VI 280, meint: „alle drei Kategorien der Konsulnamen des V. Jahrhunderts v. Chr., die plebeischen, die später noch vorkommenden patrizischen und die verschwundenen Namen könnten erfunden sein"! Wer so etwas sagen kann, verliert das Recht, in dieser Frage mitzusprechen.

[3]) Die Iunii scheiden hier aus, da sie nicht in der Eponymenliste selbst, sondern den von den Antiquaren vorgeschobenen Namen des Befreiungskampfes (Collatinus Lucretius, Brutus) angehören.

[4]) Die Nobilität der römischen Republik, S. 22.

(Mur. 16), da seine Verwandten in den letzten Generationen kein Konsulat innegehabt hatten, auf dessen Ahnen unter den Konsulartribunen hin. Durch diese patrizischen Gentilen könne ein Rufus den Besitz seiner Nobilität erhärten.

Das Bestreben, solche Ahnen zu erhalten, wo sie fehlten, muß in der Tat weit verbreitet gewesen sein. Welche Mittel aber empfiehlt Cicero zur Erreichung dieses Zweckes (Brutus 62)? Nicht etwa Fälschung der Fasten oder die Erdichtung patrizischer Ahnen, sondern die Annahme eines früheren Übertrittes eines patrizischen Gentilen zur Plebs, falls Leute geringeren Standes in ein patrizisches Geschlecht des gleichen Namens einbrechen wollten.

Auf diese Weise scheinen die plebejischen Papirii Carbones Beziehungen zu dem patrizischen Papiriergeschlecht gesucht und dadurch ihre Nobilität begründet zu haben. Von den plebejischen Cassiern ist es zwar nicht ausdrücklich überliefert, daß sie durch *transitio ad plebem* von Patriziern zu Plebejern geworden seien. Aber einmal waren diese nach dem Tode ihres berühmten patrizischen Geschlechtshauptes (268) die einzigen, welche später wieder zum Konsulat gelangt waren, und daneben haben sie nichts unterlassen, alle liberalen Intentionen ihrer fortschrittlich gesinnten Familie schon dem patrizischen Ahnherrn *Sp. Cassius* anzudichten, sowohl das Bündnis mit den Latinern wie die Ackerverteilung. Auch die Konsuln des Jahres 300, gegen deren patrizische Qualität nichts anderes gesagt werden kann, als daß sie die einzigen Konsuln aus ihrem patrizischen Geschlecht gewesen waren, das später aus der Geschichte verschwindet, sind nicht zu beanstanden. Von ihnen nahm die annalistische Tradition an (Liv. III 65, 1), daß beide aus dem Patriziat ausgetreten, zur Plebs übergetreten seien, um sich zu Tribunen wählen zu lassen. Das wird natürlich unhistorisch sein, zeigt aber, daß die pratizische Qualität des älteren Stammes so allgemein anerkannt war, daß die Annahme einer *transitio ad plebem* als das sicherste Mittel galt, um die Verwandtschaft dieser plebejischen *stirpes* mit einer der patrizischen *gentes* nachzuweisen. In ähnlicher Weise soll der *praefectus annonae M. Minucius,* um Volkstribun zu werden, zur Plebs übergetreten sein, wie Liv. IV 16, 3 erwähnt: *hunc Minucium apud quosdam auctores transisse a patribus ad plebem undecimumque tribunum plebis cooptatum seditionem motam ex Maeliana caede sedasse invenio.* Das sind allerdings Nachrichten aus Laudationen, von denen Ciceros Urteil (Brutus XVI 62) gilt: *multa scripta sunt in iis, quae facta non sunt, falsi triumphi, genera etiam falsa et ad plebem transitiones.* Aber alle derartigen Erfindungen wären ohne Sinn, wenn nicht ganz allgemein geglaubt und festgestanden hätte, daß die einst patrizischen *gentes* der Aternii, Tarpeii, Minucii das Konsulat bekleidet gehabt hätten. Ein solcher *consensus* ist da von entscheidender Bedeutung, wo er zu Erfindungen tendenziöser Art

seine Zuflucht nimmt, deren Voraussetzung war, daß jene *gentes* einst sicher patrizisch gewesen sind.

Können nun noch weiter einige konsularischen Geschlechter beanstandet werden, wenn selbst die Aternii, Tarpeii, Cassii, ja die Minucier als früh ausgestorbene Patriziergeschlechter zu gelten haben?

Gewiß nicht die Aquillii, welche 495 zum erstenmal aus der plebejischen *stirps* einen Konsul stellten, ohne daß er einen Nachfolger gehabt hätte. Denn wer hätte wohl damals ein Interesse gehabt, um ihretwillen die Fasten zu fälschen! Wenn wohl auch darauf hingewiesen ist, daß in der Brutuslegende Aquillier eine Rolle spielen, so kann umgekehrt gerade diese Tatsache für ihren Patriziat sprechen. Die Annalisten legten dem Brutus patrizische Agnaten bei, um so des Brutus hohe Herkunft zu stützen.

Eine Gruppe für sich bilden die Cominii (ein Konsul 253) und Siccii (ein Konsul 267), eventuell die Tullii (ein Konsul 254), die übrigens auf Grund von Ciceros Zeugnis allgemein als Patrizier angesehen wurden. Allerdings gehören Cominii und Sicinii (welche wohl nur formell von den Siccii zu scheiden sind)[1]) zu den plebejischen Geschlechtern, die Vertreter der plebejischen Volksrechte gewesen sind. Hier wie bei den Tullii ist aber zu beachten, daß die Namen alt, daß sie tuskischen Ursprungs sind[2]). Die plebejischen Zweige gehören ferner Familien an, die nie nach einem höheren Amte gestrebt haben, sich als Vorkämpfer der Plebs hervorgetan oder wie Cicero sich stolz als *homines novi* unter dem alten Adel gefühlt hatten. Bei diesen Geschlechtern, die nie zur Nobilität gehört haben, fehlt also der *dolus*, daß sie sich zu irgend einer Zeit hätten in die Nobilität einschleichen wollen. Mit ausdrücklicher Anerkennung des Patriziats des Konsuls von 254, Tullius, hebt Cicero seine eigene minderwertige Herkunft hervor[3]).

Es bleiben somit allein noch die drei Geschlechter der Genucii (303, 309), Sempronii (257), Volumnii (293), bezw. noch die vorher besprochenen Minucii übrig. Diese drei oder vier Gentes haben eine bedeutsame Rolle in der plebejischen Nobilität eingenommen, während sie als Patrizier nur in den ältesten Zeiten einige wenige Konsulate bekleidet haben sollen[4]).

Anknüpfend an die Beobachtung von Enmann, daß zu Flavius' Zeit gerade diese Geschlechter die Stützen der neu entstehenden plebejischen Nobilität gewesen seien, hat K. J. Neumann den Schluß gezogen, daß die genannten vier Geschlechter[5]) pseudopatrizisch

[1]) Die Patrizier heißen übrigens durchweg Siccii (Mommsen, Röm. Forschungen I 109), die plebejischen Vertreter stets Sicinii.

[2]) Wilh. Schulze, Italische Eigennamen; Indices. Tullii kommen zwar auch bei den Volskern vor. Es ist aber sehr wohl möglich, daß bei ihrem Vordringen gegen Rom auch tuskische Führer teilgenommen und ihre Nachkommen von Einfluß bei den Volskern gewesen sind.

[3]) Brutus XVI 62.

[4]) Hettlers Zeitschrift für alte Geschichte I 2 (Bern 1900).

[5]) Als viertes rechnet auch er die Minucier hinzu, als fünftes die Iunier.

gewesen seien. 307 v. Chr. war *L. Volumnius* Konsul, 305 *T. Minucius*, 304 *P. Sempronius*, 303 *L. Genucius*. „Hier kann von Zufall keine Rede sein!"

Auch ich hatte die merkwürdige Übereinstimmung anerkannt (vgl. Anfänge der röm. Geschichtsschreibung 148), natürlich ohne dem Flavius, dem Zeitgenossen dieser Männer, eine plumpe Fälschung anzudichten. Soviel aber räumte ich ein, daß möglicherweise jene aufstrebenden Geschlechter sich patrizische Ahnen erdichtet und im Laufe der Zeit durch ihre *elogia, laudationes, imagines* auch so weit Glauben dafür erweckt hätten, das bei einer voraussichtlich späten Rekonstruktion der ältesten Fasten ihre Namen Berücksichtigung gefunden haben könnten.

Diese Möglichkeit bleibt bestehen, auch wenn im übrigen die Fasten von 245—302 jetzt in einem ganz anderen Grade der Glaubwürdigkeit erscheinen, nachdem man die Eponymenliste von den Angaben späterer Annalisten und Antiquare besser getrennt und gesondert betrachten gelernt hat.

Aber wahrscheinlich ist sie trotz alledem nicht mehr.

Schon bei den Minucii wies ich darauf hin, daß das Bestreben die Mitglieder der plebejischen *stirpes* in Verbindung mit den Konsularen von 257, 262, 296, 297 zu bringen, zur sicheren Voraussetzung gehabt hat, daß einst patrizische Minucier wirklich fungiert haben.

Weit bedenklicher noch wäre die Leugnung von patrizischen Semproniern. In diesem Falle müßten nicht nur die Konsuln von 257, 263, 331, sondern auch zahlreiche Militärtribunen 310—338 und der *magister eq.* 374 später gefälscht sein. Das wäre eine Annahme, welche allen bisher gefundenen Ergebnissen über die Echtheit der Eponymenliste völlig widerspräche.

Sobald nun aber die *Sempronii Atratini* [1]) als patrizisch anerkannt werden, so handelt es sich allein noch um die Echtheit der beiden Konsulate der Genucii 303, 309, sowie um den Konsul Volumnius 293 [2]).

Jene früh ausgestorbenen Patriziergeschlechter der Genucii und Volumnii müßten dann später in ihren plebejischen *stirpes*, die sich wie die plebejischen Sempronier wohl nicht wenig auf ihre patrizischen Ahnen eingebildet haben werden, unter Berufung auf sie und eine etwaige *transitio ad plebem* seitens einer ihrer Vorfahren, den Sitz unter den Konsuln von 447—457 erstrebt und erlangt haben. Jedenfalls ist eine solche Erklärung ihres frühen

[1]) Man beachte, daß der Beinamen, der gewiß schon früh diesen patrizischen *stirpes* eigen gewesen, auch wenn erst spät offiziell von den Antiquaren in die Fasten eingetragen ist, tuskischer Herkunft ist. Vgl. Schulze, Italische Eigennamen

[2]) Die Namen der Dezemvirn waren voraussichtlich nicht in der Konsulliste angegeben; dieser Stand gab Anlaß zu späterer Erfindung von Namen. Vgl. Sigwart, Klio VI 280.

Eintrittes in die Nobilität bedeutend einfacher. Sie allein entspricht dem Resultat dieser ganzen Untersuchung.

Zu diesen Ergebnissen führte die scharfe Trennung der im wesentlichen alten und echten Eponymenliste und der durch Annalisten und Gentilfälschungen entstellten Listen, wie sie in den späteren offiziellen Fasten enthalten sind, die weniger der Jahreszählung als vielmehr der Geschichts- und Altertumskunde dienen wollten. Jene sind das sicherste Dokument der alten römischen Geschichtsüberlieferung [1]), diese dagegen ein Produkt von Pseudogeschichtsforschung und tendenziöser Umgestaltung durch Familientraditionen. Kombinationen, antiquarische Klügelei sind in der Tat leider auch sonst oft noch genug die trüben Mittel gewesen, um die Lücke der alten glaubwürdigen Überlieferung auszufüllen.

Die streng geschichtliche Forschung hat von diesen Abwegen der Antiquare und Dilettanten abzusehen. Dafür hat sie aber um so mehr festzuhalten, daß die römische Konsulliste, wie sie zur offiziellen Datierung diente, das festeste Rückgrat der römischen Geschichte bildet und jeder weiteren Forschung zugrunde gelegt werden muß.

Zabern i. E. Wilhelm Soltau.

---

[1]) Es ist schwer verständlich, wie Kornemann (Klio XIV 19[illegible]) trotzdem den Versuch wagen konnte, den ältesten Teil der Konsularfasten zu verwerfen und die Annahme zu vertreten, daß in älterer Zeit in der Regel drei *tribuni militum* an der Spitze des Staates gestanden haben. Überall herrscht im V. Jahrhundert v. Chr. die Zweizahl: Zwei Konsuln, zwei Quästoren, zwei Volkstribunen, zwei *aediles plebis*, zwei *decemviri sacris faciundis*, zwei *fetiales* und noch später zwei *aediles curules*. Erst im III. Jahrhundert kommen Kollegien von drei Männern vor.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles erklärt von **F. W. Schneidewin** und **A. Nauck**. Fünftes Bändchen: Elektra. Zehnte Auflage besorgt von Ewald Bruhn. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912.

In der Reihe der Neubearbeitungen der Schneidewin-Nauckschen Sophoklesausgaben hat E. Bruhn nunmehr seinen Kommentar zur Elektra erscheinen lassen, der sich seinen früher erschienenen Erklärungen der Antigone und des Oedipus Tyrannos würdig an die Seite stellt. Seit dem Erscheinen der neunten, von Nauck besorgten Auflage (1893) hat sich unsere Stellung gegenüber dem Texte wesentlich geändert[1]) und für die Erklärung gerade dieses Stückes ist eine so erhebliche Leistung wie Kaibels Kommentar zu verzeichnen. Kein Wunder also, daß die 10. Auflage mehr den Charakter einer völligen Neubearbeitung als den einer Umarbeitung trägt.

Die Textgestaltung zeigt, wie bei Bruhns früheren Ausgaben, gesunden Konservativismus im Verein mit ungeschminkter Offenheit. Die Überlieferung wird mit liebevoller Vertiefung erklärt, wo sie zu erklären ist; wo dies nicht angeht, wird in der Regel ehrlich die „*crux*" gesetzt, etwa mögliche Verbesserungsvorschläge werden in die Anmerkung verwiesen und nur ganz evidente Emendationen gleich in den Text aufgenommen. Von neuen Vermutungen des Herausgebers seien erwähnt: Nach V. 72 soll ein Vers ausgefallen sein, der etwa ⟨*νέον μ' ἐάσατ' Ἰνάχου ναίειν πέδον*⟩ gelautet haben mag. — V. 162 wird das überlieferte *εὐπατρίδαν Διὸς* beibehalten und als „*εὐπατρίδαν εἰς Δία τὸ γένος ἀναφέροντα*" erklärt. — V. 564 wird vermutet, daß für *ἔσχε* möglicherweise *ἔχεε* zu schreiben sei und auf *γ* 289 verwiesen. — V. 797 wird *πολλῶν ἄρ' οὕνεκ', ὦ ξέν', ἄξιος φιλεῖν* (sc. *εἶ*) vermutet.

---

[1]) Man bedenke z. B., daß Nauck noch ruhig die Rolle des Pylades gänzlich streichen konnte.

Der kritische Apparat im „Anhang" enthält als Einleitung eine Charakterisierung und Wertung der wichtigsten Handschriften. Der Standpunkt des Herausgebers, der *L* die gebührende Geltung einräumt, ohne auf die anderen Quellen der Überlieferung im vorhinein zu verzichten, wird allgemein gebilligt werden. Die „*varia lectio*" ist bei aller Beschränkung auf das Notwendigste völlig ausreichend und dabei sehr übersichtlich.

Der Kommentar ist über jedes Lob erhaben. Man kennt die feinsinnige Interpretationskunst Bruhns, die namentlich in der sprachlichen Erklärung [1]) das Größte leistet; dabei geht durch das Ganze ein kecker, frischer Zug, der die Lektüre dieses Kommentars wirklich zum Genuß werden läßt. Für die Vorurteilslosigkeit des Verf. ist es bezeichnend, daß er sich nicht scheut, zur Erklärung des Sophokleischen Textes wiederholt auch Stellen aus Hofmannsthals Elektra, und zwar in durchaus treffender Weise, heranzuziehen. Aus der früheren Auflage ist der Wortlaut nur höchst selten unverändert herübergenommen worden; durch die Weglassung überflüssiger Parallelstellen wurde viel Raum für wichtigere Dinge gewonnen [2]). Bei dieser Entlastung des Kommentars kam es sehr zustatten, daß zur Erklärung sprachlicher Erscheinungen vielfach auf den bekannten trefflichen „Anhang" verwiesen werden konnte. der sich hier neuerdings voll bewährt hat. Der Kaibelsche Kommentar ist natürlich reichlich ausgenutzt; wo es anging, wurde einfach der Wortlaut abgedruckt, aber Bruhn bewahrt sich auch diesem Vorgänger gegenüber vollständige Freiheit des Urteils (vgl. z. B. V. 181, wo die alte Erklärung Naucks gegen Kaibel mit Recht aufrecht erhalten wird, oder V. 226 f. wo „τίνι . . . φρονοῦντι καίρια" richtiger erklärt wird als bei Kaibel, der hier anscheinend ohne Grund an Orestes denkt). Sehr zu billigen ist es, daß vielfach einfach das antike Scholion gegeben wird, wo es eine zutreffende Erklärung bietet. Man muß es auch begrüßen, daß diesmal die neuere wissenschaftliche Literatur reichlich zitiert wird; der Kommentar hat dadurch an Brauchbarkeit sicherlich gewonnen.

Einwendungen hätten wir nur sehr wenige zu machen. Zu V. 278 heißt es: „Deinias in seiner Zusammenfassung argivischer Chroniken (schol.) gab den 13. Gamelion als Todestag Agamemnons an (den Unglückstag des Hochzeitsmonats)". Der hier angedeutete Erklärungsversuch entspricht kaum dem antiken Denken. — V. 287 ἡ λόγοισι γενναία kann wohl nicht eine Beziehung auf Aesch. Ag. 591 enthalten, sondern dürfte heißen: „Das Weib,

[1]) Als Beispiel sei hier die Erklärung des sogenannten poetischen Plurals (zu V. 11) erwähnt.

[2]) Größeren Abschnitten sind wieder kurze Zusammenfassungen des Inhalts vorangeschickt, die sich durch Kursivdruck gut abheben (der Verlag hat zu diesem Zwecke eine neue, sehr gefällige und leicht lesbare Kursivtype verwendet).

das sich 'edel' nennen läßt". — Zu V. 289 *σοὶ μόνη...βροτῶν* wird Kaibels Erklärung zitiert: „Es liegt eine Kritik des Chores darin, daß sie der Mutter denselben Gedanken in den Mund legt, mit dem die Frauen sie hatten trösten wollen (153)". Die Fassung dieser Worte ist nicht glücklich; es wird allerdings an den Worten des Chors Kritik geübt, aber höchstens vom Dichter, der Elektra jetzt so sprechen läßt; denn Elektra berichtet, wie man wohl annehmen muß, einfach, was sie von der Mutter wirklich gehört hat, legt ihr also nicht etwas in den Mund, um damit den Chor zu treffen. — V. 417 *ἐλθεῖν δευτέραν ὁμιλίαν* ist nicht zureichend erklärt. Was die *ὁμιλία* im Traume bezeichnet, ist doch wohl klar; es ist doch nicht anzunehmen, daß Prüderie den Herausgeber gehindert hat, die Sache beim richtigen Namen zu nennen? — V. 534 *τοῦ χάριν τίνων ἔθυσεν αὐτήν*; ist nicht vollkommen klargelegt; es kann entweder heißen „um wessentwillen büßend opferte er sie?" oder „zu welchem Zwecke (*τοῦ* als Genet. von *τί*), wem zuliebe (*τίνων* als Genet. von *τίνες*) opferte er sie?" Die Erklärung „welchem einzelnen, welcher Gesamtheit zuliebe?" ist doch kaum möglich. — V. 673 *τέθνηκ' Ὀρέστης· ἐν βραχεῖ ξυνθεὶς λέγω*. Der Nebensinn von *ξυνθείς* „listig erdichtend" kann, wie schon Kaibel bemerkt hat, hier wegen des Zusatzes *ἐν βραχεῖ* nicht in Betracht kommen. — V. 1104. „Der Ausdruck *ἡμῶν κοινόπουν παρουσίαν* wäre für die Ankunft des Orestes und seiner Begleiter überladen, sollte nicht der Zuschauer hindurchhören, daß mit der angeblichen Asche Orest zugleich selbst den Weg gemacht habe". Die von Bruhn vermutete Doppelsinnigkeit ist ganz unmöglich. Die Worte heißen nichts als „unser gemeinsames Kommen"; der Zuschauer sah doch Orest mit seinen Begleitern vor sich und der Sprecher wird auf sein Gefolge noch mit einer Gebärde hingedeutet haben. — V. 1200 *μόνος βροτῶν ἔμ' ἴσθ' ἐποικτίρας ποτέ* „der endlich einmal mit mir Mitleid empfunden hat". In Verbindung mit *μόνος* kann *ποτὲ* aber nicht „endlich einmal", sondern nur „jemals" heißen. — Für verfehlt hält es Ref., daß Bruhn zu V. 675 und 770 (auch Einleitung S. 19, 42) die ohnedies ganz schwachen Regungen des Schmerzes, die bei Klytaimestra, der Mutter, zu bemerken sind, auch noch als freche Verstellung bezeichnet; hiefür ist eine genügende Handhabe nicht vorhanden. Im Gegenteil, es wird vom Dichter ausdrücklich in außerordentlich feiner Weise motiviert, wie es denn kommt, daß diese weichen Regungen von Klytaimestra alsbald unterdrückt werden. Dazu dient die Bemerkung des Pädagogen (V. 772) „*μάτην ἄρ' ἡμεῖς, ὡς ἔοικεν, ἥκομεν*"; er ist scheinbar enttäuscht über die kühle Aufnahme, die ihm mit seiner Botschaft bereitet wird, und so sieht sich Klytaimestra zunächst schon durch ihre Hausfrauenpflicht, sozusagen aus Courtoisie gegenüber dem Fremden, gedrängt, das Angenehme an seiner Botschaft anzuerkennen. Einmal soweit gebracht, gleitet sie dann allerdings leicht

über die Empfindung der Trauer hinweg. — Vermißt hat Ref. eine Erklärung von V. 475 *πρόμαντις Δίκα*, die Kaibel wohl richtig als „Vorläuferin" der Erinys gedeutet hat. — Etwas mehr wäre vielleicht auch über den als Fiktion ganz singulären Botenbericht zu sagen gewesen, in dem die konventionelle Form so vollständig die Herrschaft über den Dichter erlangt, daß er es vollkommen vergißt, daß es sich um eine Erfindung handelt; freilich vergißt dies — und das ist das Große — mit ihm auch sein Publikum. Aber es bleiben doch gewisse Widersprüche zurück, so V. 763, wo der Bote, wie üblich, die Trauer über das Unglück ausdrückt, während er doch V. 667 betont hat, daß er eine Freudenbotschaft bringe und sich dieser Tatsache schon V. 772 wieder bewußt ist.

Dem Texte ist eine metrische Analyse der lyrischen Partien beigegeben, und zwar zunächst eine „Allgemeine Übersicht" über die in dieser Tragödie verwendeten metrischen Elemente und Formen und dann eine Analyse der einzelnen Lieder. Da der Herausgeber die hergebrachte Terminologie verwendet und das Gebiet des Problematischen möglichst meidet, gibt diese Analyse keinen Anlaß zu besonderen Bemerkungen. Ein Fehler hat sich bei dem Kolon V. 153 f. eingeschlichen, das als „*3 iamb*" bezeichnet wird; es sind aber 4 iamb. Metra, wenn man nicht vorzieht, den Anfang (– –́ | – –́) als threnetische Anapäste aufzufassen; es würde dann der Rhythmus, der die folgende Strophe beherrscht, hier zum ersten Male leise anklingen. — Befremdend wirkt in der Epodos desselben Liedes die Bezeichnung von V. 238 *ἐν τίνι τοῦτ' ἔβλαστ' ἀνθρώπων* als daktylischer Tetrameter (–́ ⏑ ⏑ –́ – –́ – –́ –) gleich den beiden vorangehenden Kola; es handelt sich vielleicht eher um eine iambische Klausel (–́ ⏑ ⏑ – –́ –́ | –́ –), die nach den Daktylen so wenig auffallend wäre, wie unten V. 243 die dochmische Klausel nach den Anapästen und V. 250 die iambische. — Ebenso kann sich Ref. nicht damit einverstanden erklären, daß V. 1248 f. *οὐδέποτε λησόμενον ἁμέτερον* als *3 troch* erklärt wird (also –́ ⏑́⏑ ⏑ –́ ⏑́⏑ ⏑ –́ ⏑́⏑ ⏑); das Glied läßt sich zweifellos ungezwungener als *iamb* + *dochm* (– ⏑́⏑ ⏑ –́ | ⏑ ⏑́⏑ –́ ⏑ ⏑⏑) deuten, zumal hier inmitten von Dochmien.

Eröffnet wird das Buch durch eine umfangreiche Einleitung (S. 1—51), enthaltend: I. Die delphische Orestie, II. Die beiden Elektren, III. Warum schrieb Sophokles seine Elektra? Darauf folgt noch ein Exkurs über die Schreibung *Κλυταιμήστρα*. — Im ersten Kapitel werden die sagengeschichtlichen Probleme behandelt, die mit dem Stoff der Sophokleischen Elektra zusammenhängen. Bruhn bespricht zunächst die Darstellung der Odyssee, in der Klytaimestra ganz zurücktritt (die Echtheit von γ 310 wird gegen Wilamowitz verteidigt), daran schließt sich die Besprechung der Aischyleischen Orestie mit ausführlicher Analyse der Choëphoren. Aus der bei Aischylos vorliegenden Fassung wird mit Heranziehung

von Pindar und Stesichoros sowie der bildlichen Darstellungen auf eine voraischyleische epische Darstellung geschlossen, deren Tendenz die Rechtfertigung der Blutrache gewesen sei; der Herausgeber nennt sie die „delphische Orestie".

Überraschend wirkt der Inhalt der beiden folgenden Kapitel: Bruhn zieht die einst von Wilamowitz aufgestellte, dann von ihm selbst wieder fallen gelassene Ansicht von der Priorität der Euripideischen Elektra wieder hervor, stützt sie mit, wie er glaubt, entscheidenden Argumenten, und beantwortet danach die Frage, warum Sophokles seine Elektra geschrieben habe. Wir können ihm, wie wir gleich jetzt bemerken wollen, auf diesem Wege nicht folgen. Bruhn gibt zunächst eine im ganzen treffende[1]) Analyse des Euripideischen Stückes. Dieses ist von einer starken Tendenz gegen den Muttermord durchdrungen und von Unwillen gegen Apollo, der ihn befohlen hat. Eine tiefe Kluft war zwischen Euripides und Sophokles befestigt. Bei Sophokles wird die Berechtigung des Muttermordes überhaupt nicht in Frage gestellt, Orestes kennt keinen Zweifel vor der Tat, keine Reue nachher, und wenn das Sophokleische Stück auch „kein Thesendrama ist", so „verfolgt er damit doch eine Tendenz, die der des Euripides schnurstracks zuwider läuft". Mit der Konstatierung dieses Widerspruches sei aber die Frage nach der Priorität noch nicht entschieden. Auch die Detailvergleichung könne die Entscheidung nicht bringen, denn wenn ein Motiv das eine Mal weit ausgesponnen, ein andermal nur kurz berührt werde, so könne man darin ebensowohl weitere Ausarbeitung eines von dem anderen erfundenen Motives, als umgekehrt eine kurze Anspielung auf einen von dem anderen bereits ausgesponnenen Zug erblicken. Dagegen zeige die Art, wie Euripides den *ἀναγνωρισμός* behandle (V. 520—546), „unfreundliche, schulmeisternde Kritik gegenüber Aischylos". Daran hätte sich leicht auch eine Kritik des Sophokles anschließen lassen, der bei der Wiedererkennung einen Siegelring verwende. Euripides habe dies nicht getan, also habe er das Stück des Sophokles noch nicht gekannt. Dieses Argument *ex silentio* hält Bruhn für schlagend (!). — Weiters werden die Redekämpfe über Klytaimestras Schuld verglichen (Eur. El. 1011 ff. und Soph. El. 525 ff.); Euripides legt hier (V. 1093) der Elektra unbedenklich das Argument in den Mund, daß nach dem Grundsatz „Blut für Blut" die

---

[1]) Daß Elektra von einer Sklavin begleitet ist (Bruhn, S. 14; ebenso Radermacher, Oedipus auf Kolonos, S. 15) möchte ich trotz V. 140 *θὲς τόδε τεῦχος ἐμῆς ἀπὸ κρατὸς ἑλοῦσα* nicht glauben, sondern lieber der Erklärung des Scholions folgen, das in diesen Worten eine Selbstanrede sieht, die begreiflicherweise bald der natürlichen Rede in der ersten Person weicht. — V. 1213—1217 teilt der Herausgeber mit Wilamowitz der Elektra zu; dies scheint unmöglich wegen *ὥστε χέρας ἐμὰς λιπεῖν βέλος*, denn Elektra trägt gar keine Waffe, sondern legt erst im letzten Augenblick (1225) ihre Hand an das Schwert des Orestes.

Mutter nun durch ihre Kinder fallen müßte. Bruhn meint, Euripides würde dieses Argument, das seiner ganzen Tendenz widerspreche, kaum ungerügt haben durchgehen lassen, wenn Sophokles sein Vorgänger gewesen wäre. Er habe es denn auch fünf Jahre später im Orestes aufs schärfste widerlegt, weil mittlerweile eben des Sophokles Elektra erschienen sei. Aischylos allein sei der Gegner, gegen den sich Euripides in seiner Elektra wende. Die Beziehungen zur Orestie stünden fest, die angeblichen Beziehungen auf Sophokles seien höchst fragwürdig [1]).

Man müßte aber schärfste Polemik gegen Sophokles erwarten, weil dessen Stück der Tendenz des Euripides noch mehr zuwiderlaufe als das des Aischylos. Nunmehr gewännen auch die bekannten Argumente, die Wilamowitz aus der Komposition des Prologs und der Parados abgeleitet habe, an Bedeutung. Demnach sei das Sophokleische Stück ein Protest gegen Euripides und wir hätten auch die Antwort, die Euripides auf diesen Protest erteilt habe, nämlich seinen „Orest", der des Dichters Meinung über die Blutrache deutlich ausspreche. Hier zeige uns Euripides „wie seiner Meinung nach die Handlung der Sophokleischen Elektra weitergehen müßte". Beziehungen im einzelnen werden gezeigt. Mit seinem Orest habe der Dichter den Beifall des Publikums erzwingen wollen, ohne doch seine Mißbilligung der Tat des Orestes zu verhehlen. — Des Sophokles Elektra, der Protest gegen die Euripideische, sei wahrscheinlich unmittelbar nach dieser im Jahre 413 entstanden und 412 aufgeführt worden, denn schon des Euripides „Helena" enthalte in V. 1055 einen „spöttischen Seitenblick" auf Sophokles' El. 62 und die Worte des Theoklymenos Hel. 1171 ff. seien eine Parodie auf die Schlußworte des Sophokleischen Orest (El. 1505 f.) [2]). Nur unter dieser Annahme lasse sich die Frage beantworten, warum Sophokles seine Elektra geschrieben habe: sein religiöses Gefühl habe ihn gezwungen, gegen Euripides aufzutreten, der den delphischen Gott angegriffen hatte. Er tue dies, indem er den Muttermord gar nicht als Problem, sondern einfach als selbstverständliche Notwendigkeit behandle. — Zum Schlusse gibt Bruhn eine feinsinnige Analyse der Sophokleischen Tragödie, die ihren Wert auch behält, wenn ihre Voraussetzung, die Annahme der Priorität des Euripideischen Dramas, fällt. Und daß

[1]) Dies gilt gewiß für die von O. Ribbeck in Euripides El. 883 und 893 entdeckte Polemik gegen Sophokles; für die letztere Stelle ist dies schon von Kaibel S. 54, Anm. 2, widerlegt worden.

[2]) Diese letztere Annahme scheint nicht recht begreiflich. Die ganz allgemein gehaltenen Worte des Orest können, selbst vom Standpunkt des Euripides betrachtet, nur dann zum Widerspruch herausfordern, wenn sie eben auf den speziellen Fall „Orest contra Klytaimestra" angewendet werden; sonst sind sie untadelig. Nun hat aber die Lage des Theoklymenos nicht die geringste Beziehung zur Situation, die in der Elektra vorliegt. Wie konnte man da also die Parodie merken?

diese Voraussetzung falsch ist, glauben wir im folgenden zeigen zu können.

Auch hiebei kann auf die Detailvergleichung zunächst verzichtet werden. In der Behandlung der Wiedererkennung bei Euripides liegt die Polemik gegen Aischylos allerdings klar zu Tage; Euripides benützt diese Gelegenheit, um in dem stolzen Bewußtsein seiner souveränen Beherrschung der dramatischen Technik an der tatsächlich vorhandenen technischen Unbeholfenheit seines großen Vorgängers sein Mütchen zu kühlen. Aber die Polemik beschränkt sich auf diese technische Frage, von einer Polemik gegen das Stück als Ganzes, gegen seine Tendenz ist keine Rede. Im Gegenteil, im Wesen sind ja Euripides und Aischylos eines Sinnes in der Beurteilung der Blutrache und der Stellungnahme des delphischen Apollo; daß diese Anschauung bei Aischylos und bei Euripides so verschiedenen Ausdruck findet, liegt an der Verschiedenheit ihrer Naturen und der Zeiten, in denen sie schrieben. Dagegen besteht ein schroffer Gegensatz der Totalauffassung, der Grundtendenz zwischen den Elektren des Sophokles und Euripides, ein Gegensatz, um so auffallender neben der Gemeinsamkeit des Aufbaues und neben der Erscheinung, daß im Gegensatz zu Aischylos in jenen beiden Stücken Elektra in den Mittelpunkt der Tragödie gerückt ist; es steht hier wirklich „Elektra" gegen „Elektra".

Der Gegensatz bezieht sich auf die Beurteilung des Muttermordes; der eine lehnt ihn mit Heftigkeit als ein Verbrechen ab, der andere behandelt ihn als gegebene Tatsache, ohne darüber weiter zu diskutieren. Kann es da noch zweifelhaft sein, wer von beiden gegen den anderen als gegen seinen Vorgänger kämpft, wo der eine doch überhaupt keine Waffe führt, sondern sich auf „vornehmes Schweigen" beschränkt? Es ist sonderbar, aber es ist nun einmal so: von Euripides verlangt man, daß er seinen Rivalen unbedingt lächerlich mache (s. oben S. 895), selbst wenn er, was wahrscheinlich ist, an dessen Technik gar nichts Besonderes auszusetzen hatte[1]), und tut er es nicht, so erblickt man darin einen Beweis dafür, daß ihm das betreffende Stück des anderen gar nicht vorlag; bei Sophokles dagegen ist man geneigt, schon in der vornehmen Ruhe einen kräftigen Hieb, im bloßen Schweigen einen lauten Protest zu erkennen. Glaubt man wirklich, daß Sophokles, nachdem einmal Euripides seinen Schlag gegen den delphischen Gott geführt hatte, den Muttermord einfach als selbstverständliche Sache behandeln konnte, glaubt man vor allem, daß er seinem eigenen verletzten religiösen Empfinden Genüge getan hätte, wenn er einfach über das Problem hinwegging? Das scheint völlig ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist es auch, daß Sophokles, nachdem

[1]) In Wirklichkeit ist ja auch die Behandlung des ἀναγνωρισμός bei Sophokles nicht schlechter, nicht äußerlicher, als bei Euripides.

Euripides die Stellungnahme Apollons einer so abfälligen Kritik unterzogen hatte, seinen Orestes sagen ließ (1424): *τἀν δόμοισι μὲν καλῶς, Ἀπόλλων εἰ καλῶς ἐθέσπισεν;* das bedeutet „im Hause steht es gut, so wahr Apollons Spruch gut war“, der Satz ist nur der Form nach hypothetisch, dem Sinne nach eine positive Behauptung. Aber kann man eine solche Behauptung ruhig in hypothetischer Form aussprechen, wenn deren Richtigkeit eben erst von anderer Seite entschieden bestritten worden ist? Und in dieser hypothetischen Ausdrucksweise soll dann noch die entschiedene Polemik gegen jenen Angriff zu erkennen sein; da hätte der delphische Gott wahrhaftig einen schwächlichen Anwalt gefunden.

Ebenso steht es — wir dürfen jetzt wohl auch Details heranziehen, wollen uns aber auf ein Beispiel beschränken — mit dem Verhältnis zwischen Soph. El. 1422 f. und Eur. El. 1172 ff.[1]), zwischen den Äußerungen des Chores beim Anblick des aus dem Hause tretenden Muttermörders. Sophokles läßt ihn einfach sagen: „die Tat ist geschehen, *οὐδ' ἔχω ψέγειν*“, bei Euripides aber heißt es: „.... *τρόπαια δείγματ' ἀθλίων προσφθεγμάτων* (so die Überlieferung, die jetzt auch Murray in den Text aufnimmt; die Konjektur *προσφαγμάτων* ist entbehrlich) *οὐκ ἔστιν οὐδεὶς οἶκος ἀθλιώτερος | τῶν Ταντάλείων οὐδ' ἔφυ ποτ' ἐκγόνων*“. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es auch hier Euripides ist, der an dem anderen Kritik übt, indem er vom Mutterblut spricht als von einem „Siegeszeichen, das nur Wehruf grüßen kann“. — Auch darauf sei noch hingewiesen, daß die Pathosszene, welche der Geschwister Freude über das Wiedersehen ausmalt, bei Euripides auffallend kurz geraten ist; es sind fast nur Schlagworte und es scheint, daß er darauf verzichtet hat, zu wiederholen, oder mühsam zu übertrumpfen, was von Sophokles einmal vollkommen ausgesprochen worden war. Beinahe polemisch läßt er seinen Orest sagen „wir wollen uns die Freude auf gelegenere Zeit aufsparen“ (V. 569 f.).

Aber Bruhn meint ja, es sei überhaupt nicht zu erklären, wie Sophokles auf die Idee kam, eine Elektra zu schreiben, wenn er damit nicht gegen Euripides auftreten wollte; „denn es ist nicht wahr, daß er der Artist ist, für den es nichts gibt als seine Kunst, sondern er ist als Künstler zugleich ein frommer, gläubiger Mensch“ (S. 37). Nun Artist war er allerdings nicht, aber ein Künstler, den es wohl reizen konnte, einen Stoff, der mit seinem religiösen Empfinden im Einklang steht, künstlerisch zu gestalten, auch wenn dieses religiöse Empfinden nicht vorher von anderer Seite verletzt wurde. Frömmigkeit betätigt sich ja nicht bloß in der Abwehr des Unglaubens. Wie aber dem Künstler Sophokles das Bild seiner

[1]) Die Beziehung ist unverkennbar, denn den Worten des Sophokles „*φοινία δὲ χεὶρ | στάζει θυηλῆς Ἄρεος*“ entspricht bei Euripides „*ἀλλ' οἵδε νεοφόνοις ἐν αἵμασι πεφυρμένοι βαίνουσιν* ...“

Elektra entstanden sein mag, das hat Kaibel (besonders S. 47, 63) mit Worten geschildert, denen nichts hinzuzufügen ist. — Auch die Tendenz des „Orestes" kann kein Argument gegen unsere Auffassung abgeben. In dieser Tragödie macht Euripides allerdings gegen die Blutrache noch entschiedener Front als in der Elektra (vgl. Bruhn S. 30 ff.); dies ist aber hier auch leicht möglich, weil die Tat selbst schon geschehen ist und der Mythus nicht mehr gefährdet wird, wenn man hinterher an seinem Gehalt Kritik übt, seine Tendenz verwirft. In der Elektra mußte sich diese Kritik naturgemäß ganz auf den Schluß des Stückes beschränken; denn wäre den Beteiligten früher die Erkenntnis aufgedämmert, daß der Muttermord ein abscheuliches Verbrechen ist, dann wäre es zu diesem überhaupt nicht gekommen und die Fabel der Euripideischen Elektra hätte einen sonderbaren Verlauf genommen, der bei den Kritikern des Euripides wohl wenig Gnade gefunden haben würde.

Wenn wir somit auch Bruhns chronologische Aufstellungen ablehnen müssen, so muß doch betont werden, daß seine „Einleitung" eine Reihe außerordentlich feiner und treffender Bemerkungen enthält. Die Wertschätzung des ganzen Werkes wird sicherlich durch die Ablehnung dieser Hypothese ebensowenig beeinträchtigt werden, wie es der Beliebtheit von Bruhns Ausgabe des Ödipus Eintrag getan hat, daß seine Datierung jenes Stückes im allgemeinen wenig Anklang fand.

Wien. Hans Fischl.

Stefan Cybulski, Die griechischen Münzen, erläuternder Text zu Tafel III a der Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Leipzig 1913. 48 SS. Lex.-8⁰. Ladenpreis 1 Mk.

„Die Neuordnung der Abbildungen ist von Herrn Dr. K. Regling vom Königl. Münzkabinett in Berlin geleitet worden, der auch die Mehrzahl der Vorlagen besorgt hat; — auch die Neugestaltung des Textes rührt von Herrn Dr. Regling her" (S. 3). Der „erläuternde Text" bringt S. 21—46 eine „Beschreibung der abgebildeten Münzen" und S. 5—20 eine Einleitung, die in ganz konziserer Form eine allgemeine Übersicht über die etwa den abgebildeten Münzen zugrunde liegenden Tatsachen bietet. Die Auswahl der Abbildungen (die Tafel selbst habe ich nicht gesehen) bringt unter anderem (n. 16—19 und n. 55—68) „die vollständige Reihe der attischen Silbermünzen" aus der archaischen Periode bis ins IV. Jahrhundert v. Chr. und auch sonst vieles Interessante und Beachtenswerte. Ob die Auswahl aber gerade zweckmäßig ist, kann ich nicht beurteilen; ich würde es verneinen, wenn wie aus S. 3 zu schließen ist Rücksicht auf „die in den Schulen gelesenen Schriftsteller" beabsichtigt war; ein attisches Hemitetartemorion

(n. 68) gehört dann ebensowenig hieher wie das Zwanzigstaterenstück des Eukratides von Baktrien (n. 134) oder das Kupferstück von Kos mit dem Bildnisse Xenophons, „des Leibarztes des Kaisers Claudius" (n. 158), oder das Goldmedaillon auf Alexander d. Gr. (n. 170) aus dem Funde von Abukir, geprägt „in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts".

Der Text kann von einem in Numismaticis gut Bewanderten bequem und mit Interesse gelesen werden; dieser wird auch beurteilen können, warum der Verf. sich an verschiedenen Stellen Beschränkungen seiner Formulierungen auferlegt hat, wofern überhaupt Regling, dem ja die volle Sachkenntnis jederzeit und jedenorts zur Verfügung steht, für den Text verantwortlich gemacht werden kann. Ich denke freilich, auch hier ist in einen alten Schlauch neuer Wein eingefüllt worden, und das tut keinem von beiden gut.

Die Berechnung des Geldwertes antiker Münzen „hat in der Weise zu geschehen" (S. 12), daß das Gramm Gold zu Mk. 2·79 angesetzt wird, das Silber zu Mk. 0·18. Aber dieses Verhältnis von Silber zu Gold = 1 : 15·5 paßt nicht in die klassische und vorklassische Periode Athens und noch weniger in die Zeit Alexanders d. Gr.; daß „dieser Ansatz dem der französischen und deutschen Währung zugrunde gelegten Verhältnis entspricht", ist meiner Meinung nach hier nicht am Platz.

Der Satz (S. 12), daß „die etruskischen Münzfüße aus der persischen Währung abgeleitet zu sein scheinen", wäre besser vermieden; er ist in dieser Auswahl eigentlich genau so überflüssig wie das Zehnlitrenstück von Populonia, das für ihn das Stichwort abgibt; er lehrt nichts Bestimmtes und ist unwahrscheinlich.

Daß ich mit der Behandlung der Königsbildnisse (S. 14 fg.) nicht einverstanden sein kann, brauche ich nicht zu sagen, da ich an anderer Stelle eine andere Auffassung dargelegt habe. Aber auch die Formulierung für die Kaiserzeit (S. 15), daß die Vorderseite der Münze „fast stets" den Kopf des Kaisers oder „eines Mitglieds des Kaiserhauses trage, „in den Provinzen Asia und Africa auch den des Statthalters (Proconsuls)" ist für mich nicht annehmbar. Hier und an anderen Stellen sieht man eben allzu deutlich ausgeprägt das Interesse an seltenen und seltensten Stücken und Vorkommnissen, das aber als Leitmotiv für einen so knappen und allgemein gehaltenen Abriß des griechischen Münzwesens sich nicht empfiehlt.

S. 15 z. B. wird bei Erörterung des Typenvorrats der kaiserzeitlichen Münzen der griechischen Städte angegeben: „endlich ehrt man gern die berühmten Männer der Heimatstadt (n. 158, 159, 162, 165, 167)"; das sind der Arzt Xenophon von Kos, Pompeius d. Gr. in Pompeiopolis, Herodot in Halikarnass, Sappho in Eresos, der Philosoph Heraklit in Ephesos, alle diese Münzen nach Exemplaren der Berliner Sammlung, die in den letzten Jahrzehnten das

Glück gehabt hat, mit reichen Geldmitteln und durch exquisite unübertreffliche Beamte die günstigsten Erwerbsgelegenheiten auszunützen und erstklassige Sammlungen wie die des Dr. Imhoof-Blumer oder die Löbbeckes anzukaufen. Und nun beachte man, daß eine so alte und reiche Sammlung wie die Wiener von den angeführten Münzen trotz aller Bemühungen Sappho und Herodot überhaupt nicht und Heraklit erst seit kurzem erreicht hat. Der Verf. hat in dieser Aufzählung das von ihm unter n. 121 gebrachte *Ὁμήρειον* von Smyrna, das ich allein in eine auf die hauptsächlichen Typen und wichtigen Verbindungsglieder gerichtete Darstellung zulassen möchte, wegen des Zeitunterschiedes nicht angeführt. Hätten übrigens die Kleinasiaten wirklich ihre großen Toten durch Abbildung auf Münzen ehren wollen, so würde uns eine ganz andere Auswahl möglich sein. Vielmehr gehört das, was der Verf. hier zusammenfaßt, in die Rubrik „die Kopien vorhandener Statuen und anderer Werke der großen Kunst, dazu treten Bilder der Stadt selbst und ihrer Bauten".

Wien. Wilhelm Kubitschek.

Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Zweiter Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian; zweite Hälfte: Vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller. Achter Band, zweiter Teil, zweite Hälfte). Dritte, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage mit alphabetischem Register. München 1913, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XIII und 601 SS. 8°. Preis 10 Mk., geb. 12 Mk.

Schanz hat diesen Band seinen „Zuhörern aus den Jahren 1868—1912, die mir bei meinem siebzigsten Geburtstag so viele rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben haben, dankbarst zugeeignet". Es ist staunenswert, mit welch jugendlicher Frische der Siebzigjährige hier wieder von Grund auf neue Arbeit geleistet hat; denn die 170 Seiten, um die der Text zugenommen hat, fallen keineswegs ganz auf neu hinzugekommene Abschnitte, sondern fast jeder Absatz weist tiefgreifende Umänderungen und umfangreiche Vermehrungen auf, die eine seltene Arbeitskraft und Arbeitslust bezeugen. Es ist natürlich, daß der Zuwachs großenteils bedingt ist durch die Literatur der letzten Jahre, deren Erscheinungen und Ergebnisse aufs gewissenhafteste gebucht und verwertet werden; und vor allem sind es die Anmerkungen, in denen diese Ernte geborgen ist; aber auch der groß gedruckte Text weist auf Schritt und Tritt wesentliche Erweiterungen auf. Neu hinzugekommen sind hauptsächlich Abschnitte, die das Nachleben einzelner Literaturgrößen betreffen (415 a Fortleben Martials, 424 a Fortleben des Valerius, 472 a Seneca in der Neuzeit, 493 a Fortleben der En-

zyklopädie des Plinius; ferner 362 a Rückblick auf das literarische Leben unter den Kaisern dieser Periode, 364 a Charakteristik des Manilius, 411 a Rückblick auf die Dichtungen des Statius). Auch an Umstellungen fehlt es nicht; vgl. 440, 441, 450, 469—472. Besondere Erwähnung aber verdient der Rückblick auf die Entwicklung der Poesie und der Prosa in diesem Zeitraum: 420 b (neu; S. 219—253) und 502 (früher 5 Seiten, jetzt nicht weniger als 60). Was Schanz in diesen beiden Abschnitten oder vielmehr Abhandlungen über die einzelnen Literaturgattungen ausführt, gibt ein lebensvolles und lehrreiches Bild ihrer Entwicklung, ist eine Literaturgeschichte in der Literaturgeschichte.

In der Frage nach dem Verfasser der *Ilias Latina* bin ich jetzt auch geneigt mit Vollmer (*Poetae Latini minores* II 3) an den in der Überschrift einer Wiener Handschrift genannten *Baebius Italicus* zu glauben. Zwar meint Schanz S. 121: „*Bebius* ist entweder fingiert oder . . . . aus *Silius* entstellt"; aber diesem Mißtrauen wird dadurch der Boden entzogen, daß unter den vielen *Baebii*, die wir kennen, gerade der einzige *Baebius Italicus* unter Domitian staatliche Ehrenämter bekleidete (s. Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie I. Suppl. 236 und Dittenberger, Orientis Graeci inscr. sel. II 560), so daß er sehr wohl als junger Mann unter Nero die *Ilias Latina* gedichtet haben kann; anders H. Schenkl, Rhein. Mus. 1914, LXIX 575 f.

Diese Literaturgeschichte, wie sie sich jetzt immer voller ausgestaltet, ist ein in seiner Art einzig dastehendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, um das uns andere Kulturnationen beneiden können. Die peinliche Sorgfalt der Bearbeitung kommt auch in den Nachträgen zur Geltung, die alle während des Druckes zur Kenntnis des Verf. gelangten Neuerscheinungen verzeichnen, in den ausführlichen Indices, die volle 22 Seiten umfassen gegenüber 14 Seiten der zweiten Auflage, und in der Reinheit des Druckes; nur drei belanglose Druckfehler sind mir aufgestoßen: S. 173, Z. 16 v. u. „Wien. Stud. 12 1880" statt „1890"; S. 452 *Calgurris*; S. 459, Z. 15 v. u. „*Journal of philol.* 29 (1905)" statt „1904".

Innsbruck. E. Kalinka.

Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters von Paul Lehmann. Die Exempla des Jakob von Vitry von Goswin Frenken (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, V. Band, 1. Heft). München 1914, Becksche Verlagsbuchhandlung.

Dieser Band der von Traube begründeten und von Paul Lehmann fortgesetzten Sammlung umfaßt zwei Teile, deren erster Teil von Paul Lehmann stammt und vom Mittelalter und von der

lateinischen Philologie des Mittelalters handelt. Der Begriff Mittelalter wird festgesetzt und auf Cellarius zurückgeführt S. 11. Diesem bleibt die Ehre, daß keiner seiner Vorgänger so viel Erfolg mit der Feststellung eines 'Mittelalters' gehabt hat als er. Seit Cellarius bürgerte sich der Ausdruck und der Begriff in immer größer werdendem Kreise ein.

Mit großer Gelehrsamkeit tritt der Verf. an die Geschichte der lateinischen Philologie des Mittelalters heran. Er urteilt S. 19 „Es lag bereits im XVII. Jahrhundert ein sehr großer Teil der uns überlieferten Literatur des Mittelalters gedruckt vor. Gleichwohl ist es richtig, daß man von tiefschürfender, ausdauernder Forschung und Erfassung des mittelalterlichen Geisteslebens noch weit entfernt war. Die bisherige Beschäftigung war viel zu sprunghaft, einseitig und tendenziös gewesen". Reichhaltige Literaturangaben begleiten die richtige Auseinandersetzung; um so mehr muß es befremden, daß das *Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum* der Wiener Akademie keine Erwähnung findet und noch mehr Manitius' Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters. Fast scheint es, daß alles, was nicht von der Münchner Schule ausgeht, ignoriert werden soll.

Der zweite Teil befaßt sich, nach einer Einleitung über die Literatur, mit dem '*Exemplum*' und dessen Geschichte. Über Leben und Schriften Jakob von Vitrys wird dann sehr eingehend gehandelt. Geboren ist er um 1160—1170. Über seine Herkunft begegnen wir verschiedenen Ansichten. Seine Schriften sind: 1. Die *Sermones dominicales,* die schon in Antwerpen 1575 und in Venedig 1578 gedruckt wurden, in vier Teile eingeteilt nach den vier Abschnitten des Kirchenjahres. 2. *Sermones de sanctis,* die in einer Lütticher Handschrift (Nr. 417) und in einer Handschrift der Bibliothek von Douai (Nr. 503) erhalten, aber nicht gedruckt sind. Die *Sermones dominicales* und die *Sermones de sanctis* enthalten keine *Exempla.* 3. *Sermones vulgares.* Einzelne davon sind herausgegeben von Pitra; die *Exempla* daraus vor Crane. 4. *Sermones communes sive cotidiani.* Diese sind identisch mit den von Foppens und in den *Acta Sanctorum* in einem Lebensabriß des Jakob von Vitry, der aus einem Manuskript aus Rougecloitre abgedruckt ist, zitierten *Sermones de opere sex dierum.*

Außerdem finden sich in vielen Bibliotheken, namentlich Frankreichs, Manuskripte mit der Aufschrift *Exempla Iacobi de Vitriaco.* Das sind zum Teil Auszüge der *Exempla* aus den *Sermones vulgares* oder *communes,* zum Teil enthalten sie eine Sammlung von *Similitudines,* die bisher noch gar nicht beachtet worden sind. Frenken hat die Quellen sehr fleißig untersucht und führt als Hauptquellen Jakobs an; 1. Die *Vitae patrum,* 2. den Heiligenroman Barlaam und Josaphat oder einen Auszug aus ihm, 3. einige Heiligenviten, besonders der Heiligen Bernardus und Martinus, 4. die Werke des hl. Ambrosius, 5. die Dialoge des hl. Gregorius.

Die *Exempla* des Jakob werden nicht nur nach rückwärts verfolgt, sondern auch nach vorwärts; so untersucht F. die deutschen Predigten und das Eindringen der *Exempla* in die Prosaliteratur. Schließlich werden 97 *Exempla* nach der Handschrift I in der Universitätsbibliothek zu Lüttich (Nr. 455) s. XIV, die einen klaren und lesbaren Text bietet, veröffentlicht. Den Schluß bilden zwei Anekdota aus den *Sermones vulgares*.

Man muß F. für seine Publikation dankbar sein.

Wien. J. Huemer.

Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache herausgegeben von August Scheindler (Praktische Methodik für den höheren Unterricht. Herausgegeben unter Mitwirkung von Schulmännern von August Scheindler in Wien). Wien 1913, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 312 SS. 8⁰. Preis geh. K 6, geb. K 6·50.

Im I. Teile behandelt der Herausgeber den lateinischen Elementarunterricht und den Unterricht in der lateinischen Syntax. Es werden die (3) aus dem Lehrplan und die (7) aus den obersten Zwecken und Zielen jedes Unterrichts sich ergebenden Forderungen entwickelt. Was dann folgt S. 15—71, könnte mit Fug und Recht die Überschrift führen „Erläuterungen zu meinen lateinischen Lese- und Übungsbüchern und zu meiner Schulgrammatik", denn ausschließlich an diese sind bis ins einzelnste die methodischen Ausführungen angeschlossen sowie auch die in ihnen befolgte Behandlung des Stoffes (Reimregeln oder nicht? Stammtheorie oder nicht?) begründet wird. Es wird also das Vorgehen beim Beginne des Lateinunterrichtes von Stunde zu Stunde auf das genaueste beschrieben. Was dabei und weiterhin eingeschärft wird, betreffend die Vokabelhefte der Schüler und ihre rasche Revision durch den Lehrer, die Verwendung der Schultafel, den „Flug der Vokabeln durch die Klasse", ein flottes Tempo des Unterrichts überhaupt, das Variieren der Sätze, das Chorsprechen, den Vorgang bei der Satzanalyse, das Ausgehen von den Beispielen bis zum „Finden" der Regel durch die Schüler, das fälschlich sogenannte „Regiertwerden" der Kasus und Modi, die allmähliche Aneignung der Zahlwörter, die Deklinations- und Konjugationsübungen in vollständigen Reihen, das richtig verstandene Lateinsprechen, die Übung im Lateinschreiben, die Scheidung des systematisch Durchzunehmenden und des nur gelegentlich zu Berührenden, die angemessene Verteilung des Lehrstoffes, die Bedeutung der zusammenhängenden Stücke im Unterschiede von den „Einzelsatzstücken", die Wichtigkeit der lateinischen Syntax, die bei der Heranziehung sprachwissenschaftlicher Tatsachen einzuhaltenden Grenzen, die Behandlung der Synonymik, die Notwendigkeit inniger Vertrautheit des Lehrers in III. und IV. mit dem Übungsbuche auch bezüglich des

deutschen Ausdruckes, die vorbereitende Aufgabe des deutschen Grammatikunterrichts, gewisse Unarten der Schüler im Ausdruck usw., kann hier nur kurz angedeutet werden. Es sind Regeln und Grundsätze, aus reicher eigener und an anderen beobachteter Erfahrung geschöpft, die sich jeder nach Möglichkeit anzueignen trachten mag. Mit Recht wird immer und immer wieder die außerordentliche Wichtigkeit sicherer, durch fortwährende Wiederholung zu festigender und immer mehr zu erweiternder Vokabelkenntnis (wofür in bestimmten Intervallen eigene Stunden angesetzt werden sollen) und vollster, durch stete Übung zu erhaltender Beherrschung der Formen (namentlich auch für eine ersprießliche und fruchtbare Lektüre) betont. Wenn der Lateinunterricht erfahrungsgemäß in den höheren Klassen immer mehr zurückgehe und keine rechte Freude bei Schülern und Lehrern mehr aufkommen lasse, so sei einer der Gründe hiefür in der mangelhaften Grundlage zu erblicken, die die Schüler im Elementarunterricht, besonders in der II. Klasse erhalten haben. Einige traditionelle Irrtümer oder Ungehörigkeiten der Schulgrammatik, betreffend z. B. die Erklärung des Terminus „*reflexivum*, den Gebrauch des *accus. c. inf.*, die Möglichkeit des Personalpronomens 1. und 2. Person in der indirekten Rede, Ausdrücke wie „Städtenamen", „Ländernamen" (wie steht es aber mit Autorenlektüre, Wörterbuch u. a.?) werden berichtigt [1]). Dem Verf. daraus einen Vorwurf zu machen, daß er seine eigenen Bücher wählte, die er am besten zu kennen und deren Absichten er bis ins kleinste völlig zu beherrschen erklärt, die sich im Unterricht bewährt haben und sehr verbreitet sind (die sonst noch zulässigen sind hier nicht, wie S. 80, genannt), wäre kleinlich. Man könnte höchstens fragen, ob es nicht auch ohne Zugrundelegung bestimmter Bücher ging, auf die es ja, wie S. 17 A. ausdrücklich betont wird, gar nicht ankommt. Dann wäre es z. B. auch zu vermeiden gewesen, unter anderem auch aus dem in einem einzelnen Schulbuche gebotenen Übungsstoffe einen allgemeinen Schluß auf die Unzulänglichkeit von zwei wöchentlichen Grammatikstunden in III. zu ziehen (S. 56) und so den Lehrplan zu berichtigen, der auch zwei Stunden zuläßt, während sich doch das Buch nach dem Lehrplan richten sollte. Womit natürlich nicht geleugnet werden soll, daß der durchzunehmende Stoff tatsächlich ziemlich groß ist. Darüber übrigens, ob sich ein Lehrkörper dazu verstehen

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei eine Bemerkung gestattet. Man mag „Rohübersetzung", „Arbeitsübersetzung", „Schulübersetzung", „Vor"- und „Nachübersetzung" gelten lassen. Aber Bildungen wie „Hin"- und „Herübersetzung", d. i. „Hin-Übersetzung" und „Her-Übersetzung" sollten selbst im „Schuljargon" nicht das Bürgerrecht bekommen. Sie bilden durchaus keine Zierde der deutschen Sprache. Hier ist Kürze kein Gewinn. Man wähle die schriftliche Bezeichnung „Ü. a/L" und „Ü. i/L". Wem beim Sprechen der Ausdruck zu schwerfällig ist, dem ist eben nicht zu helfen.

wird, die durch den Lehrplan gewährleistete Bewegungsfreiheit des Lehrers durch die Festsetzung von zwei, bezw. drei Stunden für die grammatischen Übungen von vornherein ein- für allemal zu behindern (S. 55), kann ich aus Erfahrung nicht urteilen. Daß der hier vorgezeichnete Weg in allem und jedem der einzig richtige und zum Ziele führende sei, ist nirgends direkt ausgesprochen, doch fehlt anderseits eine Erklärung, wie sie in analogem Falle S. 80 mit den zitierten Worten eines bekannten Methodikers gegeben ist: „Es wird nicht gefordert: so müßt ihr es machen; sondern erzählt: so machen wir es und so geht es".

Den dritten Abschnitt (über den grammatisch-stilistischen Lateinunterricht im Obergymnasium) S. 71—94 hat Schulrat Prof. Dr. Heinrich Sedlmayer in Gemeinschaft mit dem Herausgeber bearbeitet. Nach eingehender Begründung der Wichtigkeit des Übersetzens in das Lateinische für das Verständnis der Autoren sowie als Denkarbeit wird an einigen einfachen Sätzen im Anschluß an Livius I 16 dargelegt, „was es heißt, ein deutsches Stück ins Lateinische zu übertragen". Wir erhalten dann mit Voranstellung des vorerwähnten Mottos das näher ausgeführte Bild einer Stilstunde (in Satz 5 des gewählten Übungsstückes ist „plötzlich" unübersetzt geblieben). Eine Angabe über das erreichbare Durchschnittsmaß des in einem Semester zu bewältigenden Übersetzungsstoffes wäre manchem vielleicht willkommen gewesen. Es wird bloß versichert, daß sich bei etwa nur 20 Stücken keine Gewandtheit im Gebrauche des Lateinischen herausbilden könne. Die Sprache kommt auch auf das Übersetzen aus dem Stegreif. Weiter werden drei Fragen beantwortet, die sich auf die systematische Wiederholung der Syntax beziehen (die in der Regel nicht notwendig sei), auf den grammatisch-stilistischen Unterricht und seine Verteilung und auf Mittel und Wege, die stilistischen Bemerkungen den Schülern nicht aus dem Gedächtnis schwinden zu lassen. Die Forderung des Ineinandergreifens der Lektüre und der stilistischen Übungen wird kein Einsichtiger bestreiten. Sie ist so einleuchtend, daß sie eigentlich durch die folgenden Beispiele aus dem Übungsbuche der beiden Verfasser nicht erst erläutert und gerechtfertigt zu werden brauchte. Um eine Stilstunde in VIII. noch besonders zu charakterisieren, wird ein entsprechendes Übungsstück durchgenommen. Nicht minder zutreffend als alles Vorangegangene sind die zum Schlusse in Anknüpfung an Dettweilers Worte für die schriftlichen Arbeiten (Kompositionen) gegebenen Weisungen.

Den II. Teil (Lektüre der lateinischen Autoren) eröffnet der Herausgeber mit einer Erörterung der „allgemeinen Grundsätze der Behandlung der lateinischen und griechischen Autoren" (welch letztere in dieser lateinischen Methodik merkwürdigerweise wiederholt herangezogen sind) S. 95—116 und gelangt nach einleitenden Bemerkungen über Wesen und Wert des

Übersetzens und der altsprachlichen Lektüre zur Besprechung der sogenannten Präparationsstufe. In die Darstellung des Vorganges beim erstmaligen Übersetzen ist eine kurze Geschichte der „Musterübersetzung" eingefügt. Bei dieser ist offenbar an freien Vortrag an der Hand des Textes gedacht. Dann wird der Vorgang in der nächsten Stunde beschrieben und endlich die Vorpräparationsstufe mit den sieben unterschiedenen Phasen. Inwieweit gewisse Beschränkungen und Abänderungen des entwickelten Typus einer Lektürestunde notwendig und zulässig sind, wird näher ausgeführt. Dieser Teil des Buches behandelt ein Thema, für das sich auch die breitere Öffentlichkeit interessiert hat, wie aus den Verhandlungen der Mittelschulenquete vom Jänner 1908 (vgl. S. 65 ff. des stenographischen Protokolls) ersichtlich ist. Die genaue Befolgung der aufgestellten Normen stellt in der Tat keine geringen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Spannkraft des Lehrers, namentlich in Rücksicht auf die Ökonomie der Unterrichtsstunde („d. i. 50 Minuten, nicht darüber!": S. 55). Sie setzt voraus, daß dieser die Uhr im Kopfe oder vor sich liegen habe und, wenn ich so sagen darf, mit kinematographischer Präzision arbeite, wenn die Sache immer klappen und er nicht vom Glockenzeichen überrascht werden soll. Darum hätte man um so lieber ein Wort darüber vernommen, wie sich die Wirklichkeit zum Ideal stelle, ob und inwieweit dessen Erfüllung mit Vermeidung alles Schablonenhaften gelinge. Aus der folgenden besonderen Besprechung von vier Punkten sei hervorgehoben, daß gedruckte Präparationen und Speziallexika verpönt werden, deutliches und verständnisvolles Lesen gefordert wird und Beschränkung der Erklärung auf das Notwendigste. Den Inhalt des Anhangs bezeichnen die Titel: 1. Die Stegreiflektüre, 2. Memorieren, 3. Rückblicke und Repetitionen, 4. Einleitungen, 5. Privatlektüre.

Es folgen die den einzelnen Autoren im besonderen gewidmeten Abschnitte nach den zwei Gruppen der Prosaiker und Dichter in der vom Lehrplan gebotenen Reihenfolge. In den Ausführungen über das lateinische Lesebuch S. 116—127 gelangt Prof. Dr. Karl Prinz zu dem Ergebnis, daß die Verwendung eines Lesebuches im Vergleiche mit der Nepos- und Curtiuslektüre manche Vorteile bringe, die nicht zu unterschätzen seien, die Nachteile aber bei einsichtiger Verwendung vermieden werden können. (Ich bemerke nebenbei, daß im Titel von E. Hoffmanns Lesebuch *Historiae antiquae* Genetiv war, zu *libri* gehörig). Als Grundstock der Lektüre wird Historisch-Geographisches empfohlen, am wenigsten geeignet sei (neben dem Naturgeschichtlichen) Kunstgeschichtliches, für philosophische Probleme fehle diesem Alter jedes Verständnis. Damit ist teilweise ein Urteil über die vorhandenen (fünf) Lesebücher gewonnen, deren Lesestoff kurz skizziert wird. Durchaus wohl erwogen und zu billigen ist auch, was weiterhin über die Auswahl des Stoffes, die Behandlung der Lesestücke

im Unterricht und den Vorgang bei der Lektüre bemerkt wird. — Prof. E. W. Schreiber, der Verf. des Artikels „Nepos und Curtius" S. 127—150, meint, betreffs der Lektüre dürfte es angemessener sein: entweder Nepos oder Curtius! Er würdigt Nepos' Vorzüge in angemessener Weise und nennt die lesenswertesten *vitae*. Analoge mit „Würdigung" und „Auswahl" überschriebene Kapitel beziehen sich auf Curtius, wobei empfohlen wird, im allgemeinen nicht über das V. Buch hinauszugehen (die 11., von K. Witte 1913 besorgte, 299 SS. starke Auflage der kleineren Ausgabe Nipperdeys lag wohl zur Zeit des Druckes dem Verf. noch nicht vor, da nur die 10. erwähnt ist). Unter der Überschrift „Zur Methodik" wird eine kurze rekapitulierende sprachliche und sachliche Vorbereitung der Lektüre unter Mitwirkung der Schüler verlangt. An Stelle der weiteren Ausführungen über die Behandlung der Lektüre, über die Präparationshefte usw. hätte großenteils wohl der Hinweis auf die Einleitung genügt, um so mehr, als dann noch S. 143—150 der Verlauf einer Lektürestunde an Arist. 2, 3 genau verfolgt wird. — In angemessener Gliederung (Historische Übersicht, Cäsar als Schulschriftsteller, Das Lektürepensum, Stundenbilder: behandelt wird b. Gall. I 39—41 in zwei Stunden) und geschickt alles Wesentliche zusammenfassender Darstellung, ohne zu starke Betonung des bereits wiederholt Eingeschärften, hat Prof. Dr. Alfred Kappelmacher die leitenden Grundsätze auf die Lektüre Cäsars übertragen S. 151—163. — Prof. Dr. Adolf Schmidt bespricht S. 163—180 Livius als Schulautor, die aus seinem Werke zu treffende Auswahl, verzeichnet die allgemeine Literatur, analysiert die Elemente seines Stils und den Satz- und Periodenbau unter den Schlagworten: Kürze, *variatio*, Stellung, Weitschweifigkeit (Makrologie)[1]) und gibt eine Beschreibung des analytischen und synthetischen Weges. Vielleicht hätte an Stelle dieser zusammenhängenden, S. 165 als Versuch bezeichneten Darstellung im Rahmen einer Methodik eine Heraushebung desjenigen hingereicht, was den Schülern in der Sprache des Livius neu ist und ihnen gewisse Schwierigkeiten bereitet. Kap. 2 betrifft die Behandlung der Realien. Unter dem Titel „Inhaltliche Vertiefung" wird das Vorwalten ethischer Grundgedanken und die künstlerische Auffassung und Behandlung des Stoffes erörtert, wie sie sich im besonderen in der Charakteristik der handelnden Personen, in den eingestreuten Reden, in der Kunst der Einzeldarstellung und den zwei Kunstmitteln der Abwechslung und des Kontrastes zeigt. Darauf habe der Lehrer gelegentlich hinzuweisen. Nachdem noch die Frage berührt worden, wie weit auf das kritische

[1]) Der Trennungsstrich und durch Fettdruck markierte Titel „Vorgang" ist irreführend, da die folgende Partie enge mit dem Vorhergehenden zusammenhängt und so erst die Bezeichnung „1. Sprache" S. 165 verständlich wird.

Verfahren und die Quellen des Livius einzugehen sei, wird eine Skizze der Behandlung von XXI 1 in der Schule entworfen. — Triftige Gründe führt Direktor Dr. Friedrich Ladek S. 181—193 für die Lektüre Sallusts, speziell des *bellum Iugurthinum* an (sehr richtig die Bemerkung S. 181 u.) und gibt Ratschläge für die Behandlung der sprachlichen Eigentümlichkeiten und das Einstreuen sprachgeschichtlicher Bemerkungen wie auch für die Weckung des Sinnes für stilistische Formgebung (hier mit einem vortrefflich gewählten Beispiel). Es wird betont, daß Sallust ungezwungen in das Verständnis des römischen Kulturlebens einführe und die Bedeutung der leitenden Persönlichkeit vor Augen führe, daß er zur Charakterisierung der handelnden Personen Anlaß gebe und die Kenntnis der sogenannten Realien besonders fördere. Die Einsicht in die planmäßige, kunstvolle Anlage des Werkes sei schon während der Lektüre anzubahnen. In der Auswahl des zu Lesenden stimmt der Verf. im ganzen mit P. Dörwald überein. Es ergeben sich so mit dem (erst am Schlusse zu lesenden) Proömium etwas über 90 Kapitel. Bei Sallust empfehle es sich am wenigsten, in der Lektürestunde ein starres Schema stets strenge einzuhalten. Im Stundenbilde wird ein wirklich vorgekommener sehr interessanter Fall behandelt, wie nämlich die Schüler bei der Durchnahme des 40. Kapitels (vor dem Landesschulinspektor) auf die richtige Beurteilung des Charakters des Scaurus (im Gegensatze zu Sallusts Darstellung) geführt wurden, woraus zugleich die Notwendigkeit erhellt, moderne Darstellungen (Mommsen) an der Hand der Quellen zu überprüfen. — S. 193—219 kommt wieder Prof. Kappelmacher zu Worte, um die Berechtigung oder vielmehr Notwendigkeit der Lektüre Ciceros (nach Wilamowitz und Leo) und deren Ziele klar zu legen (mit Anführung der Literatur über Cicero als Schulautor). In der „Auswahl" werden nach Besprechung der Vorschläge von Eckstein, Dettweiler und Weißenfels die zu empfehlenden Reden gegenüber den anderen aufgeführt. Dann kommen die philosophischen und rhetorischen Schriften zur Sprache und endlich die Briefe, die dazu dienen sollen, „das bisher aus der Cicerolektüre gewonnene Bild Ciceros und seiner Zeit (im früher dargelegten Sinne) zu vertiefen". Das alles wird mit richtiger Bewertung der Argumente und klarem Urteile im einzelnen in trefflicher Weise ausgeführt. Zum Schlusse werden einige Reden sowie philosophische und rhetorische Schriften in würdigen Vertretern berücksichtigende Kombinationsmöglichkeiten aufgezählt und die Literatur verzeichnet. Im Kapitel „Sprachliche Erklärung" wird auf den Gebrauch abstrakter Substantiva, den tropisch verwendeten Ausdruck, auf die Ciceronianische Periode (ihre grammatisch-logische Analyse und ihre Architektonik: Chiasmus und Parallelismus) und auf die rhetorischen Figuren näher eingegangen. Das nächste Kapitel betrifft die sachliche Erklärung. Im Kapitel „Inhaltliche Vertiefung" führt der Verf. als Skizze eines Stundenbildes

die Einleitung zur I. Catilinarischen Rede vor, stellt kurze, derselben Rede entnommene Sätze zusammen (zur kurzen Gedankenwiedergabe und zum Aufbau der Komposition), bespricht Ciceros rhetorische Kunst, die weitere Vertiefung des Inhalts (speziell der I. Catilinarischen Rede) und die inhaltliche Vertiefung der anderen zur Lektüre empfohlenen Schriften Ciceros, 18 Stücke. Für die Briefe (19.) werden die Erklärungsschriften und Ausgaben angeführt und endlich wird die Literatur zum Abschnitte über die inhaltliche Vertiefung verzeichnet. — Über Plinius handelt S. 220—230 Prof. Dr. Mauriz Schuster. Nach einer allgemeinen Würdigung der Briefsammlung wird eine inhaltlich nach Gruppen geordnete Auswahl vorgeschlagen, worauf ein Verzeichnis der zu benützenden Hilfsmittel folgt. Die schriftstellerische Individualität und Sprache des Plinius wird charakterisiert und dabei die Art der Übersetzung (speziell technischer Redensarten und griechischer Wörter) näher erörtert. Dankenswert ist auch die Zusammenstellung der zu verwendenden Anschauungsmittel. Als Beispiel für die Behandlung der Pliniusbriefe ist IX 9 gewählt: die Wettrennen im Circus Maximus. — Bei Tacitus S. 230—241 betont Direktor Ladek ganz besonders den formalen Zweck der Lektüre und die Wichtigkeit der Erarbeitung einer möglichst mustergiltigen Übersetzung, wobei die Schüler das Bewußtsein haben, daß sie „besser sei, als was man sonst so finde". Das wird an einer Stelle aus den Ann. II 39 illustriert durch Vergleich der Übersetzungen von Roth, Horneffer und der des Herausgebers, unter denen nur die letztgenannte den in der Schule zu stellenden Anforderungen entspreche. Zur Einführung in die Sprache des Tacitus wird empfohlen, mit der *Germania* zu beginnen. *Agricola* und der *Dialogus* seien für die Privatlektüre geeignet. Dann wird die Bevorzugung der Annalen vor den Historien berührt. Für die Lektüre schlägt der Verf. das (wo möglich, vollständige) I. Buch vor und einzelne Bilder aus II, III usw., auch Szenen aus dem XIV. Buche. Sehr lehrreich und beachtenswert ist die auf eigenen Studien des Verf. beruhende Anregung, die Tragödie *Octavia* zur Erläuterung der Taciteischen Darstellung heranzuziehen und dadurch einen Einblick in die geistige Werkstätte des Schriftstellers zu ermöglichen, ebenso auch der kurze Hinweis auf die starke Beeinflussung der Geschichtschreibung durch die Rhetorik. Mit angemessenen Ratschlägen über die zu beschränkende sachliche und sprachliche Erklärung, über die Einleitung zur Lektüre und über die Behandlung der *Germania* schließen die interessanten Ausführungen. — In der Einleitung zur lateinischen Dichterlektüre S. 241—251 bestimmt Prof. Dr. Richard Meister, nachdem er von der Bewertung der römischen Dichtung gegenüber der griechischen gesprochen, 1. das Ziel der lateinischen Dichterlektüre (die lateinische Dichtung in ihren bedeutendsten Schöpfungen nach Form und Inhalt kennen zu lernen usw.), 2. die Auswahl, wobei sich durchaus Einklang mit dem

Lehrplan ergibt, 3. die von der lateinischen Dichterlektüre zu erfüllenden Aufgaben: Besinnung auf Form und Inhalt. Als einigender Gesichtspunkt für die didaktische Behandlung des Stoffes wird die allmähliche Aufhellung der in den Schöpfungen der Augusteischen Epoche kulminierenden Entwicklungstendenzen der römischen Dichtung gewonnen, die sich als Vereinigung von griechischer Kunstform mit national-römischem Stoff und Gehalt darstelle. Demgemäß zerfalle 4. der Lehrgang in drei Stufen. In der Schlußbetrachtung wird auf den Parallelismus zwischen geschichtlicher und literarischer Entwicklung und auf die Unterscheidung von Original- und Nachahmungsliteratur (letztere in weiterem Sinne) hingewiesen. Es sind wohldurchdachte Ausführungen, bei denen zum größten Teile eine frühere Veröffentlichung des Verf. benützt werden konnte. — Für Ovid hat Prof. Dr. Emil Sofer S. 252—265 unter den Titeln „Aufgabe der Ovidlektüre“ (formale Gründe und sachliche Rücksichten), „Auswahl“ (Tristien und Briefe *ex Ponto* zuletzt), „Einführung in den Dichter“ (Lebenslauf, Metrik, Charakterisierung der Gattung), „Sprachliche“ und „Sachliche Erklärung“ (Konstruieren, Quantität, Archaismen, Neologismen, Vulgarismen, Übersetzen), „Inhaltliche Vertiefung und Verwertung“ (Inhalt, ästhetische Betrachtung und ethische Verwertung), „Musterübersetzung“ (Skizze einer Unterrichtsstunde: die erste Lektürestunde in Ovid, Met. I 89—102) den ganzen Stoff mit richtigem Verständnis in eine übersichtliche Form gebracht. — Über Virgil (diese Namensform wechselt fortwährend mit Vergil) handelt eingehend S. 265—283 Prof. Meister. Zur Besprechung kommen I. Ziele und Aufgaben, und zwar 1. Die sprachliche Erklärung (die Differenzierung bei der Übersetzung gewisser Begriffe, die Gruppierung der einzelnen Erscheinungen unter umfassendere Gesichtspunkte, der Vorwurf gelegentlicher sprachlicher Geschmacklosigkeiten). Was wir S. 266 von der Aeneis lesen: „Gegenüber der mehr äußeren Handlung der Metamorphosen und Fasten erschließt sich hier das ganze Gebiet der Schilderung des Psychischen“, ist nicht in Einklang mit dem, was S. 252 und 261 gerade von Ovid gesagt ist: „Bewundernswert ist ferner ... die psychologisch durchgeführte Charakterzeichnung“ und: „Dieselbe Sage (von Niobe) kann ihnen (den Schülern) auch einen Begriff von seiner dramatischen Gestaltungskraft und kunstvollen Seelenmalerei geben“ (mit einem bezeichnenden Zitate aus Norden); 2. die unerläßliche Forderung, daß der Schüler eine Einsicht in die Komposition der Aeneis gewinne (in den Gang der Handlung, in den Plan des Epos, überhaupt in das Eigenartige an Virgils Technik), 3. Die Beurteilung der Charaktere, 4. Die Sacherklärung, 5. Der Vergleich mit Homer, 6. Die Doppelstellung Virgils zwischen den beiden literarischen Strömungen seines Jahrhunderts, 7. Die Würdigung des Inhalts, 8. Die Persönlichkeit des Dichters, 9. Der Einfluß auf die Weltliteratur, 10. Der allgemein-literarhistorische Ertrag. Für

die zeitliche Verteilung der Virgillektüre werden in Kapitel II drei Möglichkeiten offen gelassen, deren dritte, mit dem Wortlaut des Lehrplans allerdings nicht in Einklang stehende in näherer Begründung empfohlen wird. In Kapitel III werden Stundenbilder vorgeführt. Nr. 1. Eine Lektürestunde: Aen. II 1—49. Nr. 2. Zum Abschluß der Aeneislektüre (der erwähnten Arbeit entnommen). — Den Abschnitt „Die Elegiker und Horaz" leitet Prof. Meister mit einer kurzen Vorbemerkung ein. Dann gibt Prof. Schuster S. 283—292 eine knappe Charakteristik einer jeden der drei Dichterindividualitäten, schlägt eine angemessene Auswahl für die Lektüre vor und verzeichnet in sorgfältiger Zusammenstellung die Hilfsmittel. Das bei der sprachlich-sachlichen Erklärung besonders zu Beachtende wird noch kurz zusammengefaßt. — Den letzten Abschnitt des Buches, Horaz S. 292—312, hat Landesschulinspektor Dr. Robert Kauer bearbeitet. Nach einer Vorbemerkung über die grundlegenden methodischen Arbeiten und die erforderliche innige Vertrautheit des Lehrers mit dem ganzen Horaz wird im Kapitel „Horaz als Schulautor" die Frage aufgeworfen, wie weit wir die Schüler zum Verständnis dieses Dichters führen können. Es sei erreichbar, meint der Verf., daß Horaz den Schülern als das erscheine, „wodurch sich seine Wirkung unbeschadet seiner Stellung in der römischen Literaturgeschichte auf die ganze Nachwelt erklärt, daß er nämlich eine durch die Einwirkung seiner Umgebung ... und äußerer Ereignisse, durch ernstes Studium und treffliche eigene Anlagen in sich gefestigte Persönlichkeit geworden ist" usw. Für die Auswahl aus den Gedichten hat man verschiedene Vorschläge gemacht. Der Verf. hat keinen neuen hinzugefügt, sondern einige „auf Grund eingehender Kenntnis und strenger Prüfung zustande gekommene Vorschläge, sowie eine auf guter Überlegung beruhende, tatsächlich absolvierte, somit praktisch erprobte Auswahl" in einer übersichtlichen Tabelle S. 298—303 zusammengestellt und unter Berücksichtigung von 25 Schulnachrichten über verschiedene Jahrgänge verschiedener Anstalten in einer eigenen Rubrik die Zahl der Anstalten angegeben, an denen das betreffende Gedicht gelesen wurde. Volle Übereinstimmung ergab sich für 37 Oden, 4 Satiren, 3 Episteln, also „ungefähr ein Fünftel aller Gedichte". Hiebei vermißt der Verf. ungern einige Gedichte, die ihm eine notwendige Ergänzung der zusammengestellten Auswahl zu sein scheinen. Ausdrücklich bemerkt wird, daß diese Auswahl die Römeroden nicht vollständig enthält und daß sie auch das *carmen saeculare* und das 2. Buch der Episteln nicht aufgenommen hat. In Betreff der Reihenfolge bei der Lektüre der Gedichte (Oden) sei zu bedenken, daß sich die Vereinigung zu Gruppen ganz gut mit dem Lesen nach der Reihe kombinieren lasse, indem man inhaltlich Zusammengehöriges bei der Wiederholung und bei Rückblicken durch die Schüler selbst zusammenstellen lasse. Weiter werden die Gesichtspunkte für die

Behandlung beim Unterricht aufgestellt. Wiederum wird die Notwendigkeit betont, bei Beginn des Unterrichts „den ganzen Horaz präsent zu haben". Ein Schema für die Behandlung in der Schule wagt der Verf. gar nicht aufzustellen. Für die Biographie des Dichters empfiehlt er quellenmäßige Erschließung durch geordnete Vorführung aller bezüglichen Stellen. Die metrische Erklärung sei mit weiser Beschränkung durchzuführen, das Verhältnis des Horaz zu den griechischen Lyrikern zusammenfassend zu besprechen, seine Originalität dürfe nicht unterschätzt werden. Ähnliches habe auch für seine Stellung zur Philosophie zu gelten. Schließlich werden noch Ratschläge für die sprachliche, und sachliche Einzelerklärung gegeben (in A. 3 konnte neben Stemplinger auch *Horatius travestitus*. Ein Studentenscherz. Berlin 1897, Schuster und Loeffler, Platz finden). In Anbetracht der besonders schwierigen Aufgaben, die bei Horaz der Interpretation zufallen, deren mehr oder minder glückliche Lösung zu einem guten Teile von dem inneren Verhältnisse des Lehrers zum Dichter bedingt ist, hat es sich gut gefügt, daß sich über dieses Thema ein Fachmann äußern durfte, der gründliches Wissen und gutes Urteil mit Geschmack und Erfahrung verbindet.

Ich bin zum Schlusse gekommen und erkläre ausdrücklich, daß das vorliegende Buch, hervorgegangen aus dem harmonischen Zusammenwirken altbewährter und strebsamer jüngerer Kräfte, deren jede auf vertrautem Arbeitsfelde betätigt war, bei aller „Schonung des individuellen Reizes der einzelnen Artikel" und trotz „Verzicht auf gesuchte Gleichmacherei" die vom Herausgeber und Redakteur angestrebte Einheitlichkeit und Geschlossenheit aufweist. So sei es denn hiemit allen Lehrern, besonders jüngeren, zu eifrigem Studium angelegentlich empfohlen.

Wien. R. Bitschofsky.

Richard Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen in zehn Bänden. Herausgegeben, mit Einleitung, Anmerkungen und Registern versehen von Wolfgang Golther. Mit 24 Beilagen in Kunstdruck und 2 Faksimilebeilagen (Goldene Klassikerbibliothek). Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. o. J.

Die Ausgabe ist ein Wiederabdruck der „Gesammelten Schriften und Dichtungen" und stimmt zeilengetreu mit der zweiten und den folgenden Auflagen der zuerst 1871—83 erschienenen Originalausgabe überein. Es ist somit Inhalt und Anlage völlig beibehalten. Vorangestellt ist eine Biographie, genauer gesagt: eine kurze sachliche Darstellung von Wagners Leben und eine biographische Erörterung seiner Schriften. Jeder Band enthält ein Porträt, der erste außerdem mehrere schöne Illustrationen zum Lebensgang, ein Faksimile aus dem Vorwort zum „Ring" und

eines mit musikalischen Skizzen zu „Siegfrieds Tod" (Da in diesem Abdruck Golther als Herausgeber fungiert, so verwirrt es, wenn der X. Band durch eine „Vorbemerkung des Herausgebers" schlechtweg eingeleitet wird; denn dieser Herausgeber ist nicht Golther, auch nicht Wagner, sondern sein opferwilliger Verleger Fritzsch in Leipzig, der nach dem Tode Wagners die bis zum IX. Bande (1873) gediehene Ausgabe der Gesammelten Schriften durch den X. (1883) vervollständigte. — Erst aus den Anmerkungen Golthers, die mitten im X. Bande mit eigener Paginierung beginnen, erfahren wir den wirklichen Sachverhalt).

Anmerkungen zu einzelnen Stellen waren sowohl für die Dichtungen als für die theoretischen und biographischen Schriften am Platze. Lehrreich sind z. B. die Zusammenstellungen über die Textgeschichte jeder einzelnen Dichtung und ebenso interessant und wichtig die Lesarten, die sich durch den Vergleich der geläufigen Textdrucke (auch der Partituren und Klavierauszüge) mit den Manuskripten, bezw. den ersten Drucken, mit den bei der Komposition fallen gelassenen Fassungen und mit den Entwürfen ergaben. Das Gebet Lohengrins im III. Akt z. B. vor seinem Abschied war ursprünglich kein stummes, sondern er betete laut um ein göttliches Zeichen, und auch der entzauberte Gottfried von Brabant kam zu Wort. Wagner dachte hier an einen zarten Gesang aus der Entfernung, „wie von der Stimme des Schwanes gesungen". Dem Reiz. den dies auf den Orchesterkomponisten ausüben mußte, hat Wagner widerstanden, die Kraft des schweigenden Gebetes ist dadurch erhöht; ein zweiter Teil der Gralserzählung (über Lohengrins Entsendung nach Brabant und das Wesen des verzauberten Schwans) ist ebenfalls unvertont geblieben. Ebenso sind am Schluß des Tristan Brangänens Worte in der Partitur verkürzt. Bezeichnend ist, daß diese Kürzung immer den Schluß der Dichtung betrifft; da liegen dann immer die meisten Varianten vor (wir erinnern uns an den „Ring", bezw. die „Götterdämmerung" mit den berühmten unkomponierten Vermächtnisversen Brünhildes). Besonders reizend sind die Varianten im Text der „Meistersinger" — wieder im III. Akt! Der Text war hier nicht nur viel ausführlicher, sondern die erste Fassung zu Walthers Preisgesängen zeigt zugleich mit den vorangestellten Reimwörtern, wie sehr sich Wagner mit Geist und Technik des Minnesangs vertraut gemacht hatte. Nur der „Parsifal" zeigt keine Textwandlungen: hier hielt die musikalische Konzeption von allem Anfang an die dramatische gefangen, er ist mehr Musik als Drama und von seinem Text (der überhaupt den knappsten Ausdruck hat) konnte nichts wegfallen.

In den Anmerkungen hat Golther auch kommentiert, und zwar, wie mir scheint, etwas reichlich. War es z. B. nötig, Worte wie Areopag, Regula-de-tri oder Coda, mezzoforte, presto, sforzando zu erklären? Oder muß man jemandem, der Wagners Schriften zur Hand nimmt, wirklich erst sagen, daß die Jessonda von Spohr

und die Euryanthe von Weber ist, daß Schikaneder der Textdichter der Zauberflöte und das Trambolin ein Sprungbrett für Schwimmende ist? Wagners einmal verwendete Form „eigenst" für „eigens" ist nicht (Golther X 17) eine Wortbildung Wagners, sondern dialektische Spielart. Bei dieser Gelegenheit sei auch verbessert, daß Particell nicht (vgl. Golther X 67) die „ausgeschriebene Stimme eines Orchesterinstruments" bedeutet, sondern eine Art kleiner, verkürzter Partitur (vgl. den Ausdruck „Klavierparticell" für Klavierauszug mit den vollständigen Gesangspartien).

Wenn man aber so reichlich zu kommentieren bestrebt ist, dann hätte z. B. im „Parsifal" manche auf den ersten Blick schwierige Wendung erklärt werden können, so etwa die Formel „Durch Mitleid wissend, der reine Tor, harre sein, den ich erkor", oder wenn es von Gawan heißt, er habe „auf neue Sucht sich fortgeschwungen" (wo Wagner, wie etwa „Flucht" zu „fliehen", sich ein Substantiv „die Sucht" zu „suchen" frei gebildet hat), oder warum Amfortas Kundry „nochmals danken muß" u. s. f. Für die Erklärung des Tristan ist wenig getan. Wichtiger als das Verhältnis Wagners zu den alten und neuen Tristandichtungen ist die Analyse des Wagnerschen Kunstwerks aus sich selbst. Hier hätte z. B. bei der Erklärung des Gegensatzes von „Tag" und „Nacht" im Tristantexte auf die wesentliche Bedeutung dieser beiden Faktoren für die Tristanhandlung hingewiesen werden und Hans Pfitzner genannt werden müssen, der (in den Süddeutschen Monatsheften III 1) das Klarste und Tiefste darüber gesagt hat.

Die Inhaltsangaben bei den großen Kunstschriften Wagners, z. B. zu „Oper und Drama" und besonders die Register am Schluß der ganzen Ausgabe leisten gute Dienste.

Wien. Victor Junk.

Rabelais, Gargantua et Pantagruel. Texte transcrit et annoté par Henri Clouzot, Conservateur de la Bibliothèque Forney. Drei Bände. 212, 172, 154 SS. 8°. Paris, Larousse.

J. J. Rousseau, Emile ou de l'Éducation. Notices et annotations par Henri Legrand, Agrégé de l'Université. 336 SS. 8°. Ebenda.

Anthologie des Écrivains français contemporains. Poésie. Publiée sous la direction de Gauthier-Ferrières, Lauréat de l'Académie française. 238 SS. 8°. Ebenda.

Unter den zuletzt erschienenen Bänden der Bibliothèque Larousse gebührt der Rabelais-Ausgabe von Henri Clouzot besondere Anerkennung. Es wird hier der interessante Versuch gemacht, die Lektüre des schwer verständlichen Rabelais weiteren Kreisen zu ermöglichen. Die Ausgabe erhebt keinen Anspruch darauf, dem wissenschaftlichen Arbeiter das Standard Work von

Marty Laveaux zu ersetzen, sie bietet auch nicht entfernt den erklärenden Apparat, mit welchem Burgaud des Marets und Rathery oder Regis das Werk Rabelais' versahen, aber wer als Laie Rabelais in einer guten, dem Stande der modernen Forschung Rechnung tragenden Ausgabe lesen will und zudem an geschmackvoller Ausstattung seine Freude hat, dem wird mit ihr gewiß gedient sein. Für ihre wissenschaftliche Gediegenheit bürgt der Name des Herausgebers Henri Clouzot, eines der eifrigsten Rabelais-Forscher unserer Zeit. Man kennt ihn als Mitarbeiter der Revue des Etudes Rabelaisiennes und er figuriert auch unter den Herausgebern der neuen großen kritischen Rabelais-Ausgabe. Clouzot hat den vorliegenden drei Bänden eine kurze, aber gehaltvolle Einleitung beigegeben, die auf 20 Seiten das Leben und Schaffen Rabelais' so darstellt, wie es uns nach den jüngsten Forschungen erscheint. Obwohl diese Abhandlung, wie Clouzot bescheiden bemerkt, nichts Neues bietet, gehört sie zu dem Besten, was über den großen Autor geschrieben wurde, und sie wird als knappe Zusammenfassung jedem willkommen sein, der nicht in der Lage ist, den Einzeluntersuchungen der letzten Jahre zu folgen. Ein Anhang enthält eine chronologische Tabelle zu Rabelais' Leben und Werken mit synchronistischen Angaben der zeitgeschichtlichen Ereignisse, Äußerungen einer Reihe hervorragender Geister über Rabelais, endlich eine knappe Bibliographie, in welcher die deutschen Werke allerdings nicht berücksichtigt sind. Der Text folgt im I. und II. Buch der Ausgabe von François Juste, Lyon 1542, im III. und IV. Buch jener von Michel Fezandat, Paris 1546 und 1552, im V. Buch der anonymen Ausgabe von 1565, also denselben Vorlagen wie die Ausgabe von Marty Laveaux. Die Gestalt, in welcher der Text zu bieten sei, verursachte dem Herausgeber einiges Kopfzerbrechen. Es galt ja einen Rabelais herzustellen, der jedermann leicht verständlich sei. Man mußte einerseits das Original respektieren, anderseits es doch modernisieren. Diese Modernisierung erstreckte sich in erster Linie auf die Orthographie, die sowohl bei noch gebräuchlichen, wie bei nicht gebräuchlichen Worten der Schreibweise unserer Zeit angepaßt wurde. Die letzteren werden überdies in den Fußnoten übersetzt. Auch in den Verbalformen sowie in syntaktischer Hinsicht, mußte im Hinblick auf das Verständnis des modernen Lesers manches geändert werden; es ist aber rühmend anzuerkennen, daß der Herausgeber mit möglichster Delikatesse und Gewissenhaftigkeit vorgegangen ist und sich durch sein Prinzip, einen leicht lesbaren Rabelais zu geben, nicht zu allzuvielen Gewalttätigkeiten hinreißen ließ. Der Philologe wird es allerdings nie verschmerzen, daß *voulzit* und *vesquit* durch *voulut* und *vécut* ersetzt wurden — aber Clouzot rechnet ja nicht auf philologische Leser. Der Text der Bücher I—IV ist ein ziemlich vollständiger, nur einige Kürzungen waren durch die Rücksicht auf den beschränkten Raum geboten. Dieselben betreffen keine „*passages scabreux*" — es ist

keine Ausgabe *in usum Delphini* — sondern nur Stellen, welche für den Leser weniger Interesse bieten, wie die Liste der Spiele des Gargantua oder der Katalog der Bibliothek von St. Victor. Leider sind auch die Prologe der einzelnen Bücher weggeblieben. Das V. Buch, welches uns nicht in authentischer Form vorliegt, ist nur auszugsweise aufgenommen worden. Der Ausstattung gebührt in Anbetracht des niedrigen Preises (per Band brosch. Fr. 1·50, geb. Fr. 2·50) alles Lob. Der Buchschmuck der Originalausgaben wird großenteils reproduziert, und außerdem sind jedem Bande vier interessante Gravüren beigegeben. Sie zeigen Porträts von Rabelais (nach dem Stich von Michel Lasne 1630 und nach einem Gemälde in Versailles), sein Geburtshaus La Devinière bei Chinon, sowie Orte die in seinem Leben und in seinen Werken eine Rolle spielen, wie die Abtei Maillezais, die Kirche zu Ligugé, die Grotte der Sibylle von Panzoult u. a. m.

Die Ausgabe von Rousseaus Émile hat Henri Legrand mit einer kurzen Einleitung versehen, in welcher er auseinandersetzt, was an diesem berühmten Buche heute noch unveraltet ist. Dessen ist bekanntlich sehr wenig und wir glauben nicht, daß es dieser Ausgabe, die mit vier schönen Kupfern nach Zeichnungen von Moreau le jeune geziert ist, gelingen wird, dem Émile in unserer Zeit neue Verehrer zu verschaffen.

Die Anthologie der zeitgenössischen französischen Dichter ist in demselben Stile gehalten, wie die Anthologien aus der französischen Literatur des XV.—XIX. Jahrhunderts, welche der Verlag Larousse früher publizierte. Sie bringt zirka 150 Gedichte von etwa 50 Dichtern der verschiedensten Richtungen. Unter ihnen dürften Jean Aicard, Henry Bataille, Léon Dierx, Charles Guérin, Maurice Maeterlinck, Catulle Mendès, Jean Moréas, die Gräfin von Noailles, Henri de Regnier, Arthur Raimbaud, Georges Rodenbach, Edmond Rostand, Emile Verhaeren in Deutschland am meisten bekannt sein. Die Proben sind gut ausgewählt. Über jeden der Dichter orientiert eine kurze Notiz, von 36 derselben sind Faksimileproben der Handschrift, von Jean Moréas, Henri de Regnier, Edmond Rostand und der Gräfin von Noailles auch Porträts beigegeben.

Wien. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Historische Grammatik der Englischen Sprache. Von Dr. Karl Luick, Professor an der Universität Wien. Erster Band: Einleitung. Lautgeschichte. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz. S. 1—144 und S. 145—320, Gr.-8°. Preis geh. à 4 Mk.

Was Grazer und später Wiener Hörer der Anglistik in großen Zügen aus den mustergiltigen Vorlesungen Luicks über historische

Grammatik als kostbaren Besitz in ihre Studierstube und nachher in den wissenschaftlichen Beruf hinübertragen durften, beginnt nun der gesamten anglistischen Welt zugänglich zu werden und eine Fülle von Anregung nach allen Seiten hin auszustrahlen. So reich die junge Wissenschaft der Anglistik an vorzüglichen deskriptiven Grammatiken einzelner Sprachepochen, Dialekte, ja selbst Denkmäler auch ist, so sehr vermißte man seit Jahren eine völlig auf der Höhe der Forschung und vor allem auch der selbständigen, weiterführenden Kritik stehende, in wirklich geschichtlichem Verfahren zusammenfassende Grammatik des Englischen. Koch, der erste Deutsche, der sich anfangs der Sechzigerjahre des XIX. Jahrhunderts an diese große Aufgabe mit seinerzeitigem Erfolge heranwagte, ist bei der Rührigkeit anglistischer Einzelforschung heute gänzlich überholt, Kaluza weist, abgesehen von zahlreichen unzuverlässigen Angaben in seiner allzu schematischen, wenn auch als Materialsammlung sehr nützlichen Darstellung, nicht selten Mangel an historischem Erfassen und am Herausarbeiten der großen Entwicklungslinien und das verhängnisvolle Streben, die gewaltigen Schwierigkeiten des Stoffes zu verschleiern, auf; die Engländer selbst haben eine einigermaßen umfängliche Behandlung ihrer eigenen Laut- und Formengeschichte überhaupt noch nicht unternommen. So hat denn der '*inevitable German*', der diesmal, wie wir mit besonderem Stolze sagen dürfen, auch ein guter Österreicher ist, eingreifen müssen. Luicks frühere sprachgeschichtliche Werke, seine „Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte" (1896), seine „Studien zur englischen Lautgeschichte" (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, 17. Bd., 1903), ferner seine zahlreichen „Beiträge zu neuenglischen Grammatik" u. dgl. als Aufsätze in der „Anglia", „Herrigs Archiv" u. s. f. haben ihm den unbestrittenen Ruf eines scharfen, alle Elemente erwägenden, aber auch ins Große und Allgemeine gehenden Forschers eingetragen, der vor allem grundlegende und befruchtende Ergebnisse in der historischen Grammatik des Neuenglischen erzielte. Seine streng wissenschaftliche Wertschätzung der Umgangssprache und der Mundarten, jener für vergangene Zeiten oft so ungeheuer schwer nur aus unzulänglichen schriftlichen Aufzeichnungen, Anspielungen, Schulgrammatikerwarnungen und ähnlichen Quellen zu erschließenden Sprachschichten hat ihn ebenso sicher geführt wie seine vortreffliche phonetische Schulung in der Beobachtung des Sprachlebens der Gegenwart, die er ja auch in seiner für die österreichischen Alpendeutschen unschätzbaren „Deutschen Lautlehre" (1904) praktisch nutzbar gemacht und in seinem für Untersuchungen der Textkritik wertvollen Aufsatze „Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung" (Germ.-romanische Monatsschrift 1910, S. 14 ff) zu selbständiger Methode erhoben hat. So durfte man zuversichtlich dem Erscheinen des in unermüdlicher und sorgsamster Arbeit fast zweier Dezennien entstehenden Hauptwerkes entgegensehen, das Luick nun in die

pädagogisch klar gegliederte Form eines Idealkollegs, nicht in die eines Leitfadens oder Nachschlagewerkes gegossen hat: keine leichte Lektüre für den Studierenden! Aber auch der nur mit einigen Vorkenntnissen in der Phonetik ausgerüstete Anfänger wird bei emsigem Studium den Stoff dieses Buches dauernd und, worauf es doch einzig ankommt, nicht äußerlich, sondern organisch beherrschen.

Die ausführliche Einleitung des Werkes setzt sich mit allen Fragen der Hilfsmittel und Methodik ausreichend auseinander. Gleich hier lehnt es L. mit Recht ab, auf rein äußerliche Vollständigkeit der Materialbehandlung auszugehen, nur Bleibendes und Förderliches soll daher auch in der Literatur berücksichtigt werden. So lautet denn seine Definition der historischen Grammatik: „sie ist die Darstellung sämtlicher sprachlicher Veränderungen, die sich an mehreren gleichgearteten Einzelfällen gleichmäßig vollziehen" (§ 4), und es ist zu bedauern, daß für diese Art der Sprachbetrachtung nicht der in einer Anmerkung erwähnte Titel „Grammatische Geschichte" gewählt wurde, denn eine „Erzählung", keine „Regelsammlung" der Veränderungen (§ 4) will L. geben, freilich nicht mit starrem Festhalten an der chronologischen Ordnung, sondern mit Befolgung der organischen Gliederung, wo diese als das Bestimmende erscheint. — Das eingehende Literaturverzeichnis zur grammatischen Forschung (§ 5) ist durch kurze Charakteristiken der wichtigeren Werke gleichzeitig auch zu einer für den Anfänger anleitenden Kritik gemacht. — Die „Geschichte des Englischen" ist mit Auswertung der neuesten kultur- und völkergeschichtlichen Arbeiten, so vor allem der gediegenen enzyklopädischen Artikel von Hoops' „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" umsichtig und vorsichtig formulierend erzählt. Wir begrüßen es freudig, daß (§ 14, Anm.) die einzig richtige Bezeichnungsweise: „angelsächsisch" für das Volk, „altenglisch" für dessen Sprache ausdrücklich gerechtfertigt wird. Gegenüber Einflüssen des Französischen auf die innere Sprachform und die Syntax des Englischen ist L. (§ 15) sehr mißtrauisch und verweist mit gutem Fug auf die Möglichkeit gemeineuropäischer Anschauungsweise für viele der in Betracht kommenden Fälle. — Die „zeitliche und örtliche Gliederung des Englischen" wird mit einer bei der allseitigen Durchdringung dieses oft so dunklen Gebietes doppelt rühmenswerten Knappheit auf 36 Seiten behandelt: der alte Kenner der Dialektforschung spricht aus der Warnung (§ 19), die alten Stammesgrenzen auch unbedingt für Dialektgrenzen zu halten und sich stets nur geschlossene Dialektgebiete vorzustellen. Sehr schön ist die Eigenart der „nichtstrengwestsächsischen Literatursprache" (§ 25), die der buntscheckigen Kunstsprache mancher frühmittelenglischer Denkmäler (§ 27) und die mittelenglische Gliederung an Hand der einzelnen Hdss. und Texte (§§ 28 ff.) geschildert. In der strengen Form neu ist die Auf-

fassung vom Entstehen der neuenglischen Schriftsprache, die §§ 35 ff. folgerichtig vortragen, wonach Chaucers und Wycliffes oder der Urkundenschreiber Einfluß zurückgestellt und der allmählich gewordene, aber allgemein anerkannte der Sprache gebildeter Londoner im XIV. Jahrhundert als einzig maßgebend erwiesen wird. Daraus ergibt sich u. a. auch die Ablehnung der von Dibelius konstruierten selbständigen Oxforder Sprache (§ 37, Anm. 1). Wenn (§ 39, Anm. 2) auch völlig zutreffend hervorgehoben wird, daß entwicklungsgeschichtlich der Ausdruck „mittelschottisch“ bedenklich sei, darf man ihn doch wohl als bequemes Mittel, die schottische Literatnrsprache des XV. und XVI. Jahrhunderts von der Burns' oder vom lebenden Schottisch zu unterscheiden, gebrauchen, zumal doch die Literatur, die sich dieses Sprachtypus bedient, zeitlich wie inhaltlich gänzlich in den „mittleren“ Zeitraum des Englischen gehört. — Mit Schröer, Murray u. a. verficht L. die wohl von allen vorurteilslosen und geschulten Beobachtern englischer Sprechweise geteilte Ansicht, daß es heute nur e i n e n, nämlich den s ü d e n g l i s c h e n S t a n d a r d für Gebildete gibt. — Die etymologische Struktur des Englischen erfährt in dem Abschnitte „die Schichten des englischen Wortschatzes“ (§§ 43 ff.) eine einfache, wieder auf die Hauptlinien gehende Darstellung, die aber auch selbst Erarbeitetes und Berichtigung mancher Irrtümer anderer bringt; so werden (§ 51) die zwei Schichten der wesentlich einsilbigen und der mehrsilbigen Wörter nach Form und Gefühlswert sehr ansprechend geschieden. — „Schrift und Schreibung“ (§§ 52 ff.) werden erschöpfend und mit kritischer Benutzung der Forschungen Kellers u. a. behandelt; fördernd wirkt hier L.s Hypothese über Orrms Akzentsetzung (§ 56, 4), besonders klärend die Unterscheidung zweier Stufen der französischen Schreibergewohnheiten (§ 57) und die Auffassung (§ 58), daß gerade die fremdsprachigen Schreiber einer (im Sinne ihres Französisch) „phonetischen“ Orthographie und gewissen heilsamen Regelungen Bahn brachen. Orrms System führt § 59 auf syllabierendes Sprechen der Wörter zurück. — Diese ganze Einleitung muß als eine knappe Hodegetik der Sprachgeschichte des Englischen bezeichnet werden: sie enthält alles, was ein Lehramtskandidat beherrschen soll, und bietet dabei doch stets weitere Ausblicke und Gelegenheit zur Vertiefung in Einzelfragen.

Der Rest der bisher erschienenen Lieferungen bringt der „Lautgeschichte“ ersten Hauptteil: „Die Entwicklung der Laute“, und zwar (bis auf eine Seite abgeschlossen) die der S o n a n t e n bis ins XI. Jahrhundert, also das, was sich im wesentlichen mit „altenglischem Vokalismus“ der althergebrachten Ausdrucksweise deckt, wofür eben aus dem streng phonetischen Einteilungsprinzip, dem L. folgt und das ja im indogermanischen Lautsystem hier eine so naheliegende Stütze findet, der neue Name notwendig erwuchs. Zunächst erscheinen die „Sonanten der Tonsilben“. „Die

Ausbildung des urgermanischen Sonantensystems" (§§ 68 ff.) zeigt den ja auch mit von der Germanistik ausgegangenen Verfasser wohl vertraut mit aller einschlägigen Literatur, deren Ergebnisse stets präzise dargestellt sind; L.s didaktische Methode geht hiebei — wie auch dann in der internenglischen Lautgeschichte — den Schritt von den Tatsachen zur Veränderungsursache, wobei die etwa strittigen Anschauungen mindestens gebucht, meist auch auf Grund eigener Arbeiten diskutiert werden, von da zur Chronologie der Erscheinung und schließlich zur Deutung des phonetischen Vorganges; und es ist bezeichnend für die mit aller gebotenen Vorsicht vom jetzigen Sprachleben ausgehende Forschungsweise L.'s, daß seine eigenen neuen Auffassungen häufig durch diese letztere Betrachtung gewonnen oder doch durch sie näher bestimmt werden (vgl. § 77, Anm. 4; § 83 u. s. f.). Am bedeutsamsten ist hier wohl der frühe Ansatz des Wandels von *urgerm.* ē[1] zu *westgerm.* ā, der nach § 95 bei den Anglofriesen im II. Jahrhundert oder noch früher erfolgt ist. Wo immer nur möglich, wird das historisch-phonetisch Verwandte zweier oder mehrerer Vorgänge in Verbindung gebracht und so — auch schon in der germanischen Lautgeschichte — die Entwicklung geschlossener vorgeführt als in den meisten englischen Grammatiken bisher. — Mit § 108 setzt die Erörterung der speziell englischen Wandlungen des Germanischen ein. Hier sind die einfachen Benennungen „Verdumpfung" und „Aufhellung" für die Schicksale des westgermanischen ă willkommen (§§ 109 ff.) namentlich der zweite, der den wegen der Möglichkeit einer irrigen Beziehung zu Geräuschlautumgebung immer mißlichen „Palatalisierung" glücklich und hoffentlich bleibend ersetzt. Die Erklärung der Schicksale des a in minder betonten Wörtern (§ 113, Anm. 1) setzt vielleicht eine in Anbetracht der Wandlungszeit allzu komplizierte Wandlungsfolge voraus. Neu und wohl begründet ist (§ 116) die Annahme der Aufhellung von *wg.* ă in mehrsilbigen Wörtern bloß vor e der folgenden Silbe in Stellungen, in denen eben nicht Verdumpfung eintrat; damit ist die bisherige Formulierung vom Eintritt der Aufhellung in allen geschlossenen Silben abgetan und Formen wie *hættas* sind (mit Sievers) als Analogien zum Singular erwiesen. Überzeugend wird (§ 119) der Wandel *wg.* au zu *ae.* ea (*südnordhumbr.* eo) erläutert und werden die sehr mannigfaltigen Schreibungen der neuen Laute ausgewertet. Die für diese und andere ältesten Vorgänge häufig herangezogenen altfriesischen Verhältnisse wirken sehr instruktiv bei der phonetischen Deutung. Der noch unerklärte Übergang von *wg.* ai zu *ae.* ā, bei dem L. einfachen i-Schwund ablehnt, versucht § 122 durch eine entschieden mögliche Vermutung zu deuten, die wieder eine im Verlauf der in Betracht kommenden Zeit nicht ganz leicht annehmbare komplizierte Kette (ai 〉 ae 〉 æə 〉 æa 〉 ā) aufstellt. Weit ansprechender ist die neue Erklärung für die Entstehung des *nordhumbr.* ēa aus *urg.* eo

(§ 127), das den Wandel von o zu a mitmachte, und (§ 128) die Feststellung der geschlossenen Qualität des e in diesen *nordhumbr.* ēa. Bei den „frühen velaren Einwirkungen" dehnt § 133 mit gutem Grunde den Ausdruck „Brechung" auch auf die von folgendem w ausgehenden aus, wodurch der schwerfällige Name ʻw-Umlautʼ überflüssig wird. Die Brechung selber ist wieder in mustergiltiger Klarheit und großzügig entwickelt und die vielen Sonderfälle mit ihren oft ganz originellen Deutungen sind in Anmerkungen verwiesen. Mit der Annahme der Hinderung der Brechung von ĭ im Anglischen vor i, j bei zwischenstehendem h, rh, lh, rc, rg geht L. (§ 139) über Bülbring hinaus; ebenso mit der Begründung der Annahme des æ (nicht a!) als Ausgangspunkt für das Brechungs-ea über diesen und Sievers. — Die *ae.* a und ā an Stelle der Brechungsdiphthonge erweisen die §§ 144—150 als Velarisierungen eines *urengl.* æ, nicht als unmittelbare Fortsetzung der *wg.* ă-Laute und der ursächliche Zusammenhang von Brechung und Velarisierung wird (§ 153) dargetan. Für die weitergehende Velarisierung der Brechungsdiphthonge, wie man sie bisher annahm, findet § 159 eine ganz neue Auffassung: „die Palatalvokale i, e, æ wurden vor den ʻbrechendenʼ Konsonanten entweder zu io, eo, ea oder zu u, o, a gewandelt. Diese letztere Stufe trat ein 1. wenn der velarisierende Einfluß an sich besonders stark war . . .; 2. wenn auch von anderer Seite her ein velarer Einfluß hinzukam . . .", sieht also von dem Umwege über die Brechungsdiphthonge ab (analog das § 161, Anm. 4 und 5 und § 164 Beigebrachte); das neue a ist nach § 166 wohl noch in der kontinentalen Zeit entstanden. — Für die „frühen Verschiebungen in palataler Richtung" setzen die §§ 168 ff. schwebende Diphthonge an, die sich zu Doppelformen entwickeln konnten: eine neue, wohl fundierte Erklärung. — Als spontane Verschiebung in der palatalen Richtung wird § 178 ff. der Wandel vom noch bestehenden a 〉 æ in *hræce* u. dgl. und von æ 〉 e in *merc. kent. ber*, *bec* dargetan und chronologisch als „zweite Aufhellung" (noch vorhistorisch) fixiert. — Die Behandlung des i-Umlautes ist nach jeder Richtung hin erschöpfend; sehr spricht die Erklärung des Auseinandergehens von Anglisch-Kentisch und Westsächsisch hinsichtlich des iu (§ 191, Anm. 4) an: L. erschließt ein durch i-Umlaut entstandenes jüngeres iy, das zu *westsächs.* io (geschr. ie) entrundet, sonst dissimiliert und so wieder zu iu wurde (hiezu stimmt auch die anglische Sonderentwicklung vor Palatalen: *cīcen*, *līxan*, § 192, Anm. 2). Ähnlich wird § 194 Anm. 4 die Spaltung bei æ̆o erklärt. — Für die Ursachen der „frühen Kürzungen" und ihrer späteren Analogien hält L. (§§ 203 ff.) auch bei jüngeren Geminationen (gegen Bülbring) das von ihm schon fürs Westgermanische wahrscheinlich gemachte Prinzip der Quantitätsausgleichung im phonetisch vereinfachten Einzelwort. Ob indessen *godspell* organisch hieher gehört,

erscheint Ref. doch fraglich: es dürfte doch eher Klerikeretymologie vorliegen, da das neue Testament die Fügung *verbum, verbum dei* (namentlich in der Apostelgeschichte) unzählige Male bietet. — Wohlverarbeitet ist das reiche Material der frühen Lehnwörter und die auf Pogatscher aufbauende Literatur hierüber; auch hier fehlt es nicht an eigenen Anregungen, so bei der Herleitung der Doppelformen *cāwel, cāl* „Kohl" aus der flektierten, resp. unflektierten Form des Vulgärlateinischen (§ 216, Anm. 1). — Beim „Velarumlaut" — ein neuer praktischer Ausdruck! — unterscheiden §§ 220 ff. je nach Mitwirkung velarer Laute gesteigerte und gewöhnliche Fälle, erstere (entgegen der allgemeinen Lehrmeinung) ohne diphthongische Zwischenstufe, sondern bloß über ein y resp. œ (§ 223); auch eo vor w in *eowu* u. dgl. führt § 230 scharfsinnig auf den Velarumlaut, nicht wie bisher auf das w zurück. Wie für das Brechungs-ea setzt § 231, auf sichere Gründe gestützt, auch für das Velarumlauts-ea als Vorstufe æ (nicht a!) an. Vorzüglich entfalten sich Chronologie und phonetischer Vorgang des Velarumlautes in § 232 und § 233. — Mit Bülbring bezeichnet L. die anglische Monophthongierung der Brechungsdiphthonge als Ebnung (§§ 235 ff.), was jedenfalls dem Ausdrucke '(sogen.) Palatalumlaut' anderer Autoren vorzuziehen ist. Einer privaten Mitteilung Sievers folgend, wird (§ 235) c, g, h als velarumlauthindernd auch fürs Anglische gefaßt, somit und auch aus chronologischen Gründen keine Ebnung für *niyon, sprecan* u. dgl. vorausgesetzt, ebenso wird diese (§ 236, vgl. § 192; s. oben) für i vor Palatalen und (§ 247, Anm. 1), für die jüngeren ī der schwachen Verba der 2. (urspr. 3.) Klasse abgelehnt. Die Schwierigkeiten einer restlosen phonetischen Deutung der Ebnung werden voll gewürdigt und Wege zu ihrer Beseitigung angegeben. Pädagogisch sehr wertvoll ist im Kapitel „Kontraktionen" (§ 248, Anm. 1) u. a. der Hinweis auf die grundverschiedene Genesis von *ws. slēan* (aus * *slæahan*) und *angl. slēan* aus * *slēhan*); chronologisch sehr interessant ist (§ 249) der Ansatz einer Zahl lange vorhanden gebliebener Hiatusfolgen im Urenglischen, deren Kontraktionen erst zusammen mit den jüngeren, durch h-Schwund entstandenen altenglischen Fällen erfolgte. Für die „Ersatzdehnungen" ergeben sich nun (§ 250) vier zeitliche Schichten. Besonders lehrreich ist die Gruppierung der „jüngeren Diphthongierungen durch Palatale", der „Entstehung neuer Diphthongtypen" und der „jüngeren Entwicklung der Diphthonge" (mit der des Akzentumsprunges), sehr glücklich die phonetische Erläuterung der „Dehnung vor Konsonantengruppen". Eine übersichtliche Tabelle faßt § 291 in dankenswerter Weise alle erschlossenen Lautwandlungen rein chronologisch zusammen.

Die „Sonanten der unbetonten Silben" sind in den §§ 292 bis 350 mit bisher wohl beispielloser Ausführlichkeit behandelt, die einerseits durch die in diesen Stellungen besonders umwälzen-

den germanischen und englischen Wandlungen, anderseits durch die von L. stets hergestellte innige Wechselbeziehung zu den Tonsilbensonanten vollauf berechtigt ist. Die überall angezogenen *indogerm.* und *germ.* Urformen vermitteln dem Studierenden einen besonders einfachen Überblick über die weitverzweigten Erscheinungsursachen. Neue Lautgesetze werden auch hier wieder auf Grund überzeugender Beispiele formuliert: so der Schwund von æ in offener Mittelsilbe nach kurzer Silbe (§ 303, b); die Entstehung der Präterita *lette*, *hredde* u. dgl. und der Partizipia *gesended*, *gelǣded* infolge Konsonantenähnlichkeit (§ 306, Weyhe abändernd); die Chronologie des urenglischen Schwundes von i und u (§ 309) und dessen phonetische Deutung aus dem Quantitätsausgleichsprinzip (gegen Sievers § 310) ebenso wie die der urenglischen „Kürzung langer Vokale" (§ 315); die Betrachtung der „älteren Vokalentfaltung" aus chronologischen, metrischen und phonetischen Gründen als das Primäre und der silbischen r, l, m, n als das Sekundäre im Altenglischen (§§ 318 und 320. — Die §§ 322—327 verfolgen die qualitativen Veränderungen sämtlicher unbetonten Vokale von der urenglischen Zeit an systematisch als eine Art „vokalischer Lautverschiebung"; es folgen „der Suffixablaut" (§§ 328 f.), ausführlich „die unbetonten Sonaten der Lehnwörter" (§§ 330 ff.) und „der jüngere Vokalschwund" (§§ 334 ff.) wobei Weyhes grundlegende Forschungen zum Ausgangspunkte dienen. Schließlich werden die jüngeren Vorgänge der „Vokalabstufung" (die nichts mit dem alten Ablaut zu tun hat), der Vokalentfaltung infolge verlangsamten Artikulationswechsels und der „Vokalverschiebung", die L. als Vorläufer eines e mit unvollkommener graphischer Bezeichnung deutet, behandelt und wieder (§ 350) die kurz orientierende „chronologische Übersicht" über die unbetonten Sonanten gegeben.

Nur auf einige der hauptsächlichsten Anregungen, die aus dem neuen Werke zu schöpfen sind, konnte dieses Referat hinweisen: L.'s Buch ist ein Wendepunkt in der Geschichte der anglistischen grammatischen Forschung, es bedeutet die endgiltige Abkehr von jedem toten Buchstabenglauben, denn es versteht jedes Wort, jedes Lautzeichen belebt und lebenspendend vorzuführen. Für den gelehrten Leser vielleicht noch schwieriger in der Lektüre als für den Studenten, der die zahlreichen gewissenhaft zitierten Literaturangaben wohl noch zu überspringen geneigt ist, während sich dem Kundigen durch sie immer wieder der Vergleich mit bisherigen Leistungen aufdrängt, ist es doch durch die reichen Vor- und Rückverweisungen in sich abgerundet und bei sachlichstem Vortrage eine Quelle wirksamster und gediegenster Belehrung. Dem Lehrer an höheren Schulen, der allzu oft schon jahrelang den Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Strömungen infolge der Überflut der Zeitschriftenaufsätze entbehren mußte, wird dieses in bequemer, billiger Art lieferungsweise erscheinende Denkmal

origineller Forschung und Lehre für die zeitgemäße gründliche Erneuerung seines Wissens hochwillkommen sein. Wir wünschen dem verehrten Verf. eine möglichst rasche Fortsetzung und Vollendung seines weitausgreifenden Planes, soweit eben die Schwierigkeit des ausgedehnten Stoffes Schnelligkeit der Behandlung zuläßt.

Graz. Albert Eichler.

Alfred v. Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer 1914. 8⁰. Band I: Mit 6 Porträts auf Tafeln und Kartenbeilagen. (VIII und 324 SS., 1 Stammtafel, 6 Tafeln mit Porträts, 4 Blatt Beilage mit 10 Kärtchen.) — Band II: Mit 6 Porträts auf Tafeln und 8 Kartenbeilagen [1]. (IV und 328 SS., 6 Tafeln mit Porträts.) Preis jedes Bandes: geh. 8 Mk., in Orig.-Leinen 9 Mk.

Der ersten Auflage dieser Kaisergeschichte, welche nach Anlage und Form einem großen Leserkreis, „deutschen Lesern", wie die Zueignung sagt, bestimmt ist, vom Jahre 1909 ist in Kürze eine zweite gefolgt. Eigentlich ist es ein Neudruck, der dem vorangehenden beinahe Seite für Seite entspricht; irgend welche tiefer eingreifende Änderungen hat der Verf., soviel ich sehen konnte, nicht vorgenommen. So sind denn auch die in den letzten fünf Jahren erschienenen Arbeiten über die Kaiserzeit für die neue Auflage nicht berücksichtigt worden.

Schon v. Domaszewskis Name auf dem Titel des Buches, welches die Kaiser dreier Jahrhunderte von Augustus bis auf Diokletian behandelt, bürgt dafür, daß wir ein Werk von Originalität und Bedeutung in Händen haben. Glaubwürdigen Angaben zufolge soll es in etwa vier Monaten niedergeschrieben sein; aber lange und sorgfältige Vorstudien sind als Grundlegung vorausgegangen. Der Verf. selbst hat in der stattlichen Reihe seiner veröffentlichten Arbeiten, ganz besonders in den 'Untersuchungen' und 'Beiträgen zur römischen Kaisergeschichte', welche im Rheinischen Museum und im Philologus erschienen, die Kaiserzeit zu seinem hauptsächlichen Studiengebiete gemacht; die führende Stellung, die er sich darin errungen, ließ ihn für eine allgemeine Darstellung dieser Epoche hervorragend befähigt erscheinen. Ferner haben unter seiner Leitung mehrere seiner Schüler wichtige Abschnitte der Kaiserzeit mit Erfolg kritisch durchforscht, so Wilhelm Weber (jetzt Professor in Groningen) die Regierung Hadrians, J. M. Heer die Quellen für Commodus, K. Hönn die Überlieferung über Heliogabalus und Severus Alexander. Das Werk v. Domaszewskis läßt denn auch in jeder Zeile die volle Beherrschung des ein-

---

[1]) Die hier genannten 8 Kartenbeilagen fehlen in dem mir vorliegenden Exemplar des zweiten Bandes; sie sind wohl identisch mit den im Titel des ersten Bandes angeführten und diesem beigelegten 4 Blättern, welche auf 8 Seiten 10 Kärtchen enthalten.

schlägigen Quellenmaterials, die intensive Detailarbeit erkennen oder doch ahnen.

Da ist es nun eine Eigenschaft des Buches, die vielleicht mehr den unbefangen genießenden Laien erfreut als den mit- und nacharbeitenden Fachmann: es ist vollkommen frei von dem Ballast nachweisender und begründender Anmerkungen. Wer selbst spezieller auf dem Gebiete der Kaiserzeit arbeitet, namentlich wer — wie der Gefertigte seit Jahrzehnten — aus Domaszewskis eigenen Arbeiten vielfache Anregung und Belehrung schöpft, dem wird es sicherlich in den meisten Fällen nicht allzu schwer werden, die Begründung für diese oder jene eigenartige Stellungnahme, für die stillschweigende Ablehnung so mancher modernen Auffassung sich zurechtzulegen; wem aber diese Spezialkenntnis mangelt, der wird sich oft vor Überraschungen und Schwierigkeiten gestellt sehen, zu welchen ihm der Schlüssel fehlt. So ist es denn zum Zwecke der Nachprüfung wichtiger Aufstellungen der wohl schon beim Erscheinen der ersten Auflage aufgetretene Wunsch auch diesmal zu wiederholen, daß einer neuen Bearbeitung ein Anhang mit Anmerkungen — etwa derart, wie er jeden Band des Seeckschen 'Unterganges der antiken Welt' begleitet — beigegeben werde.

In unserer Zeit, wo unter dem Einflusse jener Richtung in der Historik, welche sich in der deutschen Geschichte vor allem mit dem Namen Karl Lamprechts verknüpft, führende Männer wie Julius Beloch und Otto Seeck die geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen und Zustände auch in der alten Geschichte entscheidend hervortreten lassen, geht v. Domaszewski seine eigenen Wege. Selbst eine eigenbewußte und scharf markierte Persönlichkeit, deren Weltanschauung nach seinem Bekenntnis (I 8) an Kant und Goethe gebildet ist, vertritt er eine durchaus individualistische Geschichtsauffassung und betont aufs nachdrücklichste das Walten der Persönlichkeit in der Geschichte der Kaiserzeit. In dieser Hinsicht befindet er sich — gleichviel ob absichtlich oder ungewollt — in Übereinstimmung mit unserer antiken Überlieferung, die in der Kaiserzeit alles und jedes auf die mit außerordentlicher Machtfülle bekleideten Personen der Herrscher stellt und zurückführt. Die ganze Darstellung, die daher auch mit Recht 'Geschichte der römischen Kaiser' — nicht 'der römischen Kaiserzeit' überschrieben ist, arbeitet auf eine möglichst präzise Charakteristik der Kaiser und ihres persönlichen Regimentes hin; dabei tritt allerdings nicht selten die Neigung zu einer grellen Beleuchtung hervor, zu allzu scharfer und daher einseitiger Ausprägung auch in jenen Fällen, wo das Quellenmaterial versagt, eine Überspannung des Strebens, die meisten Ereignisse einer Regierung auf die besonderen Charaktereigenschaften des Herrschers zurückzuführen. Dem Verf. ist die Weltgeschichte, wie einst dem großen deutschen Dichter, das Weltgericht; Anerkennung und Verurteilung äußern sich in höchst temperamentvoller Weise und

tragen beinahe das scharfe persönliche Gepräge einer an Zeitgenossen geübten Kritik. Auch äußerlich drückt sich die Richtung auf die Persönlichkeit in der biographischen Anlage aus, welche jeder Regierung ein eigenes Kapitel zuweist. Dies geschieht selbst bei den ephemeren und unbedeutenden, aus der niedrigen Masse emporgekommenen Kaisern des III. Jahrhunderts; so sind z. B. dem *Trebonianus Gallus,* dem *Aemilianus,* dem *Tacitus* und dem *Carus* besondere Abschnitte gewidmet, obgleich diese bloß je eine halbe bis zu einer ganzen Druckzeile füllen.

Dabei begegnen wir auf Schritt und Tritt interessanten, zum Teil durch Neuheit überraschenden Beurteilungen der römischen Cäsaren. Insbesondere stellt uns v. Domaszewski den Begründer des Prinzipates, *Augustus,* als eine reine und hehre Lichtgestalt dar, als einen Charakter von kindlicher Heiterkeit und tiefgläubigem Gemüt, zugleich aber auch von ungewöhnlich früher politischer Reife und Überlegenheit, als einen großen Künstler von außerordentlich leichter Hand; wann immer *Augustus* von der Bahn des Rechten abweicht, wird der Zwang der Verhältnisse dafür verantwortlich gemacht. *Tiberius, Gaius (Caligula), Claudius* und *Domitianus* werden — im Gegensatze zu manchen in unserer Zeit gewiß nicht ohne Grund unternommenen Versuchen einer abweichenden Beurteilung — in der Hauptsache so gezeichnet, wie die im senatorischen Geiste geschriebene Überlieferung des Altertums sie schildert, freilich mit mancherlei Einschränkungen und Milderungen kraß übertreibender Nachrichten. Glänzende Leistungen der Charakteristik sind die Abschnitte über Trajan und besonders Hadrian, deren Gegensatz höchst anschaulich herausgearbeitet ist, dann auch über *Marcus Aurelius*; weiter ist die Orientalisierung des Reiches durch die severische Dynastie und das Emporkommen der Illyrier, die mit den Orientalen um die Vorherrschaft ringen, in großen Zügen packend dargestellt. Von einzelnen Kaisern im III. Jahrhundert interessieren die Typen eines Elagabal, dessen widerwärtige Scheußlichkeiten freilich der Mehrzahl nach als orgiastische Kulthandlungen des orientalischen Hohenpriesters zu Ehren seines Baal gelten sollen, und des *Gallienus,* der in den Quellen wohl zu Unrecht als ein Reichsverderber hingestellt wird, bei Domaszewski dagegen im Lichte eines die letzten Kräfte des sinkenden Römertums zusammenfassenden tüchtigen Organisators erscheint. Auf eine kritische Besprechung dieser Auffassungen in meritorischer Hinsicht, soweit sie neu sind, muß im Rahmen dieser Anzeige wohl verzichtet werden[1]; in formeller Beziehung aber sei rühmend hingewiesen auf die fast fugenlose Geschlossenheit

---

[1]) Auf Einzelheiten, die mir zweifelhaft oder widerlegt scheinen, soll hier nicht näher eingegangen werden; vgl. übrigens meine Darlegungen Klio XI (1911) 358 ff. (gegen Dom. II 267); XII 139 ff. (zu II 222 ff.); XII 171 n. 10 (gegen II 245).

der meisten Schilderungen, welche der Verf. von jenen so mannigfaltig veranlagten Herrschernaturen und den von ihnen ausgehenden, im Guten wie im Schlechten gewaltigen Wirkungen entworfen hat. Der werbende Vorzug, der sein Werk unter so vielen Darstellungen der Kaiserzeit auszeichnet und es dem Interesse weiter Kreise der Gebildeten empfiehlt, liegt vor allem in der künstlerischen Durchbildung der Form, die in der wuchtigen und glänzenden Sprache, in der mit dramatischer Kraft packenden, anschaulichen und doch knappen Schilderung, mitunter auch in der besonderen Gruppierung und Verdichtung der Einzeltatsachen sich äußert. Freilich stehen nicht alle Partien auf der gleichen formellen Höhe. Bei diesem literarischen Charakter des Buches schiene es mir sehr wohl möglich, daß ein dramatischer Dichter oder Romanschriftsteller daraus fruchtbare Anregungen empfangen könnte. Fügen wir noch gleich als einen weiteren großen Vorzug die besondere Sachkunde in allen Fragen der Verwaltung und des Heerwesens und in der Behandlung kriegsgeschichtlicher Vorgänge hinzu.

Auch wer — wie v. Domaszewski — der individuellen Tätigkeit der Kaiser weiteste geschichtliche Geltung einzuräumen geneigt ist, wird sich immer wieder die Frage vorlegen müssen, auf welcher sozialen und wirtschaftlichen Grundlage, innerhalb welcher geistigen, namentlich politischen und religiösen Strömungen diese so folgenreiche Wirksamkeit entfaltet wurde. In diesem wichtigen Belang scheint mir v. Domaszewskis Werk zu versagen. Die biographische Anlage des Ganzen, mit der sich in vielen Partien eine rein annalistische, von Jahr zu Jahr fortschreitende Anordnung des Stoffes verbindet, bietet wohl einen Rahmen für eine Fülle von meist scharf pointierten und vielfach treffenden Einzelbemerkungen über soziale und kulturelle Entwicklung, welche von der Beherrschung auch dieser Probleme oft beredtes Zeugnis ablegen, aber sie eignet sich wenig für planmäßige Einführungen und Zusammenfassungen dieser Art. So wird denn auch dem Leser nirgends die politische und gesellschaftliche Struktur des Römertums und der Untertanenschaft, namentlich der besondere Charakter der Senatsaristokratie näher gebracht, obgleich v. Domaszewski letzterer als sozialem Faktor eine hervorragende Rolle zuweist und ihre Schicksale unter jedem einzelnen Herrscher eingehend bespricht; unerwähnt bleiben die großen wirtschaftlichen Bildungen der Kaiserzeit, vor allem der Kolonat, wenngleich gerade bei diesem die persönliche Einwirkung der Kaiser in so manchen durch die neueren Funde bezeugten Maßregeln der Fürsorge für die kleinen Leute hervortritt, und das allmählich sich bildende Zunft- und Kastenwesen. Besonders enttäuscht aber sieht man sich beim Christentum, dessen zersetzender Einfluß auf antike Lebensauffassung und Staatsordnung in der Einleitung (I 7) und am Schlusse (II 320 f.) hervorgehoben wird; nicht nur die allgemeinen Grundzüge der Entwicklung der Kirche fehlen in dem Bilde der Kaiserzeit, sondern

sogar das persönliche Verhältnis der einzelnen Herrscher zu dem neuen Glauben, die von ihnen verfügten Maßnahmen gegen oder für das Christentum werden uns vorenthalten. Nur dann werden die denkwürdigen und für alle Zukunft so maßgebenden Vorgänge auf geistigem, vor allem auf philosophischem und religiösem Gebiet ausreichend gekennzeichnet, wenn sie — wie der Hellenismus Hadrians, die stoische Frömmigkeit des Marcus oder die orientalisierenden Bestrebungen der Severe — unmittelbar von den Personen der Regierenden ausstrahlen.

Unter diesem stofflichen Mangel, welcher mit durch die starr festgehaltene biographische Anlage, wie wir sahen, bedingt ist, und unter der vor allem in den weniger ausgeführten Partien hervortretenden Neigung zu annalistischer Darstellung, welche so oft Zusammengehöriges trennt, leidet und verflacht die Pragmatik der Ereignisse; außerhalb des Zusammenhanges mit den allgemeinen Zeitverhältnissen gestellt, werden diese oft genug bloß aus den Charakteren der handelnden Personen oder Personengruppen erklärt. Die Kontinuität und Folgerichtigkeit der Entwicklung, die das Reichsregiment trotz der wechselnden Gestalten auf dem Throne behauptet, kommt kaum zu ihrem Recht; wir sehen nur immer die Einschnitte und Gegensätze, welche durch den Eintritt einer neuen Persönlichkeit geschaffen werden. Gegenüber der von Mommsen gelegentlich ausgesprochenen Anschauung, die ganze Kaiserzeit sei eine Periode der Stagnation gewesen, ein Sumpf, der schließlich in seiner eigenen Fäulnis verkommen sei, erkennt v. Domaszewski in seinen einleitenden Betrachtungen gewiß mit Recht in ihr eine Epoche schöpferischer Kulturarbeit und für die Zukunft des Menschengeschlechtes bestimmender Wandlungen; aber die tatsächlichen Nachweise für diese Betrachtungsweise werden wir gewiß leichter und zahlreicher aus dem die Provinzen behandelnden V. Bande von Mommsens Römischer Geschichte gewinnen als aus v. Domaszewskis Kaiserbiographien. In geistreicher Weise führt dieser auf den ersten Seiten aus, daß der große innere Anteil, den die moderne Zeit an der Kaisergeschichte nimmt, aus dem Gefühle der Verwandtschaft mit den alten Kulturvölkern entspringt, „deren Schicksale unser eigenes Schicksal vorbedeuten". Auch dieser Gedanke bleibt unausgeführt: seine Darstellung bietet, da sie nur die auf der Höhe der antiken Menschheit wandelnden Cäsaren und ihre aristokratischen Gehilfen schildert und nicht in die breiten Massen der Reichsbevölkerung, in ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Interessensphäre hinabsteigt, in der Hauptsache bloß Personen- und Hofgeschichte und ist in dieser Beschränkung schwerlich geeignet, unserer Zeit einen Spiegel vorzuhalten.

Das Werk ist — nicht anders als die für den engeren Fachkreis bestimmten Arbeiten v. Domaszewskis — in unmittelbarem Kontakt mit den Quellen geschrieben, die der Verf. im weitesten Umfange beherrscht. Entsprechend der großen Geltung, welche er

dem Adel in der sozialen Ordnung einräumt, findet seine Darstellung in den meisten Fällen von selbst den Einklang mit der vorwiegend senatsfreundlichen Stimmung der literarischen Quellen. So ist ihm denn für das I. Jahrhundert nicht nur in dem Tatsächlichen, sondern auch in der Pragmatik und Beurteilung Tacitus in erster Reihe maßgebend; doch verschmäht er es nicht, wo der große Historiker versagt, dem geistig viel tiefer stehenden Suetonius so manches zu glauben, was die neuere Kritik als tendenziöse Erfindung im Sinne des Senates über Bord werfen will. Dies gilt namentlich von einigen übertriebenen Nachrichten über Ausschreitungen des Caligula und Domitian, denen gegenüber zweifellos größere Skepsis am Platze gewesen wäre. Die späteren Autoren, vor allem Cassius Dio und die sogenannten *Scriptores historiae Augustae*, für deren Analyse und richtige Bewertung gerade v. Domaszewski und seine Schule Bedeutendes geleistet haben, sind mit großer kritischer Umsicht genutzt und ausgeschöpft. Überall treten uns, oft mit wenigen Worten angedeutet, neue, einleuchtende Auffassungen der literarischen, epigraphischen und bildlichen Quellen entgegen. In exakter und treffsicherer Ausdrucksweise, unter der man nicht selten die antike Quelle selbst noch durchschimmern sieht, ist das Gute der Überlieferung plastisch herausgearbeitet; aber auch dort, wo der Verf. einer wirren Menge von oft schlecht überlieferten Details gegenübersteht, weiß er in knapper Zusammenfassung das Wesentliche und Entscheidende hervorzuheben und führt so der Forschung eine Fülle neuer Tatsachen zu, für deren volle wissenschaftliche Nutzbarkeit nur noch die Begründung in einem Anhang von Anmerkungen vermißt wird.

Leider ist die Bearbeitung des zu bewältigenden Stoffes keine gleichmäßige. Mehr als drei Viertel des ersten Bandes behandeln in breiter Anlage die Regierung des Augustus, während der Rest dem Tiberius gewidmet ist; von dem zweiten Bande beschäftigt sich die ganze erste Hälfte mit den folgenden Kaisern des I. Jahrhunderts, von Caligula bis auf Domitian, die zweite Hälfte dagegen muß für die zwei Jahrhunderte von Trajan bis auf Diokletian ausreichen. Diese Ungleichmäßigkeit kann kaum aus der größeren oder geringeren Wichtigkeit der verschiedenen Epochen und aus dem Zustande des Quellenmaterials ausreichend erklärt werden. Vielmehr sind manche Partien — besonders, aber nicht allein im letzten Viertel des Werkes — skizzenhaft gehalten und lassen, in raschem Tempo dem Schlusse zustrebend, manche erwähnenswerten Tatsachen vermissen. Gerade dem noch immer mit Unrecht vernachlässigten zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. hätte man eine eingehendere Darstellung aus v. Domaszewskis vertiefter Sachkunde gewünscht[1]).

---

[1]) Nur einige von selbst sich darbietende Berichtigungen mögen — etwa zur Verwendung in einer neuen Auflage — nachstehend Platz

Ich habe im vorangehenden versucht, die Bedeutung und die Vorzüge des Domaszewskischen Werkes zu würdigen, wobei selbstverständlich auch ein Hinweis auf manche weniger erfreuliche Eigenschaften nicht vermieden werden konnte. Aber selbst im Widerspruche gegen vieles in seiner Methode und Anlage läßt einen das Gefühl der Bewunderung für den Ideenreichtum, die Originalität und die Überlegenheit dieses Geistes nicht los, der die schwierigsten Probleme im knappster Form lichtvoll erledigt. In edler und getragener Sprache geschrieben und auch darin den Forderungen gebildeter Leser im vollsten Maße entgegenkommend, wird das Werk mit seiner lebendigen Vergegenwärtigung der Herrschergestalten namentlich in den Händen des Lehrers den Unterricht in der Kaisergeschichte und die Lektüre der Dichter der augustischen Zeit und des Tacitus beleben helfen und reichen Nutzen stiften. In der fortschreitenden Forschung aber werden die Antriebe und Anregungen, die es in reicher Fülle enthält, noch lange fortwirken.

Alles Lob gebührt der gediegenen äußeren Ausstattung der beiden Bände; einen besonderen Schmuck bilden die beigegebenen zwölf Tafeln mit Reproduktionen plastischer Bildnisse der bedeutendsten Herrscher und Mitglieder des Kaiserhauses, welche Franz Studniczka mit kundiger Hand und feinem Empfinden ausgewählt hat.

Prag. A. v. Premerstein.

---

finden. Daß den Sieg des Oktavian über den Seeräuberstaat auf Sizilien 'kein Bürgerblut befleckte' (I 70), kann nicht behauptet werden; vgl. S. 72. — Die Überschrift 'Der Untergang der Julier' (I 221 ff.) ist wenig passend, wenn man später (II 1 ff.) wieder von 'Juliern und Claudiern' liest. — Der 'unbekannte Feldherr' (I 222) ist nach meinen von Domaszewski selbst (Jahreshefte des österr. Inst. VIII 1905, S. 143, Anm.) gebilligten Ausführungen (Jahreshefte VII 1904, S. 215 ff.) der Konsular *M. Vinicius*. — *Sophonius Tigellinus* (II 59): die richtige Namensform ist *Ofonius T.* (*Prosopogr. imp. Rom.* III 520; Boissevain zu Cassius Dio LIX 23 (II p. 644). — *Marcus* und *Verus* haben den Siegernamen *Adiabenicus* (II 220) nicht geführt; einzusetzen ist dafür *Medicus*. — Der Schlachtort *Abrittus* liegt nicht im Norden von Nikopolis (II 295), sondern in *Scythia minor* (h. Dobrudscha). — Die Befestigung Athens und des Isthmos fällt ins Jahr 253, nicht 262 (II 304); auch sind die Goten nicht im Jahre 262 nach Griechenland vorgedrungen, sondern zuerst 267 (vgl. S. 307).

In der Orthographie wirkt störend das Nebeneinander griechischer Namen in der ursprünglichen und in der latinisierten Form (welch letztere v. Domaszewski in der Regel vorzieht); z. B. II 204 'Tyros, Damascus'; II 259 'Damascus, Laodikeia, Tyrus'; I 93 befremdet das gräzisierende 'Brettien' für '*Bruttium*'. Wenig gefällig sind Schreibungen wie Cheruscer, etruscisch, Heracles. – Druckfehler, die aus der ersten in die zweite Auflage übernommen wurden, sind z. B. I 285 *Epidaphnae* (für *Epidaphna* oder *-nes*); II 264; 272; 278 *Soemias* (für *Soaemias*); II 297 *Onoandae* (für *Oenoanda*); II 202 'die Mylasa' (für: die Milyas). — Unter dem Titelbild zu Bd. II steht '*Marcus Antonius*' statt '*M. Antoninus*'.

Steiermark. Hand- und Reisebuch, herausgegeben vom Landesverbande für Fremdenverkehr in Steiermark unter Leitung von Karl W. Gawalowski. Verlag Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz 1914. VIII, 144 und 516 SS. 7 Karten, in Bädekerform geb. K 4·50.

Eine kurze Würdigung dieses nicht streng wissenschaftlichen Werkes an dieser Stelle halte ich für berechtigt, da es wohl verdient, von den Lehrkräften der Mittelschulen Steiermarks und benachbarter Kronländer beachtet zu werden. Heutzutage, wo Schulausflüge in die nähere und weitere Umgebung eine selbstverständliche Seite des Unterrichtsbetriebes bilden, werden gewiß viele dieses Buch mit Freude und Nutzen bei der Zusammenstellung von Ausflügen zu Rate ziehen, werden bequem der immer wißbegierigen Jugend Auskunft erteilen über dies und jenes. Auch in dem gerade in unserem Heimatlande seit alters her eingeführten heimatkundlichen Unterrichte wird das Buch gute Dienste leisten, es ersetzt vielfach den umfangreichen, aber nicht immer verläßlichen und wie leicht begreiflich (1878—1885 erschienenen) stark veralteten „Janisch". Ich zweifle nicht, daß bald das schmucke rote Büchlein, dessen Vertrieb nicht auf Gewinn berechnet ist, den Lehrer- und Schülerbüchereien der steirischen Mittelschulen einverleibt sein wird.

Nach einem kurzen Geleitwort Roseggers und einer Vorbemerkung des Herausgebers folgen zunächst „einführende Aufsätze". Dr. Spengler versteht es meisterhaft, auf sechs Seiten die geologische Vergangenheit unserer Heimat zu skizzieren, Prof. Sieger entwirft ein kurzes Bild der geographischen Verhältnisse mit besonderer Würdigung des wirtschaftlichen Moments auf 22 Seiten, Minerale, Pflanzendecke, Land- und Forstwirtschaft usw., Volkskunde und Kurmittel werden von berufensten Fachmännern mustergiltig behandelt. Weniger glücklich scheinen dem Ref. einzelne Sätze des Abschnittes über „Verkehrswesen" von Rükl; so heißt es z. B. (S. 76): „Eine weitere für Steiermark wichtige Zweigstrecke der Südbahn führt von Riva, bezw. Mori nach Bozen, dann über Franzensfeste im Anschluß mit der von Kufstein ... führenden Teilstrecke...". Offenbar, um diese bekannten Fremdenorte hereinzubringen, wurde diese etwas gewaltsame Einteilung gewählt. Auch bei der Aufzählung der Berggruppen (S. 78) wäre mehr Anordnung nach der Lage am Platz gewesen. Über die allgemeine Geschichtet berichtet uns kurz F. M. Mayer (†) das deutsche Schrifttum bis auf Ernst Goll herauf, charakterisiert trefflich Gawalowski, während Ranftl die steirische Kunst-, Hofrat Bischoff die Musikgeschichte knapp behandeln.

Der eigentliche „Führer", der Hauptteil des Buches, wurde von drei Historikern der Grazer Schule bearbeitet, Geramb übernahm Obersteiermark, das den breitesten Raum einnimmt, fast die Hälfte (245 Seiten) sind ihm gewidmet, Untersweg Mittelsteier mit 154 Seiten (davon 44 für Graz und Umgebung) die restlichen

80 Seiten blieben Pirchegger für Untersteier überlassen. Die äußere Anordnung ist bei allen dreien im Wesen dieselbe. Bahnstreckenbeschreibung und die für den Reisenden zunächst wichtigen Angaben über Unterkunft, Fahrgelegenheiten, u. s. f. in großem Druck, geschichtliche Daten, Aufzählung der Sehenswürdigkeiten und Ausflüge im allgemeinen (nur bei den wichtigsten Städten wird davon abgewichen) im Kleindruck; eine Fülle von Stoff ist hier verarbeitet, jahrelange Mühe war notwendig, die notwendige Sichtung vorzunehmen.

Wenn ich nun der Rezensentenpflicht nachkommend einige Kleinigkeiten beanstände, mögen es mir die verehrten Bearbeiter nicht übel nehmen.

In der Angabe der Entfernungen in Kilometern zwischen den einzelnen Stationen wurde nicht einheitlich vorgegangen, Geramb setzt die Zahlen von Station zu Station ein — die Zeitangabe erscheint mir, da doch vielfach nicht stimmend, überflüssig, auch wirkt es unwillkürlich etwas heiter, wenn wir z. B. S. 239 lesen: in 6 Min. (1 km.)! — Untersweg rechnet von der Ausgangsstation aus, also z. B. Graz (53 km) von Bruck aus, Pirchegger zählt bei den Anschlußstrecken an das mittelsteirische Bahnnetz, also Radkersburg—Luttenberg und Spielfeld—Marburg wie Untersweg, dann aber wie Geramb. Etwas störend empfand ich es, daß Geramb hie und da die Strecke in umgekehrter Richtung, nicht wie es die Überschrift angibt, beschreibt, so S. 77 Hieflau—Altenmarkt, S. 116 Predlitz—Unzmarkt; S. 164 heißt es: „VI. Zeltweg—St. Michael—Leoben", doch wird die letztere Strecke erst auf S. 189 bei „IX. Leoben—Bruck" behandelt. Geramb schildert in begeisterten Worten, hie und da vielleicht etwas gar zu überschwänglich — das Buch ist eben eine Art Werbeschrift —, die landschaftlichen Reize seiner grünen Heimat, wobei die Angaben betreffend Unterkunft usw. dem neuesten Stand entsprechen, nur bezüglich der Almen wird es rätlich sein, wenn sich der Tourist vorher in der Talstation erkundigt. So steht es z. B. mit dem Nachtlager auf der Brunn- oder der Wurzenalm im Warscheneckgebiet (S. 50 f.) sehr schlecht, man würde sich da öfters mit einer halb zerfallenen Hütte begnügen müssen; viele Almen wurden in letzter Zeit aufgelassen, teils von Jagdherren aufgekauft, teils des schlechten Wetters und damit unzureichenden Futters wegen. Die wohl aus Janisch übernommene Tiefenangabe für den Leopoldsteinersee von 158 m (S. 106) ist sehr unglaubwürdig, verläßliche Messungen dieses Juwels der Steiermark liegen merkwürdiger Weise noch nicht vor. „Die Seckauer Gruft beherbergt außer Karl II. und seiner Gemahlin Maria von Bayern deren Kinder, darunter Ferdinand I." (S. 168) Janisch (III. Bd., S. 870) spricht von einem dort ruhenden Sohne Ferdinand, † am 1. August 1571, dabei fand aber die Hochzeit Karls am 1. September 1571 statt! (s. Mayer „Geschichte Steiermarks"

S. 202). Da mögen ja Druckfehler im Spiele sein, jedenfalls aber denkt man bei „Ferdinand I.“ an den Vater Karls, den Kaiser und möchte so das I. in II. verbessern, da kommt man wieder auf den Kaiser Ferdinand II., allerdings Sohn Karls, aber im Grazer Mausoleum bestattet. S. 190 wohl ein Druckfehler: Obwohl Karl II. 1576...., bekannte sich doch 1561....“. Eine Hochquellenwasserleitung würde ich nicht zu industriellen Unternehmungen rechnen (S. 195). Die Temperaturangabe für Andritzursprung gehört wohl in Celsiusgraden (S. 308), bei Graz ließe sich manches kürzen, die Aufzählung mancher Gassen ist durch keinerlei nennenswerte Baulichkeiten begründet. S. 398 muß es heißen (31 km) Station Radkersburg, nicht („13“). Bei Untersteier werden die Ergebnisse der letzten Volkszählung bis auf Einer genau angegeben; da seither schon wieder ein Jahrfünft verflossen, ist das wohl eine übertriebene Genauigkeit. Bei Marburgs Schilderung S. 405 ff. wäre zu ergänzen: in der Badgasse nunmehr städtisches Dampf-, Wannen- und Schwimmbad, die Garnison besteht nicht bloß aus Landwehr; S. 412 muß es heißen: nördlich der Linie Faal.... die dem Poßruck zugehörigen Gebirge“. — Alle diese kleinen Versehen, zum Teile nur Druckfehler, können den Wert des ganzen nicht herabdrücken.

Der Geschichtsfreund und Beobachter der kulturellen Entwicklung kommt voll auf seine Rechnung, eine willkommene Ergänzung für den Naturfreund, der, ohne die Fachliteratur durchstöbern zu müssen, über Landschaftsformen und deren Entstehung, Pflanzenleben und dessen Abhängigkeit von dem Gesteinsuntergrund usw., belehrt sein will, wird der in Ausarbeitung befindliche „Naturführer durch Steiermark“ bilden, der keineswegs dieses Buch überflüssig machen will. Das hier Enthaltene wird dort fehlen, der topographische Teil dieses „Bädekers“ bringt mit Recht wenig naturwissenschaftliche Daten, Geramb so viel wie keine, Untersweg hie und da eine kurze Notiz, am meisten noch Pirchegger in den einleitenden Kapiteln.

Bilder fehlen ebenso wie bei dem seinerzeit für Kärnten herausgegebenen Handbuch (Klagenfurt 1906), die Übersichtskarte in 1 : 750.000 ist ein Ausschnitt aus Andrees Handatlas, Velhagen—Klasing, Leipzig; ihre Rückseite wurde zu einer schematischen Darstellung des mitteleuropäischen Bahnnetzes benützt; der Plan von Graz ist in 1 : 16.000 gehalten, außerdem wurden (hergestellt bei Freytag und Berndt, Wien) Übersichtskärtchen des Dachsteingebietes, der Ennstaler Alpen, der Hochschwabgruppe und der Sanntaler Alpen in 1 : 200.000, des Hauptzuges der letztgenannten Gruppe in 1 : 75.000 beigegeben, auf denen in einfacher Schwarzdrucktechnik Bergzüge und Flüsse, Bahnen und Straßen, Fahrwege und Steige, sowie Siedlungen, Schutzhütten und Almen eingetragen sind.

Ein sorgfältig zusammengestelltes Ortsverzeichnis mit weit über 4000 Namen erhöht den Wert des Buches, das in Verbindung mit dem oberwähnten „Naturführer" der steirischen Mittelschullehrerschaft das bietet, was für Niederösterreich das unter Wallentins Leitung bearbeitete „Exkursionsbuch" bedeutet.

Graz. Dr. Max Hoffer.

R. Rothe, Darstellende Geometrie des Geländes (Mathematische Bibliothek XIV). Teubner, Leipzig 1914.

Unter den bisher erschienenen Bändchen der „Mathematischen Bilbliothek" (herausgegeben von W. Lietzmann und A. Witting) nimmt R. Rothes „Darstellende Geometrie des Geländes" ohne Zweifel die hervorragendste Stellung ein. Das Schriftchen ist mit großer Klarheit und gründlicher Sachlichkeit geschrieben und stellt an die mathematischen Kenntnisse des Lesers nur geringe Anforderungen; die theoretischen Auseinandersetzungen werden stets gleich durch nachfolgende Anwendungen gestützt. Selbst Leser, die über die Kenntnis der darstellenden Geometrie nicht verfügen, können hier mit Leichtigkeit in das Verständnis der kotierten Projektionen eindringen, dies umsomehr, als der Verfasser stets darauf Bedacht nimmt, die Praxis des Zeichnens in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Selbst die Handhabung von Instrumenten, wie Storchschnabel, Spiegellineal, Polarplanimeter wird besprochen. Die beigebrachten Figuren lassen freilich eine größere Sorgfalt in der Durchführung vermissen.

Über den reichhaltigen Inhalt, der auf dem engen Raum von vier Druckbogen Platz findet, mag folgende Übersicht Auskunft geben: Der erste Kapitel (Grundbegriffe und elementare Konstruktionen über kotierte Projektionen) bringt die Erörterung der Fundamentalaufgaben. Im zweiten Kapitel (Elementare Anwendungen) werden die Beispiele behandelt: Aufführung eines Dammes, Anlage eines ebenen Platzes, Dachausmittlung, Aufschüttung einer Halde, Ausschachten einer Grube, Tunnelmündung usw. Das dritte Kapitel (Darstellung der Geländeflächen) widmet sich wiederum theoretischen Betrachtungen und führt in das Verständnis einer Karte des Geländes ein. Dann folgen im vierten und letzten Kapitel (Aufgaben und Anwendungen) abermals Beispiele: Aufschüttung und Abtragen eines Eisenbahndammes; Ermittlung des Horizontes, der von einem bestimmten Punkte aus sichtbar ist (ein für militärische Zwecke wichtiges Problem!); aus einer gegebenen Karte die Ansicht des Geländes zu konstruieren (Parallel- und Zentralprojektion) usw.

Wir können die kleine Schrift, die auch in methodischer Hinsicht als sehr gelungen zu bezeichnen ist, den Lehrern der

darstellenden Geometrie und Mathematik auf das wärmste empfehlen; sie werden daraus viel Brauchbares für ihren Unterricht schöpfen können. Auch die Geographielehrer werden diesbezüglich auf ihre Kosten kommen.

Wien. Josef Schmidt.

Physikalische Freihandversuche. Unter Benutzung des Nachlasses von Prof. Dr. Bernhard Schwalbe, weil. Geh. Regierungsrat und Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Hahn, Professor an dieser Anstalt. III. Teil: Licht. Mit 420 Figuren im Text. Berlin W., Verlag von Otto Salle 1912. Preis 7 Mk.

Der Herausgeber hat im Jahre 1903/04 im Auftrage des Berliner Lehrervereines Vorträge über das Licht gehalten und bei dieser Gelegenheit viele Freihandversuche ausgeführt und aufgezeichnet. Diese Vorträge sind der vorstehenden Publikation zugrunde gelegt worden. Allerdings mußte hiebei die entsprechende Auswahl getroffen werden. Daß der Verf. in seinen Versuchen bei der Verwendung der Sonnenstrahlen bis zu den äußersten Grenzen der Freihandversuche vorgedrungen ist, kann sicher nur gebilligt werden. Selbstredend sind in den angegebenen Freihandversuchen, die mit großer Exaktheit durchgeführt erscheinen, Spiegel, Prismen und Linsen verwendet worden. Alles Nebensächliche, wie Zusammenstellung der einzelnen Utensilien, Gestelle, Ständer, Führungen u. dgl. tritt in den Freihandversuchen zurück. Wie der Verf. des Buches sehr richtig bemerkt, tritt „bei den Freihandversuchen die Hand als Gestell für alles auf".

Die Versuche sind durchwegs einfach und klar, kurz und bündig beschrieben worden und es wurde Wort und Sache aneinander gepaßt.

Zunächst werden in dem vorliegenden Buche einige Hilfsmittel für optische Versuche angegeben, so die Lichtquellen, der Sonnenspiegel, Verdunklung, Unterlagklötze, Schirme und Blenden. Die Versuche selbst beziehen sich auf das Leuchten (Sichtbarwerden der Körper, Durchlässigkeit der Körper für Licht), auf die Ausbreitung des Lichtes in einem allseitig gleichartigen Mittel, auf die Spiegelung und die Brechung des Lichtes, auf jene Erscheinungen, welche gekrümmte Spiegel darbieten, auf die Linsen, wobei auch auf die sphärische und chromatische Abweichung die entsprechende Rücksicht genommen wurde, auf die optischen Instrumente (Dunkelkammer, Projektionsapparate, das Auge und das Sehen, Gesichtswinkel, Lupe, Mikroskop, Sonnenmikroskop, Fernrohre). Sehr instruktive Versuche finden wir in dem von der Farbenlehre handelnden Abschnitte. Auch dem unsichtbaren Spektrum, und zwar den ultravioletten und intraroten Strahlen sind

einige recht bemerkenswerte Freihandversuche gewidmet worden. Bezüglich der Wellenlehre des Lichtes finden wir in dem Buche geeignete Experimente über Interferenz, Beugung, Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes. Recht ausführlich hat der Verf. über die Gesichtstäuschungen gesprochen. Mehr als 50 Versuche sind der Überstrahlung, den Wahrnehmungstäuschungen, den Kontrasttäuschungen, den Bildtäuschungen, den räumlichen Gesichtstäuschungen, den Bewegungstäuschungen gewidmet worden.

In einem Anhange wird die Herstellung von Bildwurftrögen und von Hohlprismen gelehrt.

Sehr dankbar begrüßen wir das dem Buche beigegebene Verzeichnis gleichbedeutender Namen von Chemikalien, Drogen usw. In diesem ist neben dem wissenschaftlichen Namen der lateinische und der volkstümliche oder Handelsname angegeben.

Der Verf. hat bei sehr vielen der von ihm vorgeführten Freihandversuche auch auf die Quellenschriften verwiesen, in denen diese angegeben erscheinen und aus denen der Leser sich Rats erholen kann.

Das Buch ist sehr praktisch angelegt und enthält eine große Anzahl gut ausgeführter schematischer Zeichnungen. Es wird dem Lehrer sehr gute Dienste sowohl im eigentlichen Unterricht selbst, als besonders bei der Leitung von physikalischen Schülerübungen leisten. Das Buch sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

R. v. Wettstein, Leitfaden der Botanik für die oberen Klassen der Mittelschulen. Mit 9 Farbdrucktafeln und 1030 Figuren in 216 Textabbildungen. 5. Auflage. 222 SS. 8⁰. Wien, Verlag F. Tempsky 1914. Preis geb. K 3·90.

Wettsteins Leitfaden erfreut sich einer so weiten Verbreitung und gebührenden Anerkennung, daß wir uns darauf beschränken können, die Veränderungen gegenüber der vorhergehenden Auflage hervorzuheben. In dieser Hinsicht wäre insbesondere, von kleineren textlichen Veränderungen abgesehen, die Aufnahme von drei neuen Farbtafeln hervorzuheben, deren Zahl sich dadurch auf 9 erhöht: eine von ihnen ist der Darstellung der wichtigsten Formen der Süßwasseralgen gewidmet, während die beiden anderen eine Anzahl häufigerer Zierpflanzen zur Darstellung bringen. Die durch ihre Lebendigkeit und zarte Farbengebung geradezu künstlerisch wirkenden Bilder haben eine technisch vollendete Wiedergabe gefunden und stehen in illustrativer Hinsicht auf gleicher Höhe wie die übrigen Tafeln und Textfiguren, welche durch ihre sorgfältige Auswahl das Verständnis des Textes ganz wesentlich erleichtern.

Daß der Leitfaden, was Text und Disposition betrifft, auch den strengsten Anforderungen gerecht wird, ist bei dem wissenschaftlichen Range des Verf. nur selbstverständlich. Aus dem reichen Inhalte die jeweils richtige Auswahl zu treffen, ist dem Lehrer überlassen, an dessen pädagogische Begabung und wissenschaftliche Schulung freilich eine nicht geringe Anforderung gestellt wird, soll der Unterricht nicht durch eine Überfülle des Gebotenen leiden.

Graz. K. Linsbauer.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neuere Syllogistik im Logikunterricht.

I.

Ich will hier nicht wiederholen und gegeneinander abwägen, was für und wieder das vielberufene, den Syllogismen gewidmete Kapitel der Logik und seine Berücksichtigung im Schulunterrichte vorgebracht worden ist. Ich gebe zu, daß es die Gefahr mit sich führt, in den langweiligsten und unfruchtbarsten Formalismus auszuarten; ich glaube aber, daß diese Gefahr hier nicht größer ist als bei manchem anderen, der Logik oder sonst einer Wissenschaft zugehörigen Gegenstande. Und hier wie sonst ist das geeignetste Mittel, dieser Gefahr zu begegnen, gründliche Einsicht in das Wesen der Sache.

Es ist leicht, in einer so wichtigen Angelegenheit, wie das Schließen für unser Denken ist, das Evidenzbedürfnis zu wecken, und nicht sehr schwer, es auch zu befriedigen. Freilich, eine bloße Aufzählung der Schlußweisen wird dazu nicht ausreichen. Aber eine genaue Ableitung, wie sie z. B. in Höflers „Grundlehren der Logik“ durchgeführt ist, erregt immer das Interesse des Lernenden. Die Kennzeichnung der Syllogismen der drei Aristotelischen Figuren als Schlüsse der „Einordnung“, der „Ausschließung“ und der (oder durch) „Exemplifikation“ wird dann klarmachen, daß die Unterscheidung dieser Figuren nicht bloßes Spiel mit Formen ist, sondern daß sie drei in sich wohl charakterisierte Arten des Schließens trifft, die wesentlich verschiedenen Verständnis- oder Begründungsbedürfnissen entsprechen und demgemäß auch ihre eigentümlichen, leicht nachweisbaren und sehr ausgedehnten Anwendungsgebiete haben. Wer so den Charakter der drei Figuren erfaßt hat, wird bei einem Anwendungsfalle nicht erst die Schematisierung mittels S, M und P brauchen, um ihn einer dieser Figuren einreihen zu können; er wird auf den ersten Blick erkennen, daß z. B. die Überlegung „$x^4 - 1 = 0$ ist eine Gleichung vierten Grades, also hat sie vier Wurzeln“ einen „Einordnungsschluß“, also einen Syllogismus der ersten Figur enthält, daß die Begründung

„76 ist kein Vielfaches von 3, denn diese Zahl hat keine durch 3 teilbare Ziffernsumme“ auf einem „Exklusionsschluß“ der zweiten Figur beruht, und daß die Begründung „eine Primzahl muß nicht ungerad sein, denn 2 ist prim“, die durch Berufung auf ein Beispiel erfolgt, die Schlußweise der dritten Figur verwendet.

Die angedeutete Behandlungsweise der Syllogismen würde sich noch ganz im Rahmen der hergebrachten, „klassischen“ Logik bewegen. Sie ist zur ersten Einführung geeignet, hat aber doch einige Mängel. Und diese Mängel aufzudecken und zu einer vollkommeneren Darstellung vorzuschreiten ist eine Aufgabe, die auch der propädeutische Unterricht nicht mehr unbeachtet lassen darf. Es ergibt sich hier die Gelegenheit, an einem wichtigen Beispiele den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis zu zeigen, eine Gelegenheit, die uns in der Logik besonders willkommen sein muß, angesichts des weitverbreiteten Vorurteiles, daß diese Wissenschaft ein längst fertiges und starres Ganzes sei, unfähig jeder Entwicklung.

Die erwähnte Ableitung der syllogistischen Schlußformen geht von den Stellungen aus, die der Mittelbegriff in den beiden Prämissen einnehmen kann, und gelangt so zu den vier „Figuren“ und durch Einsetzung aller möglichen Kombinationen der Kopula-Formen *a*, *e*, *i*, *o* zu 64 „Modis“. Unter diesen müssen jedoch erst die ungiltigen ausgeschieden werden; und das geschieht auf Grund der bekannten „Regeln für die Prämissen der syllogistischen Modi“. Diese Regeln muß man im Unterrichte nun wohl einfach mitteilen und nachträglich, etwa mittels „Spärendarstellung“, als giltig erweisen; eine einheitiiche Ableitung der Regeln aus einem Prinzip wird nicht leicht anzugeben sein. Ein Mangel der Ableitung der Modi zeigt sich also darin, daß sie neben den giltigen auch ungiltige „Modi“ rein kombinatorisch hervorbringt, ein zweiter besteht darin, daß die Ausscheidung der ungiltigen Modi nicht nach einem einheitlichen, von vornherein einsichtigen Plane geschieht, und dazu kommt noch, daß man für die nicht ausgeschiedenen Modi die Geltung auch erst nachträglich erweisen muß (was gewöhnlich durch „Sphärenbeweise“, also nicht auf rein logischem Wege geschieht), und endlich sind die so gefundenen Modi, trotz „Sphärenbeweis“, doch noch nicht alle richtig. Diese letzte Tatsache hat, wie bekannt, die neuere Logik aufgedeckt, die auch für die Ableitung der giltigen syllogistischen Modi eine Methode angibt, frei von den Mängeln, die wir eben der älteren Ableitung anhaftend gefunden haben.

II.

In der modernen symbolischen Logik tritt die Syllogistik als ein besonderes Anwendungsgebiet der viel allgemeineren Lehre von der Elimination auf. Man kann indes, ohne auf das allgemeine Eliminationsproblem einzugehen und ohne irgend welche in der gewöhnlichen, älteren Logik nicht bekannte Theoreme oder Verfahrensweisen der modernen Logik vorauszusetzen, ihre Ergebnisse verwerten, zu einer vollkommen befriedigenden und dabei sehr einfachen Ableitung der syllogistischen Modi. Eine solche Ableitung, wie sie insbesondere im Anschluß an die

von Chr. Ladd-Franklin angegebene Methode sich gewinnen läßt, soll hier vorgeführt werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie in einer normalen Septima auf keinerlei Verständnisschwierigkeiten stößt [1]).

Es ist bekannt, daß die Modi, die nicht der ersten Figur angehören, auf solche der ersten Figur „zurückgeführt" werden. Diese Reduktionen sind aber nicht immer ganz einfach zu geben, wenn man dabei, wie es gewöhnlich geschieht, sich statt von einer Methode bloß von seiner formallogischen Findigkeit leiten läßt. Die neuere Logik hat indes im Modus Barbara der ersten Figur das „Prinzip des Syllogismus" erkannt und gezeigt, wie sich daraus alle giltigen syllogistischen Schlußformen in einheitlicher Weise ableiten lassen. Von diesem Prinzipe geht auch die vorliegende Ableitung aus. Für die Darstellung sei festgelegt, daß die Anschreibungen „$X\,a\,Y$", „$X\,e\,Y$", „$X\,i\,Y$", „$X\,o\,Y$", wie üblich, der Reihe nach bedeuten sollen: „alle X sind Y", „kein X ist ein Y", „einige X sind Y", „einige X sind nicht Y", und daß die einfache Aneinanderreihung von derartigen Sätzen ihre gleichzeitige Geltung anzeigen soll; der Kürze halber sei non-X dargestellt durch X^1.

Wir können nun das Prinzip des Syllogismus anschreiben in der Form

$$(X\,a\,Y)\;(Y\,a\,Z) \text{ impliziert } (X\,a\,Z),$$

d. h. wenn $X\,a\,Y$ und $Y\,a\,Z$ gelten, so gilt $X\,a\,Z$.

Dasselbe besagt auch der Satz: Die Prämissen $X\,a\,Y$ und $Y\,a\,Z$ (als zusammenbestehende) sind unverträglich mit der Negation von $X\,a\,Z$. Bezeichnen wir zur Abkürzung

$X\,a\,Y$ mit α,
$Y\,a\,Z$ mit β,
die Negation von $X\,a\,Z$ mit γ,

daher $X\,a\,Z$ selbst mit γ^1 — als Negation seiner Negation —, so lautet unser Grundsatz

$$\alpha\,\beta \text{ impliziert } \gamma^1$$

oder

$$\alpha\,\beta\,\gamma \text{ ist unmöglich.}$$

Da also α, β, γ nicht zusammenbestehen können, muß offenbar, wenn zwei von diesen Sätzen gelten, der dritte falsch sein und dann die Negation dieses dritten Satzes gelten. So ergeben sich die Schlußformen

---

[1]) Das Gleiche gilt übrigens auch von den Hauptbegriffen und Grundlehren der neueren, exakten Logik: sie lassen sich in der Schule mit wenig Mühe und viel Nutzen vermitteln. Der Nutzen ist schon groß genug, wenn der Schüler erkennt, daß die Probleme der Logik völlig exakter Behandlung zugänglich sind, wenn er die wenigen logischen Grundoperationen und die für sie geltenden Axiome erfaßt und insbesondere einsieht, daß auf dem vielberufenen Identitätsprinzip allein oder allenfalls auf ihm und den Sätzen des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten, die die alte Logik als „oberste Denkgesetze" anzuführen pflegt, noch lange nicht das System der Logik aufgebaut werden kann.

I $\alpha\beta$ impliziert γ^1,
II $\beta\gamma$ impliziert α^1,
III $\gamma\alpha$ impliziert β^1,

deren erste wir ja als „Prinzip des Syllogismus" zum Ausgangspunkte der Untersuchung genommen haben, während die zweite und die dritte Äquivalente davon sind, die sich aus der symmetrischen Gestalt des Prinzipes — „$\alpha\beta\gamma$ ist unmöglich" — in unmittelbar einleuchtender Weise ergeben.

Jede der Schlußformen I, II, III stellt einen Syllogismus dar. Einen solchen erhält man aber offenbar auch jedesmal, wenn an die Stelle eines der Sätze α, β, γ oder zweier von ihnen oder aller je ein Äquivalent des betreffenden Satzes tritt. Jeder dieser Sätze kann ja in verschiedenen äquivalenten Gestalten auftreten. Beschränken wir uns hier auf die Formen, die mittels der Kopula-Zeichen *a*, *e*, *i*, *o* ausgedrückt werden können, so ergibt sich z. B. für α:

$X a Y$ . . . . α_1,
$X e Y^1$ . . . . α_2,
$Y^1 e X$ . . . . α_3,
$Y^1 a X^1$ . . . . α_4.

Der Übergang von der Form α_1 zur Form α_2 geschieht durch die sogenannte Äquipollenzfolgerung, von α_2 führt zu α_3 eine reine Konversion, von α_3 zu α_4 wieder die Folgerung durch Äquipollenz. Durch dieselben Folgerungsweisen können zur ursprünglichen Form von β — sie heiße β_1 — die Formen β_2, β_3, β_4 gefunden werden u. s. f.

Der Schluß nach

I $\alpha\beta$ impliziert γ^1,

kann demnach — wenn wir an der eben eingeführten Beschränkung der Formenzahl für das kategorische Urteil festhalten — in 4.4.4 Formen vollzogen werden, da jede der vier Formen von α mit jeder der vier Formen von β kombiniert jede der vier Formen von γ^1 zur Konklusion ergibt. Ein Gleiches gilt von den Schlüssen nach II und III. Um diese Schlußmöglichkeiten zu überblicken, legen wir für jede der Hauptgestalten I, II, III eine Tafel an. Es werde zunächst die erste allein betrachtet.

I	α	β	impliziert γ^1
1	$X a Y$	$Y a Z$	$X a Z$
2	$X e Y^1$	$Y e Z^1$	$X e Z^1$
3	$Y^1 e X$	$Z^1 e Y$	$Z^1 e X$
4	$Y^1 a X^1$	$Z^1 a Y^1$	$Z^1 a X^1$

Jedes beliebige Prämissenpaar $\alpha\beta$ aus dieser Tafel ergibt jede Form von γ^1 als Konklusion: jede Kombination $\alpha\beta\gamma^1$ stellt uns also einen Gewißheitsschluß aus zwei Prämissen und in diesem Sinne einen (einfachen) Syllogismus dar. Doch führt die klassische Logik nur solche Schlüsse

als Syllogismen an, die nicht mehr als drei Termini enthalten, während in einigen unserer Kombinationen $\alpha \beta \gamma^1$ neben einem Term noch das Negat dieses Terms auftritt, so daß vier Termini gezählt werden könnten. Beschränken wir uns auf die Ableitung der in der klassischen Logik bekannten syllogistischen Modi, so haben wir demnach jede Form von α der Reihe nach zu kombinieren mit jeder Form von β, die einen Term aus dem betreffenden α (als Mittelbegriff) enthält, und haben jeder solchen Prämissenkombination wieder der Reihe nach jede Form von γ^1, die die zwei nichtgemeinsamen Terme der Prämissen enthält, als Konklusion folgen zu lassen. So erhalten wir aus der Tafel I die Schlußformen:

$\alpha_1\ \beta_1\ \gamma^1_1$	$\alpha_2\ \beta_4\ \gamma^1_2$
$\alpha_1\ \beta_2\ \gamma^1_2$	$\alpha_2\ \beta_4\ \gamma^1_3$
$\alpha_1\ \beta_2\ \gamma^1_3$	$\alpha_3\ \beta_4\ \gamma^1_2$
$\alpha_1\ \beta_3\ \gamma^1_2$	$\alpha_3\ \beta_4\ \gamma^1_3$
$\alpha_1\ \beta_3\ \gamma^1_3$	$\alpha_4\ \beta_4\ \gamma^1_4$.

Das sind, wie schon bemerkt worden ist, nur jene der aus I hervorgehenden Schlußweisen, die schon der älteren Logik als Syllogismen bekannt sind; es verdient aber jede durch eine Kombination $\alpha \beta \gamma^1$ angegebene Schlußform den Namen einer syllogistischen und überdies noch jede andere, die sich ergäbe, wenn man für α, β, γ^1 neue äquivalente Formen einführte (und solche gibt es).

Da X, Y, Z ganz beliebige Begriffe oder beliebige Klassen vertreten, sind auch X^1, Y^1, Z^1 beliebige Termini, d. h. es sind über die Beziehungen der Termini, die in irgend einem der herausgeschriebenen Schlüsse nebeneinander auftreten — da ein Term in den hier ausgewählten Fällen nie neben seinem Negate vorkommt —, keine anderen als die in den Prämissen jeweils ausgesprochenen Voraussetzungen gemacht. Man darf daher die Termini in jeder zweckmäßigen Weise durch neue Zeichen ersetzen. Wir bezeichnen, um die gewonnenen Schlußformen unter die üblichen Benennungen der Modi einreihen zu können, in jedem Schlusse den Subjektsbegriff der Konklusion mit S, ihren Prädikatsbegriff mit P, den Mittelbegriff mit M und erhalten so z. B. für $\alpha_1 \beta_1 \gamma^1_1$ in der Anordnung $\beta_1 \alpha_1 \gamma^1_1$ das Schlußschema von Barbara. Ebenso ergibt $\alpha_1 \beta_2 \gamma^1_2$ in der Anordnung $\beta_2 \alpha_1 \gamma^1_2$ den Modus Celarent u. s. f. Selbstverständlich kann man auch ohne den angedeuteten Wechsel der Bezeichnungen mit leichter Mühe aus unserer Tafel die folgenden Modi herauslesen:

$\alpha_1\ \beta_1\ \gamma^1_1$ . . .	Barbara	. . . $\alpha_4\ \beta_4\ \gamma^1_4$
$\alpha_1\ \beta_2\ \gamma^1_2$ . . .	Celarent	. . . $\alpha_3\ \beta_4\ \gamma^1_3$
$\alpha_1\ \beta_2\ \gamma^1_3$ . . .	Calemes	. . . $\alpha_3\ \beta_4\ \gamma^1_2$
$\alpha_1\ \beta_3\ \gamma^1_2$ . . .	Cesare	. . . $\alpha_2\ \beta_4\ \gamma^1_3$
$\alpha_1\ \beta_3\ \gamma^1_3$ . . .	Camestres	. . . $\alpha_2\ \beta_4\ \gamma^1_2$

Die Schlußform II, $\beta \gamma$ impliziert α^1, liefert uns die zweite Tafel. Um diese anzulegen, nehmen wir als Grundform von γ, als γ_1, z. B. die Form $X\, o\, Z$ an, die ja auch gewöhnlich als die Negation von $X\, a\, Z$ angegeben wird. Aus ihr leiten wir wieder durch Äquipollenz γ_2 ab, daraus

durch Konversion γ_3 und daraus durch Äquipollenz γ_4; ein Gleiches gilt von α^1.

II	β	γ impliziert α^1	
1	$Y a Z$	$X o Z$	$X o Y$
2	$Y e Z^1$	$X i Z^1$	$X i Y^1$
3	$Z^1 e Y$	$Z^1 i X$	$Y^1 i X$
4	$Z^1 a Y^1$	$Z^1 o X^1$	$Y^1 o X^1$

Zu den fünf Schlußformen, die sich aus der Tafel I ergeben haben, kommen aus Tafel II noch zehn (wenn wieder nur die in der klassischen Logik schon bekannten berücksichtigt werden):

$\beta_1\ \gamma_1\ \alpha^1_1$ . . .	Baroco	$\beta_4\ \gamma_2\ \alpha^1_2$ . . .	Darii
$\beta_2\ \gamma_2\ \alpha^1_1$ . . .	Festino	$\beta_4\ \gamma_2\ \alpha^1_3$ . . .	Dimatis
$\beta_2\ \gamma_3\ \alpha^1_1$ . . .	Fresison	$\beta_4\ \gamma_3\ \alpha^1_2$ . . .	Datisi
$\beta_3\ \gamma_2\ \alpha^1_1$ . . .	Ferio	$\beta_4\ \gamma_3\ \alpha^1_3$ . . .	Disamis
$\beta_3\ \gamma_3\ \alpha^1_1$ . . .	Ferison	$\beta_4\ \gamma_4\ \alpha^1_4$ . . .	Bocardo.

Die Tafel III liefert, wie aus einer Vergleichung mit der Tafel II von vornherein abzusehen ist, keine neuen Schlußformen, sondern nur die Modi dieser Tabelle noch einmal. Wir brauchen sie deshalb nicht weiter zu berücksichtigen.

III.

Es haben sich demnach 15 syllogistische Modi ergeben. Ihre Giltigkeit steht von vornherein fest, und zwar vermöge der Ableitung aus dem „Prinzip des Syllogismus". Hier entfällt also die nachträgliche Prüfung der Modi auf ihre Giltigkeit, die bei ihrer gewöhnlichen, rein kombinatorischen Bildungsweise unerläßlich war. Die vorgeführte Ableitung hat noch den anderen, sehr wesentlichen Vorzug, daß sie ganz allgemein ist, d. h. alle giltigen Gewißheitsschlüsse, die sich durch Elimination eines Terminus aus zwei kategorischen Prämissen ergeben, zu entwickeln gestattet. Und auch wenn man im Unterrichte, wie es hier geschehen ist, nur diejenigen Syllogismen ausdrücklich in Betracht zieht, die schon der klassischen Logik bekannt sind, wird es doch wertvoll sein, sie auf einem Wege gewonnen zu haben, der in leicht angebbarer Weise zu allen Syllogismen führt und uns so erkennen läßt, welcher Verallgemeinerung der alte Begriff des Syllogismus fähig ist. Endlich aber läßt unsere Ableitung uns auch erkennen, daß die alte Syllogistik auch auf ihrem beschränkten Gebiete noch einer Berichtigung bedarf.

Sie liefert nämlich nur 15 von den 19 Modis, die die alte Logik als giltig bezeichnet. Dabei ist sie aber, wie leicht einzusehen ist, doch vollständig. Denn sie gibt uns alle Modi der ersten Figur, aus diesen sollen aber, wie die klassische Logik selbst lehrt, alle übrigen geltenden Modi ableitbar sein. Also müßten alle giltigen Modi in letzter Linie auf den Modus Barbara zurückgehen, aus dem ja die übrigen Modi der ersten

Figur durch unsere Ableitung hervorgegangen sind. Man darf nicht einwenden, daß unsere Ableitung eben zu wenig Operationen der Umformung verwende, um aus Barbara alle giltigen Modi erhalten zu können. Denn wir haben jeden der drei Sätze $\alpha \beta \gamma$, von denen zwei immer die Negation des dritten als Folge geben, an jede Stelle im Schlußschema gebracht und haben jedem von ihnen jede zulässige Form gegeben, die mittels der Kopula *a*, *e*, *i* oder *o* ausgedrückt werden kann (und andere kategorische Urteilsformen kommen in der klassischen Logik nicht in Betracht). Wir haben also gewiß aus Barbara alle Formen des Schlusses abgeleitet, der aus zwei kategorischen Prämissen (der Formen *a*, *e*, *i*, *o*) durch Elimination des Mittelbegriffes gezogen werden kann. Wenn also bei dieser Bildungsweise einer der klassischen Modi nicht entsteht, so folgt, daß er ungiltig ist.

Dieser Folgerung, die wir auf Darapti und Felapton der dritten, Bamalip und Fesapo der vierten Figur anwenden müssen, mag hier eine kurze Überlegung gewidmet sein. Die Tatsachen, um die es sich dabei handelt, sind ja nicht mehr neu; aber trotzdem pflegt der Logikunterricht — wenigstens soweit die Lehrbücher in Betracht kommen — ihnen nicht Rechnung zu tragen. Die vorgeführte Ableitung der syllogistischen Modi gibt Gelegenheit, auf die Notwendigkeit der in Rede stehenden Korrektur der alten Syllogistik hinzuweisen, und so mag hier auch ein Gedankengang Platz finden, der mir besonders geeignet erscheint, diese Korrektur einleuchtend zu machen.

Ein guter Ausgangspunkt ergibt sich etwa in der Frage, ob der Schluß nach Darapti „Alle Diamanten sind Steine und Diamanten sind brennbar, also sind einige Steine brennbar" auch zwingend wäre, wenn nicht feststünde, daß es Diamanten gibt. Die verneinende Antwort wird uns dazu führen, einen Schluß nach Darapti zu bilden, bei dem die Voraussetzung, daß es Dinge von der Art *M* gibt, nicht erfüllt ist, z. B.: „Ein (jedes) Perpetuum mobile ist eine Vorrichtung, die Arbeit aus Nichts erzeugt. Ein (jedes) Perpetuum mobile ist eine Maschine. Also sind einige Maschinen Vorrichtungen, die Arbeit aus Nichts erzeugen". Aus richtigen Prämissen ergibt sich hier eine falsche Konklusion, ein Zeichen, daß die Schlußweise unzulässig war. Wir werden durch diese Beispiele auf den Satz geführt: Der Schluß nach Darapti bedarf, um giltig zu sein, der Ergänzung durch eine dritte Prämisse, so daß der vollständige Schluß lautet „$M a P$, $M a S$, es gibt (Dinge der Art) M, also: $S i P$"

Bei dieser Gelegenheit wird man darauf aufmerksam machen müssen, daß „$S i P$" soviel heißt wie „es gibt S, die P sind" oder kürzer ausgedrückt „es gibt $S P$". Gegen diese Behauptung wird öfter eingewendet, das partikuläre Urteil „einige S sind P" sage gar nichts über eine Existenz von Dingen S, die P sind aus. Das kann sein. Unsere Behauptung, „einige S sind P" heißt soviel wie „es gibt $S P$", will nicht besagen, es heiße allemal soviel wie „es existieren $S P$", „es gibt S, die P sind, in der Wirklichkeit". „Es gibt $S P$" ist allgemeiner verstanden: der Satz sagt aus, daß Gegenstände S, die P sind, zum min-

desten **bestehen** oder, wie man oft sagt, „logisch möglich sind", daß die Bestimmungen „etwas ist ein *S*" und „etwas ist ein *P*" einander nicht ausschließen oder daß sie miteinander verträglich sind, d. h. aber, daß diese Bestimmungen an demselben **möglichen** Gegenstande zusammen bestehen können, daß ein *S*, welches *P* wäre, nicht in sich unmöglich ist. Man erkennt nun: wenn unser erstes Schlußbeispiel in giltiger Weise die Existenz oder das (nur durch Erfahrung feststellbare) wirkliche Vorkommen brennbarer Steine dartun soll, so ist die Voraussetzung nötig, daß Diamanten tatsächlich existieren (was eben nur durch Erfahrung festgestellt sein muß); wenn es aber nur zeigen soll, daß die Brennbarkeit mit den für den Begriff des Steines konstitutiven Bestimmungen („logisch") verträglich sei, so muß eben die „logische Möglichkeit", das „**Bestehen**" von Diamanten vorausgesetzt werden. Also ist Darapti ohne die hinzukommende dritte Prämisse „es gibt *M*" in der Tat ungiltig.

Unser zweites Beispiel, vom Perpetuum mobile, könnte eine andere Auffassung des Schlusses nach Darapti nahelegen. Man kann nämlich unseren Schluß so verstehen: „Ein Perpetuum mobile ist seinem Begriffe oder seiner Definition nach eine Vorrichtung, die Arbeit aus Nichts erzeugt; es ist auch seinem Begriffe nach eine Maschine. Also sind einige Maschinen ihrem Begriffe nach Vorrichtungen, die Arbeit aus Nichts erzeugen". In dieser Auffassung erscheint der Schlußsatz **richtig**. Und so scheint sich immer ein giltiger Schluß zu ergeben, wenn wir aus den Prämissen „*M* ist seinem Begriffe nach *P*" und „*M* ist seinem Begriffe nach *S*" schließen, daß einige *S* ihrem Begriffe nach *P* sind, ohne daß es darauf ankäme, ob es Gegenstände der Art *M* auch gibt. Das ist richtig: auf ein Sein von *M*, auch im Sinne von bloßem Bestehen, kommt es für diesen Schluß nicht an. Dafür aber um so mehr auf ein Sein des entsprechenden **Begriffes** von *M*. Der Schluß betrifft jetzt eben nicht unmittelbar die Gegenstände der Arten *S* und *P*, sondern die Begriffe dieser Gegenstände. Er lautet genau gefaßt: „Der Begriff von *M* enthält die Merkmale von *P*; der Begriff von *M* enthält die Merkmale von *S*. Also: einige Begriffe (mindestens einer), die die Merkmale von *S* enthalten, enthalten auch die Merkmale von *P*". Hieran ist zweierlei zu beachten. Einmal, daß dieser Schluß, auch wenn er das **Zusammenauftreten** der Merkmale von *S* mit den Merkmalen von *P* in **einem** Begriffsinhalte einwandfrei erwiesen haben sollte, doch sicherlich nichts über die **Verträglichkeit** dieser Merkmale ausmachen kann, denn wir können ja Begriffe mit beliebigen, auch mit widersprechenden Merkmalen frei bilden. Und überdies ist leicht zu sehen, daß auch jenes bloße Zusammenauftreten von Merkmalen in **einem** Begriffsinhalte durch unseren Schluß nur dann erwiesen werden könnte, wenn er durch die dritte Prämisse ergänzt wird „es gibt den Begriff von *M*" — entweder historisch, wie es z. B. den Begriff von einem Perpetuum mobile gibt, oder mindestens in dem Sinne, daß es jederzeit möglich wäre, diesen Begriff zu bilden. So besagt denn auch die Konklusio unseres Schlusses soviel wie „**es gibt** Begriffe, die die Merkmale von *S* mit denen von *P* (mit oder ohne Berechtigung) vereinigen".

Wir können diese Überlegungen über den Modus Darapti und den Sinn des besonders bejahenden Urteils leicht in eine allgemeine Gestalt bringen. Es steht tautologisch fest, daß jedes S, das ein P ist, kurz jedes SP, ein S ist und ebenso, daß jedes SP ein P ist. Wir machen nun SP zum Mittelbegriff eines Syllogismus nach Darapti und schließen:

$$SPaP,\ SPaS, \text{ also } SiP.$$

Es ist klar, daß man nach dieser Schlußweise beliebige Urteile von der Form SiP „ableiten" könnte, da ja für ganz beliebige S und P die Prämissen gelten. Wenn also Darapti giltig ist, so kann jedes beliebige Ding von jeder beliebigen Art sein, so ist jede beliebige Bestimmung mit jeder beliebigen Bestimmung verträglich. Diese Konsequenz ist natürlich unhaltbar. Man kann ihr auch diese Form geben: Wenn Darapti gilt, so ist jedes Urteil SiP wahr, also jedes Urteil SeP falsch, daher auch jedes Sa non-P falsch; da nun P völlig beliebig ist, ist auch non-P oder P^1 ein beliebiger Begriff, und es ergibt sich demnach, daß dann auch jedes allgemein bejahende Urteil, also überhaupt jedes allgemeine Urteil falsch sein müßte. Diese Konsequenz „jedes allgemeine Urteil ist falsch" widerspricht, wenn sie in aller Allgemeinheit gelten will, sich selbst, da sie ja auch als ein Urteil auftritt.

Kommt indes zu unseren Prämissen „$SPaP$" und „$SPa'S$" noch hinzu „es gibt SP", so ist ohne Zweifel der Schluß erlaubt: „einige S sind P". Da aber die ersten zwei Prämissen tautologisch gelten, also überhaupt nicht als besondere, etwas bestimmende Voraussetzungen anzusehen sind (man könnte sie ja jedem beliebigen Satze anfügen, ohne daß deshalb mehr daraus zu schließen wäre als wenn sie nicht hinzugedacht sind), können wir sie ohne jede Änderung des logischen Gehaltes der Prämissen aus unserem Schlusse weglassen und sehen so, daß die einzige echte Voraussetzung für unsere Konklusio („einige S sind P") lautet „es gibt S, die P sind". Diese Voraussetzung ist aber nicht nur hinreichend, sondern auch notwendig, und so ist klar, daß „SiP" eben äquivalent ist mit „es gibt SP".

Was sollte auch „einige S sind P" heißen, wenn diese Aussage den Fall zuließe, daß es S, die P sind, nicht gibt, d. h. nach unserer früheren Feststellung, daß solche S, die P sind, nicht wenigstens bestünden als ideale, aber doch in sich mögliche Gegenstände? Offenbar wäre dann eine solche Aussage völlig bedeutungslos. Wenn z. B. jemand behauptete „einige Primzahlen sind nicht prim" und als Begründung hinzufügte „nämlich solche, die es nicht gibt", so hat er im zweiten Satze den ersten entkräftet, aus einem falschen aber sinnvollen Satze einen sinnleeren gemacht. Sagt „SiP" aus, daß das S-Sein mit dem P-Sein verträglich sei, so muß „SiP" auch aussagen, daß Gegenstände, an denen das S-Sein mit dem P-Sein zusammen auftritt, bestehen (im früher angegebenen Sinne). Denn wenn zwei Bestimmungen nur an nicht bestehenden, an unmöglichen Gegenständen „zusammen bestehen", so sind sind sie eben unverträglich. Die Aussage „einige S sind P" verliert also jeden Sinn, wenn sie nicht besagen soll, daß es S gibt, die P sind.

Es ist vielleicht nicht überflüssig gewesen, auf diese für manchen selbstverständliche Angelegenheit einzugehen, da trotz der Leistungen der neueren Logik darüber noch vielfach falsche Meinungen umlaufen und wohl auch in den Schulunterricht Eingang finden[1]). Die übrigen ungiltigen Modi der alten Logik noch besonders zu betrachten, ist nun wohl unnötig. Sie erledigen sich in derselben Weise wie der Modus Darapti Jeder von ihnen bedarf, wenn er gelten will, einer Ergänzung durch eine dritte Prämisse, die das Sein (nämlich mindestens das Bestehen) einer Art von Gegenständen aussagt[2]). Es sind also unvollständige Schlüsse, die hier vorliegen, giltig erst nach der genannten Ergänzung, dann aber nicht mehr Schlüsse aus zwei Prämissen. Nun mag auch darauf hingewiesen werden, wie sich der befremdliche Umstand erklärt, daß die „Sphärenbeweise" auch für diese Modi zu gelingen scheinen: indem wir z. B. im „Beweis" für Darapti die Begriffsumfänge S, P und M durch Kreise (mit nicht verschwindender Fläche) darstellen, haben wir schon stillschweigend und ohne darauf zu achten, die Prämisse eingeführt, daß es Dinge der Art M gebe — worin wegen $M a P$ und $M a S$ auch schon eingeschlossen ist, daß die Umfänge P und S nicht Null sind.

---

[1]) So vertritt H. Kleinpeter im Anhange zu seiner Übersetzung der *Elementary lessons in logic* von Jevons („Leitfaden der Logik", 2. Auflage, Leipzig 1913) die Ansicht, es liege nur an der Transkription von „$S i P$" durch „es gibt SP", wenn die modernen Ableitungen der Syllogismen den Modus Darapti als falsch erscheinen lassen. In Wahrheit sei der Schluß giltig und spreche nur aus „daß zwei Klassen, die man für verschieden (gemeint ist offenbar, für einander ausschließend) halten könnte, einen gemeinsamen Teil haben" (S. 315). Kleinpeter übersieht, daß es keinen Sinn hat, von zwei Klassen zu behaupten, sie hätten „einen gemeinsamen Teil", wenn dieser Teil eben nicht besteht, wenn er Null oder Nichts ist. Auch ist zu beachten, daß die moderne Logistik, ebenso wie die Mathematik, mit der Aussage „es existieren SP" — $\exists SP$ — nicht Existenz im Sinne von Wirklichsein, sondern nur Sein meint, welches eventuell und zumeist ein bloßes „Bestehen" ist.

[2]) Es wird genügen, je ein Beispiel für diese Modi anzugeben, das ähnlich wie der Darapti-Schluß vom Perpetuum mobile zeigt, daß aus richtigen Prämissen eine falsche Konklusio sich ergibt, wenn die Seinsvoraussetzung nicht erfüllt ist. Solche Beispiele sind:

Felapton. Keine Zauberei verläuft gemäß den Naturgesetzen.
Jede Zauberei ist eine Willenshandlung.
———
Manche Willenshandlungen verlaufen nicht den Naturgesetzen gemäß.

Bamalip. Alles absolut Starre erfüllt einen Raum.
Alles Raumerfüllende ist ein Körper.
———
Einige Körper sind absolut starr.

Fesapo. Keine Zahl ist das größte Vielfache von 10.
Das größte Vielfache von 10 ist (notwendig) ein Vielfaches von 2.
———
Einige Vielfache von 2 sind keine Zahlen.

Man sieht: sofern es keine Zauberei, kein absolut Starres, kein größtes Vielfaches von 10 gibt (in irgend einem Sinne dieses Wortes), sind auch die Konklusionen dieser Schlüsse nicht giltig erschlossen.

Das Bedenken, daß bei den Sphärenbeweisen der giltigen Modi ja durch die Zeichnung dieselbe unzulässige Voraussetzung oder Einschränkung eingeführt sei wie etwa beim „Beweise" von Darapti, erledigt sich leicht. Es genügt darauf hinzuweisen, daß z. B. für die Geltung des Schlusses nach Barbara das Bestehen von Gegenständen der Art *P* und damit auch das Bestehen von Gegenständen der Arten *M* und *S*, die ja unter *P* fallen, gleichgiltig ist: gleichviel, ob es Dinge der Art *S* gibt oder nicht, immer gilt, wenn jedes *S* ein *M* ist (oder wäre) und wenn jedes *M* ein *P* ist (oder wäre), daß dann auch jedes *S* ein *P* ist (oder wäre, d. h. sein müßte). Wenn nun die Zeichnung für *S* eine nicht verschwindende „Sphäre" setzt, so hat sie die Beweiskraft des Sphärenbeweises noch nicht aufgehoben, ebenso wie geometrische Beweise die an konkreten Figuren geführt werden, ihre allgemeine Geltung beibehalten, solange eben nicht irgend welche besondere Eigenschaften der Zeichnung, die unter die Voraussetzungen des Beweises nicht gehören, ausdrücklich oder stillschweigend unter diese aufgenommen werden, indem man aus ihnen schließt, während man bloß aus den allgemeinen Voraussetzungen des Beweises schließen sollte.

Graz. Ernst Mally.

Wilhelm Schonak, Der Horaz-Unterricht. Ein Beitrag zur Didaktik und Methodik des Lateinischen in der Gymnasialprima. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. 144 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Der Verf. des vorliegenden Buches, das nur die an preußischen Gymnasien bestehenden Verhältnisse berücksichtigt, behandelt in seinem ersten Teile (S. 6—64) den Lehrstoff, im zweiten, größeren, die Darbietung (S. 65—136); es folgt ein kurzer Rückblick, Literaturverzeichnis und Namenregister (S. 136—144). In den einzelnen Abschnitten läßt er jedesmal die von namhaften Schulmännern geäußerten, oft sehr divergierenden Ansichten Revue passieren, um dann zu ihnen Stellung zu nehmen. Im ersten Teile wird der Lehrstoff zunächst im allgemeinen besprochen, die Oden, Epoden, Satiren, Episteln, dann im besonderen, doch so, daß der Hauptteil den Oden zufällt. Die Lektüre der Oden betrachtet nämlich der Verf. als Hauptaufgabe, ihr eindringendes Verständnis als das Hauptziel des Horazunterrichtes, glaubt aber doch, daß die Horazlektüre auch auf Satiren und Episteln ausgedehnt werden müsse. Hierin muß ich ihm Recht geben. Und wenn er sagt, er für seine Person halte es für keinen Verlust, wenn die Schüler gar keine Epode kennen lernten — er empfiehlt aber doch, bei ausreichender Zeit etwa 1, 2, 3, 14, 15, 16 oder wenigstens die eine oder die andere zu lesen — so kann ich auch hierin ihm meine Zustimmung nicht versagen. Hinsichtlich der Episteln trägt er die Ansicht vor, daß die Schule unter allen Umständen neben einigen Briefen des ersten Buches die literarischen Episteln und die Dichtkunst, wenigstens in Auswahl, lesen müsse. Diese Lektüre bringe nicht nur für eine Art allgemeiner literarischer Übersicht über die Leistungen auf dem Gebiete

der Poetik einen Nutzen, sondern gewähre auch den Vorteil, daß sich z. B. an *Epist.* II 1 eine kleine gedrängte Übersicht über die ältere römische Literatur geben lasse, „für die Abschlußprüfung", wie er beifügt, „kein geringer Vorzug dieser Art von Horazlektüre". Doch im Bewußtsein dessen, „*quid valeant humeri, quid ferre recusent*", will er sich auf Dettweilers Rat hin (Didaktik und Methodik, S. 217) mit einer Auswahl: II 1, 139—176 uns *Ars* 89—250 begnügen. Möglich, daß man in Deutschland, wo der Horazlektüre ja viel mehr Stunden eingeräumt sind, Zeit genug erübrigt, um auch diese Proben aus den literarischen Episteln zu bewältigen. An österreichischen Gymnasien wird man sich dazu nur dann entschließen, wenn die Klasse einmal ausnahmsweise besonders tüchtig ist. Denn ich bin mit Oskar Jäger (Homer und Horaz im Gymnasialunterricht, 1905) der Ansicht, daß sämtliche Episteln des zweiten Buches „über die Köpfe der Schüler hinweggehen". Wogegen man sich wenden muß, ist Schonaks unbedingte Forderung ihrer Lektüre und die Begründung, die er beifügt. Meines Erachtens ist es verfehlt, die Horazlektüre zum Vehikel der Aneignung von Kenntnissen in der älteren römischen Literaturgeschichte zu machen. Auch scheint es mir von zweifelhaftem Werte, über Literaturwerke des Nävius, Accius, Pacuvius, Plautus usw. zu sprechen, wenn die Schüler auch nicht eine römische Komödie gelesen haben. Also möge der Lehrer die Lektüre der Literaturbriefe nur dann vornehmen, wenn er das nötige Verständnis bei seinen Schülern voraussetzen zu dürfen glaubt. Für Durchschnittsprimen dürfte sie wohl auch in Deutschland zu schwere Kost sein.

Ausführlich handelt der Verf. über die Auswahl der zu lesenden Oden. Manches der dort aufgestellten Leitmotive vermag ich mir zu eigen zu machen, z. B. daß die Prüderie der Todfeind jeder besonnenen Horazlektüre sei, oder daß man die persönlichen Oden möglichst vollständig lesen und darin eher zu viel als zu wenig tun solle. Aber nicht wenige Aussprüche fordern zum Widerspruch heraus, z. B. daß sich für die Schullektüre I 13; 33; III 7; 15 eigne; daß es des Horaz Aufgabe gewesen sei, das weit in die Volkskreise hinausdringende Mundstück der Pläne und Absichten des Herrschers zu sein, der er in seinen politischen Oden mit großer Geschicklichkeit gerecht geworden sei; daß es sonnenklar sei, man müsse die Römeroden vollständig lesen[1]); daß II 1 von größter Wichtigkeit sei, ja auswendig gelernt werden müsse u. a. m.

Die aus den Satiren getroffene Auswahl: I 6; 9; II 6 halte ich für sehr gelungen, auch mit der aus dem ersten Buche der Episteln (1; 2; 4; 7; 20) kann man sich einverstanden erklären, nur möchte ich nicht mit Sch. sagen, die erste „dürfe unter keinen Umständen fehlen".

[1]) Also auch III 6? Da stimme ich, obwohl ich von Prüderie weit entfernt bin, meinerseits vollkommen R. Kauer zu (in A. Scheindlers „Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache", Wien 1913, S. 304), der der Ansicht ist, Details, wie sie dort die Verse 21—32 bringen, brauche man wirklich nicht mit Schülern zu besprechen, denn sie seien häßlich.

Einen ähnlichen Eindruck wie vom ersten habe ich auch vom zweiten Teile empfangen, in dem die Darbietung eingehend besprochen wird: viel recht Vernünftiges, viel einfach Selbstverständliches neben manchem, das pädagogisch doch recht anfechtbar ist. Nicht ohne Verwunderung wird man bei uns lesen, daß der Verf. seinen Schülern die von ihm ausgearbeitete Horazeinleitung in ein Heft diktiert, daß sie wissen müssen, wie oft die alkäische und sapphische Strophe bei Horaz verwendet wird, daß der Lehrer den Gedankengang eines Gedichtes in Form einer kurzen Erzählung, die er sich zu Hause oder besser in gemeinsamer Arbeit mit den Schülern festgestellt hat, verliest, daß die meisten Oden des zweiten Buches auswendig gelernt werden müssen u. a.; sehr merkwürdig ist auch die pedantische Vorschrift auf S. 79: „Bei der Beurteilung einer Leistung ist das Lesen mit in Rechnung zu ziehen: eine gute Übersetzung mit gleich gutem Lesen ergebe ein „gut", eine gute Übersetzung mit nachlässigem oder gar schlechtem Lesen nur ein „genügend", oder die wiederholte Rücksichtnahme auf die Abschlußprüfung, „die doch als drohendes Gespenst schon an den Eingangspforten der Prima steht"[1]) (S. 68). Im großen und ganzen aber überwiegen die gesunden Anschauungen und nützlichen Ratschläge. Ich möchte daher trotz mancher Bedenken, die ich geäußert, und mancher, die ich verschwiegen habe, jüngeren Lehrern an unseren Gymnasien die Lektüre des Buches doch anraten, nur mögen sie nicht vergessen, daß der Verf. für preußische Gymnasien schreibt und daß manches mit Vorsicht aufgenommen werden muß.

Wien. Karl Prinz.

Wilhelm Börner, Charakterbildung der Kinder. München, Beck 1914. X und 314 SS. Preis geb. Mk. 4·50.

Die 12 Abschnitte dieses Buches bieten: Charakterbildung und Gegenwartskultur. Offizielle und geheime Erzieher. Charakterbildung im vorschulpflichtigen Alter; die häusliche Erziehung. Charakterbildung durch die Schule. Selbständigkeit. Strafe. Spiel, Lektüre, Kunst, Sport. Das Sexualleben. Wahrhaftigkeit. Sittliche Lebenskunde. Psychopathische Kinder. Internatserziehung. — Den Schluß bildet ein systematisch geordnetes Literaturverzeichnis.

Der Verf. schreibt vom positivistischen Standpunkte und schaltet daher von seiner Darstellung das religiöse Gebiet grundsätzlich aus. Sowenig der Berichterstatter dem zustimmt, so sehr für ihn Herder, Pestalozzi, Schleiermacher, Sailer und andere ihresgleichen die Bedeutung der Religiosität als Quelle und Herd des Idealismus überhaupt durch ihr Leben und ihre Schriften dargetan haben, so ist es anderseits gerade bedeutsam, wenn auch Börner bei seiner Grundanschauung findet, „daß vom Standpunkte der Charakterbildung vieles von dem, was Pädagogen,

[1]) Vgl. auch Kauer a. a. O. S. 293, Anm. 1.

die sich mit Vorliebe 'modern' nennen, zum alten Eisen werfen, ausgezeichnet genannt werden muß" und „daß die Verwirklichung von vielem, was heute mit großer Wichtigtuerei und starkem Pathos gefordert wird, vom Standpunkte der Charakterbildung eine große, in ihren Wirkungen unabsehbare Gefahr bedeuten würde". „In der Durchführung einer Synthese zwischen den bewährten, unvergänglich-siegreichen Prinzipien der 'alten' Pädagogik und den überaus wertvollen und unbedingt notwendigen, einem tiefen Kulturbedürfnisse entspringenden Grundsätzen der neuen Pädagogik wurde eine Hauptaufgabe dieses Buches erblickt".

Hierin leistet Börner Großes und so kann sein inhaltsreiches Buch allen denen, welche eben diesen Standpunkt teilen, bestens empfohlen werden. Es schließt sich in den allgemeinen psychologischen und pädagogischen Grundanschauungen an P. Barth, Friedr. Jodl, Friedr. Paulsen und H. Spencer an, kritisiert aber auch unbefangen des Letztgenannten Straftheorie. In einzelnen Fragen kommen außerdem zur Geltung F. W. Foerster (Selbstbeherrschung, überhaupt Willens- und Gesinnungsbildung), W. Stern (Psychologie der Aussage), Volkelt und Wolgast (Ästhetische Erziehung), endlich K. Groos und E. Meumann.

Hervorheben möchte ich die Abschnitte 1. Charakterbildung und Gegenwartskultur. 5. Selbständigkeit. 9. Wahrhaftigkeit. 10. Sittliche Lebenskunde. Unter dieser versteht Börner, was man meistens 'Moralunterricht' nennt. Die sittliche Lebenskunde „soll planmäßig das Kind anleiten, das Leben unter sittlichen Gesichtspunkten kennen, verstehen und werten zu lernen". Beispiel und Gewöhnung gehen der Belehrung voraus, machen diese aber nicht überflüssig. Der oft gehörte Satz : Das Leben erzieht, das Leben bildet den Charakter — ist grundfalsch. „Das Leben ist ja selbst chaotisch; zur Erziehung und Charakterbildung sind jedoch Richtungslinien, Ziele unentbehrlich ... Speziell die innere Vorbereitung auf die sittlichen Konflikte und auf die Schicksalsschläge ist sehr wichtig. Die meisten Menschen werden seelisch sozusagen von der Hand in den Mund erzogen; kommt etwas Unvorhergesehenes, dann sind sie natürlich der Situation nicht gewachsen; der Augenblick soll geben, was der Mensch sein Leben lang versäumt hat zu erwerben: sittliche Richtlinien, ethische Grundsätze, Maximen des Handelns ... Von großer Wichtigkeit ist ferner die Einsicht in die sozialen Zusammenhänge, in die Licht- und Schattenseiten unseres sozialen Lebens". Ferner „äußerlich wird keineswegs immer das Gute belohnt und das Böse bestraft; aber alles Böse rächt sich ganz bestimmt und ausnahmslos dadurch bitter, daß es den Menschen, der es ausführt, schlechter, niedriger, gemeiner macht. Mit dem Selbstgefühl, dem Stolz, dem Drang nach Selbständigkeit muß der Erzieher sich verbünden, und zwar muß das in früher Kindheit geschehen. Denn wie einmal die rein äußerliche Orientierung zu lange gewährt hat, ist die andere, höhere, nicht mehr leicht zu begründen, ja sie wird im fortgeschritteneren Alter sogar verhöhnt werden, wie man dies häufig bei den 'Realpolitikern' auf allen Lebensgebieten beobachten kann ... Wesentlich ist .. in der sittlichen Lebens-

kunde die Heranziehung und Ausnützung der Aktivität des Kindes, der Appell an sein Kraftgefühl, an seinen Mut ... Dem Kinde muß klar gemacht werden, um wieviel schwieriger gerade vom Standpunkt der Kraftleistung es ist, Gerechtigkeit zu üben anstatt Gewalt, Selbstbeherrschung anstatt Rache, Verständnis und Hilfe anstatt Vergeltung. — Vielseitigkeit, Lebensbejahung, der soziale Charakter, innere Aktivität, geistige Selbständigkeit und Kulturoptimismus .. sind die wesentlichen Merkmale des neuen Lebensstiles, dem die Zukunft gehört".

Diese ausgewählten Sätze dürften genügen, den Geist und die Art des Buches zu kennzeichnen. Des Verf. Eifer gegen die „Weichlichkeitspädagogen" (S. 72 und 146), sein Eintreten für Keuschheit und Scham als Schutzwälle des Charakters (S. 165 und 178) finden ebensosehr unsere Zustimmung, wie wir die ausschließlich induktive Begründung der Ethik, den einseitigen Determinismus, die nur günstige Beurteilung der Koedukation als wissenschaftlich unzureichend, endlich die Außerachtlassung, ja Verleugnung wehrhafter Gesinnung bei der gegenwärtigen Lage für die Völker und Staaten von Mitteleuropa als Verkehrtheit bezeichnen müssen.

Wien. Jos. Perkmann.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

August Mau, Pompeji in Leben und Kunst. Anhang zur zweiten Auflage. Leipzig, Engelmann 1913. VI und 72 SS. Preis geh. Mk. 2·80.

Wir sind J. Drexel zum Danke verpflichtet, daß er den von Mau S. VII der 2. Auflage seines Buches (vgl. diese Zeitschr. 1909, S. 758 f.) in Aussicht gestellten Anhang mit den literarischen Nachweisen in mustergiltiger Weise herausgegeben hat. Mau hatte noch den Text zu Kap. I bis LI beinahe fertiggestellt, der Herausgeber hat diesen Text durch Literaturangaben bereichert, teilweise sachlich umgearbeitet und die Literatur zu Kap. LII—LX hinzugefügt. Mit welcher Sorgfalt dies geschehen ist, wird jeder Benützer des Buches leicht erkennen. Für jeden Leser des Pompeji-Werkes von Mau ist dieser Anhang unentbehrlich und seine Anschaffung allen Bibliotheken der Gymnasien, zu deren Bestand Maus Buch gehört, dringend zu empfehlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Der kleine Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, bearbeitet von Prof. Dr. Michael Petschenig. Einleitung und Etymologie von Prof. Dr. Franz Skutsch. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1913. 541 SS. Gr.-8⁰. Preis geb. Mk. 4·80 = K 5·75.

Prof. Petschenig hat bekanntlich die dritte, umgearbeitete Auflage von Stowassers mit Recht vielgebrauchtem Schul- und Handwörterbuche (erschienen im selben Verlage 1910) besorgt; dazu hatte Prof. Skutsch, der uns leider durch den Tod viel zu früh entrissen worden ist, die sprachwissenschaftliche Einleitung geschrieben und die Etymologien zu den einzelnen Artikeln geliefert. Das vortreffliche Buch erscheint nun hier in wesentlich gekürzter Fassung als „Schulwörterbuch". Schon der Titel „Der kleine Stowasser" besagt, daß es ein Auszug aus dem größeren ist. Die Einleitung aus der Feder Skutschs ist unverändert aufgenommen worden, seine etymologischen Angaben aber mußten notgedrungen auch gekürzt oder in der Form etwas umgemodelt werden. Die Kürzung der einzelnen Artikel konnte natürlich nur durch starkes Streichen der Belege erfolgen. Ein Vergleich mit dem Handwörterbuch lehrt jedoch, daß sich der Bearbeiter dieser nicht immer leichten Arbeit mit Geschick unterzogen hat; immer wurde auf Abweichungen von den Hauptbedeutungen und besondere Verwendungen gebührend Rücksicht genommen, als Belege stets die bezeichnendsten Stellen ausgewählt. Ich glaube, daß Schüler unserer Gymnasien zur Präparation der Autorenlektüre auch mit diesem kleinen Wörterbuche ihr Auslangen finden können, wenn ich auch lieber

das größere in ihren Händen sähe. Vor letzterem aber hat es wieder den Vorzug, daß es auch den Wortschatz von fünf Komödien des Plautus *(Captivi, Menaechmi, Miles, Mostellaria, Trinummus)* und drei des Terenz *(Adelphoe, Andria, Phormio)*, ferner die in die Sammlung von Opitz und Weinhold aufgenommenen Abschnitte aus Schriftstellern der silbernen Latinität berücksichtigt. Da Plautus und Terenz gerne als Privatlektüre gelesen werden, hat man es vielfach als Mangel empfunden, daß die größere Ausgabe des Wörterbuchs diese Schriftsteller etwas stiefmütterlich behandelt hatte (von Plautus sind dort nur *Captivi* und *Trinummus*, von Terenz überhaupt keine Komödie berücksichtigt). Stichproben bei den Komikern und den Abschnitten aus des Celsus Büchern *De medicina* ergaben mir, daß die Benützer des Buches nur selten ein Wort, eine Bedeutung oder eine Konstruktion vermissen werden. Ich habe mir in folgenden Fällen ein Manko notiert: *biliosus* (Opitz-Weinhold S. 497); *fini* mit Abl. (*Men.* 859); *membranula* (O.-W. S. 497); *operam dare* (oder *dicare*), absolut oder *alcui*, in der Bedeutung: „zu Diensten stehen (j-em)": *Capt.* 6; *Most.* 804. *Trin.* 5; 897. Ter. *Phorm.* 30; *perductare* (*Most.* 846); *saevidicus* (*Phorm.* 213, nach Hauler[4] zu der Stelle wahrscheinlich sogar ein *ἅπαξ εἰρημένον*), *tantillus* (*Adelph.* 563; also genügt die Angabe des Neutr. *tantillum*, „so wenig" nicht); *transdere* (*Phorm.*, *Prol.* 2); *utibilis* (*Most.* 846); *vadum* in der Formel '*in vado esse*' = „in Sicherheit, außer Gefahr sein" (*Andr.* 845).

Der Druck des Buches ist gut und korrekt.

Wien. Karl Prinz.

Deutsches Wörterbuch. Von Dr. Richard Loewe (Sammlung Göschen 64). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1910. 177 SS. 8°. Preis 80 Pf.

R. Loewe, dem die Sammlung Göschen bereits eine vortreffliche „Germanische Sprachwissenschaft" verdankt, liefert in diesem Bändchen ein etymologisches Wörterbuch des Neuhochdeutschen, das in seiner knappen Fassung gewiß vielen zur schnellen Orientierung gute Dienste tun wird.

Wien. M. H. Jellinek.

Dr. Eduard Ebner, Deutsche Dichter auf Reisen. 252 SS. mit 6 Zeichnungen. C. Koch, Nürnberg, o. J. (1913). Preis geb. Mk. 2·50.

Heute, wo wiederum — und in weiteren Kreisen als jemals früher — das Reisen als höchst erstrebenswertes und unentbehrliches Bildungsmittel angesehen wird, kommt ein Buch gerade zurecht, das — bei mäßigem Preise sehr sauber gedruckt und nett ausgestattet — in Gedichten, Tagebuchblättern, Briefstellen Dichter von Gegenden erzählen läßt, die sie durchreisten und sahen. Auf Vollständigkeit konnte es dabei nicht ankommen, weder hinsichtlich der Landschaften noch was die Dichter und Schriftsteller angeht. Daß der Verf. einen reichen Stoff gesammelt hat, beweist sein einleitender Überblick, der von J. J. Rousseau bis zu Hesse, Evers und Dauthendey zeigt, welch wichtige Anregungen Dichter ihren Reisen danken und wie sich die Art des Beobachtens und Darstellens unablässig änderte und verfeinerte. Sodann sind sechs besondere Abschnitte gewidmet: Goethe in der Schweiz und Italien, der Weltreise Chamissos, Heines Reisebildern, Lenaus amerikanischem Aufenthalt, Hebbel und Scheffel.

Ref. ist im allgemeinen kein Freund von Auszügen und Bruchstücken, die zu einem neuen Mosaik zusammengesetzt werden. Den besten Nutzen wird das Buch gewiß stiften, indem es durch seinen Inhalt wie durch die Nachweise am Schluß des Bandes zu den Quellen hinleitet. Wo wir von den Dichtern selbst zusammenhängende Erzählungen haben, sollten diese entschieden vorgezogen werden. Chamissos Reisebericht hat im Auszuge sehr viel an Frische verloren, die reizvolle Mischung von Goethes einseitiger und manchmal pedantischer Schwärmerei für antike Baukunst und seiner echt dichterischen Freude an der Natur und lebendigen Gegenwart tritt nicht hell genug ins Licht und vollends die dürftigen Bemerkungen über die erste und dritte Schweizerreise — die zweite ist hier übergangen — reichen gar nicht aus, die Worte der Einleitung zu beweisen (S. 6): „Goethe hat alle poetischen Möglichkeiten des Hochgebirges voll erschlossen". Der wertvollste und eindruckreichste Abschnitt ist entschieden der, der Lenaus Hoffnungen und Enttäuschungen schildert. Wie falsche Vorstellungen erwecken dann wieder herausgerissene Stellen der Hebbelschen Tagebücher und ihre Ausdeutungen! „Farbe, immer Farbe! Er schwelgt in Tönen! ... Er berauscht sich an Farbe. Seine Augen trinken Schönheit und Glanz in sich hinein". Kann das derselbe Dichter sein, der den „Moloch" begann und später das „Trauerspiel in Sizilien" schrieb? Solchen Fragen weicht das Buch aus, es bleibt an der Oberfläche. Auch die geschilderten Gegenden wechseln in ruheloser Reihenfolge, so daß wir nirgends heimisch werden. Mußte aber auch gleich die ganze Welt umspannt werden! Das Buch bringt ein kluges und scharfes Wort Gottfried Kellers gegen das „ewige Hin- und Herrutschen", aber der „brummige Alte" wird nicht ernst genommen. Die Einleitung klingt in den Wunsch aus, die deutschen Dichter möchten wie Hermann Hesse in der Fremde erst recht die schlichte Schönheit der deutschen Landschaft erkennen; aber vom Rhein und der Donau, vom Thüringerwald und der norddeutschen Heide und Marsch, von Eichendorff, Uhland und Storm als Sängern der Heimat ist nicht die Rede. Freilich liegt dergleichen außer dem Plan des Buches, wie ja das Reisen so vielfach der Tod des Wanderns ist; gerade darum aber wünschte ich neben dem vorliegenden Band, der, weil er vieles bringt, manchem etwas bringen wird, einen zweiten: in ihm dürfte der Verf. nicht als bescheidener Berichterstatter und Vermittler zurücktreten, sein aufrichtiges Gefühl für die Schönheit deutschen Landes müßte aus der Anlage des Ganzen ebenso vernehmlich wie aus jeder Seite und Zeile zu uns sprechen, unsere heimatlichen Entdeckungsfahrten leiten und das Geschaute durch den Widerschein dichterischer und wohl auch geschichtlicher Erinnerungen verklären. Ein solches Buch hätte die künstlerische Einheit, die dem vorliegenden trotz der großen Namen, die es aufruft, durchaus abgeht; ein solches Buch wäre eine wirkende Tat, während das vorliegende mehr oder minder unterhaltend plaudert.

Wien. Dr. Richard Findeis †.

Dr. Leo Wroblewski, Französische Skizzen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1918. 42 SS. Preis 1 Mk.

Es sind zwei ganz verschiedene Skizzen. Die erste trägt den Titel: Strömungen in der modernen französischen Literatur. Der Verf. hat viel gelesen und, was mehr bedeutet, er hat für seinen Gegenstand Liebe, Interesse und Verständnis. Er zeigt uns, daß die französische Romantik und der Naturalismus gar nicht so fern voneinander stehen. Der Schritt von Victor Hugo zu Balzac ist nicht groß. Auch im heutigen Drama haben sich die „Gegenpole genähert" und Flaubert ist „halb Romantiker, halb Naturalist". Zola wird richtig eingeschätzt. — Auf

S. 4 ist offenbar eine Verwechslung der beiden Mahler Monet und Manet eingetreten. — Der Verf. verkennt ziemlich stark eine der Hauptcharakteristiken des französischen Geistes, wenn er (S. 5) meint, daß die Franzosen eine straffe Komposition nicht so hoch einschätzen wie die Deutschen. Im Gegenteil: eine bis ins Detail gehende Harmonie ist vielleicht das Charakteristischeste in der französischen Literatur. — Was S. 18/19 über die „Anarchie" der heutigen Literatur gesagt wird, ist sicher übertrieben. Man sollte sich eigentlich abgewöhnen, über die Gegenwart synthetische Urteile abzugeben. Dies ist nur für die Epochen, die der Vergangenheit angehören, möglich. In der Zeit, in der wir leben, kommen uns kleine, unbedeutende Unterschiede oft recht groß vor. Wer weiß, ob uns in 40 oder 50 Jahren die moderne französische Literatur nicht einförmig vorkommen wird? — Den zweiten Teil bilden Reisememoiren „Aus Algerien und Tunis", die man mit Nutzen und mit Vergnügen lesen wird. Der Angriff gegen die Italiener (S. 34/35) hätte unterbleiben können.

Wien. Hans Mayer.

L. Gerber, Englische Geschichte. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig 1914 (Sammlung Göschen, Nr. 375).

Das Büchlein, dessen erste Auflage auch in diesen Blättern gute Aufnahme fand, liegt nun in verbesserter, zweiter Auflage vor. Die letztere führt die Geschichte Englands bis zur Gegenwart fort. Sind auch Anlage und Einleitung die gleichen geblieben, auch die kurzgefaßten Charakteristiken beibehalten und der Gesamtumfang nur um 5 Seiten vergrößert worden, so sind doch die wenigen Erweiterungen erwünscht gekommen, vor allem wird die deutschfeindliche Politik Eduards VII. gut gewürdigt.

Graz. J. Loserth.

O. Bischof, Kleiner Leitfaden für das Kartenlesen der österr.-ungar. General- und Spezialkarte für Touristen, Schulen und Pfadfinder. Mit einer Karten- und Zeichenerklärungstafel. Wien, L. W. Seidel & Sohn 1914. Preis 80 h.

Das Büchlein zerfällt in acht Abschnitte: der Zweck der Karten, die Zeichenerklärung, der Gradrahmen der Karten, das Verjüngungsverhältnis der Karten, das Messen in der Karte, die Wegzeitberechnung, die Bergzeichnung und der Gebrauch der Karten auf Märschen. Diese Stoffe werden auf 26 Seiten Kleinoktav behandelt. Bei entsprechender Anleitung und Erläuterung erfüllt das Gebotene seinen Zweck in durchaus gelungener Weise. Es ist zu wünschen, daß sich das Büchlein in der Hand eines jeden Mittelschülers befinde. Der Preis könnte um die Hälfte niedriger sein.

G. Goetzinger und H. Leiter, Geographische Exkursion auf den Michelberg und Waschberg bei Stockerau. Mit zwei geographischen Karten und fünf Abbildungen sowie einer geologischen Karte von O. Abel. Wien, G. Freytag & Berndt 1914.

Als Teil einer Sammlung „Geographische Exkursionsführer für die Umgebung von Wien", deckt sich der Inhalt der Abhandlung bis auf einige Punkte mit dem Berichte über die Exkursion der k. k. geogr. Gesellschaft auf den Michelberg, den die beiden Verfasser im 56. Bande der Mitteilungen dieser Gesellschaft im Jahre 1913 veröffentlichten. Die Bei-

gabe der geologischen Detailkarte ist eine wertvolle Ergänzung. Sachlich durchaus einwandfrei, bietet das Buch eine schätzenswerte Stütze für Schülerwanderungen in das behandelte Gebiet.

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der Raumlehre für die Unterstufe der Mittelschulen von Hermann Seibert. I. Teil: Für die I. Klasse. Wien 1912, Alfred Hölder.

Dieses 51 Seiten umfassende Büchlein, das eine dem neuen Lehrplan sich anpassende Umarbeitung des bekannten Lehrbuches von J. Menger „Grundlehren der Geometrie" vorstellt, kann als für den Unterricht in der I. Klasse der Mittelschule durchaus geeignet bezeichnet werden. Die Darlegung ist klar und einfach, die Erläuterung durch Zeichnung tadellos. Die äußere Gestaltung seitens der Verlagshandlung läßt nichts zu wünschen übrig.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Tierkunde von Prof. Dr. F. v. Wagner. 2., umgearbeitete Auflage. Mit 78 Textbildern. Sammlung Göschen. Berlin, G. J. Göschen 1913. 154 SS. 8⁰. Preis Mk. —·90.

Auch die neue Auflage, so verändert sie dem Besitzer der ersten auch erscheinen mag, zeigt den erfahrenen Methodiker, der den Stoff geschickt zu gruppieren weiß. Der erste Abschnitt bringt den Bau nnd die Leistungen des Tierkörpers (Zelle, Gewebe, Organe und Organisation, Organismus), der zweite die Tierwelt (die Gesamtheit der Tiere, System). Zur Einführung für den angehenden Hochschüler, zur Wiederholung des Stoffes sei das Büchlein bestens empfohlen.

Wien. J. Stadlmann.

Programmschau.

77. **Dr. A. Knappitsch, Gai Uetti Iuuenci euangeliorum libri quattuor.** In sermonem Germanicum transtulit et enarravit. Progr. des fürstbischöfl. Gymnasiums Carolinum-Augustineum in Graz 1911. 89 SS.

Das zweite Buch der Evangelienharmonie des Iuvencus, das K. in dem mir vorliegenden Programm ins Deutsche übertrug und mit einem kritischen sowie einem kurzen sachlichen Kommentar ausstattete, umfaßt die Kapitel VIII 16 bis XIII 36 des Matthäus. Die Übersetzung schließt sich im Metrum dem Original an; ob gerade glücklich, erscheint mir fraglich. Es finden sich ziemlich viele Härten, die sich wohl hätten vermeiden lassen. Wenn K. den V. 692: „*Talia tum contra scribarum verba sequuntur*" übersetzt: „Diesem erwiderten drauf die Schriftgelehrten, wie folgt", so erscheint mir das als eine Versündigung gegen den rhythmischen Fluß des Originals. Leider finden sich solche metrische Monstra ziemlich oft. Besonders störend ist mir aufgefallen die häufige, allerdings dem Original nachgeahmte Diärese des Wortes Jesus; so z. B. V. 106: „Nazareth ist der Ort der Geburt und sein Name Iēsus" und unmittelbar vorher: „Diesen hat nun erzeugt aus Davidischem Stamme Iōseph". Auch

die Wahl des Ausdrucks läßt oft die nötige Treffsicherheit vermissen. *Stultum* z. B. mit „dumm" zu übersetzen (V. 371), erscheint mir weder der Feierlichkeit des Stiles angemessen noch will es nach meinem Empfinden zur Ausdrucksweise Christi passen. V. 416 ist sogar von dem „freudigen Eifer seitens der Sehenden" *(videntum)* die Rede. Die Verse 494/5 drücken das Gegenteil dessen aus, was sie besagen sollen. Hingegen kann ich der Besonnenheit, die K. in textkritischen Fragen bekundet, uneingeschränktes Lob zollen.

Oberhollabrunn. Dr. A. Lutz.

---

78. J. V. D. **Rapp**, **Zur Geschichte der Bußpraxis im I. christlichen Jahrhundert.** Progr. des niederösterr. Landes-Real- und Obergymnasiums in Horn 1913. 26 SS.

Obwohl das Bußwesen der christlichen Kirche vom II. Jahrhundert an eine eingehende Untersuchung von katholischen und protestantischen Gelehrten fand, wurde bisher das I. Jahrhundert vernachläßigt. Hier setzt demnach die vorliegende, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Arbeit Rapps ein, die den Nachweis liefert, daß die Praxis der ältesten Zeit in der Vergebung der Todsünden sich nicht gar sehr von der heutigen unterscheidet. Die Sündenvergebung begann mit dem Sündenbekenntnisse und fand nach vollbrachter Kirchenbuße in der sogenannten Rekonziliation statt. Die Rekonziliation war aber die Wiederaussöhnung des Sünders mit der Kirche und mit Gott durch die Lossprechung. Vergleicht man die Übung der späteren Zeit einerseits mit den Gepflogenheiten des II. bis IV. Jahrhunderts, anderseits mit denen der apostolischen Zeit, so kann am allerwenigsten von einer „prinzipiellen Verschiedenheit" in der Verwaltung des Bußinstitutes mit den gegenwärtigen Grundsätzen gesprochen werden. Daß in der apostolischen Zeit eine öffentliche Anklage des Sünders stattfand, entweder durch ihn selbst oder durch richterliches Beweisverfahren, das seinen Abschluß im Eingeständnisse, wenn auch dem stillschweigenden desselben fand, dafür dürften die Briefe des hl. Paulus ausreichende Gründe bringen. Wenn auch die auf verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängten Ausführungen skizzenhaft blieben, so lassen sie doch eine gute philologisch-grammatikalische Schulung des Verf. erkennen. Man sieht, daß die theologischen Fakultäten eine höhere Aufgabe zu lösen haben, als den Seelsorgerklerus auszubilden.

Pilsen. G. Juritsch.

---

79. Dr. K. **Hofmann**, **Die Bacillarien der Kieselgur und der Abwässer der Kaiserquelle in der Soos.** 1. Beitrag. Mit 1 Tafel. Progr. der Staats-Realschule im VIII. Wiener Gemeindebezirke. 1913. 15 SS.

Verf. will mit seiner Arbeit einen kleinen Beitrag zur Heimatkunde liefern. Seine Untersuchungen beziehen sich auf das Soosmoor, das sich nördlich vom dortigen Sudwerk ausbreitet. „Das Mineralmoor der Soos, rings von Torfmoor, außer im Süden, umgeben, . . . hat als Untergrund typischen Fichtelgebirgsgranit. Auf diesem liegen tertiäre Sande, dann eine wasserstauende Tonschicht als Grenzglied der Tertiär- und Quartärformation, weiterhin Schwemmsand und endlich das Mineralmoor mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 5 m. In der Nähe der Kaiserquelle liegt dem Moor noch eine Raseneisenstein-, eine Vivianit- und zu oberst eine Ockerschichte auf. Das . . . Kieselgurlager . . . liegt

im Osten des Sudwerks ... und grenzt ... im Norden an das Mineralmoor, sonst aber an die tertiären Sande“ (S. 4).

Verf. gibt einen ausführlichen Literaturnachweis über sein Arbeitsgebiet, hierauf eine von Prof. Gintl herrührende Analyse des Wassers der mächtigen Kaiserquelle, stellt derselben eine solche des Wassers vom Neusiedlersee gegenüber (von Dr. J. Pantocsek ausgeführt) und beschreibt sodann das von ihm befolgte Reinigungsverfahren der zur Untersuchung gelangten Kieselgurprobe. Die 44 Figuren der beigegebenen Tafel wurden mit dem Reichertschen Zeichenapparat bei Auerlicht angefertigt.

Die recht genaue Beschreibung der Bacillarien füllt neun Seiten der verdienstvollen Arbeit, die zu folgenden Ergebnissen führt: 1. die von Ehrenberg usw. als fossil angegebenen Diatomeen kommen fast alle jetzt noch lebend in den Abwässern der Kaiserquelle vor. 2. Es sind meist typische Brackwasserarten. 3. Die für sie nötigen Salze können wohl nur von den dortigen Mineralquellen, vor allem von der Kaiserquelle stammen. 4. Im Kieselgurlager muß man Schichten verschiedenen Alters annehmen.

Wien. Joh. A. Kail.

Eingesendet.

Die Kartographische und Schulgeographische Zeitschrift,

redigiert von dem bekannten Schulkartographen Prof. Rothaug (Wien VI., G. Freytag & Berndt), bringt in dem vor kurzem erschienenen Oktoberheft wieder einige Aufsätze, die als zeitgemäße Betrachtungen geeignet sind, in weiteren Kreisen anregend zu wirken. Diesmal sind u. a. folgende Artikel besonders hervorzuheben: Wie sich Rußland die Zertrümmerung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns denkt. — Die neuen bosnischen Bahnbauten. — Im Lande der Mitternachtssonne. — Ist die kartographische Schulung unseres Volkes hinreichend? — Die Festungsgürtel von Paris. — Der 19. Geographentag in Straßburg. — Neue Bahnen in Niederösterreich usw. Durchgehends Abhandlungen aus der Feder bewährter Fachmänner. Kartographisch veranschaulicht sind die bosnischen Bahnen und die Festungsgürtel von Paris. Namentlich dürfte unsere Schulkreise interessieren der Artikel über die Bedeutung der kartographischen Schulung unseres Volkes. Sicher ist, daß die Zeitschrift die volle Beachtung der Lehrerkreise verdient.

Der XXXVI. Jahrgang (1914) der „Wiener Studien“ erscheint im gewöhnlichen Umfang als Doppelheft zu Beginn des neuen Jahres.

Am 21. November ist auf dem nördlichen Kriegsschauplatze ein eifriger Mitarbeiter unserer Zeitschrift, der Professor am k. k. Staats-Realgymnasium und Privatdozent an der Universität in Graz

Dr. Josef Stalzer,

im jugendlichen Alter von 34 Jahren gefallen. Mit ihm ist ein lebendiger, anregender Lehrer und ein vielversprechender Gelehrter vorzeitig dahingegangen. Er hatte sich mit Erfolg auf dem Grenzgebiete des Spätlateins und Frühromanischen betätigt und insbesondere die Glossenliteratur gefördert. *Quem di diligunt,*

Adulescens moritur, dum valet, sentit, sapit.

Die Redaktion.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Jakob Bleyers „Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt“ [1]).

Zur Politik der Frühromantik nimmt neuerdings Meinecke in seinem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat“ Stellung. Ausgehend von der romantischen Zentralidee, daß das Weltall in sich eine unendliche Fülle von Individualität birgt, daß seine Einheit dadurch nicht etwa aufgelöst und gesprengt, sondern gerade bekräftigt wird, so daß es selbst für sich Individualität und Persönlichkeit ist, verweist er auf das prinzipielle Interesse für den Staat bei Novalis, nach dessen Meinung dieser bei uns zu wenig verkündigt werde, alle Kultur aus den Verhältnissen eines Menschen zum Staate entspringe. Der Dichter rechnet auf eine aktive Beteiligung der Bürger am Gemeinwesen und auf eine bewußte gegenseitige Durchdringung bürgerlichen und politischen Lebens und bestimmt damit die Grundlage für einen Nationalstaat [2]). Friedrich Schlegel bleibt nicht zurück: er „will etwas Populäres“ über den Republikanismus schreiben, in der Politik schwelgen, der Republikanismus liege ihm näher am Herzen als die göttliche Kritik und die allergöttlichste Poesie [3]). Aber der rationalistische „Versuch über den Begriff des Republikanismus“ (1796), welcher im Sinne Rousseaus eine Weltrepublik in naturrechtlich demokratischer Form verlangt, trennt Schlegel von Novalis, dessen Ideal eine Universalmonarchie auf religiös-kirchlich-kosmopolitischer Grundlage gewesen

---

[1]) Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818. Verlag Duncker, München und Leipzig 1913.

[2]) Meinecke a. a. O. S. 59, 65.

[3]) Walzel, Briefe an seinen Bruder, S. 278; Minor, Jugendschriften II 59; Meinecke a. a. O.

ist[1]). Der Literarhistoriker Schlegel erkennt noch die nationale Farbe der griechischen Dichtkunst, aber auch „die einfache Gleichartigkeit der ganzen Masse der griechischen Poesie", die beide nicht zuletzt in der „Verbrüderung freier Staaten" ihre politische Basis besitzen. Deutlich genug gibt er der „politischen Pfuscherei" Schuld an der Seltenheit des Genies (Minor I 143, 174). Er fordert Freiheit der Bildung im Sinne organischer Entwicklung. Wenn er aber hier noch die Bildungsentwicklung beinahe physiologisch betrachtete, so brauchte für eine ihrer Bedingungen, die „Verbrüderung freier Staaten", nur eine kirchenpolitische Grundfarbe gewonnen zu werden und der Schritt zur „Reaktion" wurde unter geschichtlichem Gesichtspunkte möglich, ja als notwendig empfunden. Daß zwischen den Gedanken der Jugend und den Zielen des Alters keine unüberbrückbare Kluft bestand, beweist unter anderem (vgl. auch Walzel, „Deutsche Romantik", S. 119) das Athenaeumsfragment 214: „Die vollkommne Republik müßte nicht bloß demokratisch, sondern zugleich auch aristokratisch und monarchisch seyn". Ist auch dieser Ausspruch an der Organismuslehre orientiert, so braucht man nur „Ideen" wie diese (Nr. 118) nahe zu halten: „Die Blinden, die von Atheismus reden! Gibt es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengeist der Idee der Gottheit Meister!", um offene Wege zu finden.

Zu Schlegels Konversion bemerkt Meinecke (S. 79): „Innere, geistige, individuelle Ursachen trieben wohl vor allem, aber ohne Zweifel wirkte auch der politische Wandel mit". Die Lage der Jahre von 1806 ab, welche ihn auf die Gefahr des Verlustes deutscher Gesamtbildung aufmerksam machte, führte zum Problem der Behandlung einer besiegten Nation. Selbst einem an Bildung inferioren Volke gesteht er das Recht auf Erhaltung des ursprünglichen sittlichen Charakters, seiner Sitten und Eigentümlichkeiten zu; aber so viel mit seinem Charakter verträglich, müsse es gebildet werden. Dieser Gedanke, zu dessen Formulierung nicht wenig die genauere Kenntnis des deutschen Mittelalters, so sie in Paris erworben und im Briefwechsel mit dem Bruder fortgebildet wurde, beitrug, ist offensichtlich konservativ. Die alte ständische Verfassung ist ihm die politische Form der edelsten Nationen, durch sie werde die Freiheit der Bürger gewährleistet, ohne sie komme es zur Entartung der Sitten, zum Verlust der Vaterlandsliebe und Nationalenergie. Dieser ständischen Verfassung obliegt die Verteidigung der nationalen Güter, sie wird dem Adel reserviert, schlechthin aus dem Prinzip sozialer Arbeitsteilung, nach welcher jeder Stand dem Geschäfte, das ihm zuteil wurde, mit rastloser

[1]) Über die Vereinigung der kaiserlichen und kirchlichen Gewalten in einer Person bei Schlegel (Idee eines Papstkaisers) s. Meinecke S. 86. In den Vorlesungen „Philosophie der Geschichte" 1828 wird die Verschmelzung beider Gewalten (Mohammedanismus) antichristlich genannt. II 258.

Tätigkeit sich zu widmen habe. Alle höhere Bildung aber kann nur durch Kunst und Wissenschaft zustande kommen und ein Stand ist es, der unbekümmert um die gemeinen praktischen Zwecke sich einzig mit der höheren, sittlichen, künstlichen und wissenschaftlichen Bildung des Menschengeschlechtes zu befassen hat, der Stand der Geistlichen und Gelehrten, der bei allen Nationen immer nur einer und derselbe sei. Gegen dieses schöpferische Vermögen des erwähnten Standes ist das Wirken der Kirche als Hierarchie beschränkend, zurückhaltend negativ; sie ist zwar die Garantie des Kaisertums, aber sie hat nicht auf die Sphäre des Weltlichen überzugreifen, „eine eigentlich allgemeine weltliche Herrschaft des Papstes ist verwerflich“. Jene Garantie ist nicht einmal zureichend, daß die Staatsgewalt — Staat und Nation dürfen ihre Selbständigkeit nicht einbüßen — nicht mißbraucht werde, „und so fehlt aller Politik überhaupt der eigentliche Schlußstein, wodurch das Recht wirklich gesichert und garantiert wird“ [1]). Friedrich Schlegel war also Anfang des ersten Jahrzehntes kein guter Kirchenmann.

Nun wird ein Blick auf die Philosophie der Kölner Vorlesungen nicht verloren sein; hier interessiert besonders das Kapitel „Von dem Ursprung der Begriffe“, in welchem von einer Idee die Rede ist, die „durch sinnliche Anschauung nicht empfangen und gegeben sein kann ... die Idee des Unendlichen, und zwar der unendlichen Mannigfaltigkeit und Fülle“. Diese Termini stammen aus den Jugendschriften, die zwei letzteren aus 1795 (Minor I 23); und in der Lucinde noch heißt es (Ausg. Fränkel S. 217 f.), daß der Mensch überall nur den Nachhall seiner eigenen Sehnsucht (nach dem Unendlichen) vernimmt, das Auge die eigene Gestalt des in sich selbst versunkenen Betrachters schaut (vgl. Rouge, Erläuterungen zur Lucinde, S. 110). Die Beziehung zu Schellings „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre“ ist nach Rouge gewiß; man kennt diesen romantischen Subjektivismus auch aus Novalis. Allein 1801 unterscheidet Schelling in der „Darstellung meines Systems der Philosophie“ (Werke I 4, S. 109) zwischen einem „Idealismus in völlig subjektiver“ (Solipsismus würden wir heute sagen) und einem „in objektiver Bedeutung“. Im „Bruno“ 1802 (ibid. S. 283) ist die absolute Einheit als Idee der Ideen das Weltprinzip. Und wie in Ansehung der Dinge, ebenso ist auch in Ansehung der unmittelbaren Begriffe der Dinge jene unendliche Einheit, in der jede Möglichkeit ihre Wirklichkeit, jede Wirklichkeit ihre Möglichkeit unmittelbar mit und in sich hat, auseinandergezogen im Reflex, ein Verhältnis von Ursache und Wirkung. Das unendliche Erkennen erfordert im Sinne der unendlichen Einheit alles Endliche unend-

---

[1]) Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806 ed. Windischmann II 385, 365, 362 f., 390 f.

lich, das objektive ist ein Erkennen in Bezug auf ein Sein, das erstere gleich Denken, das letztere gleich Anschauen: die Einheit beider (= des Ideellen und Reellen) aber liegt im Ich, jenem Begriffe, „mit dem als einem Zauberschlag die Welt sich öffnet“. Und diese Einheit des Endlichen und Unendlichen im Ich ist dessen eigenes Tun. Das Handeln, wodurch es entsteht, ist zugleich es selbst, es ist folglich nichts unabhängig von diesem Handeln ... „Ebenso auch die an sich ewigen Dinge gelangen in das objektive und zeitliche Erkennen, worin sie durch Zeit bestimmt werden, bloß dadurch, daß das unendliche Erkennen sich im Endlichen Objekt wird“. Auf demselben Wege befindet sich Schlegel in seinen Kölner Vorlesungen — und er hat „Bruno“ gelesen (Walzel, Briefe 497) — wenn er die Frage stellt, wie jene beiden Ideen — der unendlichen Einheit und der unendlichen Fülle — „in den menschlichen Geist hineinkommen, wie man sich jenes Angeborensein eigentlich zu denken habe“. Die Antwort machte sich Friedrich Schlegel etwas leicht und hier wird schon der erste Schritt zur Abkehr von spekulativer Philosophie (s. unten) getan: Der Ursprung alles desjenigen im menschlichen Bewußtsein, wodurch dieses eigentlich ein menschliches, höheres, der Gotteserkenntnis fähigeres Bewußtsein wird, sei allein aus der Fülle des unendlichen göttlichen Wesens herzuleiten und er verweist das Problem kurzerhand an die Theologie (Windischmann I 73 ff.); während Schelling das Gesetz, nach welchem die Seele[1]) sich absondert und zum Dasein bestimmt scheint, zu finden zwar für schwer erklärt, aber „dieses Ziel“, die allgemeinsten Gesetze, nach welchen die absolute Welt in dem endlichen Erkennen sich entwirft, zu erforschen, „zu erreichen“ durchaus nicht aufgibt. Die Antwort auf die Frage nach der Provenienz dieser Grundideen wird von beiden Denkern also durchaus verschieden gegeben. Bei Schelling tritt übrigens für Gott noch die „Harmonie jener glanzvollen Welt“ (in metaphysischen Sinne) ein und „die Natur in Gott, Gott in der Natur“ ist der Hauptsatz am Schlusse des Gespräches; Schlegel aber könnten wir mit einem die Antispinozisten treffenden Worte Herders beinahe einen „extramundanen Personalisten“ nennen.

Rudolf Unger bemerkt (D. L. D. 146, XV[2]) unter Hinweis auf Walzel (Kürschners Nat.-Lit. 143, LI), daß über Dorotheens Anteil an Friedrichs Konversion „nicht wohl mehr ein Zweifel bestehen“ könne, „daß dieser Übertritt das natürliche Endergebnis der Entwicklung war, die Schlegel bereits seit 1798, etwa seit dem Athenaeumaufsatz „Über die Philosophie“, der ja speziell an Dorothea gerichtet war, zu nehmen begonnen hatte“. Ich vermöchte

---

[1]) In der unendliches Erkennen, sofern sie auf unendliche Einheit, objektives Erkennen, sofern sie auf ein Endliches (Leib) bezogen wird, vereinigt gedacht werden kann.

[2]) Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. 1913.

zu dem Endergebnis dieser Entwicklung, zum entscheidenden Schritt hier noch nicht den Ausgangspunkt wahrzunehmen[1]). Daß Friedrich für Religiosität damals schon ein Organ besaß, auch dies bewiese nur, daß der Weg offen stand, aber nichts für die spätere Richtungnahme in ihrer konfessionellen Besonderheit. Aussprüche wie „Ebensowenig ist der leidenschaftliche Unglaube vieler Philosophen ohne Religiosität möglich“ (Minor II 329) werden sofort durch die mit Schleiermacher gemeinsamen Sätze erhellt: „Aber freilich das Universum ist und bleibt meine Losung“ oder „Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir Eins und Alles“; und gewiß ist Friedrich jeder lauten oder gar tätigen Parteinahme abhold, wenn er Religion mit der Liebe gleichstellt, weil sie „als ursprüngliche innerliche genommen“ die Einsamkeit suche, allen Schmuck und Schimmer verachte[2]). Und nie durfte man, heißt es weiter, Dorotheen Religion bloß darum absprechen, wenn ihr die Antwort auf die Frage nach der Existenz Gottes fehle oder darum, weil die Untersuchung, ob es einen Gott gebe oder drei, für sie nichts als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel sein würde, für welches er sich gerade um der Virtuosität der Diskussion willen interessierte (Minor II 324, 323). Spricht dies für einen christlichen, für einen katholischen Theismus? Zum selben Resultate führt ein Vergleich zwischen den Auffassungen der Sittlichkeit jetzt und später, in „Über die Philosophie. An Dorothea“ und den Kölner Vorlesungen. In jenem Aufsatze hält der Autor alle sittliche Erziehung für „ganz töricht und ganz unerlaubt“. Bei diesen vorwitzigen Experimenten werde der Mensch verkünstelt, man vergreife sich an seinem Heiligsten, an seiner Individualität. Man kann den Zögling „rechtlich und nützlich ziehen. Alles übrige muß von den frühesten Zeiten an ganz allein ihm selbst überlassen bleiben, was und wie er will, auf seine eigene Gefahr ... Die Menschheit läßt sich nicht inokulieren und die Tugend läßt sich nicht lehren und lernen“ (Minor II 320). Sittlichkeit entwickelt sich also aus dem Leben des einzelnen und folgerichtig heißt es: „... die Sittlichkeit des einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts muß ein Spiel des Zufalls scheinen, weil sie unmittelbar von der Willkür abhängt“. Dagegen ist in Künsten und Wissenschaften der Gang des menschlichen Geistes bestimmt und festen Gesetzen unterworfen: steigende Vervollkommnung und der natürliche Kreislauf der Bildung ist hier reine Tatsache. Im Gebiete der Sittlichkeit ist in jedem Augenblicke von

---

[1]) Wenn anders ich Anteil in initiativem Sinne nicht mißverstehe; einen solchen deutet Walzel (a. a. O.) nicht an.

[2]) Man halte dazu, daß Dorothea in den Jahren knapp vor der Konversion dem öffentlichen Bekenntnis durchaus nicht freundlich gegenübersteht; der Katholizismus verlange dieses nicht und die innere Wandlung ist ihr von einzigem Wert. Vgl. besonders die Briefe an Friedrich bei Raich „Dorothea“.

neuem die Frage von Sein oder Nichtsein da. „Ein Blitz der Willkür kann hier für die Ewigkeit entscheiden" und Liebe und Tugend entspringen durch eine Schöpfung aus Nichts. Dieser Willkürschöpfung aber Dauer zu verleihen, gibt es nur einen Weg: Tugend und Liebe in Kunst und Wissenschaft zu verwandeln (Minor II 331).

Für die philosophischen Vorlesungen (1804—1806) sind manche Sätze festgehalten, so: daß die Tugend als Fertigkeit wohl ausgebildet werden, das Ganze der Tugend aber nicht gelehrt werden könne (Windischmann II 292) oder daß von Sittlichkeit die Vollkommenheit zu trennen sei, weil diese ein bloß theoretisches Prinzip abgebe, das keine praktische, moralische Giltigkeit haben könne (ibid. 265). Aber schon in der Kritik der Ethik Spinozas wird auf „ein Gesetz als Willen Gottes" hingewiesen (S. 270) und im Vortrag seiner eigenen Sittenlehre die Antwort auf die Frage nach der Provenienz der Tugend in dem Sinne erteilt, daß der sittliche Mensch — wie in den Jugendschriften — zwar frei sei (sonst wäre Sittlichkeit kein Verdienst), daß aber die Tugend aus der Natur als ein ihr Entgegengesetztes nicht herrühren könne, das Sittengesetz der Ausdruck der eigentümlichen Tätigkeit Gottes sei, alles Höhere, wahrhaft Sittliche „zum Teile" auf einer höheren Einrichtung beruhe und der Mensch ganz ohne Gnade keine Sittlichkeit zu haben, diese nicht ganz aus sich selbst zu erzeugen vermöge: „In Rücksicht auf die Gnadenwirkung ist also der Mensch nicht unbedingt frei". Wem diese Unterschiede nicht deutlich genug sind, der halte noch die Behauptung des Aufsatzes von 1798, daß die Frauen [1]) nur durch Philosophie zur Religion gelangen könnten, die damals als innerer Besitz des Unendlichen — mit Schleiermacher — das Streben nach ihm als Sittlichkeit voraussetzt (Minor II 320), zu der bereicherten Begriffsgruppierung, daß es einen Punkt gebe, „wo die Moral vermittelst der Theologie (!) sich an die Philosophie anknüpft" (Windischmann II 257). Allein für die Art und Weise, wie man zur Erfassung neuer Anschauungen gelangen kann, sozusagen für die Technik einer neuen Persönlichkeits-Einstellung, kann der angezogene Aufsatz erklärend dienen: „Wie klar wissen wir nicht, daß nur eine oder die andere Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte ... Und scheint es nicht oft, als könnten wir, mit Rücksicht auf unser eigentliches Selbst, mit einem Striche alles verlieren, was wir haben? Wir dürfen auch gar nicht einmal wünschen, daß dies schlechthin unmöglich sein möchte" (Minor II 330). Sicher hat Schlegel als Katholik geistig nicht alles verloren, was er besessen hatte, immerhin liegt in diesen Worten — *antecipando* — eine gewisse Rechtfertigung.

---

[1]) Zum Geltungsumfange dieses Satzes kann man (drei Seiten später) heranziehen: „Die Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Äußerlichkeit des menschlichen Daseins" (Minor II 321).

Zweifellos ist dagegen Dorotheas Teilnahme an der inneren Wandlung Friedrichs als „Mitgenossenschaft“. Beziehungen zum Christentum hatte die Romantik schon in der Jenenser Zeit, von der bekannten Briefstelle, daß das Christentum *à l'ordre du jour* sei, ganz zu schweigen. Unger verweist auf Dorotheas Bibelstudium in Paris (a. a. O. XV f.), wenn sie sich auch „im Herzen .... ganz Protestantin“ hier noch dem Katholizismus abgeneigt gibt. Nicht minder bedeutsam darf die Grundstimmung genommen werden, in der sie sich in einem Briefe an Schleiermacher und im Tagebuche ausläßt [1]). Es ist das Gefühl der Isoliertheit — trotzdem sich deutsche Freunde um die Schlegels in Paris sammelten —, das Bewußtsein, daß Friedrich für Geld schriftstellern muß. Der Wunsch nach einem „sicheren Einkommen“ — Friedrich sei entschlossen, allenthalben hinzugehen — erpreßt ihr den Notschrei (1803): „Schleiermacher, denken Sie sich etwas für ihn aus, er selber bietet die Hände zu manchem hier, wozu der Entschluß ihm hart ankam; es sind mehrere Dinge eingeleitet, gebe Gott, daß doch nur eines glücklich durchgeführt wird“. Nicht anders spricht sie zu Karoline Paulus von den vielen großen Sorgen, mit denen sie beständig zu kämpfen haben, von der Vereinsamung in Paris und rührend ist das Geständnis, „hundearm“ zu sein, daß zu der Reise nach Köln nach langem das erste Röckchen angeschafft wurde (Unger 8—10). Und in den Tagebuchblättern ist der Weg nach Innen, der in den Jenenser-Tagen produktiv gemeint war, nun ein Weg zur Selbsterkenntnis und „freiwilligen Entbehrung“ geworden und gar nicht lutherisch-protestierend, sondern katholisch-resignierend ist die Demut, mit der sich Dorothea den Feinden ergeben will, da das Schicksal nicht wolle, daß sie siege. Daher auch, daß man „endlich doch dahin kommt, daß man sich mehr für Ideen interessiert als für Menschen“; für welche Ideen, erfahren wir sogleich: „Glauben ist Stand der Kindheit oder der Natur; Verstehen oder Überzeugung die höchste Bildung; zwischen beiden steht der Zweifel ... Unglauben ist nichts, ist Leerheit“ (Raich I 126). Solchen Überzeugungen war durch den Gegensatz zur Aufklärung, der bisher sich gewiß nicht konfessionell gestaltet hatte, vorgearbeitet worden. In dem nun von Unger mitgeteilten Briefe Dorotheas an Karoline Paulus (S. 19 f., Köln, erste Hälfte September 1804) heißt es jedoch: „... warum sollte ich Dir es nicht gestehen? Er (Friedrich) haßt die sogenannte Aufklärerey über jeden andern Unfug, und meint es ganz ernstlich mit dem Christenthume“. An der Hand der von Unger teils zum erstenmal herausgegebenen, teils ergänzten

[1]) Raich: Dorothea, Briefwechsel I 113 f., 122. — Über „isolierte Kraft“ als dem Wesen des Menschen durchaus widersprechend und die kulturphilosophische Bedeutung dieses Begriffes bei Friedrich Schlegel vgl. Poetzsch „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung“, S. 53 f.

Briefe an die Paulus läßt sich jetzt verfolgen, welche Nuancen dieses Christentum allmählich erhält. Da wird gegen den „dummen Hochmut" der neueren Philosophen gesprochen und ihnen empfohlen, sich „hübsch der Demut" zu befleißen, und Plato, Spinoza, Jakob Böhme und die Apostel als die einzigen Autoritäten gelten gelassen; wie ein alleinseligmachendes Bekenntnis klingt der Satz: „Siehst du das ist mein Glaube darüber" (20. September 1804). Da finden sich — so rasch nach Dorotheens Übertritt — scharfe Worte gegen den Stolz der Protestanten[1]) und der Wunsch, die allerfleißigste, gottesfürchtigste und tugendhafteste Frau der Welt zu werden. Die ersehnte Gottesfurcht wurzelt in der Erkenntnis, daß „recht wunderbar" in großer dringender Not stets eine Hilfe kam: „so erkannten wir oft Gottes Hand und fühlten seine Liebe". Und wenn die Vorsehung keinen Überfluß verschenkt, so wird dies — katholisch-didaktisch — als Erziehungs- und Prüfungsmittel angesehen (Unger 31; bei Raich I 142 nur fragmentarisch). Aus diesem Gottvertrauen erwächst der Verzicht auf Anerkennung von seiten der Menschen, eine Befriedigtheit in der Einsamkeit (Unger 33, 36). — Dazu gesellt sich Friedrichs Unzufriedenheit mit den Deutschen, die Erkenntnis der Gefahr des Verlustes einer deutschen nationalen Bildung und nicht übel wird das von Meinecke vorgetragene Motiv durch einen Brief Friedrichs an Karoline Paulus (27. März 1805) gestützt, in dem er seinen Zeitgenossen Uneinigkeit und Brentanismus in allen Gestalten, sich mehr oder weniger genial gebende Eigensucht vorwirft (Unger 49). Diese hier politisch gefärbte Absage an den extremen Individualismus beginnt — bei Dorothea wenigstens — auch mit der eigenen literarischen Vergangenheit aufzuräumen: Sie nimmt (Juli 1805) zwar den „Florentin" wieder vor, aber ihr Herz ist ihm jetzt stiefmütterlich gesinnt und sie könnte „weit leichter einen Anti-Florentin dichten" (Unger 64, vgl. auch die Anmerkung[2]). Wird gegen die anmaßende Selbstherrlichkeit rationalistischer Protestanten geeifert, so entspricht dem die Demut als psychisch-religiöser Kanon; sie wird anläßlich des Gerüchtes, Sophie Brentano habe konvertiert, neuerdings als erzieherischer Faktor katholischen Glaubens ins Feld geführt (Ergänzung zu Raich bei Unger 74). Diesem Verzicht auf den aus

---

[1]) Besonders hier wird man an Friedrichs „Lessings Geist", III. Teil, erinnert. Vgl. auch Ungers Anm. 128. Der Hochmut der Protestanten und die Demut als Hauptsache bei dem Bekenntnis der Religion findet sich auch in den Fragmenten bei Windischmann II 449, 450. Dieser datiert 1806, was — für unsere Briefstelle — auch noch nicht den initiativen Anteil Dorotheens beweist. Den schönsten Ausdruck für seine Resignation fand Friedrich in einem Briefe an Dorothea 1819; s. unten. Daß August Wilhelm einer ähnlichen Stimmung sich Winter 1806/7 in Aubergenville unterworfen fand, s. Minor, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1887, S. 594.

[2]) Über die Eliminierung alles Naiv-Unsittlichen in der Bearbeitung des „Loher und Maller" s. Deibel, „Dorothea als Schriftstellerin", S. 129 ff.

sich selbst steigernden Individualwert entspricht wiederum der Eifer für die Sache, für „die Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens", die Polemik gegen die Neutralität, gegen den Indifferentismus[1]) des modernen Heidentums, gegen Goethe, der nach Friedrich bis zur Eugenie dumm geworden (ibid. 49), das Eintreten für Calderon und Cervantes (ibid. 77 ff. und Raich I 159 f.). Die Romantik hat von jeher gegen Gleichgiltigkeit, gegen Uninteressiertheit gekämpft; für sie war umfängliche Reizbarkeit stets Bedingung der Bildung, ebenso gesellige Mitteilung in höherem Sinne, Enthusiasmus war geistige Vitalität; es ist also aus dem Rüstzeug der Frühzeit gewonnen, wenn Dorothea sich gegen den neutralen Egoismus äußert, gegen die Intoleranz Goethes im Streitfalle Stolberg-Voß, und aus dem ihr wertvollen Organismusbegriff, wenn die „erzwungene Aufklärung" für abgetan erklärt und dem Katholizismus neue Entwicklungsmöglichkeit zugesprochen wird (Unger 82 ff.). Und nun wird man in Erwägung aller dieser Umstände auf Grund der beigebrachten psychologischen Argumente die doppelte Einstellung der Persönlichkeit zum Katholizismus in zwei hauptsächliche Erlebnisfacta zu scheiden vermögen, ohne daß man behaupten dürfte, daß diese Scheidung Friedrich und Dorothea stets bewußt blieb, vielmehr wird man unter gehöriger Einschätzung der frühromantisch-universalen Empfänglichkeit und ihrer anhaltenden Geltung annehmen müssen, daß mit der historischen Orientierung an den tatsächlichen künstlerischen und sittlichen Ergebnissen des Katholizismus[2]) das Bewußtsein persönlicher Vereinsamung und die daraus entstandenen Bedürfnisse des praktischen Lebens Hand in Hand gingen. Und so hat der „neutrale Egoismus" der Aufklärerei für Friedrich (Nachschrift Unger 90, Raich I 165/6) auch die fühlbare Folge, Förderung in jeder Hinsicht entbehren zu müssen von seiten jener Freunde, die sich gegen ihn „wie ein wahres Zigeunergesindel" aufgeführt hätten. Dauernde Schätzung ist immer ein Amt des Konservativismus gewesen: und so wird aus persönlichem Erleben begreiflich, daß Dorothea sagen kann: „Ich hasse diese Aufklärerei unserer Zeit recht von Herzen ... alles Neue taugt nicht" (Unger 85). Dagegen wird Friedrich von Kölner Katholiken freundlich aufgenommen, man vertraut ihm, trotzdem er öffentlich noch als Protestant zu gelten hat, Vorlesungen über Philosophie an, er findet Achtung und Freundschaft

[1]) Mit den Begriffen Toleranz und Indifferentismus operiert Schlegel noch 1828 „Philosophie der Geschichte": Toleranz ist das wesentliche Element bürgerlicher Aufklärung (II 277), sie beruht auf der demütigen und darum religiösen Gesinnung und festen Hoffnung; durch vollkommene Gleichgiltigkeit (Indifferentismus) würde alle Religion eigentlich aufgehoben (II 304 f.). Aus der Concordia „Signatur des Zeitalters" S. 15 notiert Walzel-Houben, Bibliogr. Repertorium I 361 als Zeitsymptom „Indifferenz der Gesinnung".

[2]) Vgl. auch die Anwendung von Dorotheens neuer Anschauung auf ihr Kunsturteil (Unger 86); dazu besonders Deibel a. a. O. S. 79 f.

bei ihnen; da erhält der Satz über die Parteinahme für den Katholizismus, „daß dies zum Teil der Fall ist, aus persönlicher Freundschaft“ [1]), Erlebnisbedeutung.

Wer der Frage nachgeht, woher Friedrich für seine Bestrebungen die Unterstützung, die Konsolidierung seiner äußeren Lage zu erwarten hatte, darf an den geschichtlichen Ereignissen nicht vorbeisehen. Preußens Verträge mit Frankreich, 1805 und 1806 zu Schönbrunn und Paris geschlossen, seine Niederlage 1806 mußte jede Hoffnung für einen Mann vernichten, der für einen speziellen Beruf nicht vorgebildet war und dessen Charakter seine zweifellos glänzende Begabung in den Dienst einer Beamtenlaufbahn nicht einzustellen vermochte. Wie wenig von Frankreich zu gewärtigen war, bezeugen die langwierigen Vorbereitungen zur Errichtung einer „Spezialschule“ in Köln; die Briefe an Karoline Paulus geben darüber Aufklärung. Dazu kommt, daß die Schlegels sich in Paris keineswegs assimilieren konnten: absprechende Bemerkungen finden sich bei Raich (z. B. I 110 und 119) und Unger, heißt es doch einmal sogar: die Gallier sind eine traurige Rasse [2]). Und für den, welchem das Neue nicht taugte, war das Heil nicht bei Frankreich, sondern bei dessen gewichtigstem Gegner, dem konservativen Österreich, zu suchen. So ist erklärlich, daß Dorothea (Februar 1806) das „arme, betrogene Österreich“ bedauert und „in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Österreich“ weiß (Unger 83, 92, auch bei Raich; vgl. auch I 216), Friedrich ein Drama zu schreiben beabsichtigt, dessen Held Karl V. werden soll, eine Stoffwahl, die den historischen Sinn, mit welchem er den Katholizismus erfaßte, beweist (Raich I 192 f.). Wenn wir noch Friedrichs eigenem Hinweis auf Pariser Gemälde und deren Wirkung und seinen auffälligen Wunsch, die „Herzensergießungen eines Klosterbruders“ und die „Phantasie (sic!) über die Kunst“ zu erhalten (Walzel, Briefe 495, 526), heranziehen, so wird damit auf die wichtigsten Motive zur Konversion [3]) aufmerksam gemacht und das Verständnis von Bleyers Publikation vorbereitet sein: andere liegen noch im Dunkeln. Wie der Einfluß der bildenden Kunst trotz Walzels [4]) (Briefe 497) und Ungers Anmerkungen

[1]) Das Komma wirkt nach der damaligen Orthographie nicht logisch trennend.

[2]) Minor macht Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1887, S. 597 auf August Wilhelms Verhältnis zu Frankreich aufmerksam und nennt dessen *Comparaison entre le Phèdre de Racine et celle d'Euripide* eine förmliche Annihilation der französischen Tragödie. Vgl. dazu über die Wiener Vorlesungen S. 597 f. und S. 600 über den Einfluß auf die französische Romantik.

[3]) Vgl. noch Raich I 108, 202; über die Konversion selbst 208, 216, 224.

[4]) Dazu Walzel in Kürschners Nat.-Lit. 143, LXIV; vgl. auch meine Arbeit in „Studien zur deutschen Kunstgeschichte“ 147. — Wie sich August Wilhelm gerade in kunstgeschichtlicher Betrachtung von

(S. 162), Sulger-Gebings Arbeit (Munckers Forschungen Nr. 3) und A. Poetzsch' Hinweis auf das organisch-romantische Prinzip als das Prinzip der Gotik (bei Friedrich Schlegel) noch zu wenig veranschlagt ist, so auch Schlegels Beschäftigung mit der indischen Literatur. Eine Anregung bietet Helmina v. Chézy (Unvergessenes I 264), welche freilich zwischen Friedrichs Begeisterung für indische Büßer und der „Anerkennung des Papsttums“ keine Brücke zu schlagen weiß. Daß damals schon die Stimmung der Resignation sich ausbildete, entging ihr völlig; ebenso der Zusammenhang der neuen katholischen Richtung mit dem Athenaeum, welches sie damals las, und Novalis, dessen Schriften sie kannte, auf welche beide Friedrich einige Jahre später selbst als Quellen seines Christentums aufmerksam machte (Windischmann II 446) und von einem poetisch, im Gegensatz zu szientifisch genommenen Pantheismus als Ausgangspunkt sprach.

Hier mögen zwei Umstände erwähnt werden, die Friedrichs innere Wandlung zu verdächtigen scheinen. Anläßlich der Ausgabe des ersten Bandes der Briefe an Frau von Stransky glaubte Stefan Hock („Neue Freie Presse“ Nr. 15.511), Schlegels Verhältnis zu dieser Frau sexuell nuanciert nehmen zu müssen. Die von ihm angezogene Stelle aus Theodor v. Bernhardis Memoiren kann Glaubwürdigkeit nicht beanspruchen; erstens gesteht H. selbst zu, daß dessen Aufzeichnungen aus späteren — nach dem Sommer 1808 — fließenden Berichten gespeist wurden, zweitens steht uns für Sophie Bernhardi in München Karoline Schelling[1]) als glaubwürdigere, weil selbst beobachtende Zeugin zur Seite, nach welcher der Charakter Sophiens, in deren Haus sich der Skandal ereignet haben soll, nicht wahrheitsstreng, verläßlich in Wort und Tat erscheinen kann[2]). Auch innere Gründe sprechen dagegen, soweit sie aus den mitgeteilten Briefen gewonnen werden können[3]). Seelen-

---

Goethe schied, hebt Minor in Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1887 hervor: im Schreiben an Goethe 1805 (Wertschätzung altchristlicher Maler; die Maler der Alten seien zu sehr Bildhauer gewesen), in der Rezension von Winckelmanns Werken, die in den Heidelberger Jahrbüchern den Kampf gegen Goethe-Meyer (Propyläen) fortsetzt, und in der „Nachricht von dem Leben Johanns von Fiesole“ (1818). — Zu Friedrichs Andacht notiere ich noch aus einem Brief an Dorothea (1818), daß der Schöpfer des Kölner Dombildes „so recht im Übermaß der himmlischen Liebe und der ganzen Fülle der Gnade stand“ (Hochland 1904/5, S. 436).

[1]) Waitz-Schmidt, Karoline II 491, 512 f., 545—548, 552 ff.

[2]) Das abfällige Urteil Grillparzers beleuchtet nur die eigenen Ansichten über Geschlechtscharaktere und deren Unterschiede und besagt höchstens, daß er die „scheußliche Lucinde“ nicht verstanden hatte. — Der Bericht über Hocks Aufsatz im Literar. Echo X 328 f. ist gänzlich unbrauchbar.

[3]) Daß die Briefe beschnitten wurden, gibt der Herausgeber Rottmanner selbst zu (Band 1, VI). Auf die sonderbare Rechtfertigung, daß „belanglose Stellen und solche, deren Wiedergabe aus irgend einem Grunde nicht angezeigt schien“, weggelassen wurden, hat schon Walzel in den Jahresberichten aufmerksam gemacht.

freundschaften auf Grund magnetischen Rapportes waren damals zahlreich. Mesmer, der, wie Helmina (a. a. O. 235) berichtet, schon in der Pariser Zeit auf Schlegel gewirkt hatte, erzielte keine geringeren Erfolge als heute eine naturwissenschaftliche „Entdeckung“, wobei seine Lehre noch durch Schellings Analogien als philosophisch fundiert gelten konnte. — Der zweite Umstand ist die Tatsache fortwährender Geldnot und deren Verquickung mit äußeren und inneren Interessen. Daß der beinahe Fünfzigjährige noch in kein sicher bezahltes Philisterium gelangt war, kann nur den Kurzsichtigen befremden. Helmina urteilt hier m. E. zutreffend: „Er hatte eine schöne tatkräftige Jugend unter schweren Sorgen zugebracht. Bei seinen ungeheuren Kenntnissen und Fähigkeiten wurde es ihm schwer, einen Wirkungskreis zu ermitteln. Er wußte und erstrebte zu vielerlei. Die Mittelmäßigkeit kommt überall durch ...“ (a. a. O. S. 288). Zahllose Krankheitsfälle (vgl. Unger und Bleyer), die Teuerung während der Kriegsjahre, besonders fühlbar in Paris und Wien, der Mangel an gesellschaftlicher Stabilität und deren Hilfsmitteln machen die Klagen begreiflich, die Dorotheens [1]), wenn sie mit dem leisen Humor der Erfahrung durchsetzt sind, oft rührend; Zurücksetzungen in finanzieller Hinsicht, wie sie Schlegel in Frankfurt erfuhr (Briefe bei Bleyer), Unsicherheit der Zukunft lassen den Mann eher als Kämpfer denn als Bettler erscheinen. Tiecks lebten in München nicht anders, wie uns Karoline Schelling berichtet (Waitz-Schmidt a. a. O.), welche freilich in München und schon in Würzburg auf diese romantischen Balanceversuche beruhigt herabsehen konnte.

Mit Erwähnung dieser letzteren Umstände tun wir zugleich etwa das letzte Drittel der von Bleyer publizierten Briefe ab: sie geben durchwegs Darstellungen der mißlichen Geldlage, enthalten Bitten (an Metternich) um Bewilligung der Geldforderungen, um Vermittlung (an Széchény), Ansuchen um weitere Verwendung im österreichischen Staatsdienste. Sie sind der fatale Ausklang der Frankfurter Periode, der für Schlegel als gelehrten Schriftsteller nicht so mißtönend sein mochte, wenn wir Dorothea im Jahre 1819 aus Rom sagen hören: „... scheint es Dir nicht wieder, als ob dieses Streben nach Gewißheit und Ruhe Dir doch auch wieder eigentlich fremd ist ...“, daß Friedrich aus der Ruhe sich gewiß wieder nach dem Wechsel sehnen würde (Hochland 1904/05, S. 439 f.). Neben den übrigen Briefen, die, meist von Dorotheas Hand, an den Grafen Széchény gerichtet sind, interessieren besonders sechs Denkschriften.

Hier sehen wir zum ersten bestätigt, daß an Friedrichs Ernennung zum Legationsrate am Frankfurter Bundestage auch die Gräfin

---

[1]) Die Geldsorgen beginnen schon in Jena, s. Meisner-Schmidt, Briefe von Dorothea an Schleiermacher, S. 24 ff.

Julie Zichy Anteil hatte (S. 15 f.); wieweit August Wilhelm in Betracht kommen kann, eröffneten uns schon die Briefe an diesen (Walzel 547 f., 555). Zum zweiten ergänzt sich unsere Kenntnis von Schlegels nationalem Denken und Fühlen. An seinen Bruder schrieb er schon von unser aller gemeinsamen Mutter und Meisterin Germania (Walzel 559), nachdem er ihn früher gemahnt hatte: „Sei und bleibe nur ja überall und in allem ein Deutscher .... Nichts unwürdiger und verderblicher als so ein halbfranzösischer Diplomatiker wie Genz ein solcher ist“ (ibid. 542). Die „Un-Verfassung“ der Dänen nennt er eine durchaus undeutsche, die schwedische eine wahrhaft alte und reindeutsche. Er wünscht Abhängigkeit der Fürsten und Freiheit der Deutschen Nation, das Mittel hiezu ist Aufrechterhaltung oder Wiedereinsetzung der Landstände, für deren verfassungsmäßige Geltung er schon in den Kölner Vorlesungen eingetreten war. Diesen Gesichtspunkt arbeitet auch die Denkschrift „Über literarisch-politische Wirksamkeit“ heraus (Bleyer 160, 161), nach welcher Zeitungen im allgemeinen deutschen Geiste abgefaßt werden, in politischen Schriften die „richtige Darstellung und Beurteilung der deutschen Nationalangelegenheiten“ einen besonders wichtigen Gegenstand bilden müßten. Sie können — diese Hoffnung zeigten schon die Briefe an die Paulus — freilich nur unter Führung Österreichs gefördert werden, dessen Autorität Schlegel sowohl gegen den Frankfurter Senat in der Frage einer Bundeszensur und der Befriedigung katholischer und israelitischer Interessen als auch hinsichtlich der Geschäftsordnung des Bundestages gewahrt wissen will (Bleyer 134, 136, 139, 147 f.). In der richtigen Erkenntnis, daß der Wiener Kongreß Österreichs politischer Rolle einen starken Akzent gegeben hatte, beruft er sich des öfteren auf die Unantastbarkeit der Kongreßakte (Bleyer 140). Den fünften Artikel der Bundesakte, welcher den Vorsitz Österreichs am Bundestage sichern soll, erklärt er in seiner Denkschrift „Über die Einteilung der Materie“ für besonders wichtig und hält eine kürzere und klare Formulierung dieses Artikels für angemessen, da es schon jetzt nicht an sehr voneinander abgehenden Auslegungen einzelner Artikel fehle, damit Österreich, ohne eine allzu deutlich hervorstechende Prärogative einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Leitung des Bundes erhalte. Diese Prärogative könne wenigstens für den negativen Einfluß nicht weit genug ausgedehnt werden: „Österreich will, für jetzt wenigstens, nichts Positives von dem Bunde und mit dem Bunde; es muß sich aber, und zwar gleich anfangs, in die Stellung setzen, daß der Bund durchaus keine Richtung nehmen und überhaupt nichts werden kann, was Österreich nicht will“ (Bleyer 147). Scharf wendet er sich gegen Preußen in den „Bemerkungen über den königl. Preußischer Seits in Vorschlag gebrachten Traktat, die Einrichtung des deutschen Bundes betreffend“ und schlägt vor, „gleich anfangs wenigstens Hannover als die zweite Hauptmacht

im nördlichen Deutschland mit zu diesem Traktate herbeizuziehen“ (Bleyer 152, vgl. auch 154[1]).

Soll einerseits Österreichs Führung gewährleistet werden, wobei, wie wir schon sahen, die deutschen Nationalangelegenheiten nicht in den Hintergrund zu treten hätten, so verlangt sachlich genommen der neue Bund eine neue Form. Und wenn er hier das Nachteilige, Fehlerhafte und Schleppende der alten Reichsverfassung heraushebt, so wendet er einen Gedanken an, den er schon 1813 zu Wilhelm äußerte: man sehe nicht hinreichend die unvermeidliche Notwendigkeit ein, daß Deutschland eine durchaus neue, wenngleich an das Alte sich anschließende Verfassung haben müsse. „Das alte Reichsgerumpel ist völlig unbrauchbar für die Zukunft“ (Walzel, Briefe 545). Die Parenthese verweist auf den Standpunkt, von welchem aus Friedrich Politik treibt: es ist der eines konservativ orientierten und zugleich fortschrittlich wirkenden Historismus.

Nicht nur ihrer Wirkungsfähigkeit nach ist die geschichtliche Darstellung der rein spekulativen vorzuziehen („Nur Schriften von historischem Gehalt und Geist machen jetzt eine bedeutende Wirkung auf das Publikum“), sondern auch ob ihrer inneren Wahrheit, daher befürwortet Schlegel in der Denkschrift über politisch-literarische Wirksamkeit eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Verhandlungen des Wiener Kongresses (Bleyer 161, 162). Diese Einschätzung des Historischen, die uns aus den Schriften des jungen Schlegel bekannt ist (Ideen![2]), erklärt nebenbei die Ausfälle gegen den „Geist der Zeit“ (Bleyer 87[3]), für deren Tendenzen, als noch nicht gehörig distanziert, ihm und Dorothea die Einsicht in die geschichtlichen Grundlagen fehlte. Auch war Schlegel jetzt kaum mehr willens, „mit einem Streiche alles zu verlieren“, was er besaß (vgl. oben), jetzt wurde die Sicherung von Wissens- und Lebensgütern von unbestreitbarem Werte für ihn.

Bereits in den Wiener Vorlesungen „Über neuere Geschichte“ 1810 (S. 9) wird „ohne die Kenntnis der großen Vergangenheit

---

[1]) Diese Liebe zum engeren Vaterlande dürfen wir ihm verzeihen; aber schon in den Briefen an seinen Bruder richtet er hoffnungsvolle Blicke auf Hannover (Walzel 548, 552/6/9). Die politische Rolle Hannovers ist übrigens auch für den in der Paulskirche sitzenden Laube nicht hoffnungslos gewesen.

[2]) Siehe auch Karl Enders, Friedrich Schlegel, S. 310. — August Wilhelm sah einmal (1812) in Friedrich den zukünftigen Geschichtsschreiber der Deutschen (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1887, S. 603). Über den wachsenden historischen Sinn als wichtige Komponente romantischen Denkens vgl. Poetzsch a. a. O. S. 37, ebenda (S. 42), daß die Romantik „das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen will“.

[3]) Der Begriff „Zeitgeist“ interessiert ihn noch 1828 (Briefe an Frau v. Stransky II 298 f.), aber in einem etwas weitern und umfassenden Sinne“. Er wird historisch in „Philosophie der Geschichte“ 1828 geradezu als diabolus gefaßt. Für Schlegel, der nun „historische Ruhe des Urteils und reelle Durchdringung der Gegenstände“ erstrebt, ist der Zeitgeist „fast immer leidenschaftlich und eben darum .... unwahr“, II 301, 322.

die Philosophie des Lebens .... uns nicht von dem Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreise unserer Gewohnheiten und nächsten Umgebungen loszureißen imstande sein". Und weiters die Auffassung, daß in der Geschichte wie im Leben es oft ein größeres Lob sein dürfte, die rechte Partei erwählt und ergriffen zu haben (ebenda S. 12), als ohne alle Partei, immer neutral und gleichgiltig zu bleiben, läßt uns einerseits nur einen Nachklang des frühromantischen Enthusiasmus vermuten, führt uns anderseits zur Frage, welche Partei eben die rechte sei. Es ist die der Gutgesinnten, wie Dorothea des öfteren an Széchény schreibt, und auch dieser Ausdruck ist keine aus dem Alltagsleben aufgegriffene Phrase, Friedrich hat ihn in den Kölner Vorlesungen schon philosophisch determiniert. Dort (Windischmann II 288 ff.) lesen wir: Durch den Begriff des sittlichen Gutes wird ein positives Ziel des Triebes bestimmt. Das Sittengesetz mäßigt, ordnet, beschränkt Triebe und Kräfte. Die Tätigkeit Gottes ist das Prinzip, die Gottheit selbst der Gegenstand dieses Gesetzes. Die Form, in welcher die Gottheit als Gegenstand der Sittlichkeit erscheint, ist die Wahrheit. Die ganze Sittlichkeit aber bezieht sich auf die Bedingung und Tugend der Wahrhaftigkeit. Wahrheit ist ein unteilbares Ganze; ein Prädikat, welches dem von Gottes eigentümlicher Tätigkeit entspricht: die nämlich ist eine beharrende Tätigkeit. — Die Sehnsucht nach dem Dauernden, die sich Goethen in Italien künstlerisch erfüllte, kehrt hier als historisches Interesse, verbunden mit philosophischer Spekulation, und da „ohne lebendigen Glauben an Gott keine vollständige Erkenntnis des Sittengesetzes und ohne diese kein vollendetes sittliches Leben möglich" ist, als religiöses Bekenntnis wieder.

Friedrich Schlegel hat seinen Katholizismus während seiner Tätigkeit am Bundestage nicht verleugnet und dadurch sich — wie nun aus Bleyers Veröffentlichung hervorgeht — sogar geschadet. Schon in den Briefen an Karoline Paulus wird die Forderung nach Toleranz erhoben; sie erscheint neuerdings in der Denkschrift „Bemerkungen über die Frankfurter Angelegenheiten", in der sich Schlegel mit den politischen Rechten der Frankfurter Katholiken befaßt. Er untersucht auf das genaueste die bestehenden Verhältnisse, nennt „eine sehr hartnäckige und tief eingewurzelte Intoleranz" den allgemeinsten Fehler „der sämtlichen bestehenden hiesigen Behörden" und erklärt für Recht, ja sogar Pflicht der Katholiken auf die Erfüllung des Kongreßbeschlusses über die Religionsgleichheit als Fundamentalgesetz der Frankfurter Verfassung peremptorisch zu dringen [1]). Er bekämpft in einer zweiten Denkschrift die vom Senat zu Frankfurt am 25. Juli 1816 diktierte Einschränkung der Rechte der Katholiken auf kirchliche

---

[1]) Daß er sich — jungdeutsch — auch für das Bürgerrecht der Israeliten einsetzt, sei nebenher bemerkt; daß er hierin mit Börne zusammentrifft, eine erwähnenswerte Pikanterie (M. Holzmann, Börne, S. 83 ff.).

Angelegenheiten und verlangt für sie Vermehrung der Senatorenstellen und Gewährung des Klagerechtes beim Reichshofrat (Bleyer 154 ff.). Aber auch diesmal fordert er nicht ins Blaue, sondern leitet seine Anträge aus bereits gewährleisteten Rechten, so aus Kongreßbeschlüssen und *per analogiam* ab. Neben diesem Belege für Schlegels Selbständigkeit — Frankfurter Angelegenheiten lagen dem k. k. Legationsrat amtlich ferne — bezeugen uns auch seine und Dorotheens Briefe an Széchény seine freie Handlungsweise. Zu den Vertrauten dieses konservativ gesinnten ungarischen Aristokraten, der mit Führern der katholischen Bewegung wie Klemens Maria Hofbauer in Verbindung stand, gehörte durch Friedrichs Vermittlung bald auch der Kanonikus Helfferich. Die erwähnten Briefe kommen immer wieder auf diesen Mann zurück und suchen ihn in mehrfacher Hinsicht zu fördern. Wie gefährlich dies war, deutet die Besorgnis Dorotheens an, die „solche Briefe, worin diese Angelegenheiten berührt sind, nur durch eine ganz sichere Privatgelegenheit" geschickt bekommen will (Bleyer 47). Kirchenpolitisch war damals die seit Karl dem Großen erwachte Frage einer Nationalkirche[1]) und die der Spezialkonkordate wieder lebendig geworden. Helfferich, der in Rom feste Stützen besaß, hatte mit Wessenberg zu kämpfen, den Metternich selbst vorschob. So war der Konflikt Schlegels mit seiner Behörde gegeben, wobei nicht außer acht zu lassen ist, daß dessen direkter Vorgesetzter Graf Buol-Schauenstein josephinisch-liberal gesinnt war (Bleyer 62—77). Und gewiß ist, wie Bleyer (94) bemerkt, das Urteil Metternichs über Helfferich zugleich das Urteil über Schlegel gewesen, dessen Bekennerschaft, da er sich der Gefährlichkeit seiner Vermittlerrolle wohl bewußt war, in keine üble Beleuchtung rückt; vielleicht erinnern wir, daß in den Kölner Vorlesungen (Windischmann II 299) Tapferkeit als der Tätigkeit immanent und Treue als Kardinaltugenden gerühmt werden. Schlegel steht übrigens mit dem Gedanken an einen Zusammenhang von Religion und Staatsleben nicht allein; er selbst verweist August Wilhelm und Széchény (Walzel, Briefe 556; Bleyer 14) auf die Schrift Baaders „Über das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik" (1815), in welcher von der französischen Revolution erhofft wird, daß sie „Antriebe zu einer neuen, innigeren Aufnahme des Prinzips der Liebe und Freiheit in der Politik geben werde, welche innigere Aufnahme des Heiligen in das Unheilige auch ein Neues schaffen und sich nicht bloß in der sorgfältigen Bewahrung oder Wiederherstellung alter Formen bewähren wird!"[2]). — Schlegels

[1]) Der Begriff einer Nationalkirche, heißt es „Philosophie der Geschichte" 1828, bleibt auf katholischem Grund und Boden vollkommen widersinnig (II 242); über die russische Nationalkirche ibid. 271.

[2]) Franz v. Baaders Sämtliche Werke 1854, VI 26.

Verhalten war weder mit seiner amtlichen Befugnis noch mit dem zu fordernden politischen Takte in Einklang zu bringen (Bleyer 62); es ist aber als folgerichtig anzusehen, auf Grund seiner geschichtlichen und philosophischen Erkenntnis. Wie in seiner Jugend die Geschichte einer Kunst zugleich deren Ästhetik war, so ist jetzt die Historie überhaupt Quelle der Lebensnormen.

Noch einer der Pläne Friedrichs verdient hervorgehoben zu werden. Schon die Briefe an seinen Bruder sprachen von der Gründung einer „Deutschen Akademie der Wissenschaften für Österreich"; Metternich sollte der Protektor, August Wilhelm ihr Generalsekretär sein (Walzel 559 f.). Diesen fordert er auf, den „Entwurf einer gelehrten Gesellschaft für Deutsche Geschicht- und Sprachforschung" druckreif zu stellen. Auch hier steht der nationale Gedanke im Hintergrund, wenn er den verderblichen Partikularismus in Literatur und Geschichte schilt. In der Denkschrift über literarisch-politische Wirksamkeit (s. oben) fand dieser Plan in „§ 5. Korrespondenz mit Gelehrten" und „§ 6. Gelehrten Vereine" seinen Platz. Da für eine Akademie in Österreich nicht genug Geld vorhanden sei, schlägt er vor, einstweilen einen deutschen Gelehrtenverein „zur Aufrechterhaltung der vaterländischen Gesinnungen und rechtlichen Grundsätze" zu begründen. Aber auch diese Idee kommt nicht angeflogen; sie findet ihre Voraussetzung in der in den Kölner Vorlesungen (Windischmann II 360 ff.) vorgetragenen Ständetheorie: Aus seinem Begriff der Sitten folgert Friedrich die Notwendigkeit der Einteilung in Stände, Landbauer und Künstler. „Soll die Bildung reellen Bestand haben, so muß sie zur Kunst und diese zur Wissenschaft führen". Und da Wissenschaft Ruhe und Zurückgezogenheit des Geistes, inneres Denken und Nachdenken erfordere, wird der Stand der Geistlichen und Gelehrten zu bilden sein, „welche beide notwendig vereinigt bleiben müssen".

Als Politiker war Friedrich, wie Bleyers Schlußwort überzeugend ausspricht, gescheitert; aber seine religiöse Entwicklung war nicht abgeschlossen. Eben der Toleranzbegriff ließ einen einseitigen Parteistandpunkt[1]) nicht aufkommen; er bewährt sich wiederum im Jahre 1819, wenn Friedrich an Dorothea schreibt, das katholische Christentum solle nicht negativ zerstörend wirken, sondern positiv sich in seiner ganzen Herrlichkeit entfalten[2]). Zu

[1]) Trost und Reiz des Lebens, so schreibt er aus Wien 1819, sei ihm der erwachte Sinn für das Christentum; aber dieses werde dort doch nur als Parteisache gemeint und betrieben „und das ist mir in der Religion einmal schlechthin unerträglich" (Hochland 1904/5, S. 445). Vgl. auch: „alle Parteien der jetzigen Zeit sind mir so zuwider, stehn so fern ab ..." (Briefe an Frau v. Stransky II 126). Nun ist auch seine Resignation vollkommen geworden, „die einzige Seite, von der ich mit mir fertig bin, die einzige Tugend, die rein in mir ist" (a. a. O. S. 443).

[2]) Dagegen ist in den Vorlesungen 1828 „Philosophie der Geschichte" die Reformation antihistorisch verfahren und negativ (II 215). Als wissenschaftlicher Vertreter protestantischer Negation gilt Spinoza (II 246).

Philipp Veit spricht er (9. Dezember 1818) von der Milde, dem ersten aller Erfordernisse in der Religion. Er verlangt, wie einst in Köln für die Katholiken, jetzt Duldung der Protestanten in Rom[1]); und beschreitet er nicht den Weg von der Konfession zur Menschheitsreligion, wenn er zu den Annäherungszeichen der großen Zukunft eine vollkommene, unbedingte und grenzenlose Freiheit der Religion zählt, das „innerliche Wirken" als das einzig Rechte preist mit der Hoffnung, daß alles, was nur irgend äußerlich ist, an und von der Kirche in nichts zerfallen wird? (Hochland 1904/5, S. 447). In den „Drey ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens" (Wien 1827), die abzuhalten in der zweiten Wiener Periode sein Lieblingswunsch war[2]), soll die Philosophie weder der Theologie noch der Politik dienstbar sein (S. 5); er sucht „die sichere Grundlage eines gründlichen Denkens", nicht aprioristische Spekulation (S. 3). Nun ist die Geschichte der Philosophie nicht die Philosophie selbst (sie könnte nur eine Voraussetzung für diese abgeben, die Schlegel übrigens gar nicht unterschätzt, S. 9), hingegen „gehört die höchste innere Einheit in der philosophischen Denkart dem Leben an (auch Natur wäre ihm hier ein zu enger Begriff)[3]), und zwar nicht gleichnisweise ist sie aus demselben entnommen, sondern sie ist selbst ein Teil und Bestandteil des Lebens und geht bis auf den tiefsten Grund und die Wurzel des sittlichen Daseins" (S. 13); und in diesem Verstande wird ihm selbst die Erkenntnis Gottes „ganz einfach eine Erfahrungswissenschaft". Wir wünschten freilich, diese wäre von Schlegel exakter ausgebildet worden als er sie uns gegeben hat; aber lassen wir ihn sich selbst rechtfertigen: „Gesetzt auch — da man die menschlichen Dinge auch nach menschlichem Maßstabe und mit Billigkeit beurteilen soll — es fände sich selbst bei einer wahren Liebe, bei einer echten Begeisterung ein vorübergehender Gedanke, eine einzelne Regung und Äußerung, welche über die genaue Linie der wahren Wirklichkeit hinausgehen: so hört darum diese Liebe und diese Begeisterung noch nicht auf, eine wahre und echte zu sein..." (ebenda S. 50).

Damit glaube ich die wichtigsten Erscheinungen im Geistesleben des frühromantischen Führers aus Bleyers Publikation herausgehoben und in eine Skizze des Zusammenhanges mehrerer Entwicklungsphasen eingezeichnet zu haben. Nur journalistisch ober-

---

[1]) Über die aus dem historischen Bewußtsein abzuleitende „tolerante Behandlung der Reformation" s. Poetzsch a. a. O. S. 90.

[2]) Ich notiere aus den Briefen an Frau v. Stransky, Bd. II 11, 30, 50 u. a. m. „... indessen bleibt Philosophie das wesentlichste ..." heißt es auch 1819 an Dorothea. Vgl. Walzel-Houben, Bibliographisches Repertorium I 356, Z. 23 f. und Poetzsch a. a. O. S. 75.

[3]) Daß die Romantik den Dualismus von Natur und Ich aus stark betontem Individualismus heraus (besonders vermittels des Organismusbegriffes) überwindet, erläutert Poetzsch.

flächliche Betrachtung wird Friedrich Schlegel schlechtweg zum Komödianten stempeln: was andere gefühlsmäßig erleben, konnte er vermöge seiner Anlage meist nur durch eine differenzierte Intellektualität sich zugänglich machen; und Kirchenpolitik ist nichts anderes als intellektuell verwertete Religion. — Neben den Beiträgen zu Friedrichs Entwicklung, die Quellenwert besitzen, bietet Bleyers Arbeit eine Fülle persönlicher, durchwegs interessanter Beziehungen, die durch eine flüssige Darstellung, welche den Leser vor der Lektüre eines jeden Briefes methodisch vorbereitet, lebendig gemacht werden [1]).

Budapest. Hugo v. Kleinmayr.

---

[1]) Die infolge verschiedener Umstände eingetretene Druckverzögerung gestatte zwei nachträgliche Hinweise: Das Interesse für die Ständeverfassung belegt W. Brechts „Heinse und der ästhetische Immoralismus" 1911 in den mitgeteilten Fragmenten. Die Jungdeutschen bekämpften sie durchwegs. — „Patriotismus und Religion in Friedr. Schlegels Gedichten" stellt Ernst Wieneke, München 1913, dar.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Reden und Vorträge. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. VIII und 416 SS. 8°. Preis 10 Mk.

Diese Sammlung gedankentiefer *λόγοι* einer ungewöhnlich reichen Persönlichkeit ist nicht allein vielen Fachgenossen ein lieber Freund geworden; denn zwölf Jahre schon, nachdem sie zum erstenmal in die Welt hinausgetreten war, ist eine dritte Auflage notwendig geworden. Sie ist durch sechs Stücke bereichert (Die Geschichte der griechischen Religion, Pindaros, Demeterfest von Kallimachos, Daphnis von Theokritos, Adonis von Bion, Goethes Pandora), die bisher nur zum Teil gedruckt oder weitern Kreisen zugänglich gewesen waren. Es sind wieder lauter kleine Kunstwerke, in die man sich zu versenken nicht müde wird. Am freudigsten werden die meisten den Abdruck des Vortrages über die griechische Religion begrüßen, den v. W. selbst eine Skizze nennt; in fünf Abschnitte gegliedert (Die Grundlagen der griechischen Religion; Priester, Propheten und Dichter; Wissenschaft und Mystik; Kult ohne Glauben und Glauben ohne Kult; Götterdämmerung), wendet er sich nicht sosehr den Anfängen als der späteren Entwicklung zu, ohne den Gegenstand irgend erschöpfen zu wollen. In den übrigen Stücken fesseln nicht am wenigsten die stimmungsvollen Übersetzungen. Zu den alten Stücken, die fast gar keine Veränderung erfahren haben, muß man auch das Vorwort der ersten Auflage rechnen, das die treue Verehrung für fünf Gymnasiallehrer, denen sich v. W. zu stetem Dank verpflichtet bekennt, mit erquickender Herzenswärme zum Ausdruck bringt. Es ist ein Buch nicht nur für Philologen und Schulmänner, sondern für das deutsche Volk.

Innsbruck. E. Kalinka.

Xenophons Anabasis für den Schulgebrauch erklärt von Ferdinand Vollbrecht. Zweites Bändchen: Buch III und IV. Zehnte, verbesserte Auflage, besorgt von Wilhelm Vollbrecht. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. IV und 137 SS. 8⁰. Preis Mk. 1·40, geb. Mk. 1·80.

Xenophons Anabasis, erklärt von C. Rehdantz und O. Carnuth Erster Band: Buch I bis III. Siebente Auflage, bearbeitet von Ernst Richter; mit einer Karte von H. Kiepert und drei Tafeln Abbildungen (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1912. VIII und 224 SS. 8⁰. Preis Mk. 2·40.

Die erklärenden Ausgaben der Xenophontischen Anabasis im Teubnerschen und Weidmannschen Verlag sind jedem Philologen noch von der Schulzeit her vertraute Freunde; und wie gut sie sich bewährt und den Fortschritten der Wissenschaft angepaßt haben, geht schon aus der hohen Zahl ihrer Auflagen hervor. Auch die neuen Bearbeiter haben sich bemüht, trotz aller Schonung der überkommenen Eigenart diesen Ausgaben durch Zusätze, Streichungen und sonstige Änderungen ihre führende Stellung auch weiterhin zu sichern. Vollbrecht wie Richter vermochten dieser Aufgabe um so leichter gerecht zu werden, da sie seit langem die einschlägige Literatur nicht bloß verfolgt, sondern zu ihr auch selbst manchen Beitrag geliefert haben. Es ist natürlich, daß sich beide in der Gestaltung des Wortlautes an die im Jahre 1909 erschienene kritische Ausgabe Gemolls angelehnt haben, ohne ihr blindlings zu folgen. In ihren Abweichungen von Gemoll stimmen sie mehrfach miteinander überein; aber nach meiner Überzeugung, die ich in dieser Zeitschrift 1912, S. 23 angedeutet habe, wäre im Gegensatz zum Standpunkt Gemolls, den Richter noch strenger festhält, eine grundsätzliche Lossagung von der Alleinherrschaft des Parisinus C geboten. Gründlich umgearbeitet hat Vollbrecht den Anhang, dessen Erklärungen das Verständnis wesentlich zu fördern geeignet sind. Richter hat die Abbildungen der früheren Auflagen großenteils durch neue ersetzt; aber auch die jetzigen entsprechen den Anforderungen, die man heute zu stellen berechtigt ist, nur wenig. Es ist schade, daß er aus dem trefflichen Bilderatlas von Mužik und Perschinka gerade eine der weniger gelungenen Figuren, das veraltete Phantasiebild eines Sichelwagens, herübergenommen hat und daß das herrliche Alexander-Mosaik hier wie ein Gekleckse aussieht. Ich würde dringend empfehlen, in der nächsten Auflage zur Auswahl und Ausführung der Bilder einen geschulten Archäologen zu Rate zu ziehen.

Innsbruck. E. Kalinka.

Pietro Rasi, Bibliografia Virgiliana (1910—1911). **R. Accademia Virgiliana di Mantova. Estratto dagli "Atti e Memorie". Nuova serie — volume V — MCMXII. Mantova, G. Mondovi 1913. 128 SS. 8⁰.**

Der Berichterstatter, Professor an der Universität Padova, bespricht in dem von der genannten Akademie herausgegebenen Hefte die 1910—1911 erschienene Virgilliteratur, im ganzen 146 Nummern, u. zw. (nach der in der Vorbemerkung angegebenen Einteilung) zuerst die sonstigen einschlägigen Literaturberichte, dann die auf die sogenannte *Appendix Vergil.*, auf Virgil und seine größeren Werke, endlich die auf seine alten Erklärer bezüglichen Veröffentlichungen mit Ausschluß der Rezensionen, wovon nur bei einem Aufsatze von R. Pichon (S. 4. 100) eine Ausnahme gemacht wurde. In einem Anhange sind nach einem Hinweis auf weitere Bibliographien die verspätet eingetroffenen und die dem Referenten nur indirekt aus dem Jahresberichte von Belling, aus der *Biblioth. philol. class.* oder anderen Berichten, zum Teil nur dem Titel nach, bekannt gewordenen Erscheinungen gewürdigt oder aufgezählt und nachträglich zwei Publikationen aus dem Jahre 1909 besprochen. Ein Index verweist auf die entsprechenden Nummern des Berichtes. Die einzelnen Artikel geben ein sicheres, auf gründlicher Beherrschung des Stoffes beruhendes Urteil, dem man in der Regel willig beipflichtet, in einer sprachlichen Form, deren Klarheit und Übersichtlichkeit nur dort, wo längere Gefüge von Parenthesen durchsetzt sind, durch den unliebsamen Ausfall einer oder der anderen Klammer etwas beeinträchtigt wird. Die grundlegende Bedeutung gewisser deutscher Werke und Ausgaben (eines Heinze, Birt, Norden, Vollmer u. a.) wird rückhaltlos anerkannt. Daneben werden die bei uns im allgemeinen weniger bekannten Verdienste neuerer italienischer Philologen um Virgil (Sabbadinis obenan) ins gehörige Licht gesetzt und mit einer gewissen Befriedigung wird erwähnt, daß ihnen Schanz in seiner Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz angewiesen habe: freilich wird ihm wieder vorgehalten, daß er bei der Frage, ob Virg. oder Vergil., E. Stampini zu nennen unterlassen habe. Daß der Dichter in Italien, besonders in seiner engeren Heimat, fast wie ein Heiliger verehrt wird, ist bekannt. Neu dürfte manchem sein, daß man jetzt nach einem (von der Akademie mit Begeisterung aufgenommenen) sinnigen Vorschlage von Giacomo Boni ihm zu Ehren am Mincio in Piètole, das man für das alte Andes hält, einen die Flora Virgiliana darstellenden Hain anzupflanzen beabsichtigt, in dessen Mitte sich ein kleiner, mit einem kürzlich gefundenen Mosaikbildnisse des Dichters und einer Statue des Augustus, mit einer Wandkarte des römischen Reiches und einem Stammbaum der Julier ausgestatteter Tempel erheben soll. Wir hören auch von der hochherzigen Spende der Schwester Henri Lontaines, des Verfassers der meisterhaften Übersetzung der Georgica, zugunsten der *Biblioteca Virgiliana* in

Mantova. Hervorheben möchte ich noch die hohe Bewertung, die dem (in der Zeitschr. f. d. ö. G. seinerzeit besprochenen) Werke Roirons '*Etude sur l'imagination auditive de Virgile*' gelegentlich an mehreren Stellen (unter Berufung auf den Bericht in der *Bibl. Virg.*) zuteil wird. Manches hängt nur sehr lose mit Virgil zusammen, wie Nr. 70, wo die Nachahmung Duruys durch Carducci an einer Reihe von Beispielen erläutert wird. Der Index scheint mir nicht ganz zweckentsprechend angelegt. Im Namenverzeichnisse sind die Titel der betreffenden Schriften oder Aufsätze entbehrlich, wohl aber wäre ein Stellen- und Sachregister mit beigesetzten Seiten- (nicht Nummern-) Zahlen sehr am Platze (solche Schlagworte müßten z. B. sein: 4. Ecl.: S. 29. 40 ff. 50. 69. 82, Dido, cod. Medic., '*lucus*' *Vergilii*, Virgil und Dante, Virgil und Victor Hugo), um so mehr, als bei der befolgten Einteilung des Stoffes manches Zusammengehörige (z. B. das auf die Appendix Bezügliche, das auch bei den Übersetzungen und sonst berührt wird, S. 184 ff.) getrennt ist. Ein Teil der Druckfehler ist S. 128 verbessert.

Ich schließe mit dem S. 85 geäußerten bezeichnenden Urteile: *Virgilio è uno di quegli autori, spec. per l'Eneide, che si legge, o si dovrebbe leggere, tutto o quasi tutto nelle scuole.*

Wien. R. Bitschofsky.

Sentence Connection illustrated chiefly from Livy. By Irene Nye. A Thesis presented to the Faculty of the Graduate School of Yale University in Candidacy for the Degree of Doctor of Philosophy. Weimar: Printed by R. Wagner & Sohn 1912. X und 144 SS. Gr.-8°.

Wie W. Mendells Schrift *Sentence Connection in Tacitus* darauf ausgeht, die Mittel nachzuweisen, deren sich Tacitus außer den Konjunktionen zur Verknüpfung beigeordneter Sätze bedient, so versucht hiermit Nye eine ähnliche Untersuchung des Livianischen Sprachgebrauches. Aber ein wesentlicher Unterschied besteht doch zwischen beiden Autoren. Während für Mendell die Charakteristik der Taciteischen Sprache in Bezug auf die Verbindungsarten koordinierter Sätze die Hauptsache ist, verfolgt Nye eine eigenartige, von vornherein feststehende Theorie, für die die Verfasserin, wie schon der von ihr gewählte Titel besagt, nur die Belege aus Livius (I, XXI, XXII und XXIII) holt, ohne das für den Schriftsteller Charakteristische hervorzuheben. Daher dürfte es auch schwer sein, in Nyes Buche trotz zahlreicher Frequenzzahlen über Livianischen Sprachgebrauch irgendwelche für Livius bedeutsame Beobachtung nachzuweisen. Ein weiteres betrifft die beiderseitigen Anschauungen über die Verbindungsmittel koordinierter Sätze. Gegenüber Mendells Dreiteilung kennt N. nur (inhaltliche) Unzulänglichkeit (*incompleteness*) und Anaphora als Mittel zur Bezeichnung der Beziehungen beigeordneter Sätze. Der erste Terminus ist von

Mendell entlehnt. Unter ihn fallen alle jene Wörter und Wortformen, die wir als relativ im weiteren Sinne bezeichnen könnten. Die Konjunktion *ergo* 'auf Grund dessen' ist insoferne inhaltlich unzulänglich, weil der Inhalt von 'dessen' ohne einen vorausgehenden Gedanken dunkel bleibt. In diesem Sinne inhaltlich unzulänglich sind Pronomina, Pronominaladverbia wie *hic, ibi, utrimque,* Adverbia wie *tum, tandem, nondum,* aber auch Substantiva wie *pars, res* (I 23, 10 *haud displicet res Tullo*), Zahlwörter: *aliquot, quidam,* Adjektiva: *par, similis,* Modi (*velim respondeat* XXIII 12, 15) und endlich Tempora, namentlich Imperfekt und Plusquamperfekt. — Zur Anaphora rechnet N. nicht nur die Verdoppelung von Konjunktionen wie *et-et, modo-modo* und die Wiederholung desselben Wortes in gleicher Form (*plurimum audaciae ad pericula capessenda, plurimum consilii inter ipsa pericula erat* XXI 4, 5), sondern auch die Fälle, wo ein Begriff synonym wiederholt wird. So I 10, 4: *regem in proelio obtruncat et spoliat; duce hostium occiso urbem primo impetu capit;* XXIII 32, 1—2: *consules exercitus inter se diviserunt: Fabio exercitus Teani . . evenit, Sempronio cett.* Endlich führt N. u. a. noch auf: Wiederholung der Wortstellung und Konstruktion. So XXII 60, 16: *P. Sempronium . . non audistis arma capere ac sequi se iubentem; Hannibalem post paulo audistis castra prodi . . iubentem.* Wiederholung des Modus. So XXIII 9, 5: *sed sit nihil sancti, . . audeantur infanda.* (Hieher gehört die Häufung historischer Infinitive.) Wiederholung von Person und Numerus. So I 41, 4—5: *populum Tanaquil adloquitur; iubet bono animo esse.* Doch genug, auch aus des Ref. unvollständiger Skizze wird man eine Vorstellung von dem Wesen der von N. durchgeführten Gesichtspunkte gewinnen, denen indes mehr sprachwissenschaftliches als philologisches Interesse zukommt.

Wien. J. Golling.

Karl Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Zweite Bearbeitung. II. Band, 2. Teil, 2. Lieferung (S. 429—997. Straßburg, Trübner 1911. Preis 16 Mk.) und II. Band, 3. Teil, 1. Lieferung (S. 1—496. Ebenda 1913. Preis Mk. 14·50).

Seit Friedrich Stolz im Jahrgang 1909 dieser Zeitschrift, S. 987, auf das Erscheinen der die nominale und pronominale Kasusbildung umfassenden 1. Lieferung des 2. Teiles des II. Bandes von Brugmanns Grundriß hingewiesen hat, ist das Werk um zwei weitere Bände gefördert worden.

Der erstere bringt als 2. Lieferung des 2. Teiles des II. Bandes den Abschluß der Nominal- und Pronominallehre und

behandelt die Bedeutung der Numeri beim Nomen und Pronomen, die Bedeutung der Kasus, das Adjektivum, die Adverbia nach Form und Gebrauch und die Präpositionen nach Form und Gebrauch. Damit ist gegenüber der ersten Auflage eine wichtige Änderung in der Einteilung des Stoffes zur Durchführung gelangt, indem es zweckmäßig erschien, „die Lehre vom Gebrauch der Flexionsformen nicht gesondert vorzutragen, sondern so weit als tunlich in die Formenlehre hineinzuarbeiten“; in Verfolgung dieses Gedankens kamen Brugmann und Delbrück überein, „daß die Darstellung dessen, was Gegenstand der beiden ersten, 1893 und 1897 erschienenen Bände von Delbrücks dreibändiger „Vergleichender Syntax“ ist, in diesen zweiten Band der neuen Bearbeitung aufgenommen werden solle. Wie demnach Delbrücks erster Band, der sich im wesentlichen mit der Nominalsyntax befaßt, in diesen 2. Teil des II. Bandes übergegangen ist, wird der im wesentlichen die Verbalsyntax darstellende II. Band Delbrücks dem 3. Teil des II. Bandes der Neubearbeitung einverleibt werden und die beiden ersten Bände der „Vergleichenden Syntax“ werden als Sonderbände nicht wieder erscheinen“.

Daß die Ausführung dieses Planes durch Brugmann in allem die unübertroffene Klarheit und Vorurteilslosigkeit atmet, die seinen Grundriß längst zum unentbehrlichen Berater der Indogermanistik und aller Einzelphilologien gemacht haben, braucht wohl kaum eigens festgestellt zu werden.

Ins Gebiet des rein Formalen führt uns der weitere stattliche Teilband zurück, der von der mit besonderer Spannung erwarteten Neubearbeitung der Verballehre folgende Hauptstücke umfaßt: Verbale Komposita, Augment, reduplizierte Verbalbildungen, die Tempusstämme im allgemeinen, Präsens und starker Aorist, die *s*-Aoriste, das Perfekt und sein Augmenttempus. Gerade in der Behandlung der Präsensbildungen hatten sich viele Benützer der 1. Auflage nie so recht in die 22 Präsensklassen — freilich eine unübersichtlich hohe und dem Gedächtnis wenig entgegenkommende Zahl — einzuleben vermocht, obwohl sie sich nach gemeinsamen Merkmalen zu größeren Gruppen zusammenschlossen. In der neuen Bearbeitung ist diese Äußerlichkeit — gewiß zum Vorteile der Sache — gänzlich aufgegeben; unter ausdrücklicher Anerkennung der neuen Anschauungen über Ablautbasen und unter dem nirgends zu verkennenden Einflusse von Perssons nun in vertiefter und geklärter Gestalt vorliegenden Untersuchungen über die Gestaltung der indogermanischen Wurzeln gelangt Brugmann zu einer auch für den Fernerstehenden übersichtlichen Einteilung: A. Themavokalloser Stamm (teils redupliziert, teils nicht), aus einer leichten oder einer einsilbigen schweren Ablautbasis bestehend; B. Stamm gleich der Wurzel mit thematischem Vokal; C. Themavokalloser Stamm, aus einer zweisilbigen Ablautbasis mit langem Vokal oder Langdiphthong in zweiter Silbe bestehend; weiters *i*- und *i̯o*-Prä-

sentien, Nasalbildungen, *s*- und *sk*-Präsentien und einige kleinere Gruppen, also ein Gebäude, in dem sich zurecht zu finden jedem leicht werden dürfte. Die Darstellung der *s*-Aoriste und Perfekte erforderte keine tiefergreifende Umgestaltung des Rahmens der ersten Auflage.

Es mögen zum Schlusse ein paar Randbemerkungen zu Einzelheiten gestattet sein. Zu S. 39: Die weitgehende Ähnlichkeit von lat. *memor* und avest. *mimara* „eingedenk" untereinander und mit ags. *gemimor* „eingedenk", *māmrian* (aus **mai-mor-*) „auf etwas sinnen oder brüten" empfiehlt doch, eine bereits ursprachliche Wurzelform *mer-* neben dem sonstigen *smer-* zugrunde zu legen; es brauchen also die genannten Worte nicht erst nachträglicher Ersatz eines **sesmor-* gewesen zu sein nach Art von lesb. *μέμορθαι* gegenüber dem älteren *εἵμαρται* aus **σεσμαρται*. — Nach S. 58 stammt das *ō* in der 1. Dualis (ai. *bhárāvah*, got. *bairōs* aus **bherōu̯es*) wahrscheinlich aus der 1. Sg. auf *-ō*. Vielleicht ist aber der Anlaut *u̯* der Endung *u̯es* im Spiele gewesen; daran zu denken legt der Umstand nahe, daß auch das Augment vor mit *u̯* anlautenden Verben in der gedehnten Gestalt *ē* erscheint. — Zu S. 124 und 474: die oskische Perfektbildung *aikdafed* enthält wohl kein bereits ursprachliches Präteritum *bhu̯e-t*, sondern ist eher erst vom Imperfekt auf *-fām* aus nach dem Muster anderer Perfekte umgebildet. — S. 366: lat.-osk. *proiecitad* „proiciat" CTL. 9, 782 faßt Brugmann als *to*-Präsens zu *iacio*. Aber wir kennen die Inschrift, die durch Einmauerung in die Grundmauern eines Hauses leider der Nachprüfung entzogen wurde, nur durch einen nicht genügend zuverlässigen Aufzeichner; und da die Form zwischen *fundatid* und *parentatid* steht, gilt mir Verlesung aus *proiecatid* (oder gar *proiacatid?*) für höchst wahrscheinlich; der Präsensstamm *proiacā-*, der von diesem Konj. Perf. **proiacatid* vorausgesetzt wird, verhielte sich zu *iacio* genau so wie *occupāre* zu *capio*. — S. 416: Ist es Zufall, daß gerade das Äolische in den Aoristen wie *κρεμάσσαι σσ* an Stelle von *σ* nach Mustern wie *τελέσ-σαι*, *ξέσ-σαι* eindringen ließ? Mir scheint ein Zusammenhang mit der anderen Tatsache zu bestehen, daß auch im äolischen Dat. Pl. auf *-εσσι* eine durch *σσ* gekennzeichnete Neubildung vorliegt; beide Umbildungen bewegten sich eben in der Richtung, daß man zu Formen mit *σσ* zwischen Vokal fortschritt. Die Vorliebe für Geminaten, die sich bei lesb. und thessal. *ρρ*, *λλ*, *νν*, *μμ* in der Bewahrung einer Altertümlichkeit äußerte, trieb in unseren Fällen zur Ausbreitung von Typen mit *σσ* statt einfachem *σ* auf dem Wege formaler Neubildung.

Doch ich breche ab; die Nebensächlichkeit der vorgebrachten Bemerkungen möge dem verehrten Verf. ein Zeichen meiner weitgehenden Zustimmung sein. Auch wo es sich beim heutigen Standpunkte unseres Wissens nur um ein Abwägen von Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten handeln kann und der Leser daher viel-

leicht ab und zu anders zu entscheiden geneigt sein möchte, bleibt es wesentlich, daß der Stand der Frage stets mit jener lichtvollen Übersichtlichkeit gezeichnet ist, die dem Auskunftsucher einen raschen Überblick über die Sachlage gewährleistet. Ich kann nur mit dem Wunsche schließen, daß die reiche Belehrung, die in den beiden neuen Grundrißbänden niedergelegt ist, auch allen Einzelphilologien raschestens zum Gemeingut werde; und dazu noch den anderen, daß Brugmanns Schaffenskraft und Schaffensfreude uns bald den Abschluß der Verballehre und damit der Formenlehre bescheren möge.

Innsbruck. A. Walde.

Dr. Guido Glück, Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. I. Band. Brünn, Karl Winiker 1913. Preis geb. K 2·40.

An Lesebüchern, die für die österreichischen Mittelschulen bestimmt sind, besteht zwar eigentlich kein Mangel. Wer also trotzdem ein neues Lesebuch in die Hochflut des Schulbüchermarktes entsendet, muß das schon gründlich motivieren. Dr. Glück begründet die Herausgabe seines Lesebuches damit, daß die vorhandenen Lesebücher alle viel zu wenig die österreichischen Autoren berücksichtigen, an und für sich gewiß eine bedauerliche Tatsache. Und sicher ist der Grundsatz zu billigen, daß man der Jugend zeige, welch einen respektablen Anteil Österreich an der heutigen Literatur nimmt.

Wie ist nun dem Herausgeber die Ausführung geraten? Tatsächlich ist von den 177 Lesestücken des Buches ungefähr ein Drittel von österreichischen Verfassern, während Lampels Lesebuch nur etwa ein Fünftel, Latzke ungefähr ebensoviel, dagegen Bauer-Jelinek-Streinz nur etwa ein Zehntel von der Gesamtzahl solche Lesestücke aufweisen. Eine andere Frage ist freilich die, ob man die Auswahl auch nach den Anforderungen gelungen bezeichnen kann, die man in Anbetracht der jugendlichen Altersstufe, für die das Buch bestimmt ist, stellen muß. Und da muß man wohl nein sagen.

Einige Beispiele! Veraltetes verdient in ein Lesebuch keine Aufnahme, auch wenn es von einem österreichischen Autor stammt. Für unsere Zeit beinahe unbegrenzter Verkehrsmöglichkeiten ist nun das Gedicht Castellis: „Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt“ ziemlich unwahr, daneben ist es auch ein wenig langweilig. Wer hätte daher nicht schon längst gerne diesen alten Ladenhüter unserer Lesebücher aus ihnen verschwinden gesehen? Manche Gedichte wieder sind für die Altersstufe viel zu hoch. Hieher gehört: „Am Ziel“ von Marie v. Ebner-Eschenbach. Ungesunden Inhalts ist das umfangreiche Lesestück „Boxl“ von Eugenie della Grazie,

das übrigens die Buben wegen seiner allzu sentimentalen Liebe zu einem Hunde kaum ansprechen wird. So sehr es zu begrüßen ist, wenn im Lesebuche Tierschutz gepredigt wird, hier geht die Sache denn doch etwas zu weit. Auch eine andere Tierschutz predigende Geschichte, „Die Mutter“ von Karl Schönherr, erfüllt ihren Zweck kaum. Daß man nicht alle jungen Katzen leben lassen kann, ist eine einleuchtende Wahrheit auch für Kinder und Sache der einfachsten erzieherischen Überlegung wird es sein, daß man Kinder dabei nicht zuschauen läßt, wenn man Katzen ertränkt. Das Gedicht ferner der Enrica von Handel-Mazzetti „Das Herz des Kaisers“ dürfte für die jetzige Generation in der I. Klasse nicht mehr genug eindrucksvoll sein. Das Gedicht ist seinem poetischen Werte nach nicht gerade gar zu hoch anzuschlagen, daher dürfte es nur der würdigen können, der das schreckliche Ereignis der Ermordung der Kaiserin miterlebt hat. Auch sonst sind Dichtungen zu finden, deren poetischer Wert recht gering ist, z. B. das erste Lesestück „Die Kinderlehre“ von Ottokar Kernstock. Der sonst ja recht gesinnungstüchtige Dichter verliert sich hier doch gar zu sehr in Phrasenhaftigkeit des Ausdrucks, die das Gedicht für das Kindesalter unbrauchbar macht. Da sieht man doch einen kräftigen frommen Spruch am Anfange des Lesebuches lieber. Merkwürdig nimmt sich in einem Lesebuche für die erste Klasse auch das Trinklied von Emil Soffé aus, in dem von drei Zechern einer Freude und Lust, der andere Liebe und Freundschaft. der dritte — das war wohl das Entscheidende für die Aufnahme — sein Vaterland Österreich hochleben läßt.

Man könnte diese Reihe von Proben wenig oder gar nicht passender Lesestücke noch stark vermehren. Und da muß man denn doch sagen, lieber einwandfreie Stücke auch von nichtösterreichischen Verfassern als solche von österreichischen, die man mit wenig Vorteil liest. Um nun das Urteil über die Auswahl abzuschließen, sei noch bemerkt, daß Rosegger etwas gar zu reichlich vertreten erscheint und eine Anzahl der Gedichte der Vorschrift des Normallehrplanes, daß erzählende Lesestücke aufzunehmen seien, nicht entspricht.

Bezüglich der Anmerkungen fällt auf, daß ziemlich viel Überflüssiges auch erklärt worden ist. Die Ausstattung ist nicht besonders schön.

Im ganzen also ein Buch, das einen Vorteil gegenüber den vorhandenen nicht aufweist.

Mödling. Alois Zaunbauer.

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1913. XCVI und 462 SS. 4°.

Pochhammers freie Bearbeitung der *Divina Commedia* in deutschen Stanzen erschien zuerst 1901, erlebte 1907 eine Neuausgabe, wurde 1910 in einer kleinen Ausgabe abgedruckt und liegt nun in dritter, völlig neu bearbeiteter Auflage vor. Dieser Erfolg ist gewiß ein höchst erfreuliches Zeichen für das Interesse, welches unsere Zeit an Dante nimmt und welches in stetem Wachstum begriffen zu sein scheint. Die allerdings vorzügliche und sehr reichhaltige Dante-Ausgabe von Zoozmann (in Hesses Klassikern) wurde in kurzer Zeit in vielen Tausenden Exemplaren abgesetzt und der Verleger Hoepli in Mailand verkauft von der Scartazzinischen Dante-Ausgabe jährlich tausend Exemplare allein an amerikanische Pastoren. In diesem Sinne ist auch die vorliegende Neuauflage mit Freude zu begrüßen. An sich scheint das Werk einen solchen Erfolg nicht zu verdienen. Unbedingt zu loben ist an ihm nur die wahre und echte Begeisterung für den großen Dichter, die aus jeder Zeile spricht und die den Gleichgesinnten mit mancher Entgleisung und Geschmacklosigkeit versöhnen wird. Bevor wir auf das Werk näher eingehen, muß ausdrücklich betont werden, daß Pochhammer kein Fachmann, weder Philologe noch Literarhistoriker, sondern ein für Dante begeisterter Laie ist und ihm überhaupt mehr als Dichter, denn als Gelehrter gegenübersteht. Viele namhafte Dante-Forscher waren nicht zünftig (König Johann von Sachsen [Philalethes], der protestantische Theologe Blanc, der Jurist Witte, der Pfarrer Scartazzini u. a.) und dies zeugt besonders für die Universalität seiner Geltung. Pochhammer ist Offizier und aus diesem Umstand erklären sich viele Eigentümlichkeiten in seiner Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. So vor allem die große Bedeutung, welche er der „Waffentat“ Dantes, seiner Teilnahme an dem Gefecht von Campaldino beilegt. „Denn“, argumentiert Pochhammer, „sein wackeres Verhalten im Reitergefecht öffnete dem Dichter den Weg zum Priorat“ (S. XV). Es ist uns wohlbekannt, daß diese Stellung für seine weiteren Schicksale maßgebend wurde — er wäre aber wohl auch dasselbe Genie gewesen, wenn er damals nicht mitgefochten oder ein schlechter Reiter gewesen wäre. Es scheint mir geradezu lächerlich, den Tag von Campaldino deshalb für den wichtigsten des „Dantelebens“ zu erklären und die Vorrede (S. XVI) folgendermaßen zu unterzeichnen:

Berlin-Lichterfelde-West (Begonienplatz) am 623. Gedenktage der Waffentat Durante Aldigers.

11. Juni 1912.

Pochhammer,
Oberstleutnant z. D., zugeteilt der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen, Dr. phil. h. c. und Professor.

An anderer Stelle vergleicht er Dante mit Hannibal und sein Werk mit der Schlacht von Cannae, „die allein das wirkliche Zerquetschen des Gegners im Beispiel gelehrt hat" (S. LXXV). Pochhammer scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein, leider erinnert er aber bisweilen sehr an den Miles Gloriosus der römischen, italienischen und spanischen Komödie. Wie viel weiß er von sich zu erzählen und wie gefällt er sich in seiner, oft geradezu drollig anmutenden Selbstbespiegelung! Er zitiert sich unzählige Male und gedenkt wohlgefällig jedes „Dante-Erlebnisses", das ihm auf seinen zahlreichen Vortragstourneen begegnete. Die Zeugnisse, welche er für Dantes Popularität in Deutschland anführt (S. XI), sind nicht gerade überwältigend. Es ist aber eine Tatsache, daß das Interesse gerade der unteren Schichten der Bevölkerung für Dante ein sehr lebhaftes ist. Das Volk fühlt sich stets zum Geheimnisvollen hingezogen und es erwartet sich von der *Divina Commedia* natürlich Aufschlüsse über das Jenseits. Wenn ich Pochhammer wäre, so könnte ich bei dieser Gelegenheit von den zahlreichen Dante-Vorträgen berichten, die ich seit einer Reihe von Jahren an Sonntag-Nachmittagen für den Wiener Volksbildungsverein gehalten habe und bei welchen die Zahl der Hörer und die gestellten Fragen immer zeigten, wie sehr man sich in weiten Kreisen für Dante interessiert.

Die vorliegende dritte Auflage stellt in Bezug auf ihre Poesie und auf ihre Prosa eine vollkommene Neubearbeitung dar. Sprechen wir zuerst von der Prosa. Sie besteht aus einem Vorwort von 12 Seiten, einer „Einführung in Dantes Göttliche Komödie" von über 70 Seiten und aus den „Übersichten und Rückblicken" am Schlusse des Bandes, im Umfang von ca. 60 Seiten. Im Vorwort beschäftigt sich der Verfasser mit der Wertung Dantes in Deutschland und mit seinem eigenem Werk im besonderen. Er sucht darin u. a. zu erklären, warum Deutschland in seinen akademisch gebildeten Kreisen weniger Dante-Leser habe als andere Länder (?). Die Argumente, mit welchen er diese, übrigens keineswegs evidente Behauptung stützt, sind wenig stichhältig und bisweilen recht kurios. 1. sagt Pochhammer (S. VII f.), weil man in Deutschland das Studium Dantes den „Fachleuten" überlasse. — Die Geschichte der deutschen Dante-Forschung beweist eher das Gegenteil. 2. weil wir in Goethes Faustdichtung unsere eigene „*Divina*" besitzen. — Diesen Grund wird kaum jemand anerkennen, denn trotz mancher Berührungspunkte sind die Göttliche Komödie und Faust doch grundverschiedene Werke. 3. Wir haben augenscheinlich zu früh (1865) eine deutsche Dante-Gesellschaft mit rein

wissenschaftlichem Arbeitsplan begründet, was auf weite Kreise eher abschreckend als anregend wirkte. Warum sollte die Dante-Forschung in diesem Falle nach anderen Grundsätzen zu beurteilen sein als die Goethe- oder Shakespeare-Forschung, denen die betreffenden Gesellschaften gar nicht geschadet haben? 4. Unsere konfessionelle Spaltung. — Dieses Argument besagt gar nichts, denn die Gesinnung Dantes muß ja dem Protestanten ebenso zusagen wie dem Katholiken.

Die nun folgende „Einführung“ wendet sich „an Leser, die noch nichts von Dante wissen, dafür aber von Goethe kommen“. Es mag nicht ganz unangebracht sein, bei einer Betrachtung der Göttlichen Komödie auch Goethes Stellung zu Dante und die Ideen des Faust mitheranzuziehen, keineswegs scheint es uns aber am Platze, diesen Vergleich in solcher Weise auszuschroten, wie Pochhammer es hier tut (S. LXXX ff.). Tausend Dinge sind für den „Danteneuling“ — um uns frei nach Pochhammer auszudrücken — notwendiger als das, was hier in geschmackloser Weise breitgetreten wird. Der Leser, „der von Dante noch nichts weiß“, wünscht doch vor allem über die Zeitgeschichte, über das Leben Dantes und das Wesen und die Schicksale seiner Werke orientiert zu werden. Die Biographie, welche Pochhammer auf 5 Seiten (S. XXI ff.) in Form einer tabellarischen Übersicht gibt, ist durchaus kein Ersatz für eine organische, aus den Ereignissen der Zeit und den Werken des Dichters geschöpfte Darstellung. Mit Recht haben ältere Danteforscher auf eine solche das Hauptgewicht gelegt. Pochhammers Absicht, der „Persönlichkeit“ Dantes näher zu kommen, kann nur auf diesem Wege realisiert werden, nicht aber durch philosophisch sein sollendes Gerede, welches dem Leser nie die Augen über Dante öffnen wird. Da liest man Auslassungen wie: „Die beiden Dichter (Dante und Goethe) sind nicht nur durch geschichtliche Entfernung und Nationalität, sondern auch durch die Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten so weit getrennt, daß keine Gefahr vorliegt, die Betrachtung ihrer Werke könne sie selbst über ihre Ebenbürtigkeit als Dichter hinaus gleichmachen wollen. Sie sind Säulen von gleicher Höhe, aber verschiedener Ordnung und müssen in ihrem Abstande bleiben, um den Zwei-Säulen-Tempel der abendländischen Idealpoesie zu bilden, der, da Durante Aldiger ein halber Germane ist, zu Dreivierteilen auf germanischem Boden steht“ (S. LXXX). Und was soll der folgende Satz heißen: „Wer zwei große Dichtungen würdigen will, muß zu ihrem Idealgehalt vordringen und darf nicht Äußerlichkeiten überschätzen. Goethe würde der deutsche Dante sein, auch wenn er die *Commedia* nicht gekannt hätte“ (S. LXXXVII). — Diese „Einführung“ zerfällt in 7 Kapitel. Das erste orientiert ganz kurz über die „Aufschrift“ von Dantes Werk. Hier wird zwar gesagt, daß Dante sein Gedicht kurzweg „*Commedia*“ nannte,

und daß erst die bewundernde Nachwelt den Beisatz „*Divina*“ hinzufügte; wie Dante aber dazukam, sein episches Werk eine Komödie zu nennen, das muß man anderwärts nachlesen. Und das fällt doch dem Leser vor allem auf. Ebenso kurz und unzureichend handelt das Schlußkapitel über den Text. Dazwischen liegen fünf umfassende Kapitel über den Erzähler Dante, den Denker, den Dichter, den Darsteller und den Erzieher — letzteres mit dem erwähnten „Gang durch Goethes Faust zur *Commedia*“.

Die „Übersichten und Rückblicke“ am Schlusse des Bandes sollen den fehlenden Kommentar ersetzen — was natürlich nicht möglich ist. Der Leser, der zu einer ihm nicht verständlichen Stelle kommt, wünscht in einer Anmerkung die Erklärung zu erhalten. Hier muß er erst lange suchen, bis er sie endlich findet — oder auch nicht findet. Oder soll er zuerst einen großen Teil des Gedichtes lesen und dann, wenn ihm die Einzelheiten entfallen sind, diese langen Aufsätze durchnehmen, wo alles kunterbunt durcheinander geworfen ist? In einer solchen Anordnung zeigt sich nicht viel militärisch-prompter Geist, sogar der „unpraktische“ Gelehrte wird sie unzweckmäßig finden. Es würde zu weit führen, wollten wir uns auf die Besprechung von Einzelheiten einlassen. Wer mit den unzähligen Fragen und Problemen der Dante-Forschung nur ein wenig vertraut ist, wird auf jeder Seite der „Einführung“ und der „Rückblicke“ hundert Bedenken haben. Wir verweisen, um doch einige Beispiele anzuführen, auf die Behauptungen, daß Dantes Ehe eine glückliche und daß er ein weitgereister Mann gewesen sei. Die erstere begründet Pochhammer lediglich mit den „liebevollen Beobachtungen der jungen Mutter“, die sich an verschiedenen Stellen der *Commedia* finden (S. 424). Für letztere führt er die „Flandrischen Dämme“ an, die (Inf. XV 1) „bei Rückkehr aus England vom Schiffe aus gesehen sind“, die „Londoner Merkwürdigkeit“ (das Herz des Prinzen Heinrich, das in einer Denksäule an der Themsebrücke beigesetzt wurde. Inf. XII 13) und die Eigenheiten Siziliens (Purg. VIII 8), die er alle an Ort und Stelle gesehen haben müsse, denn „Dante verläßt sich in solchen Dingen nicht auf Mitteilungen anderer“ erklärt Pochhammer (S. 418) — aber woher weiß er das? An anderer Stelle (S. 448) heißt es: „Der unentschlossene Esel (Parad. IV 1) heißt nach Buridan, wiewohl er in dessen Schriften nicht vorkommt, deutet aber auf den Aufenthalt Dantes in Paris, dessen Universität Buridan 1310 bezog“. Wir verweisen ferner auf die Deutung des vielumstrittenen *veltro* als Chan der Tataren, von *feltro* als Filz (S. XCV, 405). Zu dem so verschieden gedeuteten Vers „*Si che il piè fermo sempre era il piu basso*“ (Inf. I 30) macht Pochhammer folgende Bemerkung: „Der 'untere Fuß' des Bergsteigers ist nur dann ständig der festere, wenn der Wanderer sich im Schraubengange einen Berg hinanwindet. Hebt er sich auf den mehr tastenden, inneren (oberen) Fuß, so hat der andere (hier

der rechte) keinen Halt, während der höhere Fuß einen solchen am Hang von selbst findet, sobald der Wanderer auf dem äußeren (unteren) ruht" (S. 404). Das verstehe, wer kann.

Große Wichtigkeit legt Pochhammer den verschiedenen Skizzen bei, mit welchen er sein Werk ausgestattet hat. Er sagt, er habe Dante stets mit dem Bleistift in der Hand gelesen und er verdanke dieser Methode seine Einsicht in die Dichtung. „Das Moltke-Wort: 'Kriegsgeschichte ist keine Sofalektüre, es gehört die Karte dazu und der Zirkel!' hat mich ein Menschenalter hindurch begleitet. Der Feldmarschall würde etwas Ähnliches wohl auch als Danteleser gesagt haben ... Den Griffel hat Dante wahrscheinlich auch geführt, als er sein Gotteshaus baute. Hat er es nicht getan, ist er der erste Gedankenzeichner der Welt" (S. XIV). Diese Zeichnungen sind gewiß schätzbare Beigaben und werden mit zum Verständnis beitragen. Leider geht Pochhammer in dieser Hinsicht bisweilen zu weit. Die „Graphische *Vita nuova*-Studie, ein Einblick in die Technik Dantes" (S. LVI), wo Dantes *Vita nuova* auf Grund der 1859 von Norton (Cambridge, Mass.) „erkannten" Struktur der Dichtung, als „tektonisches Kunstwerk" betrachtet wird, ist barer Unsinn und auch der größte Dante-Verehrer wird nur mit Befremden lesen, wie in dem Jugendwerke des Dichters „26 Sonette wie Ehrentafeln zwischen 5 Pilastern in eine Tempelwand (Prosa) eingelassen" erscheinen.

Solcher Art ist die Prosa. Nun die Bearbeitung des Gedichtes. Pochhammer versichert selbst, er halte es für eine Unmöglichkeit, durch eine Wiedergabe der *Commedia* jeden Leser zu befriedigen. „Eine solche Persönlichkeit wie die Dantes ist dazu da, daß wir im Verkehr mit ihr die eigne entwickeln (?). Den deutschen Dante schreiben zu wollen, wäre überhaupt ein falsches Ziel" (S. XI). Die Umarbeitung des älteren Textes habe er durchgeführt „im Sinne einer von vornherein in Aussicht gestellten näheren Heranführung an das Original", die er aber erst vornehmen konnte, „nachdem die Flüssigkeit der Sprache so weit erreicht war, als dies in seinen Kräften stand" (S. V). Schade, daß die letzteren nicht so weit reichten, um das „Übelbuchtenfeld", wie Pochhammer Dantes „*Malebolge*" verdeutscht, durch einen besseren Ausdruck zu ersetzen. Statt „Fegefeuer" *(Purgatorio)* „Berg der Läuterung" zu schreiben, ist wohl nicht nötig, da der Leser ja selbst erkennt, daß sich Dante das Fegefeuer als einen Berg denkt. Immerhin verdient diese Bezeichnung noch den Vorzug vor dem „Fegeberg", welchen ein anderer neuerer Dante-Bearbeiter eingeführt hat. Die Pedanterie das „Paradies" *(Paradiso)* stets „Himmlisches Paradies" zu nennen, um es nicht mit dem irdischen Paradies (am Schlusse des *Purgatorio*) zu verwechseln, ist nicht zu rechtfertigen. Die Ungenauigkeit in der Überschrift „Paradies" hat bisher wohl keinen Leser gestört. Daß die Verwendung von Stanzen anstatt Terzinen ein sehr bedenklicher Mißgriff ist, wurde schon anläßlich

der ersten Auflage vielfach betont. Da die Terzine ein Essentiale des Gedichtes ist, bringt ihr Fallenlassen eine Entstellung mit sich und verfälscht den ganzen Eindruck. Die Terzine gehört mit zu der Vorstellung, welche derjenige hat, der von der *Divina Commedia* spricht. Die Dreiheit, die das ganze Werk erfüllt, kommt auch im Versmaß zum Ausdruck. Scheut man im Deutschen die Schwierigkeit des Reims, so wähle man Schlegel-Terzinen oder reimlose fünffüßige Jamben, wie Philalethes und Witte sie verwendeten. Wer sich aber die Mühe geben will, jeweils drei Reimworte zu suchen, der möge bei der echten Terzine des Originals bleiben. Es geht nicht an, Dantes Gedanken in das Versmaß Tassos oder Ariostos zu zwängen. Warum sollen übrigens die Stanzen das deutsche Ohr mehr „suchen" als die Terzinen? Und welche gewaltsame Kürzungen und Streckungen muß Pochhammer am Schlusse der verschieden langen Gesänge oft vornehmen, damit sie alle mit einer achtzeiligen Strophe enden und in das Prokrustesbett passen! In Anbetracht der vielen Bedenken, die sich sogleich melden, verlangt Pochhammer mit Recht, daß sich der Leser „zunächst" mit dieser Änderung abfinde. Sie beruhe übrigens, wie er sagt, nicht auf einem vorgefaßten Plane, sondern er führt sie, wie seine Beschäftigung mit Dante überhaupt, auf eine Art Inspiration zurück. „Daß sich mir eines Tages die Hölleninschrift in eine Ottave umsetzte, war mir selbst ein Erlebnis" (S. XII). Und er erzählt dem Leser von der begeisterten Zustimmung Wildenbruchs für sein System. Unter dieser habe er weiter gearbeitet. Doch wollte er sich damit anfänglich nur Vortragsstoff für einen Dante-Rhapsoden, „der er inzwischen geworden war", schaffen. Aber „drei Dante-Kenner erster Ordnung": L. Wiese Exzellenz, F. X. Kraus und Scartazzini" „forderten" die Drucklegung seines Elaborats. Da war natürlich nichts zu machen. „*Force majeure*, unwiderstehlicher Zwang" bekennt der überzeugte Leser und als er erfährt, daß Fürst Bülow einer der ersten Hörer der noch ungedruckten Strophen war, und daß ihm auch Hermann Grimm seine Anerkennung zollte (S. XII, XIII), wagt er nichts mehr einzuwenden. Er ist eingeschüchtert.

Trotz alledem erlauben wir uns im folgenden zwei der bekanntesten Stellen der *Divina Commedia* in Pochhammers Wiedergabe mit der guten alten Übersetzung von Streckfuß zu vergleichen und überlassen es dem Leser, auszudenken, was Wildenbruch und Bülow gesagt hätten, wenn man ihnen die Verse des letzteren vorgelesen hätte, die ihrem Gedächtnis gerade wohl damals nicht gegenwärtig waren.

Streckfuß:	Pochhammer:
Inschrift auf dem Höllentor (Inf. III 1 ff.)	
Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,	Durch mich geht ein man in die Stadt der Klage,
Ich führe Dich zum unbegrenzten Leid,	Durch mich dahin, wo ewig Schmerz nur wohnt,

Ich führe Dich zum Volke der Verlornen.

Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit,
Die erste Liebe wirkte mich zu gründen,
Die höchste Weisheit und Allmächtigkeit.

Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ewiges und ewig daur' auch ich.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden.

Durch mich zum Volk, das ich verloren sage!
Mich schuf, der allgerecht bestraft und lohnt:
Der Vater, machtvoll schon vor ird'schem Tage,
Der Sohn und der als Geist der Liebe thront!
Von Ewigkeit bin ich — für Ewigkeiten:
Die Hoffnung laßt zurück beim Weiterschreiten!

Francesca da Rimini und Paolo Malatesta (Inf. V 127 ff.)

Wir lasen einst, weil's beiden Kurzweil machte,
Von Lancelot, wie ihn die Lieb umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb unsre Blick' und macht' uns oft erblassen,
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang.

Wir lasen wie das Lächeln voll Verlangen
Hinweggeküßt der Liebende, und er,
Der nie von meiner Seite mehr gegangen,

Küßt' mir den Mund ganz zitternd drauf wie der.
Galeotto war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.

Der eine Schatten sprach's, der andere faßte
Sich kaum vor Weinen, und mir schwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,

Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

Wir lesen eines Tages — zum Vergnügen —
Von Lancelot, wie Liebe ihn bezwang,
Ganz einsam, während noch kein lockend Lügen
In unsrer Seele von Versuchung sang.
Die Farbe nur entwich aus unsern Zügen,
So oft ein rascher Blick zum andern sprang —
Doch nur die eine, schicksalschwere Stelle
Ward uns der Liebe wie des Todes Quelle:

Wir lesen, wie ein lächelnd Weib er heiter
Geküßt: da küßte — bebend — der mir lieb
Mich auf den Mund. — Nun ewig mein Begleiter!
Ein Kuppler war das Buch und der es schrieb!
Wir lasen drauf ... an jenem Tag ... nicht weiter.
Als so sie sprach und er *im Weinen blieb*,
Stockt' mir das Blut: von Mitleid ganz durchdrungen
Sank ich zu Boden, wie vom Tod bezwungen — —.

Wer den Originaltext der beiden Stellen kennt, wird ohne weiteres zugeben, daß Streckfuß demselben nicht nur dem Wort, sondern auch dem Geist nach unstreitig näher gekommen ist. Speziell bezüglich des zweiten Passus hätte Pochhammer sein eigenes Wort (S. 415) beherzigen sollen: „Jede Übertragung ist hier noch machtloser als überall sonst, *weil sie es nicht wagen*

darf, sich vom Wortlaut zu entfernen". Abgesehen von gewissen Veränderungen, welche die neuere Textkritik und die Wandlungen des Sprachgebrauchs notwendig machten, ist die Streckfußsche Übersetzung so gut, daß man nach ihr überhaupt keine neue mehr braucht. Noch weniger bedarf es einer freien Bearbeitung. Pochhammer sucht (S. XCVI) eine solche zu rechtfertigen, indem er sagt: solange man die Urschrift der *Divina Commedia* nicht besitze, die allein das Recht verleihen würde, „Wort für Wort die gewaltige Dichtung auch in fremder Sprache wieder aufzubauen ... kann man der Ansicht sein, ihr mit freierer Wiedergabe weniger wehe zu tun". Wir halten diese Folgerung nicht für richtig und glauben nicht, daß eine solche freie Bearbeitung dem großen deutschen Publikum das Verständnis Dantes erschließen könne. Sie ist zu frei, um ihm das Original zu ersetzen. Anderseits ist sie zu unfrei, um einen originellen Dichtungswert zu beanspruchen (was ja auch nicht beabsichtigt ist). Wir würdigen vollinhaltlich die wahre Begeisterung, welche diese Arbeit erfüllt, wir verkennen nicht die große Mühe, welche in diesem Buche liegt, aber wir können uns mit dem Resultat nicht einverstanden erklären.

Die Ausstattung des prächtigen Bandes verdient alles Lob.

Wien. Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Karl Theodor v. Heigel, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München 1913. IV und 398 SS.

Man mag billig zweifeln, welchem der 12 Aufsätze, die der Verf. in diesem Bande vereinigt hat, der Preis zuzuerkennen sei. Sie liegen hier nicht in chronologischer Reihenfolge ihres Entstehens, eher in einer Art von sachlicher Chronologie vor: 1. Prinz Eugen von Savoyen, 2. Peter der Große und die Deutschen, 3. Maria Theresia und Marie Antoinette, 4. Antoine Barnave, 5. Lucian Bonaparte, 6. Andreas Hofer, 7. Metternich, 8. Gneisenau, 9. Friedrich Christoph Dahlmann, 10. Hippolyte Taine, 11. Festrede zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms I. und 12. Zum 18. Oktober 1908. Uns Österreicher werden am meisten die Nummern 1, 3, 6 und 7 interessieren. Es sind auch, von lokalpatriotischen Gesichtspunkten abgesehen, fast die wichtigsten, und namentlich die Abhandlung über Eugen von Savoyen, die vornehmlich auf dem Fundament der Arbeiten Alfreds von Arneth ruht, zeigt alle Vorzüge der Essais Heigels in hervorragendem Maße: das Wichtigste aus der Masse des Stoffes herauszuheben und in glücklicher Formulierung vorzulegen. Mit Recht wird darauf hin-

gewiesen, daß es sich bei Eugens Taten nicht bloß um Veränderung der Grenzpfähle handelt, sondern um eine großartige Kulturmission — „im Leben dieses Mannes schlägt der Pulsschlag der Weltgeschichte". Nummer 3 sucht im Hinblick auf die so verschiedenartigen Urteile über Marie Antoinette, dieser unglücklichen Königin, gerecht zu werden und führt den Nachweis, daß sie wohl „zuweilen ihre Stellung, niemals aber ihre Pflicht vergessen hat". Die Beeinflussung durch ihre Mutter, dann durch ihre Brüder wird gut herausgehoben und ihre Haltung in den Tagen des Unglücks richtig beleuchtet. Bei der großen Divergenz der Urteile über Andreas Hofer berührt die einfache, nüchterne und streng sachliche (S. 189 ff.) Beurteilung der Fähigkeiten und Erfolge des Sandwirtes durchaus wohltuend. Gewiß: „Hofer und seine Freunde sind nicht deutsche Helden; der Gesichtspunkt, daß es sich um deutsche Ehre handle, war ihnen fremd, aber die Kühnheit, womit sie in einer Zeit, da alle Fürsten um die Gunst Napoleons buhlten, für ihre Selbsterhaltung sich dem Übermächtigen entgegenstellten, machte gewaltigen Eindruck in Deutschland". „Für Österreich, wofür Hofer freudig starb, schien sein Tod ein unnützes Opfer, für Deutschland, das der Bauer kaum dem Namen nach kannte, woran ihn kein Band der Anhänglichkeit knüpfte, wurde sein Tod von Bedeutung".

Der Aufsatz über Metternich weist so gegenüber verschiedenartigen Beurteilungen, wie sie dieser seitens Talleyrands, Lord Hollands und anderer gefunden, auf die Verdienste und Mängel seiner Politik und vornehmlich darauf hin, daß man sich bei deren Darstellung am wenigsten auf die Wahrhaftigkeit seiner eigenen Memoiren verlassen darf. Von den übrigen Charakterbildern verdient das von Antoine Barnave alle Beachtung, in gleicher Weise das von Gneisenau, dessen große Leistungen hier in wenigen lapidaren Sätzen zusammengefaßt sind. Wie gut ist endlich auch der Historiker Taine (S. 338 ff.) charakterisiert, und daß man bei einem Historiker, wie es Heigel ist, auch über so oft behandelte Themen, wie es die beiden letzten sind, immer noch viele neue Gesichtspunkte finden wird, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Gewiß wird, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, auch dieser Strauß, den er uns darbietet, nicht als verwelkt und wertlos befunden werden.

Graz. J. Loserth.

Ferdinand Strenger, Strabos Erdkunde von Libyen. Berlin, Weidmann 1913 (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin. 28. Heft). Preis 5 Mk.

Der Verf. hat sich die auch schon vor ihm behandelte Aufgabe gestellt, zu zeigen, welche Quellen Strabo für die Schilderung der libyschen Landeskunde, die im 17. Buch seiner Geographie

und in den entdeckungsgeschichtlichen Erörterungen des 1. und 2. Buches gegeben ist, benutzt hat. In seinen fleißigen, doch unübersichtlichen Ausführungen kommt er zu dem Ergebnis, daß Strabo hauptsächlich aus Artemidor, Eratosthenes und Polybius, für die Schilderung Kyrenes aus Demetrius von Skepsis geschöpft hat. Er zeigt, daß Strabos Arbeitsweise nicht zu einer für seine Zeit modernen Landeskunde führen konnte, daß vielmehr infolge der zeitlichen Verschiedenheit der gelegentlich unwissenschaftlich benutzten Quellen Widersprüche nicht selten sind.

Elbogen. Dr. J. Weiss.

S. Schneider und Dr. B. Imendörffer, Mein Österreich, mein Vaterland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des österr. Kaiserstaates. II. Band. Wien 1914, Verlag für vaterländische Literatur, G. m. b. H.

Der zweite Band des Werkes enthält die Darstellung Tirols und Vorarlbergs, der Karstländer, der Sudetenländer, Galiziens, der Bukowina und in einem Anhange einen kurzgefaßten Überblick über die Länder der ungarischen Krone und der Reichslande Bosnien und Herzegowina. Der Bildschmuck ist auch hier sehr reich und nahezu durchwegs einwandfrei. Die Einschaltung einzelner Tafeln ist ungehörig. So erscheint das Bild der Ampezzostraße mitten in der Darstellung Istriens, die Grotten von St. Canzian finden sich innerhalb der Behandlung Tirols, der Blick vom „Rosengartl“ bei Vorarlberg. Die Beziehungen zwischen Bild und Text sind ähnlich lose wie im ersten Bande. Inhaltlich steht der zweite Band höher als dieser. Einzelne Abschnitte, wie namentlich der über Galizien und Lodomerien, sind recht gelungen und entsprechen durchaus dem angestrebten Zwecke. Dem Unterrichte wird dieser Band manch wertvolle Unterstützung bieten können.

Wien. J. Müllner.

Elemente der höheren Mathematik für Studierende der technischen und Naturwissenschaften. Von Dr. Lothar Schrutka Edlem von Rechtenstamm, a. o. Professor an der deutschen technischen Hochschule in Brünn. Mit 136 Textfiguren. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1912.

Der Weg, den der Verfasser in dem vorliegenden Buche beschritten hat, ist dadurch gekennzeichnet, daß er „den zu behandelnden Stoff durch prinzipielle, klar formulierte Einschränkungen soweit einengte, daß er um nicht mehr als notwendig über das in den technischen und Naturwissenschaften erforderliche Maß hinaus-

ragt“. Der Verf. hat eine solche Auswahl des Stoffes getroffen, daß diese durchaus nach dem Kriterium der Bedeutung für die angewandte Mathematik erfolgt ist. Die Begriffe sind an einfachen Beispielen klargestellt worden. Auf entlegene Spekulationen der mathematischen Forschung wurde entsprechend der Tendenz des Buches nicht eingegangen.

Dem Buche sind auch Aufgaben beigegeben, sie sind nicht zu häufig und stellen selten bloße Anwendungen der Formeln dar; meistens sind es Parallelbeispiele zu den im Text behandelten oder Weiterführungen von solchen oder Verifikationen bekannter Resultate auf anderem Wege u. dgl.; sie sind meistens den Anwendungen entnommen. Auf strenge Systematik ist in dem Buche verzichtet worden. Die Darstellung der gebotenen Lehren zeigt zur Genüge, daß dem Buche die vom Verf. gehaltenen Vorlesungen zugrunde gelegt wurden.

Der erste Abschnitt handelt von den Grundlagen der Anwendung der Mathematik auf andere Wissensgebiete, von dem Begriffe der Veränderlichen und der Funktion, von der Darstellung der Funktion und den Grundbegriffen der analytischen Geometrie, im speziellen der geraden Linie, dem Kreise (Einführung der Polarkoordinaten), der Koordinatentransformation und der Parabel.

Im zweiten Abschnitte, der von den Grundlagen der Differentialrechnung handelt, stellt der Verf. zunächst einige vorbereitende Untersuchungen zur Grundlegung der Differentialrechnung an, wendet sich dann zur Theorie der Grenzwerte, zur Erläuterung des Begriffes der Stetigkeit, zur Aufstellung des Differentialquotienten und der Anwendung desselben im Tangenten- und Normalenproblem. Hierauf betrachtet der Verf. die Maxima und Minima von Funktionen und gibt einige zweckentsprechende und bemerkenswerte Beispiele hiezu. Die Differentiation rationaler Funktionen und anderer algebraischer Funktionen wird im folgenden gelehrt.

Im dritten Abschnitt, der von den Grundlagen der Integralrechnung handelt, wird ausgehend von der Berechnung von Flächeninhalten der Begriff des bestimmten Integrals eingeführt, dann dessen Eigenschaften erörtert und erst dann zum unbestimmten Integral übergegangen. Nach einer Erläuterung der wesentlichsten Integrationsmethoden (Transformation eines Integrales durch Substitution und partielle Integration) werden die geometrischen und mechanischen Anwendungen der bestimmten Integrale dargestellt, also in ersterer Beziehung Probleme der Rektifikation, Komplanation und Kubatur, in letzterer Hinsicht Aufgaben über Masse und Dichte, über das statische Moment, den Schwerpunkt einschließlich der Regeln von Guldin und über das Trägheitsmoment.

Im vierten Abschnitte erfolgt die Weiterführung der Differential- und Integralrechnung, die Einführung in die logarithmischen, Exponential- und Winkelfunktionen. Die vollständige Diskussion

der Maximal- und Minimalprobleme zwingt den Verfasser, auf die höheren Differentialquotienten des näheren einzugehen.

Sehr wichtig sind die Approximationen und Reihenentwicklungen, die im fünften Abschnitte zur Darstellung gelangen. An dieser Stelle werden die komplexen Funktionen und die namentlich bei Problemen der höheren Physik so wesentlichen Fourierschen Entwicklungen besprochen.

Die beiden folgenden Abschnitte sind der Weiterführung der analytischen Geometrie der Ebene und der analytischen Geometrie des Raumes gewidmet. Anschließend daran wird auf die Differentiation von Funktionen mehrerer Variabeln eingegangen und eine recht gelungene Theorie der mehrfachen Integrale gegeben.

In sehr anregender Weise werden im letzten Abschnitte des Buches die allgemeinen Eigenschaften der algebraischen Gleichungen, die parabolische Interpolation und ihre Anwendung auf die approximative Quadratur vorgeführt und die numerische und algebraische Auflösung der Gleichungen gelehrt.

Praktischen Bedürfnissen entspricht auch die dem Buche anhangsweise angeschlossene Formelsammlung; diese enthält Formeln, die als bekannt vorausgesetzt werden, aber auch solche, die im Text des Buches aufgestellt werden, wobei auf die betreffenden Stellen verwiesen ist.

Das Studium des Buches zeigt, daß es den praktischen Bedürfnissen der Studierenden der technischen und Naturwissenschaften angepaßt ist. Wo immer es nur anging, ist den einzelnen Theoremen der höheren Analysis die geometrische Interpretation beigegeben, wodurch nicht nur das Verständnis der Theoreme wesentlich gefördert erscheint, sondern auch auf die Giltigkeitsgrenzen und Giltigkeitsbedingungen derselben in sehr zweckmäßiger Weise hingewiesen werden konnte.

Wenn auch in dem Buche viele Beispiele vorgeführt wurden, so ist doch zur Einübung der einzelnen Rechenvorschriften die Heranziehung eines Übungsbuches unabweislich.

Bedauert hat der Ref., daß mehrere Partien, deren der Praktiker nicht entraten kann, keine Aufnahme gefunden haben; dahin gehören die Lehre von den Determinanten, deren Grundzüge wenigstens Aufnahme hätten finden sollen, ferner das Wesentlichste über Differentialgleichungen, einschließlich der besonders in der mathematischen Physik so oft gebrauchten partiellen Differentialgleichungen, weiters eine weitergehende Theorie der Flächen und endlich wäre wohl eine Berücksichtigung der Fundamentallehren der Variationsrechnung am Platze gewesen. Um Platz zu gewinnen, hätten manche Erörterungen gekürzt werden oder ganz wegfallen können; dies gilt z. B. von der Betrachtung der Ellipse, Hyperbel und Parabel als Kegelschnitte, von der sehr breitspurigen Diskussion der allgemeinen Gleichung zweiten Grades in Cartesischen Koordi-

naten, von einer kürzeren Darstellung der mechanischen Anwendungen der bestimmten Integrale usw.

Immerhin aber wird das vorliegende Buch den Studierenden der technischen und der Naturwissenschaften sich recht nützlich erweisen und auch vielfach von Lehrern an Mittelschulen, welche ihre Schüler in die Elemente der Infinitesimalrechnung einführen wollen, gebraucht werden können.

Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung. Von Dr. **Max Planck**, Professor der theoretischen Physik an der Universität Berlin. Mit 7 Abbildungen. Zweite, teilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1913, J. A. Barth. Preis geh. 7 Mk.

Der Verf. hatte — wie er schon in der Vorrede zur ersten Auflage des Buches bemerkt — ursprünglich den Plan, die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen über die Theorie der Wärmestrahlung, Untersuchungen, auf welche sich seine im Jahre 1905/06 an der Berliner Universität gehaltenen Vorlesungen beziehen, zu veröffentlichen. Doch hielt er es für geraten, dem Buche eine größere Basis zu geben und ein Lehrbuch zu verfassen, in dem die Theorie der strahlenden Wärme auf einheitlicher thermodynamischer Grundlage gegeben wird. Wenn dann auch auf die Arbeiten anderer genauer eingegangen werden mußte, hat der Verf. seine eigenen Forschungen an den geeigneten Stellen in die Darstellung verwoben.

Der Verf. ist in der neuen Auflage als Förderer der Hypothese des elementaren Wirkungsquantums aufgetreten und zeigt auch das zur Stütze der Quantenhypothese von W. Nernst aufgestellte Wärmetheorem, nach dem nicht nur die Strahlungs-, sondern auch die molekularen Vorgänge sich nach gewissen, elementaren Quanten von bestimmter endlicher Größe abspielen. Um der Quantenhypothese zum Durchbruch zu verhelfen, hat der Verf. sie möglichst an die klassische Dynamik angeschlossen.

Im ersten Abschnitte behandelt der Verf. die Grundtatsachen und die Definitionen. Es wird dann eingehend die Strahlung beim thermodynamischen Gleichgewicht erörtert und der Satz abgeleitet, daß im Inneren eines im thermodynamischen Gleichgewichte befindlichen Mediums die spezifische Strahlungsintensität einer bestimmten Schwingungszahl gleich dem Quotienten aus dem Emissionskoeffizienten und dem Absorptionskoeffizienten des Mediums für diese Schwingungszahl ist. Der Verf. gelangt dann in seinen weiteren Entwicklungen zum Kirchhoffschen Satze, daß das Verhältnis des Emissionsvermögens zum Absorptionsvermögen eines Körpers unabhängig von dessen Beschaffenheit ist. Im weiteren wird der schwarzen Strahlung besonderes Augenmerk zugewendet.

Im zweiten Abschnitte, der von den Folgerungen aus der Elektrodynamik und der Thermodynamik handelt, hat zunächst der

Verf. die elektromagnetische Theorie des Lichtes herangezogen, um die magnetische Kraft zu berechnen, die ein im Vakuum fortschreitender Licht- oder Wärmestrahl beim Auftreffen auf eine ruhend gedachte spiegelnde Fläche ausübt (Maxwellscher Strahlungsdruck). Dann wendet sich der Verf. zur Deduktion des Stefan-Boltzmannschen Strahlungsgesetzes und des von W. Wien aufgestellten Verschiebungsgesetzes. Demselben gibt der Verfasser in Gleichung 107 jene Form, welche zur experimentellen Prüfung des Gesetzes am meisten geeignet erscheint.

Im folgenden wird von der Strahlung von beliebiger spektraler Energieverteilung und von der Entropie und Temperatur monochromatischer Strahlung gehandelt. Weiters werden in dem Abschnitte über die elektrodynamischen Vorgänge im stationären Strahlungsfelde die Vorgänge in einem vollkommen von spiegelnden Wänden begrenzten Vakuum, das nach allen Richtungen gleichmäßig von Wärmestrahlung durchkreuzt wird, vom Standpunkte der reinen Elektrodynamik betrachtet und dann die Beziehungen zwischen den elektrodynamischen und thermodynamischen Größen ermittelt.

Im dritten Abschnitte (Entropie und Wahrscheinlichkeit) wird von dem Satze, daß die Entropie eines physikalischen Systems in einem bestimmten Zustande lediglich von der Wahrscheinlichkeit dieses Zustandes abhängt, ausgehend zur Aufstellung der Quantenhypothese übergegangen. Die abgeleitete Methode zur Berechnung der Entropie eines physikalischen Systems in einem gegebenen Zustande wird angewendet, um die Entropie eines idealen einatomigen Gesetzes in einem beliebigen Zustande, der gegeben ist, zu berechnen. Hier lehnt sich der Verf. vielfach an die von Boltzmann gegebenen Betrachtungen an. Nach Erörterung des Falles idealer linearer Oszillatoren wendet sich der Verf. zur direkten Berechnung der Entropie im thermodynamischen Gleichgewichte.

Der vierte Abschnitt umfaßt die Theorie des Systems von Oszillatoren im stationären Strahlungsfelde. In der Betrachtung des Gesetzes der normalen Energieverteilung und der Elementarquanta der Materie und der Elektrizität wird unter anderem jene Gleichung deduziert, die als die allgemeinste Definition der Entropie angesehen werden kann. Sie wird durch die thermodynamische Wahrscheinlichkeit ausgedrückt.

Im fünften Abschnitte werden die irreversiblen Strahlungsvorgänge erörtert. Werden ganz beliebige Strahlungsvorgänge betrachtet, die sich in einem völlig evakuierten, von spiegelnden Wänden umschlossenen Hohlraum abspielen, so kann bei ihnen von irgend einer Art Irreversibilität nicht die Rede sein, da die Strahlungsvorgänge durch die Prinzipien der klassischen Elektrodynamik geregelt sind. Erst durch den Hinzutritt emittierender und absorbierender Substanz wird ein irreversibles Element eingeführt. Der Verf. betrachtet, nachdem er zuerst ein beliebiges Strahlungsfeld ins Auge gefaßt hat, den Fall, daß ein Oszillator

sich im Strahlungsfelde befinde und daß diesem ein System von Oszillatoren angehöre. Schließlich wird gezeigt, welche Bedeutung die beiden Hauptsätze der Thermodynamik für die betrachteten irreversiblen Vorgänge besitzen, also das Prinzip der Erhaltung der Energie und jenes der Vermehrung der Entropie.

Schließlich gibt der Verf. ein Verzeichnis der von ihm früher veröffentlichten Schriften aus dem Gebiete der Wärmestrahlung und der Quantenhypothese an und setzt diesen Schriften die Paragraphen des vorliegenden Buches bei, in denen derselbe Gegenstand zur Behandlung gekommen ist.

Der theoretische Wert dieses Buches ist ein sehr bedeutender. Jedenfalls kann gesagt werden, daß in dieser Publikation der Weg angebahnt erscheint, um die Vorgänge der Energiestrahlung von demselben Gesichtspunkte aus zu überblicken wie jene der Molekularbewegungen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

R. Hesse und F. Doflein, Tierbau und Tierleben im Zusammenhang betrachtet. Band 2: Das Tier als Glied des Naturganzen von Franz Doflein. 960 SS., 740 Abbildungen im Text und 20 Tafeln im Schwarz- und Buntdruck. Lex.-8⁰. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914. Preis in Ganzleinen geb. 20 Mk., im Halbfranzband 22 Mk.

Der angezeigte Band bringt ein großzügig angelegtes, in der biologischen Literatur einzig dastehendes Werk zum Abschluß; mit großer Spannung sah man sowohl in den Fach- als in den beteiligten Laienkreisen seiner Vollendung entgegen, handelte es sich doch um eine zusammenfassende Darstellung der Tierbiologie, wie sie bisher noch nicht gewagt worden ist. Wie so oft, wenn es sich um das Gelingen eines großen Werkes handelt, ward auch diesmal die Geduld auf eine harte Probe gestellt: vier Jahre verflossen seit der Herausgabe des ersten Bandes und dies ist kaum die Hälfte der Zeit, welche der Verf. auf die Bewältigung seiner Arbeit wendete. Eine umfangreiche, in zahlreichen Fachschriften zerstreute Literatur mußte gesichtet, das Material für einzelne Abschnitte, wie z. B. für die Kapitel über die Ernährung, den Parasitismus, über Schutz und Verteidigung, über das Verhältnis der Geschlechter, über Brutpflege, Geselligkeit und Herdenbildung u. v. a. erst mühsam zusammengetragen, durch eigene Untersuchungen ergänzt und unter die Gesichtspunkte der Darstellung gebracht werden; diese Abschnitte bieten denn auch dem Fachmann manch neue Gedanken und Tatsachen. Während der erste Band den Bauverhältnissen und Funktionen des Tierkörpers gewidmet ist, legt der zweite das Hauptgewicht auf die Erscheinungen des Tierlebens. Eine kurze Einleitung bringt dem Leser die Er-

klärung einiger wichtiger, in der Folge häufig gebrauchter Termini (Lebensraum, regulatorische und organisatorische Anpassungen usw.). Der dargebotene Stoff ist auf drei Bücher verteilt; sein Umfang forderte eine übersichtliche Gliederung. Sie ergab sich naturgemäß unter Rücksichtnahme auf die Faktoren, deren Einflüsse im Lebensraum eines jeden Tieres nachweisbar sind. Diese Einflüsse gehen teils von belebten (der es umgebenden Tier- und Pflanzenwelt), teils unbelebten Faktoren (klimatische Bedingungen, Licht, Schwerkraft u. a.) aus; mit ihnen ist das Tier auf Grund seiner morphologischen, physiologischen und psychologischen Anpassungen eng verknüpft. Diese beiden Hauptgruppen der Faktoren sind der Stoffeinteilung zu Grunde gelegt. Das erste Buch trägt die Überschrift „Das Tier und die belebten Elemente seines Lebensraumes“, das zweite Buch „Das Tier und die unbelebten Elemente seines Lebensraumes“. Es mag befremdlich erscheinen, daß der Verf. mit den weitaus verwickelteren Vorgängen beginnt, die an das Verständnis des Laien weit schwieriger heranzubringen sind, zumal es sich vielfach um noch ungelöste Probleme handelt. Diese Anordnung bietet jedoch den für die Vereinfachung der Stoffbehandlung nicht zu unterschätzenden Vorteil, an die durchsichtigeren Vorgänge, die unter dem Einfluß der unbelebten Elemente am Tierkörper und im Tierleben in Erscheinung treten und Gegenstand des zweiten Buches sind, die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Tierlebens, soweit sie bis heute eine Aufklärung fanden, angliedern zu können; sie bilden den Gegenstand des dritten Buches und zugleich den Abschluß des ganzen Werkes. Ich muß mir leider versagen, so verlockend es bei der Fülle des Gebotenen wäre, auf Einzelheiten einzugehen, und mich bescheiden, den Inhalt des Werkes in groben Umrissen zu skizzieren.

Die Einleitung zum ersten Buch führt an einer Reihe von Beispielen den Leser in das Wesen einer Lebensgemeinschaft ein; er soll erkennen, daß die Gemeinschaft von Pflanzen und Tieren irgendeines kleinen Stückchens der Erdoberfläche keine zufällig zusammengewürfelte Gesellschaft, sondern ein einheitliches Gefüge ist, in dem jedes Glied mit dem anderen durch gesetzmäßige Beziehungen verbunden ist, daß wir niemals die Eigentümlichkeiten eines Organismus in seinem Körperbau und seiner Lebensweise verstehen könnten, wenn wir ihn für sich, losgelöst von seinen natürlichen Existenzbedingungen betrachten würden. Das Erforschen einer Biocönose ist daher von größter, nicht allein theoretischer, sondern, wie der Verf. an Beispielen zeigt, auch praktischer Bedeutung. Das erste Buch stellt sich dementsprechend die Aufgabe, den Zusammenhang der Tierarten mit den übrigen Organismen zu beleuchten. Eine zweckmäßige Stoffgliederung erleichtert dem Leser die Übersicht über den umfangreichen Gegenstand; sie ergab sich ungezwungen unter Berücksichtigung der beiden Hauptmomente des aktiven Tierlebens — der Selbsterhaltung und Arterhaltung,

die sich als Nahrungserwerb und Fortpflanzungstrieb äußern und notwendig Kampf sowie Verteidigung im Gefolge haben. Unter diesen Gesichtspunkten werden in besonderen Kapiteln die Ernährungsbiologie, die Organismen als Feinde der Tiere, das Geschlechtsleben der Tiere, die Tierwanderungen, die Versorgung der Nachkommenschaft, Gesellschaftsbildungen im Tierreich, die staatenbildenden Insekten in anschaulicher und fesselnder Darstellung behandelt. Wie schon diese kurze Inhaltsübersicht erkennen läßt, ist der bewältigte Stoff ein außerordentlich umfangreicher; 750 Seiten, das sind fast fünf Sechstel des Bandes sind ihm gewidmet. Dazu kommt noch, daß die zur Besprechung gestellten Zusammenhänge häufig so kompliziert sind, daß eine breitere Darstellung zur Gewinnung einer Einsicht notwendig war als in den letzten Büchern, insbesondere im zweiten Buch, welches die Abhängigkeit der Tiere von kosmischen Einflüssen, vom Medium, von der Nahrung, Temperatur, Klima und dem Licht erörtert. Zahlreiche treffliche Abbildungen verdeutlichen den Text und bilden mit diesem ein einheitliches Ganze, nicht aber wie in so manchen für größere Leserkreise bestimmten Literaturwerken eine auf die Schaulust berechnete Beigabe. Sie sind zum großen Teile Originale und unter Leitung des Autors von hervorragenden Künstlern nach der Natur gezeichnet; einige Tafeln im Buntdruck sind äußerst gelungene Reproduktionen hervorragender Gemälde von Bruno Liljefors (Auerhahnbalz, Birkhahnbalz u. a.). Das dritte Buch gehört zu den interessantesten des Bandes; in zwei Kapiteln gelangt die Zweckmäßigkeit im Tierbau und Tierleben zur Darstellung: der Leser wird vor jene großen Rätsel gestellt, die seit alters her den denkenden Menschengeist beschäftigen. Indem der Verf. zeigt, daß die einzelnen Forscher, die sich im heißen Ringen nach Erkenntnis um ihre Lösung mühten, zu sehr verschiedenen Erklärungen gelangten, läßt er ihm das Hypothetische ihrer Erklärungen klar erkennen. Das Buch schließt mit einer ausführlichen Darlegung der Versuche, die zweckmäßigen Handlungen der Tiere zu erklären, und einem Ausblick auf die Zukunft der Tierpsychologie. Der Leser wird aus dieser gedrängten Stoffangabe die Reichhaltigkeit des Werkes unschwer erkennen. Mag er Naturfreund oder Fachmann sein, mag er dieses oder jenes Kapitel aufschlagen, er wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Doflein versteht es meisterhaft, selbst verwickelte Verhältnisse dem Verständnis nahe zu bringen, ohne den Boden strenger Wissenschaftlichkeit zu verlassen und in seichtes Popularisieren zu verfallen. Es gelingt ihm dies durch eine lichtvolle, an sorgfältig gewählten Beispielen und trefflichen Abbildungen verdeutlichte Darstellung und durch geschickte Umgehung der wissenschaftlichen Kunstsprache. In allen seinen Ausführungen tritt uns der sein Gebiet beherrschende Forscher entgegen, der sich mit kritischem Geist auf die Ergebnisse der modernen Forschung stützt, sie vielfach

durch eigene Forschungen ergänzt und erweitert. Dadurch hebt sich sein Werk vorteilhaft von den kompilatorischen Arbeiten ab, an denen die heutige populärwissenschaftliche Literatur nicht gerade arm ist, dadurch erhält es auch für den Fachmann Interesse und bleibenden Wert. Doflein beschränkt sich nicht auf die trockene Vorführung des Tatsachenmaterials, sondern ist überall, wo dies unsere heutigen Kenntnisse gestatten, bestrebt, den Laien über den ursächlichen Zusammhang aller Lebensäußerungen des Tierkörpers zu unterrichten. Dabei unterläßt er es nicht, dort, wo der von ihm vertretenen Ansicht eine andere gegenübersteht, auf diese hinzuweisen. Auch darin unterscheidet sich das Werk von Hesse-Doflein von vielen populären Schriften, deren Autoren durch die dogmatische Art ihrer Darstellung in dem mit Fachkenntnissen nicht ausgerüsteten Leser den Glauben erwecken, es handle sich um unbestrittene Wahrheiten. Dem zweiten Band ist wie dem ersten ein Literaturverzeichnis beigegeben, das demjenigen, der eine Frage eingehender studieren will, ein willkommener Wegweiser sein wird; ganz besonders sind solche Fachschriften berücksichtigt, die selbst wieder Literaturnachweise bringen. Mit aufrichtiger Genugtuung kann gesagt werden, daß sich der zweite Band sowohl in Bezug auf die Gediegenheit des Inhaltes als der Ausstattung dem ersten Band ebenbürtig an die Seite stellt und das verheißungsvoll begonnene Werk zum glänzenden Abschluß bringt. Beide Autoren haben ihre Aufgabe, von deren Größe und Schwierigkeit die beiden vorliegenden Bände ein beredtes Zeugnis geben, voll und ganz gelöst; sie können für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, die erste Tierbiologie verfaßt und einem fühlbaren Mangel in der naturwissenschaftlichen Literatur abgeholfen zu haben. Mit dem Fortschreiten der biologischen Forschung machte sich das Bedürfnis nach einem Sammelwerk, das eine rasche und zuverlässige Orientierung in biologischen Fragen ermöglicht, immer fühlbarer. Es erkannt und für seine Befriedigung zwei hervorragende Spezialforscher von Ruf gewonnen zu haben, ist das Verdienst der für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse rühmlich tätigen Verlagsbuchhandlung. Welch unschätzbaren Wert das Werk ganz besonders für den Lehrer der Naturgeschichte hat, darauf hat der Ref. bereits a. a. O. (diese Zeitschr. 1911, S. 789 bis 794) hingewiesen; kein an seiner Fortbildung arbeitender Lehrer wird es in seiner Bibliothek missen wollen.

Baden bei Wien. A. Nalepa.

Paul Deussen, Die Philosophie der Bibel. Leipzig, Brockhaus 1913. 304 SS. Preis geb. Mk. 5·50.

H. Schwarz, Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie. I. Teil: Von Heraklit bis Jakob Böhme. C. Winters Verlag, Heidelberg 1913. 612 SS. Preis geb. Mk. 6·80.

Das theoretische Ziel, dem Deussens Werk zustrebt, ist die kritische Zergliederung und Bewertung des Christentums und die Gewinnung eines Begriffes vom Religiösen überhaupt; damit ist der praktische Zweck verbunden, in unseren Tagen dem religiösen Leben, insbesondere der christlichen Form des Religiösen eine philosophische Stütze zu geben. Die Metaphysik, die Deussen zum Maßstabe nimmt, ist ein Schopenhauer und den Indern nahestehender Idealismus, die Lehre von der Phänominalität von Raum, Zeit und Kausalität, die Lehre von der abgründlichen Tiefe des Weltwesens, das raumlos, zeitlos und frei ist. — Nach einer kurzen Charakteristik der ägyptischen Religion und einer längeren der babylonischen Weltanschauung, bei welcher als Wesen des semitischen Geistes der Realismus angegeben wird, d. h. der Glaube an die objektive Giltigkeit der Welt, die uns die Sinne zeigen, im Gegensatz zum Idealismus der Indogermanen — es hätte sich hier nachdrücklicher darauf hinweisen lassen, daß in der babylonischen Astrologie zum erstenmal die Idee einer durchgängigen kosmischen Notwendigkeit auftritt — analysiert der Philosoph die althebräische Theologie der Propheten. Der hebräische Theismus ist realistisch, wie alle semitischen Gottesvorstellungen. Charakteristisch für das Hebräertum ist aber das feine sittliche Gefühl, das sich bei einem Vergleich babylonischer und hebräischer Mythen anschaulich nachweisen läßt. Diese sittliche Kraft ist für die hebräische Religion ähnlich kennzeichnend, wie das ästhetische Gefühl für das Griechentum. Gott ist das objektivierte Sittengesetz. Daraus ergibt sich die Forderung, daß er das Gute belohnen, das Böse bestrafen müsse. Weil dem realistischen Grundcharakter gemäß der hebräischen Religion der Unsterblichkeitsglaube fehlt, muß sich die Vergeltung schon im Diesseits vollziehen. Der Widerspruch zwischen diesem Postulat und der Erfahrung drängt die jüdische Theologie zur Idee der Unsterblichkeit, die ihr von außen, zunächst von der iranischen Religion, dann von der griechischen Philosophie zukommt.

In dieses System komplizierter Zusammensetzung tritt die Lehre Jesu ein. Das Bild, das der Historiker von der Persönlichkeit des Erlösers zeichnet, ist anschaulich, aber subjektiv. Als charakteristische Züge hebt er hervor Weltverachtung, Weldfremdheit und Welttrotz, lodernden Zorn gegen alles Unrechte, grenzenloses Mitleid mit jedem Schmerze, anderseits aber eine glückselige Natur, die ohne inneren Bruch, geradlinig zur Erhebung über diese Welt gelangt ist. Die Wundererzählungen hält Deussen zum

Teile für historisch, weil es ganz gut denkbar sei, daß ein so außergewöhnlicher Geist über außergewöhnliche Kräfte verfügt habe. Anders stehe es allerdings mit dem Glauben an die Auferstehung des Herrn. Deussen zweifelt nicht daran, daß Jesus am Kreuze wirklich starb, daß die Frauen das Grab leer fanden und daß sich bald Visionen des Auferstandenen bei seinen Freunden einstellten. Er vermutet aber, daß irgend ein Unbekannter (jedoch nicht einer seiner Jünger) den Leichnam entwendet und zu dem sich verbreitenden Auferstehungsglauben geschwiegen habe. Mir scheint diese Hypothese psychologisch wenig wahrscheinlich. Auch dürfte sie der Absicht des Verf. widerstreiten, das Christentum mit Kern und Schale zu erhalten. Von Jesu Lehre hält Deussen für das Wesentliche die Ideen des Determinismus und des ethischen Wunders, daß trotz aller kausalen Bestimmtheit der kategorische Imperativ gilt. Hier hat aber der Verf. den lebendigen Gedanken in den Zwang seines Systems gepreßt. Viel mehr im Zentrum liegt doch wohl das unmittelbare Bewußtsein Jesu, mit Gott wesenseins zu sein. Paulus fügt den Gedanken hinzu, daß Christi Tod ein Sühnopfer bedeute. Das Neue liegt hier in dem stärkeren Akzent. Denn Deussen weist richtig darauf hin, daß der Erlöser selbst von seinem Tode Ähnliches behauptet habe. Dagegen sei die Lehre von der Wiedergeburt ein originaler Gedanke des Weltapostels. Deussen sieht hier insofern richtig, als Paulus nicht geradlinig, sondern durch inneren Bruch, durch Bekehrung und Neuschöpfung, zu der sein Leben ausfüllenden Erkenntnis gelangt ist. Das Johannes-Evangelium bereichert diese Gedankenwelt durch die alexandrinische Religionsphilosophie. Anschaulich stellt Deussen die komplizierte Gedankenmischung an einer Analyse des Prologes dar.

Zum Schlusse trennt der Verf. Kern und Schale des Christentums. Kerngedanken sollen sein der Determinismus, der kategorische Imperativ, die Wiedergeburt, der Monergismus, d. h. die Lehre, daß trotz durchgängiger kausaler Bestimmtheit der Erscheinungswelt die sittliche Forderung besteht und erfüllbar ist, aber nur durch eine aus der Tiefe des metaphysischen Wesens hervorgehende Neuschöpfung, durch göttliches Wirken. Zur Schale rechnet er außer den Anthropomorphismen die historische Form der ganzen Weltanschauung, die Idee der Freiheit des Einzelwillens, die Lehre von der Identität des Prinzips der Weltschöpfung mit dem der Erlösung, endlich eine solche Verklausulierung des Heiles, daß nur wenige dessen teilhaftig werden. Aber auch diese Schalen wünscht er zu erhalten, wenn sie den Kern bewahren helfen. — Was den historischen Charakter des theologischen Systems betrifft, so kann er nach meiner Meinung nur dann als ein Nachteil gelten, wenn man die Zeit für rein phänomenal hält. Aber wie steht es, wenn die Zeit real wäre und der ganze kosmogonische Prozeß, die Geschichte mit eingeschlossen, gar keine Wiederkehr des Gleichen, sondern ein Vorgang *sui generis*, der überhaupt mit den Kategorien der Physik

nichts zu tun hätte? Die Freiheit in irgend einer Form muß auch Deussen annehmen. Zwischen der Idee einer intellegiblen Entscheidung und einem scholastischen Freiheitsbegriff besteht nach meiner Meinung mehr ein Unterschied der technischen Durchführung als der Idee. Schwerer wiegt der Einwand, daß nur wenige zum Heile gelangen können. Indes wird es sich empfehlen, die Erörterung dieses Problemes zu verschieben und vorher das andere Werk über den Gottesbegriff näher zu betrachten.

Auch H. Schwarz mißt die im Laufe der Zeiten zutage getretenen Gottesbegriffe an demjenigen, den er für richtig hält. Diese Methode bewährt sich bei ihm wie bei Deussen schon rein äußerlich dadurch, daß sie in die Fülle des Materials eine wohltuende Übersichtlichkeit und glänzende Klarheit bringt. Das Göttliche ist dem Verf. nicht etwas Fertiges, sondern es kommt, soweit unsere Kenntnis vom Kosmos reicht, im menschlichem Bewußtsein, u. zw. dann zum Durchbruch, wenn sich der Mensch, frei von jedem Egoismus, für etwas Wertvolles um des Wertes willen einsetzt; das Giltige besteht objektiv, bleibt aber für sich kalt und tot; der subjektive Trieb ist zwar lebendig und warm, bleibt aber für sich hinfällig; Dauerndes und Göttliches kommt erst zustande, wenn sich die ganze Persönlichkeit für die Erzeugung von Gütern einsetzt. Daraus ergibt sich die Ablehnung jedes Psychologismus im Gottesbegriffe, jedes Eudämonismus in der Ethik. — Plato ist der Erste, der objektive Werte gelehrt hat. Seine Metaphysik ist nicht psychologistisch. Auch kennt er wohl die Bedeutung der Werte durchsetzenden Seele. Aber er lehrt doch auch, daß die Werte als etwas Fertiges bestehen. Aristoteles hält die Tätigkeit des Erkennens für das Höchste. Auch macht er in dem Begriffe der sich durchsetzenden Vollendung den Versuch, die Starrheit der Platonischen Ideen in einen Prozeß aufzulösen. Aber schließlich huldigt auch er der Platonischen Vorstellung der Transzendenz, denn der reine Geist ist außerhalb der Welt, auch ist das gestaltende Prinzip in allem wirksam, es fehlt das Gefühl für die eigenartige Bedeutung der im Menschen sich durchringenden Werte. Auch die stoische Philosophie befriedigt nicht ganz. Zwar gewinnt sie den Begriff der Pflicht und weiß nachdrücklich einzuprägen, daß es auf den Menschen ankomme. Aber sie setzt in dem Oberbegriffe der Metaphysik doch wieder das Seinsollende und das Seiende gleich, ihr fehlt die für selbständiges Geistesleben nötige Spannung. Philon von Alexandrien gelangt zur Konstruktion eines überpersönlichen Gottes durch den Versuch, dem Schöpfergott des A. T. bei seiner Verbindung mit dem Logos der griechischen Philosophie die übergeordnete Stelle zu wahren. Gott wird nicht vom Logos bestimmt, er bringt ihn hervor und steht selbst über der logischen Natur. Die letzten Konsequenzen des noch unklaren Philonischen Systems zieht Plotin. Das höchste Weltprinzip, das Eine, ist überpersönlich, überbewußt. Eine verhängnisvolle Wendung

nimmt die antike Philosophie seit der Stoa durch die praktische Zielsetzung: es ist Befreiung der Seele, Weltflucht, Askese, endlich bei Plotin der Rausch der Ekstase. Statt daß Gott im Menschen geboren würde, soll der Mensch sich vergöttlichen. Das wäre nicht so schlimm: aber die Vergöttlichung soll in der Ekstase erfolgen, nicht im Ergreifen von Werten, im erkennenden und schaffenden Leben. Der Stifter der christlichen Religion nimmt eine einzigartige Stellung durch das feste Bewußtsein der Wesenseinheit mit Gott ein und durch die straffe Verbindung dieses Gedankens mit der Forderung, daß sich jeder Mensch durch Betätigung der Liebe zur Gotteskindschaft durchringen müsse. Richtig hebt Schwarz hervor, daß das Christentum prinzipiell diese Welt gar nicht als ein Todesreich betrachte, aus dem die Seele fliehen müßte, sondern als etwas, das der Mensch durch Arbeit umgestalten soll. Die zentrale Stellung Jesu in der Geschichte versucht das Dogma durch die Trinitätslehre metaphysisch zu deuten. Daneben bleibt vom Anfang an der Gedanke wirksam, daß jede Menschenseele zur Gotteskindschaft berufen sei, ein Gedanke, der erst spät in der Mystik durchdringt. Treffend charakterisiert der Verf. den Gegensatz zwischen Paulus und den Johannes-Evangelium: für Paulus ist der Tod Christi, für den Verf. des 4. Evangeliums das vom Erlöser ausgehende Leben der zentrale Begriff. Aber auch der griechische Gedankenstrom fließt weiter und wird durch Origenes und vollends durch Dionysius Areopagita in das Christentum hinübergeleitet. Zwar reagiert gegen die griechische Mystik die christliche Lehre von der Gottmenschheit: in diesem bestimmten Menschen ist die Gottheit von innen herauf gestiegen: ja noch mehr, Gott wird Mensch, damit der Mensch überhaupt Gott werde. Aber bei Athanasius und allen folgenden Theologen ist die Gottmenschheit in Jesu ein einzigartiges Phänomen und die Vergottung der Menschen besteht in einer Art physischer Umwandlung der menschlichen Natur. Augustinus ist zwar auch mit dem psychologistischen Gottesbegriff des A. T. vertraut, zugleich erarbeitet er sich aber den Begriff der objektiven Geltung; Gott ist die Wahrheit. Als solche wird er in der Seele selbst gefunden, nicht außerhalb. Hier sind wir schon nahe dem Begriffe eines in der Erzeugung von Giltigem und Wertvollem sich durchsetzenden Gottes. Der griechischen Vergottungsmystik setzt er seine Lehre entgegen, daß der Mensch Jesus um seiner heroischen Güte willen von Gott dazu erlesen worden sei, daß sich mit ihm das göttliche Wort vereinige. Die Erfahrung des Genies, daß sich das höhere geistige Leben im Menschen zwar nicht ohne dessen Arbeit, aber auch nicht durch sie allein durchsetze, verdeutlicht sich Augustinus in seiner Prädestinationslehre, die ihn freilich in unlösbare Schwierigkeiten treibt. Johannes Scotus Eriugena nimmt den Neuplatonismus auf und gibt ihm einen ganz neuen Sinn. Die Welt ist nicht traumhafte Erscheinung, sondern herrlich lebendige Entfaltung

Gottes. Kein Denker hat vor ihm die schöpferische Kraft des Subjektes so stark betont wie er: Gott kommt im menschlichen Bewußtsein zum Leben und Schaffen. Nach dieser kosmogonischen und erkenntnistheoretischen Spekulation versucht die Mystik des XII. und XIII. Jahrhunderts eine seelische Vertiefung innerhalb rein religiöser Gedanken und Gefühlswelten. Bernhard von Clairveaux entzündet seine Andacht und Liebesglut an der Betrachtung des Gottmenschen; aber ihn rührt mehr die freiwillige Erniedrigung bis zum Tode als das tatkräftige Wirken. Dagegen ergreift Franz von Assisi gefühlsmäßig die Ahnung, daß die Nachfolge Christi in werktätiger Nächstenliebe liege. Duns Scotus trennt Sittlichkeit und Frömmigkeit, in dem er als Kriterium des Guten nicht dessen innerliche Beschaffenheit, sondern die Unterordnung unter den göttlichen Willen annimmt. Es ist nach solcher Scheidung möglich, daß sich das Sittliche auf sich selbst stelle. Dazu muß das Milieu geschaffen werden. Groß ist in dieser Hinsicht das Verdienst der Renaissance ihres Schönheitsrausches und Humanitätsidealen. Auf deutschem Boden wirkt als einer der Gewaltigsten Eckehart für solche Lebensstimmung. Mit wunderbarem Wirklichkeitssinn schätzt der tiefe Denker das praktische Leben höher als bloße Spekulation. Auch der Reformation erkennt Schwarz. in dieser Erweiterung der sittlichen Ideale von rein kirchlichen Zwecken auf das weltliche Leben ein großes Verdienst zu. Aber von den unlösbaren Schwierigkeiten der Lutherischen Prädestinationslehre, die nach Eckehart einen Abfall bedeutet, wendet er sich den genialen Intuitionen des Kardinals von Cusa zu, der die Gottheit durch mathematische Symbole zu verdeutlichen sucht und dabei den Begriff des Differentials, so wie die Metaphysik eines Spinoza oder Leibnitz antezipiert. Aber freilich ist das ein in sich seiender Gott, kein in uns werdender. Giordano Bruno schaut die unendliche Möglichkeit, die Nikolaus Cusanus gelehrt hatte, und die unendliche Ausdehnung des Kosmos in Eines, vermag aber ein einheitliches Weltbild nicht zu erlangen. Der eine Gott in den unendlich vielen Dingen, das ist ein Begriff, der sogleich in seine Bestandteile zerfällt. Entweder ist das Eine göttlich und wirklich, dann ist die Vielheit nur Phänomen, oder die Vielheit bleibt real, dann zerfließt der eine Gott. Aber was dem Philosophen von Nola nicht gelungen ist, das hat in krauser, von befremdlichen Bildern durchwogte Phantasie, aber im Kern doch klar der Handwerker Jakob Böhme geschaut: den sich in der menschlichen Seele durchdringenden Gott. Gott ist keine fertige, vollkommene Harmonie. Ein Abgrund liegt in ihm, ein tiefes Begehren, ein Widerstreit zwischen Differenzierung und Rückkehr zur Einheit, der den Anlaß zur Entfaltung der ganzen Schöpfung gibt, da hat die menschliche Seele entscheidend einzugreifen. Böhme setzt Gedanken Augustinus', des Johannes Scotus, des Eckehart fort, aber das Böse hat bei ihm größere Gewalt und so kommt sein System den Tatsachen näher. Einen Mangel gegenüber Eckehart weist es

darin auf, daß es mit einem bedenklichen Stück neuplatonischer Tradition, mit der Forderung der Weltflucht belastet ist.

Soweit der erste Band, sein reicher Inhalt erweckt den Wunsch, daß der zweite bald nachfolgen möge. Angesichts einer so großen Fülle religionsphilosophischer Systeme taucht im Leser die Frage auf, unter welchen Bedingungen kann sich das Denken der einen oder der anderen Konstruktion zuwenden, welche Konstruktionen sind überhaupt denkbar? Ich will noch einmal zum Begriff des Göttlichen zurückkehren. Zwei Merkmale treten deutlich hervor: Absolutheit und Wert. Zwischen beiden besteht eine Spannung, die dialektisch bis zum Widerspruch gesteigert werden kann. Legt man das Hauptgewicht auf das Merkmal der Absolutheit, so nähert sich das Göttliche dem indifferenten Weltwesen der indischen Metaphysik, das weder gut noch böse ist, sondern schlechthin ist. Religiöses Fühlen ist auch bei solcher Weltanschauung möglich; es ist das Sichversenken in die Schöpfermacht der Natur. Aber dieses Staunen birgt die Gefahr, die Aktivität zu absorbieren. Was bedeutet der Wille des Menschen gegenüber den ungeheueren Mächten? Legt man anderseits den Nachdruck auf das Merkmal des Wertvollen, so gelangt man zu einem metaphysischen Dualismus, zur Trennung der kosmogonischen und der Werte schaffenden Urkräfte. So sehr eine solche Konstruktion dem Konflikt zwischen Wirklichkeit und Postulat, der sich nach menschlichem Empfinden durch einen Teil der Welt hindurch zieht, so sehr sie ferner der Dialektik gerecht wird, welche geltend macht, daß Wert und Absolutheit sich ausschließen, weil der Wert nur für ein Werte setzendes Wesen gilt, also relativ ist, so widerspricht sie anderseits dem Einheitsbedürfnis des Denkens. Der synthetische Trieb wird immer wieder dazu bewegen, die beiden metaphysischen Potenzen einander zu nähern. Deussen wirft der christlichen Theologie die Gleichsetzung des Gottes der Schöpfung mit dem der Erlösung vor. Allein er selbst läßt doch auch aus der gleichen metaphysischen Tiefe die Entfaltung der Welt hervorgehen und den sittlichen Willen stammen. Er macht, wie oben erwähnt wurde, den anderen Einwand, daß die christliche Theologie viele vom Heile ausschließe. Was das Tatsächliche betrifft, so konstatiert sie nüchtern den wirklichen Verlauf; denn es gilt im weitesten Sinne, daß das Gelingen seltener ist als das Mißlingen. Nur bedrückt diese Tatsache eben den sittlichen Monotheismus so schwer. Aber Deussens Metaphysik leidet an ähnlichen Schwierigkeiten — so wie eben jede, die, dem synthetischen Triebe nachgebend, die Prinzipien der Kosmogonie und der Erlösung verbindet. — Ich will nun annehmen, dieser Trieb behaupte sein Recht, und die möglichen Konstruktionen schematisch darstellen. Wenn wir von der nicht hieher gehörigen Konstruktion Schopenhauers absehen — denn es bleibt unbegreiflich, wie aus dem bösen und unsinnigen Weltwillen das Reich der Platonischen Ideen und der

sittliche Wille hervorgehen sollten — wenn wir ferner die indische Metaphysik beiseite lassen, nach welcher das Weltwesen indifferent ist und Wert und Unwert in gleicher Weise Spezialfälle sind, so bleiben noch zwei optimistische Konstruktionen übrig. Man kann zwar die Indifferenz des höchsten Wesens festhalten, aber dem Wertvollen doch einen höheren metaphysischen Rang zuerkennen als seinem Widersacher; das ist ungefähr die Konstruktion Plotins. Eine solche Konstruktion nähert sich der zweiten Möglichkeit, dem radikalen Optimismus, nach dem das Wesen der Welt selbst ein System vernünftiger Zwecke ist; so die scholastische Theologie. Wie das Wertvolle gegen den Pessimismus, so erhebt sich das Leiden gegen den Optimismus als ein ewiger Gegner. Eine logische Entscheidung gibt es nicht, wohl aber eine psychologische. Der Eindruck des Leidens kann überwunden werden, wenn ein Bewußtsein imstande ist, große Bereiche des Seins zu überschauen und den Zweckbegriff zur Konstruktion des Weltbildes zu verwenden. Die von Schwarz entschieden verneinte Frage, ob es einen Sinn habe, dem idealen Reiche Persönlichkeit zuzuschreiben, scheint mir weniger wichtig, als die andere, ob dieses Reich zentralisiert gedacht werden kann. Man könnte schließlich das Wesen der Persönlichkeit in der Zentralisation geistigen Lebens erblicken. Aber ist es wahrscheinlich, daß der Zweckbegriff sich im wissenschaftlichen Bewußtsein wieder eine hervorragende Stelle erobere? Ich glaube, durch den Kampf um den Vitalismus ist die Naturwissenschaft vor eine wichtige Entscheidung gestellt. Vitalismus ist ja gewiß zunächst nur ein Ausdruck dafür, daß es nicht gelingen will, das Leben auf Mechanik zurückzuführen. Sollte dies der Fall sein, dann dürfte bei der starken Neigung des Denkens zu anschaulichem Vorstellen in die durch den Wegfall des Mechanismus entstandene Leere etwas Neues eintreten, ein Analogon zu den Formalursachen der Platonisch-aristotelischen Naturphilosophie.

Es ist nun denkbar, daß die teleologische Konstruktion auch auf eine Metaphysik der Geschichte angewendet würde. Schwarz hat in seiner Prüfung der Gottesbegriffe eine Funktion des Logosbegriffes nicht näher analysiert, den Logos als Führer der Geschichte. Nach der Anlage seines Werkes ist diese Weglassung insofern berechtigt, als die Wahl der zu prüfenden Begriffe von einem systematischen Interesse mitbestimmt ist, aber vom Standpunkt der Historie aus wäre die Herausarbeitung des Begriffs eines im Leben ganzer Völker sich durchsetzenden Gottes wünschenswert gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß eine teleologische Geschichtsmetaphysik, wenn überhaupt, so doch erst in später Zukunft wissenschaftlich ausgebaut werden kann. Dazu müßte sich erst erweisen, wie weit sich durch eine materialistische und rein kausale Betrachtung die Geschichte verstehen, wie weit sich durch eine daraus abgeleitete Wirtschaftpolitik das Schicksal größerer Menschengruppen bestimmen läßt. Da nun die Methoden zur Gewinnung der zahlenmäßigen Symbole für den geschichtlichen

Prozeß noch nicht feststehen und ein viel zu geringer Bruchteil der historischen Erscheinungen bis jetzt geprüft worden ist, so ist zu erwarten, daß es noch lange dauern wird, bis in der Geschichtsphilosophie sich jene Änderung vollzieht, die dem Aufkommen des Vitalismus analog ist. Dann erschiene auch die Logoslehre der Alexandriner in einem neuen Lichte. Man würde anschaulich begreifen, was jene Denker mit der Vorstellung meinten, daß ein geistiges Wesen die Völker auf verschiedenen Wegen zu dem selben Ziele führe, zur vernünftigen Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Der strenge Idealismus Schopenhauers und Deussens ist durch seine Lehre von der Phänomenalität der Zeit einer solchen Betrachtungsweise nicht günstig. Ihm fehlt die Idee des Fortschreitens. Aber in dem Begriff des Genius der Gattung enthält er einen tiefen Gedanken, der sich in eine solche Konstruktion wohl einbauen ließe.

Wien. Dr. Hans Eibl.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Unterricht der Naturgeschichte in der VI. Klasse unserer Gymnasien.

„Natürlich wollen meist die Alten
Das Alte gern bewahren und erhalten,
Indes die Jugend, unbekümmert um die Ahnen,
Sucht neue, bessere Wege anzubahnen“.

Unwillkürlich fallen mir diese Worte Sanders' ein und ich glaube sie mit Recht an die Spitze meiner Ausführungen stellen zu müssen, um von vornherein zu zeigen, daß ich mir der Schwierigkeiten wohl bewußt bin, die sich mir entgegenstellen werden, und vor allem, um nicht den Anschein zu erwecken, ich wollte hier nur einige, momentan entstandene und nicht weiter überlegte Gedanken vorbringen.

Ich weiß sehr gut, daß man nach den vielen Reden und Widerreden über den Unterricht der Naturgeschichte an unseren Gymnasien einen neuen Vorschlag wie einen physischen Schmerz beim Aufreißen einer frisch vernarbten Wunde empfindet, daß man derlei Unternehmungen überhaupt nicht gerne sieht und um so weniger von einem jungen Lehrer, der gewissermaßen in das Lehramt erst gerochen hat. Wenn sie schon geschehen müssen, dann hält man nur den alten, in seinem Amte ergrauten Schulmeister dazu berechtigt. Ich bin da selbstverständlich anderer Ansicht und glaube recht zu handeln, sonst hätte ich mich ja nie zu einer derartigen Tat entschlossen. Ich bin nämlich der Überzeugung, daß ein alter Schulmeister nie mit neuen „revolutionären“ Ideen kommen wird, weil ihm einerseits die revolutionären Ideen, ein Spezifikum der Jungen, recht ferne liegen und er anderseits in seinem Amte und Lehrfache ergraut ist. Und es hieße die ganze Arbeit eines Lebens vernichten, sollte er sich an seinem Lebensabend sagen, daß alles, was er getän, keinen rechten Wert gehabt, daß er es hätte anders machen müssen, es aber so durchführen mußte, um sich das Recht einer Kritik zu erringen. Auch habe ich in den wenigen Jahren meiner Praxis am akademischen Gymnasium in Wien erkannt, daß man im Laufe der Jahre eine Routine in der

Behandlung des Stoffes bekommt, daß man leichter die Wege findet, den Schülern die Materie verständlich zu machen, daß man durch Arbeiten immer neue Seiten berücksichtigen kann, daß man aber, wenn man in dem alten Fahrwasser bleibt, gewiß nicht lernt, inwiefern eine prinzipielle Änderung notwendig wäre. Darum trete ich jetzt schon auf den Plan, bitte ob meiner Kühnheit um Verzeihung, ersuche aber meine Ausführungen *sine ira et studio* einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Was ich hier sagen will, soll nichts anderes sein als eine Idee, die ich hiemit zur Diskussion stelle.

Ich will nicht die alte Geschichte aufwärmen, daß der Unterricht der Naturgeschichte an unseren Gymnasien stiefmütterlich behandelt ist, daß man ihn auf mehrere Klassen ausdehnen, daß man der Naturgeschichte in der Sexta mindestens 3 wöchentliche Unterrichtsstunden allgemein einräumen sollte; dieses Gejammer hat gar keinen Wert. Es ist einmal die Naturgeschichte in dem bestimmten Ausmaß an den Gymnasien eingeführt, damit hat man sich abzufinden, und wem es nicht paßt, der findet im Realgymnasium die Erfüllung seiner Wünsche. Ich möchte mich hier speziell mit dem Unterricht der Somatologie und Zoologie in der VI. Klasse, wie er gegenwärtig betrieben wird, allein beschäftigen.

Es ist eine derartige Einteilung des Stoffes getroffen, daß die Somatologie in den ersten zwei Monaten, die Zoologie aber in den restlichen acht behandelt werden soll. Wenn wir uns überlegen, daß die Somatologie zum ersten Male in der VI. Klasse behandelt wird, der Schüler aber nie mehr etwas davon hört, daß die Zoologie Stoff der Prima und Sekunda ist, in der VI. also das zweite Mal erscheint, so muß man unbedingt zu der Überzeugung kommen, daß das Verhältnis zwischen den beiden Disziplinen ein total ungerechtes, ja man kann sagen ungerechtfertigtes, falsches ist. Allerdings ist dabei vorausgesetzt, daß man etwas von Somatologie versteht und sich vom Schüler nicht dadurch unterscheidet, daß man schon zu Beginn des Schuljahres weiß, was jener erst nach zwei Monaten wissen wird. Es ist sehr zu bedauern, daß man vom Lehramtskandidaten nicht auch eine gesunde Kenntnis vom Bau und den Funktionen des menschlichen Körpers verlangt und der Lehrer sich erst später außerhalb der Hochschule das für den Unterricht notwendige Wissen aus oft nicht ganz einwandfreien, populären Büchern, wenn nicht gar aus dem vorgeschriebenen Lehrbuche selbst holen muß.

Wer also etwas von Somatologie versteht, wer dieses große Gebiet wie z. B. die Mediziner voll und ganz beherrscht, dem wird dieses widernatürliche Verhältnis unbedingt auffallen und er wird vergeblich nach einer Erklärung suchen, wenn er nicht die eigentümliche, aber wahrscheinlich richtige Erklärung annehmen will, daß es nämlich immer so gewesen ist.

Führen wir uns nur einmal an Hand des Lehrbuches, z. B. dem von Schmeil-Scholz, einige Beispiele in der Behandlung der beiden Stoffe vor, so wird selbst dem Laien der krasse Unterschied auffallen. Wir finden hier über die Leber folgenden Satz: „Die Galle ist eine grünliche, bittere Flüssigkeit. Sie wird von der Leber, einer großen, braunen Drüse

in der rechten, oberen Bauchhöhle, aus dem Blute erzeugt". Damit ist die Leber abgetan, ein Organ, das von ungeheurer Wichtigkeit ist, dessen Aufgaben sehr verschiedener Art sind und ohne deren teilweise Kenntnis ein Verstehen der Funktionen des menschlichen Körpers ganz ausgeschlossen ist. Blättern wir dagegen weiter, so können wir z. B. den Bronchiopoden, Armfüßern über eine halbe Seite gewidmet sehen, obwohl man, ohne zu weit zu gehen, behaupten kann, daß 99% der Schüler nie im Leben ein derartiges Tier sehen werden und daß sie schon zu Beginn der Septima von der Existenz dieser Tiere keine Ahnung haben, ja sich nicht einmal erinnern, je etwas von ihnen gehört zu haben. Übrigens brauchen wir da gar nicht die Bronchiopoden zu wählen, ich könnte mit demselben Rechte die Manteltiere, Salpen, die Opistobranchier (Hinterkiemer), die Heteropoden (Vielfüßer) hernehmen, bei all diesen wird das Gesagte zutreffen. Blättern wir wieder zur Somatologie zurück. Die Milz wird mit ein und einer halben Zeile abgetan, wir lesen, daß sie braunrot ist, an der linken Seite des Magens liegt und sich an der Neubildung von Blutkörperchen beteiligt. Von den Aufgaben des Knochenmarkes hören wir gar nichts, dafür können wir aber in der Zoologie die Einteilung der Insekten bis auf die Familien mit Besprechung wichtiger Vertreter finden.

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Ich will gewiß nicht den Wert der Zoologie heruntersetzen, ich will aber damit sagen, daß die Systematik der Zoologie nicht wertvoll genug ist, auf Kosten der Somatologie den Unterricht fast eines ganzen Teiljahres auszufüllen. Gewiß hat das Gymnasium nicht die alleinige Aufgabe positive Kenntnisse zu vermitteln, aber wenn man zwischen zwei sonst gleichen Disziplinen die Wahl hat, wird man doch ohne weiteres diejenige wählen, die das Verständnis und die Kenntnisse der Schüler unvergleichlich mehr steigert. Daß es aber entschieden wichtiger ist, seinen eigenen Organismus zu kennen als die Einteiluug der Würmer oder die genaue Anatomie der Flußmuschel, ist doch wohl außer aller Diskussion.

Inwiefern soll also die Somatologie erweitert werden? Ich will versuchen, die Frage zu beantworten, d. h. ich will angeben, wie ich mir die Somatologie vorstelle.

Vor allem muß die Physiologie bedeutend mehr berücksichtigt werden. Es kann nicht die Aufgabe der Somatologie sein, aus der Physiologie nur die Daten anzugeben, die fast jedes Kind, sicher aber jeder Erwachsene, nicht Studierte weiß. Wählen wir z. B. die gerade früher besprochene Leber. Wir hören beim Blutkreislauf, daß eine große Vene das Blut aus den Eingeweiden sammelt und in die Leber führt, daß sie dort in ein Kapillarnetz zerfällt, man also von einem eigenen, merkwürdigen Kreislauf, den Pfortaderkreislauf, sprechen kann. Es ist da doch naheliegend, daß man erfährt, wozu diese merkwürdige Einrichtung besteht. Und was hören wir? Nichts, als daß aus dem Blute der Pfortader die Galle bereitet wird. — Klopfen wir jetzt aber bei der Medizin an und suchen wir dort eine Antwort auf unsere Frage. Die Pfortader bringt die aufgelösten Nahrungsstoffe aus dem Darmkanal, also Traubenzucker,

Eiweiß und Fett in die Leber und hier wird aus dem ersten und zweiten und wahrscheinlich auch aus dem Fett das Glykogen, die sogenannte Leberstärke, gebildet und auch hier aufgestapelt. Es bildet also die Leber auch einen Behälter für Reservestoffe, denn sie führt im Bedarfsfalle das aufgespeicherte Glykogen in Zucker über und der lösliche Zucker wird dann vom Blute den einzelnen Organen, die ihn gerade brauchen, z. B. arbeitenden Muskeln, gebracht. In der Leber wird aber auch zum größten Teil aus den Abfallsprodukten des verbrauchten Eiweiß der Harnstoff gebildet, der dann vom Blute fortgeschwemmt und durch die Nieren ausgeschieden wird. Die Leber hat aber auch weiterhin die Aufgsbe, Gifte, welche vom Darm aus in die Pfortader gelangt sind, zu entgiften, oder sie sehr lange festzuhalten und nur in geringen Mengen in den Kreislauf eintreten zu lassen. Es ist daher verständlich, daß ein Versagen der Leberfunktion Vergiftungserscheinungen schwerster Art notwendig hervorrufen muß, die auch meistens binnen kurzer Zeit zum Tode führen.

Die Leber fungiert aber auch als Drüse, ihr Sekret ist die Galle. Sie scheidet ununterbrochen Galle aus, im Laufe eines Tages 1 *l*. Treten Speisen in den Darm, so fließt reflektorisch die Galle aus, bei leerem Darm sammelt sie sich in der Gallenblase ... usw.

Wir wollen die Sache nicht weiter ausspinnen, ich will hier ja keine Somatologie geben, ich wollte nur zeigen, was man alles bei einem so wichtigen Organ sagen kann und meiner Meinung auch sagen muß. Schon in diesen wenigen Zeilen sind einige Punkte, die an anderen Stellen der Somatologie erklärt werden sollten, aber ebenfalls nicht erklärt werden. Ich habe gesagt, daß das Blut den Traubenzucker den einzelnen Organen zuführt. Um diesen Satz zu verstehen, muß man wissen, daß der Traubenzucker das wichtigste Brennmaterial des Körpers ist, daß er von den Zellen aufgenommen und verbraucht wird und daß er der Lieferant der bekannten ausgeatmeten Stoffe, Kohlensäure und Wasser ist. Es wird sich also die Somatologie etwas der Chemie der Nahrungsstoffe, selbstverständlich nur in ganz groben Zügen, annehmen müssen und sie wird zum Vorteil aller das Herumwerfen mit so leeren Ausdrücken und unverstandenen Begriffen wie Bestandteilen des menschlichen Körpers, Verbrennung usw. ablegen. Sie hat die Aufgabe, die Kenntnis von dem Bau und den Funktionen des menschlichen Körpers zu vermitteln und kann dies sehr leicht, wenn sie auf eine gesunde Basis baut.

Wollen wir aber ein volles Verständnis von Seiten der Schüler erzielen, dann dürfen wir uns nicht mit dem einfachen Präparat und der Tafel begnügen, sondern müssen zum Experiment und zur Eprouvette greifen. Wir müssen endlich lernen, daß die Naturgeschichte längst aufgehört hat, eine bloß beschreibende Wissenschaft zu sein und daß gerade die Physiologie die Wissenschaft der Experimente ist.

Gewiß gehört nicht viel dazu, sich vorzustellen, daß ein Stück Fleisch oder gekochtes Ei vom Magensafte aufgelöst wird, aber ebenso gewiß wird niemand leugnen, daß die in der Eprouvette in 10—15 Minuten

eingetretene Auflösung einen ganz anderen Eindruck hinterläßt als das leere gesprochene Wort.

Der Schüler lernt, daß der Muskel sich zusammenzieht, wenn der zuführende Nerv erregt wird. Man sagt ihm, wenn ich den Arm bewegen will, so wird von meinem Gehirn die Erregung durch die entsprechenden Nerven zu den entsprechenden Muskeln geleitet und diese antworten darauf mit der Zusammenziehung, so daß also der Arm bewegt wird. Der Schüler glaubt es, er verlangt gar keinen Beweis dafür, denn er ist intelligent genug und weiß das schon lange Zeit. Die Somatologie soll ihm nun zeigen, daß sich die Sache wirklich so verhällt. Sie soll ihm im Experiment vor Augen führen, daß jede Reizung des Nerven den Muskel zur Kontraktion veranlaßt. Und das Experiment ist so einfach. Man benötigt dazu außer einer Schere und Pinzette einen lebenden Forsch, den man tötet und aus dessen Schenkel man einen Muskel oder den ganzen Fuß mit dem langen Nerven herauspräpariert, eine Arbeit, die selbst bei exaktester Ausführung und nicht übermäßiger manueller Geschicklichkeit nicht länger als 8—10 Minuten dauert. Der kleinste Reiz des freigelegten Nerven, Kneipen mit der Pinzette, Versetzen eines leichten elektrischen Schlages, ruft ein heftiges Zucken der Muskel hervor.

Der Schüler hört in der VI. und dann in der Psychologie in der VIII. Klasse, daß das Rückenmark das selbständige Zentralorgan für die Reflexbewegungen ist, daß der Reiz, der von der Peripherie kommt, nicht erst bis ins Gehirn geleitet wird, sondern im Rückenmark auf die motorischen Nerven übergeht. Wenn etwas gegen unser Auge fliegt, schließen wir es unbewußt rasch; fällt uns etwas, während wir sitzen, aus den Händen, so klappen die Beine zu; dringt etwas in unsere Luftröhre, so müssen wir husten. Auch diese Reflexe lassen sich am Frosch deutlich zeigen. Man tötet einen Frosch und schneidet ihn mitten durch den Bauch entzwei, so daß die Hinterbeine mit einem Stumpf des Rumpfes von dem übrigen Körper getrennt werden. Kneipt man nun eine Zehe dieser Schenkel, so weicht der Fuß durch eine rasche Kontraktion aus. Gibt man auf die Rückenhaut des Stumpfes einen Tropfen Schwefelsäure, so wischt der Schenkel, auf dessen Seite der Tropfen liegt, die ätzende Säure weg; hält man diesen Schenkel fest, so tut es der andere. Diese Versuche, die sich ja noch erweitern lassen, zeigen deutlich die Selbständigkeit des Rückenmarkes, die selbstverständlich bei so niederen Tieren unvergleichlich größer ist als beim Menschen.

Gerade die Versuche mit den Nerven und den Muskeln sind sehr einfach und äußerst lehrreich. Man wende mir nicht ein, daß es verrohend wirke, daß man Glieder eines frisch getöteten Frosches zu Experimenten benützt. Wie wirken dann die praktischen Übungen, in denen die Schüler selbst frisch getötete Tiere sezieren?

Ich kann da unmöglich alle Versuche angeben, die man in der Somatologie ausführen soll, es mögen die genannten als Beispiele genügen, denn Blut, Verdauung, Kreislauf bieten allein schon eine große Zahl.

Einen großen Fehler beginge meiner Ansicht der Lehrer, der bei der Besprechung der Funktion der einzelnen Organe sang- und klanglos

an den wichtigen krankhaften Zuständen vorübergehen wollte, der bei der Besprechung des Stoffwechsels nicht die Zuckerkrankheit erwähnte, der nicht eine kurze Erklärung der Gelbsucht der Besprechung der Leber hinzufügte, der es für unnötig hielte, das Entstehen der Wassersucht, der Blutarmut, der Arterienverkalkung zu erklären. Gewiß wollen wir aus der Naturgeschichte keine medizinische Vorlesung machen, wir verlangen auch keine eingehende Besprechung der einzelnen Krankheiten, sondern wir wollen nur die wichtigen krankhaften Zustände, die sich bei der Behandlung der gesunden Organe von selbst in den Weg stellen, nicht achtlos beiseite schieben, da sie mindestens ebenso gut in die Somatologie gehören.

Mit aufrichtiger Freude habe ich es begrüßt, daß Altschul in seinem Lehrbuche der Somatologie, als eigenen, wenn auch kleinen Abschnitt die Tuberkulose bringt, weil er wahrscheinlich von derselben Idee geleitet wurde, daß nämlich eine Gesundheitslehre nur auf einer Krankheitslehre aufgebaut sein kann, soll sie nicht in eine Angabe einiger, selbstverständlicher Regeln ausarten, deren praktischer Wert gleich Null ist. Meiner Ansicht nach gehören die wichtigsten Infektionskrankheiten, ihr Wesen, die Art und Weise der Infektion und die Prophylaxe besprochen; dabei wird sich von selbst die Gelegenheit bieten, Wert und Wesen der Impfung zu berühren. Diese Kenntnisse müssen wir heute mit Recht von jedem Gebildeten verlangen und meiner Meinung nach ist es viel ärger, nicht zu wissen, was Malaria ist, als eine Mauerassel, die bekanntlich zu den Ringelkrebsen gehört, mit einem Tausendfüßler zu verwechseln, was übrigens normaler Weise stets geschieht, falls jemand überhaupt diesen Tieren Beachtung schenkt.

Und noch eine vierte Erweiterung muß die Somatologie erfahren, eine Erweiterung, die sich ungezwungen von selbst einschiebt und mit zu dem harmonischen Ausbau gehört, die von enorm praktischer Bedeutung ist, und das ist die erste Hilfe bei Unglücksfällen. Mit Schaudern erinnere ich mich noch eines großen Unglückes, bei dem ich untätiger Zeuge sein mußte. In der Nähe meiner Vaterstadt, in der ich das Gymnasium absolvierte, in einer kleinen halben Stunde zu Fuß leicht zu erreichen, liegt ein mäßig großer, durchschnittlich etwa 2 *m* tiefer, von hohem Schilf umstandener Teich, auf dem wir in zwei kleinen Booten in freien Stunden dem Rudersporte fröhnten, bis eines schönen Tages die Sache mit einem Male ein jähes Ende nahm. An einem Sonntag Nachmittag schlenderte ich und mit mir noch vier Oktavaner in gewohnter Weise dem Teiche zu, als wir in seiner Nähe angelangt, laute Rufe um Hilfe vernahmen. In wenigen Sekunden waren wir am Ufer und sahen zwei Menschen, einen Burschen und ein Mädchen, unweit des freien Anlegeplatzes der Boote, an das Schilf angeklammert im Wasser liegen. In der Mitte des Teiches aber schwamm ein gekentertes Boot. Rasch waren die beiden im anderen Boote ans Ufer gebracht und ebenso rasch sprangen drei von uns in das Wasser, denn die Verunglückten gaben an, daß ihre drei Freunde unten im Wasser seien. Nach einigem Tauchen und Suchen fanden wir die Untergegangenen eng umschlungen an einer

verhältnismäßig seichten Stelle am Grunde. Nach den Angaben der Geretteten war zwischen dem Umstürzen des Bootes und unserem Erscheinen nicht mehr als zwei Minuten vergangen und heute weiß ich es, daß diese drei armen jungen Leute hätten gerettet werden können, hätte einer von uns etwas von erster Hilfe verstanden. Wir stellten sie auf den Kopf, ließen das eingedrungene Wasser austreten und führten dann die von jedermann gekannte künstliche Atmung durch, d. h. wir arbeiteten mit den Armen der Verunglückten herum, machten rhythmische Bewegungen, natürlich ohne jeden Erfolg, denn wir wußten nicht, daß man zu allererst die Luftwege freilegen, also die Zunge vorholen und festhalten und den Mund von dem etwaigen, erbrochenen Inhalt reinigen muß. Als nach einer halben Stunde der sofort geholte Arzt erschien, war es natürlich längst zu spät.

Und noch eines selbst erlebten Falles entsinne ich mich, der die Hilflosigkeit der Gymnasiasten oder sagen wir ruhig der Mittelschüler deutlich zeigt. Während meines Einjährigenjahres bei einem Feldkanonenregimente stürzte auf einer Übung der Einjährigen ein Mann vom Pferde und brach das Bein. Und obwohl über 50 Einjährige dabei waren[1], wußte keiner etwas mit dem Verunglückten anzufangen, keiner kam auf die Idee, das gebrochene Bein durch eine Schiene, Säbel oder etwas anderen zu schützen, sondern sie hoben den armen Teufel auf die Protze und ließen ihn den weiten Weg nach Hause in halbsitzender Stellung auf dem arg stoßenden Geschütz zurücklegen. Die argen Schmerzen, die das fortwährende Bewegen der gebrochenen Knochen notwendig hervorrufen mußte, wurden durch das Mitleid der gesunden Kameraden gewiß nicht geringer.

Doch wozu brauche ich viel Beispiele anzugeben, jeder hat aus seiner Umgebung und eigener Erfahrung genug und jeder wird oft genug seine Hilflosigkeit bei einem Unglücksfalle bedauert haben. Eine einfache Ohnmacht genügt, um eine Schar von Menschen in Aufregung zu versetzen und zu den unmöglichsten und oft unsinnigsten Handlungen zu veranlassen. Jeder fühlt den Drang, ja die Pflicht in sich, helfend einzugreifen, nur leider weiß er nicht, wie und wo er die Sache anpacken soll.

Ich glaube, es ist überflüssig, die Notwendigkeit der Kenntnisse der ersten Hilfe bei Unglücksfällen erst beweisen zu wollen. Daß man von ihrem Werte vollkommen überzeugt ist, dafür sprechen die Tafeln und Bilder, die man in den Gängen der Schulgebäude aufhängt und die die wichtigsten Handgriffe zeigen. Doch was nützt die erste Hilfe an der Wand? Sie ist nicht viel mehr als ein bunter Wandschmuck, wenn sie nicht im Unterrichte den Schülern beigebracht wird. Altschul räumt in seinem Buche für Realgymnasien dem Gegenstande drei Seiten ein und tut damit sehr recht. Aber ist die erste Hilfe bloß für Realgymnasien da? Muß nicht der Gymnasiast davon genau soviel erfahren? Solange wir noch nicht die erste Hilfe bei Unglücksfällen praktisch auf Ausflügen

---

[1]) Ich hatte damals Dienst und war auf Wache.

usw. schon in den Unterklassen allen Schülern beibringen können, muß die Somatologie in der VI. Klasse die Vermittlung übernehmen.

Wenn wir in Berücksichtigung der angegebenen Punkte die Somatologie erweitern, werden wir den Schülern ein harmonisches, in sich geschlossenes Bild vom Bau und Leben des menschlichen Körpers bieten, aber wir werden dadurch auch das Verständnis für die richtige Auffassung der allgemeinen Lebensvorgänge fördern, so daß die für die Somatologie verwendete Zeit für die Behandlung der Zoologie nicht verloren ist. Durch die genauere Kenntnis des menschlichen Körpers ist das Studium der Zoologie bedeutend erleichtert, da vor allem die Fragen der allgemeinen Biologie, wie Verdauung, Kreislauf, Sekretion usw., die man früher, wenn überhaupt als leere, nicht recht verstandene Begriffe erwähnen mußte, selbst bei den niedersten Tieren ohne Schwierigkeit mit Erfolg erledigt worden.

Nehmen wir nun an, es käme einmal wirklich so weit, man würde sich entschließen, die Somatologie auszudehnen und dementsprechend die Zoologie zu verkürzen und an uns würde die Aufgabe gestellt, anzugeben, inwieweit eine derartige Kürzung der Zoologie ohne Schaden für sie durchgeführt werden könnte.

Wählen wir wieder als Grundlage das Buch von Schmeil-Scholz. Wir finden, daß von den 210 Seiten, die der Zoologie gewidmet sind, 110 auf die Besprechung der Wirbeltiere aufgehen, also der Tiere, die zu den bestgekannten gehören. Dabei nehmen die Säugetiere allein 50 Seiten ein. Ist diese Ausdehnung berechtigt? Es kann doch unmöglich mehr Aufgabe der VI. Klasse sein, einzelne Tiere zu beschreiben. Hier handelt es sich darum zusammenzufassen und die gemeinsamen Merkmale herauszuarbeiten und dafür kann man mit 30 und noch weniger Seiten sehr gut auskommen. Man muß sich eben nicht zu sehr in Einzelnes verlieren, die für das Gesamtbild keinen besonderen Wert haben. Ebenso stark kürzen würde ich die Vögel, deren Bau im großen und ganzen doch gleich ist und bei deren Besprechung es sich doch meist nur um eine reine Systematik handelt. Auch die drei übrigen Klassen müßten unter meiner Schere leiden. Denn es ist die Besprechung der Wirbeltiere doch leider mehr eine Wiederholung des in der I. und II. Klasse Gelernten und dafür sind die Stunden doch zu wertvoll.

Durch diese gewaltige Einschränkung der Wirbeltiere würde einerseits bereits eine Kürzung des gesamten Lehrstoffes erreicht, anderseits aber durch geeignete Kürzung anderer Kapitel Raum zur Ausdehnung stets stiefmütterlich bedachter Gruppen gewonnen werden. Es gelänge dann endlich einmal, den Urtierchen etwas mehr Zeit als die letzte Stunde des Schuljahres zu widmen, was der großen Tiergruppe nur angemessen, dem Schüler aber nur vom Nutzen wäre.

Wer gegen diese Einschränkung so mancher Kapitel der Zoologie Bedenken trägt, den möchte ich gerne raten, ein Lehrbuch der Botanik in die Hand zu nehmen und zu sehen, wie gerade den niederen Formen mehr Raum gewährt wird, wie viele unwichtige Familien vollständig fehlen, manche ganz kurz behandelt sind, er würde aber auch sehen, daß

der Botaniker den umgekehrten Weg einschlägt, um das Verständnis für den Bau und die Entwicklung der Pflanzen mit Erfolg den Schülern beizubringen. Er beginnt mit den niedrigsten Formen und ich muß sagen, ich habe bis jetzt mit dieser Methode die besten Erfahrungen gemacht. Botanik zu unterrichten ist eine Freude; da ist Leben, Entwicklung. Zoologie in der alten Form zu unterrichten, eher eine Qual; sie wird langweilig und in überfüllten Klassen mehr oder weniger eine Hetzjagd.

Ich begreife auch nicht, warum man sich so stark dagegen wehrt, auch in der Zoologie mit den niedrigen Formen zu beginnen. Denn der Grund, daß der Schüler die niederen Formen nicht verstehen kann, wenn er die höheren nicht kennt, ist nicht stichhältig und kann nicht ernst genommen werden. Denn besitzt er in der Botanik das Verständnis dafür, warum soll es ihm in der Zoologie dann plötzlich daran mangeln? Übrigens ist die Voraussetzung grundfalsch. Seit wann ist der Weg vom Komplizierten zum Einfachen verständlicher als umgekehrt? Einen einzigen Vorteil hat diese Methode, mit den höchsten Formen zu beginnen, es geht das Verständnis für die Entwicklung verloren. Und ich glaube auch und wahrscheinlich mit vollem Rechte, daß man dies beabsichtigt, daß das alte Schreckgespenst der Entwicklungslehre dabei mitspielt und man diese ungesunden Ideen so viel wie möglich dem Schülergehirne fernhalten möchte. Und jeder Lehrer der Naturgeschichte wird mir, wenn er ehrlich genug ist, recht geben müssen, daß es bei der rückläufigen Behandlung der Zoologie unendlich schwer ist, den Schülern den Zusammenhang und Entwicklungsgang der einzelnen Gruppen verständlich zu machen, daß man in der Mehrzahl der Fälle darauf verzichten muß und so der eigentliche Wert der Zoologie auf der Oberstufe verloren geht. Denn nicht die Kenntnis der Tierformen ist das Wesentliche, sondern das Verständnis der Vorgänge des Lebens, des großen Zusammenhanges, das Erfassen des gemeinsamen Entwicklungsprinzipes, der Überblick über die belebte Natur.

Und die letzte Zeit beweist meine Angaben vollkommen. Man scheint mit der alten Zoologie nicht zufrieden zu sein, verlangt moderne Behandlung und der Erfolg ist bis jetzt ein negativer. Lehrbuch auf Lehrbuch erscheint, eine Umarbeitung jagt die andere, und wenn wir die Produkte der Arbeit vergleichen, stets dieselbe Geschichte. Immer steht es nicht auf der Höhe der Zeit und muß neuerdings umgearbeitet werden. Wie lange noch? Wie kann aus einem Beutel, in dem einige alte Knochen sind, durch bloßes Schütteln ein neues Skelett entstehen? Wenn man die Zoologie hundertmal umarbeitet und im Prinzip den alten Charakter wahren muß, so wird der beste Mann seine Kräfte an dieser Sisyphusarbeit vergeuden, ohne daß etwas wesentlich Neues dabei herauskommen wird.

Entschließen wir uns zu einem Versuche. Lassen wir wenigstens in einer einzigen Klasse den Unterricht in der Somatologie in der genannten oder einer ähnlichen Weise durchführen und ich bin vollständig überzeugt; der Erfolg würde laut und eindringlich für diese neue Verteilung sprechen und die Richtigkeit meiner Meinung bestätigen. Wir

stehen in einer Zeit der Schulreform, an allen Ecken und Enden gärt es, in das früher so stille Schulleben dringt der laute Ruf nach mehr Luft und Bewegung. Der altehrwürdige Bau des Gymnasiums zitterte und krachte in seinem Gefüge unter dem Ansturm der modernisierenden Gewalten, Sport und Turnen drang mit Gewalt herein und machte sich neben den stillen Disziplinen der Geistesbildung mit roher Brutalität breit. Und das Kind der Moderne, das Realgymnasium, wächst und wächst. Ist es unter diesen Umständen zuviel gewagt, in einer Klasse versuchsweise die genannten Änderungen ein einziges Mal durchzuführen? Das Ärgste, was dabei geschehen könnte, wäre im Höchstfalle, daß die Schüler nach den Ferien genau so viel wüßten, als sie sich früher von der Somatologie und Zoologie gemerkt hatten, nämlich nichts.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen angelangt und muß gestehen, daß ich nicht ohne eine gewisse Bangigkeit schließe. Nicht weil ich etwa fürchte, ich könnte auf großen Widerspruch stoßen und ein Heer von Angreifern auf mich hetzen, im Gegenteile, ich könnte mir ja keinen besseren Erfolg meiner Zeilen wünschen. Was ich fürchte, ist vielmehr eine Nichtbeachtung, ein Totschweigen. Vor allem bitte ich alle älteren Kollegen, meine Ausführungen zu prüfen, sie werden längst zu demselben Resultat gekommen sein.

„Ich aber lobe mir den Greis,
Der das Veraltete recht zu erkennen weiß
Und willigen Sinnes es gibt preis".

Sollte man aber in mir nur den jungen Narren sehen, der mit Seifenblasen Granitmauern einzureißen denkt, weil er seine Kraft für übermenschlich hält und sich besser dünkt, als so viele bewährte Arbeiter, so möchte ich mit den Worten Rückerts schließen:

„Neue Besen kehren gut,
Aber es ist besser gewesen,
Als bei den alten der Staub geruht".

Wien. Dr. Alois Czepa.

Handbuch der Deutschen Schulhygiene unter Mitwirkung von Stadtarzt Dr. W. v. Drigalski (Halle a. S.), Kinderarzt Dr. R. Flachs (Dresden), Prof. Dr. Fr. W. Fröhlich (Bonn), Bürgerschullehrer H. Graupner (Dresden), Geh. Medizinalrat Prof. Dr. G. Leubuscher (Meiningen), Sanitätsrat Prof. Dr. F. A. Schmidt (Bonn), Stadtschulrat Dr. Wehrhahn (Hannover), herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Selter in Bonn. Dresden und Leipzig, Th. Steinkopff 1914. VIII und 759 SS. Gr.-8° mit 149 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Preis geh. 28 Mk., in Leinen geb. 30 Mk., Halbleder 32 Mk.

Eine kurze Darstellung der Geschichte der Schulhygiene von dem um Schularztwesen und Hygieneunterricht so verdienten Leubuscher leitet das Buch ein; derselbe Verf. behandelt später Schularzt, Hygiene des Lehrerberufes und Hygiene-Unterricht; Ref. kann ihm fast in jedem

Wort nur zustimmen. — An den einleitenden Teil des Genannten schließt sich des geschätzten Hygienikers und Lehrers Selter wohlgeordnete und gut geschriebene Hygiene des Schulhauses und seiner Einrichtungen mit allen Einzelheiten, dann folgt die Unterrichtshygiene, allgemein eingeleitet durch Fröhlichs kurzen hübschen Artikel über das Nervensystem und seine Beziehungen zum Gegenstand, in den verschiedenen Einzelstücken behandelt von Graupner, der auf dem Gebiete des Elementarunterrichts auch schon Selbständiges gearbeitet hat. — Der nächste Teil über Fürsorge im vorschulpflichtigen Alter, von Flachs, fällt streng genommen nicht in den Rahmen der Schulhygiene, ist aber recht dankenswert, desto mehr gehört in unser Gebiet seine sexuelle Pädagogik, die mit Geschick behandelt ist. Altmeister F. A. Schmidt hat vortrefflich über die körperliche Entwicklung und Pflege des schulpflichtigen Alters geschrieben und in späteren Kapiteln über die Ursachen des jugendlichen Schwachsinnes, Zuweisung zur Hilfsschule, körperliche Übungen und Schularzt in solchen Schulen, Wehrhahn, eine wohlbekannte Autorität auf dem Gebiete des Hilfsschulwesens, behandelt aus seiner reichen Erfahrung treffend den Betrieb der Hilfsschule und die Vorbildung des Lehrers hiezu. — Eine auf der Höhe der Zeit stehende Darstellung der krankhaften Störungen bei Schulbesuchern, zum Teil auf Grund eigener Forschung, hat v. Drigalski gebracht, sein Anteil schließt mit einer Tabelle über die zahlreichen reichsdeutschen Stätten, welche tuberkulöse Kinder aufnehmen.

Es ist naturgemäß untunlich, den Inhalt eines so umfangreichen und vielseitigen Buches im Rahmen einer Rezension in allen Einzelheiten zu besprechen. Ref. will einige Bemerkungen auf Grund eines aufmerksamen Durchblätterns und der Lektüre vieler Seiten machen.

Erfreulich ist im Schularztkapitel das Auftreten gegen das starre Festhalten in Deutschland an dem Dogma, daß kein Schularzt Kinder seines Ressorts behandeln dürfe. Zur Klage über Interesselosigkeit an Schulhygiene: hinsichtlich aller, welche sich hiefür interessieren sollten, läßt sich in kurzer Zeit eine Besserung nicht erzielen, in Hinkunft wird aber nicht zum wenigsten die Art der Unterrichtserteilung über den Gegenstand ausschlaggebend sein. Zur bayrischen Regierungsverordnung von 1875, betreffend Zuziehung von Ärzten zu den Sitzungen des Ortsschulrates, wäre des älteren österreichischen Analogons, der Verordnung des österreichischen Unterrichtsministers von 1873, zu gedenken gewesen, welche Bildung einer ständigen Kommission für Schulgesundheitspflege bei jedem Bezirksschulrate mit einem ärztlichen Fachmann als ordentlichem Mitgliede verlangt. — Bei der an zwei Stellen berührten Frage der Korridorbreite handelt es sich mehr um eine klare Formel hinsichtlich des Mindestmaßes für ein zum Korridor steuerndes Individuum; als Mindestmaß bei gutem Willen meist erreichbar wäre $^1/_2$ m^2, wenn man nicht Unterschiede für Klassen im Zusammenhang mit Länge der Stundenserien machen will. Die Bezeichnung des *Merulius lacrymans* (vulg. „Holzschwamm", „Hausschwamm") als „Schwammpilz" wäre mindestens in Österreich sprachlich schlecht, wenn auch nicht sachlich so ver-

fehlt, wie jene dieses Basidiomyceten als „Schimmelpilz" von Seiten eines der größten deutschen Hygienikers und speziell Bakteriologen. Unzutreffend ist die Behauptung, daß Gasöfen eine energische Lüftung bewirken, gerade diese tun es nicht (enger Abzugsschlot); ebenso ist die altkonventionell immer noch auftauchende Klage über zu sehr trockene Luft bei Feuerluftheizungen grundsätzlich nicht zutreffend, da das kritische Moment in der Verbindung der Ventilation mit der Heizung liegt, welche Verbindung wir ja bei den verschiedenen Heizarten verwenden; überdies wird die Klage in der bezeichneten Stelle noch mit der starken Erhitzung der Luft gestützt, wobei aber für Feuerluftheizung 70°, für Niederdruckdampfheizung natürlich bis 100° Heizflächentemperatur angegeben wird. Mit diesen Bemängelungen will Ref. natürlich nicht die Feuerluftheizung, deren Schwächen anderswo liegen, empfehlen. Recht gut geschrieben ist das Kapitel über die Schulbänke, wenn wir auch einem Bedenken des geschätzten Verf. hinsichtlich individuell einstellbarer Bänke nicht zustimmen können (prinzipiell, vom hygienisch-pädagogischen Standpunkt gut), da es bereits flott ohne Werkzeuggebrauch einstellbare gibt[1]. Dankenswert ist, daß der Herr Verf. für Lehnenabstandsverwandlung eintritt; es sei für österreichische Verhältnisse hinzugefügt, daß es angezeigt wäre, das seinerzeit von Autoritäten (Orthopäde Lorenz, Okulist v. Reuß) ausgewählte Schiebetisch-Prinzip nicht fallen zu lassen, sondern im Hinblick auf die Bankentwicklung im Zusammenhang mit Bodenreinigung mit irgend einer der verschiedenen Mittelholm-, Roll- oder Kippvorrichtungen zu verbinden (Vorteile des Schiebetisch-Prinzips: das in der Fußnote genannte Buch, S. 80). Die Darstellung der Banksache im Selterschen Handbuch hat sich fraglos von den Einflüssen einer mit seltenem Raffinement unter der Maske unabhängiger wissenschaftlicher Publikation allerorten auftretenden geschäftlichen Reklameliteratur freizuhalten bemüht. — Einer der Mitarbeiter hat etwas (eine fremdsprachliche Literaturnote mit einer Zeitschriftangabe) aus einem Buch unglücklich abgeschrieben: er beweist, daß er weder die Sprache versteht, noch die zur Sache gehörige Zeitschrift eingesehen hat; der Herausgeber mag sich trösten: in einem vor nicht langer Zeit erschienenen deutschen Sammelwerk über Hygiene, zu dessen Herausgebern erste Leuchten der Wissenschaft zählen, hat ein Mitarbeiter aus demselben Buche ganze Satzreihen wörtlich nachgedruckt, ohne zu sagen woher. Dürftig behandelt ist die Koedukationsfrage. — Recht dankenswert ist, daß der Verfasser des zuständigen Kapitels sich gegen die sozusagen modern werdende (s. auch unser Seuchengesetz) etwas laxe Auffassung hinsichtlich der Meldepflicht bei Masern und Keuchhusten wendet, welche Auffassung besonders die

---

[1]) S. unser „Handbuch der Schulhygiene". Dritte Auflage. Leipzig. Barth 1912, S. 92, Abbildung 70; Ref. bedauert, daß gerade an dieser Stelle des Werkes sein Buch mit 1911 zitiert wird, offenbar infolge eines Setzfehlers. — Im selben Buch ist auch schon die Abschrägung der Mittelmauer bei zweiflügeligen Türen vorgeschlagen, S. 35, zugehörige Abbildungen S. 199—200, was übrigens bereits in der II. Auflage von 1902, S. 394—396 vom Ref. in die Hinträgerschen Skizzen eingesetzt war.

Gefahren für die Vorschulpflichtigen vergrößern muß. — Es gibt nicht Floh- und Wanzenbisse, da diese Insekten stechen. Soweit Ref. orientiert ist, ist die segensreiche Einrichtung der Schulschwestern von London (1902) ausgegangen und von dort nach den Vereinigten Staaten, daher auch nach Chicago (1907) gekommen. — Das Register läßt an Schlagworten zu wünschen übrig.

Das Buch hat sich die deutsche Schulhygiene zum Gegenstand gemacht, während anderseits jeder der Mitarbeiter doch auch etwas aus nichtdeutschen Sprachgebieten mitnimmt, das deutsche Sprachgebiet Österreichs und der Schweiz aber wenig berücksichtigt ist. Die wissenschaftlichen Grundlagen der Schulhygiene sind natürlich wie die jedes Wissensgebietes international und neben den vortrefflichen deutschen Arbeiten ist wertvolles schwedisches, dänisches, flämisches, englisches, russisches, italienisches usw. Forschungsmaterial vorhanden, wie neben vortrefflichen deutschen Ersteinführungen solche ausländische: Schulbrausebad — Göttingen, Schulzahnpflege — Straßburg usw., aber auch Schularzt — Brüssel, Schulschwester — London, offizieller Sexualunterricht im Volksschulalter — Helsingfors, Dachspielplatz auf Schulhäusern — London, Dachturnhallen — New York, Trinkspringbrunnen — Padua usw. Politische Umwälzungen werden, mögen sie noch so furchtbar in Erscheinung treten, nie mehr die innere Gemeinschaft der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Erdball vernichten, wenn sie auch für eine Spanne Zeit störend zur Geltung kommen.

Somit hat Ref. der Pflicht, zu bemängeln wo nötig, auch genügt, was ihm selbst kein Vergnügen ist, aber leider zur Kritik gehört — es trifft hier nur wenig vom Buchinhalt. Selter hat sich keine leichte Aufgabe gestellt und hat sie im ganzen schön gelöst. Eine Reihe von Mitarbeitern ist eine wertvolle Arbeitserleichterung für den Herausgeber, es ist aber keineswegs eine leichte Aufgabe, sie bei ihrem besten eigenen Willen unter einen Hut zu bringen, d. h. dennoch ein einheitliches Werk zu schaffen, was Selter gelungen ist. Die Stoffanordnung ist infolge der Zahl der Mitarbeiter eigenartig, aber nicht unzweckmäßig. Kleine Unebenheiten sind bei einer „I. Auflage" eines solchen Buches schwerlich zu vermeiden, da unsere Zeit das *„novem primatur"* kaum mehr kennt. Wir wünschen dem Herausgeber das baldige Nötigwerden einer II. Auflage.

Die äußere Ausstattung von Seiten des wohlbekannten wissenschaftlichen Verlags ist würdig, die Abbildungen sind sauber und instruktiv — der leider immer wieder vorkommende Fehler, daß Legenden in Bildern viel zu kleine Lettern haben, findet sich auch hier in manchem sonst guten Bild. Unbequem ist das große Gewicht des Buches: muß denn der deutsche Buchhandel ein bei der Fabrikation immer mehr beschwertes Papier benutzen? Man vergleiche die englischen Bücher — das gerade Gegenteil und jedermann weiß wie angenehm diese leichten Bücher zu handhaben sind. Leider werden die Bücher auch immer teurer.

Im ganzen ist das Werk gut gediehen und wir wünschen ihm besten Erfolg.

Wien. L. Burgerstein.

Alfred M. Schmidt, Kunsterziehung und Gedichtbehandlung im Unterrichte. Zweiter Band: Erläuterungen deutscher Dichtungen für Schule und Haus nebst Lehrbeispielen. Zweite Hälfte: Wald, Wasser, Morgen, Abend und Nacht, Herbst, Weihnacht und Winter, Deutsches Land. VIII und 292 SS. Leipzig, Julius Klinkhardt 1912. Preis Mk. 4·40, geb. Mk. 5.

Der vorliegende Teil des ausgezeichneten Werkes[1]) enthält außer 10 ausgeführten Lehrbeispielen 300 vorwiegend lyrische Gedichte, die wie in dem „Hausbuch deutscher Lyrik" von F. Avenarius nach dem Inhalt zweckmäßig gruppiert und größtenteils von einem Standpunkt erläutert werden, der an die noch unvergessenen instruktiven „Übungen im Gedichtelesen" in den älteren Jahrgängen des „Kunstwart" erinnert. Sch. bietet hier nämlich, ohne Pedanterie und Tüftelei, nur das, was nach seiner Ansicht dem Lehrer über den poetischen Stoff klar sein muß, ehe er an die speziellere unterrichtliche Behandlung herantritt, und was für den pädagogisch geschulten und einigermaßen gewandten Lehrer doch das wesentlichste Stück seiner vorbereitenden Arbeit darstellt. Alle diese Analysen zeugen von hervorragender Fähigkeit dichterischen Mit- und Nacherlebens und von einer bewundernswerten Gabe, dem Leser das Wesentliche eines poetischen Kunstwerks zu vermitteln, ohne den Genuß durch erkältendes Raisonnement zu zerstören. Auf das feinsinnigste wird bei der Interpretation der rein lyrischen Stücke die Stimmung für das reflektierende Bewußtsein herausgearbeitet, das Gedankliche in den mehr betrachtenden Gedichten klar und bestimmt und doch nicht nüchtern und prosaisch herausgeschält. Vor allen anderen Kommentaren zeichnet diesen die beständige Rücksicht auf die äußere Form und ihr inniges Verhältnis zu dem Gefühlsgehalt aus, nicht nur auf die metrische Gestalt in dem bisher geläufigen Sinne, sondern auch auf die der poetischen Sprache immanente Melodie. Nur auf diesem Wege kann, die natürliche Begabung dazu vorausgesetzt — sie dürfte freilich nicht so verbreitet sein, wie Sch. anzunehmen scheint —, ein guter Vortrag der Gedichte erzielt werden. Schließlich verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß sich der Verf. nicht in bequemer Weise auf bekannte Schöpfungen der älteren Meister beschränkt, sondern auch Gedichte der meisten neueren Dichter von Bedeutung aufgenommen hat: neben Mörike, Geibel, Heyse, der Droste und Hebbel sind Leuthold, Greif, Storm, Keller, K. F. Meyer, Liliencron, Falke, die Strauß-Torney stark vertreten und auch an Schoenaich-Carolath, Holz und Dehmel ist Sch. nicht vorbeigegangen. Doppelt unbegreiflich ist mir bei dem an wirklichen Kunstwerken bewiesenen Verständnis des Verf. sein lässiges Gewährenlassen nicht nur der kleinen und winzigen Talente, sondern auch ausgesprochener Dilettanten. Der seichte Hoffmann von Fallersleben und der nicht bessere Baumbach scheinen es ihm kaum weniger angetan zu haben als ein Mörike und neben jenen Prototypen gefühlsschwacher und gedankenarmer Reimerei treiben in dem vorliegen-

[1]) Vgl. meine ausführliche Anzeige des grundlegenden I. Bandes in dieser Zeitschrift, LXIII. Jahrgang, S. 527—537.

den Bande ihr Wesen (und zwar nicht etwa als Gegenbeispiele): Kinkel, Roquette, Gerok, ein gewisser Güll, Kletke, A. Ritter, Frieda Schanz, Blüthgen, Rittershaus, Trojan und noch eine ganze Reihe guter Leute, denen man nichts anderes vorwerfen kann, als daß sie keine eigene Musik machen. Dafür fehlen Strachwitz, Saar, Isolde Kurz, Münchhausen, Schaukal (von den wundervoll anschaulichen und melodischen Gedichten dieses größten modernen Lyrikers Österreichs ist doch ein stattlicher Teil auch für die Schule verwendbar).

Doch dieser Vorwurf eines nicht immer genug wählerischen Geschmacks soll die Gesamtleistung ebensowenig herabsetzen wie die skeptische Frage, ob denn wirklich nicht nur Untermittelschüler, sondern sogar schon Volksschüler für Lyrik zu haben sind; denn Sch.s Arbeit kommt dem Deutschlehrer in den obersten Gymnasialklassen ebenso zu Gute wie dem Elementarlehrer. Das ganze Werk sollte nicht nur in jeder Lehrerbibliothek stehen — als Ersatz für die kläglichen Fabrikate von Lübben und Nacke, Gude, Dietlein — Gosche-Polack *et tutti quanti* —, sondern auch jeder Germanist, dem es mit der ästhetischen Erziehung der Jugend ernst ist, sollte es kaufen und eifrig zu Rate ziehen.

Wien. Dr. Johann Černy.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Geschichte der römischen Literatur für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium, begründet von W. Kopp; neunte Auflage bearbeitet von Max Niemeyer. Berlin, Verlag von Julius Springer 1913. VIII und 159 SS. Kl.-8⁰. Preis Mk. 2, geb. Mk. 2·50.

Der achten Auflage dieses Büchleins, der ich im LXI. Bande dieser Zeitschrift S. 380 die verdiente Anerkennung gezollt habe, ist schon nach vier Jahren die neunte gefolgt. Wenn es auch in der Hauptsache unverändert geblieben ist und der Umfang nur um vier Seiten zugenommen hat, so hat Niemeyer doch im einzelnen vieles verbessert. Es ist selbstverständlich, daß er hiefür zunächst die neuen Bände der Literaturgeschichten von Schanz und Teuffel sowie der Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa herangezogen hat; aber er ist weit darüber hinausgegangen und hat auch außerhalb deren Bereiches so manches im Anschluß an andere Werke der jüngsten Zeit berichtigt. So darf das inhaltsreiche Büchlein in der neuen Bearbeitung mit gutem Gewissen für die Zwecke, denen es dienen will, empfohlen werden. Tief zu beklagen ist es, daß der treffliche Mann, der soviel Mühe darauf gewendet hat, vor kurzem der Wissenschaft entrissen worden ist.

Innsbruck. E. Kalinka.

Dr. Ferdinand Gottanka, Die Genusregeln der konsonantischen und *i*-Deklination im Lateinischen. Separat-Abdruck aus dem Progr. des Königl. Bayr. humanistischen Gymnasiums in Bayreuth 1912.

Daß eine wissenschaftliche (sprachgeschichtliche) Behandlungsweise der lateinischen Formenlehre auf der Elementarstufe nur dann berechtigt ist, wenn dadurch eine einfache und übersichtliche Darbietung erzielt oder doch wenigstens keine Erschwerung hervorgerufen wird, werden gewiß alle Lehrer zugeben, die nicht auf die wissenschaftliche Methodenreiterei um jeden Preis eingeschworen sind. Sagt doch schon Rothfuchs in seinen „Beiträgen zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts“ (3. Auflage, S. 4): „Eine schwierige Sache zu lernen ist bildend, dagegen eine Sache auf schwierige Art zu lernen, kann unmöglich bildend sein.“

Von diesem vom Standpunkte des praktischen Unterrichtes unanfechtbaren Grundgedanken aus müssen methodische Fragen beurteilt werden. Als Ref. vor mehr als einem Vierteljahrhundert in Anlehnung an Goldbacher und Nahrhaft die Stammtheorie für die Behandlung der dritten Deklination heranzog (Progr. Weidenau 1886/7 und 1887/8), glaubte er — und er glaubt es auch jetzt noch —, den Schülern auf wissenschaftlicher Basis eine gewisse Erleichterung geboten zu haben. Mit Vergnügen sei konstatiert, daß es Gottanka, wie sich aus seiner besonnenen und maßvollen Auseinandersetzung ergibt, unter Wahrung des wissenschaftlichen Charakters seiner Methode gelungen ist, weitere Erleichterungen zu schaffen. Vornehmlich hat er die Zahl der Merkmale für die Genusbestimmung sowie die der Ausnahmen verringert, von wissenschaftlichen Erscheinungen übermittelt er, wie seinerzeit der Ref., nur vier (vgl. Gottanka, S. 38, fg. 1—4). Auf die Unterscheidung von Wortstock und Wortstamm, von Kasusendung und Kasuszeichen verzichtet er mit Recht und begnügt sich mit den Termini Wortstamm, Endung, Wortausgang (a. a. O., S. 41). Wer wissen will, wie sinnverwirrend gerade so komplizierte Unterscheidungen auf den Anfänger wirken müssen, der lese in Werners „vereinfachten" Lat. Grammatik auf S. 20 (28) die Regel über die „fast gleichen" Kasuszeichen bei allen Deklinationen, die, wie wohl aus dem fetten Druck und der Darlegung in dem Vorworte, pag. VII, zu schließen ist, von dem temperamentvollen Vertreter der „neuhumanistischen Unterweisung im Lateinunterrichte" schon den Anfängern zugeteilt wird. Eine einheitliche Genusbestimmung nach dem Stamme ist freilich auch Gottanka nicht gelungen. Bei den Masculina (S. 22 und dazu die Ausnahmen auf S. 33. D. I) geht es ganz glatt, aber bei den Feminina klappt es schon nicht mehr. Da gibt es eine Genusbestimmung nach dem Nominativausgang (Wörter auf *-o*, S. 22), ferner bei den Ausnahmen nach *-ō, -ōnis*; *-ō, -ĭnis*; *-ĕs, -itis*; *-ex, icis*; *-nis* (S. 33). Daß in diesem Punkte die vielgeschmähte traditionelle Methode im Vorteile ist, kann wohl nicht geleugnet werden. Eine Regel für die Neutra ist nach Gottanka überflüssig, da alle Wörter, die nicht in der Regel der Masculina und Feminina mitinbegriffen sind, Neutra sein müssen. (S. 29.) Ob das vom Verfasser empfohlene Verfahren für das Erkennen der Neutra (a. a. O., Abs. 3) sich in der Praxis auch wirklich bewährt, möchte Ref., dem in diesem Falle keine Erfahrung zur Verfügung steht, im Interesse der überraschenden Vereinfachung sehr gern glauben. Aber der Verfasser scheint selbst seinem Verfahren nicht recht zu trauen; denn er empfiehlt (a. a. O., Abs. 4), um für das Gedächtnis eine wesentliche Stütze zu schaffen, auch die Neutra in bestimmten Gruppen zusammenzufassen. Dem Vorschlage des Verfassers (S. 24, Abs. 2; Mülder, Lehrproben und Lehrgänge, 44. Heft, S. 80—97), dem Schüler ein Wort zuerst in einem *Casus obliquus* vorzulegen, damit er den Stamm eines Wortes vor dem Nominativ kennen lerne, könnte Ref. nie und nimmer das Wort reden. Die sprachgeschichtliche Methode, die nicht zu einer sprachchemischen, zeitraubenden Spielerei werden darf, soll nur zu einem rascheren und verständigeren Erfassen und Erlernen der wirklichen Formen führen, mit welchen möglichst bald operiert werden kann. Sprachwissenschaft kann für den Primanerstandpunkt unmöglich Selbstzweck sein.

Gottankas Anregungen sind gewiß sehr dankenswert und man möchte ihnen in Schulmännerkreisen gern Beachtung wünschen. Aber mit methodischen Fragen ist es immer eine eigene Sache. Auf der einen Seite stehen die verdienstvollen Vertreter der geschmähten „Skelettgrammatiken" und der „scholastischen Methode", die in ihrer Art ganz Vortreffliches geleistet haben (Holzweißigs „Lat. Schulgrammatik in kurzer, übersichtlicher Fassung und mit besonderer Bezeichnung der Pensen für die einzelnen Klassen" hat in der Zeit von 1885—1911, d. i. in 26 Jahren

die 26. Auflage erlebt), auf der andern Seite die Vertreter der „wissenschaftlichen“ Methode (vgl. besonders Dr. Heinrich Werners „Lat. Grammatik für höhere Schulen, bearbeitet und auf geschichtlich entwickelnder Grundlage vereinfacht“. 1. Auflage 1911; 2. verbesserte und erweiterte Auflage 1912. Verlag von L. Ehlermann, Leipzig, Dresden, Berlin). Beide Gruppen befehden einander, anstatt von einander zu lernen. Der rechte Unterricht ist eine Kunst und der rechte Lehrer ist ein Künstler. Daher gilt auch hier, wie in jeder Kunst, daß es immer nur auf das Können und nicht auf die Zugehörigkeit zu einem orthodoxen pädagogischen Glaubensbekenntnisse ankommt. Was Ref. in jugendlichem Überschwang (Progr. Weidenau 1886/7) gesagt hat, nimmt er heute nach 26 Jahren reuig zurück. Wer seine Sache nach der alten, vielfach verbesserten traditionellen Methode, die auf den reichen Erfahrungen tüchtiger Praktiker beruht, gut macht, dem dränge man nicht die teilweise noch unfertige neue, wissenschaftliche auf, die neben manchen überlauten und maßlosen Rufern im Streite (vgl, Dr. Max Schlossarek, „Die sprachwissenschaftliche Methode und der Lateinunterricht in Sexta“, Kattowitz, 1912) hervorragende Vertreter schon gefunden hat und noch finden wird. *In dubiis libertas.* Wer wissen will, wie wenig sicher bisher der neuhumanistische Unterrichtsweg ist, der lese in Schlossareks Programmabhandlung nach. wie weit man nach seiner Meinung sprachwissenschaftlich schon in der ersten Klasse gehen dürfe, „ohne an die Auffassungsgabe des Sextaners zu große Anforderungen zu stellen“ (a. a. O. S. 30). Er begnügt sich nicht, wie z. B. Linde, mit der bloßen Mitteilung der wissenschaftlichen Tatsache, er fordert auch immer die Begründung. Warum es *animāl*, nicht *animăl* im Nominativ heißt, muß erklärt werden (S. 38): bei *secundus* weise man „ganz ruhig auf das in Quinta (!) zu lernende *sequor* hin“ (S. 39); beim imperf. *amabam* „braucht man nicht davor zurückzuschrecken“, dessen Entstehung (nach Skutsch) aus *amans-bam* zu zeigen (S. 46); daß der zweite Bestandteil des Wortes *insula* mit dem griechischen Worte für „Meer“ zusammenhängt, muß schon der Sextaner wissen (S. 48) usw. Vor lauter Wissenschaftlichkeit entwischt dem Verfasser die wirkliche Perfektform *ēmī* (vgl. S. 39, 2 Abs. '*empsi*'). Wie soll es da erst dem armen Sextaner ergehen?

Baden bei Wien. Friedrich Loebl.

Rudolf Klussmann, Bibliotheca Scriptorum Classicorum et Graecorum et Latinorum. Die Literatur von 1878 bis 1896 einschließlich umfassend. II. Band: Scriptores Latini. 1. Teil. Leipzig, O. R. Reisland 1912. 568 SS. Preis 15 Mk. — 2. Teil (Macer—Zeno). 1913. 389 SS. Preis Mk. 13·60.

Die beiden Bände (die auch als CLVI. und CLXV. Band des Jahresberichts über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft erschienen sind) sind mit der gleichen besonderen Sorgfalt gearbeitet wie die früheren (vgl. diese Zeitschr. 1910, S. 475; 1911, S. 723) und gewiß geeignet, manche Arbeit der Vergessenheit zu entreißen und unnützes Suchen zu ersparen. Es gereicht mir zur Freude, den verdienten Verf. zur Vollendung des mühevollen Werkes beglückwünschen zu können.

Brünn. Wilhelm Weinberger.

Oskar Weise, Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. 9. Auflage. Leipzig und Wien 1912, Teubner. 146 SS. 8°. Preis geb. Mk. 1·60.

Die Neubearbeitung des alten Aufsatzbuches von Cholevius durch Oskar Weise enthält so ziemlich alles, was ein Schüler der drei obersten Klassen vom Aufsatz und Stil zu wissen braucht. Wegen seiner übersichtlichen Anordnung und seines methodischen Fortschreitens ist es aber auch für den Lehrer ein willkommener Behelf, der für stilistische Belehrungen eine ganze Reihe vorzüglicher Muster aus den besten Schriftstellern findet. Wie sehr sich das Werk von den üblichen Aufsatzbüchern unterscheidet, zeigt am besten der Anhang 4, der ein bemerkenswertes Verzeichnis guter Prosaschriften enthält, die sich nach Inhalt und Form für Schüler der oberen Klassen eignen. Es sucht nach einer mittleren Linie zwischen den vielfachen, oft exzentrischen Wünschen der Deutschlehrer, wird wenige ganz befriedigen, die meisten aber anregen. Überhaupt ist das ganze Buch auf Anregung, nicht auf eine umfangreiche Sammlung von Aufsatzproben gerichtet.

Wien. Dr. Adolf Watzke.

Dr. Bruno Busse, Wie studiert man neuere Sprachen? 2. Auflage. Stuttgart, W. Violet 1912. 186 SS. 8°. Preis Mk. 2·50.

Als Ratgeber für alle gedacht, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen zuwenden, muß das Buch in 2. Auflage um so willkommener geheißen werden, als der Verf. es sich angelegen sein ließ, die bisherige Fachliteratur gewissenhaft nachzutragen. In allen drei Fächern dieser Aufgabe gerecht zu werden, war gewiß nicht leicht. Das vorliegende Buch unterscheidet sich aber auch vorteilhaft von anderen Werken ähnlicher Art durch die gleichmäßige Berücksichtigung aller drei Sprachfächer. Es schenkt der Germanistik ebenso große Aufmerksamkeit wie der französischen und der englischen Philologie. Seiner in der Vorrede ausgesprochenen Ansicht, daß es bei den gesteigerten Anforderungen, die man heute an den Neusprachler stellt, über die menschliche normale Leistungsfähigkeit gehe, zwei Fächer gleich gründlich zn beherrschen, ist voll und ganz beizupflichten. Busses Ratschläge verdienen um so höher eingeschätzt zu werden, als sie der Praxis entstammen und der Verfasser selbst noch die Studienjahre gut genug in Erinnerung hat, um danach die Leistungen der Hochschule beurteilen zu können. Nicht nur der Studierende, sondern auch der Lehrer, und zwar nicht bloß der Anfänger, wird das Hilfsbuch Busses, je öfter er es benutzt, um so lieber zur Hand nehmen.

Wien. W. A. Hammer.

Alois Meister, Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Band I, Abteilung 4: Sphragistik. Heraldik. Deutsche Münzgeschichte von Dr. Theodor Ilgen, Archivdirektor in Düsseldorf, Dr. E. Gritzner, Regierungsrat in Dresden, Dr. F. Friedensburg, Geh. Regierungsrat in Breslau. Zweite Auflage. Leipzig 1912, Teubner. 132 SS. (58, 39, 55 SS.).

Es genügt wohl, einfach auf das Erscheinen dieser zweiten Auflage hinzuweisen. Allen drei Abteilungen eignet die klare Darstellung, die Be-

schränkung auf das zur Einführung wirklich Notwendige. Allen dreien sind die reichen Literaturnachweise nachzurühmen, die in gewissenhaftester Weise gegeben sind. Eine eingehendere Vergleichung der neuen Auflage mit der ersten ist durch äußere Umstände unmöglich gemacht worden. Gerne möchte ich nur den Wunsch aussprechen, daß in der Heraldik wenigstens die wichtigsten jener Kunstausdrücke erläutert würden, für deren Erklärung Gritzner auf die besondere Literatur verweist. Das wäre für den Geschichtslehrer nützlich, der keine Zeit auf heraldische Studien verwenden kann, aber auch für denjenigen, der tiefer eindringen will, da ihm dadurch das Lesen heraldischer Schriften ebenso erleichtert würde wie die Beschreibung eigener Beobachtungen. Der andere Wunsch, daß die Darlegungen durch Abbildungen versinnlicht werden, dürfte nach der Anlage des ganzen Werkes wohl unerfüllbar bleiben. Für jeden Lehrer mittlerer und neuerer Geschichte scheint mir eine Einführung in dem hier hier gegebenen Umfange kaum entbehrlich und so sei denn auch dieser Teil den Fachgenossen aufs neue bestens empfohlen.

Wien. Dr. L. Singer.

---

1. **Landeskunde der Schweiz.** Von Prof. Dr. Hermann Walser. 2. Auflage.
2. **Landeskunde von Pommern.** Von Prof. Dr. W. Deecke.
3. **Landeskunde von Schleswig-Holstein und der Freien und Hansestadt Hamburg.** Von Dr. Paul Hambruch.
4. **Die deutschen Kolonien.** III. Ostafrika. Von Prof. Dr. K. Dove. Sammlung Göschen. Jeder Band geb. 90 Pf.

Der Ausbau der geographischen Bibliothek der rühmlichst bekannten Göschenschen Sammlung kann nur mit Freuden willkommen geheißen werden. Auch die vorliegenden Bändchen, nunmehr alle in dem neuen braunen Gewande der Sammlung, das sie so schmuck erscheinen läßt, bilden nicht nur äußerlich, sondern vor allem inhaltlich eine Bereicherung jeder Bücherei. Die prächtige Landeskunde der Schweiz von Walser habe ich an dieser Stelle schon bei ihrem ersten Erscheinen ausführlich gewürdigt; die neue Auflage, die mit Recht als verbessert bezeichnet wird, obwohl nicht viel Anlaß für eine Verbesserung vorlag, kann ich ebenso gerne empfehlen, wie ich es damals getan. Deeckes Landeskunde von Pommern erfüllt alle Erwartungen, die wir an ein Buch aus der Feder des Freiburger Geographieprofessors zu knüpfen gewohnt sind. In leichtflüssiger Sprache wird vor dem Leser ein anschauliches Bild des Landes entrollt und die strenge Wissenschaftlichkeit hindert nicht, daß wir mit Vergnügen das Büchlein lesen. Dasselbe gilt von Hambruchs Darstellung des deutschen Anteils an der Kimbrischen Halbinsel und Hamburgs. Die Schilderung der deutschen Kolonien endlich wird mit Doves Ostafrika in höchst erfreulicher Weise fortgesetzt. Mit Genugtuung sehen wir hier, daß die deutschen Besitzungen in Afrika wenn auch langsam, so doch stetig sich in aufsteigender Linie entwickeln. Allen genannten Büchern ist, wie immer bei den Göschenbändchen, reichlicher und zumeist gut ausgewählter Bilderschmuck und je eine Übersichtskarte beigegeben. Bei Hambruchs Büchlein hätte ich allerdings den ziemlich unkünstlerischen Handzeichnungen überall Lichtbilder vorgezogen. Jedenfalls aber bilden die hier zusammenfassend erwähnten Bände eine neue wertvolle Ergänzung der verdienstvollen Göschenschen Sammlung.

Wien. B. Imendörffer.

Prof. Dr. Alois Höflers Himmelsglobus aus Modelliernetzen, die Sterne durchzustechen und von innen heraus zu betrachten. In drei Ausgaben. Ausgabe I und:

Der Sternenhimmel, Anleitung zur Benützung des Himmelsglobus aus Modelliernetzen, von Dr. Alois Höfler, o. ö. Professor der Universität Wien. Zweite, verbesserte Auflage (zugleich als Beigabe zu des Verf. „Didaktik der Himmelskunde und der astronomischen Geographie"). Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1913.

Jeder, der sich mit einer Sternkarte in der Hand am Himmel zurechtzufinden versucht, wird schon auf die Schwierigkeit gestoßen sein, die sich darin zeigt, daß er auf die Sternkarte von oben herabsieht, als ob er die Sterne von außen betrachten würde, während er sich beim Beschauen der wirklichen Himmelskugel in ihrem Inneren befindet und, um die Sterne zu erblicken, sein Auge aufwärts richten muß. Diese Schwierigkeit zu umgehen, hatte Verf. den glücklichen Gedanken, einen transparenten Himmelsglobus herzustellen, in dem man, sobald einmal ein Sternbild auf dem Globus aufgefunden wurde, die einzelnen Sterne der Zeichnung zu durchstechen, den Globus sodann gegen das Tages- oder Lampenlicht zu halten und durch seinen unteren, offenen Teil in das Innere zu blicken hat. Dann sieht man die Sterne hell auf dunklem Grunde, ganz in derselben gegenseitigen Anordnung wie am dunklen Nachthimmel.

Dieses zur Belebung des astronomischen Unterrichtes vorzüglich geeignete Lehrmittel wird von der Verlagsbuchhandlung teils Gestell mit Globus fertig zum Gebrauch geliefert, teils nur die Netze dazu mit dem Laubsägemuster für das Gestell, so daß die Schüler genötigt werden, ihren Himmelsglobus selbst aus den Netzen zusammenzukleben, was nicht schwieriger ist als z. B. das so beliebte Anfertigen von Kristallmodellen.

Die Anleitung, die dem Globus zu seiner Benützung beigegeben wird, ist, wie man es bei einem Verf., wie es Prof. Höfler ist, nicht anders erwarten kann, frisch und anregend geschrieben und enthält auf 26 Seiten fast einen ganzen Unterrichtsplan über die Anfangslehren der Astronomie. Das Lehrmittel ist zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der Mittelschulen wie auch den Schülern selbst aufs wärmste zu empfehlen.

Winke für die Beobachtung des Himmels mit einfachen Instrumenten. Für Schüler und Liebhaber der Himmelskunde. Von Franz Rusch, Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Dillenburg. Mit 6 Abbildungen. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1913. 94 SS. 8⁰. — Erweiterter Sonderabdruck aus den „Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht aller Schulgattungen".

Dieses kleine Heftchen kann als eine Ergänzung des bekannten und allgemein anerkannten Buches des Verfassers „Himmelsbeobachtungen mit bloßem Auge", das in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1913, S. 524 ff. besprochen wurde, angesehen werden. Es stellt sich die Aufgabe, Lehrern, die nicht so ganz mit den astronomischen Beobachtungsmethoden vertraut sind, aber doch ihren Schülern in dieser Richtung Anweisungen zu geben wünschen, Winke zu erteilen, wie sie sich alles Wissenswerte darüber aneignen und die ihnen fehlende Erfahrung ersetzen können. Inhaltlich sei erwähnt, daß das Buch in zwei Abschnitte zerfällt, die einzeln die Themen, die Beobachtungsinstrumente, Fernrohr, Prismenglas, photo-

graphische Apparate, Mikrometer und Uhren sowie die Beobachtungsobjekte, den Sternenhimmel, den Mond, die Planeten und die Sonne behandeln.

Wien. S. Oppenheim.

Leitfaden für den geometrischen Anfangsunterricht an den höheren Lehranstalten. Von Dr. Gerhard Müth, Oberlehrer. Mit 121 Textabbildungen. Berlin 1918, Weidmannsche Buchhandlung. 89 SS. Preis geb. Mk. 1·40.

Der Zweck dieses Büchleins ist der, eine „mittlere Linie" zwischen den einander widerstreitenden Meinungen über die Gestaltung des geometrischen Anfangsunterrichtes zu finden, einerseits der Anschaulichkeit und den Zeichenübungen, überhaupt der Selbsttätigkeit der Schüler genügend Raum zu gewähren, anderseits den systematischen Aufbau nicht ganz preiszugeben und auch schon dem zwölfjährigen Knaben streng gefaßte logische Beweisgänge vorzuführen, ohne freilich die „selbständige Ausarbeitung und Wiederholung zu Hause" zu verlangen — worin allerdings ein in pädagogischer Hinsicht nicht unbedenkliches Zugeständnis erblickt werden kann.

Das Buch enthält zwei Teile. Der erste, als „räumliche Geometrie" bezeichnet, umfaßt aber nur vier Seiten und gibt eine kurze Beschreibung der Grundformen der Körper. Der zweite Teil behandelt etwa in dem Ausmaße, wie es für die zweite Klasse unserer Mittelschulen vorgeschrieben ist, die „Geometrie der Ebene", den Punkt, die Gerade, den Kreis, den Winkel, das Dreieck, die Kongruenzsätze, das Parallelogramm und das Trapez. In einem Anhang sind zunächst einige Beweise ausgeführt, dann mathematische Grundsätze, Hauptaufgaben und geometrische Örter zusammengestellt, endlich das griechische Alphabet und sechs Körpernetze angeschlossen.

Charakteristisch ist die große Ausführlichkeit in der Darstellung, ein sorgsam gewähltes Übungsmaterial, das auch Konstruktionsaufgaben genügend betont, und die zahlreichen, deutlichen Figuren. Von dem bei uns üblichen Lehrgang weicht das Buch zunächst dadurch ab, daß es die Betrachtung der Körperformen nur ganz äußerlich, ohne innere Verwebung mit dem übrigen Lehrstoff aufgenommen hat, und dann durch die strengen Beweisführungen, die bei uns erst auf der Mittelstufe — und auch da mit starker Beschränkung — zulässig sind.

Wien. K. Wolletz.

Prof. Dr. H. Miehe, Zellenlehre und Anatomie der Pflanzen. Mit 79 Abbildungen und 137 SS. Kl.-8⁰. Sammlung Göschen. Leipzig, J. G. Göschensche Verlagshandlung 1911—1912. Jeder Band in Leinen geb. Preis 80 Pf.

Das in seiner knappen Darstellung dennoch ungemein reichhaltige Werkchen ist besonders Studierenden zu empfehlen, denn es vermittelt alle wissenswerten Tatsachen aus dem behandelten Gebiete in einer anziehenden Form, die das Lernen zum Vergnügen macht. Dies gilt nicht bloß von der sprachlichen Darbietung, sondern ebenso von den zahlreichen sehr deutlichen und naturgetreuen Bildern. In erster Beziehung sei beispielsweise die neuartige Betrachtung erwähnt, die auch eine vielzellige Pflanze als einheitliche, aber gekammerte Protoplasmamasse auffaßt. Von

letzteren ist zu loben, daß immer die Pflanze angegeben ist, von der das betreffende Präparat stammt; man kann sich so leicht von der Richtigkeit des Vorgeführten überzeugen und wird spielend in die Wunderwelt des Pflanzenkörpers eingeführt. Die Präparate stammen zudem fast ausnahmslos von leicht zu beschaffenden Pflanzen, was gleichfalls sehr zu loben ist. Unangenehm macht sich dagegen der Mangel einer Angabe der Größenverhältnisse bemerkbar, was leider von allen Abbildungen gilt. Da es sich offenbar um ein Übersehen handelt, wird die nächste Auflage das Versäumte nachholen.

Krems a. D. Franz Müller.

Dr. Franz v. Hemmelmayr, Lehrbuch der organischen Chemie für die VI. Klasse der Realschulen und VII. Klasse der Realgymnasien. Mit 10 Abbildungen und einer Farbendrucktafel. Sechste Auflage. Wien 1912, Tempsky. 150 SS. 8⁰. Preis geb. K 2·30.

Die vorliegende 6. Auflage ist „im wesentlichen ein unveränderter Abdruck" der am 4. Oktober 1909 approbierten 5. Auflage. Dieselbe ist vom Unterzeichneten in dieser Zeitschrift gewürdigt worden.

Die Stabilität in der Darstellung der Materie spricht dafür, daß der Verf. und die Freunde seines Buches mit der Art der Bearbeitung des Lehrstoffes zufrieden sind. Ref. ist mit dieser Ansicht einverstanden.

Wien. Joh. A. Kail.

Programmschau.

80. Rudolf Vetschera, Zur griechischen Paränese. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums in Smichow 1911. 15 SS.

Der Verf. sucht zunächst in einem Kapitel über das Wesen der Paränese unter Stellungnahme zu den Ergebnissen der Untersuchung Hartlichs (Leipziger Stud. XI 209 ff.) den Unterschied zwischen Paränese und Protreptikos festzustellen. Jene ist in Bezug auf den Inhalt vielseitiger; während der Protreptikos irgend eine Kenntnis und durch diese die Tugend vermitteln will, sammelt die Paränese auf Anleitung zur Tugend abzielende Vorschriften für das Verhalten in den verschiedensten Lebenslagen. Man kann sagen, das Tugendziel soll einmal mittelbar, das andere Mal unmittelbar erreicht werden. Die Paränese kommt in zwei Arten vor, als Tugendspiegel im allgemeinen und im besonderen als Fürstenspiegel. Es folgt eine Charakterisierung der Gattung nach Inhalt und Form. Diese Ausführungen sind im ganzen zutreffend; die schwächere Seite der Abhandlung bildet das zweite, noch nicht vollständig vorliegende Kapitel. Es bietet einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Paränese in der klassischen und alexandrinisch-römischen Periode; die byzantinische Zeit, in der diese Gattung besondere Pflege fand, soll in einer Fortsetzung behandelt werden. Der Versuch, eine Entwicklung der Paränese aufzuweisen, der durch den fragmentarischen Bestand der Überlieferung an sich erschwert wird, konnte bei der summarischen Vergleichung der in Betracht kommenden Schriften nur sehr allgemeine Resultate ergeben. Richtig ist, daß die Demonicea, die Verf. für echt hält, und Isokrates' Rede an Nikokles Wendepunkte in der Entwicklung der Paränese darstellen und auf die Folgezeit bestimmenden Einfluß gewannen. Allein das war bekannt und auch sonst bringt Vetschera, der hier im

wesentlichen das von Hartlichs zusammengetragene Material verarbeitet, wenig Neues vor oder äußert doch nur Vermutungen. Das bei aller Gattungsähnlichkeit der hiehergehörenden Schriften doch im einzelnen merkliche Verschiedenheiten in den Gedanken und besonderen Zielen der einschlägigen Erzeugnisse zeigende Gebiet muß unter sorgfältiger Erwägung der Echtheitsfragen, die sich gerade hier öfters erheben, eingehend untersucht werden; dann wird sich wohl die geschichtliche Entwicklung nicht nur in ihren Kulminationspunkten, sondern auch in ihrem Verlaufe besser überblicken lassen [1]).

Wien. J. Mesk.

---

81. **P. Anselm Noggler, Romanische Familiennamen in Obervintschgau.** III. Progr. des k. k. Obergymnasiums in Meran 1910. 15 SS.

Die besprochenen Namen sind geschieden in Übernamen, deutsche Namen und von Heiligennamen abgeleitete Familiennamen. Hauptsächlich die Übernamen bieten der etymologischen Deutung besondere Schwierigkeiten, da sie meistens eine kurze Charakteristik eines einzelnen enthalten, seinen Stand, sein Gewerbe, seine Herkunft, allfällige körperliche oder geistige Gebrechen andeuten, auffällige oder widerliche Eigenheiten der Persönlichkeit verspotten und dann verallgemeinern. Die Deutung derartiger Namen ist dann freilich zuweilen nicht mehr als ein Raten nach irgend einem kleinlichen Ereignis vergangener Zeiten, das den Volkswitz in Tätigkeit gesetzt.

Was den speziellen Teil (die von Heiligennamen abgeleiteten Familiennamen) betrifft, muß bemerkt werden, daß es eine fast allgemeine Krankheit der Namenforscher unserer Gegenden ist, alle möglichen und unmöglichen Namen oft in recht gewaltsamer Weise auf romanische Grundlagen zurückzuführen. Ein paar Beispiele mögen beweisen, daß auch der Verf. der sonst gewissenhaft und fleißig gemachten Abhandlung sichtlich von dem Bestreben geleitet wird, recht viele Namen als romanischen Ursprungs hinzustellen. So erscheinen u. a. auffällig die Nebeneinanderstellungen: Adalbero—Beer, Agnes—Neßler, Amantius—Matzegger, Barbara—Warger, Bartolomeus—Klammer, Peregrin oder Quirin—Greiner, Placidus—Platzer, Katharina—Trientl, Crux—Gritsch u. m. a.

Innsbruck. A. Gaßner.

---

82. **Max Stütz, Ein Gang durch Pompeji.** Progr. des Kaiser Franz Josef-Staats-Realgymnasiums in Gablonz a. N. 1911. 12 SS.

Der Verf. beweist, daß er seinen Aufenthalt in Pompeji gut benutzt hat: er führt uns durch das Nolanertor in die Stadt, gibt das Nötige über die Anlage der Straßen, über das Forum mit seinen öffentlichen Anlagen und Gebäuden, bespricht die Bäder, das Theater und das Amphitheater und endlich eingehender das Haus der Vettier und das des Pansa. Die Darstellung ist verständlich und richtig, bietet eine Abwechslung in der reichen Literatur über Pompeji. Lehrer und Schüler werden diese Abhandlung gerne lesen.

---

[1]) Inzwischen ist der wohlgelungene Schlußteil der Untersuchung erschienen.

83. Dr. M. E. Gans, Studien zur Schlacht bei Pharsalus. Progr. des k. k. Kaiserin Elisabeth-Staats-Obergymnasiums in Lundenburg 1911. 37 SS.

Die Arbeit behandelt im ersten Teile die Quellenfrage, wobei der Verf. reiche Literaturkenntnis beweist und zu dem Schlusse kommt (S. 16): Die Berichte über die Schlacht bei Pharsalus gehen auf drei Hauptquellen zurück: Caesar, Asinius Pollio, Livius. — Im zweiten Teile „Der Ort der Schlacht" wird eine Zusammenstellung der bisherigen Ansichten gegeben, der Schauplatz ausführlich beschrieben und nach Prüfung der verschiedenen Ansichten geschlossen (S. 37): Somit kann es als sehr wahrscheinlich gelten, daß die Schlacht zwischen Lazar-Bugha und den Surlabergen stattgefunden hat. Die gründliche Arbeit kann besonders den Lehrern der Geschichte empfohlen werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

84. Dr. Franz Artner, Zur Geschichte der Insel Thasos. II. Teil. Progr. des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie in Wien 1913. 33 SS.

Der zweite Teil dieser ursprünglich als Dissertation verfaßten Arbeit setzt mit dem Eintritt der Stadt in den delisch-attischen Bund ein. Er behandelt unter Benützung der vorhandenen Literatur und der antiken Überlieferung zunächst die infolge des athenisch-spartanischen Gegensatzes oft wechselnde Verfassung und Parteistellung der Gemeinde, ihre Einordnung in den mazedonischen Staat und endlich die römische Zeit, für welche freilich die Quellen so spärlich fließen, daß im wesentlichen nur wirtschaftliche und kulturelle Zustände angedeutet werden konnten. Über manches noch ungelöste Problem, wie z. B. über die Frage nach den Gründen jener gewaltigen Steigerung der thasischen Quote in der dritten Budgetperiode, ist auch diese sehr fleißige Arbeit nicht hinweggekommen.

Elbogen. Dr. J. Weiss.

---

85. Dr. Artur Modry, Neue Beiträge zur Morphologie der Cupressineenblüte. Progr. der k. k. Staats-Realschule im III. Wiener Gemeindebezirke 1913. 13 SS. mit 1 Tafel.

Die Deutung der Reproduktionsorgane der Cupressineen, ob sie Einzelblüten oder Blütenstände darstellen, ist in der botanischen Literatur eine verschiedene. Lotsy (1911) hält sich an die erste Ansicht, Vierhapper vertritt (1910) die zweite; Wettstein hat in der 2. Auflage seines Handbuches seine ursprüngliche Auffassung abgeändert und beschreibt die Cupressineen als Nadelhölzer mit Infloreszenzen.

Verf. hat die Blütenverhältnisse von *Biota orientalis* abermals einer Untersuchung unterzogen und ganz junges Material (im August) seziert, später in kurzen Zeiträumen die weiteren Entwicklungsstadien jener Organe an derselben Pflanze verfolgt. Das Studium von Längsschnitten lehrte, daß sich anfangs in der Achsel von Blättern, die sich von normalen Laubblättern nicht unterschieden, ein kleiner Höcker zeigte. Es differenziert sich hier ein Knopf heraus, der von einem Wall umgeben wird. Dieser entwickelt sich in der Folge zum Integument, der Knopf zum Nucellus; von einem reduzierten Fruchtblatte ist dabei nichts zu

beobachten. Untersucht man den Gefäßbündelverlauf von einem *Biota*-Zapfen, so ist es „tatsächlich verlockend, anzunehmen, daß hier eine Verwachsung von Deckschuppe und Fruchtwulst erfolgt ist, und zwar so, daß man noch immer durch die sich abhebende Spitze der Deckschuppe die Grenzen zwischen beiden Bildungen erkennen kann. Tatsache ist ferner, daß Deckschuppe und Fruchtwulst ein separates Gefäßbündel haben mit invers gestelltem Xylem. Das Gefäßbündel, das den Fruchtwulst versorgt, entspringt direkt der Stele".

Das Studium einiger teratologischer Fälle — welche auf der beigegebenen Tafel photographisch reproduziert sind — begründet die Ansicht, „daß der Fruchtwulst tatsächlich keine phylogenetische Bedeutung habe, sondern als eine Art Verwachsungs- oder Berührungswulst aufgefaßt werden muß". Die Bildung dieses Fruchtwulstes erfolgt erst nach der Bestäubung; es entstehen oberhalb der Samen unregelmäßige Höcker, die erst in ihrer Gesamtheit den Fruchtwulst bilden. Ohne Rücksicht auf das Vorhandensein eines solchen, besitzen alle Zapfenschuppen ein doppeltes Gefäßbündel mit invers gestellten Tracheiden. Daraus ist zu folgern, daß jenes Blattgebilde, in dessen Achsel die ersten Stadien der Samenanlage sich zeigen, eine vollständige Vereinigung eines Deckblattes mit einem Achselsprosse vorstellen. Weiters, daß bei *Biota orientalis* die „Blütentypische Infloreszenzen mit dekussiert angeordneten Blüten sind.

Zum Schlusse erwähnt Verf., daß sehr häufig eine männliche Blüte am Ende des Hauptsprosses, eine zweite am Ende eines kurzen Seitensprosses vorkommt. Seltener steht am Ende des Hauptsprosses eine weibliche Infloreszenz, in der eine Blüte nicht entwickelt ist, und scheinbar an ihrer Stelle eine männliche Blüte auftritt.

Pola. R. Solla.

---

86. **Karl Weiß, Kombinatorische Kristallsymbolik.** II. Teil. Progr. des bischöfl. Privat-Gymnasiums am Collegium Petrinum in Urfahr 1911. 154 SS.

Nachdem über das Wesen der „Kombinatorischen Kristallsymbolik" an dieser Stelle schon bei Besprechung des I. Teiles dieser Arbeit (Progr. für 1910) berichtet worden ist, so sei nur darauf hingewiesen, daß der gelehrte Verfasser nunmehr an den Formen sämtlicher Klassen des hexagonalen Systems die vermeintlichen Vorzüge seiner Kristallsymbolik darzutun bemüht ist. Diese Absicht ist mit unendlichem Fleiß durchgeführt. Schließlich gibt der Verf. noch eine tabellarische Übersicht aller Kristallformen der 32 Symmetrieklassen in der von ihm ermittelten Symbolik.

Wien. Dr Franz Noë.

---

87. **Prof. med. Dr. Lothar Skalla, Nervosität und Schule.** Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im XVIII. Wiener Gemeindebezirke 1913. 13 SS.

Zwei Elternabende an Wiener Mittelschulen erhielten durch Vorträge von Schulmännern erhöhte Bedeutung. Ihre Arbeiten erwecken schon aus dem Grunde ein besonderes Interesse, weil sie gegensätzliche Anschauungen vertreten. Während Prof. Lackner (2. Staats-Realschule im II. Bezirk) behauptet, die Mittelschule könne nicht Erziehungsschule sein (namentlich nicht in den Entwicklungsjahren) betont Dr. Sk. das Gegenteil und das um so mehr, als eine gewisse Schwäche des Nerven-

systems bei der studierenden Jugend nicht nur vorhanden, sondern auch im Zunehmen begriffen ist. Bei der Beweisführung verwickelt sich jedoch Dr. Sk. in eine Reihe von Widersprüchen.

Indem er den Ursachen nachforscht, welche Nervosität bei Schülern erzeugen, weist er die — auch von ärztlicher Seite erhobenen — Anklagen gegen die Mittelschulen als „gänzlich unberechtigt" zurück (S. 7) und sagt dann wörtlich: „Abgesehen davon, daß von einer Schlaffheit und Übermüdung, von einem schattenhaften, gedrückten Aussehen bei unserer Mittelschuljugend in Wirklichkeit fast gar nichts bemerkt wird — wer mir nicht glauben will, mag nur einmal während der Pause unsere Jungens beobachten: ich glaube, er wird von den Lebensäußerungen der Schüler mehr als befriedigt sein; oder er mag die Schüler nach Schulschluß auf der Gasse beobachten; da ist von einer Übermüdung und Mattigkeit, selbst nach fünfstündiger Unterrichtszeit, nicht viel zu merken".

Nachdem Dr. Sk. dann die übrigen Ursachen der Nervosität bespricht zieht er zusammenfassend (S. 11) folgenden merkwürdigen Schluß: „Die Nervosität ist eine moderne Kranhheit und die moderne Schule ist gegen die alte, strenge, harte Schule ein Kinderspiel. Und gerade trotz dieser alten, strengen, harten Schule sind unsere größten Geister und eine kräftige, arbeitsfähige und arbeitsfreudige Menschheit entstanden, während trotz der milden, ich möchte fast sagen, nach hygienischen Grundsätzen eingerichteten Schule ein nervenschwaches, bleiches Geschlecht heranwächst, bar jeder Originalität, bar jedes festen Charakters, ein verwässerter Aufguß früherer kräftigerer Zeiten".

Diese Stelle behauptet doch teilweise das Gegenteil des oben Erwähnten.

Dazu kommt noch, daß Dr. Sk. bei Beurteilung der Bestrebungen, welche durch Jugendspiel, Sport, Wanderungen etc. dem Entstehen der Nervosität vorbeugen wollen, von irrigen Voraussetzungen ausgeht: So meint Dr. Sk., daß die Beteiligung an den Sporten zwangsweise zu geschehen habe, während die behördlichen Erlässe jeden Zwang vermieden sehen wollen. Dr. Sk. meint weiter, daß nach einer Turnstunde die Schüler sich doppelt ermüdet fühlen, nicht nur körperlich, sondern auch geistig, und zwar stärker als nach zwei gewöhnlichen Unterrichtsstunden. Aber auf S. 7 erwähnt er selbst, daß auch nach fünfstündiger Unterrichtszeit von Übermüdung und Mattigkeit der Schüler nicht viel zu bemerken ist.

Ähnliche Widersprüche auch in seinen Ansichten über die Jugendspiele schädigen wesentlich den Gesamteindruck der Abhandlung.

Wien. Max Guttmann.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 3. Juli 1914, Z. 16.307, betreffend **die Veranstaltung kinematographischer und Skioptikon-Vorträge in Schulen.** Mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche Skioptikon und Kinematograph als Lehrmittel beim Unterrichte erlangt haben, wird es dem Landesschulrate überlassen, einzelnen vertrauenswerten Firmen unter der Voraussetzung, daß sie auch die einschlägige Bewilligung der betreffenden politischen Landesstelle (für Wien erteilt diese Bewilligung laut § 4 der Ministerialverordnung vom 18. September 1912, R.-G.-Bl. Nr. 191, die k. k. Polizeidirektion) nachzuweisen vermögen, zu gestatten, geschlossene, nur für Schüler zugängliche kinematographische und Skioptikon-Vorträge an allgemeinen Volks- und Bürgerschulen, Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und kommerziellen Lehranstalten unter nachstehenden Bedingungen zu veranstalten: 1. Die Apparate müssen derart eingerichtet sein, daß sie eine Feuersgefahr möglichst ausschließen. Überhaupt haben die Bestimmungen des Anhanges *A* der vorerwähnten Ministerialverordnung hinsichtlich der Betriebsmittel und Apparate auch auf diese Vorträge Anwendung zu finden, insoferne nicht infolge der Verwendung von Spezialkonstruktionen von Projektionsapparaten oder der ausschließlichen Anwendung schwer entflammbarer Films und der hiedurch erhöhten Sicherheit die Zugestehung von Erleichterungen erwirkt wird. 2. Bezüglich der Art der Durchführung dieser Vorträge sowie hinsichtlich des von den Schülern zu entrichtenden Eintrittspreises haben sich die Veranstalter mit der betreffenden Schulleitung, bezw. Direktion ins Einvernehmen zu setzen, der es auch überlassen bleibt, einen Pauschalpreis zu vereinbaren, um die Teilnahme an diesen Vorträgen möglichst vielen Schülern zu ermöglichen. 3. Ebenso ist das Programm für diese Vorträge, das sich soweit als möglich dem Unterrichte anpassen soll, im Einvernehmen mit der betreffenden Schulleitung, bezw. Direktion festzusetzen, wobei bemerkt wird, daß auch bei diesen Vorstellungen die allgemeinen Zensurvorschriften der erwähnten Ministerialverordnung zu beobachten sein werden. 4. Auf die Schüler darf keinerlei Zwang zum Besuche dieser Vorträge ausgeübt werden. — Die Firmen, denen die Veranstaltung derartiger Vorträge vom Landesschulrate bewilligt worden ist, sind den Schulleitungen, bezw. Direktionen samt den vorerwähnten Bedingungen bekanntzugeben.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 7. September 1914, Z. 38.813, an die Direktionen sämtlicher Prüfungskommissionen für das wissenschaftliche Lehramt und für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen, ferner für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, betreffend Fristerstreckungen für Ablegung von Lehramtsprüfungen für im Kriegsdienste stehende Lehramtskandidaten. Zur Wahrung der Interessen der im Prüfungsstadium befindlichen Kandidaten für das Lehramt an Mittelschulen, welche derzeit zum Kriegsdienste einberufen sind, finde ich anzuordnen, daß solchen Lehramtskandidaten die Zeit ihrer aktiven Militärdienstleistung in den Verlauf der ihnen gemäß den Prüfungsvorschriften für die einzelnen Prüfungsakte eingeräumten Fristen nicht eingerechnet werde, so daß die durch die militärische Einberufung unterbrochene Frist erst vom Zeitpunkte der Entlassung aus der aktiven Militärdienstleistung wieder ihren Fortlauf nimmt. Der Prüfungskommission bleibt es überdies unbenommen, in besonders rücksichtswürdigen Fällen noch weitere, über das in der Prüfungsvorschrift vorgesehene Höchstmaß hinausgehende Fristerstreckungen h. a. in Antrag zu bringen.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 6. Juli 1914, Z. 12.904, betreffend die Anwendung einheitlicher konventioneller Bezeichnungen in geographischen Schulkartenwerken. Nach den Bestimmungen der Normallehrpläne für die österreichischen Gymnasien und Realschulen sollen die Mittelschüler unter anderem auch befähigt werden, die österreichische Spezialkarte schnell und sicher zu lesen und die Terrainverhältnisse richtig zu beurteilen. Da die Erlangung einer gleichen Befähigung auch im Interesse der Schüler aller anderen Schulkategorien gelegen ist, so ist es wünschenswert, daß alle geographischen Kartenwerke, die in den Schulen Verwendung finden, dieselben konventionellen Bezeichnungen der Grenzen, des Verkehrsnetzes und der Bodenbedeckung aufweisen, wie sie in der vom k. und k. Militärgeographischen Institute in Wien herausgegebenen österreichischen Spezialkarte zur Anwendung gelangen, insoferne hiedurch nicht etwa im einzelnen Falle die Klarheit und Deutlichkeit, die von einer Schulkarte verlangt werden müssen, leiden. Der k. k. Landesschulrat wird daher ersucht, bei Abgabe von Gutachten über Schulkarten sowie bei der ihm gemäß Ministerialerlasses vom 29. Februar 1880, Z. 1515, bezw. vom 29. Mai 1891, Z. 11156, M.-V.-Bl. 1891, Nr. 20, zustehenden Approbation von Orts- und Bezirkskarten auf Vorstehendes entsprechend Bedacht zu nehmen.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 23. Juni 1914, Z. 1596/K. U. M., betreffend die Begünstigungen für die Studierenden an Hochschulen, welche den Präsenzdienst alr Einjährig-Freiwillige oder als Zweijährig-Freiwillige des Kriegsmarine ableisten. Nach § 21, Punkt 10 des Wehrgesetzes vom 5. Juli 1912, R.-G.-Bl. Nr. 118, bleibt die Präsenzdienstzeit der Einjährig-Freiwilligen ausschließlich der militärischen Ausbildung gewidmet. Es ist sonach die Inskription an einer Hochschule bei gleichzeitiger Ableistung des Präsenzdienstes nicht zulässig. Um den dienstpflichtigen Studierenden auch weiterhin jenes Maß von Berücksichtigung angedeihen zu lassen, welches mit den allgemeinen Grundsätzen der Studienordnungen und dem Endziele einer gleichmäßigen Ausbildung der Studierenden vereinbar ist, finde ich auf Grund Allerhöchster Ermächtigung vom 21. Mai 1914 in Abänderung der Ministerialverordnungen vom 12. April und 1. August 1889, R.-G.-Bl. Nr. 46 und 124, und des Ministerialerlasses vom 2. Oktober 1889, R.-G.-Bl. Nr. 158, nachstehende Bestimmungen zu erlassen: I. Immatrikulation. § 1. Die Bestimmung des § 6, lit. *c* der allgemeinen Studienordnung für Universitäten vom 1. Oktober 1850, R.-G.-Bl. Nr. 370, wonach die Immatrikulation an einer

Fakultät solange ihre Wirksamkeit behält, bis der Studierende seine Studien an der Fakultät durch längere Zeit als durch ein Semester unterbricht, wird für die Einjährig-Freiwilligen, welche ihren Präsenzdienst während der Studienzeit ableisten, dahin erweitert, daß die Immatrikulation durch das ganze Präsenzdienstjahr ihre Wirksamkeit behält. Solchen immatrikulierten, aber nicht inskribierten Studierenden kommen während dieser Zeit — unbeschadet ihres militärischen Verhältnisses — alle Rechte und Pflichten akademischer Bürger zu (§ 3 der allgemeinen Studienordnung), soweit diese Rechte und Pflichten nicht durch die Inskription für einzelne Gegenstände bedingt sind. In die vorgeschriebene Studienzeit ist jedoch das Präsenzdienstjahr nicht einzurechnen. § 2. Um auch solche Studierende, welche ihren Präsenzdienst als Einjährig-Freiwillige unmittelbar nach mit Erfolg abgelegter Maturitätsprüfung ableisten, gleich den im § 1 erwähnten Studierenden während dieses Präsenzdienstjahres der Rechte und Pflichten akademischer Bürger teilhaftig werden zu lassen, wird ihnen gestattet, die Immatrikulation an einer Universität ohne gleichzeitige Inskription für einzelne Gegenstände zu erwirken. Eine solche Immatrikulation behält während der Dauer des Präsenzdienstjahres ihre Wirkung. § 3. Auf die Studierenden der Technischen Hochschulen, der Hochschule für Bodenkultur, der Akademie der bildenden Künste und der Graveur- und Medailleurschule in Wien sowie der Kunstakademien in Prag und Krakau haben die im vorstehenden für Universitätsstudierende getroffenen Bestimmungen sinngemäße Anwendung zu finden. Hienach sind insbesondere die ordentlichen Studierenden dieser Hochschulen, welche den Präsenzdienst als Einjährig-Freiwillige während ihrer Studienzeit ableisten, während des Präsenzdienstjahres als immatrikulierte ordentliche Hörer der betreffenden Hochschule anzusehen. Ferner ist es den Studierenden, welche in dem auf die bestandene Maturitätsprüfung unmittelbar folgenden Jahre den Präsenzdienst als Einjährig-Freiwillige ableisten, gestattet, ihre Immatrikulation als ordentliche Studierende an einer dieser Hochschulen ohne Inskription für einzelne Gegenstände zu erwirken. Solche Studierende haben für das Präsenzdienstjahr kein Unterrichtsgeld zu entrichten. — II. Stipendien sowie Befreiung vom Kollegien- und Unterrichtsgelde und von den Prüfungstaxen. § 4. An Hochschulen immatrikulierte Einjährig-Freiwillige verbleiben während ihres Präsenzdienstjahres im Genusse der ihnen verliehenen und für die Studien an den betreffenden Hochschulen bestimmten Stipendien. Die fälligen Stipendienquoten werden gegen Quittungen ausgefolgt, die zunächst von der dem Stipendiaten vorgesetzten Militärbehörde und sohin in der bisher vorgeschriebenen Weise von der zuständigen Hochschulbehörde vidiert werden. § 5. Die Ableistung des einjährigen Präsenzdienstes steht bei immatrikulierten ordentlichen Studierenden der Hochschulen der Verleihung von Stipendien nicht entgegen. § 6. Stipendisten, welche den Präsenzdienst als Einjährig-Freiwillige erst nach Beendigung der Studien ableisten, bleibt das Recht auf den Bezug eines Jahresbetrages ihres Stipendiums für den Fall der Ablegung der strengen Prüfungen, bezw. der Prüfung für das Lehramt an Mittelchulen unter den bisher vorgeschriebenen Modalitäten gewahrt. Die diesfalls festgesetzten Fristen sind von der Zeit der Beendigung ihrer Präsenzdienstleistung zu rechnen. § 7. Die Bestimmungen der §§ 4 bis 6 haben nur insoweit Anwendung zu finden, als nicht besondere stiftungsmäßige Anordnungen entgegenstehen. § 8. Im übrigen bleiben die Vorschriften über die Verleihung, den Fortbezug und die Entziehung der Stipendien auch für die Einjährig-Freiwilligen mit der Maßgabe in Kraft, daß hinsichtlich der Stipendiennachweise, welche den tatsächlichen Studienbetrieb voraussetzen (Prüfungs- und Kolloquienzeugnisse usw.), nicht die Zeit, während welcher der Stipendist oder der Stipendiumswerber den Präsenzdienst ableistete, sondern die der Militärdienstzeit unmittelbar vorangehende Periode in Betracht zu ziehen ist. § 9. Für die zur Befreiung vom Kollegien-, bezw.

Unterrichtsgelde und den Prüfungstaxen erforderlichen Studiennachweise hat § 8 Anwendung zu finden.

Gesetz vom 8. August 1914, wirksam für das Herzogtum Schlesien, womit die §§ 8, 9, 10 und 15 des Landesgesetzes vom 15. Februar 1870, L.-G. und V.-Bl. Nr. 12, betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Artikel I. Die §§ 8, 9, 10 und 15 des Landesgesetzes vom 15. Februar 1870, L.-G. und V.-Bl. Nr. 15, betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten: § 8. Unterrichtsgegenstände der Realschulen sind: A. Obligate Lehrgegenstände: a) Religion, auf welche in der Unterrealschule höchstens zwei, in der Oberrealschule eine Stunde der Woche zu verwenden sind; b) Sprachen, und zwar die Unterrichtssprache, eine zweite Landessprache, die französische oder englische Sprache und in der Oberrealschule für Schüler, welche den Unterricht in der zweiten Landessprache nicht fortsetzen, die englische oder französische Sprache; c) Geschichte; d) Geographie; e) Mathematik; f) Naturgeschichte; g) Chemie; h) Physik; i) geometrisches Zeichnen und darstellende Geometrie; k) Freihandzeichnen; l) Schönschreiben; m) Turnen. B. Freie Lehrgegenstände: Stenographie, Gesang, chemisch-praktische Übungen im Laboratorium. Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung der k. k. Landesschulbehörde eingeführt werden. Die Verteilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Klassen und die darauf zu verwendende Stundenzahl wird nach Anhörung der Landesschulbehörde im Verordnungswege festgesetzt. § 9. Die Bestimmung, welche Landessprache als Unterrichtssprache zu gelten hat, steht demjenigen zu, der die Unterrichtsanstalt erhält. Tragen mehrere hiezu bei, so wird die Unterrichtssprache durch Vereinbarung festgestellt. Kommt keine Vereinbarung zustande, so entscheidet die Landesschulbehörde. An Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache ist in Westschlesien die tschechische, in Ostschlesien die polnische oder nach den örtlichen Verhältnissen die tschechische Sprache und an Realschulen mit einer slawischen Unterrichtssprache die deutsche als zweite Landessprache obligat. § 10. Ob ein Schüler in der Oberrealschule den Besuch des Unterrichtes in der zweiten Landessprache fortzusetzen oder dafür die englische oder französische Sprache zu erlernen hat, bestimmen die Eltern oder deren Stellvertreter bei seinem Eintritte in die fünfte Klasse. Dispensen von der Erlernung der an einer Anstalt außer der Unterrichtssprache eingeführten zweiten Landessprache können nur ausnahmsweise vom Minister für Kultus und Unterricht erteilt werden. § 15. Auf Grund der Gesamtleistungen eines Schülers während des Schuljahres entscheidet die Lehrerkonferenz über dessen Aufsteigen in die nächst höhere Klasse. Die näheren Bestimmungen über das Prüfen und Klassifizieren, über das Aufsteigen, über die Abhaltung von Versetzungsprüfungen und die Bewilligung von Wiederholungsprüfungen aus einem Gegenstande sowie die Vornahme der Prüfungen von Privatisten werden im Verordnungswege geregelt. — Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des auf seine Verlautbarung im Landes-Gesetz- und Verordnungsblatte folgenden Schuljahres in Kraft.

Das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1913/14 wurde verliehen: Der V. Klasse des Privat-Realgymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke; der V. Klasse des Privat-Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Orlau; der IV. Klasse und der Vorbereitungsklasse des Mädchenlyzeums der Hilda v. Gunesch in Wien; der II. Klasse des Mädchenlyzeums des Vereines für höhere Mädchenerziehung in Teschen; der II. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Mährisch-Weißkirchen; der II. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Ala. Das dem Kruppschen Privat-Realgymn.

in Berndorf verliehene Recht der Öffentlichkeit wurde auf die Schuljahre 1914/15 bis 1916/17 erstreckt.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde weiter verliehen der I. bis IV. Klasse des städt. Mädchen-Realgymn. in Innsbruck; der I. bis V. Klasse des II. Kommunal-Mädchenlyzeums in Triest; der I. bis IV. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Volosca-Abbazia; der III. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn. der Eugenie Schwarzwald in Wien; der IV. Klasse des Kommunal-Realgymn. in Beraun; der I. bis V. Klasse des Deutschen Mädchenlyzeums in Budweis.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. bis III. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums des Christlichen Vereines zur Förderung der Frauenbildung in Wien verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die IV. Klasse für das Schuljahr 1913/14 ausgedehnt und auch der I. und II. der diesem Mädchenlyzeum angegliederten reform-realgymn. Oberklassen für die gleiche Zeitdauer das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der VI. und VIII. Klasse der gymnasialen Abteilung des Deutschen Mädchenlyzeums in Prag das Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer des Schuljahres 1913/14 verliehen und der genannten Anstalt auf die gleiche Zeitdauer das Recht zuerkannt, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor für Krain der Direktor des Gymn. mit slowen. Unterrichtssprache in Görz Regierungsrat Dr. Johann Bezjak.

Zum Landesschulinspektor für Böhmen der Direktor des Gymn. in Asch Karl Jüthner.

Zum Landesschulinspektor für Mähren der Direktor der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Regierungsrat Anton Kunz.

Zum Direktor der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke der Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Oberhollabrunn Dr. Roman Hödl.

Zum Direktor der II. böhm. Realsch. in Pilsen der Direktor der Realsch. in Pardubitz Franz Bartoš.

Zum Direktor des Reform-Realgymn. in Hohenelbe der Prof. am Erzherzog Rainer-Realgymn. in Wien Adolf Müller.

Zum Direktor der Realsch. in Troppau der Prof. an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Alois Stefan.

Zum Direktor der Realsch. in Příbram der Prof. an der Realsch. in Pisek Franz Novotný.

Zum Direktor des Gymn. in Feldkirch der Prof. am Gymn. in Triest Karl Winter.

Zum Direktor des Realgymn. in Taus der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Josef Ciboch.

Zum Direktor der Realsch. in Knittelfeld der in zeitweiser Dienstverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht stehende Prof. dieser Anstalt Robert Litschauer.

Als Privatdozent für engl. Philologie an der philos. Fakultät der deutschen Universität in Prag der Prof. an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Otto Funke.

Als Privatdozent für Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung des Altertums und des Mittelalters der Gymnasialprof. Dr. Hans Eibl.

Als Privatdozent für darstellende Geometrie in Verbindung mit projektiver Geometrie an der Techn. Hochschule in Wien der Prof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Dr. Otto Danzer.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien wurden ernannt: Der mit dem Titel eines außerord. Universitätsprof. bekleidete Privatdozent Dr. Hans Spitzy; der Assistent am II anatomischen Institut der Wiener Universität Dr. Oskar Stracker; der Privatdozent an der Wiener Universität Dr. Hans Salzer; der Fachinspektor Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Baden Jaro Pawel; der Fachinspektor Turnlehrer an der Theresianischen Akademie in Wien Prof. Anton Landsiedl; die Lehrerin am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Prof. Kornelia Benndorf; der Universitäts-Fechtmeister in Wien Martin Werdnik; der Lehrer in Wien Franz Schuh.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag für den Rest des laufenden, bis zum Schlusse des Schuljahres 1913/14 währenden Funktionsperiode der diplom. Fechtlehrer Otmar Melichar und der Prof. an der II. deutschen Realsch in Prag Dr. Anton Grünwald.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau für die Dauer der restlichen, bis zum Schlusse des Schuljahres 1914/15 währenden Funktionsperiode der ord. öffentl. Universitätsprof. in Krakau Dr. Michael Siedlecki, ferner der Privatdozent an der Universität daselbst Dr. Zygmunt Radliński und der Turnlehrer am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. Johann Bielawski.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Vorarlberg der Prof. am Gymn. in Feldkirch Gebhard Fischer.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Czernowitz und zum Fachexaminator für allgemeine Geschichte der Prof. an der Universität daselbst Dr. Kurt Kaser und im übrigen die Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung auf die Daner der Studienjahre 1914/15 bis 1916/17 bestätigt.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Wien der ord. Prof. an der Universität in Wien Dr. Walter Brecht und der außerord. Prof. an derselben Universität Dr. Josef Mesk, und zwar ersterer zum Fachexaminator für die deutsche Sprache und Literatur, letzterer zum Fachexaminator für klass. Philologie, im übrigen aber die Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für die Schuljahre 1914/15 bis 1916/17 bestätigt.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag die Privatdozenten an der deutschen Universität in Prag Dr. Alois Grünwald und Dr. Emanuel Trojan, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Kunstgeschichte, letzterer zum Fachexaminator für Zoologie und im übrigen diese Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung auf die Dauer der Studienjahre 1914/15 bis 1916/17 bestätigt.

Für die dreijährige Funktionsperiode vom Beginne des Schuljahres 1914/15 bis zum Schlusse des Schuljahres 1916/17 wurden zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten mit böhm. Unterrichtssprache in Prag ernannt: Der außerord. Prof. der böhm. Universität in Prag Dr. Karl Weigner, der Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Gerstengasse) Prof. Johann Sykora, der Turnlehrer an der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Wenzel

Švácha, der Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt und Fachinspektor Josef Klenka, der Fechtmeister Adam Ritter v. Sokolowski und der suppl. Lehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Johann Matoušek; zum Direktor der ord. Prof. der böhm. Universität in Prag Dr. Johann Janošik.

Zu Mitgliedern des galizischen Landesschulrates: Der Universitätsprof. und Ehrendomherr des röm.-kath. Metropolitankapitels in Lemberg Dr. Blasius Jaszowski, der Domherr des griech.-kath. Metropolitankapitels in Lemberg Kousistorialrat Johann Cpapelski, der armenisch-kath. Erzbischof in Lemberg Geh. Rat Josef Teodorowicz, der evangel. Pfarrer in Hartfeld Senior Josef Ploszek, der Universitätsprof. in Krakau Dr. Leo Sternbach, der Universitätsprof. in Krakau Hofrat Dr. Kasimir Ritter v. Morawski, der Prof. der Technischen Hochschule in Lemberg Hofrat Thaddäus Fiedler, der Direktor des III. Gymn. in Krakau Regierungsrat Thomas Sołtysik, der emerit. Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Hofrat Alexander Ritter v. Barwiński, der Direktor der Handelsakademie in Lemberg Regierungsrat Anton Pawłowski und der Prof. am I. Gymn. in Lemberg und Privatdozent an der Lemberger Universität Dr. Stefan Tomaszewski.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Istrien der Direktor des Realgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Pola Josef Vettach.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen und der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Krakau der ord. Universitätsprof. Dr. Leo Sternbach.

Verliehen wurden Lehrstellen den Professoren an dem vormaligen Kommunal-Reform-Realgymn. in Hohenelbe Josef Fischer, Franz Dewald, Franz Osbitsch und Johann Böhm sowie den wirkl. Lehrern dieser Anstalt Johann Lienert, Franz Jaich, Johann Zwack, Dr. Moritz Regula und Karl Bochkanl, dem Religionslehrer Augustin Kollert die Religionslehrerstelle am Reform-Realgymn. daselbst.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Dr. Heinrich Barth eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Feldkirch Dr. Rudolf Beranek eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Oberrealgymn. in Tetschen a. d. Elbe Johann Beyrer eine Stelle an der Realsch. in Innsbruck, dem Prof. an der Theresianischen Akademie in Wien Dr. Johann Buchstätter eine Stelle am Elisabeth-Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Robert Čech eine Stelle an der Realsch. in Wrschowitz, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz Dr. Roman Cegielski eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Dr. Josef Dörfler eine Stelle am Realgymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Bergreichenstein Josef Dragan eine Stelle an der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Rovereto Arcadius Emmert eine Stelle an der Realsch. in Trient, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Josef Franz eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Neustadtl Karl Frič eine Stelle an der I. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Dr. Wilhelm Friedrich eine Stelle an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, dem Prof. am Gymn. in Mies Dr. Heinrich Gassner eine Stelle am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Karl Genau eine Stelle am Gymn. in Znaim, dem Prof. an der Realsch. in Linz Theodor Gissinger eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Dr. Anton Hollatko eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem

Prof. am Realgymn. in Gaya Udalrich Homoláč eine an der Realsch. in Jičín, dem Prof. an der Realsch. in Iglau Dr. Wilhelm Illing eine Stelle an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Chrudim Johann Jankovský eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem Prof. am Realgymn. in Gaya Josef Jílek eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Religionsprof. am Gymn. Jičín Dr. Josef Kašpar eine Stelle am Realgymn. in Prag-Lieben, dem Prof. am Realgymn. in Taus Adalbert Kebrle eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, dem wirkl. Lehrer an der I. deutschen Realsch. in Brünn Ernst Keil eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Bergreichenstein Hugo Knobloch eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Leipnik Karl Kralik eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Franz Kühnl eine Stelle am Gymn. in Saaz, dem Prof. am Realgymn. in Nachod Ottokar Lehovec eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. an der Realsch. in Triest Dr. Ludwig Lusner eine Stelle an der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Klattau Karl Machek eine Stelle an der Realsch. in Prag-Podskal, dem wirkl. Lehrer am Realgymn. in Freudenthal Oskar Maschek eine Stelle an der Realschule im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Pilsen Johann Mašín eine Stelle am Akad. Gymn. in Prag, dem Prof. am Realgymn. in Freudenthal Max Mattauch eine Stelle an der Realsch. in Aussig, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Leo Maxa eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. an der II. deutschen Realsch. in Brünn Dr. Franz Moudry eine Stelle an der Realsch. und dem Reform-Realgymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Rokytzan Bořivoj Müller eine Stelle am Realgymn. in Königliche Weinberge, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stražnitz Wenzel Němec eine Stelle am Gymn. in Boskowitz, dem Prof. am Realgymn. in Neubydžow Rudolf Novotný eine Stelle am Realgymn. in Brandeis a. d. Elbe, dem Prof an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Dr. Johann Nussbaumer eine Stelle am Realgymn. in Linz, dem wirkl. Religionslehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding Josef Opletal eine Stelle am Realgymn. in Lundenburg, dem Prof. am Gymn. in Sereth Osias Ordinanz eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Rudolf Pavler eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Oberrealgymn. in Brüx Dr. Theodor Pešl eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Görz Alois Pfeifauf eine Stelle am Reform-Realgymn. in Bozen, dem Religionsprof. an der Realsch. in Idria Andreas Plečnik eine Stelle an der Realsch. in Laibach, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Karl Rašín eine Stelle an der Realsch. in Prag-Altstadt, dem Religionsprof. am Realgymn. in Prag-Lieben Wenzel Růžička eine Stelle am Realgymn. in Prag (Křemenecgasse), dem Prof. am Oberrealgymn. in Tetschen a. d. Elbe Dr. Rudolf Schlägl eine Stelle am Gymn. in Leitmeritz, dem Prof. an der Realsch. in Aussig Josef Schuh eine Stelle am Gymn. in Leitmeritz, dem Prof. am Gymn. in Pisek Ladislaus Seifert eine Stelle am Gymn. in Pardubitz, dem Prof. am Gymn. in Radautz Valerius Serfas eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realsch. in Pisek Anton Štěpánek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem wirkl. Religionslehrer an der II. böhm. Realsch. in Pilsen Johann Stiebor eine Stelle am Realgymn. in Schlan, dem evangel. Religionsprof. an der Realsch. in Bielitz Friedrich Täuber eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Ludwig Tesař eine

Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Dr. Walter Till eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Straźnitz Johann Trpák eine Stelle am Realgymn. in Neubydžow, dem Prof. am Gymn. in Wischau Josef Tvrdý eine Stelle am II. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof an der Realsch. in Jičín Wenzel Valcha eine Stelle an der Realsch. in Pisek, dem Prof. an der Realsch. in Tabor Dr. Karl Veleminský eine Stelle an der I. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge, dem Prof. am Realgymn. in Chrudim Dr. Guido Vetter eine Stelle an der Realsch. in Prag-Podskal, dem wirkl. Lehrer an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz Basil Vitenco eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Realgymn. in Chrudim Dr. Heinrich Voženílek eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge, dem Prof. am Realgymn. in Arnau Moritz Walda eine Stelle am Oberrealgymn. in Tetschen a. d. Elbe, dem wirkl. Lehrer an der staatl. zweiklassigen Handelsschule in Troppau Dr. Josef Walzel eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. an der Realsch. in Linz Rudolf Wichtl eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Richard Wittka eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Brünn.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: a) die prov. Lehrer: Matthäus Anzengruber vom Gymn. in Ried für das Gymn. in Wels, Heinrich Brückner vom I. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Radautz, Dr. Ernst Elsler vom städt. Mädchenlyzeum in Znaim für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Branislav Fleischmann vom Gymn. in Pardubitz für das Gymn. in Pisek, Dr. Josef Gölles vom Gymn. in Klagenfurt für diese Anstalt, Dr. Eugen Holzer vom Franz Joseph-Realgymn. in Wien für die Realsch. in Fürstenfeld, Dr. Theodor Hopfner vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. Leopold Krieger vom Realgymn. im XIV. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Dr. Eugen Lieben vom Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für diese Anstalt, Karl Lorenz vom Gymn. in Saaz für das Gymn. in Prachatitz, Ferdinand Mládek, prov. Turnlehrer an der I. böhm. Realsch. in Pilsen, für das Gymn. in Pardubitz, Dr. Alois Mum vom Realgymn. in Dux für diese Anstalt, Dr. Johann Ravanelli von der Realsch. in Trient für diese Anstalt, Dr. Gustav Rieder von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Anton Rimmer von der Realsch. in Linz für das Gymn. daselbst, Dr. Emil Schneider von der Realsch. in Dornbirn für diese Anstalt, Dr. Karl Schneider von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Julius Schnorrer vom Gymn. in Mährisch-Schönberg für das Gymn. in Asch, Otto Stark von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Julius Stretz von der Realsch. in Schüttenhofen für die Realsch. in Adlerkosteletz, Alois Strnad vom Realgymn. in Raudnitz für diese Anstalt, Johann Tvrzský von der Realsch. in Jungbunzlau für das Gymn in Starkenbach, Johann Vondráček von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Realgymn. in Chrudim; b) die Supplenten: Karl Augusta vom Gymn. in Proßnitz für diese Anstalt, Thomas Augustin von der Realschule in Prag-Holleschowitz-Bubna für die Realsch. in Turnau, Walter Aurich von der Realsch. in Teplitz-Schönau für das Oberrealgymn. in Tetschen a. d. Elbe, Michael Baciu vom Gymn. in Kimpolung für diese Anstalt, Dr. Christian Bader vom Stifts-Gymn. in Meran für das Reform-Realgymn. in Kufstein, Franz Bašta von der Realsch. in Pisek für das Gymn. daselbst, Julius Bous von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Johann Brückl von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeinde-

bezirke für die Realsch. in Laibach, Ladislaus Buňata von der Realsch in Laun für die Realsch. in Neupaka, Dr. Erwin Buresch vom Realgymn. in Graz für die Realsch. in Fürstenfeld, Theodor Catarinciuc vom Gymn. in Kimpolung für diese Anstalt, Adalbert Doležil von der II. böhm. Realsch. in Brünn für diese Anstalt, Stanislaus Dvořák von der Realsch. in Tabor für diese Anstalt, Johann Dubowy von der Realschule im III. Wiener Gemeindebezirke für das Realgymn. in Freudenthal, Dr. Karl Farský, suppl. Religionslehrer an der II. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge, für die II. böhm. Realsch. in Pilsen, Dr. Michael Fill vom Stifts-Gymn. in Brixen für das Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Görz, Vinzenz Florian vom Realgymn. in Chrudim für das Realgymn. in Klattau, Dr. Roland Freymond von der Realsch in Aussig für diese Anstalt, Rudolf Frieb vom Realgymn. in Brünn für das Realgymn. in Graslitz, Heinrich Gabler von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Ried, Gustav Hanke vom Realgymn. in Gurahumora für diese Anstalt, Otto Hannak vom Realgymn. in Brüx für das Gymn. in Mies, Karl Hartel von der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke für das Realgymn. in Freudenthal, Bruno Hroch von der Relsch. in Zwittau für diese Anstalt, Josef Hundert vom II. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Richard Jakwert vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Franz Jelínek von der Realsch. in Žižkow für das Realgymn. in Schlan, Dobroslav Kalina von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna für das Realgymn. in Nachod, Dr. Franz Keclík vom II. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Trebitsch, Anton Kolář vom Gymn. in Reichenau a. K. für die Realsch. in Böhmisch-Trübau, Dr. Agathon Koníř vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Časlau, Dr. Jakob Kotnik, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Krainburg, für diese Anstalt, Dr. Josef Koudela vom Realgymn. in Gaya für das Gymn. in Stražnitz, August Langbauer von der Landes-Realsch. in Graz für die Realsch in Bruck a. d. Mur, Karl Lutz von der Realsch. in Mährisch-Ostrau für die Realsch. in Bergreichenstein, Gottlieb Malec von der Realsch. in Žižkow für das Realgymn. in Chrudim, Johann Maloch von der Realsch in Rakonitz für die Realsch. in Böhmisch-Trübau, Dr. Johann Martinů, suppl. Religionslehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, für diese Anstalt, Cyrill Marvan vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Wischau, Josef Meindl vom Gymn. in Triest für diese Anstalt, Ljubomir Nardini vom Gymn. mit serbokroat. Unterrichtssprache in Zara für das Reform-Realgymn. in Sebenico, Dr. Ludwig Nowak vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Weidenau, Viktor Otte von der Realsch. in Salzburg für das Realgymn. in Freudenthal, Jakob Plessner von der Realsch. in Bielitz für diese Anstalt, Jaroslaus Pospíšil vom Realgymn. in Neubydžow für das Gymn. in Stražnitz, Alfred Posselt von der Realsch. in Marburg für die Realschule in Aussig, Rudolf Procházka, suppl. Religionslehrer an der I. böhm. Realsch. in Pilsen, für die Realsch. in Rakonitz, Leopold Richter vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) für das Realgymn. in Rokitzan, Dr. Silvius Rossi, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Rovereto, Josef Santa vom Landes-Realgymn. in Butschowitz für das Gymn. in Trebitsch, Dr. Otto Schönbrunn vom Gymn. in Saaz für das Gymn. in Reichenberg, Karl Schwaighofer vom Gymn. in Cilli für das Gymn. in Freistadt, Dr. Karl Schwaighofer vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Franz Schwarzer von der Realsch. in Nimburg für die Realsch. in Neupaka, Johann Šesták vom Realgymn. in Klattau für das Realgymn. in Taus, Johann Simon von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna für das Realgymn. in Schlan, Stanislaus Sobíšek, suppl. Religionslehrer am

Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, für das Gymn. in Jičín, Dr. Karl Springs von der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Freiwaldau, Zdenko Stach von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Rakonitz, Ernst Steinitz vom Realgymn. in Karlsbad für das Realgymn. in Freudenthal, Dr. Hermann Sternberg vom III. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Sereth, Anton Šulc von der Realsch. in Žižkow für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Jaroslaus Svoboda vom Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Franz Swoboda vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Rnalgymn. in Gurahumora, Rudolf Turba vom Realgymn. mit deutscher Unterrichtsarpsche in Smichow für das Gymn. in Asch, Wilhelm Urbanaz vom Realgymn. in Pola für diese Anstalt, Emanuel Valenta von der Lehrerbildungsanstalt in Pilsen für die Realsch. in Kuttenberg, Dr. Josef Vatter von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Realgymn. in Dux, Anton Vrťátko von der I. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge für das Realgymn. in Gaya, Dr. Leopold Widerhofer von der Privat-Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Freiwaldau, Rupert Wohlfahrtstädter vom Gymn. in Mährisch-Neustadt für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Hermann Zebisch vom Gymn. in Leitmeritz für die Realsch. in Aussig, Georg Ziselsberger vom Gymn. in Teplitz-Schönau für das Realgymn. in Arnau, Josef Zolja, Assistenten an der Kommunal-Realsch. in S. Giacomo in Triest, für das Realgymn. in Pola.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Karl Cimburek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge für das Gymn. in Pardubitz, Dr. Ernst Krakowitzer von der Realsch. in Linz für das Gymn. in Ried, Dr. Paul Rainer vom Gymn. in Znaim für das Gymn. in Reichenberg, Theodor Rösler von der Realsch. in Klagenfurt für das Gymn. in Saaz, Karl Schandl von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, Paul Schmeer von der Realsch. in Zwittau für diese Anstalt, Dr. Alfons Weiskopf vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Mährisch-Schönberg, Leo Zeckendorf vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben).

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen ernannt: Den Religionsprof. an der Realsch. in Rakonitz Dr. Josef Smrček für die II. böhm. Realsch. in Königliche Weinberge, den suppl. Religionslehrer am Realgymn. in Linz Johann Knogler für diese Anstalt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat Turnlehrerstellen verliehen: Dem Turnlehrer an der Landes-Realsch. in Kremsier Florian Gebauer eine Stelle am Gymn. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Turnlehrer an der Realsch. in Žižkow Anton Svojsík eine Stelle am Realgymn. in Prag (Křemenecgasse).

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu defin. Turnlehrern ernannt: Den suppl. Turnlehrer am Realgymn. in Pola Peter Dall' Oglio für diese Anstalt, den suppl. Turnlehrer an der Realsch. in Žižkow Wenzel Eliášek für die Realsch. in Turnau, den suppl. Turnlehrer am Oberrealgymn. in Brüx Alfred Hub für die Realsch. in Innsbruck, den suppl. Turnlehrer am Gymn. in Innsbruck Ernst Janner für diese Anstalt, den Supplenten an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Walter König für die Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, den suppl. Turnlehrer an der Realsch. in Linz Josef Prachner für das Oberrealgymn. in Brüx, den suppl. Turnlehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Anton Skrobanek für die Realsch. daselbst

den suppl. Turnlehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch Innozenz Zabloudil für das Realgymn. in Gaya.

In die IX. Rangsklasse wurde befördert der Lehrer der Vorbereitungsklasse am Gymn. in Kimpolung Dionys Ritter v. Sorocean.

In die VI. Rangsklasse wurde befördert der Direktor des Realgymn. in Linz Hermann Schickinger.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Religionsprof. an der Realsch. in Proßnitz Dr. Augustin Stancl und des Religionsprof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Kanonikus Dr. Josef Schinzel, des Prof. am Gymn. in Bielitz Hugo Miller und des Prof. am Reform-Realgymn. in Kufstein Dr. Eduard Pant, des Prof. an der Realsch. in Eger Friedrich Weiss und des Prof. an der Realsch. in Teplitz-Schönau Karl Röll wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse: Der Direktor des Franz Joseph-Gymn. in Tarnopol Regierungsrat Dr. Emil Sawicki aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: Der Prof. an der Realsch. in Laibach Josef Wenzel aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand, der Religionsprof. i. R. Franz Perútka in Ungarisch-Hradisch anläßlich seines Scheidens aus dem Bezirksschulrate in Ungarisch-Hradisch-Land.

Den Titel eines Regierungsrates die Direktoren: Johann Bidziński an der II. Realsch. in Krakau, Dr. Thomas Garlicki am Gymn. in Złoczów, Dr. Michael Jezienicki am I. Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau, Sophron Niedzielski am Gymn mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Eduard Schirmer am Gymn. in Brody, Josef Staromiejski am Gymn. in Drohobycz, Josef Winkowski am V. Gymn. in Krakau, Roman Zawiliński am Realgymn. in Krakau, Johann Sommer am Gymn. in Jičin aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand, der Realschulprof. i. R. und Direktor der deutschen Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag Schulrat Josef Guckler anläßlich der Enthebung von dieser Funktion.

Den Titel eines Schulrates die Professoren: Anton Borzemski am VII. Gymn. in Lemberg, Roman Cegliński am Akad. Gymn. in Lemberg, Peter Dropiowski am IV. Gymn. in Lemberg, Vinzenz Frank am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Franz Gutowski am II. Gymn. in Tarnów, Roman Gutwiński am Realgymn. in Krakau, Adalbert Hesse am II. Gymn. in Lemberg, Johann Jędrzejowski am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Polyeukt Kmit am Franz Joseph-Gymn. in Drohobycz, Aron Kohn am I. Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau, Thaddäus Kołomłocki an der II. Realsch. in Krakau, Josef Gärttner an der Landes-Oberrealsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier.

Den Titel eines außerordentlichen Professors: Der Privatdozent an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag, Prof. an der II. deutschen Realsch. in Prag Dr. Anton Grünwald.

Den Titel eines Professors: Die Lehrerinnen auf die Dauer ihrer Lehrtätigkeit an einer öffentl. Mädchen-Mittelschule Else Buberl am öffentl. Mädchenlyzeum der Gesellschaft für erweiterte Frauenbildung und Frauenberufe in Baden, Dr. Cäcilie Böhm-Wendt und Dr. Karoline Huber am öffentl. Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte

Frauenbildung in Wien, Hedwig Meissner am öffentl. Mädchenlyzeum der Hietzinger Lyzeumsgesellschaft in Wien, Anna Melde am öffentl. Mädchenlyzeum in Iglau, Dr. Anna Ogrinz am öffentl. Privat-Mädchengymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, Anneta Pfaff am öffentl. Mädchenlyzeum der Hietzinger Lyzeumsgesellschaft in Wien, Elsa Reuter am öffentl. Mädchenlyzeum in Iglau, Dr. Wilhelmine Rulf, Dr. Henriette Siess und Dr. Auguste Tinus am öffentl. Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, Helene Vavrovsky am öffentl. Mädchenlyzeum der Marie Liste in Wien, Dr. Paula Wahrmann-Lambertz am öffentl. Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, Kornelie Weinert am öffentl. Mädchenlyzeum der Hietzinger Lyzeumsgesellschaft in Wien und Regine Zwickel am öffentl. Mädchenlyzeum in Mährisch-Ostrau; der wirkl. Lehrer am städt. Mädchenlyzeum in Chrudim Stanislaus Kalandra, die wirkl. Lehrererinnen am städt. Mädchenlyzeum in Graz Marie Mauritz und Dr. Marianne Urbas.

Ad personam in die VIII. Rangsklasse der Staatsbeamten wurden befördert die defin. Lehrerin am Mädchenlyzeum des christlichen Vereines zur Förderung der Frauenbildung in Wien Dr. Luise v. Czerny und der israelit. Religionslehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Beneschau Rabbiner Dr. Ottokar Kraus.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]):

Dr. Karl Immanuel Burkhard, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 56 J. alt (vgl. S. 864);

Wilhelm Dreßler, Realschulprof. (H) in Wien, 45 J. alt;

Georg Firtsch, Realschulprof. (Ng Ch) in Wien, 55 J. alt;

Udalrich Kramař, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Brünn, 47 J. alt;

Franz Leitzinger, Gymnasialprof. i. R. (H d St) in Bozen, 69 J. alt;

Regierungsrat Anton Paul, pens. Gymnasialdirektor (M Nl) in Radautz, 72 J. alt;

Schulrat Heinrich Röver, Gymnasialprof. (Z) in Wien, 64 J. alt;

Hermann Schickinger, Direktor des Realgymn. (LG) in Linz, 55 J. alt;

Regierungsrat Dr. Franz Wiedenhofer, Gymnasialprof. (LGD) und Bezirksschulinspektor in Wien, 65 J. alt;

Ludwig Zak, Gymnasialprof. (L G d St) in Wien.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Sicherem Vernehmen nach sind auf dem Felde der Ehre gefallen:

Franz Andörfer, Supplent (T) an der Realschule in Laa a. d. Thaya, 30 J. alt;

Friedrich Bartel, Supplent (Hd) am Mariahilfer-Gymn. in Wien, 27 J. alt;

Wilhelm Baumgartner, Supplent (M Nl) an der Realsch. im XV. Bezirke Wiens, 28 J. alt;

Josef Beneder, Realschulsupplent (D E) in Wien, 29 J. alt;

Josef Bruckmoser, Gymnasiallehrer (Ng m nl) in Berndorf, 34 J. alt;

Viktor Dolenz, Prof. am Realgymn. (Ng m nl) in Graz, 44 J. alt (Militär-Verdienstkreuz);

Theodor Edlbacher, Realschulsupplent (Z) in Wien, 30 J. alt;

Dr. Richard Findeis, Prof. (D lg) am Mariahilfer-Gymn. in Wien, 34 J. alt (vgl. S. 864);

Dr. Wilhelm Friedrich, Realschulprof. (H) in Böhmisch-Leipa, 32 J. alt;

Dr. Josef Gaismaier, Bezirksschulinspektor und Prof. des Gymn. im XVIII. Bezirke Wiens (D F lg Ph), beurlaubt, 37 J. alt;

Dr. Franz Galle, Supplent (L F) im XVII. Bezirke Wiens, 29 J. alt;

Dr. Ferdinand Hackl, Prof. (M Nl T) am Realgymn. in Klosterneuburg, 36 J. alt;

Anton Hlinka, Prof. am Gymn. (H) in Stražnitz, 31 J. alt;

Dr. Ewald Hofer, Gymnasialprof. (D lg) in Mährisch-Weißkirchen, 34 J. alt;

Dr. Eugen Holzer, Realschullehrer (M Nl T) in Fürstenfeld, 31 J. alt;

Dr. R. Jordan, Gymnasialprof. (D lg) in Krumau, 40 J. alt;

Walter Knauer, Supplent (D F) am Realgymn. in Graz, 27 J. alt;

Dr. Erwin Kolmar, Realschulprof. (DEF) in Triest, 28 J. alt;

Dr. Ernst Krakowitzer, Realschulsupplent (H) in Linz, 30 J. alt;

Alfred Kraus, Supplent (D F) an der Realsch. in Trautenau, 28 J. alt;

Dr. Fritz Kutschera, Gymnasialsupplent (Ng m nl) im XIII. Bezirke Wiens, 31 J. alt;

Wenzel Lang, Supplent (M Ge) an der III. deutschen Realsch. in Prag, 30 J. alt;

Karl Lorenz, wirkl. Gymnasiallehrer (H) in Prachatitz, 31 J. alt;

Johann Moutschka, Assistent (T) an der II. deutschen Realsch. in Prag, 27 J. alt;

Albert Mühlbacher, Supplent (Z) an der Realsch. in Triest, 27 J. alt;

Rudolf Nagel, Probekandidat (M Ge) an der deutschen Realsch. in Karolinenthal, 27 J. alt;

Friedrich Niglutsch, Gymnasialsupplent (M Nl) in Innsbruck, 33 J. alt;

Karl Pfarr, Prof. an der Wiener Handelsakademie (M Nl), 37 J. alt;

Stephan Podboj, Gymnasialprof. (L Gr d sl) in Klagenfurt, 33 J. alt;

Oskar Pohl, Prof. am deutschen Gymn. (Ng m nl St) auf der Neustadt in Prag, 35 J. alt;

Anton Reinel, Probekandidat (M Nl) in Teplitz-Schönau, 27 J. alt;

Dr. Anton Schindler, Gymnasiallehrer (L Gr d) in Rumburg, 32 J. alt;

Ferdinand Schnabl, Gymnasialprof. (H d) in Korneuburg, 29 J. alt;

Julius Schnorrer, Gymnasiallehrer (L G d) in Asch, 34 J. alt;

Ernst Schwara, Realschulsupplent (M Ge) in Laibach, 29 J. alt;

Karl Simm, Gymnasialprof. (L G d St) in Reichenberg, 30 J. alt;

Jaroslav Sovík, Gymnasialsupplent (M Nl) in Strażnitz, 30 J. alt;

Richard Spitzhüttl, Realschulprof. (H) in Elbogen, 33 J. alt;

Dr. Josef Stalzer, Privatdozent und Gymnasialprof. (Lg F) in Graz, 34 J. alt (vgl. S. 960);

Franz Stempel, Gymnasialprof. (D l G) in Leitmeritz, 37 J. alt;

Karl Tizian, Gymnasialprof. (H St) in Bregenz, 34 J. alt;

Dr. Richard Weitzenböck, Privatdozent und Supplent (Ch m nl T) in Graz, 30 J. alt;

Georg Alfred Zündel, Lehrer am Landes-Erziehungsheim (L G d) in Grinzing, 27 J. alt (in Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feinde nach dem Tode ausgezeichnet durch das Militär-Verdienstkreuz mit der Kriegsdekoration).



Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Eine neuere Raimundausgabe.

Rudolf Fürst, der sich auch mit den Vorgängern Raimunds beschäftigt hat (vgl. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Band X. Raimunds Vorgänger: Bäuerle, Meisl, Gleich. Berlin 1907), konnte sich in der Biographie und bei der Würdigung der Werke Raimunds, die seine Ausgabe[1]) einleiten, auf gediegene Arbeiten stützen. Zu den älteren Charakteristiken von August Sauer und Erich Schmidt trat die weit ausholende, in ihrem ersten Kapitel das Verhältnis des Dichters zur Tradition trefflich darstellende Einleitung Castles[2]) hinzu. Für den Menschen Raimund hatte bereits Carl Glossy durch die Veröffentlichung seiner Briefe an Toni Wagner (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, IV. Jahrgang, S. 145—306, Wien 1894) ein teilnehmendes Verständnis eröffnet[3]). Überdies war durch eine Reihe von Monographien — ich will hier nur auf Rudolf Prischings reichhaltige Arbeiten[4]) verweisen — den ein-

---

[1]) Raimunds Werke in drei Teilen; herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Rudolf Fürst (Goldene Klassiker-Bibliothek). Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, o. J.

[2]) Ferdinand Raimunds sämtliche Werke in drei Teilen. Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesse. S. XI—CXXVI: Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke.

[3]) Neuerdings hat Fritz Brukner „Ferdinand Raimunds Liebesbriefe" herausgegeben (Wien, Perles 1914). Den Grundstock seiner 143 Briefe Raimunds an Toni Wagner enthaltenden Ausgabe bildet Glossys Publikation. Dazu kommen 15 Briefe der Raimundausgabe von Glossy und Sauer (1881) und eine Reihe zerstreut gedruckter Briefe.

[4]) Über Quellen zu Raimunds Zauberspielen, Raimund und Andersen: Alt-Wien 1894; Raimunds Verhältnis zur Musik: Alt-Wien 1895. Die gefesselte Phantasie: Ein Wiener Stammbuch 1898. Raimunds Anfänge, Mädchen aus der Feenwelt, Verschwender: Jahresberichte des Gymnasiums in Mährisch-Ostrau 1902, 1901, 1911.

zelnen Dramen Raimunds ihre Stelle innerhalb seines Schaffens angewiesen worden.

Die vorliegende Ausgabe unterscheidet sich in ihrer Anlage dadurch von den anderen der Goldenen Klassiker-Bibliothek, daß sie nur eine, Leben und Werke des Dichters umfassende Einleitung bringt, nicht mehrere, den einzelnen Dramen oder Gruppen von Werken geltende. Gerade bei Raimund wäre eine derartige Zerstückelung unzweckmäßig gewesen. Fürst war also in der Lage, ein einheitliches Ganzes zu bieten und leidiger Verweise und Wiederholungen überhoben. Naturgemäß kommt anfangs mehr der Biograph, später der Literarhistoriker und Kritiker zu Wort; Fürst greift auch dem Lebenslauf vor und bespricht, bevor er bei den Stücken angelangt ist, Raimund als Schauspieler und Regisseur, Raimund und die Frauen, seinen Natursinn, seine Menschenscheu und Menschenfurcht, wobei wir manchmal den Eindruck erhalten, daß doch nur eine streng chronologisch vorgehende Darstellung den richtigen Boden für das Verständnis der Stellung Raimunds zur Mitwelt, vor allem zu Toni Wagner, hätte bieten können. In einem Zuge werden von Fürst Raimunds Liebesabenteuer, seine unglückliche Ehe mit Luise Gleich und der Bund mit Toni besprochen. Mit witzelnder Ironie, die befremdet und verletzt, ergeht sich der Herausgeber, der zum Teil anekdotenhaften Überlieferung folgend, in der Schilderung der Liebeshändel des jungen Raimund (vgl. S. 12[1]): „der im Irrgarten der Liebe taumelnde Page"; S. 13: „als Raimund eine der Treulosen durch schlagende Gründe von der Verwerflichkeit ihres Treibens überzeugen wollte"). Raimunds Heirat und Scheidung behandelt Fürst im Anschluß an Glossy, bietet aber falsche Daten. Nicht zwei Tage, nachdem Raimund sich der Zeremonie entzogen hatte, sondern vier Tage später, am 8. April 1820, wurde die Trauung vollzogen (vgl. Grillparzer-Jahrbuch IV 163) und nicht am 1. Oktober desselben Jahres, sondern erst am 1. Dezember brachte Luise den Antrag auf Scheidung ein.

Länger verweilen muß ich bei der Darstellung der Beziehungen Raimunds zu Toni Wagner, denn hier hat sich Fürst völlig vergriffen. Glossys Publikation von 120 Briefen gewährt Einblick in diesen Liebesbund von seiner Knüpfung bis in die Tage von Raimunds zunehmendem Trübsinn. Hätte Fürst im allgemeinen dargelegt, was beide aneinander fesselte und immer wieder einander entfremdete, und etwa drei Briefe, darunter den besonders charakteristischen Nr. 76 (Glossy S. 249) möglichst vollständig wiedergegeben, ähnlich wie Castle diese Aufgabe des Biographen gelöst hat, so wäre uns besser gedient gewesen als mit den aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten, die fast nur die Qualen der gegenseitigen Eifersucht, aber nicht das Gefühl beglückter Liebe

---

[1]) Ich verweise auf die Einleitung (S. V—XCVI) mit arabischen Ziffern.

erkennen lassen, das sich in vielen Briefen Raimunds äußert. Wir besitzen ja leider die Erwiderungen Tonis nicht; daher bleibt manche Unklarheit bestehen und es war desto notwendiger, sich gewissenhaft an die Überlieferung zu halten. Das Gegenteil ist der Fall; fast ein Drittel der Zitate bietet den Wortlaut ungenau, hie und da mit groben Entstellungen. Fürst sagt S. 17: „Die Heirat wider Willen vermochte das Bündnis der beiden nicht zu sprengen; die neuerliche Annäherung ging von Toni aus. Wohl spricht aus einem Briefe Raimunds von 1820 die ganze Verzweiflung seiner unglückseligen Doppelstellung, und es ist nur zu begreiflich, daß er an Selbstmord denkt, da er im Begriffe steht, 'die letzten Reste seiner Zufriedenheit, seiner Ehre und seinem zu rasch gegebenen Worte aufzuopfern'. Aber bald wendet er sich wieder zu dem 'einzigen Glücke, das ihn in dieser Welt noch erfreuen kann'". Die Sache steht aber so, daß zwischen den beiden zitierten Briefen, dem Absagebrief (1820, Nr. 3, S. 174) und dem mit den Worten „Du, mein einziges Glück" beginnenden (1821, Nr. 4, S. 175), die Annäherung Tonis liegt. Sie sendete Raimund einen Geburtstagsgruß. Überdies muß das eine Zitat richtig gestellt werden. Raimund schreibt: „Ich opfere die letzten Reste meiner Zufriedenheit dem Verhältnisse meiner Ehre und meines zu rasch gegebenen Wortes auf". Über die nach der Ehescheidung erfolgte Vereinigung der Liebenden äußert sich Fürst (S. 17) folgendermaßen: „Hier, wo sein Herz, nicht lediglich seine Sinnlichkeit in Betracht kam, war es Raimund keineswegs darum zu tun, aus dieser vor Gott geschlossenen Ehe sofort alle Konsequenzen zu ziehen. Mit Stolz spricht er es in einem seiner Briefe aus: 'Ist unsere Aufführung gegeneinander untadelhaft und besteht das ganze Verbrechen nur in unserer aufrichtigen gegenseitigen Anhänglichkeit, so hat die Welt höchstens nur Ursache, uns zu bewundern, nicht zu verdammen'". Die Argumentation Fürsts verliert ihre Hauptstütze, sobald man weiß, daß Raimund nicht „gegen einander", sondern „gegen andere" geschrieben hat (Glossy S. 185). Ein andermal verwandeln sich unter Fürsts Hand Raimunds „lachendes Gärtchen und die üppigen Wiesen des Brühls" in ein „leuchtendes Gärtchen über den üppigen Wiesen des Brühls" (Glossy, Nr. 78, S. 251; Fürst S. 21).

Raimunds Menschenscheu und Menschenfurcht veranlaßt den Herausgeber (S. 22) zu einer Parallele mit Stifter, die meines Erachtens nicht zutrifft. Gewiß hat das Leben beiden viele und ähnliche Enttäuschungen geboten, aber daß Stifter mit den genannten Gefühlen „behaftet Trost und Beruhigung nur in der unbelebten Natur fand", kann nur von dem letzten Jahrzehnt seines Lebens gelten, bei Raimund setzen solche Stimmungen seinem anders gearteten Naturell und Schicksal zufolge schon viel früher ein. Die Zunahme seiner Verbitterung läßt sich in den Briefen an Toni deutlich erkennen. Wir lesen darüber bei Fürst:

„Es ist ewig nur mein Unglück im bürgerlichen Leben“, schreibt er, „daß es (das Publikum) keine Kenntnis von meiner Denkungsart, von meinem Herzen besitzt und mich für einen gewöhnlichen Schauspieler in moralischer Hinsicht hält“. Und doch ist er ein Mensch, ‘der das Schlechte verabscheut und für das Gute erglüht, ein Mensch, der mehr Gutes als Schlimmes getan hat’. Wieder beruht das erste Zitat auf einer willkürlichen Änderung und ist dem zweiten eine andere Bedeutung gegeben worden. Raimund schreibt 1822 an Toni (Nr. 23, S. 196): „Daß das Publikum, von dem ein kleiner Teil mich in eben dem Grade haßt, weil mich der andere so liebt, ewig nur mein Unglück im bürgerlichen Leben will, weil es keine .... besitzt und .... hält, das hat mir schon trübe Stunden gemacht, doch es nimmt mich nicht Wunder, es hat mich schon einmal um das Glück meines Lebens gebracht“. Daß Raimund sich in diesem Briefe gegen Verleumdungen seiner Treue wehrt und als ihre Urheber dieselben Leute vermutet, die zwei Jahre zuvor durch ihr Verhalten im Theater für Luise Gleich als die verlassene Braut Raimunds (vgl. Glossy S. 163) eintraten — darauf spielen nämlich die letzten Worte meines Zitates an — verschweigt Fürst und wieder nur auf Raimunds Liebe zu Toni bezieht sich die dem Briefe 69 (1827, S. 241) entnommene, entstellt wiedergegebene Selbstcharakteristik: „Ich kann daher nichts tun, als Dich versichern, daß Du keine Ursache hast, mit meinem treuen Herzen unzufrieden zu seyn, und ich glaube, ich habe es Dir im Laufe meines Liebens stets bewiesen, daß ich das Schlechte verachte und nur für das Edle entglühe. Und so will ich es halten, bis ich mich von meinem tragikomischen Leben beurlauben muß“.

Wie weit die Sorglosigkeit geht, mit der Fürst sein Material gehandhabt hat, lehrt deutlich folgende Stelle (S. 23): „Endlich geht er von der bloßen Klage zur Tat über. Er beginnt, ‘die falschen Steine aus dem Ring seiner Umgebungen auszubrechen’ und schließt von seinem Tische zunächst den Kollegen Korntheuer aus, der seine ‘dankbare Achtung gegen ihn so weit trieb’, daß er in einem von Raimunds Stücken vor vollem Hause durch die ganze Vorstellung so sprach, ‘als wenn er mit seinem Stiefelputzer [sich, fehlt bei Fürst] über die gleichgültigsten Dinge konversierte’. Bald aber gibt Raimund die gewohnten Einladungen zu seinem Tische ganz auf, denn ‘wer mich suchen will, wird mich auch finden, ohne daß der Rauch meiner Küche ihn in meine Wohnung führt’; immer mehr wendet er sich von der ‘instinktträchtigen Pöbelphilosophie dieser Leute ab’“. Der Übergang auf das zweite Zitat mit „bald aber“ läßt gewiß keinen Leser vermuten, daß es sich um einen Brief handelt, dem die Zitate entnommen sind. Ich trage die wenigen Worte nach, die dazwischen stehen: „konversirte, so daß man allgemein glaubte, er müsse plötzlich erkrankt seyn. Bis hierher — und nicht weiter. Ich bin fertig mit ihm.

Doch habe ich ihm nicht den geringsten Vorwurf gemacht oder etwas merken lassen. Ebenso habe ich die gewöhnlichen Einladungen an meinen Tisch — aufgehoben. Es sucht mich nur, wer mich braucht und wer — —" (Nr. 90, S. 265). „Die instinktträchtige Pöbelphilosophie" hat aber mit diesen Leuten gar nichts zu tun; nicht seine Umgebung trifft er mit diesem Urteil, sondern die Toni Wagners in dem von ihrem Vater geleiteten Kaffeehause, die ihm öfters Anlaß zu Eifersüchteleien bot; das zeigt klar Brief 97 (S. 273), dem Fürst den zitierten Ausdruck entnommen hat: „Dein Herz ist edel genug, diese schöne Fantasie festzuhalten, doch die häßlichen Bilder und Beyspiele, die Dich umgeben, und die modernen Handlungen und Redensarten der hübschen jungen Herrn, die heute lieben und morgen verlassen, weil ihr seichter Sinn nur nach der gemeinen Freude geht, trüben manchmahl den reinen Spiegel Deiner Seele und verwischen auf einen Augenblick die schönen Bilder, womit sie sich über die instinktträchtige Pöbelphilosophie dieser Leute so weit hinausschwingt".

In seinem Bemühen, Raimunds Gemütskrankheit als „Folge einer natürlichen Entwicklung" darzustellen, spricht Fürst ihm den Glauben an eine Vorsehung ab; nach ihm hat Raimund nur „einen bisweilen hervortretenden, ziemlich schwärmerischen Marienkultus" gepflegt (S. 23). Die Jungfrau Maria wurde von ihm und Toni als Schutzpatronin ihrer Gewissensehe betrachtet; in der Nähe von Neustift hatten die beiden vor einer Mariensäule ihren Bund geschlossen. Toni sandte bald darauf ihrem Ferdinand ein von ihr gesticktes Muttergottesbild und nach Neustift wanderte er oft mit ihr oder auch allein, um das Gelübde zu erneuern. „Vergieß nicht", schreibt er 1829 (Nr. 73, S. 246), „liebe Toni, daß der Monath ist, wo wir unsere heil. Mutter besuchen und den Kranz unserer Treue zu ihren Füßen niederlegen müssen". Hatte es also mit diesem Marienkultus seine besondere Bewandtnis, so tröstet Raimund sich oft durch sein Vertrauen auf Gott. „Doch ich will nicht verzagen", schreibt er 1822 (Nr. 19, S. 192), „ich will auf Gott und meine Toni bauen, sie werden meine Hoffnung nicht vernichten, ich verdiene es ja nicht. Und an diesem Glauben hielt er fest". Das bezeugt neben vielen anderen ein Brief aus dem Jahre 1825 (Nr. 49, S. 222): „Doch es lebt ein Gott im hohen Wolkenraum, wir haben ja stets auf ihn vertraut, über Stein und Kluft hat unsere Treue uns geführt, er wird uns auf den milderen Weg den Beystand nicht entziehen ..." (vgl. Nr. 118, S. 291). Gegenüber diesen Äußerungen kann der eine von Fürst zitierte Ausspruch: „Ich habe lange genug gelebt, um einzusehen, wie nichtig und eitel es auf dem Stern zugeht, auf den wir herumkriechen als riesensinnige (Fürst schreibt „riesenarmige"), ungeflügelte, armselige Insekten" (Nr. 92, S. 268) nicht derart in die Wagschale fallen, daß Fürst zur Folgerung berechtigt ist, für Raimund

habe es „kein Ausruhen auf dem Gedanken einer mit göttlicher Fürsorge waltenden Vorsehung" gegeben.

Auf S. 25 setzt die Besprechung der einzelnen Werke ein, wobei, wie es geboten war, Biographisches die vermittelnde Überleitung bildet. Fürst verwertet hier das in Einzelstudien und allgemeinen Charakteristiken vorliegende Material sowie seine Raimunds Vorgängern geltenden Studien und zeigt den Zusammenhang des Dichters mit der Wiener Tradition des Volksdramas und seinen Anschluß an literarische Quellen. Mit gutem Rechte zieht er, um uns Raimunds „Verschwender" nahezubringen, die Charakteristik der den Glücksschwindel begünstigenden Zeit heran. Im einzelnen gibt es auch hier viele Irrtümer zu berichtigen, deren Ursache in dem Mangel einer sorgfältigen Verwertung und Überprüfung des Materiales liegt. Fürst gibt S. 26 bei der Besprechung des „Barometermacher auf der Zauberinsel" die Erklärung wieder, durch die sich Raimund gegen die Zweifel an seiner Autorschaft schützte: „Herr Meisl hat zu meiner Einnahme wirklich das Märchen 'Prinz Tutu' (von Langbein) nach unseren gemeinsamen Ideen zu bearbeiten angefangen". Der von Fürst in Klammern gesetzte Autornachweis findet sich nicht in der Erklärung, die Raimund im Sammler 1824 (17. Februar, Nr. 22) veröffentlichte; er ist auch an und für sich irrig. Fürst selbst nennt auf der nächsten Seite als Quelle Einsiedels Märchen „Die Prinzessin mit der langen Nase" in Wielands Sammlung „Dschinnistan" [1]).

Vermißt habe ich den in der einschlägigen Literatur oft gegebenen Hinweis auf den Zusammenhang des Stoffes mit der Fortunatsage und ihren Bearbeitungen (vgl. Sauer, Reden und Aufsätze, S. 244) und ebenso bei dem „Bauer als Millionär" die Einreihung in den Stoffkreis vom träumenden Bauer (Sauer S. 250). Es erscheint mir doch von Belang festzustellen, welche Elemente Raimunds Dramatik gemeinsam hat mit dem großen Schatze von dramatischen Motiven der Weltliteratur, wobei natürlich — wenigstens bei seinen ersten Dramen — von einer Entlehnung nicht die Rede sein kann, denn erst später sucht Raimund die Lücken seiner Bildung durch Lektüre, besonders die Calderons und Shakespeares, zu ersetzen. Dagegen hat Fürst oft, namentlich für die Charaktere, die Wiener

---

[1]) Der Irrtum geht auf Goedeke zurück, der behauptet, Raimund habe den Stoff einem Märchen Langbeins entnommen. Prisching (Über Quellen zu Raimunds Zauberspielen, Alt-Wien 1894, S. 101 ff.) hat festgestellt, daß sich bei Langbein nicht einmal ein inhaltlich verwandtes Märchen findet. Von Goedeke verleitet, hat August Sauer in dem Raimundartikel der Allgemeinen Deutschen Biographie diese Angabe mit dem Vermerk des Theaterzettels: „Nach dem Märchen Prinz Tutu" kombiniert und spricht von einem von Langbein stammenden Märchen dieses Namens. Auch Erich Schmidt (Charakteristiken, 1. Reihe, S. 368) wiederholt diese Behauptung, während mittlerweile Sauer bei der Umarbeitung seines Artikels für die „Reden und Aufsätze" (S. 244) die richtige Quellenangabe eingesetzt hat.

Tradition herangezogen. So wird die Rosel der ersten zwei Akte des „Verschwender" mit Recht als die wienerisch fesche Kolombine charakterisiert. Aber als die Tischlersfrau des dritten Aktes hat sie meinem Gefühl nach nicht, wie Fürst sagt, bloß „wenig von dem bösen Weib der Tradition, das verschwendet, in eitlem Streben nach aufwärts sich verzehrt, den Mann betrügt, die Kinder vernachlässigt", sondern gar nichts.

Das Hauptgebrechen dieses Teiles der Einleitung liegt gleichfalls in der Wiedergabe von Daten und in den Zitaten. Der erste Akt von „Moisasurs Zauberfluch" wurde nicht vom 19. bis 30. Mai, sondern vom 19. bis 30. März 1827 vollendet; vom „Alpenkönig und Menschenfeind" hat Raimund nach seiner von Fürst unverändert übernommenen Angabe im Manuskript die 25. Szene des ersten Aktes am 28. Mai abgeschlossen; allein wir suchen vergebens in dem Text dieser Ausgabe eine 25. Szene; denn gemeint ist die 4. Szene des zweiten Aufzuges. Raimund hat nämlich den Aktschluß ein wenig vorgerückt und Glossy und Sauer haben die ursprüngliche Zählung des Originalmanuskriptes, da es ihre Textvorlage bildete, in ihre Ausgabe übernommen. An einer anderen Stelle druckt Fürst arglos ein den Stempel der Unrichtigkeit an sich tragendes Datum ab. Die am 8. Januar 1828 (Fürst S. 58) aufgeführte „Gefesselte Phantasie" kann nicht am 8. Februar 1827 (Fürst S. 65) besprochen worden sein. Der Fehler geht auf Walter Krone zurück, der in seiner Dissertation „Wenzel Müller. Ein Beitrag zur Geschichte der komischen Oper" (Berlin 1907, S. 73) dieses Datum anführt; zugleich ist dabei aus der „Allgemeinen Musikzeitung" eine „Allgemeine Musikerzeitung" geworden und in Wirklichkeit handelt es sich um die „Leipziger allgemeine musikalische Zeitung" und um eine Kritik, die am 26. März 1828 (Nr. 13, Sp. 203/4) veröffentlicht wurde.

An späterer Stelle ist auch ein biographischer Irrtum zu berichtigen. Fürst bespricht S. 81 das Gastspiel Raimunds im Theater an der Wien im Herbst und Winter 1830/31 und fährt fort: „Nach einmaligem Auftreten in seinem alten Leopoldstädter Theater ging er nach München". Aber Raimund ist zwar 1832, wie Fürst S. 82 erwähnt, auf dieser Bühne aufgetreten, hingegen im Vorjahre außerhalb seines Gastspieles bloß am 29. Jänner im „Theater in der Josephstadt" in den Possen „Doktor Kramperl" und „Die Damenhüte im Theater [1]).

Und nun einige weitere Belege für Fürsts Art, zu zitieren! Als Raimund 1825, durch die Arbeit am „Diamant des Geisterkönigs" und die anstrengende Rolle des Florian in seiner Gesund-

---

[1]) Vgl. Bäuerles Theaterzeitung, 29. Jänner 1831, Nr. 13, und die „Abdankung" Raimunds nach diesem Gastspiel, deren Aufnahme in seine Ausgabe (Teil III, S. 202) Fürst nicht vor dem oben nachgewiesenen Irrtum geschützt hat.

heit erschüttert, einen Erholungsurlaub antreten mußte, verabschiedete er sich von dem Publikum in einer „Theaterrede“, die er mit der humoristischen Wendung einleitet: „Weil ich durch das viele Reißen so zusammengerissen bin, daß mir die Krankheit aus allen Knopflöchern herausschaut, so hat mir der Arzt geraten, ich möchte in das Salzkammergut reisen und dort ein Eisen- oder Glasscherbenbad gebrauchen“. Diese in den „Vermischten Schriften“ unserer Ausgabe (Teil III, S. 188) getreu wiedergegebene Begründung bietet Fürst in seiner Einleitung in folgender Fassung: „Weil ich durch das viele Reißen so zusammengerissen bin, so hat mir der Arzt geraten, ich möchte in das Salzkammergut reisen und dort ein Eisen- und Glasscherbenbad gebrauchen“. Schlimmer ist eine andere Entstellung, die das übrigens in seiner Echtheit angezweifelte Fragment einer Selbstbiographie betrifft, das nach Raimunds Tod in Bäuerles „Theaterzeitung“ veröffentlicht wurde. Raimund kommt auf den „Bauer als Millionär“ zu sprechen und erklärt, daß sich in ihm „viele läppische Kleinigkeiten“ finden, die er nur deshalb angebracht habe, weil er fürchtete, das Publikum möchte ihn zu ernsthaft finden. Daraus macht der Biograph im Widerspruch mit seinem eigenen Text (Teil III, S. 258) „täppische Kleinigkeiten“ (S. 41, Z. 17 und Z. 28)!

Das Schicksal der Zusammenschrumpfung, zugleich aber eine noch schlimmere Entstellung erfährt auch das bekannte Urteil Grillparzers über den „Alpenkönig und Menschenfeind“. Grillparzer geht von dem Thema auf die Behandlung durch den Dichter mit folgenden Worten über: „Nun aber, die Entwicklung selbst, die eigentliche Aufgabe der Poesie: die Belebung des Gedankens“ (Werke, herausgegeben von Stefan Hock, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. XIII, S. 404). Bei Fürst lesen wir S. 69: „Nun aber“, wie Grillparzer ausführt, „die Entwicklung selbst, die eigentliche Belebung des Ganzen!“

Außerdem wäre noch eine Fülle von Einzelheiten zu berichtigen; aber ich greife bloß einiges heraus. Gleichs bekannte Posse führt den Titel: „Die Musikanten am Hohenmarkt“ — nicht „auf dem Hohenmarkt“, wie bei Fürst S. 9. Der Herausgeber bespricht S. 29 die bei Meisl, Bäuerle, Gleich beliebte scherzhafte Hereinziehung von Wiener Lokalbezeichnungen in die im Fabellande oder doch in weiter Ferne spielenden Handlungen und belegt sie durch Beispiele; hier hätte an Stelle des offenbar der (nicht zitierten) Quelle entnommenen „Galiziberges“, da es sich ja nicht um den Wortlaut handelt, die uns geläufige Form „Galizinberg“ treten sollen; ebenso wären S. 75 bei der Entstehungsgeschichte der „Unheilbringenden Krone“ die Worte „auf der Ruine im Brühl“ in Anführungszeichen zu setzen gewesen, da wir heute nur mehr „die Brühl“ kennen. In das Gebiet des Dialektischen, das ich noch im folgenden berühren muß, führt S. 89 die sinnlose Schreibung „Biskur'n“ statt „Bisgurn“, während Fürst in der „Gefes-

selten Phantasie" II 3 (Teil II, S. 87) die richtige Form bietet, und S. 94 „i sieh" und „na" in dem oft zitierten Ausspruch Raimunds bei der Aufführung eines Stückes von Nestroy: „Das kann i nit! Aber i siech, es g'fallt! I hab' selber lachen müssen — no, so is's halt mit mir und meine Stuck gar!" [1])

Befremdend wirkt S. 89 in der Charakteristik der Rosel im „Verschwender" der Ausdruck: „eine sachdenkliche Realistin". Auch im Stil hätte hie und da eine endgültige Redaktion bessernd eingreifen sollen. S. 7 fährt Fürst, nachdem er Raimunds Eltern, zuletzt den Vater charakterisiert hat, der mit der Komödienliebhaberei und den häuslichen Spielproben seines Sohnes nicht einverstanden war, folgendermaßen fort: „Nach dem unter so schrecklichen Umständen erfolgten Tod des Vaters kam Ferdinand in noch strengere Zucht. Die Schwester gab ihn zu einem Konditor in die Lehre, und (!) hier (!) konnte er tagtäglich sein geliebtes Theater besuchen". Von einer strengen Zucht war früher nicht die Rede; die Zusammenkuppelung ganz verschiedener Tatsachen mit „und" muß auch einen nur wenig achtsamen Leser stören. Endlich will ich die Vermutung nicht unterdrücken, daß Erich Schmidt, von Fürst S. 95 neben Fr. Th. Vischer, Wilhelm Scherer und Adolf Bayersdorfer als einer der „feinen Köpfe" angeführt, „die außerhalb Österreichs den Wert Raimunds erkannt haben", über das ihm verliehene Attribut „jahrelang ein geschätzter Gast Österreichs" nicht wenig erstaunt gewesen sein dürfte. Erich Schmidt, der den größten Teil seiner Studienzeit in Österreich zugebracht hat, dessen Wirken als Nachfolger Scherers in Wien noch in lebendiger Erinnerung steht, hat nicht außerhalb Österreichs, sondern an Ort und Stelle, vom Genius loci berührt, Raimund liebgewonnen und dieses innere Verhältnis zu ihm mit wahrer Pietät gepflegt und gehegt. Es liegt nahe, ein allbekanntes Goethewort zu zitieren. Jedenfalls muß ein Raimund-Herausgeber, wenn er dem Gebote des großen Dichters nicht Folge leistet, ganz besondere Philologengaben und -tugenden besitzen und betätigen, um den Dichter zu verstehen.

Die wichtigste Aufgabe, die ein Raimund-Herausgeber zu lösen hat, ist zweifellos die Gestaltung des Textes. Raimund hat keines seiner Dramen im Druck erscheinen lassen. Erst J. N. Vogl veröffentlichte ein Jahr nach Raimunds Tod die Dramen nebst Gedichten und Theaterreden (Sämtliche Werke, 4 Teile, Wien 1837, Rohrmann & Schweigerd) und verwertete für die Dramen die Manuskripte, die der Dichter bei seinen Gastspielen in Deutschland benützt hatte. Diese Manuskripte sind verschollen, erhalten aber die ersten Niederschriften der acht Dramen, die aus dem Besitze der Schwestern

[1]) An Druckfehlern berichtige ich: S. 25: Perinets drastische Hamlet-Periode (statt „Parodie"); S. 36: Xantippe; S. 47: der Arzt hat ihn versprochen.

Tonis an einen Buchhändler und von ihm in den Besitz der Wiener Stadtbibliothek übergingen. Sie bildeten die Grundlage für den Text der Ausgabe von Glossy und Sauer (Wien, Konegen 1881, 2. Auflage 1891), die in einem textkritischen Apparat auch Souffleurbücher des Leopoldstädter Theaters und des Theaters an der Wien heranzogen. Raimund hat an seinen ersten Entwürfen geändert, hat auf die Zensur Rücksicht nehmen müssen und besonders für die Gastspiele im Reiche Mundartliches getilgt und Striche vorgenommen. Vogls Text kann, da sich nicht feststellen läßt, inwieweit er die von Raimund auf diesen Gastspielen verwendeten Bühnenmanuskripte wiedergibt, nicht ohneweiters als Grundlage einer Ausgabe dienen; anderseits erscheint es auch bedenklich, den Text der Ausgabe von Glossy und Sauer, der die erste Fassung bietet, zu übernehmen; Castle hat angesichts dieses Standes der Überlieferung mit Recht auf Vogl zurückgegriffen und, da das Prinzip des Verlages die Aufnahme eines kritischen Apparates in die Ausgabe ausschloß, durch verschiedenartige Klammern im Text angezeigt, wo Varianten vorliegen, ein Verfahren, das den einen Übelstand mit sich brachte, daß wir häufig nicht über die Klammern hinweglesen können und die Varianten sich nicht herauslösen lassen. Auch Fürst hat sich an den Voglschen Text angeschlossen; er bezeichnet (Teil III, S. 265) sein Verfahren als das einer „Revision des Textes nach bestimmten Gesichtspunkten" und erklärt in den vom Verlage veröffentlichten „Selbstanzeigen der Herausgeber", er habe „ein eklektisches Prinzip" in Anwendung gebracht. Zweifellos war auf diese Weise die Herstellung eines einwandfreien Textes möglich; aber leider hat Fürst die richtige Theorie nicht in Tat umgesetzt.

Eine Reihe grober, sinnstörender Druckfehler hat Fürst aus Vogls Ausgabe (V) herübergenommen, wo Glossy-Sauer (O) den korrekten Text bieten [1]):

B I 12 (T. I, S. 17): Zoraide (sehr hochdeutsch): „Wie k e n n e n Sie denn Bern essen?"

O: k ö n n e n.

D I 11, C 10 [2]) (T. I, S. 58): Longimanus: „Whist spielen s'? Ist ein schönes Spiel das Whist; w e n n n u r nicht so viel ausg'macht würde dabei".

O: ... wenn m a n nur nicht so viel ausg'macht w u r d' dabei.

D I 30, C 27 (T. I, S. 79): Eduard: „Bravo, Kolibri! Jetzt schieß den rechten, wenn du ihn kennst, denn alle nehm' ich sie n i c h t mit mir" (Koliphonius: So will ich alle verderben).

---

[1]) Ich verwende im folgenden für die Dramen die Sigel: B = Barometermacher auf der Zauberinsel, D = Diamant des Geisterkönigs, M = Mädchen aus der Feenwelt oder Bauer als Millionär, Z = Moisasurs Zauberfluch, Ph = Die gefesselte Phantasie, A = Alpenkönig und Menschenfeind, Kr = Die unheilbringende Krone, V = Verschwender, ferner für die Ausgabe von Castle: C.

[2]) Der Zusatz weist hier wie öfters auf eine Abweichung in der Szenenzählung hin.

O: ... denn alle nehm' ich sie mit mir.

Z I 23 (T. II, S. 31): Karambuco: „mein marmorerblichenes Weib".

O: marmorverblichenes.

A III, Schlußgesang (T. II, S. 176): „Erkenntnis, du lieblicher, strahlender Stern"

O: lieblich erstrahlender.

Kr I 7 (T. III, S. 17): Hades: „Dann nehm' die Kron' ich selbst von seiner blassen Stirn' | Und weihe dir beschämt, verachtend mein Gehirn" (!).

O: weiche.

Kr I 23, C 21 (T. III, S. 34): Epaminondas: „Der betretendste Weg führt ins Elend".

O: betretenste.

Kr II 29 (T. III, S. 76): Phalarius: „Du machst mich arm, das mir nichts als die Krone bleibt".

O: daß.

V II 32, C 31 (T. III, S. 129): Flottwell: „Wer kauert in der Erde dort?"

O: ... in der Ecke (vgl die Bühnenanweisung: Der Bettler sitzt an der Ecke der Hinterwand im Dunkeln auf einem niedern Stein).

Daran reihe ich Stellen, in denen Fürst (F) trotz der in O oder in Theatermanuskripten, die Glossy und Sauer verwertet haben (T), vorliegenden besseren Überlieferung sich an V angeschlossen hat.

Im „Diamant des Geisterkönigs" I 26, C 23 (T. I, S 74) wird Florian, der „reisefertig, mit mehreren Schachteln, zwei Parapluis, einem Stiefelknecht und einer Kaffeemaschine in den Armen" auftritt, von Eduard und Kolibri aufgefordert, alles zurückzulassen, und erwidert: „Wegen meiner!" (Wirft die Sachen ins Haus.) „Das wird eine schöne Reis' werden, nicht einmal einen Koffer". Zweifellos hat hier T (bei Glossy-Sauer in den Varianten I, S. 333) die richtige Fassung: nicht einmal einen Kaffee, während O diesen Zusatz überhaupt nicht bietet, mit dem Raimund offenbar die nächste Szene, den Abschied zwischen Florian und Mariandel mit der bekannten Gugelhupf-Episode, vorbereiten wollte. — Im „Mädchen aus der Feenwelt" I 4, C 3 (T. I, S. 113) erwidert bei V und F Bustorius auf die Frage der Lacrimosa „Darf ich Ihnen geschwinde noch mit einem Glas Punsch aufwarten?": „Was Ponsch? Nichts wird Ponsch, ist schon Tag". Die Genesis dieser Lesart ergibt sich aus O: „Was Ponsch, nichts Ponsch, ist schon 5 Uhr früh" und T: „Was Pansch, nichts wird pantscht, ist schon Tag". Castle hält sich hier mit Recht an T. Hingegen liegt ein irriger Anschluß von V und F an T, wo entschieden O den richtigen Text hat, in der „Gefesselten Phantasie" I 19, C 15 (T. II, S. 77) vor. In der Wirtshausszene kommt das Gespräch der Gäste und des Wirtes auf den säumigen Harfenisten. Der Spengler nimmt ihn gegen den Schuster, der seine Grobheit rügt, in Schutz: „Nein, das ist just recht, da hat man was z' lachen über ihn, er hat gute Einfälle und so wahr". Die letzten Worte trennt T ab und legt sie dem Wirt in den Mund (ebenso Fürst Z. 22—24); sie stimmen aber wenig zu dessen Verhalten gegen den Harfenisten und noch weniger dazu, daß er nach einer ganz kurzen Erwiderung des Schusters, die offenbar dem Spengler gilt, sein Urteil über den Musikanten mit den Worten einleitet (Zeile 27): „Ja es ist wahr, er ist der zweite Narrendattel".

Dieser kritiklose Anschluß an V verleitete Fürst auch dazu, in der „Unheilbringenden Krone" II 25 (T. III, S. 72) zu setzen: „Wir alle sind bereit, sie zu freien" statt mit O: bereitet. Daß hier Willkürlichkeit und Inkonsequenz von V vorliegt, geht aus mehreren Stellen hervor, wo auch V das für Raimund charakteristische „bereitet" bietet: Moisasurs Zauberfluch II 16: „Götter, fordert meinen Geist, jetzt bin ich dazu

bereitet". Verschwender II 14, C 13: „Sind die Tänzer schon bereitet?" Fürst setzt auch an der zweiten Stelle „bereit" ein, ebenso in der Bühnenanweisung zum Verschwender I 10: „die Diener, welche schon bereitet standen". Nur im Rhythmus des Verses behält auch er bereitet bei: Alpenkönig und Menschenfeind III 1: „Lange steht er schon bereitet"; Unheilbringende Krone I 1: „Blutlose Schwestern, die ihr stets bereitet, ... gewalt'ge Sünder dieser Welt zu würgen"; ebenso wohl auch Z II 16 (vgl. oben), in der Erkenntnis, daß hier rhythmisierte Prosa vorliegt. Und außerdem ändert er nicht, wo die passive Bedeutung = vorbereitet unpersönlich gebraucht ist: Mädchen aus der Feenwelt III 4: „es ist schon alles zur Vermählung bereitet"; III 13, C 12: „Alles ist bereitet". Daß aber Raimund „bereitet" auch für das Aktivum „bereit sein" gebraucht, lehrt uns deutlich ein Brief an Toni (1825, Nr. 39, S. 213): „eines Mannes, der ... für die gute, brave Toni .... noch jeden Augenblick bereitet ist, sein Leben, seine Freyheit und alles, was er besitzt, zu opfern" [1]).

Das Festhalten an V läßt sich auch in allen den Szenen nachweisen, von denen Fürst sowohl in seiner Ausgabe (T. III, S. 265) als auch in der Selbstanzeige ausdrücklich das Gegenteil behauptet: „Die wienerisch verfaßten Szenen wurden auf den Stand und die Schreibart der ersten Handschriften gebracht, und es wurde auf das Kompromiß verzichtet, das Raimund seinem hochdeutschen Publikum zuliebe zwischen Schriftdeutsch und Mundart abschloß. Solches Zurückgehen auf den *status quo ante* betraf namentlich alle jene Gestalten, unter denen sich Bajazzo und Kolombine verbergen, dann die bäuerischen Figuren; also die Tutu, Bartholomäus Quecksilber, die Longimanus, Florian, Mariandel, besonders aber — in 'Moisasurs Zauberfluch' — die Gluthahn und Trautel, Hans und Mirzel". Ich greife aus meinen Kollationierungen nur die beiden letztgenannten Paare mit ihrem Anteil am I. Akte des genannten Zauberstückes heraus und stelle die Lesarten von V = F an die Spitze.

I. Gluthahn-Trautel. Gluthahn bei seinem ersten Auftreten I 4 [2]): Der Bauer Michel Stier kömmt vor'ges Jahr zu mir (O: kommt vor ein' Jahr) — Ich bin so dumm, geb s' her (gib) — geb ich dir auf ein Jahr (gib) — Ich komm nicht zu dem Geld (mein' Geld) — Mit Freuden würd' ich einen andern darum betrügen, doch ich gewinn's nicht übers Herz (Ich schmieret gern einen andern wieder an, aber ich bring's nicht übers Herz) — und Geld begehren (ein Geld) — Wo ist denn nur mein Weib schon wieder (das Weib). — 6: Trautel: Nicht wahr, ich darf ihn holen (Gelt). — Gluthahn: So muß man sich's abrichten, dann weiß man, wer der Herr im Haus ist (...abrichten, nachdem weiß...) — ich bin gar zu gut (halt zu gut). — 7: Trautel: Du lieber Gott, befrei' mich doch von mein' Leid (... Leiden). — 9: Gluthahn: und bettelt um Gewürz (ein Gewürz). — 13: Gluthahn (roh): Nu, bist du schon g'sund (Nun, bist schon) — Spann' die Pferde vor den Wagen (Den Leiterwagen spann' ein). —

[1]) Auch Stifter verwendet bereitet im gleichen Sinn; z. B. im Nachsommer Band 3, S. 156: „der Himmel, an dem eine grelle, fast schattenlose Sonne stand, zu ihrem Untergang bereitet" (vgl. die Anmerkung zu Stifters Werken, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 262).

[2]) Diese Zahlen beziehen sich nur auf die vorliegende Ausgabe.

14: Denk doch nicht mehr dran, ich war im Zorn (Mein, mein[1]), ich war halt so im Zorn) — ich werd' ihr etwas Süßes an die Angel hängen (auf die Angel schmieren). — 15: Trautel: Eing'spannt ist's, jetzt fahr zur Höll'! (Eing'spannt ist, jetzt fahr' in d' Höll'!) — Gluthahn: Nach dem Garten geh (In den Garten geh) — er hat ein Arbeitszeug vergessen (einen Arbeitszeug) — bist still, du Höllenvieh (du Teuxelsvieh) — Jetzt will ich dich zum Kirchtag führen (Jetzt fahr'n wir auf den Kiritag). — 16: Trautel: Was bellt denn nur der Hund so sehr! Spektakel! Was treibt denn mein Mann? der hebt ein altes Weib auf seinen Wagen (Peitschengeknall.) Jetzt fährt er fort mit ihr. Du gottloser Mensch, wenn er nur nichts Schlechts vorhat mit dem Weib? ... (Was bellt denn der Hund so? Spektakel! Dort fahrt ja mein Mann? und hat ein alt's Weib auf sein' Wagen. Du gottloser Mensch, wann er nur nichts Schlechts vorhat?) —

II. Hans-Mirzel. I 11: Hans: Sie ist taub (Weißt, sie ist taub). — Mirzel: wenn der Schnee zerfließt (weggeht) — tragst du morgen augenblicklich (gleich) — Jetzt geh die Fürstin (geht) — unsre Werkzeuge (unsern Werkzeug) — geh die Fürstin nur hinein, gib die Fürstin ... acht und sperr' die Fürstin von innen ... (geht ... gib mir ... und sperrt) — sperr' ihm die Fürstin gar nicht auf (mache ihm ... auf).

Nur in vereinzelten Fällen hat Fürst O gegenüber V vorgezogen:

I 4: Gluthahn: so zahlst' mir achte z'ruck (V: acht zuruck). — 5: Die Mützen bring' heraus und die Pfeifen und den Rock nimm mit (Bring mir meine Mütze heraus und meine Pfeife und nimm den Rock da mit). — 15: Heisa, hab' (O: Heisa! Jetzt hab) ich s' erwischt? Jetzt kommst mir nimmer aus (Heysa, hab' ich dich erwischt? Du kommst ...).

Daß hie und da V im Gegensatz zu O Dialektisches bietet, zeigen einige Stellen, an denen Fürst mit Recht Vogl gefolgt ist.

Vgl. II 4: Gluthahn: der Handel ist g'schlossen (O: geschlossen) — mein Herz laßt so was gar nicht zu (ließ' dies nicht zu). — 12: Losbunden hab' ich s', das is wahr, doch bunden hab' ich s' nicht (Losgebunden ... gebunden ...).

Derselbe Nachweis läßt sich für alle von Fürst oben genannten Personen der anderen Stücke erbringen. Aus meinen Kollationierungen greife ich für die dabei zustande gekommenen Gruppen: Artikel, Auslassung oder Verkürzung des Pronomens, Wortformen, Dialektworte, um Raum zu ersparen, nur wenige Beispiele heraus, die zeigen können, wie jedesmal O die dialektische, V und F die ins Hochdeutsche umgesetzte oder ihm angenäherte Form bieten:

D Mariandel I 24: Wenns aber herunterfallt's (Wenn ihr herunterfallt). — I 7: als wie a jungs Reh (ein). — Longimanus II 2: Biletter (Billetten). — B (Tutu) I 7: strapezieren (strapazieren). — D Florian II 10: auf der Gassen (Gasse). — Longimanus II 4: so sein's noch recht grob (sind's). — I 14: aber das nutzt nichts (nützt). — Florian I 16: Ich hab' schon ang'fangt (angefangen). — Wann er ... was zu leihen krieget' (Wenn er ... kriegte). — Mariandel I 22: Ich bringet' noch mehr (brächt' noch mehr). — Bühnenanweisung zu D I 5: Tuchet (Überdecke).

---

[1]) Vgl. hingegen die Aufnahme dieser Beteuerung aus O (gegen V) in Z II 4: „I mein, allweil kränklich ist sie halt“ und II 11: „Mein, mein, Euer Gnaden“.

— Mariandel I 28: kleber (schwächlich). — Hat ... Plutzerbirn' dazu gegessen, damit's ihm nur ein wenig abg'ledigt (Hat ... gegessen, half aber nicht viel). — B Quecksilber II 18: wie viel Uhr als es ist (Uhr es ist). — D Ein Nachbar I 27: So nehmen Euer Gnaden halt nichts für ungut (denn nichts für ungut).

Daß ein eklektisches Verfahren für die Herstellung des Raimundtextes notwendig ist, lehrt unter anderem besonders deutlich eine Stelle im „Diamant des Geisterkönigs", wo zweifellos V den richtigen Text hat. Gerade hier hat Fürst sich an O gehalten.

Pamphilius erklärt I 4 (C 3), der Geisterkönig habe ihm verkündet, daß kein Sterblicher sich seinem Palaste nähern dürfe, „ehe er nicht diesen Berg, ohne sich umzusehen, erstiegen und einen Zweig von dem singenden Baume abgebrochen habe". In O und der vorliegenden Ausgabe lautet das Gebot: „ehe er nicht diesen Berg erstiegen und, ohne sich umzusehen, einen Zweig ... abgebrochen hat". Diese Fassung befremdet an und für sich und wird überdies als unrichtig erwiesen durch die Worte Florians I 30 (C 27): „Und diesen Berg muß ich ersteigen, ohne umzublicken? Und dem höchsten Baum in jenem Garten muß ich einen Zweig entreißen?"

An anderen Stellen hat die Flüchtigkeit, mit der Fürst den von ihm zugrunde gelegten Text nach O korrigiert hat, zu falschen, sinnstörenden Einschüben geführt.

In der „Gefesselten Phantasie" I 3, Z. 6, gehören die Worte des Distichon: „Ästhetisch Wirken herrscht auf Flora hier; du gehörst nicht unter uns, wir ringen unermüdet nach Unsterblichkeit" zu seiner nächsten Erwiderung, die V gestrichen hat, und zwar hinter die Worte „Man will an andern niemals finden, was man selbst vermißt" (Z. 10). Natürlich wird an dieser Stelle die Wechselrede sinnlos zerrissen. Dasselbe ist der Fall in der „Unheilbringenden Krone" II 10. Fürsts Verfahren macht die Nebeneinanderstellung der Texte am besten klar.

O:	V:	F:
Simplizius: Geht Ihnen das etwas an? Haben Sie sich darum zu bekümmern? Kann ich nicht reiten, auf was ich will? .... Ah, da hat es Zeit bei den Preußen!	Geht Ihnen das was an? Haben Sie sich darum zu bekümmern?	Geht ... Preußen.
Ewald: Welch ein Betragen!	Ewald: Welch ein Betragen!	Ewald: *Aber mit welchem Rechte!*
Simplizius: Was Betragen, wer wird sich gegen Sie betragen? Ich betrage mich gar nicht, um keinen Preis.	Simpl.: Was.. ... Preis.	Simplizius: Was ...... irren Sie sich.
Ewald: *Aber mit welchem Rechte?*		Ewald: Welch ein Betragen!
Simplizius: Was, mit mir reden Sie ... ... Da irren Sie sich.		Simplizius: Was Betragen ... ... Preis.

In mehreren Fällen lassen sich dem Herausgeber völlig mißlungene Kontaminationen von O und V nachweisen.

In „Moisasurs Zauberfluch" I 12 sagt Gluthahn in O: „Hab' schon meinen Plan ausgedacht, indessen — Sechs Stunden weit in Alpenmarkt

d'rin, da kenn' ich einen Herrn aus der Stadt ...". Vgl. V: „Hab' ... indessen, — im Haus kann ich sie nicht versperren hier, da könnte mich mein Weib verraten; doch eine Stunde weit in ...". Fürsts Text: „Hab' ... indessen — im Haus kann ich sie nicht versperren hier; sechs Stunden weit in ..." nimmt aus V die Erweiterung zur Hälfte herüber ohne die Begründung und hält sich in der Angabe der Entfernung an O, obwohl auch der von ihm aufgenommene Plan zum Zauberspiel (T. III, S. 231) die Entfernung mit einer Stunde bemißt. Eine ähnliche Beobachtung läßt sich im „Verschwender" I 10 (T. III, S. 95) anstellen. Flottwell verkündet seinen Freunden seine Lebensphilosophie. Das Theatermanuskript, dem V folgt, bringt eine Erweiterung von O. Aber die Worte des Verschwenders: „Die Welt ist gut und Lieb und Freundschaft unsres Lebens schönste Sterne" können nicht ohneweiters in den Text von T eingeschoben werden, denn dadurch kommt eine störende Wiederholung zustande, da wir Z. 7, nur durch die (O und T gemeinsame) Behauptung: „Düstern Philosophen glaub' ich nicht" und durch die Frage: „Nicht wahr, Freund Helm, man muß das Leben von der schönen Seite fassen?" getrennt, lesen: „Der Himmel ist sein herrlichstes Symbol, die glühnde Sonne gleicht dem heißen Brand der Liebe, der mildgesinnte Mond der innigen Freundschaft. Die reiche Saat der Sterne ist ein Bild der Millionen Freuden, die im Leben keimen". Also offenbar eine Ausführung des in O kurz gefaßten Bildes, die neben diesem nicht gut bestehen kann.

Diese Erfahrungen mit dem Fürstschen Texte legen es mir nahe, in den Worten des Hans in „Moisasurs Zauberfluch" II 10 (T. II, S. 42): „und hat in diamantne Thränen in mein' Hut hineing'weint" keinen bloßen Druckfehler zu erblicken. Hier bietet nämlich O: „und hat diamantene Thränen in mein' Hut hineing'weint" und V: „und ist in diamant'ne Thränen zerflossen, die ich aufbewahrt hab'". Ein andermal scheut sich Fürst nicht, aus O und V eine neue Variante mit völliger Willkür zu bilden. Im „Alpenkönig und Menschenfeind" erklärt Rappelkopf in seinem durch ein Lied eingeleiteten Monolog I 11: „Und so täuscht mich Alles, Alles! Darum will ich keinen Kameraden mehr haben, als die zanksüchtige Erfahrung". V setzt eine kürzere und schlichtere Schlußfolgerung ein: „Und ... Alles! Darum will ich nun auch Allen fluchen". Daraus kombiniert Fürst (T. II, S. 121): „Und ... alles! Darum will ich nun auch allen fluchen und nur der Erfahrung leben!"

Öfter aber entfernt sich der Herausgeber auch unbegründeter Weise von einer einheitlichen Überlieferung.

Vgl. B I 13 (T. I, S. 18): Unterstehn Sie sich (statt Unterstehe). II 27, C 26 (T. I, S. 47): auf goldnem Hügel (auf goldnen Hügeln. Vgl. die folgenden Worte: „Linderl, du hast dir bei mir goldne Berge versprochen, du sollst sie haben" und die anschließende Bühnenanweisung: das Theater verwandelt sich in goldne Hügel). — D I 16, C 15 (T. I, S. 63): soll ich hingehen, wohin ich will (wo ich will). II 12 (S. 91): Uj jegerl! Ausgelassen! (schwächer) Auslassen! (..Auslassen!..Auslassen!). — V I 3 (T. III, S. 83): Der Bursche ist zwar plump und roh, aber gutmütig und treu (... doch). II 8, C 7 (T. III, S. 112): Dumont: ich muß sie embrasser (mussen). — In der „Gefesselten Phantasie" I 18, C 14 (T. II, S. 76) ruft Vipria die Phantasie an: „Halt an! Qui vive?" und erhält zur Antwort: „Bon amie, die Phantasie". Fürst korrigiert in „bonne amie"; es wäre aber auch trotz der Sprecherin wohl die genaue

Übersetzung des „Gut Freund", also „bon ami" denkbar. Und in der „Unheilbringenden Krone" II 5 (T. III, S. 49) ändert Fürst in dem Verse: „Gesteh, du bist kein Held, hast nie auf Ruhm gebettet" das „hast" in „warst", obwohl man sich hier leicht zu dem nachweisbar gebräuchlichen aktiven „betten" das persönliche Objekt ergänzen kann. Auch diese beiden letztgenannten Änderungen, auf die Fürst in den Anmerkungen aufmerksam macht, entbehren einer ausreichenden Begründung.

Auf Grund einer sehr großen Zahl von Belegen muß ich ferner noch feststellen, daß Fürst in der Setzung des Apostrophs zur Bezeichnung der Synkope und Apokope inkonsequent ist und die mit anscheinend großer Hilflosigkeit ausgelassenen oder gesetzten Zeichen häufig ein augenverletzendes Wortbild mit sich bringen, dem sich die entsprechende Empfindung des inneren Gehörs zugesellt.

Während wir häufig den Apostroph als Bezeichnung der Synkope vermissen (vgl. B I 11: redt, 13: schadt, II 3: findt, 16: blendt, M I 8: redt), bezeichnet Fürst mit ihm häufig eine Apokope, die in Raimunds Sprache nicht als solche empfunden wird: D I 24 (T. I, S. 74): „Und wenn ich ein' Rausch krieg', so führst mich nach Haus'", mit dreifacher Wiederholung des Reimwortes im Duett zwischen Florian und Mariandel, darunter besonders anstößig im Schlußvers: „O Wonne, o Wonne! da führ' ich ihn z' Haus'". — Z I 6: Ich hab' g'glaubt (O: glaubt). — Kr I 22 (20): auf die Letzt' (sonst: auf die Letzt). Unbegreiflicher Weise auch Kr I 1: „Es hab' der Gott sich donnernd drob' empört, daß ich's gewagt" und I 4: „Dies Märchen wollen wir der Stadt zum besten geben, Und wenn sie d r o b' erbleicht, soll Frohsinn uns beleben". Hingegen vermissen wir den Apostroph, wo die Deutlichkeit ihn fordert, in M I 8 (T. I, S. 117): „Statt daß sie ein vampierenes Kleid a n l e g t, und mit ihrem Vater (O: Vatern) auf (O: auf d') die Promenade h i n a u f g i n g, bleibt ..." (O: anzög' gieng'; V: anlegt, hinauf ging'; C: anleget', ging').

Bekanntlich liebte es Raimund, seine Prosa zu rhythmisieren: er erblickte darin offenbar ein Mittel, seine Dramen über die Volksposse zu erheben. In den späteren Stücken, von „Moisasurs Zauberfluch" an, zum Beispiel in der „Gefesselten Phantasie" und im „Verschwender", finden sich teils einzelne rhythmische Sätze, teils rhythmisch durchgeführte Gespräche, die in der Nachbarschaft verschiedener Versarten auftreten, deren Verwendung der gleichen Absicht entsprang. Charakteristisch ist, daß Raimund auch in den Briefen an Toni häufig ins Rhythmische übergeht, als wollte er sich über die Prosa des Alltages und die vielen Mißhelligkeiten seines Liebesbundes erheben, wenn er seine Gedanken zu der Geliebten sendete. Damit hängt ja auch zusammen, daß er sich in diesen Briefen häufig in denselben Bildern ergeht und dieselben Personifikationen gebraucht wie in seinen Dramen.

Am 30. Mai 1825 sendet er Toni als Abschiedsgruß von seiner Erholungsreise einen Blumenstrauß (Glossy, Nr. 54, S. 226): „Pflege ihn wohl, und muß er trotz allen deinen liebenden Bemühungen, früher verwelken als deine edle Sorgfalt ihm das Ziel gesetzt, so schau in ihm das Bild des Lebens an, und denke dir, wenn du der Blätter abgewelkte Form bedauernd siehst, es lebt sein Blüthengeist doch ewig fort, und wird im jugendlichen Körper einer neuen Blume vielleicht wieder dich erfreuen". Im folgenden Jahre, am 13. Juni (Nr. 63, S. 235), kleidet er seinen

Glückwunsch zu ihrem Namenstage wieder zum Teil in rhythmische Prosa; er freut sich, mit ihr an diesem Tage „in Gottes herrlicher Natur zu wandeln, es wird ein höheres Grün die Wiesen färben, und stärkender wird uns die Luft umfangen, weil ihr die Freude hilft, daß wir an diesem Tage uns vereinet wiederfinden, der uns vor Jahresfrist so grausam traurig hat getrennt, daß ich dir nicht einmahl schriftlich nahe war, weil mein Gedanke mit dem Tod vermählet war". Ebenso deutlich tritt das Rhythmische hervor in den Briefen 68 (S. 240), 78 (S. 250), 105 (S. 278) und 113 (S. 287) mit einem Reimband: „Mein Geist hat dich zur Braut erwählt, wenn auch die Hülle stirbt, du bleibest jenseits noch mit ihm vermählt".

In den oben genannten Dramen läßt sich deutlich nachweisen, daß Vogls Text, dem Fürst folgt, durch Elisionen oder durch Auslassung einsilbiger Wörter den Rhythmus durchbricht.

Vgl. Z I 1 (T. II, S. 8): „Doch wie's geschah, da rollte fürchterlicher Donner, die Erde b e b t', als hätte das Gewicht der umgestürzten Säulen das ganze Reich in seinem Mark erschüttert" (F = V: bebte). I 2 (T. II, S. 9): „weil er im schnellsten Laufe aus des Königs Lager eine holde Last dir bringt" (Lauf aus). — (T. II, S. 10): „Wer sagt mir doch, warum mein Glück mich zu so freud'gem Wahnsinn treibt?" (zu freud'gem). II 18 (S. 52): „Ist sie denn an ihn vermählet, daß sein Arm sie so umschließt" (vermählt). — Ph I 3 (T. II, S. 59): „Ich bitte dich, bewahre dein Geheimnis" (ich bitt' dich ... bewahr' dein). I 12 (S. 71): „Ist's Freude, ist es Angst, die ihre Schritte so beflügelt?" (Schritte beflügelt?) — V II 4, C 3 (T. III, S. 109): „Ich weiß es, ich begehre viel, und meine Ford'rung kann mich in Verdacht des Wahnsinns bringen" (Forderung). III 12 (S. 146): „So sprach sie nicht zu mir, den dieser Blumenstrauß schon zu so heil'ger Dankbarkeit entflammen konnte" (... zu heiliger Dankbarkeit ...).

Nur einmal bietet V im Gegensatz zu O eine dem Rhythmus angemessene Wortform und gerade da gibt Fürst den Anschluß an V auf und folgt O: V I 10 (T. III, S. 93): „Ich habe all mein Glück auf die Coeur-Dam' gesetzt" (O = F: Dame)[1]).

Unter dem Titel „V e r m i s c h t e S c h r i f t e n" hat Fürst die lyrischen Dichtungen Raimunds, seine Theaterreden, die Varianten und Repetitionstexte zu den Liedern seiner Dramen, die er für die Gastspiele außerhalb Wiens gedichtet hatte, die Pläne von vier Dramen, Einlagen in fremde Stücke und das Fragment der Selbstbiographie zusammengefaßt. Für die dritte Abteilung ist der unglücklich gewählte Titel „Lokale Gedichte und Repetitionsstrophen" aus Vogls Ausgabe herübergenommen, an deren korruptem Text

---

[1]) Von offenkundigen Druckfehlern im Texte der Dramen, die zu den aus V übernommenen (s. S. 1066 f.) hinzugetreten sind, verzeichne ich: B II 27 (T. I, S. 47) sagt Zoraide: „Hoffen Sie Ihren Namen auch einmal in dem Buche der Menschheit zu lesen? Nein, ein eingebogenes Eselohr wird statt dessen zu lesen (statt 'sehen') sein". — D II 16 (T. I, S. 97): „Man ergreife sie, setzte (statt setze) sie in ein Schifflein". — M II 5 (T. I, S. 134): „Und draus (statt drauß) ist's auf einmal stark finster" (statt stockfinster). — A II 2 (T. II, S. 138): „Dresperation" (statt Desperation). II 7 (T. II, S. 146): „O Mortigall, das (statt da) ist die dritte auch". — Kr II 15 (T. III, S. 26): „Kein übler Gedanke, das geht nicht so leicht" (statt ... Gedanke, doch das ...). II 19 (S. 65): „Da (statt Das) ist mir alles eins".

der Herausgeber auch in diesem Teil festhielt. Fast alle Verstöße Fürsts gehen auf diese Vorlage zurück. Das Gedicht An** (T. III. S. 164) kann nicht Hamburg, 7. April 1826 datiert sein, da Raimund nur in den Jahren 1831, 1832 und zuletzt im Frühjahr 1836 in Hamburg gespielt hat; es ist 1836 einzusetzen.

Der Epilog nach dem Stücke: „Alle sind verheiratet" (S. 189) ist von Raimund nicht am 6. November 1825 gesprochen worden, sondern am 7. Oktober dieses Jahres, wie wir ja auch in Fürsts Einleitung S. 41 lesen.

Wie in den Dramen, stoßen wir auch in den Gedichten auf Unebenheiten des Verses, die durch die willkürliche Unterlassung der Synkope hervorgerufen sind. Nicht minder häufig verursacht die unbezeichnet gebliebene Apokope in den „Lokalen Gedichten" sprachliche Unklarheiten. Dialektisches ist verunstaltet — wir lesen S. 208 „der Strauß hat g e i g n e t wia a Gott" statt mit O g e i g e n t — oder nach dem Beispiel von V getilgt: Theaterreden S. 201 zu glänzen (statt zum glänzen) und im Gegensatz zu Castle, aus dessen Ausgabe Fürst ein nicht von V gebrachtes Lied (Nr. 10, S. 219) des Aschenmanns herübernahm: S. 220: „Er kauft's auf'm Tandelmarkt" (auf'n Tandelmarkt); „Er schmacht mit'm ganzen G'sicht" (mit'n). Daß Fürst damit eine Verbesserung geboten zu haben glaubt, läßt sich aus seiner „Selbstanzeige" erschließen, in der er unter den von ihm „verbesserten" Stellen der Ausgabe von Glossy und Sauer auch anführt: „auf'm Pflug" statt „auf'n Pflug" [1]); „hinter'm Wagen" statt „hinter'n Wagen" [2]).

Da Fürst die spärliche Prosaauslese von V durch Stücke aus O, zum Teil auch in Anlehnung an Castles Ausgabe, bereicherte, ergibt sich eine weitere Gruppe, die irrtümlichen Abweichungen von diesen Vorlagen seines Textes:

Vgl. in einer Theaterrede S. 194: in arganatischem (statt argantischem) Lichte. Im Programm zu „Moisasurs Zauberfluch", S. 231: „alle Geister der Erde und der Luft, ja selbst dem Genius des Todes zu befehlen" (Druckfehler für „allen Geistern"). S. 238: auf die Spitze eines Felsens (statt Felsen). Auch einen der drei, den Advokaten geltenden „Aphorismen" hat der Herausgeber in seiner Wirkung geschädigt. Da diese humoristischen Reflexionen Raimunds wenig bekannt sind, gehe ich von der Wiedergabe des hier in Betracht kommenden Aphorismus aus: „Das Konkursmachen ist eine Tafel, welche von dem übrig gebliebenen Vermögen des Konkursmachers gegeben wird; an der Tafel sitzen die Räte oder Advokaten und essen mit großen Vorleglöffeln; rückwärts stehen die Gläubiger und schlürfen das, was über bleibt, mit Kaffeelöfferln". Unter Fürsts Hand verwandelten sich (S. 173) die Kaffeelöfferln in Kaffeelöffeln. Der von Fürst den anderen Plänen zugesellte Inhalt des Zauberspieles „Die gefesselte Phantasie" ist nach Castles Ausgabe wiedergegeben, dabei aber auch S. 234 der Druckfehler Astriduro (statt Affriduro) übernommen worden. Auch in der notwendigen Ergänzung einer Stelle in der Einlage Raimunds in Meisls Posse „Das Gespenst auf der Bastei": „und ich wär' ein Geist, der von seinen weißen Kapitalien lebet', i c h g i n g e gleich nach München ohne weiters" schließt sich Fürst an Castle an, der die Worte „ich ging'" eingesetzt hat (vgl. Fürsts Anmerkung S. 285: von mir eingefügt!).

---

[1]) Mädchen aus der Feenwelt I 7: „den ganzen Tag sitzt man auf'n Pflug" (C = O).

[2]) Mädchen aus der Feenwelt II 5: „hinter'n Wagen tanzen lauter Pagen . . . her" (C = O).

Endlich stoßen wir auch hier auf Änderungen der Überlieferung, die eine Korruption des Textes verursachten.

In einem Liede, das Raimund für den zweiten Akt der Posse „Der verwunschene Prinz“ von Bäuerle gedichtet hat, beginnt Strophe 3 nach der Überlieferung in O: „Sie schau'n sich nur um d' Moden um Und gehn's erschrecklich nobel ... Castles Text weist hier den Druckfehler auf: gehn's ... Darauf führe ich Fürsts: „gehn erschrecklich nobel“ (S. 255) zurück. Schlimmer ist es einem der Aschenlieder ergangen, in dem wir (S. 220) auf einen von Fürst kreierten Reim stoßen: „Man sieht im Galakleid Oft Madeln, 's is a Freud', Das G'sicht wie Rosenblührt, Um d' Mitten sein s' geschnürt“. Natürlich hat Raimund nie so geschrieben, sondern Rosenblüat : geschnürt (vgl. Castle) und damit einen „wienerisch“ ebenso reinen Reim geboten wie Nestroy, „Einen Jux will er sich machen“ I 10 in dem Liede Weinberls: „Verkauft sei' Freiheit und sei' Rua — Der Handel kummt gar häufig vur“.

Raimunds letztes Gedicht, im August 1836 in Gutenstein entstanden, hat Fürst seinen Lesern vorenthalten; es ist ein schwermütiger Abschied vom Leben, das dem Dichter so viele Enttäuschungen bot, ausklingend in die Worte: „In des Lebens Sommertagen sinkt die Freude mir in Nacht; und nur ihr will ich es klagen, was so elend mich gemacht“ (Castle, Nachlese S. 563).

In den Anmerkungen zu den drei Teilen der Ausgabe, die deren Schluß bilden, hat Fürst sich recht knapp gehalten und befriedigt mit dem Gebotenen häufig nicht oder führt damit in die Irre. Lohnend wäre es gewesen, in viel reichlicherem Maße, als es geschehen ist, die Wiener Lokaltradition der Volksstücke heranzuziehen, zum mindesten hier nach der sprachlichen Seite hin Ergänzungen zu der Einleitung zu bieten, die sich mit den Berührungen in den Motiven beschäftigte. Auch hätte Fürst den von Raimund so häufig eingeflochtenen Schillerzitaten, die ins Gebiet der Parodie hinüberführen, nicht nur in drei Fällen nachgehen sollen. Übrigens schließt sich Raimund damit in seinen Dramen und „Theaterreden“ bloß der Tradition des Wiener Volksstückes an und nichts lag ihm dabei ferner, als Schiller herabzusetzen; wissen wir doch, wie sehr er dem Genius dieses Dichters huldigte (vgl. An Schillers Nachruhm, T. III, S. 170). Besonders oft läßt uns der Herausgeber bei Lokalbezeichnungen und Wiener Volksausdrücken im Stich. Gerade hier hätte er uns durch Verweise auf Raimunds Vorläufer gute Dienste tun können. Wie weit aber Fürsts Fahrlässigkeit auch in diesem Teil seiner Arbeit geht, lehrt die Beobachtung, daß er zu einer nach V gegebenen Fassung einer Stelle im „Verschwender“ eine Worterklärung bietet, die sich nur auf den Text von O beziehen kann und daher den Leser irreführen muß.

Fürst zog Schiller heran bei folgenden Stellen: M II 15: „Wem der große Wurf gelungen, hier zu treffen alle neun“ (Lied „An die Freude“). — Ph I 11: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben — Punktum, das andere fällt mir nicht mehr ein“ (Würde der Frauen). — Einlage in Meisls „Gespenst auf der Bastei“ I 11: „Warum ist er ein Dieb geworden, der sich mit so Kleinigkeiten abgibt?“ (Räuber V 1). — Nachzutragen wären:

D II 9: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde" (Wallensteins Tod IV 12). — V II 5: „O könnt' ich doch die Welt umarmen" (An die Freude: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt). — Ph I 20: „Aber Sie sind ein Sänger der Vorzeit, der in der jetzigen nix mehr kann" („Die Sänger der Vorwelt"). Vgl. auch den „Epilog" (T. III, S. 175) und die Einladung Nr. 36 (S. 198). Als ein Beispiel aus Raimunds Vorgängern führe ich den Ausspruch der Gouvernante in Meisls „Gespenst auf der Bastei" I 14 an: „Auch ich war in Arkadien geboren".

Für den „Diamant des Geisterkönigs" hat Fürst zu I 10 die Anspielung auf das Singspiel von Perinet und Wenzel Müller „Das Neusonntagskind" nachgewiesen und die Worte des Longimanus in II 6: „das Stück les' ich schon vierzehnmal, und ich weiß immer noch nicht, warum sie's denn eigentlich ins Wasser geworfen haben" mit Recht auf eine Dramatisierung des Agnes Bernauer-Stoffes — er denkt dabei an das vaterländische Schauspiel von J. A. v. Törring, München 1780 (?) — bezogen. Natürlich liegt auch I 15 in den an die vier Jahreszeiten gerichteten Worten des Longimanus: „Nur näher da, ihr vier Haimonskinder" eine Anspielung vor, und zwar auf Gleichs Bearbeitung des bekannten Stoffes in dem Volksmärchen mit Gesang: „Die vier Haimonskinder".

Unter den Lokalerklärungen fällt die dem „schmeckenden Wurmhof" (zur Einleitung S. 30) geltende durch die Fassung: „Durchhaus in der inneren Stadt Wien, in dessen Keller ein übelriechender Lindwurm gefunden wurde" auf (vgl. hingegen „gefunden worden sein soll" in der demselben Fabeltier geltenden Anmerkung Fürsts in „Raimunds Vorgängern" S. 136 zum „Verwunschenen Prinzen" II 3). Dem Volksmunde entnahm Raimunds auch die Wendungen; „mich wollen s' in den Narrenturm sperren" (D II 14), „ich komm' in Narrenturm", „die g'hört in' Narrenturm und nicht vors Gericht" (Z I 9, II 11). Wir vermissen bei Fürst eine Erklärung, obwohl sich leicht feststellen läßt, daß damit die Irrenanstalt gemeint ist, die Kaiser Josef II. nahe dem Krankenhause errichten ließ. Das noch in den Vierzigerjahren demselben Zweck dienende, heute noch erhaltene Gebäude hat die Form eines runden, fünf Stockwerke hohen Turmes und wurde daher (wie aus den Büchern von Hebenstreit „Der Fremde in Wien" und Friedrich Koch „Der wohlunterrichtete Fremdenführer in Wien" hervorgeht) noch in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts „Narrenturm" genannt. — Im „Mädchen aus der Feenwelt" I 3 nennt der Schwabe Ajaxerle als Versammlungsort der Geister „ein verrufenes Bergle, das heißt: der Geisterscheckle". Dazu bemerkt Fürst S. 271: „ein Berg nächst Radegund in Steiermark heißt der Scheckel". Die heute allein übliche Namensform ist Schöckel; sie findet sich auch in einer Variante des Theatermanuskriptes (Glossy-Sauer I, S. 352): „ein Brief aus Wolkenhain vom Geisterschöck'l mit Recepiß". Statt Radegund wäre besser Graz zu nennen gewesen, da der Berg oft von der Stadt aus ohne Berührung Radegunds erstiegen wird. Ajaxerle sagt ja auch, daß das Bergle „außer der Stadt drauße steht". Neuerdings hat E. Baum in seiner Ausgabe des Stückes (Freytags Schulausgaben, S. 14) auf J. G. Seidl (Sagen und Geschichten aus Steiermark) und auf Hans von der Sann (Sagen aus der grünen Steiermark) verwiesen, die Schöckelgeistersagen mitteilen.

Zum „Barometermacher" II 5: „Und doch willst du mir die Suppen versalzen und mich blandieren, mich, die ich so unschuldig bin wie ein Lamm?" bemerkt Fürst (S. 268): „blandieren (auch plantieren), von planter, verlassen, im Stiche sitzen (sic) lassen". Doch liegt der Stelle, wie Castle bemerkt, die der Zoraide zugemutete Verwechslung von „blandieren" (liebkosen) und „plantieren" (sitzen lassen) zugrunde. Auch Nestroy kennt das Wort und gebraucht das zugehörige Substantiv „Plantierung" im Sinne von Täuschung, Trug. Vgl. Kampl I 10: „nach drei Jahren hat sie mich plantiert". — Das Mädl aus der Vorstadt I 3: „ha, welche Welt voll Plantierung liegt in diesem 'Wenn nicht vielleicht gar'!"

Im „Diamant des Geisterkönigs“ I 30 sagt Florian: „Juhe! Das ist ein Mandel mit Kren, mein Herr!“ Dazu bemerkt Fürst S. 270: „wörtlich Männchen mit Meerrettich. Dann nach der beißenden Schärfe des Meerrettichs: Männchen mit Schneid', mit Courage“. Dieser uns sonderbar anmutende Versuch Fürsts, die Wendung norddeutschen Lesern mundgerecht zu machen, trifft immerhin den Sinn besser als seine in „Raimunds Vorgängern“ S. 348 zu Gleich, Fiesko, der Salamikrämer I 5 „Die Baberl ist ein Madel mit Kren“ gegebene Erklärung: „Redensart für etwas ganz besonders Pikantes“. Ohne die Nebenbedeutung des Schneidigen zurückweisen zu wollen, glaube ich, die Worte besagen dasselbe wie „ein ganzer Kerl“. In diesem Sinn sagt Leim in Nestroys „Lumpazivagabundus“ II 7: „Ich hab's in der Lotterie gewonnen, ich bin jetzt ein Mandel mit Kren“.

Auf Nestroy hätte Fürst auch bei den Worten Mariandels in D I 28: „Jetzt sind sie fort, und mich arme Köchin lassen s' allein in der Brisil“ im Anschluß an seine richtige Erklärung (in der Brisil sein = in großer Verlegenheit sein) verweisen können. Christopherl sagt in der Posse „Einen Jux will er sich machen“ III 13: „Ich bring' unser Fräuler Marie ihren Liebhaber in die Brisil“.

Ebenso wäre es nahegelegen, zur „Unheilbringenden Krone“ II 13: „Ah, jetzt muß ich doch Rebell schlagen“ nicht bloß die Ableitung des Wortes (S. 279, Reveille schlagen) zu geben, sondern auch die Umgestaltung volksetymologisch durch Heranziehung von „rebellieren, Rebellion“ zu erklären und auf Nestroys „aufrebellen“ zu verweisen. Vgl. „Einen Jux will er sich machen“ III 9: „Du fahrst jetzt gleich zu mir nach Haus, rebellst alles auf, daß schleunigst zu die Hochzeitsanstalten g'schaut wird“; IV 1: „Wenn ich nur die Wirtschafterin aufrebelln könnt'“ und ähnlich bei Gleich, Fiesko, der Salamikrämer I 6: „Lustig, Freunde, aufgrebellt fürs baare Geld“, im Sinne von „aufgedraht, aufgehaut“.

Die Frage der Zauberschwestern in der „Gefesselten Phantasie“ I 6: „Wer wagt's“ (uns zu ergreifen) beantwortet Distichon mit einem erschrockenen „Ich nicht“ und der Narr sekundiert ihm mit dem Scherzworte: „Detto mit Obers“. Dazu gibt Fürst S. 274 die sachlich und stilistisch gleich merkwürdige Erläuterung: „Redensart aus dem Kaffeehause, wo man beim Kellner das gleiche wie der Vorgänger, also schwarzen Kaffee, bestellt und überdies noch Obers (Sahne) verlangt“. Natürlich handelt es sich dabei um die Wiener Melange, die ja nach dem Verlangen der Gäste mit oder ohne Obers serviert wird. „Detto mit Obers“ wurde im Volksmunde der Ausdruck der Zustimmung zur Ansicht eines anderen im Sinne einer Steigerung Der Narr in Raimunds Stück will also sagen: „Ich (wage es) schon gar nicht“.

Im „Mädchen aus der Feenwelt“ III 8 ergeht sich Wurzel in Bildern über den Einfluß der Zeit auf den Menschen: „Die Zeit ist ein wahrer Korporal, der mit die Jahr' zuschlagt .... Endlich kommt's mit einem Wiesbaum daher, laßt ihn nur umfallen, aus ist's. Fürsts Anmerkung S. 272: „Wiesbaum, ein roher, dicker Knotenstock“ verblüfft, denn bekanntlich ist Wiesbaum (mhd. *wisboum*) die Stange, die über Heu oder Getreide, um es zusammenzuhalten, gelegt wird. Offenbar war die Erklärung ursprünglich der von O gebotenen Fassung zugedacht: „Endlich kommt's mit einem Tremmel daher, laßt ihn nur fallen, aus ist's“ (Glossy-Sauer I, S. 294); denn ein roher, dicker Knotenstock wird Tremmel genannt, aber nie und nimmer Wiesbaum.

Durch meine Ausführungen glaube ich die Beschaffenheit dieser Raimundausgabe hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Das eine steht fest: dem Andenken Raimunds ist mit ihr ein schlechter Dienst erwiesen worden.

Wien. Dr. Gustav Wilhelm.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

The Poetics of Aristotle, translated from Greek into English and from Arabic into Latin, with a revised text, introduction, commentary, glossary and onomasticon. By D. S. Margoliouth. Hodder and Stoughton, London, New York, Toronto (1911).

Nicht häufig wird es geschehen, daß eine im ganzen so wenig gelungene Veröffentlichung wie die vorliegende[1]) doch mit Recht als eine für die Behandlung ihres Gegenstandes epochemachende bezeichnet werden kann. Nachdem der Herausgeber schon 1887 in seinen *„Analecta Orientalia ad Poeticam Aristoteleam"* die von Abu'l-Bashar durch Übertragung einer syrischen Version hergestellte arabische Übersetzung der Aristotelischen Poetik publiziert und ihr auch textkritisch bedeutsame Proben einer lateinischen Wiedergabe des arabischen Textes beigegeben hatte, legt er nun diesen vollständig in lateinischer Übersetzung vor. Um jedoch das neu erschlossene Hilfsmittel in möglichst weitem Umfange für die Herstellung des Aristotelischen Textes auszunützen, hat er gleichzeitig in großzügigster Weise eine neue Durchforschung des gesamten griechischen Handschriftenbestandes veranlaßt. Von

---

[1]) Mich mit ihr zu beschäftigen hatte ich Anlaß, weil in dem von mir soeben zum Druck vorbereiteten III. Bande der „Hellenika" meines Vaters auch seine Abhandlungen zur Aristotelischen Poetik zum Wiederabdruck gelangen. Diesen Abdruck durch mannigfache Auslassungen, Änderungen und Zusätze mit den Ergebnissen der neueren Forschung in Einklang zu bringen, hatte mein Vater noch vor seinem Tode Gelegenheit genommen, doch bedurfte die nur halb durchgeführte Neugestaltung jener Abhandlungen mehrfacher Ergänzungen und einer genauen Nachvergleichung der benutzten Literatur. Der Aufforderung der Redaktion, über die bei dieser Gelegenheit von dem angezeigten Werke gewonnenen Eindrücke in dieser Zeitschrift kurz zu berichten, komme ich um so lieber nach, als sich mir dadurch einerseits Gelegenheit bietet, einiges näher auszuführen und zu begründen, was der Leser dort nur summarisch angedeutet finden wird, und als anderseits sowohl die Vorzüge wie die Schwächen der Margoliouthschen Ausgabe in Deutschland noch kaum hinlänglich bekannt sein dürften.

den 23 ihm bekannten Codices [1]) wurde nur einer — der *Guelferbytanus* — übergangen (warum?); der *Parisinus* 1741 lag bereits in Omonts Faksimile vor; von den 21 übrigen Handschriften hat Margoliouth 11 im Original verglichen, 10 aber zur Gänze photographieren lassen (die Photographien wurden in der Bodleiana niedergelegt) und unter diesen die vier wichtigsten: den *Riccardianus* 46, den *Urbinas* 47 (in der Vaticana), den *Laurentianus* XXXI 14 und den *Ambrosianus* B 78. Auf Grund dieses Materials wurde eine neue Ausgabe des griechischen Textes mit kritischem Apparate hergestellt und diesem eine englische Übersetzung mit sachlich erläuternden Anmerkungen vorausgeschickt. Eine Einleitung gibt von den Grundsätzen Rechenschaft, die der Herausgeber der Textbehandlung und der Interpretation zugrunde legen zu müssen glaubte.

Das wichtigste Ergebnis der Handschriftendurchforschung hat der Herausgeber selbst schon in der Vorrede hervorgehoben: das Faksimile des *Riccardianus* 46 „weist eineinhalb Zeilen Aristotelisches Griechisch auf, deren Echtheit durch das Arabische bezeugt wird und die in allen anderen Handschriften infolge von Homoioteleuton ausgefallen sind [2]); daraus folgt, daß diese Handschrift keine Kopie des *Parisinus* 1741 sein kann .... Die Theorie, der *Parisinus* 1741 sei die einzige Quelle des griechischen Textes der Poetik, war also unhaltbar". Durch diese Feststellung, deren Bedeutung seither auch von Crönert (Berl. Philol. Wochenschr. 1913, Nr. 46, Sp. 1142) gebührend hervorgehoben worden ist, erscheint die von Spengel begründete und allen seitherigen Ausgaben, auch denen Vahlens und Bywaters, zugrunde liegende Auffassung von der Filiation der Handschriften widerlegt, und dieser Umstand ist es, um dessentwillen ich oben die vorliegende Ausgabe als eine für die textkritische Behandlung der Poetik epochemachende bezeichnen zu müssen glaubte. Denn natürlich gewinnen jetzt 1. alle vom *Ricc.* 46 dargebotenen, oft sehr plausiblen und dann bisher als Emendationen der Renaissance-Humanisten beurteilten eigentümlichen Lesarten den Wert eines selbständigen Zeugnisses der Überlieferung, und 2. ist nun für alle anderen Handschriften die Frage zu stellen und zu beantworten, inwieweit ihre nähere Verwandtschaft mit dem *Par.* 1741 (als welche ja schon durch die gemeinsame Auslassung des im *Ricc.* 46 erhaltenen Satzteiles sicher steht) auf direkter Abhängigkeit von diesem und inwieweit sie auf beiderseitiger Abhängigkeit von einer gemeinsamen Vorlage beruht.

---

[1]) Vgl. den Korrekturzusatz am Ende dieser Besprechung.

[2]) Es handelt sich um die Stelle 1455 a, 14 ff., an der der *Riccardianus* 46 die folgenden (hier in Klammern gesetzten) neuen Worte darbietet: *τὸ μὲν γὰρ τὸ τόξον ⟨ἐντείνειν, ἄλλον δὲ μηδένα, πεποιημένον ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ καὶ ὑπόθεσις, καὶ εἴγε τὸ τόξον⟩ ἔφη γνώσεσθαι* [*ἐντείνειν* *Ricc.* 46] *ὃ οὐχ ἑωράκει* [*ἑωράκοι* *Ricc.* 46] ..... Näheres bei Crönert a. a. O. und demnächst auch im III. Bande der „Hellenika".

Soweit das letztere nachgewiesen werden kann, hätten dann natürlich auch diese anderen Codices Anspruch auf die Stellung selbständiger Zeugen. Den eben erwähnten Nachweis glaubt Margoliouth für den *Urb.* 47, den *Laur.* XXXI 14 und den *Ambr.* B 78 führen zu können, indem er in Bezug auf einige Stellen, an denen ihre Lesarten von denen des *Par.* abweichen, ihre Übereinstimmung mit dem Araber aufzuzeigen sucht. Diese Darlegungen entbehren auch, wenigstens für den *Laur.*, keineswegs aller Scheinbarkeit, doch angesichts der schweren Bedenken, die sich mir gegen des Herausgebers Rezensions- und Interpretationsgrundsätze aufdrängen, scheint es mir geboten, von einem endgiltigen Urteile über diese Fragen einstweilen abzusehen.

Wer nämlich diese Ausgabe mit der Erwartung in die Hand nähme, in ihr nicht nur eine folgenschwere Vorarbeit für die richtigere Einschätzung der handschriftlichen Textgrundlage, sondern auch eine auf solch neuer Grundlage aufgebaute brauchbare Textgestalt zu finden, müßte sich schwer enttäuscht sehen. Und zwar sind es m. E. vor allem zwei Gebrechen, an denen sie krankt: eine das Maß des Zulässigen weit überschreitende Sorglosigkeit bei der Herstellung von Text und Apparat und eine nur als grotesk zu bezeichnende Vorstellung von dem „esoterischen" Charakter der Aristotelischen Lehrschriften, die den Herausgeber dazu geführt hat, dem Stagiriten mit Vorliebe unverständliche, nicht selten aber auch geradezu ungriechische, ja sinnlose Äußerungen beizulegen. Ich darf dieses Urteil nicht aussprechen, ohne es wenigstens durch einige Belege zu stützen.

Schon ein Blick in das Literaturverzeichnis läßt Böses ahnen, wenn es den Verfasser von „Das Schöne" Eleutheropolis (statt Eleutheropoulos) und den bekannteren und verdienteren von „Über Kunst und Künstler" E. J. Moebius (st. P. J. Moebius) nennt. Doch sind ja Druck- und Schreibfehler eine läßliche Sünde, solange sie sich wenigstens nicht im Text und Apparat einer kritischen Ausgabe schleichen. Unangenehmer ist es schon, wenn wir im Text 1459 a, 20 (der Herausgeber hat übrigens zwar die Bekkersche Seitenzählung beibehalten, jedoch innerhalb derselben eine eigene Zeilenzählung eingeführt) *ζῷον ἓν ὅλον* (st. *ζῷον ἓν ὅλον*) und 1461 b, 33 *τοὺς ὑστέρους αὑτῶν* (st. *αὐτῶν*) lesen. 1455 a, 28 steht *τὸν θεαν τὴν ἐλάνθανεν*. Die rätselhaften Zeichen *θεαν τὴν* (!) dürften auch nur ein Druckfehler für *θεατὴν* sein; aber kann man es eine reine Bestätigung dieser Mutmaßung nennen, wenn es in der englischen Übersetzung heißt: *have escaped the thinker?* Dagegen kann man wohl nicht mehr von einem Druckfehler sprechen, wenn 1462 a, 18 im Text *ἐλλάττονι* steht und kein Buchstabe des Apparats darauf hinweist, daß, wie Bywater und Vahlen übereinstimmend angeben, der *Par.* *ἐλάττωνι* bietet. 1462 b, 9 liest man bei Margoliouth: ... *ἔχει* ... *τοιαῦτα μέρη* .. *ἡ Ὀδύσσεια, ἃ καὶ* ... Dazu im Apparat die dunkle Bemer-

kung: *ἃ καὶ* Lascaris. Könnte daraus irgend jemand ersehen, daß, wie Bywater und Vahlen angeben, im *Par.* das *ἃ* vor *καὶ* fehlt? 1456 b, 23 lesen wir: *συνετὴ γίγνεσθαι φωνή*. Keine Zeile des Apparats verweist darauf, daß jemals eine andere Lesart als *συνετὴ* in Vorschlag gebracht wurde. Aber Vahlen wie Bywater geben an, daß die „Apographa" *συνθετὴ* haben; Analecta 66 teilte Margoliouth selbst als die Übersetzung des Arabers mit: *convenit compositae voci ut componatur* und fügte hinzu: *συνθετὴ legit, sicut apographa,* und noch jetzt lesen wir in der dem Text gegenübergestellten arabischen Version: *soni compositi est componi et fieri.* Hätte man nicht ein gewisses Recht, auf Grund der 11 photographierten und der 11 kollationierten Codices endlich zu erfahren, in welchen der „*apographa*" sich die so bemerkenswerte Übereinstimmung mit dem Araber findet? Zu 1447 a, 17 spöttelt der Herausgeber gleich in der Vorrede (p. X) über die „deutsche Emendation", welche das überlieferte *γένει ἑτέροις* durch *ἐν ἑτέροις* ersetzen wollte. Aber im Texte steht ruhig *ἐν ἑτέροις*, und kein Wink des Apparats verrät, daß es eine Überlieferung *γένει ἑτέροις* überhaupt gibt! Diese wenigen Beispiele dürften genügen, um klarzulegen, daß der künftige Herausgeber der Poetik deren kritischen Text nicht auf Margoliouths Apparat, sondern höchstens auf den von ihm in der Bodleiana deponierten Photographien wird aufbauen können.

Muß der kritische Apparat als unzulänglich bezeichnet werden, so könnte ein Urteil über Textgestaltung und Exegese nur noch schärfer lauten. Jedermann weiß, daß die Poetik, wie auch die anderen Lehrschriften des Stagiriten, wenigstens partienweise insoferne schwer verständlich sind, als der Verfasser seine Gedanken nicht ausführt, sondern bloß andeutet, ja gelegentlich kaum über die Aneinanderreihung von Schlagworten hinausgeht. Wir haben uns das bisher so erklärt, daß die Lehrschriften nicht der Öffentlichkeit übergebene Werke, sondern teils Konzepte des Lehrers, teils Nachschriften von Zuhörern seien (die Poetik wohl fast sicherlich das erstere). Margoliouth weiß eine andere Erklärung, die ihm ja als Orientalisten naheliegen mochte, vor deren folgerichtiger Durchführung ihn aber doch die Konsequenzen, zu denen sie ihn führen mußte, hätten bewahren sollen. Die Aristotelischen Lehrschriften seien, den grammatischen *sūtras* des Panini vergleichbar, ganz eigentlich „esoterische" Geheimschriften. Ihre Bestimmung sei gewesen, als Ganzes, unverstanden, auswendig gelernt zu werden. Nur der Aristoteliker, der das ganze *Corpus Aristotelicum* auswendig wußte, sollte imstande sein, eine einzelne Schrift dieses Corpus zu verstehen, indem er, was in ihr nur angedeutet war, durch die Ausführungen anderer Schriften ergänzte. Nur ein solcher Lehrer sollte auch in der Lage sein, seinen Schülern das Verständnis der Schriften des Schulhauptes zu erschließen. Allen anderen als den also eingeweihten Schülern sollten diese Schriften

unverständlich bleiben (S. 21 ff., S. 49). Daraus ergibt sich denn der Interpretationsgrundsatz: „Die Erklärung wird gewonnen durch Zusammensetzung der in allen Schriften zerstreuten *sūtras*" (S. 63). Mit der naheliegenden Erwägung, daß für ein solches, beim Bestand einer geschlossenen Priesterkaste mögliches, vor allgemeiner Verbreitung der Schrift wohl auch notwendiges Verfahren im Griechenland des IV. Jahrhunderts alle Voraussetzungen fehlten, findet der Herausgeber es nicht nötig, sich auseinanderzusetzen. Auch gibt er für seine Auffassung nicht eigentlich einen Beweis, sondern begnügt sich damit, sie an einigen Beispielen zu erläutern. In die gewundenen Gedankengänge dieser Erläuterungen, die natürlich im einzelnen auch manches erwägenswerte zutage fördern, brauche ich ihm hier wohl nicht zu folgen [1]), nur an dem ersten der von ihm angeführten Beispiele will ich aufs kürzeste zeigen, wie wenig die Tatsachen eines aus Indien hergeholten Erklärungsprinzips bedürfen. 1460 a, 25 fügt Aristoteles, nachdem er dem Dichter empfohlen hat, die Illusion durch Ausmalung glaubhafter Einzelzüge zu unterstützen, hinzu: *παράδειγμα δὲ τοῦτο τὸ ἐκ τῶν Νίπτρων.* Rhet. III 1417 b, 5 aber führt er zur Erläuterung eines ähnlichen Rates speziell die Verse σ 361 f. an. Was, sollte man meinen, ist klarer, als daß der Autor sich das eine Mal die Zeit genommen hat, seine Meinung vollständig zu Papier zu bringen, das andere Mal dagegen sich mit einem bloßen Schlagwort begnügte, indem er sich vorbehielt, beim mündlichen Vortrage oder auch bei einer künftigen Überarbeitung zum Zwecke der Veröffentlichung, jene Verse der „Badeszene" anzuführen, die er im Sinne hatte? Der Herausgeber aber stellt sich die Unterdrückung des Wortlauts in der Poetik als ein — behufs Wahrung ihres „esoterischen" Charakters — gewolltes Verfahren vor: nur demjenigen sollte diese Stelle der Poetik verständlich sein, der auch das dritte Buch der Rhetorik auswendig gelernt hatte!

Die Erklärung des Aristoteles nach dem Grundsatze der „*sūtra*-Zusammensetzung" ist an sich verkehrt: man möchte sie eher für eine parodistische Überbietung der Brentanoschen Erklärungsweise halten, über die ich in dieser Zeitschrift 1912, 595 ff. berichtet habe, als für eine ernstgemeinte Interpretationsregel, wenn die Praxis des Herausgebers für eine solche Auffassung nur irgendwie Raum ließe. Allein diese Praxis weist auch Mängel auf, die sich auch aus diesem verkehrten Prinzip nicht notwendig ergeben würden. Dieses Prinzip mag die Übertreibungen der vom Herausgeber besonders unterstrichenen Maxime: *difficilior lectio potior* ver-

---

[1]) Was der Herausgeber S. 56 ff. über den Begriff der Katharsis darlegt, führt, soweit ich es verstehe, zu Ergebnissen, die denen ähnlich sind, zu denen Finsler (Platon und die Aristotelische Poetik 1900) gelangt ist, ein Werk, von dessen Existenz Margoliouth keine Ahnung zu haben scheint.

schuldet haben, an den ungriechischen, ja sinnlosen Wendungen, die er dem Philosophen zumutet, ist es unschuldig.

1459 a, 18 ff. ist im *Par.* überliefert: *ὅτι δεῖ τοὺς μύθους ... συνιστάναι δραματικοὺς ... δῆλον, καὶ μὴ ὁμοίας ἱστορίας τὰς συνήθεις εἶναι ...*, während der *Ricc.* statt *συνήθεις* vielmehr *συνθήσεις (sic)* bietet. Was die Bedeutung des arabischen Textes sein möge, läßt sich wohl aus Margoliouths widerspruchsvollen Angaben schwer entnehmen, denn während er im Apparat wie in der Einleitung (S. 85) die Lesart des *Ricc.* durch die des Arabers bestätigt werden läßt, läßt sich hievon in seiner Wiedergabe dieses Textes *(quae sunt similes. Suntque eae ratiocinatio)* wohl kaum eine Spur entdecken. Übrigens ist der Herausgeber weit davon entfernt, der von ihm angegebenen Übereinstimmung beider Zeugen Bedeutung beizulegen, meint vielmehr, sie träfen hier in einer „dilettantischen Emendation" zusammen. Indem er nämlich alle bisherigen Heilungsversuche zu dieser Stelle kurz und kräftig zur Seite schiebt, glaubt er in dem Prinzip der „*sūtra*-Erklärung" eine Handhabe zur Verteidigung der Überlieferung gefunden zu haben. Dieses Unternehmen eröffnet er, indem er zunächst (mit Christ) *συνιστάναι* in *συνεστάναι* verändert und sich weiter folgendermaßen vernehmen läßt (S. 85): „... wir haben also, der Definition in *De generatione* 323 b, 19 folgend [dort heißt es: *τό τε γὰρ ὅμοιον καὶ τὸ πάντῃ πάντως ἀδιάφορον εὔλογον μὴ πάσχειν ὑπὸ τοῦ ὁμοίου μηθέν ...*] *ὅμοιος* durch 'einheitlich, einförmig' wiederzugeben und das Ganze nach der Physik zu erklären, wo darauf hingewiesen wird, daß in der Kreisperipherie jeder Punkt 'gleichmäßig' Anfang, Mitte und Ende ist" [265 a, 33 heißt es: *ὁμοίως γὰρ ἕκαστον καὶ ἀρχὴ καὶ μέσον καὶ τέλος*]. Demnach lauten denn die Worte *καὶ μὴ ὁμοίας ἱστορίας τὰς συνήθεις εἶναι* (*τοὺς μύθους*) in Margoliouths Übersetzung (S. 211) schließlich wie folgt: „und daß sie nicht einförmige Chroniken der vertrauten Art sein sollen".

1449 b, 10 f. ist im *Par.* sowie den übrigen Codices überliefert: *ἡ μὲν οὖν ἐποποιία τῇ τραγῳδίᾳ μέχρι μόνου μέτρου μεγάλου μίμησις εἶναι σπουδαίων ἠκολούθησεν.* Nur der *Ricc.* bietet statt *μεγάλου* vielmehr *μέτα (sic) λόγου*, womit die arabische Version *ad modum quendam de metro cum sermone* übereinzustimmen scheint. Der Herausgeber, der dieses Zusammentreffen ebenso geringschätzig beurteilt wie das zuletzt besprochene, unternimmt es auch hier, unter Aufgebot großer Gelehrsamkeit die Überlieferung der Haupthandschrift nach der „*sūtra*"-Methode zu verteidigen (S. 85 ff.): *μέτρον* bedeutet nicht nur Maß im Sinne von Versmaß, sondern auch Maß im Sinne des Gemessenen, Ausdehnung; Beispiele *De generatione* 336 b, 15 (*μείζων ... ἐλάττων ἡ περίοδός ἐστι τὸ μέτρον*) und Rhet. 1409 b, 20 (*ὅταν ... τὸ μέτρον ... ἀντισπασθῇ*); Phys. 219 b, 6 wird eine dreifache Bedeutung von *ἀριθμός* angegeben: *καὶ γὰρ τὸ ἀριθμούμενον καὶ τὸ ἀριθμητὸν*

... *καὶ ᾧ ἀριθμοῦμεν*) und dies kann nach Metaph. 1020 a, 9 (*πλῆθος ... ἀριθμητὸν ..., μέγεθος ... μετρητόν*) auf *μέτρον* übertragen werden; in der Metaphysik wird Größe als das bezeichnet, was gemessen werden kann, daher ist „großes Maß" eine richtige Ausdrucksweise und ebenso „die Länge des Maßes" (*τῷ τοῦ μέτρου μήκει* Poet. 1462 b, 7, was bisher wohl alle Welt von der Länge des hexametrischen Verses verstanden hat), denn Länge bezeichnet eine Dimension des Meßbaren; da nun an unserer Stelle Aristoteles von einer Übereinstimmung in mehr als einer Dimension spricht, so ist es ganz in der Ordnung, wenn er bemerkt, die — in der Darstellung von heroischen Charakteren gelegene — Übereinstimmung zwischen Epos und Tragödie finde „nur bis zu einem großen Maße" statt, denn jenes Merkmal komme zwar den hervorragendsten, jedoch nicht allen Epen zu. *μέχρι μόνου μέτρου μεγάλου* bedeutet somit nach Margoliouth „nur bis zu einem großen Maße".

1454 b, 35 f., wo Aristoteles davon spricht, wie Euripides die Erkennung in der „Iphigenie in Tauris" zustandekommen läßt, tadelt er den Dichter, weil er hier „dem genannten Fehler nahe komme". Dann heißt es (wie man bisher annahm mit Beziehung auf den unmittelbar vorher erwähnten Orest) im *Par.* weiter: *ἐξῆν γὰρ ἂν ἔνια καὶ ἐνεγκεῖν.* Im *Ricc.* fehlt das *ἂν.* Der *Leidensis* 34 hat *ἔνοιαν* (!) statt *ἔνια*, der *Laur. ἔννοιαν* statt *ἔνια καί.* Den Text des Arabers endlich gibt Margoliouth so wieder: *et existunt alia quae extempore dicantur secundum hanc opinionem.* Es mag wohl sein, daß, wie der Herausgeber annimmt, der Ausdruck *hanc opinionem* irgendwie mit der Lesart *ἔννοιαν*, bezw. *ἔνοιαν* zusammenhängt. Da indes den Worten *et existunt alia quae extempore dicantur* in der ganzen griechischen Überlieferung keine Silbe entspricht, so sollte man meinen, wenn die arabische Version auf irgend etwas hinweise, so sei dies der Ausfall einer längeren Reihe von Worten. Indes, der Herausgeber, seinem Erklärungsprinzip getreu, schlägt einen anderen Weg ein. Er erinnert daran, daß es *De mem.* 451 a, 5 heißt: *συμβαίνει ἐννοῆσαι καὶ ἀναμνησθῆναι ὅτι ἠκούσαμέν τι πρότερον ἢ εἴδομεν;* daß nach Polit. 1262 a, 20 die Kinder ihren Eltern ähnlich sind; endlich daß sich in einem Wiener Papyrus der Sammlung Erzherzog Rainer (s. Th. Gomperz, Hellenika I 82) die Worte finden: *ἐνέχοντες ἔννοιαν καὶ παράδειγμα παρ' ἡμεῖν αὐτοῖς.* Darnach konjiziert er (S. 103): *ἐξῆν γὰρ ἂν ἔννοιαν ἐνέχειν*, was (nach S. 190) bedeuten soll: „denn Iphigenie hätte eine Vorstellung von seiner (Orests) Erscheinung in ihrem Geiste haben können". Vielleicht; aber schwerlich hätten sich dann jene Vorgänge abspielen können, die den Inhalt der „Iphigenie auf Tauris" bilden.

1456 a, 2 ist von den *εἴδη* der Tragödie die Rede und nachdem die *πεπλεγμένη*, die *παθητική* und die *ἠθική* aufgezählt wurden, liest man im *Par.* und im *Ricc.* gleichlautend weiter fol-

gendes: *τὸ δὲ τέταρτον οης οἷον αἵ τε Φορκίδες καὶ Προμηθεὺς καὶ ὅσα ἐν ᾅδου.* Statt des rätselhaften *οης οἷον* bietet der *Laur. οἰκεῖον*, der *Ambr. ὁμαλὸν.* Die arabische Version gibt Margoliouth mit den Worten wieder *quarta autem res* (Plural!) *Phorcidas et Promotheus et quod dictum est iis, scil. quae sunt in Tartaro.* Mit welchem Rechte der Herausgeber hierin eine Bestätigung der Lesart *οἰκεῖον* zu erkennen glaubt (S. 104), kann ich nicht beurteilen. Für das unverständliche *τέταρτον οης* (nach Bywater genauer *όης*) hatte man u. a. *τέταρτον ὄψις* und *τερατῶδες* konjiziert. Margoliouth konstruiert zunächst einen an sich schon höchst erstaunlichen Parallelismus zwischen den in c. 18 behandelten vier *εἴδη* und den in c. 6 erwähnten vier wesentlichen *μέρη* der Tragödie: wie die *ἠθική* dem *ἦθος*, so soll die *παθητική* der *διάνοια*, die *πεπλεγμένη* dem *μῦθος* entsprechen. „Daher muß die vierte Art diejenige sein, in der die Sprache vorherrscht" (S. 104). Nun ist es nach Rhet. III 7, 1408 a, 20 ein Vorzug der *λέξις*, wenn sie *οἰκεία* ist. Daher könne dann die von Aristoteles an vierter Stelle genannte Art der Tragödie ganz wohl die „Tragödie des angemessenen Ausdrucks" heißen (S. 105), und so liest denn der Herausgeber *τὸ δὲ τέταρτον οἰκεῖον*, was er (S. 196) durch die Worte wiedergibt: „während die vierte die Tragödie des angemessenen Ausdrucks ist". Auf die naheliegende Frage aber, warum denn gerade in Unterweltstragödien das Element der Diktion vorherrschen sollte, erhalten wir in der Anmerkung (S. 195 f.) folgende Antwort: „Die zur Erläuterung angeführten Dramen sind mit Ausnahme des Prometheus zugrunde gegangen; dieser enthält wenig Handlung, ist mehr philosophisch als psychologisch und die Charaktere liegen uns zu fern, um viel Mitgefühl zu erregen; der Erfolg des Dichters beruht also darauf, daß er sie in einer Sprache sprechen läßt, die der Götter und götterähnlicher Wesen würdig ist".

Die Stelle 1448 a, 15 ist eine alte *crux interpretum.* Der Stagirit spricht hier davon, daß die Unterscheidung von Dichtungen, die überdurchschnittliche, durchschnittliche und unterdurchschnittliche Charaktere darstellen, sich auch auf die Dithyramben und Nomen anwenden lasse. Das folgende lautet im *Par.* und im *Laur. ὥσπερ γᾶς κύκλω (sic) πᾶς Τιμόθεος καὶ Φιλόξενος*, im *Urb.* und *Ambr. ὥσπερ γᾶς Κύκλωπας κτέ.*, im *Par.* 2038[1]) (erste Hand) *ὥσπερ γὰρ κτέ.* (zweite Hand: *ὡς πέργας κτέ.*)[2]). An mannigfachen Versuchen, die Stelle zu heilen, hat es natürlich

[1]) Das ist die von Bywater angegebene Zahl. Wenn Margoliouth im Verzeichnis der Handschriften „*Parisinus* 2938" schreibt, so darf ich nach den oben angeführten Proben wohl annehmen, daß der Fehler bei ihm zu suchen ist.

[2]) Diese bei Bywater angeführte Lesart fehlt bei Margoliouth; da er als Lesart der ersten Hand *ὥσπερ γὰρ* angibt, wird sie wohl der zweiten Hand gehören.

nicht gefehlt: Francesco Medici konjizierte ὡς Πέρσας ⟨καὶ⟩, Vahlen früher ὥσπερ ⟨θεοὺς⟩ Ἀργᾶς, später ὥσπερ γὰρ, Bywater nimmt eine größere Lücke an. Der Herausgeber überrascht uns im Apparat durch die knappe Bemerkung: „γᾶς ist accus. plur. — Fragm. 615, Anm. — von γαῖ, Probl. 934 b, 9". An der erstgenannten Stelle findet man die Konjektur von Valckenaer εἰ δὲ πρὸς ἁπάσας οἴχεται ⟨γᾶς⟩ φυγάς, an der zweiten den auf die Verschiedenheit gewisser Erdarten bezüglichen Satz: διὰ τί αἱ κυματωδέστεραι γαῖ στεῤῥαὶ γίνονται ... Nach Margoliouth hat also Aristoteles tatsächlich geschrieben: ὥσπερ Γᾶς, Κύκλωπας Τιμόθεος καὶ Φιλόξενος. Die Übersetzung dieses Satzes lautet bei ihm (S. 134 f.): „auch uns selbst ähnliche Charaktere könnten von einem Dithyramben- oder Nomendichter dargestellt werden, z. B. die Erden und Kyklopen des Timotheos und Philoxenos". Und in der Anmerkung erhalten wir hiezu folgenden Kommentar: „Die Verweisung, aus der folgt, daß der Kyklop 'ein Charakter wie wir selbst' ist, bezieht sich auf Eth. Nic. 1180 a, 27, woselbst bemerkt wird, daß in den meisten Städten jedermann lebt wie er mag, 'nach Kyklopenart Weib und Kinder regierend'. Die Ähnlichkeit zwischen der Erde und uns selbst liegt wahrscheinlich darin, daß jene in der Mitte liegt (*De coelo* 296 b, 17). Daß die beiden genannten Dichter Stücke dichteten, die 'Der Kyklop' hießen, ist bekannt; ob die Erde in beiden als Mutter der Kyklopen oder in einer anderen Rolle vorkam, ist nicht bekannt; es scheint kein Grund vorzuliegen, um Aristoteles' Behauptung, daß sie dargestellt wurde, zu bezweifeln. Darstellung der Erde in der plastischen Kunst war nicht ungewöhnlich; mit der Beischrift *Gē* erscheint sie auf einem Relief, beschrieben von Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik II 241".

Eine Kritik glaube ich diesen Proben nicht beifügen zu müssen. Wenn ich aus den vorstehenden Betrachtungen das Resumé ziehen soll, so kann es nur recht unbefriedigend lauten: es zeigt sich nämlich, daß wir eine allen billigen Anforderungen genügende Ausgabe der Aristotelischen Poetik derzeit überhaupt nicht besitzen. Bywaters Edition steht, was die Akribie des Apparats und das Niveau der sprachlichen und sachlichen Erklärung angeht, turmhoch über dem verunglückten Erzeugnisse Margoliouths, sie ruht jedoch noch nicht auf jener umfassenden Durchforschung des handschriftlichen Bestandes, die von diesem als unerläßlich erwiesen und tatsächlich in die Wege geleitet wurde. Allein seine eigene Ausgabe hat die Ergebnisse dieser Durchforschung keineswegs mit der erforderlichen Sorgfalt ausgenutzt und schon die Grundsätze seiner auf unannehmbaren Voraussetzungen ruhenden Erklärung mußten ihn daran hindern, dem Text eine verständliche Gestalt zu verleihen und den Inhalt sachgemäß zu erläutern. Eine den textkritischen wie den exegetischen Anforderungen in gleicher Weise

Rechnung tragende Ausgabe ist demnach jetzt erst recht ein dringendes, aber bisher unerfülltes Desideratum.

Korrekturzusatz zu S. 1079, Z. 1. Seither hat N. A. Bees, Athena XXIII (1911) 34 ff. die Kollation einer 24. Handschrift aus dem Manuskriptbestand der Meteora-Klöster mitgeteilt. Nach dieser Kollation zu urteilen bietet der neue Zeuge eine Fülle von Korruptelen und im ganzen wenig Eigentümliches dar. Aus der Vergleichung mit Margoliouths Apparat ergibt sich, daß er sich durch seine Behandlung von 1458 a, 16 in jene Gruppe einordnet, die M. als die „der 5 Substantive" bezeichnet, und aus zahlreichen anderen Einzelheiten (von denen hier nur die Lesungen zu 1458 a, 31; 1458 b, 11; 1459 b, 2 hervorgehoben seien) geht hervor, daß er insbesondere zum *Ambrosianus* B 78 in engster Beziehung steht.

Wien. H. Gomperz.

A. P. H. A. Slijpen S. J., Disputatio critica de carminibus Horatii sex quae dicuntur odae Romanae. Amsterdamer Dissertation. Leyden, bei G. F. Théonville 1912. 182 SS. Gr.-8°.

Seitdem Theodor Mommsen in seiner berühmten Festrede vom 24. Jänner 1889 (Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wissenschaften 1889, S. 50 ff. = Reden und Aufsätze S. 168 ff.) das Verständnis der sogenannten Römeroden des Horaz durch historische Interpretation zu erschließen versucht hat, haben viele Gelehrte zu diesem Problem Stellung genommen; die einen waren durch seine Ausführungen vollkommen überzeugt worden und suchten sie nur ausführlicher im einzelnen zu begründen, andere stimmten wohl dem Hauptgedanken zu, modifizierten jedoch die Einzelerklärung, während noch andere Mommsens Auffassung vollständig ablehnten und auf alten oder neuen Wegen der Erklärung zu des Dichters Absichten vorzudringen strebten. Auf diese Verschiedenheit der Ansichten unter den Modernen über Gedichte, die seit Jahrhunderten gelesen und in zahllosen Kommentaren erläutert worden waren, ist es wohl zurückzuführen, daß die philosophische Fakultät der Universität Amsterdam im Jahre 1908 öffentlich folgende Preisaufgabe stellte:

„*Instituatur disputatio de Horatii Odis l. III, 1—6, ea ratione, ut opiniones, quae inde a Mommseno (Act. Soc. Reg. Borussiae, a. 1889, p. 50 sq., cf. Mnemosyne XXVI, p. 125 sqq.) usque ad Petrum Corssenum (Nov. Ann. ant. class., a. 1907, p. 582 sqq.) cum de singularum partium tum de universa Odarum significatione prolatae sunt, critice examinentur (cf. Loeschhorn,* Wochenschr. für klass. Phil., *a. 1907, p. 1909 sq., Fr. Kreppel,* Der Zyklus der Hor. Römeroden, Progr. in Kaiserslautern, *1903 et 1904, alii) et ipsius scriptoris interpretatio ostendatur*".

Der Preis wurde dem Bewerber A. Slijpen, *ex soc. Jesu*, für seine Arbeit: '*Disputatio critica etc.*' zuerkannt. Dieselbe, oder doch fast dieselbe Arbeit liegt nun gedruckt als Dissertation vor; der Verf. sagt darüber im Vorworte: '*Eundem* (nämlich *libellum*) *dico. Etenim, licet non pauca menda in eo ab aestimatissimo promotore mihi indicata et correcta sint, idem tamen permansit, eadem res, idem consilium*'. Nicht berücksichtigt sind also (entsprechend dem Wortlaute des Preisausschreibens) die Schriften vor Mommsen und nach Corssen, also auch nicht die Dissertation von Wagenvoort, einem unterlegenen Konkurrenten S.s, der darin dasselbe Thema behandelt hat, aber zu ganz anderen Resultaten gelangt ist.

Die Arbeit zerfällt in sieben Hauptstücke; von den ersten sechs behandelt jedes je eine der sechs Oden, das siebente zieht aus den vorausgehenden die Schlußfolgerung. Jedes Hauptstück wird wieder in mehrere Paragraphen zerlegt, diese wieder oft noch in Unterabteilungen. So handelt Hauptstück II (S. 21—71) über die zweite Ode, und zwar § 1 über die erste Strophe; hier werden unter *a) Variae sententiae* die verschiedenen Ansichten darüber eingehend besprochen, teils zustimmend, teils ablehnend; es folgt: *b) Scriptoris sententia*, wo der Verf. seine eigene Ansicht vorträgt, dann *c) Quae contra dicuntur, refelluntur;* es folgt § 2 *De carminis II unitate*, der gegliedert wird: *a) Sententiarum cognitio*, *b) Scriptoris argumentatio;* daran schließt sich § 3 über die vierte Strophe, dann § 4 über die fünfte und sechste Strophe. Hier heißt es in der Überschrift: *Dividuntur interpretes in tres classes;* die werden nun besprochen *a) De iis qui virtutem bellicam indicari putant* (S. 40—46); *b) De iis qui Principis virtutem cantari perhibent* (S. 47—50); *c) De iis qui virtutem universam intellegi credunt* (S. 50—51). Der § 5 behandelt dann die Frage: *Quibus laudibus Horatius laudaverit virtutem*, der folgende die siebente und achte Strophe; wieder folgen sich hier: *a) Sententiarum cognitio, b) Sententia scriptoris, c) De poenis.* Der § 7 bringt endlich die '*Conclusio*', zu der § 8 *(Additur huius sententiae nova confirmatio)* noch einen Nachtrag bringt. Ähnlich sind alle anderen Hauptstücke, das siebente ausgenommen, angelegt. Dadurch ist freilich eine gewisse Einförmigkeit in die ganze Arbeit gekommen und konnten Wiederholungen oft beim besten Willen nicht vermieden werden; gewonnen wurde dafür ein klarer Überblick über die verschiedenen Ansichten und den Wert ihrer Argumente. Der Schlußparagraph faßt jedesmal bündig das zusammen, was sich dem Verf. durch die Untersuchung über jedes Gedicht als das Wahrscheinlichste herausgestellt hat. Bei dem großen Ansehen, dessen sich Mommsens Interpretation noch heute vielfach erfreut, und dem regen Interesse, das diesen Gedichten sicherlich von vielen Lesern dieser Zeitschrift entgegenbracht wird, glaube ich über die Ergebnisse der Slijpenschen Abhandlung ausführlicher berichten zu sollen, zumal sie mir Mommsens Aufstellungen in allen wesent-

lichen Punkten tatsächlich als unhaltbar erwiesen zu haben scheint. Gewiß ist vieles von dem, was der Verf. vorträgt, nicht mehr neu; gewiß kämpft er oft mit Argumenten von Vorgängern; aber das umsichtige Abwägen von Für und Wider im einzelnen und das Zusammenschließen der durch die zahlreichen Einzeluntersuchungen gewonnenen Ergebnisse zu einem Ganzen, das ist sein Verdienst. Sollte es ihm daher gelingen, viele Anhänger der Mommsenschen Theorie wankend oder gar abtrünnig zu machen, so würde dies das Urteil des Preisrichterkollegiums, daß die Arbeit preiswürdig sei, nur bestätigen.

Der Verf. geht nach einer ganz knappen, kaum eine Seite langen Einleitung sofort *in medias res* und bespricht zunächst die erste Ode. In der Erklärung der ersten Strophe stimmt er mit Mommsen überein: Der Dichter wendet sich an die Jugend, das kommende Geschlecht; das *profanum vulgus* sind die nicht mehr besserungsfähigen '*bellorum civilium odis depravati*', „die Alten und Kalten", wie Mommsen sagt. Zum Proömium gehört nach S. auch noch die zweite Strophe. Sie setzt mit dem Preise Iupiters ein; denn: '*Ab Iove principium*' (Verg. *Ecl.* III 60, Hor. *Carm.* I 12, 13 ff.). Schön stützt S. diese Erklärung durch Hinweis auf Cic. *Rep.* I 56; seine Behauptung aber, daß Horaz hier bewußt diese Cicero-Stelle nachahme, geht doch zu weit. Strophe I und II hängen nach S. insofern zusammen, als eben Horaz dachte wie Arat '*qui magnis de rebus dicere exordiens a Iove incipiendum putat*' (Cicero a. a. O.); vielleicht ist Strophe II '*formula quaedam in peragendis sacris usitata, quae hoc loco virginum puerorumque animos ad serio audiendum adducat*'. Die Meinung Mommsens und anderer, daß unter dem Bilde Iupiters versteckt Augustus bezeichnet werde, wird abgelehnt. Das Wort *necessitas* in Str. IV hat man zu sehr betont. Aus der Strophe spricht nicht die *theologia physica,* wie Karsten gemeint hat, den dieser Widerspruch mit der *theologia civilis,* die das Gedicht sonst überall atme, zur Erklärung bestimmte, Str. II hänge keineswegs mit den folgenden Strophen zusammen. Vielmehr meint der Dichter mit der *necessitas* bloß die allen Menschen gemeinsame Notwendigkeit des Todes [1]), nicht aber das Fatum, dessen Macht auch Iupiter unterworfen sei. Denn die *necessitas moriendi,* von der Horaz spricht, trifft auf Iupiter gar nicht zu. Mommsens Erklärung: „Den Glauben an das unabänderliche Schicksal stellt der Dichter voran. Über die Menschen herrscht der König, über die Könige Iupiter ..., aber über alles und über alle gebietet die Notwendigkeit" lehnt S. ab; gegen sie spreche auch, daß die nach M. zusammengehörigen Gedanken der Strophen II und IV durch einige einem ganz anderen Gedankenkreis entnommene Verse (9—13)

---

[1]) Slijpens Verweis auf Hor. *Carm.* I 35, 17 paßt nicht; er hätte zitieren müssen *Carm.* I 3, 32 *semotique prius tarda necessitas leti.*

zerrissen würden. Das Gedicht ist ein Preislied auf die *continentia*. Zum Schluß will der Dichter durch sein eigenes Beispiel auf die Jugend wirken; '*verba docent, facta trahunt*', habe er wohl gedacht [1]). Über die Dissonanz zwischen dem rauschenden Eingang und dem schlichten Abschluß urteilt der Verf. m. E. richtig: '*Simul atque (Horatius) carminis argumentum artis finibus circumscriptum habet, simul atque seipsum vinculis constrinxit, praestare nequit quae sunt praestanda*'.

Über die zweite Ode urteilt S. so: Die Einheit des Gedichtes kann nur gewahrt werden, wenn wir annehmen, der Dichter habe schon von Anfang an die *virtus* im weitesten Sinne vor Augen gehabt. Schon in der ersten Strophe, die unverkennbar an den Schluß des ersten Gedichtes anknüpft, deutet der Dichter durch Beispiele an, '*quid boni, quid laude digni iam laudare cupiat*'. Hier darf man nicht jede Einzelheit so betonen, als handle der Dichter hauptsächlich darüber. Mommsens Deutung ist unwahrscheinlich, weil sie dem Dichter zumutet, in vier Versen '*summarium quoddam totius paene* (*pene* schreibt der Verf. hier und sonst konsequent) *eorum temporum historiae ... recondidisse*'; auch ergibt sie einen sehr sonderbaren Gedankenzusammenhang. Die Einheit des Gedichtes wird negativ so bewiesen: Sowie man nicht zugibt, das Gedicht behandle denselben Vorwurf, nämlich die '*virtus*', ergibt sich die Möglichkeit der verschiedenartigsten Teilung desselben, die auch tatsächlich schon versucht worden ist; und doch vermag keiner dieser Teile für sich zu bestehen; man könnte sie bloß als Fragmente längerer Gedichte betrachten. Horaz ahmt *Carm.* IV 6 diesen berühmten '*locus de virtute*' unseres Gedichtes nach, dort finden sich nun dieselben Gedanken einträchtig wieder beisammen, die uns hier begegnen. Die Wiederholung war beabsichtigt, um den ihm befreundeten Lollius ganz besonders zu ehren. In Str. V und VI darf die *virtus* nicht mit Mommsen und anderen als die *virtus bellica* des sich um Politik nicht bekümmernden Soldaten [2]), noch viel weniger als die des Kaisers (Domaszewski), verstanden, sondern muß mit Corssen als die *ἀρετή* schlechthin, und zwar die der Stoiker, gefaßt werden; diesem Gelehrten, der in der oben angeführten Abhandlung mit einleuchtenden Gründen Mommsens Ansicht bekämpft hatte, schließt sich S. in dieser Auffassung m. E. mit Recht an. Nur darf man nicht, meint er, mit Corssen und anderen glauben, der Dichter preise in Str. V

---

[1]) Daß dieser Gedanke aber aus Corssens, von S. benütztem schönen Aufsatze 'Zur Erklärung der Römeroden des Horaz' (Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum XIX 1907, S. 590 u.) stammt — wenn er dort auch nicht mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Stelle geäußert ist —, das verschweigt leider der Verf.

[2]) Das ist ja schon von vielen vor S. mit Recht angefochten worden. Daß S. hier Rosenbergs sehr beachtenswerte Einwände (Progr. Hirschberg i. Schl. 1907) S. 11 ff. ignoriert, bleibt auffällig.

den Cato, wenn ihm dieser auch vielleicht vor Augen geschwebt hat: '*aliud enim est honorare aliquem laudando eius virtutes, aliud laudare virtutem nominando vel commemorando aliquem, qui ipsa virtute excelluit*' (S. 52). Die schwierigen Strophen VII und VIII können nie und nimmer auf die „Amtsverschwiegenheit der kaiserlichen Verwaltungsbeamten", wie Mommsen geglaubt hat, gehen. Wenn das des Dichters Absicht gewesen wäre, so hätte er sein Lob in mehr als pythisches Dunkel gehüllt; auch stimmt diese Annahme gar nicht zu den historischen Berichten über die Haltung des Kaisers in den ersten Jahren seiner Regierung, d. i. die Zeit der Entstehung unseres Gedichtes (so mit Karsten). Ihr widerspricht auch die Tatsache, daß der Dichter *virginibus puerisque* singen will, ferner die Feierlichkeit der Verse voll Mythologie und Religiosität und die Anwendung so scharfer Ausdrücke wie *incesti, scelestus.* Treffend wird ferner Corssens Interpretation (*silentium* im passiven Sinne = „Ruhmlosigkeit") widerlegt: der Dichter stelle doch dem „Schweigen" klar und deutlich das „Ausplaudern" entgegen; „Ruhmlosigkeit" schließe aber in keiner Weise ein '*vitium vulgandi quaeque quibuscumque*' aus, und selbst wenn dieser Gegensatz nicht vorhanden wäre, würde das ganze Gedicht durch eine solche Erklärung abgeschmackt, weil der Dichter, der anfangs in so lebhaften Farben den Ruhm der *virtus* und ihren Lohn besungen, zum Schlusse nun ein Loblied auf etwas Grundverschiedenes anstimme. S. erklärt vielmehr mit Rosenberg und Löschhorn: Die Schlußstrophen feiern die *pietas erga deos,* die ja mit der römischen *virtus* eng verknüpft ist; wie der Dichter in V. 7 der Jugend, auf die er durch sein Lied wirken wolle, das Bild der Gattin des kriegführenden Fürsten, die ängstlich von der Mauer nach dem gefährlichen römischen Gegner späht, gezeigt hat, so empfiehlt er hier, um die treue Verehrung der Götter zu bezeichnen, das Schweigen der eleusinischen Mysterien. Als Zweck dieses Schweigegebotes betrachtet S. die Verhütung der Verspottung der heiligen Zeremonien durch gottlose Menschen. Der Dichter setzt also, folgert S., das Schweigen, welches von frommen Verehrern der Götter so hoch geschätzt wurde, metaphorisch für die Götterverehrung selbst. Somit ergibt sich für den Verf. folgender Inhalt des Gedichtes: '*Laudatur coram virginibus puerisque Romanis Virtus Romana, cuius quasi partes praecipuae singulae cantantur a poeta. Hae partes sunt tres: continentia, fortitudo, deorumque cultus fidelis*'.

Über die dritte Ode ist S. zu folgender Ansicht gelangt: Gegen Mommsens Erklärung, die ersten zwei Strophen bezögen sich auf Augustus, sprechen die zwei folgenden, die beweisen, daß der Dichter nicht bloß vom Kaiser spricht. Wohl spendet er im einzelnen Augustus ein Lob, aber er hat ihn nicht mit jedem Worte gleichsam zeichnen wollen. Mommsens Erklärung widerspricht auch der Vers: '*nec fulminantis magna manus Iovis*'; von

dem frommen, ja abergläubischen Augustus konnte Horaz nicht sagen, daß er auch Iupiters Blitzen trotzen würde. Über die Beziehung der Worte '*voltu instantis tyranni*' auf Antonius (so Mommsen) urteilt S. wie Rosenberg: Der Tyrann gehört mit zu den Schrecknissen des Altertums. Unpassend ist auch Mommsens Ausdeutung von V. 5, als hätte damit der Dichter auf des Octavianus Fahrt nach Actium angespielt. Aber ebenso wenig darf man in den ersten Strophen eine Schilderung des Regulus (so Seliger) oder des Cato (so Corssen) erblicken; Horaz mag wohl an die von Corssen angeführten Cicerostellen (*Off.* I 32 u. a.) gedacht haben, wo von Cato Ähnliches wie hier ausgesagt wird, aber deshalb wollte er damit doch nicht ausdrücklich gerade Cato verherrlichen. Der erste Teil des Gedichtes muß allgemein als Lob eines wahren Weisen, der Gerechtigkeit mit Beharrlichkeit verbindet, nach der stoischen Lehre verstanden werden. Diese liebt aber ihre Weisen als unerschrockene Männer zu zeichnen, die mitten in Gefahren, die ihnen von Menschen oder von der Natur drohen, unerschüttert bleiben. Diese Schilderung des Heldenideals beim Trümmersturz ist eben als Ideal aufzufassen und nicht auf bestimmte historische Persönlichkeiten, sei es nun Augustus oder Cato oder sonst wer zu beziehen. Auch in diesem Gedichte spricht Horaz zur Jugend, will mahnen und lehren; darum stellt er ihr dieses Ideal so lebhaft vor Augen. — Der zweite Teil ist eine '*fabula, quae simul Romanorum originem urbisque Romae celebrat gloriam*'. Daß die einzelnen Teile der langen Rede eine versteckte Bedeutung haben, ist durchaus unwahrscheinlich. Das ist auch sonst nicht die Gewohnheit des Horaz. Diesbezüglich stellt S. folgenden, m. E. richtigen Grundsatz auf (S. 90): '*In narratiunculis enim ab vulgari nominum significatione non recendendum esse puto nisi vel ipse poeta praedixerit se loqui translate, vel si id ipsum sua sponte ex versibus appareat*'. Die erste Bedingung ist hier keineswegs erfüllt; was die zweite betrifft, so verlangt S., wenn die Beziehung nicht sonnenklar hervortrete, von dem, der eine solche Beziehung erkannt zu haben glaube, Beweise für seine Ansicht. Solche Beweise hat Mommsen für seine Behauptung, der Dichter behandle in dieser Rede der Iuno die aktuelle Frage der Verlegung der Residenz von Rom nach Troja (bezw. Byzanz), Paris sei Antonius, Helena Kleopatra, nicht beigebracht. Die Zeitgenossen des Dichters konnten wohl dessen Worte vom *famosus hospes* und der *mulier peregrina* beim Lesen des Gedichtes in Gedanken mit den jüngsten Ereignissen verbinden und auch Horaz wird es getan haben; das läßt sich ohneweiters zugestehen. Aber deshalb darf man noch nicht als sicher annehmen, daß sich die ganze Rede der Göttin auf dieser Grundlage aufbaue. Daß damals die Frage der Verlegung der Residenz von Rom nach dem Osten aktuell gewesen sei, bestreitet S. entschiedenst. Hiefür bringt er zunächst — merkwürdiger Weise bloß in einer Anmerkung —

alle Gegengründe Corssens vor, die er zu billigen scheint, wenn er es auch an dieser Stelle (S. 88, Anm. 3) nicht ausdrücklich sagt [1]). Er nimmt wenigstens als sicher an, daß Augustus selbst einen solchen Plan nicht aufs Tapet gebracht haben könne. Dann erwägt er, wer denn sonst an einer solchen Verlegung Interesse gehabt haben könne, und findet, dies könnten höchstens '*aliqui rerum novarum stolide appetentes*' gewesen sein. Hier weist er nun auf die große Schwierigkeit hin, die die Verwirklichung eines solchen Gedankens für den neuen Kaiser gehabt hätte, ferner darauf, daß dessen Handlungen sofort nach seiner Rückkehr aus dem Orient (Herstellung zahlreicher Tempel in Rom, Ausschmückung der Stadt) solche törichte Hoffnungen in keiner Weise unterstützten. Horaz aber sei nicht der Mann gewesen, wegen ein paar Dummköpfen (vorausgesetzt, daß es solche gab) dieses Gedicht zu schreiben. Falsch sei an Mommsens Interpretation vor allem, daß er sage, das Gedicht führe uns in den Götterrat ein und zeige, in welcher Weise Rom die fast verscherzte Gunst der Olympischen wiedergewonnen habe und unter welchen Voraussetzungen sie ihm bleiben werde. Denn dort wird dies bloß von Troja behauptet. Mommsen identifiziert einfach Rom mit Troja. Somit ist das Wort „wiedergewonnen", sagt S., falsch gebraucht. Sehr gut wird dann hervorgehoben, welch wesentlicher Unterschied doch zwischen der von Mommsen zum Vergleich herangezogenen Rede des Camillus bei Livius (V 53) und seiner Auffassung der Horazischen Ode bestehe. Die Rede der Juno im Götterrate verlegt er mit Niemeyer auf den Zeitpunkt, wo Romulus in den Himmel aufgenommen werden soll, also nach Roms Gründung und will die vielbesprochenen Worte vom Wiederaufbau Trojas mit diesem Gelehrten so verstehen: war einmal Rom gegründet, so konnte der Dichter die Göttin nur mehr den Wiederaufbau des alten Troja in Asien verbieten lassen. „Juno bleibt auf diese Weise" (d. h. durch das Verbot) — so hatte sich Niemeyer geäußert — „ihrem mythischen Charakter völlig treu, sie haßt Troja mit unversöhnlichem Haß, weil sie durch das Urteil des Paris tödlich beleidigt ist". S. schließt mit den Worten: „*Relinquenda autem est opinio illa ab interpretibus sensim sine sensu inducta, quasi in oda hac recondita esset magna pars eorum, quae nobis fortuito, — ut ita dicam — historia quoque sunt tradita*" (S. 106).

Um hier mein Urteil über diese vielleicht wichtigste Partie des Buches klar zum Ausdruck zu bringen, so scheint es mir, daß der Verf. mit seiner Abkehr von allen Versuchen, aus dem Ge-

---

[1]) Tatsächlich hat Corssen so entscheidende Gründe gegen Mommsens Annahme vorgebracht, daß, was S. noch selber beibringt, entweder bloß dessen Gedanken leise variiert oder doch nur von sekundärer Bedeutung ist. Um so auffallender ist es, daß S. Corssens abweichenden Erklärungsversuch — der für mich freilich auch keine Überzeugungskraft hat — gar keiner Besprechung würdigt; das hat er aber jedenfalls nicht verdient.

dichte Beziehungen auf Zeitereignisse mit Gewalt herauszupressen, den richtigen Weg wandelt; doch vermißt man eine klare Stellungnahme zu der Mommsenschen Ansicht, daß gegen Antonius eine Rede im Umlauf war, er beabsichtige die Hauptstadt nach Troja zu verlegen.

Sehr kurz wird die vierte Ode behandelt, da hier so ziemlich Übereinstimmung unter den Gelehrten herrscht. S. bekämpft mit Recht die Ansicht derer, die in dem ganzen Gedicht eine Verherrlichung des Augustus erblicken wollen; hier will der Dichter vielmehr den Wert der Musenverehrung lehren und beruft sich hiefür auf das Beispiel des Kaisers, um jedes Lächeln über seine Worte hintanzuhalten.

Um so ausführlicher bespricht er die fünfte Ode. Während Mommsen gemeint hatte, sie sei eine Verteidigung des Augustus wegen seiner äußeren Politik, dem Dichter handle es sich darum, das Aufgeben des von der öffentlichen Meinung erwarteten Rachekrieges gegen die Parther zu rechtfertigen, gelangt S. durch eine sorgfältige Exegese des Gedichtes und eine mitunter scharfe Kritik an seinen Vorgängern zu folgendem Ergebnis: Zweck des Gedichtes ist, die Jugend zu lehren, der Ruhm des Römernamens sei selbst über das Leben zu stellen: '*aut vincere aut mori*'. Da zur Zeit der Abfassung des Gedichtes aber noch die Schmach der Niederlage bei Karrhae auf dem Römernamen lastete, nahm der Dichter zum Proömium die Versicherung, Octavianus Augustus werde zweifelsohne die Herrschaft über die Welt erringen und vor allem jene Feinde unterwerfen, die Schmach über Rom gebracht. Man beachte, daß der Dichter so nicht um des Kaisers, sondern um seines Zweckes willen spricht. Zweier Beispiele bedient er sich, um seiner Lehre Nachdruck zu verleihen: des schmachvollen Verhaltens der bei Karrhae gefangen genommenen römischen Krieger und der ruhmvollen Haltung des Regulus. Politische Tendenzen aber liegen dem Gedichte fern. Die zwei Beispiele werden zwar einander entgegengestellt, dienen aber demselben Zweck des Dichters; hiefür läßt sich Cic. *Off.* III 32, 114 ff. verwerten, wo der Schriftsteller das Regulusbeispiel gleichfalls von beiden Seiten beleuchtet. Gegen Mommsens Deutung werden die gewichtigen Einwendungen ins Treffen geführt, die schon Karsten (Mnemosyne XXVI) vorgebracht hatte, dann noch folgende: In den ersten Strophen wird nirgends auf Wünsche Bezug genommen, die Gefangenen zu befreien; nicht die Schmach des Vaterlandes, nicht der Gefangenen beklagenswertes Los, sondern ausschließlich die Schande ihres Verbrechens wird in den lebhaftesten Farben vor Augen gestellt. Getadelt wird also nicht die Haltung Roms gegenüber seinen Soldaten, sondern die Haltung der Soldaten gegen Rom.

Auch die Ausführungen über die sechste Ode richten sich gegen Mommsen: Das Gedicht ist keine „poetische Verklärung der Sittenreform, zu welcher Augustus damals die ersten Schritte unter-

nommen hatte". Bei dieser Auffassung ließe man den Dichter mit den Versen 46—48 die gänzliche Unwirksamkeit und Erfolglosigkeit der Sittenreform voraussagen (so mit Niemeyer). Besonders spricht aber dagegen der vorausgehende Vers: „*Damnosa quid non imminuit dies?*" Das hieße nicht die neue Reform loben, sondern an ihrer Wirksamkeit verzweifeln. Auch konnte der Dichter in ein Loblied auf Augustus nicht eine Szene einfügen, die der von Antonius dem Augustus zum Vorwurf gemachten (Suet. *Aug.* 69) aufs Haar glich (so mit Niemeyer). Ferner gehen die Vorwürfe des Dichters weiter als die *lex de maritandis ordinibus*; nicht den Rückgang der Geburten beklagt der Dichter, sondern die Haltlosigkeit der Jugend in moralischer Hinsicht, nicht die geringe Anzahl von Eheschließungen, sondern die Ehebrüche. Dio Cassius aber lehrt (LIV 16), daß Augustus selbst deutlich einen Unterschied zwischen seinem Gesetz und solchen Vorschriften der Keuschheit und Zucht, wie wir sie hier bei Horaz lesen, machte. Das Gedicht wendet sich an die Jugend, die von den Lastern der Zeit noch nicht befleckt ist — das wird gegen Rosenberg verfochten —; zu jener Zeit heirateten die Mädchen schon sehr jung, noch als halbe Kinder. Der Eltern schlimmes Beispiel machte eine solche Lehre in diesem Alter geradezu zur Pflicht. Als einziges Mittel gegen diese immer mehr und mehr um sich greifende Sittenlosigkeit predigt der Dichter die Rückkehr zur Religion; sie werde der alten Römer Manneskraft wiederbringen. Was aber die behauptete Rücksichtnahme auf Augustus betrifft, so urteilt darüber S. so: „*Sicut in reliquis odis exposui, neque hic negare voluerim Horatium Augusti memorem fuisse; eumque de industria in prima stropha, metaphorico usum genere dicendi, templorum tantum fecisse mentionem, dum pietatem universam significaret*".

In seinem Schlußkapitel faßt S. seine Ansicht über die sechs Gedichte kurz zusammen; auch er hält sie wie Mommsen für einen Zyklus, aber nicht, wie dieser meinte, bestimmt dazu, „den neuen Namen Augustus zu feiern und die an diesen sich anknüpfenden Gedanken zusammenzufassen". Die Einheit findet er vielmehr in des Dichter Absicht, die römische Jugend Römertugenden zu lehren, teils durch deren Verherrlichung, teils durch Tadel der entgegengegengesetzten Laster. Den Kaiser habe Horaz nur sparsam darin gefeiert. Nichts hindere, die Entstehung aller sechs Gedichte in dasselbe Jahr, nämlich 27 v. Chr zu verlegen. Von den ältesten Zeiten seien sie zusammen gelesen und erklärt worden; schon der Dichter habe sie vereint und nichts an ihnen geändert.

In der Auffassung der Römeroden als einer διδασκαλία ἠθική des Dichters an die Jugend seiner Nation stimme ich mit S. überein [1]), desgleichen, wie ich schon oben bemerkte, in der

---

[1]) Dieselbe Ansicht trägt jetzt Norden in der Einleitung in die Altertumswissenschaft I², S. 371 vor.

Abkehr von den Erklärungsversuchen jener, die hier überall, wie einmal Jurenka gesagt hat, „Politik wittern". Es bleibt aber doch eines noch zu erwägen — und gerade das vermisse ich in S.s Arbeit —, ob nicht die ganze Tendenz dieser Gedichte auffallend des Kaisers Intentionen entgegenkam, so daß sie in den Kreisen des Hofes jedenfalls einer freundlichen Aufnahme sicher sein konnten. Deshalb braucht man noch nicht in ihnen „höfische" Gedichte zu erblicken. Ferner vermisse ich eine klare Entscheidung in der Frage, ob die zwei ersten Strophen des ersten Gedichtes nur zu diesem oder zum ganzen Zyklus als Einleitung gehören; sie wird wohl S. 6 angeschnitten und S. 168 wieder aufgenommen, aber eine Entscheidung fehlt.

Wenn nach dem Gesagten die Abhandlung sicher ihre Verdienste hat, so darf doch anderseits auch nicht verschwiegen werden, daß sie durch ihre Anlage und die Breite der Darstellung auf den Leser ermüdend wirkt, ja durch ihre Latinität und die Unzahl von Druckfehlern an seine Geduld große Anforderungen stellt. Wohl bemüht sich ja der Verf., ein einfaches, an guten Mustern gebildetes Latein zu schreiben, aber es passieren ihm doch recht zahlreiche Entgleisungen. So befremdet die immer wiederkehrende Wendung '*laudatus scriptor*', '*laudati scriptores*' statt der einfachen Demonstrativpronomina, der Gebrauch von *alii* statt *ceteri, saltem* statt *quidem, demum* oder *tandem* statt *denique, quam* mit dem Superlativ statt des Positivs in Ausrufsätzen, falsches Genus (z. B. *os ille*), falsches Tempus (S. 9, Z. 1 v. u.), falsche Konstruktion (S. 103, Z. 7 v. u.), *postquam* statt *cum* bei folgendem literatorischen Präsens im Hauptsatz (S. 41, Z. 1 v. o.), vulgäre oder spätlateinische oder sonstwie ungewöhnliche Worte und Wendungen (*increpationes; quod ad formam; nullatenus; solummodo; magna auctoritate gaudent* statt *sunt; necesse est* im Sinne von „muß wohl" statt *putas*) und vieles dergleichen; manches ist ja ergötzlich, z. B. wenn man irgendwo liest, daß die Mythologie von den Alten *auctore Jurenka* als heilige Geschichte aufgefaßt wurde; aber daß der Verf. S. 157 mit Bezug auf Jurenkas im Wortlaute angeführte Äußerung: „Zum Satiriker gehört ein lachender Mund" schreibt: *Nonne: „os ille* (so!) *ridens" ut nos loquimur „capillis huc attractum est?"* ist doch des Guten zuviel und reizt uns fast, darauf im gleichen Stile zu antworten: *At nobis, cum hoc legimus, „capilli", ut nos loquimur, „ad montem stant"*. Von den Druckfehlern mag ich gar nicht sprechen: *nauseam faciunt.*

Wien. Karl Prinz.

Poetae Latini minores. Post Aemilium Baehrens iterum recensuit Fridericus Vollmer. Vol. II, Fasc. 3: Homerus Latinus. Leipzig 1913, Teubner.

Die Überraschung dieser neuen Ausgabe ist das Titelblatt. Da steht: „*Homerus Latinus, id est: Baebii Italici Ilias Latina*. Also Vollmer kennt den so lange vergebens gesuchten Autor der lateinischen Iliade. Und er kennt ihn genau, zweifellos, denn gleich im Anfang des Vorwortes sagt er mit einem bedauernden Seitenblick auf seinen Vorgänger: „*Nomen poetae plenum Baehrens nondum noverat*“. Nun, Vollmer hat in der Frage nach dem Autor der *Ilias Latina* seine Meinung mehr als einmal geändert, so daß in dieser Frage wohl etwas Vorsicht am Platze ist. In den Sitzungsberichten der königl. bayrischen Akad. d. Wiss., phil.-histor. Kl., 1909, 9. Abhandlung, S. 12—14, war ihm *Italicus scripsit* „einfach sicher“ und er hatte „die Frage, ob nun nicht doch die *Ilias Latina* vom Dichter der *Punica* verfaßt sei“ (trotz Martial VII 63, 9 ff.?) von der „Herstellung eines echteren Textes, als ihn L. Müller und Baehrens gegeben“, abhängig gemacht. Diesen Text legt er nun selbst vor und jetzt ist von Silius keine Rede mehr, sondern Vollmer greift auf die schon 1890 (Wiener Studien XII 317) publizierte Entdeckung Heinrich Schenkls zurück, daß der Schreiber des Vindobonensis 3509 (aus dem XV. Jahrhundert) den Autor *Bebius Italicus* nennt. Schenkl und Jeep (Bursians Jahresber. LXXXIV 134) hatten daraus einfach geschlossen, daß diesem Schreiber mindestens das erste Akrostichon bekannt gewesen sei; den Namen Bebius hielt der erstere für frei erfunden, der letztere für eine Korruptel aus Silius, auf den der Schreiber wegen des Akrostichons Italicus geraten hätte. Vollmer aber meint: Wenn der Schreiber, ohne das Akrostichon zu kennen, das richtige Cognomen Italicus angeben konnte, so stammt auch der Gentilname Bebius aus einer alten, jetzt verlorenen Handschrift und verdient darum Vertrauen. Die naheliegende Annahme aber, daß der Schreiber (oder seine Vorlage) den Namen *Italicus* eben aus dem Akrostichon geschöpft habe — warum sollte es nicht mindestens der Vorlage bekannt gewesen sein? —, widerlegt Vollmer in seiner Ausgabe gar nicht und seine ebenfalls über die *Ilias Latina* handelnde Darlegung in den bayrischen Akademieschriften (phil.-hist. Kl., 1913, 3. Abhandl.) ist mir noch nicht zugänglich. Bis auf Weiteres wird man also den sonst unbekannten *Baebius Italicus* wohl mit einem Fragezeichen [1]) versehen müssen.

Die Einteilung des Werkes in Bücher hält Vollmer für die Arbeit eines Schulmeisters aus dem Ende der römischen Kaiser-

---

1) Vgl. jetzt H. Schenkls Zustimmung zu Vollmers Annahme und seinen Hinweis auf die inschriftlichen Belege für die Existenz der Familie (Rhein. Mus. LXIX 575 f.). Meine Anzeige ist schon im Herbst 1913 geschrieben.

zeit, der ein Schulbuch herstellen wollte; er erachtet also ebenso wie ich (Wiener Studien XXIX 280) das Gedicht als ursprünglich nicht zu Schulzwecken bestimmt. Statt der Büchereinteilung notiert er am Rande die Parallelstellen aus Homer und bezeichnet ausdrücklich die Verse, denen keine Entsprechung in der griechischen Ilias gegenübersteht. Sein Text ist natürlich viel konservativer als der von Baehrens, der sich nicht nur in seinen zahlreichen Konjekturen häufig weit von der Überlieferung entfernt, sondern vielfach auch ohne Not, wie es scheint, aus Lust am Konjizieren geändert hatte. Vollmer setzt nur ganz leichte Veränderungen unmittelbar in den Text ein, wo er stärker von der häufig ganz sinnlosen Überlieferung abweichen zu müssen meint, gibt er im Text die verderbte Lesart der Handschriften mit einem † und erst unter dem Strich, häufig mit einem vorsichtigen Fragezeichen seine Konjektur. Um sich aber möglichst eng an den überlieferten Wortlaut halten zu können, nimmt er gern, wenn dieser gar keinen Sinn geben will, zur Annahme von Lücken seine Zuflucht, so nach 153, 192, 293, 385, 518, 696, 827, 869, 941, 1008, 1037, er zerlegt einen Vers (860) in zwei Teile, zwischen denen er eine Lücke ansetzt, oder er hilft sich mit Versumstellungen, in einem verzweifelten Falle endlich (862 ff.) müssen Umstellungen und Annahme einer Lücke herhalten. Viele dieser Ansätze sind nicht gerade überzeugend, aber bei dem argen Zustand des Textes hat man häufig nur die Wahl zwischen kühnen Konjekturen, wie sie Baehrens beliebte, oder den Auskunftsmitteln Vollmers, die dem Leser wenigstens ein getreues Bild der Überlieferung bieten. Die Rückkehr von Baehrens zu den Handschriften war in diesem Falle die Vorbedingung jedes weiteren Fortschritts. Da der sorgfältige kritische Apparat auch auf breiterer Basis ruht als bei Baehrens, so ist die neue Ausgabe wärmstens zu begrüßen. Auf einzelne Konjekturen, über die man vielfach verschiedener Meinung sein kann, einzugehen, dazu scheint hier nicht der Ort.

Triest. Alfred Nathansky.

Die Visio Philiberti des Heinrich von Neustadt von Dr. Maria Geiger (Sprache und Dichtung, herausgegeben von H. Maync und S. Singer, Heft 10). Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1912. 116 SS. Preis 5 Mk.

In der Gothaer Handschrift von 'Gottes Zukunft' des Heinrich von der Neuenstadt bricht das Gedicht mit V. 6167 ab; 1962 Verse fehlen. Den Grund für diesen vorzeitigen Abschluß verrät uns die Heidelberger Handschrift, in der nach V. 6167 eine Übertragung der *Visio Philiberti* einsetzt. Die gleiche Einschaltung wies offenbar die Vorlage des Gothaer Schreibers auf und er glaubte sich vor dem Beginn eines ganz neuen Gedichtes.

Der Münchener Handschrift fehlt die *Visio*. Diese Art der Überlieferung wirft zwei Fragen auf: Ist die *Visio* ein Teil von 'Gottes Zukunft' oder ist sie ein selbständiges Werk? Gehört sie in diesem Falle überhaupt dem gleichen Verfasser zu? Die erste Frage wurde von Strobl, dem ersten Herausgeber Heinrichs, bejaht, von Khull und Singer verneint; die zweite von Khull negativ, von Singer positiv beantwortet. Daß die *Visio* kein organisches Element von 'Gottes Zukunft' ist, liegt auf der Hand, doch ist damit noch nicht erwiesen, daß die Verquickung der beiden Gedichte erst durch Heinrich erfolgte; sie kann schon seiner lateinischen Vorlage zur Last fallen. Zu dieser Ansicht neigt die Verfasserin der vorliegenden Schrift, indem sie auf Reimpredigten hinweist, in denen ein Gespräch zwischen Seele und Leib an ähnlicher Stelle erscheint wie hier. Dem gegenüber bleibt die Möglichkeit bestehen, daß erst ein Abschreiber die Interpolation vorgenommen habe (anknüpfend an V. 6167 *und daz die doden uf stan*), wie ja auch die Münchener Überlieferung durch Einschübe aus Philipps Marienleben geschwellt worden ist. Diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit durch die Eingangsverse der *Visio (Wer gute bûcher diehten wil)*, die nur vor einer selbständigen Dichtung Sinn haben. Die Interpolation einer lateinischen Vorlage kann schwerlich so begonnen haben und Heinrich selbst als Kompilator hätte wohl seine Zutat wieder getilgt.

In der Verfasserfrage der *Visio* hat zuerst Khull in seiner Ausgabe des Gedichtes (im 17. Jahresbericht des Grazer II. Staats-Gymnasiums) Stellung genommen. Er weist hin auf die sklavische Übersetzung, die hier vorliege, während Heinrich seine lateinischen Quellen sonst freier behandle; er macht Abweichungen in mundartlichen Reimen und im Wortschatz und schließlich auch metrische Eigentümlichkeiten geltend. An Khulls Ausführungen knüpft die Untersuchung M. Geigers an. Sie ermittelt als Vorlage der *Visio* einen Text, der dem von Wright und dem in der *Bibl. Casinensis* abgedruckten am nächsten kommt, und bespricht dann eingehend die Schwächen und Vorzüge der Übersetzung, die sie weit günstiger beurteilt als Khull. Heinrichs Autorschaft verficht sie zunächst durch den reichlich belegten Nachweis einheitlicher Ausdrucksweise im Apollonius, in 'Gottes Zukunft' und in der *Visio*. Aber auch die mundartlichen Reime wecken kein Bedenken, sobald man den geringen Umfang der *Visio* in Anschlag bringt und — was Khull nicht tun konnte — auch den Apollonius zur Vergleichung heranzieht. Die erschöpfende Darstellung der Formenlehre deckt schließlich auch auf diesem Gebiete die völlige Übereinstimmung der drei Gedichte auf, die insgesamt neben den bayrisch-österr. Formen und Reimbindungen nicht selten literarisches Fremdgut verwerten.

Es mögen hier ein paar Vorschläge zum Text der *Visio* folgen, der von Singer in seiner sorgfältigen Ausgabe — man kann diesen Handschriftenabdruck wohl so nennen — der Werke Heinrichs von Neustadt (DTdM, VII. Band) veröffentlicht wurde.

V. 11 *Als ez in eime traume*] l. *als ez ime traume*; vgl. Apoll. 17220 Var. A. — 37. *uf dem blozen bret*] l. *ûf dem brete breit : treit?* — 140. *festen*] l. *setzen* 'Rebenäcker'? — 190. *Ez ist dicke geschehen Daz ich von gûden werken han Dicke und dicke verlan*] l. *Ditze unde ditze*, denn das 'saepe' ist schon V. 190 übersetzt (was auch gegen die von M. Geiger S. 11 mitgeteilte Konjektur Singers spricht: *Dich vil dicke vertan*). — 211. *Daz min fleisch zu misselat .. begangen hat*] l. *ie* (verlesen zu *ze*). — 237 f. l. *Die sele nit weren wolde, Daz sie im weren solde*. — 284. *Und in der sûnden pützen Hast du mich geheizzen gützen*. Das Verb. **gützen* 'mergere' ist Factitivum zu dem intrans. *giezen*; ähnlicher Reim bei Lexer I 1228: *in des heizen beches gutze : putze* (Karlmein. 469, 21). — 346. *rehter sinne ane vank*] l. *âne wank*. — 352. *Warumb were du so gar ein kint*] l. *so kint*. — 552. *Rûwe gesihst niemer iht*] l. *Riuwesetest iemer iht?*

Graz. Anton Wallner.

Paul Cauer, Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann 1914. VIII und 178 SS. 8°. Preis geb. 4 Mk.

Ref. kann sich bei der Anzeige der fünften Auflage des trefflichen und bewährten Buches um so kürzer fassen, als er es anläßlich des Erscheinens der vierten Auflage in dieser Zeitschrift (1909, S. 1000 f.) schon gewürdigt hat und das Buch im wesentlichen unverändert geblieben ist. Allerdings erscheint es gegenüber den 166 Seiten der letzten Auflage in seinem Umfange etwas vergrößert, was sich daraus erklärt, daß der Verf. dort bei der Aufnahme neuer Beispiele „frühere, minder wirksame“ ausgeschieden hatte, hier, einem von mehreren Seiten geäußerten Wunsche entsprechend, einzelnen wieder Raum gewährte und gleichzeitig auch diesmal einiges frische Material miteinstellte (Vorwort S. V). Daß er der Anregung von Carl Bardt (Berliner phil. Wochenschr. 1904, S. 632) zu folgen, zusammenhängende Übersetzungsproben beizugeben und den Exkurs über den Gebrauch des Lexikons fallen zu lassen, sich ebensowenig wie in der vierten Auflage entschließen konnte, wird man angesichts der im Vorwort dafür angeführten Gründe nur billigen können; tatsächlich wäre es schwer, sich bei solchen für den lebendigen Unterricht bestimmten Übersetzungen für eine endgültig festgelegte Form zu entscheiden, und daß eine Anleitung zu zweckmäßigem Präparieren, mag sie auch streng genommen in den Rahmen des Buches nicht hineingehören, praktischen Wert hat und anhangsweise gerne mitgenommen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Daß das Buch einem Bedürfnis entgegenkommt und mehr als Augenblickswert hat, beweist die Zahl seiner Auflagen. Daraus lernen kann jeder Lehrer oder er wird doch an der geschickten und geistreichen Art, mit der Verf. die schwierige Kunst des Übersetzens handhabt, seine Freude haben.

Wien. J. Mesk.

Dr. S. Singer, Aufsätze und Vorträge. Tübingen 1912, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der bekannte Berner Germanist bietet hier eine Sammlung älteren Arbeiten aus den Jahren 1898—1910 mit mehr oder weniger bedeutenden Änderungen; nur ein Aufsatz über die literarische Stelle in Gottfrieds „Tristan“ erscheint hier zum ersten Male im Druck. Die einleitende Arbeit „Deutsche Kinderspiele“ beschäftigt sich mit alten Dämonenvorstellungen, deren Rudimente unzweifelhaft da und dort in Kinderspielen erhalten sind, wenn auch die Gefahr, zuviel zu beweisen, recht nahe liegt. Am interessantesten erscheint mir die Hypothese, daß in dem bekannten Kinderspiel: „Gevatter, leih' mir die Scher'!“ der ursprüngliche Sinn der Frage sei: „Wo läuft der Schär (d. i. der Maulwurf)?“ Für das alte Motiv, daß die echte Braut in Märchen, Sage und Spiel an den Füßen erkannt wird, wäre natürlich auf Aschenbrödel hinzuweisen gewesen. — Zu den „Zwergsagen der Schweiz“ wird betont, daß einerseits Einwanderern niedrigerer Kultur begreiflicherweise die Schmiedekunst, die sie irgendwo vorfanden, dämonisch erscheinen mußte, andererseits die Bezeichnung der Zwerge als „Venedigermännlein“ und „Walen“ an die kleinere Statur der Südländer denken läßt, die vielfach in den Alpenländern den Bergbau gelehrt haben, daß endlich der Name „Heidenzwerge“ an Römer oder — Zigeuner erinnert. Freilich stellten sich die Indogermanen die Seelen ihrer in Erd- und Berghöhlen beigesetzten Vorfahren zwerggestaltig vor und konnten dann leicht, wenn sie den Metallreichtum dieser Berge erkannten, solche Zwerge für die Hüter der verborgenen Schätze halten. Mythen und Tatsachen seien also in gleicher Weise die Wurzeln der Zwergsagen, auf die schon eine Epistel des jüngeren Plinius (VIII 23) verweist. — In dem Aufsatz „Über die physiologischen Grundlagen der Shakespeareschen Psychologie“ sucht Singer gegen Loening darzutun, daß Shakespeares Anschauungen über diese Punkte nicht die gelehrten, sondern die volkstümlichen seiner Zeit waren, so daß er also kein einschlägiges gelehrtes Werk gelesen zu haben braucht, was allen denen a priori einleuchten wird, die nicht in überflüssiger Vergötterung der großen Dichter auch noch zu einem Polyhistor

machen wollen. — Das Kapitel über „Apollonius von Tyrus" ist aus zwei Rezensionen kombiniert, die mit einigen Nachträgen belastet sind, und behandelt die Wandlungen des Apollonius-Romans. — Sehr interessant sind die Sammlungen, welche „Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes", beleuchten sollen und zeigen, wie neben der Übersetzung eines fremden Wortes häufig auch noch die Art seiner Bildung nachgeahmt wird; freilich gibt Singer selbst zu, daß von seinen Aufstellungen vieles unsicher ist und bei manchen Ähnlichkeiten auch der Zufall im Spiel sein kann. — Die Abhandlung über „Die mittelhochdeutsche Schriftsprache" geht davon aus, daß jede schriftliche Fixierung eines Lautbildes schon eine Verallgemeinerung voraussetzt und von dem wirklich Gesprochenen abweicht, daß also weniger die Dichter als die Schreiber für die gegenseitige Annäherung der einzelnen Dialekte im Schriftbilde verantwortlich sind, daß allerdings aber die Dichter, denen es nicht gleichgiltig sein konnte, wie die Schreiber mit ihren Werken umsprangen, durch Bevorzugung neutraler Reime, d. h. solcher, die sich in den verschiedenen Dialekten gleich blieben, und Vermeidung ausgesprochen dialektischer Wendungen eine Art Schriftsprache — Dichtersprache nennt es Singer — schaffen halfen. — Der Aufsatz über den „Lanzelet" Ulrichs von Zazikhoven polemisiert vornehmlich gegen Förster und behauptet, erstens habe es vor Chrestien Artusepen gegeben, wenn wir sie auch nicht kennen, zweitens folge der mittelalterliche Dichter, wenn es ihm irgend möglich sei, mehreren Quellen, nicht einer. — Über Gottfried von Straßburg handeln zwei Artikel. Der erste, „Thomas' Tristan und Benoit de Sainte Maure" überschrieben, sucht zu erweisen, daß Thomas bei seiner Schilderung der Liebesempfindungen Riwalins und Blanscheflurs dem *Roman de Troie* gefolgt ist, der zweite, über „Die literarische Stelle" im „Tristan" handelnd, sucht nach Entlehnungen aus der Antike und erklärt sehr interessant den aus dem Nibelungenlied bekannten Namen *Rûmolt*: Vor dem idealisierenden Epos sei Rumolt nicht Oberküchenmeister, sondern wirklich Koch gewesen, wie sein Name beweise; denn *rûme* oder *râm* seien Rückstände auf dem Grunde des Kessels. Zum Beleg dafür hätte Singer auf die bekannte Stelle im jüngeren Hildebrandsliede verweisen können, in der vom *râm* alter Kessel die Rede ist. — Die Untersuchung über „Sprache und Werke des Niclaus Manuel" endlich weist als künstlerisches Ausdrucksmittel des Dichters die „gesprochene Kanzleisprache" nach, welche die Dramen von der Wende zwischen Mittelalter und Neuzeit kennzeichnen, polemisiert dann gegen Kaiser, der die „Totenfresser" und das Spiel „Von Papsts und Christi Gegensatz" als nicht von Manuel allein verfaßt bezeichnet, die Verfasserschaft von „Elsli Tragdenknaben" ihm ganz abgesprochen hatte; dagegen gibt der Verfasser Kaiser und Vetter darin

Recht, daß die „Klagred der armen Götzen" sicher nicht von Manuel sei. — Die letzte und umfangreichste Abhandlung des Bandes braucht man den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorzustellen. Es ist die in diesen Blättern 1909 erschienene Darstellung der Entwicklung Richard Heinzels, die leider im wesentlichen nur bis 1876 reicht, also noch nicht den Heinzel zeigt, den die Meisten von uns gekannt und verehrt haben. Hoffentlich soll diese Vorlage der schönen Studie nicht bedeuten, daß wir endgiltig auf ihren Abschluß verzichten müssen. Interessant ist ein Nachtrag, in dem eine Rezension Heinzels, des Preßfeindlichen, aus der „Wiener Abendpost" ausgegraben wird, die davor warnt, in der Volksschule und den unteren Klassen der Mittelschule die Berechtigung der Dialekte neben der Schriftsprache zuzugeben: „Die Gefahr liegt nahe, daß die Billigung, welche der Schüler unter Anleitung seines Lehrers einer historisch verständlich erklärten Sprachform — und das ist die dialektische — entgegenbringt, verallgemeinert und . . . . . mißbraucht werde".

Triest. Alfred Nathansky.

Molière, Le bourgeois gentilhomme. Erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. K. Kaphengst (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen).

Molière, Les femmes savantes. Comédie introduite et annotée par E. Gérard-Gailly (Neusprachliche Reformbibliothek).

Le Misanthrope, par Molière. Commentaire philologique et littéraire par A. Geist (Neusprachliche Klassiker mit fortlaufenden Präparationen). C. C. Buchner in Bamberg.

Mir liegen drei neuerschienene Schulausgaben Molièrescher Lustspiele vor. Weidmann in Berlin, Dyk in Leipzig und Buchner in Bamberg wetteifern miteinander in Gediegenheit und Gefälligkeit der Ausstattung. Die Herausgeber lassen es an Fleiß und Sorgfalt bei den Einleitungen und in den Anmerkungen erst recht nicht fehlen, so daß es die richtige Haarspalterei wäre, wollte ich jeder einzelnen Ausgabe eine eigene Besprechung widmen. Schulausgaben sind ja wohl auch nicht der Art, wo wir Schulmeister uns wissenschaftlich oder pädagogisch auszeichnen können, während anderseits diese Art der Arbeit die tröstliche Gewähr bietet, daß bei ehrlichem Fleiß, gesundem Verstand und der nötigen Schulerfahrung etwas Brauchbares dabei herauskommen muß. Es sei mir daher gestattet, die drei vorliegenden Ausgaben zum Ausgangspunkt einer allgemeineren Besprechung zu machen.

Was zunächst Sprache, Anordnung und Menge der erklärenden Zusätze des Herausgebers eines solchen Schulbuchs betrifft, so ist

das eine Frage, die einer alleinseligmachenden Lösung gar nicht zugeführt werden kann und auch nicht soll. — Zunächst die Sprache. Die Weidmannsche Ausgabe gibt, wie die ganze Sammlung, der sie angehört, grundsätzlich deutsche Anmerkungen, zieht aber auch an passender Stelle dabei die französische Synonymik heran. Die Neusprachliche Reformbibliothek lehnt wieder, ebenso grundsätzlich, jedes deutsche Wort ab, was ja auf den ersten Blick den modernen Lehrer besticht. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, der Schüler muß eben nicht selten daheim das Wörterbuch heranziehen, um die Anmerkungen völlig zu verstehen. Von diesen „Auswüchsen, welche die Reformbewegung gezeitigt hat", will sich laut Programm die neue Sammlung (Neusprachliche Klassiker) freihalten, indem sie „kein Bedenken trägt, hin und wieder ein deutsches Wort oder eine deutsche Wendung zu gebrauchen". Ihre Annotations sind tatsächlich in dieser Beziehung recht glücklich durchgeführt. Im Grunde aber wird ein tüchtiger Lehrer mit allen drei „Methoden" zum Ziele kommen und je nach Bedarf bald der einen, bald der anderen den Vorzug geben. Die deutschen Anmerkungen, die vielleicht als unmodern verschrien sind, haben z. B. den großen Vorteil, daß der Schüler zu einer sehr nützlichen schaffenden Arbeit angeregt wird. Was die betreffende Stelle sagen will, erfährt er bei der häuslichen Vorbereitung klar aus der deutschen Anmerkung, in der Schule aber läßt ihn der Lehrer seine Präparationsweisheit nur französisch auskramen. Dabei kann fort und fort die große Kunst geübt werden, die mir die Seele des zugleich praktisch und formal bildenden Sprachunterrichts der Schule zu sein scheint, ich meine die Kunst, mit einfachen Mitteln schwierige Dinge auszudrücken, seinen geringen Schatz an Wörtern und Wendungen, durch lebhaftes Vorstellen und glückliches Verknüpfen aufs denkbar beste auszunützen, kurz: sich in der Beschränkung als Meister zu zeigen. Freilich stellt dieser Betrieb an die sprachliche und logische Gewandtheit des Lehrers hohe Anforderungen, denn dieser muß dem mit der Sprache ringenden Schüler jederzeit beispringen können, ohne dessen Gedankengang einfach mit dem erlösenden „*Gallicisme*" über den Haufen zu werfen. Natürlich kann bei Übertreibung dieses Vorgangs Vernunft Unsinn werden. Vergewaltigt darf die französische Sprache dabei nicht werden. Jedenfalls ist das hier erstrebte Ziel erreichbar und jede damit verbrachte Stunde ist ein lebendiger Gewinn, während vieles andere, was wir im modernsprachlichen Unterricht fordern und anpreisen hören, noch lange und vielleicht immer ein frommer Wunsch bleiben wird. — Sind die Anmerkungen ganz französisch, dann wird der Schüler diesmal mehr aufnehmend tätig sein, die Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit der französischen Sprache dabei genießen und sein phraseologisches Rüstzeug ergänzen für kommende schwierigere Wortgefechte. — Die dritte, vermittelnde Form hat zweifellos dort den

größten Wert, wo gerade fortlaufendes Lesen (mit oder ohne Übersetzung) gepflegt werden soll.

Ganz ähnlich steht es mit den Einleitungen, Biographien des Schriftstellers u. s. f. — Sind sie deutsch gegeben, so wird sich beim französischen Abfragen Gelegenheit geben, die typische Terminologie der Lebensbeschreibung, sofern sie nicht schon geläufig ist, einzuüben, und zwar unter gesteigerter Aufmerksamkeit der Schüler, da alle jetzt die Notwendigkeit des einschlägigen Phrasenschatzes lebhaft empfinden. — Schreibt aber der deutsche Herausgeber mit uneingestandener Hilfe eines Franzosen eine französische Einleitung, so gibt's für den Schüler noch immer genug daran nachzuerzählen, zu kürzen, zu ergänzen oder zu erklären. Ich selbst allerdings empfinde bei der Lektüre des Herausgeberfranzösisch doch gewöhnlich eine Art von Mißbehagen. Man hört es meistens ganz gut heraus, wie der Verf. päpstlicher sein will als der Papst, ich meine reicher an Gallizismen und kunstvoller in den Wendungen als der Franzose selbst. Es ist hohe Schule, aber die Sprache scheint ein Zirkuspferd zu sein. Liest man darauf z. B. die Einleitung von Gérard-Gailly zu den *Femmes savantes*, da merkt man gleich an dem fein abgefederten Gang, an seiner kühnen Sicherheit, an seiner Zierlichkeit ohne Geziertheit, kurz an einer gewissen Frische und stolzen Selbstverständlichkeit, daß jetzt erst der richtige Mann im Sattel sitzt. Freilich, nachplappern kann derlei der Schüler nicht, das fühlt er sofort. Aber wenn er's fein säuberlich, mit Benützung einiger Anregungen daraus, in seinem gedanklich und syntaktisch einfacheren (aber sprachrichtigen) Französisch zweiten Grades wiedergibt, so war das wieder die oben besprochene Meisterübung, diesmal sogar in der besten Art, weil die Versuchung zu übersetzen statt „überzusetzen" ganz ausgeschaltet war.

Bei der Frage der Anordnung der Erklärungen kann ich mir nicht versagen, die etwas wichtigtuerische Art zu belächeln, mit der im Vorbericht der Neusprachlichen Klassiker mit fortlaufenden Präparationen die „Idee der fortlaufenden Präparationen" und ihre Vorteile besprochen werden. Wie sie selbst ja auch zugeben müssen, ist die Sache weder neu noch besonders eigenartig, wenn auch zweifellos sehr vernünftig. Daß ein Spezialwörterbuch zu einem Einzeltext, wie es manche Ausgaben noch durchführen, für die Schulvorbereitung keinen rechten Zweck hat, ist auch meine Meinung. Es ist nur ein Zeitstehler; denn der Schüler, dessen „aktiver Wortbestand" ja doch immer anders aussieht, als der Lehrer, bezw. Herausgeber glaubt, weiß nie recht, ob er etwas in den Anmerkungen, im Spezialwörterbuch oder vielleicht doch erst in seinem Schulwörterbuch finden wird. In dieser Beziehung also sind fortlaufende Präparationen zweifellos vorzuziehen, während anderseits bei kulturhistorischen Sacherklärungen eine zusammenfassende Einleitung (wie sie z. B. Kaphengst zum *Bourgeois gentil-*

homme sehr hübsch gibt) mindestens ebensoviel für sich hat wie die zersplitterten Anmerkungen; die wieder lassen dem Schüler die Freude, sich daraus selbst ein kleines Zeitbild aufzubauen.

Die Menge der Erklärungen, Einleitungen und Vorbemerkungen ist vollends nach dem Geschmack und Eifer des Herausgebers sehr wechselnd, ohne daß davon der Unterricht nennenswert beeinflußt wird. Nur mit der so häufig auftretenden „Analyse" und Besprechung der Charaktere kann ich mich gar nicht befreunden. Diese Beobachtungen sollte man doch ganz der Arbeit der Schüler unter Leitung des Lehrers überlassen. Kaphengst hält in dieser Hinsicht am meisten an sich und beleuchtet einiges Einschlägige bloß im Zusammenhang mit seiner zeitgeschichtlichen Einführung, A. Geist und Gérard-Gailly aber können sich's nicht versagen. Hätte sich Gérard-Gailly nicht mit den klugen Titeln begnügen können, die er für die einzelnen Akte der *Femmes savantes* vorschlägt? Die Schüler hätten auf einen Wink des Lehrers gewiß gerne darüber nachgedacht, was damit gemeint ist, und dabei eigene Arbeit geleistet; und das wollen wir ja doch in der „Arbeitsschule" — so lautet doch wohl das Schlagwort, mit dem die pädagogischen Lärmmacher und Streber das als ihre neue Idee an die große Glocke hängen, was wahrhaft tüchtige Lehrer in stiller Arbeit allenthalben und jederzeit üben und geübt haben.

Der zweite Gesichtspunkt meiner Betrachtung sei die Wahl des Stückes unter Molières Werken und die Molièrelektüre überhaupt. Diejenigen meiner Fachgenossen, die imstande sind, ohne Voreingenommenheit in die Stimmung ihrer Schüler hineinzuhorchen oder außerhalb der Lehrstunden einen ganz unbefangenen Meinungsaustausch mit ihren Schülern zu pflegen, dürften mit mir den großen Unterschied bemerkt haben, der zwischen der Wirkung eines Molière und eines modernen Lustspiels auf die Schüler besteht, und zwar auch bei ganz gleicher Behandlung. Der Hauptgrund, weshalb Molière vielfach unsere Schüler trotz vieler lustiger Stellen und Auftritte ziemlich kühl läßt, dürfte schon im Vers liegen. Ist der Alexandriner an sich schon ein umständlicher Geselle, so wird er dies erst recht durch die altväterische Wortstellung und Geschraubtheit, die bei Molière geradeso mit ihm verwachsen bleibt wie *mutatis mutandis* bei Corneille und Racine. Wie wenige von uns selbst besitzen die Belesenheit, durch die wir darüber hinauskommen und schließlich (z. B. durch den Leidensweg über die endlosen Monologe und Tiraden eines Garnier, eines Montchrestien u. s. f.) wirklich imstande sind, die Frische und (tatsächlich erkennbare) Naivität von Corneilles Cid aufrichtig zu genießen! Uns fällt das heute — seien wir ehrlich — schwer und den Schülern am schwersten. Natürlich soll der Schüler die Verse jener Zeit kennen und lesen, vielleicht sogar würdigen lernen, aber in „homöopathischen Dosen", in Proben aus Chrestomathien u. dgl.

Für die ganz zu lesenden Werke bleibt der alte Alexandriner (anders schon bei V. Hugo!) stets etwas Lähmendes, eine graue Brille, durch die der Schüler alles verblaßt und verdunkelt sieht, was ihm sonst vielleicht in heiterster Beleuchtung erschiene. Schon aus diesem Grunde ziehe ich den *Bourgeois gentilhomme* (wie auch z. B. die *Précieuses ridicules*) den *Femmes savantes* und gar dem *Misanthrope* vor. Aber auch stofflich ist er vorzuziehen. Der *Misanthrope* als seelisches Problem wird dem gesunden Schüler meist noch ganz fremd sein. Es ist auch kein Wunder, daß der Jüngling für das reifste Stück Molières noch nicht reif ist. Aber auch den *Femmes savantes* haftet, scheint mir, eine groteske Fremdartigkeit an. Überhaupt besteht auf der Altersstufe, in der (aus sprachlichen Gründen und anderen) mit der Molièrelektüre begonnen werden kann, die Gefahr, daß den Schülern die menschliche Tiefe des Molière noch nicht zu Herzen geht, während ihnen die vielen Plattheiten desselben Molière schon zu kindisch vorkommen.

Auch scheint mir ein Stück für den Schulunterricht um so wertvoller, je mehr es ein Bild des vollen Lebens gibt. Denn dadurch werden Lehrer und Schüler fortwährend angeregt, in ungezwungener Weise den Realiengehalt des Stücks auszuschöpfen, und so läßt sich in zahllosen Gesprächen über das Gelesene, ja schon bei bloßer Wiedergabe der ganze Hausschatz des Schülers an Wörtern und Redensarten auf die natürlichste Weise verwerten, auffrischen und ergänzen. Das nach Sachgruppen geordnete Hilfsbuch, das der neue Lehrplan vorschreibt, wird dabei mit Nutzen von Fall zu Fall herangezogen werden können. Von diesem Standpunkt aus scheint mir gleichfalls der *Bourgeois gentilhomme* geeigneter als manches andere Stück von Molière.

Ob aber gerade Molière und die Klassiker überhaupt den Französischunterricht der höheren Jahrgänge so besonders zu fördern berufen sind, ist eine recht heikle Frage. Wie viele Schüler sind denn nachher wirklich pflichtschuldigst von der Größe Molières und Corneilles durchdrungen? (Ich nenne mit Absicht, trotz des großen Gradunterschiedes für unseren Gesichtspunkt, die beiden in einem Atem!) Wie wäre es, wenn wir uns etwas seltener aufs hohe Roß setzten, da es uns ja doch meistens bald wieder abwirft. Lehren wir wirklich Französisch, um den Schülern die Blüten der französischen Literatur und Kultur zugänglich zu machen? In den Lehrplänen steht freilich der schöne Satz von der „Bekanntschaft mit einigen bedeutenden Werken aus der französischen Literatur der letzten drei Jahrhunderte und (dadurch) Einführung in das Kultur- und Geistesleben des französischen Volkes". Trotzdem bin ich so ketzerisch zu glauben, daß wir das auf diese Art ebensowenig tun wie unsere Mitstreiter, die klassischen Philologen, deren viele sich der verzeihlichen Selbsttäuschung hingeben, daß es ihnen gelungen ist, uns Schüler von der Bedeutung eines Cicero oder Virgil, eines Demosthenes oder selbst Plato zu überzeugen. Die

ehrliche, menschliche und geschichtliche Würdigung von im „erstorbenen" Sinne klassischen Erscheinungen kommt erst hübsch ein paar Jahre später — bei denen, die zufällig mit diesen Werken Fühlung behalten, bei der überwiegenden Mehrheit aber niemals. Man werfe mir nicht Mangel an Idealismus vor. Der Idealismus der Führenden, zu denen wir Lehrer gehören sollen, darf nicht der weltfremde Idealismus eines „Traumulus" sein, der auf Unkenntnis der Jugend und ihres Denkens aufgebaut ist. In dem Teil unseres Amtes, der der Förderung der sittlichen Kraft, der Erwerbung und Verarbeitung von Stoffkenntnissen oder der Schulung des Denkvermögens dient, wird die Rücksicht auf Neigung und Geschmack der Schüler oft schweigen müssen. *Ὁ μη δαρεις ανθρωπος* ...! — Wo es sich aber darum handelt, den so kostbaren Sinn für feinere Kulturgüter zu wecken, da müssen wir wohl dem natürlichen Geschmack der Schüler als Kinder ihrer Zeit so weit entgegenkommen, daß sie uns freudig von selbst dorthin folgen, wohin wir sie allmählich bringen wollen.

Das französische Volk (auch die Gebildeten) hat zu seiner Literatur aus der klassischen Blütezeit, Molière leider inbegriffen, nur mehr ein recht akademisches Verhältnis, während uns Deutschen Schiller und Goethe (die uns freilich auch zeitlich viel näher stehen) lebendig geblieben sind. Und unsere Siebzehn- oder Achtzehnjährigen sollen in der fremden Sprache und Kulturwelt bei der Lektüre von einem oder zwei Mustern die Kluft mit wirklichem Verständnis und Genuß überbrücken, die dem eigenen Volke schon zu groß geworden ist? Kaum. — Mit einem Cyrano de Bergerac, einer Princesse lointaine, selbst mit einem Ruy Blas werden wir sie trotz der kunstvollen Verse weit eher fesseln und für menschlich künstlerische Hochgedanken begeistern können, mit *Le monde où l'on s'ennuie*, *Le gendre de Monsieur Poirier* u. dgl. werden wir ihnen Proben einwandfreier französischer Lustigkeit und Satire geben.

Die Hauptsache bei der Wahl der Lektüre bleibt wohl der Grundsatz, daß der Stoff, an dem der Schüler seine Sprachschule durchmacht, mit der geistigen Reife des guten Durchschnitts der Schüler immer Schritt hält. Deshalb wird naturgemäß der Lehrer mitunter einen „Klassiker" im engeren Sinne neben vielen anderen Werken in die Reihe dieser Übungstexte treten lassen (z. B. sogar eine *tragédie classique*, um dem Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte, etwa dem Kapitel vom Kampfe Lessings gegen Gottsched und die Franzosen, mehr Anschaulichkeit zu geben), aber es soll nicht eine kanonische Klassikerlektüre gepflegt werden. Denn wenn unsere Schüler Französisch lernen, wenn sie zugleich beim Lesen und Erfassen vernünftiger Dinge durch das erschwerende Mittelglied der fremden Sprache ihren Geist nach allen Richtungen gewaltig betätigen müssen, wenn sie endlich dabei auch das eine oder das andere größere französische Dichterwerk aus den letzten hundert Jahren vollständig, aber auch mit wirklichem Genuß lesen,

— dann können wir ganz zufrieden sein, auch wenn sie etwa neben Dantes *Divina commedia* und Calderons *La Vida es sueño* kein einziges Werk von Molière im Urtext ganz gelesen haben.

Wien. Dr. Wilh. M. Feichtinger.

Wendland-Basel J., Die neue Diesseitsreligion (Religionsgeschichtliche Volksbücher, begründet von F. M. Schiele. V. Reihe, 13. Heft). Tübingen 1914. 47 SS. Kl.-8°. Preis 50 Pf.

Hätte W. sein Urteil über die neue Diesseitsreligion nur ein kleinwenig schärfer gefaßt, so wäre die sonst lesenswerte Abhandlung wenigstens in den religionsgeschichtlichen Büchern überflüssig gewesen. Er bleibt aber auf halbem Wege stehen, indem er bloß dem Zweifel Ausdruck gibt, ob man es hier überhaupt mit „Religion" zu tun habe (S. 18). Eine entschiedenere Stellungnahme könnte man um so mehr erwarten, als eigens betont wird, daß „Religionen sich nicht nach dem Zeitgeschmacke umwandeln und modernisieren lassen" (S. 46). „Eine Religion ohne Gott wird hier verkündigt" (S. 14). Das ist der Grundgedanke der neuen Diesseitsreligion! Man darf sich nicht täuschen lassen: Tritt an die Stelle Gottes „das Leben, das die Ewigkeit in sich trägt und daher ewige Wiederkehr verlangt" (S. 14), so ist ein doppelter Denkfehler begangen; einmal, daß die Begriffe „Gott" und „Leben" identifiziert werden, da das Leben nur die Art des Seins der Gottheit bedeuten kann, dann aber, was noch gemeinverständlicher ist, weil das „Leben" als etwas „Ewiges" gesetzt wird, während unzweifelhaft nachgewiesen ist, daß das Leben auf Erden einen Anfang nahm und, analog dem jetzigen Zustande des Mondes, ein Ende haben wird. Als Ausdruck des modernen Glaubensbekenntnisses wird verlangt, daß „der Mensch das Zeitliche als Ewiges erfasse" (S. 15). Auch hier werden zwei Begriffe als gleichwertig gesetzt, die in Wirklichkeit im kontradiktorischen Verhältnisse zueinander stehen, da Ewigkeit nicht eine unendliche Zeitreihe, sondern die strikte Unabhängigkeit von Zeit bedeutet. Der Gegensatz ist mithin größer als zwischen „Schwarz" und „Weiß", die bloß die Endglieder einer endlichen Reihe sind und sich daher wie konträre Begriffe verhalten. Wenn sich die Diesseitsreligion zur Behauptung verliert, „daß der Mensch die Welt selber sei und es keine Kraft in dieser Welt gebe, die der Mensch nicht selbst besäße" (S. 21), so könnte das nur als Beweis dafür dienen, daß die verkehrtesten und unsinnigsten Ideen bei jenen subjektiv Gültigkeit erlangen, die sich längere Zeit in sie verbohrt haben. Denn selbst die ganze Menschheit, wie sie war, ist und sein wird, ist nur ein verschwindend kleiner Teil der Welt, der den Welt-

kräften unterliegt, nicht sie aber in sich hat. Da sich das Leben, welches vergöttert wird, besonders stark im Geschlechtstriebe äußert, so ist es nur folgerichtig, daß die Diesseitsreligion hierin eine „besondere" Offenbarung Gottes mit unerschütterlichen und starken Forderungen erblickt, im Verhältnis zu denen jene des Gewissens variabel und schwach sind" (S. 25), wobei die höchste Stelle der Sittlichkeit die Pflichten des Menschen gegen sich selbst mit dem Satze: „Sei Du!" einnehmen (S. 27).

„Daß nur das Gute Realität hat" (S. 39), müßte erst bewiesen werden; ebenso daß „Krankheit, schwache Nerven und Furcht nichts wahrhaft Reales sind" (a. a. O.). Jedenfalls würde die medizinische Wissenschaft der Diesseitsreligion zu größtem Danke verpflichtet sein, wenn genauere Anweisungen gegeben würden, wie „alle Krankheiten" „durch immer erneuerte Anstrengungen des Denkens — wegdekretiert werden können" (a. a. O.). Würde diese Behauptung nicht zu ernst sein, müßte sie für einen mißlungenen Faschingsscherz erklärt werden.

Für uns wird es sich zunächst darum handeln, welche Stellung zu dieser Diesseitsreligion einzunehmen ist. Verstehen wir den Verfasser des Büchleins richtig, so ist er geneigt, diese optimistische Lebensstimmung als wertvolle Ergänzung zur christlichen Religion, die über eine gewisse Wehleidigkeit nicht hinauskommt und melancholische Gefühle der Angst und Verzweiflung als Durchgangsprozeß von jedem Erlösungsbedürftigen verlangt, gelten zu lassen (S. 36 ff.). Hingegen lehnt er sie mit Rücksicht auf die Lehre eines „persönlichen, ewigen Lebens" ab (S. 42 ff.). Die Erwartung auf ein solches muß nämlich jeder fallen lassen, der den Tod als ein Auslöschen und Untertauchen in den ewig währenden Energiestrom der Natur auffaßt.

Daß die allschaffende Natur im Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst komme, ist eine allen Pantheisten gemeinsame Lehre. Hegel drückt den Gedanken mit den Worten aus: „Der zum Bewußtsein seiner selbst gelangte Mensch erkennt sich wesensverwandt mit dem All der Dinge, er weiß, daß sein eigenes Wesen teilnimmt an den ewigen Gedanken, die Gott denkt. Ja Gott denkt in ihm" (S. 12). Unwillkürlich wird selbst der Naivste mit der Frage kommen müssen: „In welchen Menschen die Natur-Gottheit zum Bewußtsein ihrer selbst komme?" Ja, wenn das Denken nur immer ein logisches wäre! Wenn es nicht beeinflußt würde durch Stimmungen, Gefühle, Begierden und Leidenschaften! Das menschliche Denken ist also häufig fehlerhaft, immer beschränkt; es kann also nicht die endliche Funktion derselben Macht sein, die „unbewußt" die Wunder der Welt schuf. Dann müßte der zum Bewußtsein gekommene Geist sie auch restlos begreifen, was der Erfahrung widerspricht. Daß die Welt „als Jammertal und Stätte des Elends" anzusehen ist (S. 41), ist eine so tief wurzelnde Überzeugung der Menschheit aller Zeiten und Orte, daß man darüber durch die

optimistische Stimmung der Diesseitsreligion nicht hinweggetäuscht werden kann.

Der Verf. hat den Gegensatz zwischen Diesseitsreligion und Christentum zwar richtig herausgefühlt, ohne den einen oder den anderen Standpunkt abzulehnen. Durch eine Verquickung der Anschauungen ist keiner von beiden Richtungen gedient. Wer den Begriff einer göttlich geoffenbarten Religion festhält, wird sich nicht dazu verstehen, daß das, was „vom echten Leben der Zeit in starken Gefühlen sich ausspricht, von einer großen und lebendigen Religion in sich aufgenommen und verarbeitet werden könne, ohne ihr eigenes Wesen zu ändern" (S. 46). Eben Luther schmeichelte sich, die christliche Religion von allen Zutaten und Entlehnungen auf den reinen „evangelischen" Standpunkt zurückgeführt zu haben. So paradox es klingen mag: Luther war ein entschiedener Antimodernist und hätte sich nie zu Zugeständnissen wie der Verf. bequemt.

Pilsen. G. Juritsch.

Weltgeschichte. Begründet von Hans F. Helmolt, herausgegeben von Armin Tille. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band: Einleitung, Vorgeschichte, Ostasien, Hochasien und Sibirien, Indien, Indonesien, Der Indische Ozean. Mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen und 170 Abbildungen im Text. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1913. XVIII und 660 SS. 8°.

Es ist fast ein halbes Menschenalter her, seit der erste Band der vorliegenden Weltgeschichte erschienen ist. Das Werk wurde wie in vielen anderen so auch in den Blättern unserer Zeitschrift nach Verdienst gewürdigt. Befaßte es sich doch mit Problemen, die in Büchern ähnlicher Art übergangen oder nur stiefmütterlich behandelt wurden. Hatte die Kritik manche Unebenheiten in der Ausgestaltung des gesamten Werkes und in den einzelnen Teilen zu bemängeln, so darf man nunmehr die angenehme Tatsache feststellen, daß, soweit dieser erste Band in Betracht kommt, berechtigten Ausstellungen, die an der ersten Auflage gemacht wurden, in der vorliegenden neuen Rechnung getragen wurde. Der vorliegende Band ist tatsächlich einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen worden, die ihm nach jeder Seite hin zustatten gekommen ist. Doch davon später. Hier soll zunächst noch gesagt werden, daß auch in den folgenden Bänden eine wesentliche Umgestaltung beabsichtigt ist: aus den neun Bänden werden zehn werden. Die Unterschiede in der früheren und der neuen Auflage werden am besten durch die folgende Gegenüberstellung ersichtlich gemacht:

1. Auflage.	2. Auflage.
1. Bd.: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean.	Bd. I. Einleitung. Vorgeschichte. Ostasien.

2. Bd.: Ostasien. Ozeanien. Der Indische Ozean.	Bd. II. Westasien.
3. Bd.: Westasien und Afrika.	„ III. Afrika. Pyrenäische Halbinsel. Altgriechenland.
4. Bd.: Randländer des Mittelmeeres.	„ IV. Balkanhalbinsel. Donauländer.
5. Bd.: Südosteuropa. Osteuropa.	„ V. Italien. Mitteleuropa.
6. Bd.: Mitteleuropa. Nordeuropa.	„ VI. Ost- und Nordeuropa.
7. Bd.: Westeuropa 1.	„ VII. Westeuropa 1.
8. Bd.: Westeuropa 2.	„ VIII. Westeuropa 2.
9. Bd.: Nachträge. Quellenkunde. Generalregister.	„ IX. Amerika. Australien und Ozeanien. Synchromistische Tabellen.
	„ X. Geistiges Leben der Kulturvölker. Register.

Inwieweit diese einzelne Teile betreffende Neugruppierung des Stoffes eine merkliche Verbesserung bedeutet, wird sich erst erweisen lassen, wenn das ganze Werk in der Neubearbeitung vorliegt. Im ersten Band ist eine entschiedene Verbesserung zunächst schon nach der Seite hin zu verzeichnen, daß die Geschichte Amerikas nicht an den Anfang des Ganzen gesetzt wird, sondern den Schlußstein bildet. So ist es möglich geworden, die Dinge nach der Zeitfolge zu schildern, in der sie vor sich gegangen, aber auch zahlreiche Wiederholungen zu vermeiden, die bei dem früheren System nicht zu umgehen waren.

Die Literaturvermerke, die bisher zusammenhängend in den letzten Teil des ganzen Werkes verwiesen waren, stehen jetzt am Ende eines jeden Bandes. In größerem Umfange will die Neubearbeitung das bildliche Material verwenden. Daß nur Erzeugnisse der jeweiligen Kultur und Periode, körperliche und bildliche, als Vorlage dienten, und Phantasiegebilde ausgeschlossen wurden, ist, wie das Vorwort betont, selbstverständlich. Was das Zusammenwirken von mehr als vierzig Fachmännern für denselben Zweck betrifft, wird betont, daß es ein durchaus planmäßiges ist. Die Leitung des ganzen Unternehmens ist den bewährten Händen Armin Tilles anvertraut.

Um auf einzelnes einzugehen, enthält der erste Band in der vorliegenden Auflage einleitend einen Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung von Armin Tille, dann als ersten Abschnitt die Vorgeschichte der Menschheit von Prof. Dr. Johannes Ranke, als zweiten die Geschichte Chinas, Japans, Koreas und die neueste Geschichte Ostasiens von Max v. Brandt, als dritten Hochasien und Sibirien von Dr. Heinrich Schurtz, durchgesehen von Dr. Viktor Hantzsch, mit Ergänzungen von Prof. Dr. Erwin v. Baelz, als vierten Indien von Prof. Dr. Emil Schmidt, neubearbeitet von Prof. Dr. Richard Schmidt, als fünften Indonesien von Dr. Heinrich Schurtz, neubearbeitet von Dr. Viktor Hantzsch und als letzten die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans von Prof. Dr. Karl Weule, bearbeitet von Karl Wegerdt; wie man sieht, sind die Abschnitte II—VI aus dem früheren zweiten

Band in den ersten herübergenommen worden. Alle sind einer eingehenden Neubearbeitung unterzogen worden; am wenigsten war das beim ersten Abschnitt der Fall; aber auch Prof. Ranke hat die bessernde Hand an vielen Stellen angelegt und vor allem den Text viel reicher mit bildlichen Beigaben ausgestattet. Daß die Abschnitte II und III die geschichtliche Darstellung zunächst weiter führen, braucht im Hinblick auf die Geschichte Ostasiens im letzten Dezennium nicht besonders betont zu werden, aber auch sonst finden sich bedeutende Änderungen, nicht bloß äußerlich, wie z. B. darin, daß nunmehr die Geschichte Chinas den Vortritt hat oder daß auch hier in dankenswerter Weise durch zahlreichere Abbildungen der Text erläutert wird, es mußte Korea ein anderer Platz zugewiesen und die neueste Geschichte Ostasiens angefügt werden: das sind die Kapitel: der Krieg zwischen Japan und China 1894/95, China und die fremden Mächte, der russisch-japanische Krieg 1904 bis 1905 (durch gute Kartenwerke erläutert), die Vereinigten Staaten und Japan und Chinas äußere und innere Lage. Hier hat man es mit einer ganz neuen Darstellung zu tun, die um so beachtenswerter ist, als sie aus der Feder eines so tüchtigen Fachmannes stammt wie es M. v. Brandt ist, der die ostasiatischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Die Bearbeitung dieser Teile wird der neuen Auflage zahlreiche Freunde gewinnen. Geringer sind die Änderungen in den folgenden Abschnitten, doch wird man auch aus diesen Teilen die reiche Ausstattung mit erläuternden Abbildungen und Karten und in der indischen Geschichte die Fortführung bis auf die jüngste Zeit willkommen heißen. Die Bibliographie ist reichhaltig genug und von den wichtigeren Werken nichts übersehen worden. Alles in allem hat man es in dem Bande mit durchaus tüchtigen Arbeiten zu tun und so darf man auch für die Neubearbeitung der folgenden Bände das Beste erwarten.

Graz. J. Loserth.

Theophil Sauciuc, Andros. Untersuchungen zur Geschichte und Topographie der Insel (Sonderschriften des österreichischen archäologischen Institutes in Wien, Band VIII). Wien 1914, A. Hölder.

Der Verf. gibt auf Grund eingehenden Studiums und mehrmaligen Besuches historisch-topographische Untersuchungen über Andros im Altertum, das als nördlichste und zweitgrößte Insel der Kykladen die Rolle eines Bindegliedes zwischen dem griechischen Festland und der Inselwelt des Archipelagus spielte. Im ersten Teil (S. 1—48) werden die geographischen und topographischen Verhältnisse der Insel besprochen: der Ursprung des Namens Andros sowie die im Altertum gebräuchlichen anderen Bezeichnungen der Insel, eine kurze Darlegung der allgemeinen geographischen

Bedingungen und Beschreibung der wichtigsten antiken Stätten, insbesondere der alten Hauptstadt an der Stelle des heutigen Paläopolis, des Hafens Gaurion u. a. Hier folgt auch eine Beschreibung der im Museum der modernen Stadt Andros aufbewahrten Antiken. In einem zweiten Teil (S. 49—69) wird in vier Abschnitten die Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten bis unter der Römerherrschaft gegeben, in einem dritten (S. 97—125) werden die staatlichen und religiösen Einrichtungen erläutert. Der vierte Teil (S. 127—161) enthält den epigraphischen Anhang, in dem 21 unpublizierte Inschriften geboten sowie reichlich Bemerkungen und Verbesserungen zu bereits bekannten Inschriften (IG. XII 5 und K. Bojatzidis, *'Εφημ. ἀρχ.* 1911, *σ.* 69—78) gebracht werden.

Athen. Otto Walter.

Grundzüge der analytischen Geometrie, von Dr Max Friedrich. Dritte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. phil. G. Ehrig, Oberlehrer für Mathematik an der Kgl. Bauschule in Leipzig. Mit 56 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1914, Verlag von J. J. Weber, Illustrierte Zeitung.

Das angezeigte Buch enthält eine breite und von Unrichtigkeiten freie Darstellung der Anfangsgründe der analytischen Geometrie. Die Herleitung der Gleichungen der Tangenten an Kegelschnitten ist zwar etwas umständlich aber korrekt (§ 22). Es wird gezeigt, daß der Richtungskoeffizient der Sehne einer Ellipse durch: $-\frac{b^2}{a^2} \cdot \frac{x^1}{y^1}$ gegeben ist, wenn x^1 und y^1 die Koordinaten des Schwerpunktes der Sehne sind. Hieraus wird gefolgert, daß die Mittelpunkte paralleler Sehnen auf einem Durchmesser liegen. Jene Strahlen des durch die Sehnen definierten Parallelstrahlenbüschels, die durch die Endpunkte des Durchmessers gehen, sind die Tangenten der Ellipse in den Endpunkten des Durchmessers.

Gegen die Auswahl des Stoffes ergeben sich Bedenken. Der Herr Verf. kommt nach einer breiten Einleitung über die Methode der analytischen Geometrie erst auf S. 55 zur eigentlichen Aufgabe. In der Einleitung läßt er drei dimensionale Betrachtungen mitlaufen, so besonders die sehr weit ausgeführte Koordinatentransformation. Gerade diese ist aber für den Anfänger nur wenig wertvoll und gelingt später mit Hilfe der Determinanten und einiger neuerer Begriffe leichter und vollständiger. Dasselbe gilt von der Untersuchung der allgemeinen Gleichung zweiten Grades. Das allgemeine Problem erhält seine Berechtigung in diesem Falle erst als geometrische Veranschaulichung gewisser algebraischer Beziehungen, nämlich der simultanen Transformation zweier quadratischer Formen in die Summe von Quadraten u. dgl. Die Erledigung eines jeden Sonderfalles gelingt aber, wenn sie ja einmal

wirklich erforderlich sein sollte, auch ohne den Ballast der allgemeinen Theorie, die sich, wie gesagt, elementar gar nicht ordentlich geben läßt.

Ferner habe ich Bedenken gegen die Form der Darstellung. In der Schule mag es angehen, in aufdringlicher Weise die Wichtigkeit mancher Lehren zu betonen, um die jungen Leute zum Lernen zu veranlassen. Zu dem angezeigten Buche, das doch mehr den Zweck hat zu informieren, scheint mir ein solches Vorgehen übel angebracht zu sein, weil es falsche Werturteile veranlaßt, zumal da alle heute wirklich interessanten Begriffsbildungen ängstlich vermieden worden sind. Wer tiefer eindringen will, der muß allerdings die Elemente so beherrschen, daß ein großer Teil der Rechnungen, wenn er seine Kenntnisse anwendet, mechanisch abläuft. Es ist fraglich, ob dies ohne die Gehirnmassage des Gymnasiums zu erreichen ist, abgesehen von Fällen hoher Begabung. Wer aber die Kenntnis der notwendigen Elemente schon besitzt, der gehe einem Buche aus dem Wege, das mit Detail überladen ist, und suche unmittelbaren Anschluß an die Probleme der Wissenschaft selbst.

Wien. R. Suppantschitsch.

Praktische Methodik des physikalischen Unterrichts von Hofrat Dr. Ignaz G. Wallentin, k. k. Landesschulinspektor. Wien 1914, Verlag von Pichlers Witwe & Sohn. 223 SS. Preis geh. K 4·80 = Mk. 4·10, geb. K 5·30 = Mk. 4·50.

Das vorliegende Buch gehört zum großangelegten pädagogischen Sammelwerk: Praktische Methodik für den höheren Unterricht, herausgegeben unter Mitwirkung von Schulmännern von Hofrat Dr. August Scheindler. Im Vorwort wird mit Recht betont, daß gerade auf diesem Gebiete fast alle bedeutenden Publikationen ausschließlich den Schulverhältnissen Deutschlands entspringen und somit deren Darstellungen auf die österreichischen Unterrichtsanordnungen sich naturgemäß nicht gut anwenden lassen. Es werden in diesem Sinne die Werke von Dr. J. Kiessling, Dr. F. Dannemann und des rühmlichst bekannten physikalischen Didaktikers Direktor Ernst Grimsehl hervorgehoben, der jüngstens auf den blutigen Schlachtfeldern bei Ypern den Heldentod gefunden hat. Was die Technik des Experimentes anbelangt, so wird vielfach das treffliche Experimentierbuch von Rosenberg zitiert und bezüglich der immer mehr sich einbürgernden physikalischen Schülerübungen auf die Anleitungen von Hahn, Noak, Schwalbe, Leik und Kaiser verwiesen, neben denen als vorzügliche Quelle für Anregungen und Neuerungen die Zeitschrift von Poske genannt zu werden verdient. Was Grimsehl in seiner „Didaktik und Methodik der Physik" des Näheren ausführt, das finden wir in allen Hauptpunkten im ersten Abschnitt,

der als Einleitung gedacht ist, behandelt. Hier werden der Zweck und das Ziel des Physikunterrichtes in der Mittelschule besprochen. die Bedeutung des Experimentes als Lehrmittel und seine Beziehungen zu den Schülerübungen klargelegt. Es wird der Unterschied und die verschiedene Anwendung des induktiven und deduktiven Lehrvorganges angeführt und die graphische Darstellung hinsichtlich ihrer anschaulichen Wirkung betont, sowie ihr Einfluß nach der logischen und psychologischen Seite. Auch der Verwendung der Hypothesen werden eingehende Erwägungen gewidmet. Bekanntlich hat auch die Benützung von fertigen Wandtafeln im Gegensatze zur entwickelnden Ausführung von Zeichnungen ihre eigenen Vorteile und Nachteile, die hier erwogen werden. Ein besonders wichtiges Kapitel sind ferner die Anordnung und Erweiterung der Sammlungen und die konstruktiven Leistungen des Lehrers. Endlich gibt auch hier die Technik des Prüfens zu allerlei anderweitig nicht in Betracht kommenden Fragen und Kunstgriffen Anlaß.

Die beiden folgenden Abschnitte erörtern getrennt zuerst die Physik auf der Unterstufe und dann die auf der Oberstufe. Erstere legt dem Lehrer nicht geringe Zumutungen in der Selbstbeherrschung auf, da es oft schwer ist, sich in die noch geringere Auffassung der Schüler zu versetzen und ihm verständlich zu sein. Hier sind auf reiche Erfahrungen beruhende Weisungen besonders wertvoll. Auf der Oberstufe kann der Lehrer an die Schüler größere Anforderungen stellen und mehr seinem eigenen Ideenlauf folgen. Hier ist auch der Boden für kulturgeschichtliche Ausführungen und Erinnerungen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, daß der Verf. es angemessen fand, einen eigenen Teil des letzten Abschnittes der Methodik der Kosmographie zu widmen. Bekanntlich ist die kosmische Physik im letzten Lehrplan zerrissen und auf die verschiedenen anderen Abschnitte, die irgendwie damit zusammenhängen und die Ideenassoziationen liefern, stückweise verteilt worden, womit sie als historisch kompakte Wissenschaft untergegangen ist und ihre Plastik verloren hat. Der Verf. widmet der zusammenfassenden Darstellung dieses Gebietes nicht weniger als 25 Seiten und sagt dabei (S. 200) wörtlich: „Gekrönt wird das stolze Gebäude der Astronomie im Unterricht der letzten Mittelschulklasse durch die Grundzüge der Astrophysik, deren Verständnis die Kenntnis der physikalischen Lehren, die bei dieser Gelegenheit in anregender und fruchtbringender Weise wiederholt werden, voraussetzt“. — Diese Krone würde in der Tat, auf die ganze kosmische Physik ausgedehnt, dem gesamten Physikunterricht zur Zierde gereichen und es ist darum doch sehr sonderbar, wenn ein anderer Pädagoge auf den ausgesprochenen Wunsch, diesen didaktisch hervorragenden Vorteil zur Geltung zu bringen, erwidert, daß das ein bedauerlicher Rückschritt zu veralteten Anschauungen wäre.

Seine Begründung, daß so manche Lehrer diesen Abschnitt fallen ließen, weil sie mit dem übrigen Lehrstoff nicht rechtzeitig fertig werden, darf doch nicht als stichhaltig gelten und es ist übrigens auch für die eifrige Lehrerschaft nicht schmeichelhaft, wenn ihnen nachgesagt wird, daß sie trotz der Begeisterung für dieses Fach sich die erforderliche Zeit nicht freizuhalten wissen.

Innsbruck. Dr. Alois Lanner.

Himmelskunde. Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie, von Prof. Dr. Josef Plassmann. Aus Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Band I: Himmelskunde. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 382 Abbildungen und 3 Karten. Zweite und dritte verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1913. IX und 572 SS.

Unter den vielen populären Darstellungen der Astronomie nimmt das Buch des Verf. eine ganz hervorragende Stellung ein. Sie gebührt ihm auch. Unterscheidet es sich doch wesentlich von den sonstigen, sich als populär oder leichtfaßlich bezeichnenden Büchern dadurch, daß es ein kleinwenig Mathematik treibt, ohne die ja ein volles Verständnis des Zusammenhanges der Himmelserscheinungen, eine wirkliche Überzeugung von der Richtigkeit der an die Namen Kopernikus, Galilei, Kepler und Newton sich anknüpfenden Weltanschauung nicht erzielt werden kann. Daß dadurch der erklärende Teil des Buches weit reichhaltiger ausgefallen ist als der beschreibende, der Teil, den man als die Mechanik des Himmels bezeichnet und der sich mit den Bewegungsverhältnissen im Sonnensystem befaßt, weitaus den astrophysikalischen überwiegt, entspricht den Intentionen des Verf. und ist im Sinne einer ernsten Belehrung des aufmerksamen Lesers nur zu loben.

Wer sich daher für Fragen nach der Bewohnbarkeit von Sonne, Mond, Planeten und den vielen Tausenden von Sternen interessiert, oder wer im Buche nach phantastischen Schilderungen unter dem klangvollen Titel „Werden und Vergehen im All" sucht, der wird in ihm nur weniges vorfinden. Denn diese Fragen, ja selbst die eigentlichen kosmogonischen Hypothesen, wie die Kant-Laplacesche Nebular- oder die modernere Moulton-Chamberlainsche Planetesimalhypothese werden im ganzen auf 6 Seiten abgefertigt, während die Kapitel „der scheinbare Lauf der Planeten, die Beweise für das Kopernikanische System, die Erklärung der Keplerschen Gesetze, das Newtonsche Gesetz der allgemeinen Schwere" über 70 Seiten umfassen. Trotzdem ist kein Problem ausgeblieben, das auch nur halbwegs erwähnt zu werden verdient, von den einfachsten Fragen der elementaren oder sphärischen Astronomie an bis zu den schwierigsten stellarastronomischen Untersuchungen, für

welche der Verf. in der Lage war, Dr. C. Easton in Amsterdam. den ersten Milchstraßenforscher der Gegenwart, zur Mitteilung seiner eigenen Untersuchungen über die Verteilung der Sterne im Raume und die Struktur der Milchstraße zu gewinnen. Von Interesse ist es auch, daß der Verf. für die Ansicht zu plaidieren scheint. daß der Raum gekrümmt sei und daß nur diese Auffassung die Schwierigkeit betreffs der Frage nach der Unbegrenztheit der Welt lösen könne oder doch, wie Verf. meint, eine Lösbarkeit für höher organisierte Geister vermuten lasse.

Druck und Ausstattung des Buches sind sehr gut. Die beigeschlossenen Figuren im Text sehr klar. Eine Menge von Abbildungen, zu denen Direktor Weinek in Prag, Geheimrat Wolf in Heidelberg, P. Hagen in Rom, Stephani in Kassel, Rheden in Wien die Photogramme lieferten, zieren das Buch, dem im Sinne der Verbreitung wahrer astronomischer Kenntnisse im Publikum ein großer Leserkreis zu wünschen ist.

Wien. Dr. S. Oppenheim.

Ernst Th. v. Brücke, Der Säugetierorganismus und seine Leistungen. Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von S. Günther, 22. und 23. Band. Mit 4 bunten und 6 einfarbigen Tafeln und 49 Zeichnungen im Text. Druck und Verlag von Philipp Reklam jun., Leipzig.

Der erste Teil (22. Band) dieses kleinen, aber gehaltvollen Werkchens behandelt den Stoff und seine Hilfsvorrichtungen. In besonderen Kapiteln gelangen das Blut, das Herz, der Blutkreislauf, die Lymphe, der Stoff- und Energiewechsel, die Nahrungsstoffe als Energiequelle, die Wärmeregulation, die Speicherung der Nahrungsstoffe und der Hungerzustand, die Atmung, Verdauung und Nierentätigkeit zur Darstellung. 4 bunte und 3 einfarbige Tafeln und 21 Textfiguren dienen zur Erläuterung. Der zweite Teil (23. Band) mit 3 Tafeln und 23 Zeichnungen im Text ist der Funktion des Nerven- und Muskelsystems und der Wechselwirkung der Organe gewidmet; ein ausführlickes Namen- und Sachregister erleichtert, sich im Text zurechtzufinden. Die allgemeinen Eigenschaften der Nerven, die Leistungen der Muskulatur, das zentrale Nervensystem, der Tonus, die autonomen Nerven, das verlängerte Mark, das Großhirn, die Sinnesorgane, der Vestibularapparat, das Gehörorgan, das Sehorgan und endlich die Wechselwirkung der Organe durch innere Sekretion sind in besonderen Abschnitten besprochen.

Die beiden Bändchen geben eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von den Leistungen der einzelnen Organe und ihrem Zusammenarbeiten zur Erhaltung des

Gesamtorganismus. Der Darstellung liegen lediglich die Verhältnisse bei den Säugern zugrunde, doch forderte da und dort die Vollständigkeit, physiologische Erfahrungen, die am Menschen und an Kaltblütern gewonnen wurden, heranzuziehen. Dagegen blieben die Resultate der Sinnesphysiologie, welche die Analyse der menschlichen Empfindungen ergab, unberücksichtigt. Daß gelegentlich auf den Organbau in anatomischer und histologischer Hinsicht eingegangen werden mußte, um das Verständnis der Funktionen einzelner Organe zu sichern, ist selbstverständlich. Der Verf. behandelt den Stoff streng wissenschaftlich, doch in einer leicht faßlichen und anziehenden Form; seine Darstellung gewinnt erhöhtes Interesse, zumal er sich nicht begnügt, den Leser mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung bekannt zu machen, sondern ihn die Wege führt, die die Wissenschaft gegangen ist, um zu ihnen zu gelangen. Dem Lehrer bietet das schön ausgestattete Werkchen willkommene Gelegenheit, sich rasch und zuverlässig über den Säugetierorganismus und seine Leistungen zu orientieren; er wird es nicht aus der Hand legen, ohne reichen Gewinn und wertvolle Anregungen empfangen zu haben, die auf seinen Unterricht befruchtend zu wirken geeignet sind.

Baden bei Wien. A. Nalepa.

A. Meinongs Gesammelte Abhandlungen. Herausgegeben und mit Zusätzen versehen von seinen Schülern. I. Band: Abhandlungen zur Psychologie. Leipzig 1914, J. A. Barth. Preis 16 Mk.

Wenn Ref. in seiner Anzeige des zuerst erschienenen zweiten Bandes der „Gesammelten Abhandlungen Meinongs“ [1]) zu zeigen Gelegenheit hatte, wie M.s Vordringen von psychologischer zu gegenstandstheoretischer Auffassung in dessen erkenntnistheoretischen Schriften durch ihre Vereinigung in einem Bande leichter überblickt werden könne, so sind dagegen die meisten Abhandlungen des nun vorliegenden ersten Bandes noch aus einer Zeit, in welcher M. noch nicht die „Gegenstandstheorie“ explizite begründet hatte. Nichtsdestoweniger hat schon in diesen der „Gegenstandstheorie“ voranliegenden Schriften M., wie auch sonst andere Psychologen, sozusagen ohne Bewußtwerden der besonderen Sachlage vieles an gegenstandstheoretischen Beiträgen geliefert, die freilich, wie wiederum aus den mit großem Fleiße und sachlicher Vertrautheit von seinen Schülern [2]) hinzugefügten „Zusätzen“ klar

---

[1]) Vgl. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1913, S. 1122—1127.

[2]) Als Herausgeber dieses Bandes und seiner „Zusätze“ sind zu nennen: Auguste Fischer (Abhandlung I), Stephan Witasek (Abhandlung II und VI), W. M. Frankl (Abhandlung III), Wilhelmine Benussi Liel (Abhandlung IV), E. Mally (Abhandlung V und VIII), Rudolf Ameseder (Abhandlung IX), Ed. Martinak (Abhandlung X).

gemacht werden kann, erst durch den Vergleich mit den gegenstandstheoretischen Feststellungen der späteren Zeit und die dadurch schärfere Abgrenzung zwischen Psychologie und Gegenstandstheorie ins richtige Licht treten.

Die Beziehungen dieses ersten Bandes zu den Abhandlungen des zweiten Bandes liegen, wie in den einleitenden Worten zu dem ersteren („Zur Orientierung über den Inhalt des ersten Bandes") hervorgehoben wird, darin, daß die meisten hier gesammelten psychologischen Arbeiten, besonders Abhandlung I („Zur Geschichte und Kritik des Nominalismus"), Abhandlung V („Zur Psychologie der Komplexionen und Relationen") und Abhandlung VI („Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse") erkenntnistheoretischen Interessen dienen und in den Schriften des zweiten Bandes ihr Korrelat finden. Auf dem Gebiete der „Vorstellungen" bewegen sich die Abhandlung III („Über Begriff und Eigenschaft an der Empfindung"), Abhandlung II („Über Sinnesveränderung im Bereiche des Weberschen Gesetzes") und Abhandlung IV („Phantasievorstellung und Phantasie"). Einem besonderen Gebiete der Sinnespsychologie, nämlich den psychologischen Beziehungen zur physiologischen Optik, dienen die Abhandlung VII („Über Raddrehung, Rollung und Rotation") und Abhandlung IX („Über Farbenkörper und das Mischungsgesetz"). Eine Abhandlung X („Über Urteilsgefühle, was sie sind und was sie nicht sind") endlich vermittelt durch diesen ihren Gegenstand die Relation zu dem noch ausstehenden dritten Band, der die werttheoretischen Schriften M.s umfassen wird.

Es würde im Verhältnisse zu dem in dieser Zeitschrift einem Referate gewährten Raume zu weitläufig sein, genau die Fülle der Bereicherungen zu registrieren, welche die psychologische Erkenntnis durch die in dem ersten Bande enthaltenen Untersuchungen erfahren hat. Ref. will daher hier nur, wieder an der Hand der zu den einzelnen Untersuchungen beigefügten „Zusätzen", durch Vorführung einzelner Beispiele zu zeigen versuchen, wie erst durch die „Gegenstandstheorie" der späteren Schriften die rein psychologisch gewonnenen Ergebnisse der früheren dadurch an Präzision, Klarheit und Korrektheit gewannen, daß eben die Grenzen zwischen „Psychologischem" und „Gegenstandstheoretischem" scharf gezogen wurden. Denn, wie einer der bedeutendsten Vertreter der Schule M.s Ernst Mally sagt[1]): „Wer psychische Erlebnisse beschreiben will, dem erwächst unvermeidlich die Aufgabe, über die gegenständlichen Entsprechungen dieser Erlebnisse Klarheit zu gewinnen".

In erster Linie nun ergaben sich dem Verf. später genauere Feststellungen für die hier behandelten psychologischen Probleme

---

[1]) E. Mally. „Über Wesen und Aufgabe der modernen Gegenstandstheorie", Wochenschrift „Die Geisteswissenschaften" 1913/14, S. 616. Veith Komp., Leipzig.

dadurch, daß „Inhalt" und „Gegenstand", vielfach in diesen Schriften noch nicht voneinander geschieden, ihre von der späteren gegenstandstheoretischen Position M.s zugewiesene richtige Gebrauchssphäre erhielten. So ist z. B. der Abstraktionsakt in der Abhandlung III („Empfindung") dieses Bandes (S. 116) mit folgenden Worten grundlegend bestimmt: „So gewiß Abstrahieren nichts anderes bedeutet als partielle Bevorzugung durch Zuwenden der Aufmerksamkeit, welche partielle Vernachlässigung durch Abwenden der Aufmerksamkeit zur naturgemäßen, gleichviel ob gewollten oder ungewollten Folge hat, so gewiß findet die Abstraktionstätigkeit in etwas Einfachem keinen Angriffspunkt". Ganz übereinstimmend damit sagt M. schon in der Abhandlung I („Nominalismus", Bd. I, S. 11): „denn jedenfalls muß unter Abstraktion, mag es nun eine solche geben oder nicht, ein psychischer Akt verstanden werden, durch den eine oder mehrere Vorstellungen aus einem größeren Vorstellungskomplexe ausgeschieden oder doch hervorgehoben werden; ehe also ein solcher vorhanden ist, kann von keiner Abstraktion die Rede sein". Diese Ausführungen erfahren nun in späteren Schriften eine Verbesserung in zweifacher Hinsicht.

Zunächst stellt M. dieser Abstraktion im eigentlichen Sinne, welche immer Zusammengesetztheit der Vorstellungen voraussetzt, in der Abhandlung VIII („Abstrahieren und Vergleichen", Bd. I, S. 490 ff.) eine im weiteren Sinne gegenüber, die auch an einfachen Vorstellungen erfolgen kann. Im letzteren Sinn ist dann nur eine Veränderung in der Genauigkeit des Vorstellens, eine „Quasiabstraktion am Einfachen" gemeint, die mit der „eigentlichen Abstraktion" gemein hat, daß auch bei jener „die Genauigkeitsveränderungen zu einer Verschiebung in Betreff der intentionierten Allgemeinheit einer Vorstellung führen". In dieser Abhandlung VIII bewirken aber auch die nun vorliegenden gegenstandstheoretischen Untersuchungen eine Verbesserung der Abstraktionsbeschreibung. Nach der schon in der Abhandlung IV des zweiten Bandes (S. 383 „Gegenstände höherer Ordnung") streng durchgeführten Unterscheidung von „Inhalt" und „Gegenstand" stellt sich in der Abhandlung VIII (S. 490) die Abstraktion im eigentlichen Sinne als „ein Bevorzugen einiger g e g e n s t ä n d l i c h e r Bestandstücke in einer vorgegebenen Komplexion durch die Aufmerksamkeit und demgemäß als ein Hintansetzen anderer" dar.

Als Spezialfall der „psychischen Analyse" wird dann der Abstraktionsakt in Abhandlung VI („Analyse") aufgefaßt, in dem psychische Analyse sowie Abstraktion nicht ein Zerlegen im wörtlichen Sinne, sondern ein Auseinanderhalten der Teilinhalte ist. Psychische Analyse ist aber Einschränkung der Urteilssphäre durch aktive Gewichtssteigerung. Der Terminus „Gewicht" bezieht sich hinwiederum auf die Urteilstendenz der Vorstellung.

Hieher gehört auch die Unterscheidung von „abstrakt" und „konkret". In Abhandlung I („Nominalismus"), S. 17, wird jener Begriff abstrakt genannt, der als das Resultat einer Abstraktion erscheint, konkret, an dem derartiges noch nicht vorgenommen wurde. An dieser Bestimmung findet Abhandlung VI („Analyse", S. 362, Anm. 1), daß sie für einen im Interesse der Logik gebildeten Begriff zu psychologisch sei und bezeichnet im Sinne letzterer Abhandlung als abstrakt vielmehr eine Vorstellung, „sofern ihr Inhalt nur einen durch Zugehörigkeit zur Totalbeurteilungssphäre ausgezeichneten Teil eines größeren Inhaltsganzen ausmacht".

Während ferner Abhandlung I („Nominalismus") S. 15 noch abstrakte und konkrete Begriffe unterscheidet, statt bloß von „Vorstellungen" zu reden, da doch jeder Begriff Abstraktion voraussetzt und nach der in die „Gesammelten Abhandlungen" nicht aufgenommenen Abhandlung („Über Stellung der Gegenstandstheorie im Systeme der Wissenschaften") § 21 eine unvollständige Vorstellung ist, d. h. eine Vorstellung, bei welcher von allen außergegenständlichen Bestimmtheiten außer von der, daß sie Vorstellung ist, abgesehen wird, eine Vorstellung, charakterisiert durch ihren Gegenstand, der seinerseits unvollständig, aber ausreichend präzisiert ist.

Daß ferner „Menschentum, Weiße" z. B. Abstrakta sind wie „Mensch; weiß" zeigt Abhandlung I („Nominalismus"), S. 17. Aber die Schrift M.s „Über Annahmen", 2. Auflage, S. 57 f., bestimmt auch den Unterschied dieser beiden abstrakten Vorstellungsarten von der gegenständlichen Seite aus, so daß „Menschentum und Weiße" „Objektive" sind und daher nur durch Urteile oder Annahmen erfaßt werden können, während „Mensch" und „Weiß" als Objekte auch vorgestellt werden können.

Als weiteres Beispiel möchte Ref. das hervorheben, was über das Kapitel „Sprechen und Denken" ausgeführt ist. In Abhandlung I („Nominalismus"), S. 30, ist eine Erörterung über „allgemeine Namen" mit folgenden Worten geschlossen: „Spricht also einer einen allgemeinen Namen aus, so wird der Hörer daraus in der Regel den Schluß ziehen dürfen, dem Sprecher schwebe eine Idee von mehreren Einzelobjekten, d. h. eben eine allgemeine Idee vor, welche für ihn Veranlassung war, das Wort zu sagen. Es wäre somit ebenso einseitig zu behaupten, Worte bezeichnen nur Gegenstände als: sie bezeichnen nur Vorstellungen, es ist vielmehr beides der Fall, wiewohl zu beachten ist, jedes in einem anderen Sinne". Diese hier berührte Relation von „Wort", „Ausdruck", „Bedeutung" (Wort, psychischer Vorgang, Gegenstand) findet ihre präzisere und verbesserte Darstellung, was zunächst das Wort betrifft, in Abhandlung IV des zweiten Bandes, S. 385 („Über Gegenstände höherer Ordnung"), wo es heißt: „Zwar hat der Umstand, daß die Sprache eben „Ausdruck" ist, unter anderem auch dies

zu bedeuten, daß sie die Vorstellung der Redenden verrät, und zwar natürlich nicht nur das Vorstellen, sondern auch dessen inhaltliche Determination. Aber was der Redende „sagen" will oder noch genauer das, worüber er reden will, das ist nicht das, was die Worte „ausdrücken", sondern das, was sie „bedeuten" und das ist nicht der Inhalt, sondern der Gegenstand der durch das betreffende Wort ausgedrückten Vorstellung". Den Satz als „Urteilsausdruck" behandelt Kap. 2 und § 62 der Schrift „Über Annahmen", 2. Auflage. Zusammenfassend sind besonders die Worte (S. 361): „Der Satz drückt, wie bemerkt, entweder ein Urteil oder eine Annahme aus; eben darum hat er auch jedesmal eine Bedeutung, nämlich das Objektiv jenes Urteils oder dieser Annahme. Das Verstehen des Satzes besteht nun einfach im Erfassen dieses Objektivs und es ist insofern einerlei, ob dieses Erfassen durch ein Urteil oder eine Annahme erfolgt".

Die für die Formulierung des Weberschen Gesetzes wichtigen Begriffe der Unterschiedsempfindlichkeit und der Urteilsschärfe, in der Abhandlung II S. 87 und 96 (erster Band) noch nicht präzis gefaßt, finden ihre eingehendere Bestimmung in Abhandlung III des zweiten Bandes § 21, und S. 266, wo die Bezeichnung Inhalts- oder Gegenstandsempfindlichkeit dem Terminus Urteilsschärfe vorgezogen wird.

In der Abhandlung III („Empfindung"), S. 119 (Band I), nimmt der Verf. Gelegenheit, sich gegenüber Sigwart über die „Wahrnehmung", speziell die „Rotwahrnehmung", so auszusprechen: „In unserem Beispiele bedeutet die Rotwahrnehmung sicher weder das Urteil, daß ich eine Rotempfindung habe, noch daß jetzt der Empfindungsinhalt Rot vorhanden ist, obwohl natürlich jedes dieser Urteile, wenn ich es fällte, richtig wäre". Was hier noch implizite gesagt ist, findet seine explizite Darstellung in der Schrift „Über Annahmen" schon in der 1. Auflage, daß nämlich „das Objektiv" Gegenstand des Wahrnehmungsurteils sei. Bei dieser Gelegenheit berührt der Autor auch das Problem, ob A sein müsse, wenn es wahr ist, daß A nicht ist. Die Lösung dieses Problems konnte erst nach Konzeption des „Objektivgedankens" erfolgen, und zwar wird in der Abhandlung „Über Gegenstandstheorie" im Sammelbande „Untersuchungen zur Gegenstandstheorie" S. 21 gezeigt, daß die Konsequenz „das Objektiv ‚Nichtsein des A' enthalte das A gewissermaßen als Teil, so daß einem seienden Ganzen nichtseiende Teile zugeschrieben würden", in Frage gestellt ist, wenn sie auf Objekt gegenüber Objektiv angewendet ist, weshalb der Gedanke vom „Außersein des reinen Gegenstandes" gefaßt wurde.

In der Abhandlung IV („Phantasievorstellungen und Phantasie", S. 205 f.) untersucht der Verf. die Komplexionen, und zwar vom rein psychologischen Standpunkte aus, indem er von den erfaßten Komplexionen ausgeht. Genauer unterscheidet er in der

Abhandlung V („Komplexionen und Relationen", besonders S. 255) Komplexion und Relation von deren Vorstellung, aber gegenstandstheoretisch finden sie ihre Bearbeitung in der Abhandlung IV des zweiten Bandes („Gegenstände höherer Ordnung"), besonders § 4 und 7, geradezu eingeordnet in die Gegenstandstheorie sind sie in der Abhandlung V des zweiten Bandes („Über Gegenstandstheorie"). S. 43 f.

In wie viel klarerem Lichte erscheint, um zu einem anderen Belege überzugehen, das Wesen der „Wahrnehmung", wenn der Leser die Stelle in der Abhandlung IV („Phantasievorstellung und Phantasie") des ersten Bandes S. 232, in welcher über das Wahrnehmungsurteil gehandelt ist, mit den Ausführungen in der Schrift M.s „Über Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens" § 3—4 vergleicht? In der Abhandlung IV a. a. O. ist das Wahrnehmen eines vor mir hängenden Apfels, durch die Worte „da hängt ein Apfel" ausgedrückt, folgendermaßen beschrieben: „... Dagegen sage ich sicherlich ganz ungezwungen: „da hängt ein Apfel", das „ein" nicht im Sinne des Zahlwortes, sondern als unbestimmter Artikel genommen, und es ist nicht abzusehen, warum solcher sprachliche Ausdruck jedesmal inadäquat sein soll. Wenn aber nicht, dann bezieht sich das so ausgedrückte Wahrnehmungsurteil auf die Subjektsvorstellung „Apfel". Aus den Ausführungen an der obigen Stelle in den „Erfahrungsgrundlagen ...." geht klar hervor, daß erstens das Wahrnehmungsurteil nicht auf die Subjektsvorstellung, sondern auf einen Gegenstand sich bezieht, aber auch dies, daß das Urteil „da hängt ein Apfel" implizite ein „Wahrnehmungsurteil" ist, aber auch über die Wahrnehmung hinausgeht. Nach dieser Darstellung stellt sich die Beschreibung dieses Erlebnisses etwa so dar. Wenn ich auf den vor mir hängenden Apfel blicke, so ist in dem dabei psychisch Erlebten jedenfalls ein Urteil enthalten, daß es da einen hängenden Apfel gibt, dieses Urteil, mit dem Objektiv, daß etwas da existiert, ist ein Existentialurteil, das eigentliche Wahrnehmungsurteil. Freilich ist aber in dem Satze „da hängt ein Apfel" nicht mehr allein ein Wahrnehmungsurteil, sondern auch ein „Soseinsurteil" zum Ausdrucke gebracht, somit über die Wahrnehmung hinausgegangen. M. beschreibt die Sachlage mit folgenden Worten a. a. O. S. 21: „Obwohl der Wahrnehmende von seinem Erlebnisse in unserem Beispiele (diese Wiese ist grün) durch ein Soseinsurteil Kunde gibt, muß ein Existentialurteil vorliegen. Das Soseinsurteil, wofür dieses dann noch Raum läßt, ist apriorischer Natur, aber jedenfalls selbst kein Erfahrungsurteil". Von der apriorischen Natur dieses Soseinsurteils ist deshalb hier gesprochen, weil es sich hier „um eine Gegenüberstellung dessen, was man sieht, und dessen, was man beim Worte grün sich zu denken gewöhnt hat", handelt, also das Urteil eine Übereinstimmung impliziert, die sich aus der Natur dieser Dinge entscheidet.

Oder wenn die Abhandlung V den Titel führt „Zur Psychologie der Komplexionen und Relationen“, so ergibt sich, wie E. Mally im Zusatz 1 zu dieser Abhandlung richtig hervorhebt, schon aus dieser Formulierung des Titels, daß die Komplexionen und Relationen, bezw. die „Gestaltqualitäten“, um die es sich hier im besonderen handelt, noch ganz von psychologischer Seite hier betrachtet sind, während später schon die Abhandlung IV des zweiten Bandes („Gegenstände höherer Ordnung“) durch genaue Untersuchung der gegenständlichen Seite des vorliegenden Tatbestandes viel mehr Klarheit bewirkt. Es handelt sich nämlich um den Sachverhalt, daß die „Gestaltqualität“, wenn z. B. Töne zur Melodie zusammengefaßt werden, nicht die Summe der Elemente ist, auf die sie sich aufbaut. Daß diesem eben genannten gegenständlichen Tatbestand als psychische Entsprechung das zu dem Erfassen der Elemente hinzukommende „Zusammenfassen“ zur Melodie vorliegt, ist eben in Abhandlung V noch nicht explizite klar gemacht. In der Abhandlung IV des zweiten Bandes wird namentlich durch die Gegenüberstellung der „Erfahrungsgegenstände“ und der „fundierten Gegenstände“ oder mit Auseinanderhaltung des rein Gegenständlichen von den zugeordneten Erfassungsweisen, der Erfahrungs- und der Produktionsgegenstände einerseits und der Fundierungsgegenstände und Nichtfundierungsgegenstände anderseits diese früher nicht gegebene Scheidung klar vollzogen. Doch findet durch die Verwertung des Objektivs und der Feststellungen über Annahmen die Darlegung über Komplexionen und Relationen, über Gegenstände höherer Ordnung überhaupt und ihre Erfassungsweisen namentlich in den „Annahmen“ (2. Auflage, Kap. 8) noch ihre Weiterführung und genaue Begründung.

Und nun noch ein Beispiel. In der Abhandlung X („Urteilsgefühle“) S. 596 f. wird dem Wissensgefühl als (theoretischem Interesse) Urteilsaktgefühl, für das es wenig „verschlägt, ob ich in einer Sache zu affirmativer oder negativer Erkenntnis gelange“, das Wertgefühl (praktisches Interesse), für das als Urteilsinhaltsgefühl es gerade darauf ankommt, ob das Wertobjekt da ist oder nicht, gegenübergestellt. Durch Verwertung des Objektivbegriffes gelangt schon hier der Verf. zur Aufstellung, daß der Gegensätzlichkeit von Sein und Nichtsein am Objektive der Gegensatz von Bejahung und Verneinung am Urteil entspreche, so daß „seine Bedeutung für die Wertgefühle ganz wohl mit der Natur als Inhaltsgefühle zusammenstimmt“. Der Unterschied von Gewißheit und Vermutung, für die „Wissensgefühle“ ausschlaggebend, bleibt Sache des Urteilsaktes.

Die Bedeutung aber, die auch für das Objektiv des Urteils den Gewißheitsgraden zukommt und die darauf gebaute Differenzierung von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit findet ihr Würdigung in der Schrift „Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften“ (S. 26), wo dem Akte die Wahrschein-

lichkeitsgrade, dem Gegenstande (Objektive) und dem durch den Gegenstand bestimmten Urteilsinhalte die Abstufungen der Möglichkeit zugeordnet werden. In den „Annahmen" (2. Auflage, § 13) werden die eigentlichen modalen Eigenschaften an den Objektiven Tatsächlichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit einer genaueren Untersuchung unterworfen und den Begriffen der Gewißheit, Evidenz, Wahrheit gegenübergestellt.

„Wie die Wahrheit", sagt M. S. 95 f., „der Tatsächlichkeit", indem wahr ist, was tatsächlich ist, d. h. ein pseudoexistierend vorausgesetztes Objektiv übereinstimmt mit dem sozusagen reinen Objektiv, „so steht der Möglichkeit als der Tatsächlichkeit niedrigen Grades die Wahrscheinlichkeit gegenüber ... und was das Epitheton wahrscheinlich besagt, ist natürlich zwar nicht die Übereinstimmung mit einem tatsächlichen Objektiv, wohl aber die Möglichkeit dieser Übereinstimmung, die Aussicht wahr zu sein". Noch ausführlichere und gründlichere Ausführungen über diesen Gegenstand soll das von M. versprochene Buch „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit" bringen.

Doch nun genug der Beispiele — sie ließen sich noch in größerer Fülle vorbringen —, die zeigen sollten, wie die scharfe Abgrenzung zwischen gegenstandstheoretischer und psychologischer Betrachtung immer mit einer Steigerung der Präzision und Klarheit des betrachteten Gegenstandes verbunden sei. Aus ihnen mag auch neuerdings hervorgehen, welchen Wert und welche Anregung die in diesen drei Bänden vereinigten Abhandlungen Meinongs dem Leser bieten, indem ihm gerade das Beisammensein des früher Getrennten einen Blick tun läßt in die Genesis der Ergebnisse jahrzehntelangen ernsten Forschens, in die Geisteswerkstätte eines bedeutenden Philosophen.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ärztliche Untersuchung der Schüler.

Im XXVII. Jahresberichte des k. k. Staats-Gymnasiums mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) für das Schuljahr 1913/14 ist im Abschnitte über die körperliche Ausbildung der Jugend ein umfassender Bericht über die in den letzten zwei Jahren vorgenommene ärztliche Untersuchung der Schüler abgedruckt. Die Untersuchung nahmen (natürlich nach erfolgter Einwilligung der Eltern) zwei Universitätslehrer vor; Prof. Dr. Matiegka untersuchte die körperlichen Eigenschaften der Schüler im Pädologischen Institute der Stadt Prag, Dozent Dr. Lešer die Augen und das Gesichtsvermögen der Schüler auf der k. k. böhmischen Augenklinik. Die dabei gewonnenen Ergebnisse waren nicht nur für die genannte Anstalt, z. B. auch für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Schüler wichtig, sie sind auch von allgemeinem Interesse und deshalb wollen wir sie hier in Kürze wiedergeben.

Im städtischen Pädologischen Institute wurden die Schüler im Sinne eines umfassenden Fragebogens gemessen, gewogen, es wurde die gesamte Entwicklung des Körpers sowie sein Gesundheitszustand beobachtet und alles genau registriert und beschrieben. Prof. Matiegka äußert in seinem Berichte vorerst den Wunsch, daß auch für die Mittelschulen überall Schulärzte bestellt werden; es ist nicht immer der Fall, daß die Eltern selbst der körperlichen Entwicklung ihrer Söhne die nötige Aufmerksamkeit widmen.

Während der vorgenommenen Untersuchung wurden bei 70 Schülern (von der Gesamtzahl 250) verschiedene wenig wichtige Krankheitserscheinungen und Gebrechen konstatiert, darunter auch öfteres Kopfweh und Nasenbluten; nach Prof. Matiegka sind dieselben aber durchaus nicht der Anstrengung der Schüler in der Schule oder bei der häuslichen Arbeit zuzuschreiben, denn sie sind gerade bei den Schülern der Oberklassen ziemlich selten.

Die Körperhöhe ist natürlich individuell; durchschnittlich ist der jährliche Körperzuwachs bei den Schülern vom 10. bis zum 14. Lebensjahre größer (bis 7·1 cm) als nach dem 15. Lebensjahre, wo der Körper langsamer bis zu seiner definitiven Höhe heranwächst (jährliche Differenz höchstens 2·8 cm). Das Körpergewicht hält keineswegs gleichen Schritt mit dem Wachstum in die Höhe; die jährliche Zunahme des Gewichtes pflegt gerade in den Lebensjahren größer zu sein, in denen der Körper langsamer wächst.

Die Distanz der nach rechts und links gestreckten Arme näherte sich auch hier so ziemlich der Körperlänge, die bei den heranwachsenden Schülern sowie bei Erwachsenen um einige Zentimeter kürzer zu sein pflegt. Die Schwankungen in den Verhältnissen dieser beiden Dimensionen sind natürlich in keiner Beziehung zu der körperlichen Konstitution oder Gesundheit.

Größere Körperlänge und größeres Gewicht sind teils ererbte, teils durch bessere Ernährung und sonstige günstige Lebensbedingungen erworbene Eigenschaften. Ungünstige hygienische Verhältnisse (schlechte Wohnung u. a.), ungenügende Ernährung und Kränklichkeit, dann auch ererbte schwächliche Konstitution haben ein geringeres Gewicht und Körpermaß zur Folge. Weder das Studium noch die Schule haben auf die Entwicklung des Körpers der studierenden Jugend einen solchen Einfluß, den man ihnen gewöhnlich zuschreibt; nicht nur beim körperlichen Gedeihen, sondern auch bei geistigen Fortschritten sind in erster Reihe die angeborene Konstitution und körperliche Gesundheit die entscheidenden Faktoren. Die Eltern begehen einen argen Fehler, wenn sie glauben, daß jeder schwächliche Knabe, der zu keinem Handwerke taugt, gerade zur Studentenlaufbahn geeignet sei. Auch das Studium erfordert vor allem körperliche Tüchtigkeit und Gesundheit. Und für die Schüler folgt auch aus diesen Untersuchungen der Rat, sie sollen das kostbare Gut ihrer Gesundheit hüten und beschützen, wenn sie die höchste geistige Leistungsfähigkeit und Vollkommenheit erreichen wollen!

Ebenso wichtig sind die Ausführungen des Augenarztes. Dr. Lešer untersuchte die Augen der Schüler auf Grund der neuesten Methoden und wissenschaftlichen Hilfsmittel. Vor allem handelte es sich darum, ob die Augen in der Schule und bei der Arbeit (Lesen, Schreiben) wirklich so sehr „verdorben" werden, wie man gewöhnlich annimmt, ob es überhaupt die sogenannte Schulmyopie (durch die Schule verursachte Kurzsichtigkeit) gibt. In seiner anderswo publizierten Arbeit über die Entwicklung des Menschenauges hat Dr. Lešer gezeigt, daß dessen Form vom Anfang seines Wachstums bis zu seiner Vollendung nicht stets die gleiche ist, daß es verschiedene Entwicklungsphasen durchläuft. Schon im embryonalen Zustande ist das Auge an der äußeren (temporalen) Seite auffallend konvex, ja es bildet sich da ein förmliches Staphylom, wie man es bei einem sehr kurzsichtigen Auge (mit dem sogenannten *Staphyloma posticum*) findet. Diese einseitige Wölbung des Augapfels gleicht sich zwar in den weiteren Entwicklungsstadien meist ein wenig aus, aber

sie kann auch fortdauern oder gar noch auffallender werden. Daraus zieht Leŝer den Schluß, daß das menschliche Auge seiner Anlage nach kurzsichtig ist; aus verschiedenen, uns nicht völlig bekannten Gründen kann es durch Entwicklungsstörung das embryonale Staphylom behalten und kurzsichtig bleiben. Selbst unter den Säuglingen fand Leŝer 14% kurzsichtige Individuen.

Bei der vorgenommenen Untersuchung unserer 259 Schüler (518 Augen) waren 208 Augen normal, 98 fernsichtig, 143 kursichtig; außerdem wurde Astigmatismus verschiedener Art vorgefunden. Die höchste Stufe der Fernsichtigkeit fand Leŝer bei den Schülern vom 14. bis zum 19. Lebensjahre, den höchsten Grad der Myopie vom 14. bis zum 18. Lebensjahre. In den beobachteten Fällen nahm die Zahl der kurzsichtigen Schüler vom 10. bis zum 13. Lebensjahre zu, aber dann fängt sie wieder erst vom 15. Lebensjahre an größer zu werden (das stimmt mit der bekannten Tatsache überein, daß die Kurzsichtigkeit im gewissen Alter stehen bleibt und erst später wieder merkliche Fortschritte macht), obzwar die hygienischen Verhältnisse in der Schule, die Einteilung der geistigen Arbeit der Schüler und ähnliche äußere Gründe dazu wenig Anlaß geben. Ausführliche, in dem Jahresberichte tabellarisch geordnete Statistik dieser Befunde bekräftigt die hier angeführten Angaben Leŝers; sie unterstützt auch seine Beobachtungen über das ungleichmäßige Wachsen des Auges bei der Jugend und führt zu dem Schlusse, daß die Kurzsichtigkeit der Schüler eher durch diese Art der Augenentwicklung, als durch die Anstrengung der Augen bei der jetzt immer mehr und mehr beschränkten häuslichen Arbeit der Schüler verursacht wird. Die gewiß seltenen Ausnahmen von dieser Regel haben da keine besondere Bedeutung. „Es gibt keine Schulmyopie" — so schließt Dozent Dr. Leŝer seinen Bericht an die Direktion der Anstalt.

Prag F. Bayer.

Dr. L. Krebs, Katholischer Religionsunterricht.

G. T. Haberl, Evangelischer Religionsunterricht (Praktische Methodik für den höheren Unterricht. Herausgegeben unter Mitwirkung von Schulmännern von August Scheindler in Wien. Band: Methodik des Unterrichts in der Religion). Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1914. IX, 127 und 47 SS. Gr.-8°.

Es war ein glücklicher Gedanke, in demselben Buche zwei Vertreter der christlichen Religionslehre zum Worte kommen zu lassen, aber der Vollständigkeit halber hätte ebenso dem mosaischen Religionslehrer ein Plätzchen erübrigt werden sollen. Das von Scheindler besorgte Sammelwerk erfreut sich auch in Deutschland eines so guten Rufes, daß man dem vorliegenden Bande die besten Erwartungen entgegenbringen darf. Und man wird hierin nicht nur nicht enttäuscht, sondern gewinnt die Überzeugung, daß die Arbeiten in bewährte Hände

gelegt wurden. Krebs ließ die seinige mit dem kirchlichen „Imprimatur" versehen, eine Vorsicht, die vielleicht überflüssig war. Hier handelt es sich nämlich nicht um Glaubens- und Sittenlehren, sondern lediglich um die Art, wie unterrichtet werden soll, also um Erörterungen, die mit der kirchlichen Autorität nichts zu tun haben. Das nur nebenbei. — Daß die bisherigen Methoden mitunter verbesserungsbedürftig waren, wird nicht leicht bestritten werden können. Krebs und Haberl haben ihr Bestes geleistet und die Wege aufgezeigt, die begangen werden müssen, um auch diesen bisher etwas vernachlässigten Gegenstand auf eine entsprechende Höhe zu bringen. Es muß gleich bemerkt werden, daß viel zu sehr das Hauptgewicht auf ein mechanisches Auswendiglernen der Lehrtexte gelegt wurde. Beide Autoren nun sind sich darüber einig, daß das Memorieren auf die engsten Grenzen eingeschränkt werden und die Wiederholung die Form eines Zwiegespräches zwischen Lehrer und Schülern annehmen müsse. Daß dieser Gedanke in gewissen höheren Kreisen als wenig fruchtbare „Neuerung" gering geschätzt werden dürfte, scheint daraus zu folgen, daß K. den völlig richtigen Gedanken wieder abzuschwächen sucht, indem er meint, man könne zuweilen „eine ganze Lektion aufsagen lassen" (S. 28). Ref. erinnert sich lebhaft an eine Religionsprüfung, die vor mehreren Jahren vor einem hohen Kirchenfürsten gehalten werden mußte. Sie bestand im schnellen Herabsagen vorher eingelernter Fragen, worüber derselbe seiner vollen Befriedigung über den „schönen Unterrichtserfolg" Ausdruck gab. Um so erfreulicher ist es, daß die meisten Religionslehrer mit dieser völlig veralteten Methode, wenn man das überhaupt Methode nennen kann, endgiltig brachen.

Soviel ist sicher, daß der Eindruck, den die Schüler in den untersten Klassen gewinnen, für die Folgezeit entscheidend werden kann. Das setzt aber voraus, daß sich der Religionslehrer vorerst klar wird, in welcher Verfassung er seine Schüler übernimmt. Gleich bei dieser Umschau zeigen sich entgegengesetzte Voraussetzungen bei K. und H. K. ist geneigt anzunehmen, daß seine Schüler die religiösen Wahrheiten „ohnehin glauben" (S. 20). H. gesteht, daß in unserer Zeit die Hochachtung vor der Kirche und den heiligen Überlieferungen längst und weithin verschwunden und häufig in Argwohn und Feindseligkeit verkehrt sei (S. 9). „Der Religionslehrer von heute", schreibt H., „ist nicht so sehr Katechet als vielmehr Evangelist" (S. 10). Der Standpunkt H. ist diesmal erfahrungsgemäß für viele österreichische Kronländer der richtige: Die religiösen Bedürfnisse sind vielfach auf einen geradezu erschreckenden Tiefstand gesunken!

In maßgebenden Kreisen hätte man sich längst schon die Frage vorlegen sollen, welche Faktoren zersetzend wirken. Es ist nämlich psychologisch unbegreiflich, daß eine geistige Richtung, von Jugend an gepflegt, plötzlich, fast unmittelbar nach dem Verlassen der Schule verschwindet. Ist die Religion Jesu Christi, die Jahrhunderte lang die Völker begeisterte, ihr Tun und Lassen durchdrang und selbst in der Sterbestunde, wenn alle Vorstellungen erblassen, seine alte Kraft bewahrte, nun ohnmächtig geworden? Ist die Natur des Menschen eine andere geworden

oder sind die ewigen Denkgesetze morsch in sich zusammengebrochen? Wir werden der Lösung des Rätsels näher kommen, wenn wir untersuchen, was den Schülern in den untersten Klassen geboten wird und ob das Gebotene imstande ist, das Gemüt dauernd zu beeinflussen. Unseres Erachtens liegt die Ursache der späteren Interesselosigkeit in der Herübernahme des öden Katechismusunterrichtes von der Volksschule. Es ist das einzige Buch im Mittelschul-Bücherkataloge, das die gänzlich veraltete Methode von vorgedruckten Fragen und Antworten zur Grundlage hat und seit mehr als einem halben Jahrhundert keine verbesserte Auflage erlebte. Bedenkt man, daß die Katechismen zur Zeit des heftigsten Streites zwischen Katholiken, Lutheranern, Calvinisten und Zwinglianern entstanden, so wird die Frage berechtigt sein, welchen Wert es hat, gegen Angriffe gewappnet zu werden, wenn solche jetzt gar nicht erfolgen. Die Tendenz der einzelnen Antworten ist völlig unverständlich, wenn man mit den Anschauungen Luthers und der anderen Reformatoren nicht vertraut ist. H. will ihm wenigstens einigen Raum angewiesen wissen, obwohl er ihn als Antiquität bezeichnet (S. 16). K. bedauert, daß keine für die jungen Mittelschüler verfaßten und den elementaren Religionsunterricht behandelnden Lehrbücher vorhanden sind (S. 46). Unter solchen tristen Verhältnissen, die längst schon den bischöflichen und erzbischöflichen Ordinariaten bekannt geworden sein sollten, ist es schwer, eine erstklassige Methodik für den Religionsunterricht zu verfassen. K. kommt wenigstens der Lösung der brennenden Frage sehr nahe, wenn er (S. 69) den bisher gebrauchten Lehrbüchern eine unglückliche Auswahl des Stoffes vorwirft und darauf hinweist, daß auf die eben „moderne“ Richtung der Anschauungen Rücksicht genommen werden müsse.

Dieser Gedanke braucht bloß folgerichtig durchgeführt werden und die veraltete Auswahl und Methode lösen sich von selbst auf. Wegen der modernen Betonung der „Natur“ und des „Natürlichen“ muß schon beim Elementarunterrichte hier eingesetzt werden. Es erscheint uns unbedingt nötig, den Begriff „Welt“ eingehend zu besprechen, bevor zur Lehre von der „Schöpfung“ übergegangen wird. Die Schüler werden nur dann eine wenigstens beiläufig richtige Vorstellung von der Majestät Gottes erlangen, wenn ihnen einiges über das Gigantische des Kosmos beigebracht wurde. Ebenso wie der „Gottesbegriff“ von Stunde zu Stunde klarer hervortreten wird (S. 58), kann auch gezeigt werden, daß derselbe Begriffswandel sich in der Auffassung der Menschheit überhaupt vollzog, daß mithin das „Bild Gottes“ sich allmählich verdeutlichte (S. 58). Insoferne ist die „Geschichte des alten Bundes“ lehrreich, nicht bloß wegen des „Fortschrittes der göttlichen Offenbarung“ (S. 56), sondern auch wegen des Fortschrittes der menschlichen Kultur. Es wäre ein bedenklicher Fehler, wenn die Schüler meinten, die Menschheit sei in früheren Jahrtausenden mit der unseren gleichgeartet gewesen. Eben weil der Untergrund, auf welchem die heiligen Personen standen, sein charakteristisches Gepräge durch den Zeitgeist der Jahrhunderte erhielt, muß auch auf ihn Rücksicht genommen werden.

Die Person und das Wirken des Heilands bleiben unverstanden. wenn nicht vor der evangelischen Geschichte die Zeitgeschichte im Judenlande beleuchtet wird. Die „Antiquitates" des Josefus Flavius sind für jeden Religionslehrer unentbehrlich. Selbstverständlich wird nicht Zeit übrig bleiben, um mit den Schülern auch nur bruchstückweise nach einer deutschen Übersetzung den Text durchzunehmen, aber der Religionslehrer muß sich wenigstens die lateinische Version zu eigen gemacht haben.

Das führt nun zur Behandlung der Geschichtsquellen, deren Gebrauch K. empfiehlt (S. 55, 63, 67, 85) und H. voraussetzt (S. 33 ff.). Einleuchtend ist, daß nicht der gesamte Quellenstoff herangezogen werden kann. Aber eben darin liegt die Schwierigkeit der Wahl, da jederzeit die Chronisten Parteimänner waren und die Frage um die Echtheit der Quelle mitunter viel umstritten ist. Wer in der böhmischen Literatur bewandert ist, wird wissen, wie hitzig der Streit eben jetzt über die Quellenverwertung der Cyrill-Methud-, der Bořiwoj- und Wenzelfrage geführt wird. Wer, um ein Bild Heinrichs IV. zu gewinnen, nur die sächsischen Berichte liest, wird sich nicht darüber mit einem anderen verständigen können, der bloß die *„Vita Heinrici IV. imperatoris"* eines unbekannten Verfassers zu Rate gezogen hat. Es ist richtig: Quellenbücher aller Art sind ungemein modern geworden, haben aber vom Standpunkte der kritischen Geschichtsforschung nicht den geringsten Wert.

Hingegen ist es sehr zu billigen, daß bei der Sittenlehre die Einteilung nach Pflichtenkreisen oder nach Haupttugenden empfohlen (S. 76) und ein besonderer Wert auf die Bedeutung der Gemütsbildung gelegt wird (S. 30 ff.). Es ist gewiß zulässig als „Grundforderung" für die Gemütsbildung das „reine Gewissen" zu bezeichnen (S. 32), obwohl es ebenso gut gewesen wäre, die Methoden zu besprechen, die unmittelbar die Liebe zu Gott und zu den Menschen entzünden. Freilich gehört, streng psychologisch genommen, die Liebe nicht zu den Gefühlen, sondern zu den Begehrungen.

Das Stundenbild: „Die Pflichten gegen Eigentum und Vermögen" (S. 80 ff.) ist mustergiltig bearbeitet, nur wäre vom juristischen Standpunkt das Merkmal „Heimlichkeit" beim Diebstahl zu tilgen. Übrigens kommt diese zu enge Begriffsbildung fast in allen katholischen Lehrbüchern, sogar im Katechismus vor. Daß der Mensch „arm" ins Dasein tritt (S. 81), trifft wohl öfters zu. Aber auf Grund der Erbfolgegesetze aller Staaten wird das Eigentumsrecht des Neugeborenen, ja sogar des noch Ungeborenen anerkannt, so daß der Mensch beim Eintritt ins Dasein ein mehrfacher Millionär sein kann, ebenso wie ihm etwa sämtliche Vorrechte des adeligen Hauses zufallen.

Was der Verf. über die Exhorten sagt (S. 93 ff.), wird die Billigung jedes erfahrenen Religionslehrers finden. Eine nähere Erörterung könnte nur die Frage verursachen, ob sie untereinander in einem konsequent geschlossenen Zusammenhang stehen sollen (S. 94). Möge die Beantwortung so oder anders ausfallen, soviel ist sicher, daß die Pflichten und Rechte der Schüler stets im Mittelpunkte der Erörterung stehen

müssen. Auch äußere Ereignisse können auf die Wahl des Themas bestimmend wirken. So wird jeder in den gegenwärtigen Kriegszeiten Exhorten erwarten, die die Vaterlandsliebe, den Mannesmut, den Opfersinn, den Gehorsam, Ergebung in Gottes Willen, Hoffnung und Großherzigkeit u. a. m. zum Gegenstande haben. Die Schüler müssen immer von sich sprechen hören. Daß auch die Berufswahl zu behandeln sein wird, wird keine Einrede erfahren, ebenso daß die Würde des Menschen mit der Ausübung eines jeden ehrlichen Berufes gewahrt bleibt.

Die vielseitigen Winke, welche K. zu geben in der Lage ist, werden zweifellos zur Herstellung einer vorzüglichen Methode beim katholischen Religionsunterricht beitragen. Nur darf man nicht vergessen, daß bei keinem Gegenstande die Voraussetzungen so mannigfache sind wie hier. Amtlich erscheinen die in Betracht kommenden Mittelschüler als „römisch-katholisch" eingetragen. In Wirklichkeit haben schon kleinere Bezirke ihre besondere religiöse Anschauung. Es ist nicht unrichtig, wenn H. von einem „Genossenschaftsgeist" jeder Klasse spricht (S. 10). Trotzdem weist jeder einzelne Schüler eine ganz bestimmte religiöse Veranlagung und Empfänglichkeit auf, die mit der im Hause herrschenden religiösen Richtung nicht parallel zu gehen braucht. Der religiöse Grundton wird schon in den verschiedenen österreichischen Kronländern nicht nach gleicher Skala gestimmt sein; ja, in demselben Kronlande ist die religiöse Voraussetzung ungleich, je nachdem Schüler zumeist aus der ländlichen Bevölkerung oder aus Fabriksorten zusammenströmen. Nur von diesem Gesichtspunkte ist die Praxis zu billigen, daß die Religionslehrerstellen nicht mit weit hergeholten Persönlichkeiten, sondern mit Diözesanen besetzt werden, die Land und Volk kennen. Insoferne gibt es keine allgemein giltige Methode für den Religionsunterricht: der richtige Takt läßt sich nicht aus Büchern lernen.

Der evangelische Religionslehrer schraubt sein Ziel zu hoch, wenn er verlangt, daß bei den Schülern einigermaßen „Selbstkenntnis", „Menschenkenntnis" und „Gotteskenntnis" erreicht werden sollen (S. 13). Vielleicht ist diese Forderung nicht völlig ernst zu nehmen, denn ganz richtig wird, angemessen der kindlichen Auffassung, gefordert, daß die Unterweisung nicht vom Katechismus ausgehe, sondern die Verwertung eines Geschehnisses aus der Heiligen Geschichte darauf hinziele (S. 15). Das an diese Worte geknüpfte Beispiel über den ersten Glaubenssatz zeigt deutlich, wie streng deduktiv H. beim Unterrichte vorgeht. Daß die erzählende und die analysierende Methode beim Bibelunterricht miteinander verbunden werden sollen (S. 25), ist schon deshalb zu billigen, weil bei einer längeren Erzählung leicht die Aufmerksamkeit erlahmen könnte, besonders wenn die Hauptpunkte von der Volksschule bekannt sind.

H. nimmt auch Rücksicht auf jene Elemente, die sich nur deshalb zu den Mittelschulen drängen, weil sie gewisse Rechte auf Grund der erworbenen Schulzeugnisse ansprechen können (S. 11). Daß diesen die Schule eine Qual ist und der Religionsunterricht erst recht, ist eine Erfahrung, die keinem Religionslehrer erspart bleibt. Insoferne ist es ihm

schwer, auch, oder wie K. (S. 110) meint, „in erster Linie Seelsorger" zu sein.

Beide Religionslehrer lassen ihren großzügig angelegten Ausführungen „Behelfe aus der katechetischen Literatur" folgen (K. S. 117 bis 127, H. S. 45 ff.). Die Verzeichnisse sind um so wertvoller, als deren Brauchbarkeit in der „Praxis der Mittelschule" erprobt wurde. Die äußere Ausstattung des Buches, das in keiner Mittelschulbibliothek fehlen darf, ist tadellos.

Pilsen. G. Juritsch.

Max Walter, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1912. X und 26 SS. 8°.

Die vorliegende Schrift ist ursprünglich zu dem im J. 1909 in Paris abgehaltenen *Congrès international de l'Enseignement des langues vivantes* erschienen. Die mehrfachen Fortschritte auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts haben den Verf., bekanntlich einen der verdienstvollsten Reformer, bewogen, eine Neuauflage seiner wertvollen Ausführungen zu veranstalten. Was Walter da, als Direktor der Frankfurter Musterschule, aus Erfahrung über die *Méthode directe* sagt, läßt sich nur verwirklichen, wenn jeder französische oder englische Lehrer das von ihm gelehrte Idiom vollkommen beherrscht. Man kann ihm nur beistimmen, wenn er billigen Schlagwörtern wie „Kellnerfranzösisch" oder „Bonnenmethode" energisch entgegentritt. Der Phonetiker Viëtor macht in einem Nachwort vom Standpunkt des Universitätslehrers geltend, daß die Lehrkanzeln und Lektorenstellen unbedingt vermehrt werden müssen. Selbstverständlich hat er dabei in erster Linie reichsdeutsche Verhältnisse im Auge.

Wien. W. A. Hammer.

Lesebuch zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Von Wilhelm Zenz. Wien 1913, Pichlers Witwe & Sohn.

Der Verf. des vorliegenden Lesebuches hat es unterlassen, in einem Vorworte über den eigentlichen Zweck des Buches und die Art seines Gebrauches einen Aufschluß zu geben. Ref. kann sich beides nicht anders denken, als daß im Anschlusse an einen zusammenhängenden Unterricht die in diesem Lesebuch getroffene Auswahl von Originalstellen aus pädagogischen Werken aller Zeiten als Substrat dienen soll für Diskussionen über erzieherische und unterrichtliche Probleme, die, materiell genommen, eine bloß sozusagen gegen Wahr und Falsch indifferente Aneignung der Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes verhindern und dabei doch das historische Wissen fördern mag, anderseits formal durch eine vom Lehrer zweckmäßig angeordnete Besprechung auf den Schüler bildend

einwirken soll. Daß dies die Absicht des Lesebuches sein dürfte, geht schon aus der großen Fülle des dargebotenen Lehrstoffes (etwa 75 Lesestücke, viele größeren Umfanges) hervor. Offenbar soll dem die Geschichte der Pädagogik vornehmenden Lehrer reichliche Gelegenheit geboten sein, nach seinem Ermessen und nach seinem Bedürfnisse für den Unterricht nur eine Auswahl aus diesen Originalstellen zu treffen.

Die Anordnung der Lesestücke ist chronologisch, so daß sie mit Originalstellen aus der griechischen Philosophie beginnt und mit solchen aus dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts endet. Eine Äußerung Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I. über das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869 beschließt ihre Reihe. Auch die Auswahl der Lesestücke zeigt eine große Mannigfaltigkeit. Neben Äußerungen berühmter Männer über Schule und Erziehung finden sich Aphorismen und Kernsprüche, neben Abschnitten aus Lehr- und Methodenbüchern über Pädagogik und Erziehung Schulordnungen, Instruktionen aus verschiedenen Zeiten, neben Stellen aus Selbstbiographien Briefe über Erziehung und Unterricht, kurz ein reicher Stoff, um durch das „lebendige“ Wort das Interesse für die Zeit, die eben in der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts behandelt wird, rege zu machen und zu stärken.

Aber nicht nur für die Zeit der Unterweisung in den Jahren der Lehramtskandidatur, sondern auch nach dem Abgange aus dem Pädagogium wird die mit großem Fleiße und großer Umsicht durchgeführte Sammlung von instruktiven Belegen aus der pädagogisch-didaktischen Literatur als willkommenes Vademecum ihre nutzbringende Wirkung ausüben.

Wien. Gustav Spengler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Gebhardt, Altsprachliches Unterrichtswerk mit Schlüssel für Haus und Schule. Zweite Abteilung: Griechische Ergänzungsbücher mit Schlüssel. I. Teil: Der Grieche in Untertertia. Verfaßt von Georg Schmitz, Prof. am kgl. Gymnasium „Carolineum“ in Osnabrück. Leipzig 1911, Bernh. Liebisch.

Das Buch will nach dem Vorwort auf methodischem (hie und da auch induktivem) Wege vor allem den Schüler befähigen, den in der Klasse durchgenommenen Unterrichtsstoff durch häusliche Arbeit zu befestigen und zu vertiefen, wobei die Eltern mit dem „Schlüssel“ seine Fortschritte überprüfen können. Aber auch erkrankten Schülern sowie solchen, die sich privat auf den Besuch eines Gymnasiums vorbereiten, will das Buch dienen; endlich hofft der Verf., daß es auch Lehrern selbst dienen werde. Der Gedanke, dem die Abfassung des Werkes entsprungen ist, wäre, besonders wenn man den an erster Stelle genannten Zweck in Betracht zieht, recht gut zu nennen; ein derartiges Buch könnte z. B. auch dem Hauslehrer Dienste leisten. Nur scheint dem Verf. der erste Wurf nicht ganz gelungen zu sein, da im großen wie im kleinen sich mancherlei Verbesserungsbedürftiges ergibt.

Ich habe von den 184 Übungen des Buches die ersten 28, die *A*- und *O*-Deklination umfassend, genauer durchgearbeitet und will meine Verbesserungsvorschläge ihnen entnehmen. Die Schreibübungen läßt S. mit dem kleinen Alphabet beginnen: es entspricht nicht nur der tatsächlichen Schriftentwicklung, sondern scheint mir auch für das Erlernen des kleinen Alphabets praktischer, den umgekehrten Weg einzuschlagen; Buchstaben wie α, δ, ζ, ξ, φ bleiben leichter und schneller im Gedächtnis mit ihren von „deutscher“ wie „lateinischer“ Schrift so abweichenden Formen haften, wenn man zeigt, wie sich aus der Majuskel Α, Δ, Ζ, Ξ, Φ die Kursive entwickelt hat. Übung 9 wird unter Merke 1. die Betonungsregel für den Imperativ gegeben: „... zieht den Akzent so weit zurück, als es die letzte Silbe gestattet, also bis zur drittletzten Silbe“. Aber die Akzentregeln werden erst in der 11. Übung besprochen. Der „Akzent von ἐστιν und εἰσίν“ ist Gegenstand der 17. Übung; aber vorher sind bereits drei Sätze mit diesen Wörtern vorgekommen, 13 D 4, 15 D 6, 16 C 5, von denen zwei Gelegenheit zu fehlerhafter Betonung geben. In der 14. Übung wird folgende Regel gegeben: „Die Wörter der *O*-Deklination, welche im nom. sing. properispomena sind, werden im gen. und dat. aller numeri, sowie

im acc. plur. paroxytona, weil die Endungen dieser Kasus lang sind, also der Akzent nicht mehr auf der drittletzten Silbe stehen kann". Daß diese Regel auswendig gelernt werden solle, ist wohl nicht beabsichtigt; sie müßte ja auch später von der *O*-Deklination auf die dritte und überhaupt auf das ganze griechische Betonungswesen entsprechend erweitert und verallgemeinert werden; sie ist aber auch insofern unrichtig, als der Zusatz „also der Akzent nicht mehr auf der drittletzten Silbe stehen kann" überflüssig und in seiner Voraussetzung unmöglich ist, da ja (auf Grund der auch von S. 13, A. 3 angegebenen Regel) der Akzent auf der Silbe stehen bleibt, auf der er im nom. sing. steht, also bei einem Properispomenon ohnehin nicht auf die drittletzte Silbe zurücktreten kann. Die 13. und 14. Übung enthalten mehrere Sätze von dem Typus „die Sklaven trinken keinen (= nicht) Wein". Nicht der Inhalt des Satzes soll beanstandet werden, obwohl er offenkundig unrichtig ist, sondern der Mangel einer Anweisung über die Stellung der Negation, weil fast mit Sicherheit zu erwarten ist, daß der Schüler sie nach deutscher Weise nicht zum Prädikat setzt, wo sie im Griechischen steht. Warum wird erst in der 21. Übung bei Gelegenheit von ῥίζα dem Schüler eingeschärft, daß anlautendes ῥ immer den *spiritus asper* bekomme? Diese Anweisung gehört schon zum Abschnitt über das Alphabet. Ähnlich wird in der Anmerkung auf S. 20 die Bedeutung des Terminus Quantität der Silben erläutert; der Ausdruck war bereits auf S. 4 dem Schüler begegnet in der Frage: „Was versteht man unter Quantität der Silben?"

Es sind das vielleicht Kleinigkeiten; aber sie gewinnen m. E. ein anderes Aussehen, wenn man bedenkt, wer mit dem Buch arbeiten soll. Daß der Verf. die *O*-Deklination vor der *A*-Deklination behandelt, wie e in Deutschland unter den von ihm angeführten vier Übungsbüchern is. dreien geübt wird, in Österreich meines Wissens nur von Klement, haltn ich für gut; besonders wenn man die Paroxytona an die Spitze stellte, gewinnt man eine allmähliche Steigerung in der Schwierigkeit der Akzentbehandlung; und die paar Feminina kann man ja die Überleitung zur *A*-Deklination bilden lassen[1]). Aber das hat S. an einer anderen Stelle ganz wettgemacht, indem er von den *verba pura* in Üb. 77—79 ***futurum*** und ***aoristus I. activi*** bringt, die übrigen Formen aber nach einer Unterbrechung durch die Adjektiva, Adverbia, Zahlwörter, Präpositionen und Pronomina erst in Übung 125! Die *tempora secunda* werden, wie es ja wohl früher üblich war, erst nach Abschluß der ganzen Konjugation gebracht, anscheinend nach dem Vorgang der in Deutschland gangbarsten Übungsbücher; inzwischen haben in Österreich Schenkl-Weigel und auch Klement damit begonnen, sie nicht als nachträglich einzuübende „Ausnahmen" und „Unregelmäßigkeiten", sondern als organische Formen des Tempussystems aufzufassen und, da sich der starke Aorist in seiner Bildungsweise an das bis dahin bei den Schülern festsitzende Imperfektum näher anschließt als der sigmatische Aorist, die starken Formen vor die schwachen einzureihen. Dieser Vorgang, methodisch empfehlenswert, wäre auch dem „Griechen in Untertertia" anzuraten.

Ein Wort noch über die im Vorwort angekündigte Vertiefung des Lehrstoffes als Ziel dieses Buches. S. verzichtet[2]) überall auf die Möglichkeiten zur Vertiefung des Pensums, welche die Heranziehung der vergleichenden Sprachwissenschaft bot. Es ist vielleicht überflüssig, den Unterschied zwischen ε, ο und η, ω auch auf die Qualität dieser Vokale als geschlossener, bezw. offener Laute auszudehnen, da man ja *in praxi*

---

[1]) So, wie ich bemerke, auch Klement, der auch praktisch die Neutra an die Spitze stellt und ordnet: 1. Neutra, a) Paroxytona, b) Oxytona, Properispomena und Proparoxytona, 2. Maskulina, 3. Feminina, besser als S., der die Reihenfolge Maskulina, Feminina, Neutra hat.

[2]) Mit Ausnahme der Parallele ὦ θεός — *mi deus*, soviel ich sehe.

diesen Unterschied kaum beachten wird; aber die Deklinationen ohne einen einzigen Hinweis auf die Entsprechungen im Lateinischen abzutun, geht doch nicht an. Welche Schüler sind es denn, für die das Buch in erster Linie in Betracht kommt? Die schwachen nicht, weil die schon mit ihrem Schulbuch genug zu tun haben und kaum noch die in einem zweiten Buch gestellten Aufgaben werden bewältigen können; aber für die besseren und für Privatisten müßte eine solche Behandlung mit steter, ihrer Natur nach doch unobligater Beziehung auf lateinische Analogien zweifellos sehr fesselnd und interessefördernd sein. Daß mit dieser Erweiterung des Lehrstoffes 13—14jährigen Jungen zuviel zugemutet sei, wird man doch nicht behaupten wollen. Die Übungssätze sind außer dem bereits oben angeführten Beispiel auch sonst nicht immer inhaltlich einwandfrei: 10, 11 *φεῦγε τοὺς λίθους*. 29 D 6: Die Reden sind sichere Zeichen edler Freunde. 118 B 6: Welchen Übeln entfliehet ihr?

Also wie gesagt, der Gedanke des Werkes ist nicht schlecht, aber die Ausführung läßt zu wünschen übrig. Ausstattung und Papier sind gut, der Druck sorgfältig überwacht.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Bertold Maurenbrecher und Reinhold Wagner, Grundzüge der klassischen Philologie. Band III, 1. Abteilung: Reinhold Wagner, Geschichte der griechischen Literatur, 1. Hälfte: Die Literatur der klassischen Zeit. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Violet 1911. 352 SS. 8°. Preis Mk. 5·50.

Als ich im Jahrgang 1911 dieser Zeitschrift S. 306 ff. den ersten Band dieser Grundzüge anzeigte, habe ich grundsätzlich erklärt, daß die ganze Anlage mit ihren dürren Listen von Namen und Titeln, die nur teilweise von zusammenhängender Darstellung unterbrochen werden, verfehlt ist oder doch den heutigen Anforderungen an den Betrieb unserer Wissenschaft nicht mehr entspricht. Mein Urteil über den vorliegenden Band kann nicht günstiger lauten, weil die Anlage wesentlich dieselbe ist. Eine Zuschrift des Verlags bestätigt nur diesen Sachverhalt: „Die Behandlung mußte dem Plan des Gesamtwerks entsprechend im ganzen eine pinakographische sein, d. h. sich beschränken auf kurze biographische und bibliographische Notizen. Daran schließen sich ausführliche, wenn auch nicht vollständige Verzeichnisse der einschlägigen Literatur; die Titel sind nach Möglichkeit nachgeprüft worden. Strenge Folgerichtigkeit in der Schreibung der antiken Namensformen hat sich nicht durchführen lassen. Bei den Literaturzusammenstellungen sind Inhaltsangaben in runden, Urteile in eckigen Klammern beigefügt. Von der ausländischen Literatur konnten nur besonders wichtige Werke berücksichtigt werden". Ich erkenne gerne an, daß der neue Bearbeiter sich alle Mühe gegeben hat, die Literaturangaben bis auf die Gegenwart herabzuführen und auch, soweit ihm Platz gegönnt war, die neueren Forschungen zur Geltung zu bringen; aber ich glaube, auch er wird mir rechtgeben, daß diese Literaturgeschichte weder fürs Studium noch zur Einführung empfohlen werden kann, sondern sich höchstens als Nachschlagewerk eignet.

Innsbruck. E. Kalinka.

Die Sermonen des Q. Horatius Flaccus. Deutsch von C. Bardt Vierte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1914. Preis brosch. 4 Mk.

Die dritte vermehrte Auflage der Übersetzung der Sermonen des Horaz, die uns Bardt geschenkt hat, war 1907 erschienen. Nach kaum sieben Jahren ist bereits eine vierte notwendig geworden, Beweis dafür, daß sich das Buch, dem es anfangs an Widerspruch nicht gefehlt hatte, seinen Leserkreis erworben hat. Sei es nun, daß Bardt durch sein kürzlich erschienenes Buch: 'Römische Charakterköpfe' (Leipzig, bei Teubner) zu sehr in Anspruch genommen war, sei es, daß er an seiner Horazübersetzung nichts mehr zu bessern fand, gleichviel, die neue Auflage ist unverändert. Mit der Feststellung, daß die Druckfehler der vorausgehenden, auch die auf der letzten Seite nicht verzeichneten (z. B. S. 107, Z. 18 v. u.; S. 220, Z. 15 v. u.), beseitigt, Format, Umfang, Druck und Ausstattung des Buches ebenso wie der Inhalt gleich geblieben sind, ist die Aufgabe dieser Anzeige auch erschöpft.

Wien. Karl Prinz.

Jugendschatz, herausgegeben vom Deutschen Landeslehrerverein in Böhmen. Verlag von Paul Sollors Nachfolger in Reichenberg i. B. 4. Band: Schwänke von Hans Sachs. 6. Band: Der arme Spielmann von Franz Grillparzer.

Gute, für die Jugend geeignete Werke älterer und auch neuerer Literatur werden von sachverständiger Seite ausgewählt, mit guten Illustrationen und bestem Druck ausgestattet und hübsch gebunden. Die Ausgabe kann bestens empfohlen werden.

Sammlung wertvoller Literaturwerke in C. F. Amelangs Taschenbibliothek für Bücherliebhaber. Leipzig.

Die allen modernen Anforderungen entsprechende Sammlung hat handliches Format, schönen Leinenband, dickes, aber leichtes Papier und guten Druck. Diese Vorzüge und der Einheitspreis von 1 Mk. für den Band (in Leder 2 Mk.) werden den Bändchen viele Freunde gewinnen. Was die Auswahl betrifft, so begegnet man meist guten Bekannten. Goethes Faust, Hermann und Dorothea, Frau Rats Briefe, Schillers Liebesfrühling (Brautbriefe), Eichendorffs Gedichte und Aus dem Leben eines Taugenichts, Heines Buch der Lieder, Martin Greifs Liedertraum, Stifters Hochwald und Waldsteig, Mörikes Mozart auf der Reise nach Prag usw. Jeder Band hat eine kurze Einleitung von berufener Feder.

Wien. Lilli Radermacher.

Josef Feldmann, Deutsche Musteraufsätze. Eine Sammlung von Stilübungen und Entwürfen. Cöln 1913, Verlag von J. P. Bachem. 255 SS. 8°. Preis Mk. 3, geb. Mk. 3·40.

Von der untersten bis zur obersten Stufe ein Kompromißwerk: Auf der alleruntersten Stufe der rein reproduktive Aufsatz, ein Stückchen weiter der Erlebnis- und Beobachtungsaufsatz im Sinne von Jensen und

Lamszus, Schmieder und Valentiner, auf der obersten Stufe eine Wiedergeburt der totgesagten Chrie — kurz überall werden Brücken in die Vergangenheit und die neueste Gegenwart geschlagen, was dem einheitlichen Charakter des Werkes gewiß nicht förderlich ist. Die vorgelegten Aufsatzproben sollen fast durchwegs von Schülern stammen. Eine ganze Reihe erweckt nicht den Eindruck selbständiger Arbeit. Auf eine besonders schwere Probe wird der Glaube bei den geschichtlichen Aufsätzen gestellt. Unter den Themen tauchen in überwiegender Menge alte Bekannte aus allen möglichen Aufsatzbüchern auf, die Zahl der Originalthemen ist gering. Für die Oberstufe ist verhältnismäßig am besten, für die Mittelstufe fast gar nicht, für die Unterstufe schwach gesorgt. Eine einleitende Plauderei über Sprachgebrauch und Logik, die sich größtenteils auf Engels deutsche Stilkunst, auf Gloel und Andresen (Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit) gründet, ist recht anregend.

Wien. Dr. Adolf Watzke.

H. Bornecque, B. Röttgers und Th. Riehm, Livre de lecture pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme siècles. Tome II: Dix-Neuvième Siècle. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. V und 361 SS. Preis 4 Mk.

Der vorliegende zweite Teil des Werkes ist gleich dem ersten Bande ein recht brauchbares Buch. Den Texten ist ein literaturgeschichtlicher Abriß vorangestellt, der, soweit dies bei der knappen Fassung möglich ist, die wichtigsten Strömungen in der französischen Literatur des XIX. Jahrhunderts klarzulegen sucht. Zahlen- und Namenanhäufungen sind vermieden. Die Bedeutung André Chéniers wird wohl ein wenig überschätzt. Die Texte, welche mit den *Précurseurs du Romantisme* beginnen und mit M. Maeterlinck schließen, sind gut gewählt. Erfreulich sind die den Texten vorangehenden biographischen Einleitungen. Die Verfasser behandeln den Dichter nicht nach dem üblichen Schema, sondern suchen in aller Kürze ein Bild der literarischen Persönlichkeit zu geben. Diese Art biographischer Einführung unterscheidet sich sehr vorteilhaft von der Behandlung, die den Poeten in manchem verbreiteten „Leitfaden" widerfährt. Die den Texten angeschlossenen „*Synchronismes*" sowie die sorgfältig gearbeiteten „*Notes*" erhöhen den Wert des Werkes.

Die Anmerkungen könnten allerdings noch kürzer gefaßt werden. Wörter wie 227_{29} *store*, 233_{10} *barbiche*, 235_{14} *capiteux* u. a. m. sind nicht allzu selten und werden in den gangbaren Wörterbüchern hinreichend erklärt.

Das vorliegende Buch gehört wegen der Reichhaltigkeit und glücklichen Auswahl der Texte sowie der gediegenen Bearbeitung des Stoffes zu den vortrefflichsten seiner Art.

Warnsdorf. Hans Hartmann.

Fürstabt und Erzbischof. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Fränkischen Kaiser von Karl Henkelmann. Mit 8 farbigen Vollbildern und 2 Textbildern von Prof. Hans W. Schmidt. 166 SS. Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig 1912. Preis geb. 4 Mk.

Jugendschriften auf historischer Grundlage können in der Regel als wertvolle Bildungsmittel gelten. Grundbedingungen sind — wie bei

jedem belletristischen Schaffen —, daß die Erzählung an sich mit künstlerischem Geschick entworfen und durchgeführt ist, daß die geschichtlichen Tatsachen bei aller Idealisierung und Zusammenfassung unverfälscht und der Jugend verständlich hervorleuchten und eine geschmackvolle Redeweise zu Phantasie und Herzen spricht. Die Helden vorliegender Erzählung, die obigen Forderungen großenteils entspricht, sind der wackere Abt Udalrich des Klosters Lorsch und sein ehrgeiziger Gegner, der bekannte Erzbischof Adalbert von Bremen. Ihr Ringen in der aufgewühlten Zeit des jugendlichen Königs Heinrichs IV. bildet den Hauptinhalt. Damit ist die vollständige Geschichte der berühmten Abtei Lorsch geschickt verknüpft. Der jugendliche Leser wird ja vielleicht die gelehrten Zutaten (im Texte und in den Anmerkungen) nicht so zu schätzen wissen wie ein Erwachsener, doch stören sie wenig und beweisen auf jeden Fall das sorgfältige Studium, das der Abfassung vorausging. Die Gesinnung, von der die kulturgeschichtliche Erzählung getragen ist, verdient ebenso wie die Ausstattung des Buches (besonders der Bilderschmuck) alle Anerkennung.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Josef Villgrattner, Repetitorium der Geschichte des Altertums. Ein Hilfsbuch für Mittelschüler der oberen Klassen und für den Selbstunterricht. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1913.

Das Büchlein ist im großen und ganzen ein Auszug aus dem ersten Teile von A. Zeehes Lehrbuch der Geschichte. Auf 111 Oktavseiten wird der dort gebotene Stoff zusammengefaßt. Die Diktion ist manchmal infolge des Zusammendrängens mehrerer Gedanken in einen Satz nicht leicht verständlich. Bei Schülern, die nach Zeehes Lehrbuch studierten, wird das Buch seinen Zweck erfüllen.

Meran. Gemalt von Prof. Franz Kuna. Verlag der österr. Lehrmittelanstalt.

In der Größe 70 × 100 ausgeführt, entspricht das Bild sowohl in Bezug auf die technische Durchführung als auch hinsichtlich der Charakterisierung einer typischen geographischen Gegend mäßigen Anforderungen, Ein besonderer Gewinn wird es für den erdkundlichen Unterricht nicht sein.

Wien. J. Müllner.

Ebene Trigonometrie zum Selbstunterricht von Paul Crantz, Prof. am Akademischen Gymnasium zu Berlin. Mit 50 Figuren im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914 („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 431. Bändchen).

Dieses Werkchen ist für den Selbstunterricht ganz geeignet. Es enthält die wichtigsten Lehren der ebenen Trigonometrie in jener leicht faßlichen Darstellung, die von den österreichischen Mittelschullehrern schon vor vielen Jahren herausgebildet worden ist. Für uns Österreicher enthält das Buch daher weder etwas Neues noch irgend eine Anregung: anders steht es damit natürlich in Deutschland.

Im einzelnen bemerke ich nur folgendes. Das Messen einer Strecke mit einer Maßeinheit wird (S. 2 ff.) dadurch erklärt, daß man die Maßeinheit auf der Strecke aufträgt, so oft es geht. Die Anzahl der Auftragungen ist die Maßzahl, diese also wesentlich eine ganze Zahl. Mehr wird nicht gesagt, nichts von der Möglichkeit eines Restes, nichts natürlich von irrationalen Maßzahlen. Will man auch die letzteren ganz verschweigen, so ist es doch zu kühn, auch die gebrochenen nicht zu erwähnen. Bei der Herleitung des Kosinussatzes (S. 53 f.) wird auf den verallgemeinertenPythagoreischen Lehrsatz der Planimetrie zurückgewiesen: das ist ein Rest von der alten Systematik um jeden Preis. Man erhält den Kosinussatz und damit den verallgemeinerten Pythagoreischen Lehrsatz auf geradem Wege durch einfache trigonometrische Betrachtungen.

Wien. R. Suppantschitsch.

G. Firtsch, Leitfaden der allgemeinen Lebenslehre für Mädchenlyzeen. Mit 9 Tafeln im Farbendruck, 8 Doppeltafeln in Schwarzdruck und 65 Abbildungen im Text. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1914. Preis geb. 2 K.

Das vorliegende Buch enthält die systematische Übersicht über das Pflanzen- und Tierreich mit einer kurz gehaltenen Charakteristik der einzelnen Gruppen, ferner die Grundzüge der Anatomie und Biologie der Pflanzen und Tiere. Wegen der geringen Stundenzahl, welche dem Lehrer auf dieser Stufe zur Verfügung steht, konnten selbstverständlich nur die wichtigsten biologischen und anatomischen Einzelheiten in Betracht kommen. Die Auswahl, welche der Verf. getroffen hat, kann eine glückliche genannt werden. Da auch die Ausstattung des Buches geradezu prachtvoll ist, dürfte es in den weitesten Kreisen Anerkennung und Verwendung finden.

Wien. H. Vieltorf.

Die volkstümlichen Übungen im Turnen der Frauen und Mädchen. Von Ernst Strohmeyer, städtischem Oberturnlehrer in Dortmund. Mit einem Titelbild und 101 Abbildungen im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912. Preis kart. Mk. 1·40.

Ernst Strohmeyers treffliches Buch „Turnen und Spiel", dessen beide Auflagen auch in dieser Zeitschrift günstige Anzeige erfuhren, hat auch an unseren Schulen weite Verbreitung gefunden und hat da zur richtigen Auffassung und Ausführung der nun auch bei uns immer mehr durchgreifenden turnunterrichtlichen Reformen nicht unerheblich beigetragen. Schon hier wurde den volkstümlichen Übungen wie selten in einem Buche umfassend fachkundige Behandlung zuteil, was dem Turnbetrieb ohne Turnhallen und insbesondere den einfachen Verhältnissen der Landschulen sehr zustatten kam.

Hier liegt uns eine förmliche Fortsetzung dieses Turnbuches vor. indem der Verf. die volkstümlichen Übungen der Frauen und Mädchen einer selbständigen Bearbeitung unterzieht und den vorher gegebenen Übungsstoff volkstümlichen Turnens um ein Wesentliches bereichert.

Die Erfahrung hat, wie der Verf. im Vorwort zu seinem neuen Turnbuch mit Recht äußert, in mancher Beziehung gezeigt, daß der

Betrieb des Frauen- und Mädchenturnens in einzelnen Punkten von dem des Männer- und Knabenturnens sich wohl unterscheide; selbst die Technik der Übungen müsse da und dort den körperlichen Verhältnissen des weiblichen Geschlechtes angepaßt, nicht selten erst eigenartig gestaltet werden.

Dieser mehr physiologischen als erziehlichen Rücksicht sucht der Verf. im vorliegenden Büchlein nach Tunlichkeit gerecht zu werden. Das zeigt sich schon in der Einführung, wo zunächst über die Berechtigung dieser Übungen gesprochen wird. Im wesentlichen wird man da in allem den Anschauungen des Verf. beistimmen können. Über den Betrieb der Übungen wird da eine Reihe trefflicher Anmerkungen gemacht. Im einzelnen wird es doch wohl noch einer genauen praktischen Erprobung bedürfen, inwiefern alles das den Übungen des männlichen Geschlechtes ohneweiters gleichzuhalten sei. Das gilt auch von dem, was im Anschluß hieran über die Zulässigkeit und die Wertung der auch auf diesem Gebiete zu beachtenden Wettübungen und Wettkämpfe geäußert wird. Der Verf. gibt selbst zu, daß noch manches durch die Praxis wird geprüft werden müssen, bevor darüber ein abschließendes Urteil gefällt werden darf.

Von den volkstümlichen Übungen wird das Laufen und Springen, das Werfen, Stoßen, Schlagen und Fangen und schließlich das Ziehen und Schieben in besonderen Abschnitten behandelt. Daß da manches gute Wort aus dem ersten Buch herübergenommen wurde, begegnet wohl aus Gründen einheitlicher Betriebsweise allgemeiner Billigung. Alle Ausführungen zeigen hier den erfahrenen und turnkundigen Fachmann, dessen Winken und Ratschlägen man, da sie auf vieljährige Erfahrung sich stützen, mit Überzeugung folgen wird. Stoffwahl und Stoffbehandlung befriedigen in vollem Maße und geben dem auch von der Verlagsbuchhandlung schmuck ausgestatteten und mit einer Menge zutreffender Bilder versehenen Büchlein das Gepräge eines echten Hilfsmittels für den richtigen Betrieb dieser Übungen. Es steht an Wert und Brauchbarkeit dem ersten Strohmeyerschen Buche in keiner Weise nach und kann allen Lehrern des Turnens an höheren Mädchenschulen, so insbesondere den Vertreterinnen dieses Faches an unseren Mädchenlyzeen nur auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. J. Pawel.

Programmschau.

88. **Joachim Tratter, Das Griechische in den Briefen Ciceros.** Progr. des Gymnasiums in Brixen 1913. 48 SS.

Der Verf. behandelt nach einer kurzen Einleitung in dem ersten, größeren Teile seiner Abhandlung die griechisch geschriebenen Stellen in Ciceros Briefen. Hier wird zunächst die Frage, warum und wozu Cicero Griechisches in seine Briefe eingestreut habe, ausführlich beantwortet. Was an Gründen angeführt wird, ist zwar nicht gerade neu, doch werden alle in Betracht kommenden Momente geschickt zusammengestellt und durch zahlreiche Beispiele illustriert. Hierauf werden die Eigentümlichkeiten des Griechischen in Ciceros Briefen behandelt, ein Abschnitt, der sich größtenteils an die Ausführungen Boltzenthals, *De Graeci sermonis proprietatibus, quae in epistulis Ciceronis inveniuntur* (Küstrin 1884) anschließt. Leider befriedigt dieser am wenigsten, weil der Verf. mit unzureichendem Vergleichsmaterial arbeitet und die sprachlichen Eigentümlichkeiten oft von unrichtigen Gesichtspunkten aus betrachtet. Auch die sich anschließende Behandlung der Eigentümlichkeiten Ciceros

im Zitieren griechischer Stellen hätte, wäre die Betrachtung nicht isoliert und auf Cicero beschränkt geblieben, wertvollere Ergebnisse geliefert. Im zweiten Teile werden dann die griechischen Wörter in lateinischem Gewande in drei Gruppen nach dem Alphabete zusammengestellt: 1. Griechische Lehnwörter, die im Lateinischen das Bürgerrecht hatten; 2. Griechische Fremdwörter, die Cicero nur in den Briefen gebraucht; 3. Griechische Fremdwörter, die Cicero auch in anderen Schriften gebraucht.

Wien. Karl Prinz.

---

89. **Dr. Ernst Hladny, Hugo v. Hofmannsthals Griechenstücke.** I. Teil. Progr. des Staats-Gymnasiums in Leoben 1910. 20 SS.

Diese überaus sorgfältige, mit eindringendem Nachempfinden den oft verschlungenen Wegen Hofmannsthals nachspürende, durch Auskünfte des Dichters selbst aufs wertvollste geförderte Arbeit beginnt mit einer auf Hofmannsthals Jugendwerke gestützten Analyse seines inneren Selbst, um die Fäden aufzuzeigen, die von der lyrischen Beschaulichkeit seiner Erstlingswürfe zu den hysterischen Greueln der „Elektra" führen. Schon in dem „Kleinen Welttheater" (1897 geschrieben, doch erst 1903 veröffentlicht) werden Töne laut, die aus dem Rahmen normaler Menschlichkeit hinaus in jene Grüfte weisen, aus denen Hofmannsthal der Rachedämon des Atridenhauses aufgestiegen ist, ähnlich im „Bergwerk zu Falun", wo E. T. A. Hoffmann unserem Dichter den Weg ins Grausen wies. Aber schon früher war er mit einer sehr freien Übertragung der „Alkestis" des Euripides (verfaßt 1893, in der „Wiener Rundschau" 1899 erschienen) in den Bezirk des Griechentums eingedrungen, gleich von Anfang an hier mit dem Wortlaut so frei schaltend wie in seiner späteren Ödipus-Übersetzung. In einer kurzen, aber gewandten Durchprüfung der deutschen Alkestis-Dichter vor Hofmannsthal weist Hladny nach, daß alle es peinlich empfanden, daß Admet bei den Griechen das Opfer seiner Gattin annimmt, und um diesen Punkt irgendwie herumzukommen trachteten, daß aber Hofmannsthal gerade hier mit seiner Seelenanalyse einsetzte und die Entkräftung von Admets Männlichkeit trotz seines titanischen Königsbewußtseins zu seinem Problem machte. Dann wird knapp ein 1905 in der „Schaubühne" veröffentlichtes Ödipus-Fragment besprochen, das älter als „Ödipus und die Sphinx" und von diesem wie von der Übersetzung des „Ödipus tyrannus" verschieden, ja, auch älter als die „Elektra" ist. Der Behandlung dieses Werkes wird wieder eine Durchmusterung seiner deutschen Vorgänger vorausgeschickt, mit welcher der erste Teil der Arbeit abbricht. Hladny ist sichtlich mit dem Herzen bei seinem Gegenstand, aber es sei anerkennend bemerkt, daß er bei aller Wärme für seinen Dichter die Übertreibungen gewisser moderner Wortführer, Hofmannsthals Griechen seien „griechischer als die des Sophokles", oder H. Bahrs sonderbare Doktrin vom Wesen des Griechentums scharf abweist. Mit einem sehr einleuchtenden Hinweis auf den Dietrich in Hebbels „Nibelungen" betont er das Bedenkliche, moderne Gedanken von Menschen einer grauen Vorzeit vortragen zu lassen. Ebenso treffend weist er mit Zustimmung des Dichters selbst auf Swinburne als dessen unmittelbaren Vorläufer für den Stil der „Elektra" und der Hofmannsthalschen Griechendramen überhaupt hin.

Wien. Alfred Nathansky.

90. Dr. Ernst Hladny, Hugo v. Hofmannsthals Griechenstücke. II. Teil. Progr. des Staats-Gymnasiums in Leoben 1911. 22 SS.

Diese Fortsetzung des im Vorjahr begonnenen Versuchs, den Nerv von Hofmannsthals vielumstrittenen Erneuerungen hellenischer Tragödien bloßzulegen, beschäftigt sich ausschließlich mit der „Elektra“, bei der Hladny zunächst einmal des modernen Dichters Ziele durch den Kontrast gegen den antiken zu veranschaulichen bemüht ist. Folgendes etwa sind seine Resultate: Hofmannsthal steigert, ja, er übertreibt die Verinnerlichung seiner Figuren, ihn interessiert nur ihr Zustand, nicht ihr Tun. Impression ist ihm alles; so sind alle Gestalten dieses Stückes, vornehmlich aber Klytämnestra und ihre Töchter, neben denen alles andere, selbst Orestes, bloße Hintergrundstaffage bleibt, von der Mordatmosphäre des Atridenpalastes betäubt; „der wichtigste Akteur ist diese Luft, die hinter und über der Bühne wie das griechische Schicksal alle Kolben des Stückes treibt“. Darum ist auch die griechische Sage und das Hellenentum überhaupt nicht stärker betont als unumgänglich notwendig; dafür drängt sich allenthalben der Märchenton in den Vordergrund, so bei der Schilderung der „bösen Märchenkönigin“ Klytämnestra und ihres orientalischen Gefolges, der herzenswarmen Magd, die dem verstoßenen Königskind die Füße salben und mit ihrem Haar trocknen will (zugleich einer der zahlreichen biblischen Anklänge!), der rohen Diener, die das unglückliche Schwesternpaar brutalisieren. Elektras Tanz rechtfertigt Hladny damit, daß ihre schon im Leid bis zum Zerreißen gespannte Sprache nach der Erlösung in Worten nicht mehr hätte überboten werden können; nur Musik — das hat ja nachher bekanntlich Richard Strauß gelockt — oder stumme, symbolische Aktion sei da noch möglich gewesen und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die dramatiscn stärksten Momente des Stückes, so als Klytämnestra die falsche Nachricht vom Tode des Orest erhält, die des stummen Spiels sind; ob das ein dichterischer Vorzug ist, bleibe dahingestellt. Sonst werden nach Swinburne zwei Gedichte Hebbels und der „Hamlet“ für manche Eigenheiten der Dichtung verantwortlich gemacht. Glänzend ist die Entwirrung des Charakters der Heldin, die Hladny gibt. Gegenüber der reinen Jungfrau des Sophokles, die die Götter anruft, damit nicht Scham hinsinke unter den Menschen, läßt Hofmannsthal seine Megäre schreien: „Ich habe keine Scham!“ Die Verderbnis, die sie an der Mutter verabscheut, ist in ihr Herz eingezogen, ihre Reden, die immer wieder um das Geschlechtliche kreisen, zeigen den Reiz, den sie allmählich darin empfinden gelernt hat, im Sumpfe zu wühlen. Dadurch, daß ihr der Geschlechtstrieb zuerst aus dem Lager gemeiner Sünde nahe trat, wurde ihr der Glaube an jede Reinheit, auch an die eigene, zerstört, sie ist Verfolgerin und Verfolgte, Schlagende und Geschlagene zugleich. Darum muß sie, die wie Klytämnestras Reflexphantom anmutet, auch mit der Vernichtung der Schuldigen zusammenbrechen, während des Sophokles Elektra von der Zukunft Glück und Frieden erwarten darf. Sehr richtig wird dann gezeigt, daß Hofmannsthals Chrysothemis, deren zum Weib erwachende Kindlichkeit sich so markant in der Wiederholung von Worten, Wortgruppen und Sätzen ausspricht, so gut wie gar nichts von ihrer griechischen Namensschwester übernommen hat, während ihre Mutter zwar bis fast ins Groteske gesteigert und jedes mildernden Zuges beraubt, aber doch in der Linie des Sophokleischen Vorbildes geblieben ist. Nur das ist ganz modern, daß sie jede Verantwortung für ihre Handlungsweise ablehnt („Taten! Wir und Taten! ... Erst war's vorher, dann war's vorbei — dazwischen hab' ich nichts getan“). Hladny hätte an Beer-Hofmanns Charolais erinnern dürfen, der ganz ähnlich schreit: „Nichts tat ich, es geschah“. Gewiß auf dem richtigen Wege ist unser Autor, wenn er das rein Medizinische in der Poesie ablehnt: Mit dem Worte „Hysterie“ sei nichts gesagt; es komme darauf an, den hinter den hysterischen Äußerungen arbeitenden

Seelenimpuls aufzuzeigen. — Feine Beobachtungen über Sprachkunst machen den Schluß; hier, aber auch in den schlagkräftigen und eigenartigen Bildern Hladnys merkt man, daß er nicht nur über einen Dichter schreibt, sondern selbst ein Stück Dichter ist. Ich kenne seinen (1912 erschienenen) Roman nicht, aber ich kann meinen Glauben an seine sprachliche Schöpferkraft auch mit ein paar Beispielen aus dem vorliegenden Aufsatz begründen: „Ich umging dies Wort, nicht um es auf dem breiten Fahrwege dieser Arbeit seitwärts zu drängen und am Geländer totzudrücken“ oder: „Partikeln neigen wie Hebebäume die Sätze zueinander“. Freilich laufen auch nicht ganz selten gar zu gewagte Wendungen unter: „Der Haß sei zu ihr schlimmer Bräutigam gewesen“, „ein schreiender Impuls“, „Verdornis“, „Seelenschwund“ und einmal heißt es gar: „Hamlet hatte bei der Konzeption Elektrens eine Rolle gespielt“. Mit Hladnys Ergebnissen, die sich vielfach auf Hofmannsthals eigene briefliche Angaben stützen können, wird man fast durchaus einverstanden sein dürfen: Die Bezeichnung des Stückes als impressionistische Tragödie aus der Schule Maeterlincks, zu der der Grieche nur den Rohstoff geliehen, erscheint mir ebenso richtig wie die Erklärung, Chrysothemis sei bei Hofmannsthal weit mehr als bei Sophokles, sie bedeute zwischen den beiden schwer beladenen Schalen Elektra und Klytämnestra das Zünglein an der Wage des ganzen Werkes. Widerspruch regt sich nur in Details: Gewiß sind bei dem Modernen Elektras sexuell gefärbte Geständnisse an Orest wenig delikat; wenn aber Hladny nach dieser Feststellung fortfährt: „Bei Sophokles wie bei Hofmannsthal macht der Pfleger ... dieser peinlichen geschwisterlichen Szene ein Ende“, so ist zu bemerken, daß bei dem Griechen von der geschlechtlichen Brunst der Elektra und somit von irgend welcher Peinlichkeit keine Rede ist. Wenn ferner der Erklärer das Eintreffen der falschen Todesnachricht bei Klytämnestra als die einzige „hochdramatische“ Szene des Stückes anspricht, so muß man schon den Dichter gegen seinen Deuter in Schutz nehmen, ganz abgesehen davon, daß der dem Bühnenjargon entnommene Ausdruck wie ein Fleck auf dem sonst so gewählten Sprachkleide der Abhandlung wirkt: Die „Elektra“ ist wirklich ein dermaßen durch und durch dramatischer Organismus, daß die Meldung vom Tode des Orest nur einen in der Reihe der sich unausgesetzt zu dem gewaltigen Schlußbild steigernden tragischen Schläge bedeutet.

91. Dr. Ernst Hladny, Hugo v. Hofmannsthals Griechenstücke.

III. Teil. Progr. des Staats-Gymnasiums in Leoben 1912. 20 SS.

Die Schlußabhandlung Hladnys beschäftigt sich mit den beiden Stücken, die Hofmannsthal dem Labdakidenmythos abgewonnen hat, der Tragödie „Ödipus und die Sphinx“ und der Bühnenbearbeitung des Sophokleischen „Oedipus Rex“. Wenn man mit Hladny das erstgenannte Werk für das bedeutendste hält, das dem Dichter bisher gelungen ist, so muß man um so mehr mit einiger Verwunderung bedauern, daß diesem Drama nicht eine ebenso tiefbohrende Analyse zuteil ward wie im zweiten Teil dieser Abhandlung der „Elektra“. Es wird zwar sehr richtig dargetan, wie in Hofmannsthals Ödipustragödie alles auf die Impression, nichts auf den Verstand berechnet ist und ebendeshalb das überlieferte Rätsel der Sphinx bei dem Modernen ganz außer Spiel bleibt, wie aus demselben Grunde von Charakterentwicklung innerhalb des Dramas keine Rede ist, sondern die Personen uns „als starre Bilder, als grandiose gruselige Gemälde“ entgegentreten, aber fast alles, was Hladny über die Figur des Kreon und ihre Bedeutung für die Handlung sagt, scheint mir das Werk in seinem Kern zu verkennen. Er behauptet,

die überkommene Sagenform habe Hofmannsthal schlechthin keine Handhabe geboten, Kreon als neidverzehrten Schwächling mit hochfliegenden Plänen zu zeichnen, wie er es tut, und wenn dieser im „Oedipus Coloneus" als Realpolitiker, in der „Antigone" als Tyrann erscheine, so seien das Züge, die der Figur Hofmannsthals nicht zuzutrauen wären. Ich lege kein Gewicht darauf, daß im „Oedipus Rex" der König selbst — in diesem Drama freilich mit Unrecht — seinen Schwager genau so beurteilt, wie ihn Hofmannsthal zeichnet (Hladny meint freilich, von Wühlereien Kreons um den Thron verlaute bei Sophokles nichts), aber ich meine, gerade aus der Lektüre der beiden anderen Labdakidentragödien des Sophokles, besonders aus der der „Antigone", sei dem modernen Dichter sein Bild des Kreon erwachsen. Oder ist es nicht das sprechende Kennzeichnen innerer Schwäche und Unsicherheit, auf die Bewahrung des äußeren Ansehens um jeden Preis den größten Wert zu legen und seine Macht an Wehrlosen (dem Wächter, Antigone, Ismene, Haimon) zu zeigen? Und wer wird leichter im neugewonnenen Besitz der Herrschaft ein Tyrann, als wer lange zähneknirschend auf diesen Tag hat warten müssen? Mich dünkt, von dem Kreon, der am Schluß von Hofmannsthals Drama dem Nebenbuhler um die Herrschaft in verzweifelter Ohnmacht den eigenen Mantel vor die Füße breitet, führt eine gerade Linie zu jenem, der im Besitz der Macht an Ödipus und seine Töchter die Hand legt und es der einen einzutränken bemüht ist, was es heißt, sich dem Herrscher zu widersetzen. Aber Hladny betont sogar, Figur und Schicksal des Kreon seien der Ödipustragödie Hofmannsthals „mehr als gleichgiltig". Er übersieht, daß dieser Kreon neben Ödipus steht wie Jarl Skule neben König Hakon in Ibsens „Kronprätendenten", ein Königsarm, vielleicht ein Königshaupt neben dem g a n z e n König, ein Stiefkind Gottes auf Erden, und daß der rein epische Verlauf der Vorgeschichte zum „Oedipus Rex" erst durch diese Gegenüberstellung dramatisch verwendbar wird.

In der Bühnenbearbeitung des Sophokleischen „Ödipus" bringt Hofmannsthal den Inhalt der Chorlieder in deutlichere Beziehung zur Handlung, als es der Grieche notwendig fand, und setzt aus Gründen der Impression und des Bühnenrealismus zugleich den Bericht des Exangelos in das hastige, abgebrochene Durcheinanderschreien eines Häufleins Mägde um. Hier hat Hladny völlig Recht, wenn er die zwei Arten darlegt, in denen ein moderner Bearbeiter an ein antikes Werk heranzutreten vermag. Man kann den Stil beibehalten, dann wird der alte D i c h t e r wieder lebendig — oder auch nicht, möchte ich hinzufügen — und man kann Empfindungen und Leidenschaften modernisieren, dann wird das alte W e r k wiedererweckt, aber der alte Dichter geht dabei sicher verloren. Hladny erkennt der ersteren Methode die größere Berechtigung zu und nimmt damit den Standpunkt der Literaturgeschichte ein, die gar nicht anders zu urteilen vermag; das lebendige Theater freilich kann man nur auf die zweite Art erobern, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Sophokles-Hofmannsthalsche „Ödipus" nicht Sophokles und nicht Hofmannsthal, sondern eine Legierung aus beiden ist. Daß darum der moderne Dichter nur ein Formtalent ohne eigene Schöpferkraft sein soll, dünkt mich einem Schaffenden gegenüber, der die Sonnenhöhe des Lebens noch nicht überschritten hat, ein hartes und vorschnelles Urteil. — Bezüglich der Sprache der Abhandlung muß ich leider das oben geäußerte Bedenken wiederholen.

T r i e s t. Alfred N a t h a n s k y.

---

92. Max Hein, Die Besetzungsform des Bistums Olmütz in der Zeit von 1063 bis 1207. Progr. der k. k. ersten Staats-Realschule in Brünn 1912. 18 SS.

Der Endpunkt der noch nicht abgeschlossenen Untersuchung wird in der Gewährung des Wahlrechtes an das Domkapitel festgesetzt und so werden zunächst die Besetzungen der Jahre 1063, 1086, 1088, 1091, 1096, 1099 und 1104 mit den Bischöfen Johann I., Jaromir, Wecel, Andreas, Heinrich I., Peter und Johann II. behandelt. Die erste Besetzung erfolgte durch Ernennung seitens des Herzogs Wratislaw. Die Motive hiefür werden in einleuchtender Weise vermerkt und die Einschränkung angefügt, daß sich bei der Einsetzung Johanns II. allerdings auch ein gewisser Einfluß geistlicher Kreise geltend machte. Diese Art der Einsetzung fand auch unter Wecel statt und nicht anders unter Andreas und wahrscheinlich unter seinen Nachfolgern, gewiß unter Johann II. Die Arbeit ist durchaus quellenmäßig gehalten und gut geschrieben.

Graz. J. Loserth.

---

93. Dr. Heinrich Karny, Durch Österreichs Süden. Progr. des k. k. Maximilian-Gymnasiums in Wien 1913. 15 SS.

Der vorliegende kurze Reisebericht zeigt in guter Form, wie man mit Nutzen, d. h. mit offenen Augen und mit regem Sinne für die Natur reisen soll und kann. Die hier beschriebene Reise erstreckte sich über Triest, Istrien, Dalmatien und die Herzegowina. Überall sehen wir den Verf. beobachten und mit klugem Sinne das Erschaute verarbeiten. Wenngleich der fachlichen Richtung des Verf. das rein Naturgeschichtliche betont wird, fehlt es nicht an geschichtlichen und allgemein praktischen Hinweisen.

Wien. B. Imendörffer.

---

94. Dr. F. Lex, Geographie und geographische Grundbegriffe für Schüler, erläutert an Klagenfurt und Umgebung. Progr. der Staats-Oberrealschule zu Klagenfurt 1912. 27 SS.

Immer weitere Geltung erlangt die Erkenntnis, daß an dem Landschaftsbilde der Heimat die geographischen Grundbegriffe kennen gelernt werden sollen. Aber auch die dem Kinde bisher ganz unverständliche Kartensprache läßt sich am besten an Ort und Stelle verstehen lernen. Erst kürzlich versuchte man, photographische Aufnahmen und kartographische Darstellungen in einem Tafelwerke zu verbinden. Läßt sich auch gegen den Plan als solchen nichts einwenden, so wurde doch insoferne weit über das Ziel geschossen, als alle nur möglichen baulichen Vorkommnisse herangezogen wurden. Um so erfreulicher hat der Verf. weises Maß gehalten. Was er in einer Reihe von kleineren Abschnitten bietet, kann bei erdkundlichen Ausflügen durchgenommen werden. Selbstverständlich wird man von S. 21 an von dem absehen müssen, was über die „Grundbegriffe der Geologie" gebracht wird. Denn aus der Wahl der geographischen Begriffe geht wohl unzweifelhaft hervor, daß die Methode ausschließlich bei Schülern der I. Klasse Anwendung finden kann. Es wäre zu wünschen, daß die Umgebung aller größeren Städte, soweit sie sich hiezu eignet, zu geographischen Unterrichtszwecken in ähnlicher Weise verwertet würde. Der Zweck wird aber nur dann erreicht, wenn hinreichend viele Separatabzüge der Abhandlung hergestellt werden, die

sich die Schüler der folgenden ersten Klassen um wenige Heller erwerben müßten, vorausgesetzt daß die späteren Fachlehrer sich der besonderen Mühe unterziehen, den Unterricht in den ersten Wochen des Schuljahres ins Freie zu verlegen. Freilich dürften die Landesschulbehörden nicht engherzig bei der Approbation des Stundenplanes sein.

Pilsen. G. Juritsch.

---

95. **A. Silberbauer, Zur elementaren Behandlung der ebenen Schnitte von Zylinder und Kegel.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Waidhofen a. d. Thaya 1913. 9 SS. und 3 Figuren.

Im größeren (ersten) Teil dieser Arbeit beschäftigt sich der Verf. mit den Konstruktionen ebener Schnitte von Zylindern und Kegeln in einer Weise, die zwar für die Schüler recht gut verständlich ist, über die aber anderseits jedes Mittelschullehrbuch für darstellende Geometrie nachgesehen werden kann. Der weitaus kleinere Teil (er umfaßt etwa eine Seite) handelt von einer räumlichen Überlegung, durch die im Falle eines parabolischen oder hyperbolischen Schnittes eines Kegels direkt die Scheitel der Projektionen dieser Schnitte gefunden werden können; der Verf. meint, daß dieser Gedankengang neu sei, befindet sich aber damit im Irrtum; er ist schon recht alt und wohlbekannt; für den Fall des hyperbolischen Schnittes wäre das angegebene Verfahren übrigens unökonomisch.

So gerne auch der Fleiß und die Art der Darstellung anerkannt wird, muß doch erklärt werden, daß für eine solche Arbeit kein Bedürfnis besteht.

Wien. O. Danzer.

---

96. **Artur Richnovsky, Farbstoffsynthesen und Färbeversuche.** Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Mährisch-Ostrau 1912. 18 SS.

Mit ganz hübschen Notizen über Farbenempfindung wird begonnen. Daran schließen sich folgende Aufgaben: Färben mit Pikrinsäure; Quecksilberlack des Murexids; Rosolsäure; Färben mit Manveïn; Fuchsin, bezw. Para-Rosanilin; Färbeversuch mit Fuchsin; Wollfärbung mit Fuchsin; Färben von basischen Farbstoffen auf Baumwolle; Anilinschwarz; Allgemeines zur Herstellung von Azofarbstoffen; Kombinationsmöglichkeiten; Ponceau 2 R; Paranitroanilinrot oder Pararot, und zwar; a) Präparation mit β-Naphtol, b) Diazotierung des p-Nitranilins, c) Entwicklung des Pararots auf der Faser, d) Fertigstellung des Garnes; Dianisidinblau; Kongorot; Primulinrot; Erzeugung eines Polyazofarbstoffes auf der Faser; Holländischer Cochenillescharlach; Eosin; Färben mit Phtaleïnen; Alizarin; Indigosynthese nach Baeyer und Drewsen; Indigosynthesen aus Phenylglyzin und Phenylglycinorthocarbonsäure; Vitriolküpe; Darstellung einer Natriumhydrosulfitlösung; Hydrosulfitküpe; Sächsischblaufärberei; Thioindigküpe; Schwefelfarbstoff; Prüfung der Färbungen auf Echtheit.

Die Abhandlung schließt wie folgt: „Von dem türkischen Fez, der den ganzen Tag den Gluten der tropischen Sonne ausgesetzt ist, von den Atlasmöbeln, welche Generationen überdauern sollen, verlangen wir eine ganz andere Lichtechtheit als etwa von einem Ballkleid, das zumeist im dunklen Kasten wohl verwahrt wird“.

Wien. Joh. A. Kail.

Zur Abwehr und Aufklärung.

Die von dem Gymnasialprofessor Stephan Odon Haupt in den „Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen" (Schriftleiter: Prof. Josef Rott im Selbstverlage) XIII 288 ff. und XIV 8 ff. veröffentlichten Artikel „Die Kritik der Kritik" zeigen eine derartige Form und einen solchen Inhalt, daß wir auf eine eigentliche Erwiderung verzichten; wir wollen nur zur Aufklärung minder Eingeweihter folgendes feststellen:

St. Haupt klagt, daß unsere Zeitschrift mit ihrem Anhange, den „Wiener Studien", von zwei Universitätsprofessoren und einem Hofrat geleitet werde. „Ist es denn", fragt er, „mit den österreichischen Mittelschullehrern so schlecht bestellt, daß kein einziger die Leitung der eigenen Zeitschrift übernehmen kann?" Wir stellen fest, daß alle drei Redakteure selbst Gymnasiallehrer geweson sind — einer von ihnen sogar durch volle siebzehn Jahre — und daß die Redaktion vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht seit Bonitz' und Vahlens Zeiten den ordentlichen Professoren der klassischen Philologie an der Universität Wien in der Regel zugleich mit ihrer Ernennung anvertraut wird. Übrigens stehen bekanntlich den österreichischen Mittelschulprofessoren die von ihnen selbst geleiteten Organe „Österr. Mittelschule" und die „Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen", dann die „Realschule" und die übrigen Zeitschriften, aus denen seit Jahren unser Beiblatt „Die Zeitschriftenschau" Auszüge bringt, nicht allein für Aufsätze über Standesfragen und für Rezensionen, sondern auch für pädagogische und fachwissenschaftliche Artikel zur Verfügung.

Haupt läßt sich weiter dahin aus, daß in den beiden Zeitschriften „nur die Arbeiten rechtgläubiger Philologen aufgenommen werden und daß der freie Forscher, der sich nur um die Wahrheit kümmert, die er sucht, vergebens eine Arbeit in unsere 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien' oder gar in die 'Wiener Studien' einreichen wird". Demgegenüber konstatieren wir, daß außer einer großen Zahl österr. Mittelschulprofessoren fast sämtliche Professoren und Privatdozenten der klassischen Philologie, Archäologie und alten Geschichte an den deutschen Universitäten Österreichs zu den Mitarbeitern der 'Wiener Studien' gehören; auch andere Hochschulprofessoren haben uns wertvolle Beiträge geliefert und wir zählen darunter Namen wie Th. Mommsen, Otto Hirschfeld, H. Usener, D. Comparetti, H. Dessau, Fr. Cumont, Bruno Keil, W. Foerster, W. Meyer-Lübke, E. Petersen, F. Skutsch, M. Rostowzew usw. Der Kreis der Mitarbeiter an der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien' ist noch erheblich größer, wie wir im einzelnen nicht darzulegen brauchen. Wenn Haupt allen diesen Männern die Eigenschaft eines freien Forschers abspricht, so mag er sehen, wie er seine Behauptung rechtfertigen kann; wir lehnen es ausdrücklich ab, darüber mit ihm in eine weitere Auseinandersetzung einzutreten. Wenn Haupt ferner von Mittelschulprofessoren spricht, die in ihren Rezensionen „sich zur stillen Freude der Hochschulprofessoren mit Feuereifer auf ihre eigenen Amtsgenossen stürzen, um sie durch ihre sogenannte 'Kritik' ein- für allemal zu vernichten und ihnen das 'Schriftstellern' oder

gar 'Forschen' für immer zu verleiden", so wissen wir nicht, woher er seine Kenntnis des Sachverhaltes schöpft. Die in der Redaktion der 'Zeitschrift für die österr. Gymnasien' vertretenen Hochschulprofessoren wie selbstverständlich auch der „Hofrat" haben von den Aufgaben der Kritik eine erheblich ernstere Auffassung; sie sehen hierin überhaupt keine persönliche Sache oder ein persönliches Vergnügen und legen auf Sachlichkeit sowie Gerechtigkeit der Rezensionen an und für sich und auch deshalb hohen Wert, weil sie von der Wichtigkeit eines ersprießlichen Zusammenwirkens von Hochschule und Mittelschule durchdrungen sind. Darum muß die Redaktion auch aufs allerbestimmteste den Vorwurf Haupts zurückweisen, sie habe die Besprechung, die ihr bewährter Ciceroreferent Professor Alois Kornitzer über die Znaimer Programmabhandlung Haupts 'Ist die Rede Ciceros pro Murena echt?' geliefert hat, nicht vor der Drucklegung auf ihre Stichhältigkeit geprüft.

Auf die Art, wie Haupt mit seinen eigenen Kollegen im In- und Ausland, besonders den Rezensenten seiner 'Forscherarbeiten', umgegangen ist, können wir nur mit Bedauern hinweisen; es ist aber nicht unsere persönliche Angelegenheit, darauf zu erwidern.

Die Redaktion.

Eingesendet.

Billige Telephonapparate für Schulen.

Mit Genehmigung des k. k. Handelsministeriums werden die aus staatlichen Betrieben ausgeschalteten, jedoch für Unterrichtszwecke geeigneten Telegraphen- und Telephonapparate und Apparatbestandteile im Wege der Lehrmittelzentrale (Wien, I. Werdertorgasse 6) den österr. Schulen gegen geringes Entgelt überlassen.

Otto Mayer Freiherr von und zu Graveneggsche Stiftung.

Aus der Otto Mayer Freiherr von und zu Graveneggschen Stiftung zur Förderung des Studiums der Archäologie, der klassischen Sprachen, der Literaturgeschichte im allgemeinen und besonderen und der Philosophie gelangen

I. die bereits am 1. Juli 1913 ergebnislos ausgeschriebenen

3 Preise von je K 1000

hiemit neuerlich zur Ausschreibung.

Diese Preise sind für je eine wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der klassischen Philologie, der Archäologie und Epigraphik und der Germanistik bestimmt. Die hiefür (außer 2.) neu gestellten Themen lauten:

1. „Lukrez' Einfluß auf die folgenden römischen Dichter."
2. „Die Tempelskulpturen von Aegina nach ihrer Komposition und Zeitstellung."

3. „Zusammensetzung der Ambraser Sammlung."

Bewerber um diese Stipendien haben nachzuweisen, daß sie aus den deutschen Kronländern Österreichs, d. i. aus Österreich ob und unter der Enns, Salzburg, Nordtirol, Obersteiermark, Oberkärnten oder aus den deutschen Landesteilen Böhmens, Mährens oder Schlesiens stammen, und daß ihre sowie ihrer Eltern Muttersprache die deutsche ist.

Sie sollen das Alter von 20 Jahren erreicht und das von 25 Jahren nicht überschritten, ferner die Maturitätsprüfung aus den Fächern der klassischen Sprachen und der Geschichte mit vorzüglichem Erfolge abgelegt, das Doktorat der Philosophie an einer der Universitäten in Wien, Graz, Berlin oder Leipzig erworben und die Befähigung als Lehrer der klassischen Sprachen und der Geschichte in den obersten Klassen der Gymnasien (Mittelschulen) erlangt haben. Doch kann in Ermanglung vollständig qualifizierter Bewerber von den in diesem Paragraph angeführten Erfordernissen auch abgesehen werden.

Die Arbeiten der Preiswerber sind bis spätestens 1. Oktober 1915 in der Rektoratskanzlei der k. k. Universität, Wien, I. Franzensring 3, einzureichen und müssen schriftlich die ehrenwörtliche Erklärung enthalten, daß die Arbeit von den Bewerbern selbständig und ohne fremde Beihilfe verfaßt wurde.

II. 3 neue Preise von je K 1000

zur Verleihung, von denen einer für eine Arbeit aus dem Gebiete der englischen Literatur, der zweite für eine Arbeit aus dem Gebiete der Philosophie, der dritte für eine Arbeit aus dem Gebiete der klassischen Archäologie bestimmt ist.

Die Themen für diese Preisarbeiten lauten:

4. „Rede und Redeszene in der älteren englischen Erzählungsliteratur bis Chaucer";

5. „Der neuplatonische Effulgurationsglaube; Inhalt, Ursprung und Wandlungen im Altertum und im Mittelalter";

6. „Die Verwendung der menschlichen Gestalt als Stützfigur in der antiken Architektur".

Die obigen Bestimmungen des Stiftsbriefes gelten auch für die Bewerbung um diese Preise. Die Arbeiten der Preiswerber sind bis spätestens 1. Oktober 1916 in der Rektoratskanzlei der k. k. Universität Wien einzureichen und müssen schriftlich die ehrenwörtliche Erklärung enthalten, daß die Arbeit von den Bewerbern selbständig und ohne fremde Beihilfe verfaßt wurde.

Wien, am 10. Dezember 1914.

Von der k. k. Universität Wien.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".

Nr. 23.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsames Organ der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien und „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz. XXVII. Jahrgang. Wien, Hölder 1913.

Sonderheft. *Eduard Scholz:* Bericht über den XI. deutschösterreichischen Mittelschultag in Wien [17., 18. und 19. März 1913] (S. 1—103).

Brünn. St. Schüller.

II. Zeitschrift für das Realschulwesen. Herausgeg. von E. Czuber, A. Bechtel und J. Wallentin. XXXVIII. Jahrgang. Heft 7—12. Wien, Hölder 1913.

Abhandlungen: 7. Heft. *Fr. Kemény:* Derzeitiger Stand des internationalen Unterrichtswesens. *Fr. Karpf:* Zum mittelhochdeutschen Unterricht in der V. Klasse. *H. Kleinpeter:* Unsere Lehrmittelindustrie. — 8. Heft. *J. Dinkhauser:* Ist die Erziehungswissenschaft eine selbständige, forschende Disziplin? *V. Holzer:* Neue Wege zur französischen Literatur. *R. Fischer:* Die Verschiedenheit der Sonnentage. — 9. Heft: *J. Pawel:* Das niederösterreichische Schul-Sport- und Turnfest in Wien. *M. Franceschi:* Die Dreiteilung des Winkels. *Fr. Schicht.* Die Zusammensetzung von Kreisbewegungen. *R. Bertel:* Tierkunde und Menschenkunde auf der Oberstufe. — 10 Heft. *L. Köchl:* Unterrichten und Lernen. Pädagogische Erfahrungen und Ansichten. *P. v. Schaewen:* Zeichnung des regelmäßigen Siebzehnecks. — 11 Heft. *E. Zeisel:* Die Muttersprache und der fremdsprachliche Unterricht. *F. Karpf:* Zu einer Enzyklopädie des englischen Unterrichts. *K. Emmerling:* Eine Eigenschaft des Drehparaboloids. — 12. Heft. *E. Dintzl* und *J. Radon:* Die 85. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien (21.—28. September 1913). *O. Langer:* Zu den schriftlichen Arbeiten in den preußischen und österreichischen höheren Lehranstalten.

Schulnachrichten: 7. Heft. *G. Kraitschek*: Katalog der Ausstellung neuer Lehrmittel für den Unterricht in Geographie, Geschichte und Archäologie. — 8. Heft: Statistik des höheren Schulwesens im Deutschen Reiche 1911. Die XII. Tagung des „Verbandes deutscher Historiker". Archiv: Zur ungarischen Schulgesetzgebung. — 9. Heft. Der „Allgemeine deutsche Realschulmännerverein" und der „Verein Schulreform". — 10. Heft. Verband deutscher Schulgeographen. — 11. Heft. „Allgemeiner deutscher Realschulmännerverein", „Verein Schulreform". — 12. Heft: Leitsätze zu einem neusprachlichen Lektürekanon für Oberrealschulen.

In allen Heften Bücher-, Zeitschriften- und Programmenschau.

Wien. J. H.

III. Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. Organ der deutschen Mittelschullehrer-Vereine von Teplitz-Prag, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Linz und Marburg. Schriftleiter: Josef Rott, k. k. Professor i. R. in Saaz. XII. Jahrgang. Aussig, Kommissionsvon verlag Ad. Beckers Buchhandlung (Ed. Miksch) 1913.

VII. Heft. Dr. *Albert Gottlieb:* Über das Mädchenstudium an unseren Mittelschulen. Der Verf. hält es für irrtümlich, aus den Erfahrungen, die mit Hospitantinnen an unseren Mittelschulen gemacht wurden, Schlüsse auf den Wert der Koedukation zu ziehen. Die Wirkungen der Koedukation könnten sich erst zeigen, wenn wirklich Gemeinsamkeit in der Erziehung herrschte, was gegenwärtig nicht der Fall sei. Er dringt daher zunächst auf Aufhebung der Sonderbestimmungen für das Mädchenstudium an Knabenmittelschulen und Abstellung der körperlichen Vernachlässigung der Mädchen (S. 205—208). — *Πολυτίας*: Moderne Nomaden. Der Aufsatz bespricht mehrere Übelstände, welche die jetzt übliche Art der Supplentenbestellung mit sich bringt, und verlangt, daß geprüfte Supplenten, die zumindest zwei Jahre im staatlichen Mittelschuldienste standen, am 16. September ihren Dienst anzutreten hätten und hernach erst alle jene, die eine geringere Dienstzeit aufweisen (S. 208—210). — Dr. *K. Prodinger:* Letzte Antwort. Der Verf. tritt noch einmal für die Schulgemeinde ein und widerlegt die von Fr. Tramer im IV. Hefte der Mitteilungen dagegen vorgebrachten Bedenken (S. 211 bis 213). — *Vereinsnachrichten* (S. 214—233). — *Bücherbesprechung* (S. 233—239). — *Kleine Mitteilungen* (S. 239—240).

VIII. Heft. *Jos. Resch:* Die Erforschung des jugendlichen Interesses. I. Der Verf. erklärt im Anschluß an eine Anzeige des Buches „Psychologie des kindlichen Interesses" von L. Nagy, übersetzt (aus dem Ungarischen) von K. G. Szidon (erschienen als 9. Band der von Dr. E. Meumann herausgegebenen Sammlung pädagogischer Monographien) die Erforschung des jugendlichen Interesses unter den gesamten pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart als die wichtigste (S. 245—248). — Dr. *Paul Deutsch:* Kerschensteiner über deutsche Schulpolitik. Der Artikel macht auf die Ausführungen des Oberstudienrates Dr. Kerschensteiner in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 12. August 1913 aufmerksam, der vor der weiteren Vermehrung der Mittelschulen warnt, dagegen die Errichtung von Schulen verlangt, an denen der theoretische Lehrstoff zugunsten eines praktisch-technischen Unterrichtes, eines Werkstattbetriebes beschränkt wäre, deren Absolventen aber die ihnen zukommenden Berechtigungen erhalten müßten (S. 248—250). — *H. Weber:* Über das Mädchenstudium an unseren Mittelschulen. Der Artikel ist eine Erwiderung auf den Auf-

satz von Dr. Gottlieb im VII. Hefte der Mitteilungen (S. 250—254). — *J. Rott:* Zur Selbstverwaltung der Schüler. Der Aufsatz soll die Aufmerksamkeit auf diese wichtige Angelegenheit wach erhalten und zu neuen Versuchen anregen. Angeschlossen ist der Entwurf einer Schulordnung mit Schülerselbstverwaltung am Gymnasium zu M.-Gladbach (S. 255—258). — *Merksprüche* (S. 258—259). — *Vereinsnachrichten* (S. 259—263). — *Bücherbesprechung* (S. 263—271). — *Kleine Mitteilungen* (S. 271—276). — *Jugendschriftenbeurteilung* XXXIV. (Beilage.)

IX. Heft. *Jos. Resch:* Die Erforschung des jugendlichen Interesses. II. Der Verf. findet, daß die Beantwortung der drei Fragen: Haben wir Deutsche in Österreich eine Einrichtung, welche geeignet ist, die Kinderforschung in großzügiger und umfassender Weise zu betreiben und zu fördern? Besitzen wir Schulen, die auf dem Prinzipe des jugendlichen Interesses aufgebaut sind oder ihm doch in ausreichendem Maße Rechnung tragen? Beteiligen sich die Mittelschullehrer in hervorragendem Maße an der Aufgabe der Kinderforschung, insbesondere an der Erforschung des jugendlichen Interesses? bei einer strengen, von aller eitlen Selbsttäuschung unbeeinträchtigten Prüfung ein recht unerfreuliches Ergebnis liefern, und gibt Wege an, die nach seiner Meinung zu einer Besserung führen könnten (S. 277—286). — Dr. *Köchl* betont in dem Aufsatz: „Ein Wort zur Standesorganisation" (S. 286—289) die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller Mittelschullehrer zur Wahrung der Standesinteressen, und *Hellmut* erörtert unter der Überschrift „Mehr Standesfragen" (S. 289—293) einzelne Vorkommnisse bei der Ausschreibung und Besetzung von Lehrstellen. — *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 294—296). — *Vereinsnachrichten* (S. 296—302). — *Bücherbesprechung* (S. 302—303). — *Kleine Mitteilungen* (S. 303—310)

Brünn. St. Schüller.

IV. Věstník českých professorů. Ročník XXI. 1913. Orgán ustředního spolku českých professorů (Anzeiger der böhmischen Professoren). XXI. Jahrgang 1913. Organ des Vereines böhmischer Mittelschulprofessoren.

Heft 1 (September). Zunächst wird anonym über die am 24. Juni abgehaltene Beratung des Subkomitees über unsere Dienstpragmatik berichtet (S. 1—4). Dann bespricht S. 4—7 *F. V. V.* den Anteil, den die böhmischen Professoren an den verschiedenen Unternehmungen zur Hebung der allgemeinen Volksbildung (Volksbibliotheken, Vorträge etc.) nehmen. — *X. Y.* übt S. 7—11 eine ziemlich scharfe Kritik an der Art, wie in einzelnen Jahresberichten die Chronik des abgelaufenen Schuljahres verfaßt ist; er findet deren Ton vielfach zu unterwürfig. — Ein kurzer anonymer Artikel nimmt SS. 11—13 Stellung zu den Mädchenmittelschulen und fordert ihre Förderung. — Für die Anfertigung des Stundenplanes werden S. 13—17 sehr brauchbare Winke (anonym) gegeben. — Einzelnachrichten S. 19—29. (Sehr interessant sind die Ausführungen des pensionierten Hofrates F. Wenig, wie sich allmählich in den Verhandlungen des böhmischen Landesschulrates das Böhmische als Vortragssprache, und zwar größtenteils durch sein Verdienst durchsetzte.) — Personalnachrichten S. 29—34. — Vereinsnachrichten S. 34—35. — Feuilleton: Unter der Herrschaft der Frau Pragmatik. Eine Szene aus dem Jahre 1920. Von Johann Peprný. SS. 36—40.

2. Heft (Oktober). Ein Anonymus legt SS. 41—44 dar, daß die Landtage, speziell der böhmische, bisher nicht Stellung nehmen konnten

zu einzelnen vom Ministerium verfügten Änderungen der Verfassung der Realschulen. Er zeigt dies besonders an der angeblichen Zurückdrängung des Englischen auf Kosten des Deutschen. — Einzelnachrichten S. 44—51. (Es wird scharfe Kritik an den für die Besetzung dreier Direktorstellen an Prager Realschulen vorgeschlagenen Ternen geübt.) — Nachrichten über den böhmischen Beamtenverein S. 51—53. — Personalnachrichten S. 53—55. — Vereinsnachrichten S. 55—72. — Pädagogischer Teil. Nr. I. *a)* Organisation des Mittel- und Fachschulwesens. *Fr. Papírník* legt S. 1—6 den Entwurf einer achtklassigen Realschule vor. — S. U. Dr. *Ludwig Scheiner* berichtet über die neue Organisation und den Lehrplan der Abiturientenkurse an den Handelsakademien. S. 6—11. — Dann orientiert S. 11 f. ein kurzer Aufsatz über den in Leipzig gegründeten Lesezirkel wissenschaftlicher Zeitschriften. — Bibliographie S. 12 f. — Programme S. 13 f. — Besprechung einzelner Programme S. 14 f. — Rezensionen S. 16 f. — *b)* Mittelschuldidaktik. Rezensionen S. 17—21. — *c)* Hygiene und körperliche Ausbildung. Dr. *Fr. Smotlacha* bietet S. 21—30 eine instruktive Übersicht über die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen man bei Beurteilung der körperlichen Erziehung ausgehen kann. Es kommen sowohl historische als theoretische Grundsätze zur Erörterung. — Einen Überblick über die Abstinenzbewegung gibt S. 31—39 *Ferdinand Písetzký*. — Einzelnachrichten S. 39 f. — *d)* Bibliothekswesen. Besprechung einzelner für Schülerbibliotheken geeigneter Werke S. 41—47. — Briefkasten der Redaktion S. 47. — Verzeichnis der vom Vereine herausgegebenen Schulbücher S. 48.

3. Heft (November). Zunächst werden S. 73—75 die Schulen Böhmens im Staatsvoranschlag für 1914 besprochen. — S. 76—80 setzt *A.* seine Wünsche hinsichtlich einer Revision der die Realschulen betreffenden Landesgesetze fort, — S. 81 setzt *O. V.* seine Ansicht darüber auseinander, wie die Tagesblätter die Abiturienten bei der Standeswahl mit Ratschlägen unterstützen könnten. — S. 81—88 statistische Zusammenstellung der Schülerzahlen an den böhmischen Mittelschulen. — Einzelnachrichten S. 88—95. — Vereinsnachrichten S. 96—109. — Sprechsaal S. 110. — Pädagogischer Teil. *a)* Organisation des Mittelschulwesens. Dr. *Karl Čupr*. Die einheimischen und die fremden Schüler werden einer instruktiven vergleichenden Besprechung unterzogen. — S. 49—55. — *Fr. Papírník* beendet S. 55—62 seine Ausführungen über die achtklassigen Realschulen. — Rezensionen S. 62—69. Bibliographie S. 69 f. — Programmschau S. 70—72. — Einzelnachrichten S. 72—76. *b)* Mittelschuldidaktik. Dr. *Jaroslav O. Hruška* spricht S. 77—82 über die Deutsch und Französisch betreffenden Vorschriften. — Rezensionen S. 82—88. — Polemiken S. 88—93. — Einzelnachrichten S. 93—95. — *c)* Hygiene und körperliche Erziehung. Dr. *Fr. Smotlacha* beendet S. 96—110 seine durch reichliche Literaturangaben sehr instruktiven Ausführungen über körperliche Erziehung. — Ebenso bringt Dr. *Jakob Všetečka* den Schlußartikel seiner Darstellung der Abstinenzbewegung an Mittelschulen S. 111—115. — Einzelnachrichten S. 115 f. — *d)* Schülerbibliotkeken. Angabe passender Werke S. 116 bis 120.

4. Heft (Dezember). Die Frage der Schulärzte erörtert S. 113 bis 119 *Josef Ciboch*. — Das Verhältnis der Universitätsbibliotheken zu den Mittelschulprofessoren auf dem Lande bespricht S. 119 Dr. *Qu. Vetter*. — S. 120—122 steht ein Bericht über die am 10. November 1913 in Wien abgehaltene Versammlung der Beamten mit akademischer Bildung. — Einzelnachrichten S. 123—129. Personalnachrichten S. 129—135. — Vereinsnachrichten. — S. 136—143. — Sprechsaal S. 144.

V. Skolská Revue. Ročník I. Čislo 1. Nákladem Jana Liebicha. V Praze. (Schulrevue. 1. Jahrgang, 1. Heft. Im Verlag von Johann Liebich in Prag.

Mit dem Aufsatze „Unsere Wünsche und unsere Ziele" eröffnet S. 1—13 die Redaktion die neue Zeitschrift. Es wird von den drei für die Geschichte des böhmischen Schulwesens so wichtigen Jahren 1864, 1869 und 1882 ausgegangen, welche Epochen an die Namen Josef Wenzig, Wenzel Zeleny und Fr. L. Rieger geknüpft sind. Hierauf wird der Wunsch nach größerer Autonomie des böhmischen Schulwesens ausgesprochen und angedeutet, wie man sich deren Durchführung vorstelle. — Von einer Übersicht über das böhmische Schulwesen im Königreiche Böhmen veröffentlicht *F. Bilý* S. 13—17 den ersten Teil. — Eine Dame *R. Tyrš* bespricht S. 17—22 die für das weibliche Geschlecht geplanten sog. Wirtschaftsschulen. — Dr. *V. Müller* behandelt S. 22—26 die Bürgerkunde an Mittelschulen. — Über die Frage der Errichtung einer neuen deutschen Bürgerschule in Prag äußert sich S. 26—30 *Lad. Jarolimek*. — Zur geplanten Gründung einer höheren Fachschule für das Schuhmachergewerbe im südlichen Böhmen wird S. 30—31 Stellung genommen. — Unter der Aufschrift „Rundschau" wird S. 34—45 eine Reihe von Fragen erörtert, die mehr oder minder mit unserem Stande zusammenhängen. — Rezensionen S. 46. — Diese Zeitschrift will also, wenn man nach dem ersten Hefte schließen darf, nicht bloß den Interessen des Mittelschulwesens dienen; sie scheint vielmehr alle Arten des böhmischen Schulwesens in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen zu wollen [1]).

VI. Muzeum. Czasopismo poświęcone sprawom wychowania i szkolnictwa ... pod redakcya Dr. Bolesława Mańkowskiego. Rok 1914, Rocznik XXIX. Tom. II. (Museum. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht ... unter der Redaktion des Dr. Boleslav Mańkowski). Jahr 1913, XXIX. Jahrgang. 2. Abteilung.

2. Heft. Das Heft wird mit einem Nekrolog auf den Lemberger Lehrerbildner *Karl Balkowski* eröffnet. — Dann folgt S. 179—189 von Dr. *Thadeus Mikulowski* eine Reihe von Betrachtungen über die ästhetische Bildung in unseren Schulen, in denen des Auslandes. — Hierauf bespricht (S. 190—205) *Aniela Szycówna* die moralische Erziehung in Amerika. — Schließlich äußert sich S. 206—221 Dr. *Edmund Parnes* über eine Reform unseres Propädeutikunterrichtes, und *Leslaw Jaworski* S. 222—245 über die Pflege der Musik an unseren Mittelschulen. — Rezensionen S. 246—261. — Jugendschriften S. 261—264. — Bibliographie S. 265 f. — Einzelnachrichten S. 267—281. — Amtliche Erlasse S. 282 bis S. 308. — (Der neue Lehrplan für den polnischen Sprachunterricht an den Mittelschulen S. 290—298). — Vereinsnachrichten S. 309—338.

3. Heft. Das Heft bietet zunächst einen anonymen Artikel über die Stellung des Klassenvorstandes S. 345—348. — Dann beendet S. 349—396 *Leslaw Jaworski* seine Ausführungen über die Musikpflege an unseren Mittelschulen. — Den Schluß bildet S. 397—400 *Josef Kuniak* mit einer Besprechung des von *Gros* erfundenen Zeichentisches. — Rezensionen S. 401—425. — Auszüge aus Zeitschriften S. 425—427. — Jugendschriften S. 427—431. — Bibliographie S. 432 f. — Einzelnachrichten S. 434—441. — Amtliche Erlässe S. 442—447. — Vereinsnachrichten S. 448—457.

---

[1]) Daß diesmal nur eine so geringe Zahl von Heften besprochen werden konnte, hängt mit dem sowohl in Böhmen als auch in der ganzen Monarchie ausgebrochenen Setzerstreik zusammen.

4. Heft. Zunächst steht ein kurzer Nekrolog auf den bedeutenden Kenner der polnischen Sprache *Anton Malecki*. — Hierauf werden S. 466—470 anonyme Vorschläge zu einer Reform des Landesschulrates gemacht. — S. 471—486 ist ein Vortrag des Dr. *Fr. Majchrowicz* über die Stellung, die *Thadeus Czacki* in der Geschichte des polnischen Unterrichtswesens einnimmt, abgedruckt. — Wie man historische Monumente und Kunstgegenstände zur Belebung des Unterrichts heranziehen soll und kann, zeigt S. 487—503 Dr. *A. Hoborski*. — Rezensionen S. 504 bis S. 522. — Auszüge aus Zeitschriften S. 522. — Jugendschriften S. 523—526. — Bibliographie S. 527—530. — Einzelnachrichten S. 531 bis S. 549. — Amtliche Erlässe S. 550—554. — Vereinsnachrichten S. 555—619.[1])

Wien. Dr. Karl Wotke.

VII. Magyar Paedagogia. Monatsschrift der Ungar. Pädagogischen Gesellschaft. Unter Mitwirkung Dr. E. Fináczys herausgegeben von Dr. Alexander Imre. Budapest, Franklin-Gesellschaft.

XXII. Jahrgang. VIII. Heft (Oktober 1913). Die Harvard-Universität (S. 461—471) von Josef Bokor. — Auf S. 471—482 bespricht Aladár Fürst die Erfahrungen, die er in einer Mittelschulklasse mit den ungarischen schriftlichen Arbeiten gemacht hat. — *Kleinere Mitteilungen:* Der Einfluß der Philosophie Euckens auf die deutsche Pädagogik, von Edm. Szelényi. — Das Schulwesen der Reichshaupt- und Residenzstadt Budapest, von Alois Kováts. — Die Instruktionen für die Realschulen: Mathematik, von Peter Szabó. — Die Ansichten der Amerikaner über die französischen Mittelschulen, von Josef Nagy. — *Literatur.* — Neue ungarische und ausländische Bücher auf dem Gebiete der Erziehungskunde. — *Revue.* — Aus ungarischen und ausländischen Fachzeitschriften. — Bericht über die Maisitzung (1913) der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

IX. Heft (November 1913). Das ganze Heft ist dem ehrenden Andenken des berühmten ungarischen Staats- und Schulmannes Baron Josef Eötvös gewidmet.

VIII. Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny (Mitteilungen des Landesverbandes der ungar. Mittelschulprofessoren). Redakteur Dr. E. Lévay. Budapest. XLVII. Jahrgang 1913.

Im 1. Hefte (11. September 1913) wird über die Programmrede berichtet, die der ungarische Minister für Kultus und Unterricht Dr. Béla Jankovich im ungarischen Abgeordnetenhause im Juni 1913 gehalten hat. Die Mittelschule, die zuletzt im Jahre 1899 reformiert worden war, soll auf möglichst einheitliche Grundlage gestellt und mit möglichst einheitlichen Berechtigungen ausgestattet werden. Als Muster schwebt dem Minister das Reform-Realgymnasium vor. Das Lateinische wird, mit allerdings verstärkter Stundenzahl in die Oberstufe geschoben. Auf der Unterstufe wird als zweite lebende Sprache in erster Linie das Deutsche, erst in zweiter Linie das Französische gelehrt werden. In der modernen Fremdsprache soll die Schülerzahl im Interesse des praktischen Erlernens der Sprache tunlichst klein sein. Der Geschichts- und Geographieunterricht ist zweistufig einzurichten, ebenso

[1]) Auch hier gilt, was S. V, Anm. 1 über den Setzerstreik gesagt wurde.

der Unterricht in den Naturwissenschaften. Der Chemie-Unterricht wird verstärkt werden. Die Bürgerschule sei vierklassig und ähnlich einzurichten wie die Unterstufe des geplanten Reform-Realgymnasiums. Auf die Bürgerschule baut sich die zwei- bis dreiklassige Fachschule auf mit wesentlich praktischen Zielen. Die Unterrealschule stimmt in ihrer Organisation mit dem Unterbau des Reform-Realgymnasiums überein. — In demselben Hefte bespricht Dr. Géza Kovács die Organisation des ungarischen literaturkundlichen Unterrichtes. — Aus dem Inhalte des 2. bis 8. Heftes sei folgendes hervorgehoben: Die ungarischen Boy-scouts, von Franz Kemény. — Die Organisation und die Erfolge der an den ungarischen Mittelschulen seit altersher bestehenden Lese- und Fortbildungskränzchen, bespricht in ausführlicher Weise Georg Gockler. — Die ungarischen Lehrbücher für den Deutschunterricht, von Desiderius Böhm. — Die Notwendigkeit der weiteren Ausgestaltung des schulärztlichen Dienstes, von Livius Albu. — Der biologische Unterricht in den reichsdeutschen Mittelschulen, von Dr. Aurelius Hészer. (2. Heft.) — Das Programm der Landes-Eötvös-Feier, von Moses Gaal. — Die beiden an den Landesunterrichtsrat in Angelegenheit der Reform der Mittelschule (s. oben 1. Heft) und der Förderung der stilistischen Fertigkeit und der Redegewandtheit der Mittelschüler gerichteten Ministerialerlässe werden im Wortlaute mitgeteilt. — Der ungarische Landessenat für körperliche Erziehung. — Der ungarische Landesfonds für körperliche Erziehung, der, wie bereits gemeldet wurde, aus einem zweiperzentigen Zuschlag auf die Totalisateursteuer geschaffen wurde und dem aus dieser Quelle jährlich etwa 500.000—600.000 K zufließen (3. Heft). — Im 4. Heft bespricht Stefan Székely den vorerwähnten Ministerialerlaß betreffend die Reform der Mittelschule. Er verteidigt die Schule gegen den Vorwurf, daß die Schüler überbürdet werden und daß die Unterrichtsmethode nicht zweckentsprechend sei. Im weiteren Verlaufe wird hervorgehoben, daß durch die geplante Gleichförmigkeit des Untergymnasiums, der Unterrealschule und der vierklassigen Bürgerschule die Interessen der Mittelschullehrerschaft und auch die allgemeinen Interessen des Unterrichts geschädigt und insbesondere dem humanistischen Unterrichte eine unheilbare Wunde geschlagen werde. Zum Schlusse beklagt sich Székely, daß die Reform durchgeführt werden soll, ohne daß die Lehrerschaft vorher um ihre Meinung befragt wurde. — In demselben Hefte kritisiert Georg Gockler den Ministerialerlaß betreffend die Förderung der Redegewandtheit der Mittelschüler. — Das 5. Heft schildert die Festlichkeiten, die zum Andenken des berühmten ungarischen Staats- und Schulmannes Baron Josef Eötvös veranstaltet wurden. — Im 6. Hefte wird über den Verlauf des im November 1913 abgehaltenen Kongresses der ungarischen Mittelschullehrer berichtet. Den Beratungsgegenstand bildeten hauptsächlich Standesfragen der Mittelschullehrer. — Aus demselben Hefte seien noch folgende Abhandlungen erwähnt: Der Lehrplan der italienischen Mittelschule, von Aladár Fest. — Wie können die Erfolge des Lateinunterrichtes gebessert werden?, von Ludwig Spitkó. — Die Reform der ungarischen Mittelschule, von Stefan Székely. — Im 7. Hefte gibt Géza Rászó eine Statistik, aus der die erschreckende Überfüllung der ungarischen, insbesondere der Budapester Mittelschulen hervorgeht. — Im 8. Hefte (18. Dezember 1913) feiert Peter Szabó den auch außerhalb Ungarns rühmlich bekannten Schulmann Moritz Kármán. — Doktor Ladislaus Matolcsy berichtet über die Marburger Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Wien Dr. C. F. Vrba.

IX. **Nasza Szkoła** (Unsere Schule.) Wissenschaftlich-pädagogisches Journal. Organ der Vereine der ukrainischen Mittel- und Hochschullehrer „Uczytelska Hromada" in Lemberg und „Skoworoda-Verein" in Czernowitz. Erscheint sechsmal jährlich in Lemberg.

IV. Jahrgang 1912. Heft 3. Die ukrainische Universität in Lemberg — angesichts der bevorstehenden Errichtung einer selbständigen ukrainischen Universität ist es Pflicht aller berufenen Faktoren, entsprechende Lehrkräfte heranzubilden (S 1—2). — Dr. *J. Rakowskyj,* Über den Einfluß der Lehrgegenstände auf die Entwicklung des jugendlichen Gemütes — der Verf. bespricht die jetzigen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens (S. 3—17). — Dr. *J. Krypiakewycz,* Ein neues Lehrbuch der ukrainischen Geschichte für die Mittelschulen — der Verf. bespricht eingehend das Buch von Dr. B. Barwinskyj (S. 18—27). — Dr. *J. Demiańczuk,* Aus den griechischen Papyrusurkunden — die Urkunden betreffend das Verwaltungs- und Steuerwesen und das Privatleben (Schluß S. 28—45). Dr. *W. Lewyckyj,* Interessante Zahlentafeln (S. 46—50). — Besprechungen und Berichte (u. a.): A. Gercke-E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, 2 Aufl., I. Bd., besprochen von Dr. J. Demiańczuk (S. 51—55). — Tätigkeitsbericht des Vereines „Uczytelska Hromada" (S. 56—57). — Die Enquete der Germanisten, veranstaltet in Lemberg am 14. April 1912 — Bericht (S. 58—61). — Nachrichten aus dem ukrainischen Landesschulvereine (S. 62—64).

Heft 4—5. *S. Jaryczewskyj,* Die Angelegenheit der ukrainischen Parallelklassen in Sereth — der Verf. weist die Notwendigkeit der Errichtung ukrainischer Parallelklassen am Staatsgymnasium in Sereth nach (S. 1—2). — *M. Haluszczynskyj,* Ausflug nach Pidlysie — der Verf., Direktor eines ukrainischen Privatgymnasiums, berichtet über einen Ferienausflug, den er mit seinen Schülern zu Fuß von Rohatyn nach Pidlysie und Zołocziw (über 200 km) in der Zeit vom 2.—8 Juli 1912 gemacht hat (S. 3—13). — *O. Jarema,* Die Lyzeen für die weibliche Jugend und die Reform derselben — der Verf. bespricht den neuen Lehrplan der Mädchenlyzeen (S. 14—28). — *M. Wozniak.* Aus der Geschichte der Einführung der ukrainischen Sprache in den galizischen Mittelschulen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts — der Verf bespricht den Lehrplan der ukrainischen Sprache an den galizischen Mittelschulen in den nächsten Jahren nach der Schulreform im Jahre 1848 (S. 29—37). — *J. Sitnyckyj,* Eine vereinfachte Lösung $f(\alpha \pm \beta)$ beim Unterrichte der Trigonometrie (S 38). — Dr. *J. Demiańczuk,* Die „Spürhunde", Satyrdrama des Sophokles — Text und Erläuterungen (S. 39—53). — *R. Cehlynskyj,* Aus der praktischen Methodik — über die tägliche Vorbereitung des Lehrers auf die Schulstunde (S 54—56) — Besprechungen und Berichte (u. a.): P. Ovidius Naso, Vybor z jeho básni vydal J. Brant; Specimina codicum Graecorum Vaticanorum colleg. Franchi de Cavalieri et J. Lietzmann; Papyri Graecae Berolinenses collegit G. Schubart; Georges, Lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 8. Auflage; E. Schramm, Griechisch-römische Geschütze — alle besprochen von Dr. J. Demiańczuk. Außerdem wurden drei ukrainische und drei russische Werke besprochen (S. 57—74). — Zeitschriftenschau: Vergangenheit und Gegenwart — ausführliche Inhaltsangabe von Dr. J. Krypiakewycz (S. 75—82). — Tätigkeitsbericht des Vereines „Uczytelska Hromada (S. 83). — Nachrichten aus dem ukrainischen Landesschulverein — der Verein verfolgt hauptsächlich den Zweck, die ukrainischen Privatschulen zu gründen und zu unterhalten. Im Schuljahre 1911/1912 erreichten die Einnahmen des Vereins die Summe von K 111.553·25, die Ausgaben K 177.013·35. In den dem Vereine unterstehenden acht Privatgymnasien (Busk, Zbaraż, Dolyna, Horodenka, Kopyczynci, Rohatyn, Jaworów, Czortków) waren im Schuljahre 1911/1912 in 22 Stamm-

und 10 Parallelklassen 1189 öffentliche und 124 Privatschüler inskribiert; den Unterricht erteilten 71 Lehrer (S. 84—88).

Heft 6. *D. Korenec*, H. Cehlynskyj — Nachruf auf den um die ukrainische Literatur verdienten Gymnasialdirektor und Reichsratsabgeordneten (S. 1—11). — *J. Jarema*, Pädagogische Themen — die Schulreform, Gesellschaft und Schule, Der wissenschaftliche Fortschritt, Psychologie und moderne Richtung der Schulerziehung (S. 12—18). — *M. Wozniak*, Aus der Geschichte der Einführung der ukrainischen Sprache an den galizischen Mittelschulen — Schluß (S. 19—27). — *J. Ohonowskyj*, Aus der praktischen Methodik — über die Vorbereitung des Lehrers auf das Pensum des Schuljahres (S. 28—32). — Didaktische Miscellanea: 1. Dr. *W. Lewyćkyj*, Das Ceva'sche Theorem. 2. *N. Sadowśkyj*, Einiges über die singende Bogenlampe (S. 33—34). — Besprechungen und Berichte (u. a.): Jerusalem, Die Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen — besprochen von M. H—yj; Dr. M. C. P. Schmidt, Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht, und L. Robin, Des Memorables de Xénophon et notre connaissance de la philosophie de Socrate — beide besprochen von Dr. J. Demiańczuk; außerdem wurden vier ukrainische Lehrbücher rezensiert (S. 35—54). — Zeitschriftenschau: Lehrproben und Lehrgänge — Inhaltsangabe von M. H—yj. — Tätigkeitsbericht des Vereines „Uczyt. Hromada“ (S. 58—60). — Bericht über die IV. Konferenz der Mittelschuldirektoren in Galizien (S. 61—65). — Nachrichten aus dem ukrainischen Landesschulvereine — zu Anfang des Schuljahres 1912/1913 unterstanden dem Vereine acht Privatgymnasien und zwei Privat-Lehrerinnenbildungsanstalten mit zusammen 2067 Schülern und 114 Lehrern; der jährliche Gesamtaufwand, verbunden mit der Erhaltung aller Privatschulen, wurde auf K 284.089 präliminiert (S. 66—69).

V. Jahrgang 1913. Heft 1. *A. Kruszelnyćkyj*, Franko als Erzieher — anläßlich des 40jährigen Jubiläums seiner schriftstellerischen Tätigkeit (S. 1—6). — *E. O.*, Wo ist der Ausweg? — aus Anlaß einer gegen die Russophilen gerichteten Schülerdemonstration in der Filialanstalt des akademischen Staatsgymnasiums in Lemberg fordert der Verf. die Schulbehörden auf, dahin zu wirken, daß die Zöglinge der russophilen Internate von den ukrainischen Schulen ferngehalten werden (S. 7 bis 17). — *W. Szczurat*, Ein unbekanntes Gymnasium in Zbaraż — über das im Jahre 1789 in Zbaraż gegründete, im Jahre 1805 nach Brzeżany versetzte Gymnasium (S. 18—28). — *W. Hnatiuk*, Orthographische Themen — einige Bemerkungen betreffend die Lautlehre der ukrainischen Sprache (S. 29—35). — *O. Terlećkyj*, Zwei Geographiestunden an den Mittelschulen — ein methodologischer Beitrag (S. 36—43). — Schulchronik: Franko-Jubiläum, Ukrainische Universitätsfrage, Aus der österreichischen Schulstatistik, Einiges über die Czernowitzer Lehrerbildungsanstalt, Statistik der galizischen Mittelschullehrer u. a. (S. 44 bis 50). — Rezensionen (u. a.): Moulton, Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments; Laudien, Griechische Inschriften und Griechische Papyri — alle drei besprochen von Dr. J. Demiańczuk; außerdem sind vier ukrainische Werke besprochen (S. 51—58). — Bibliographie (S. 59). — Tätigkeitsbericht des Hauptvorstandes der „Uczyt. Hromada“ (S. 60—61). — Nachrichten aus dem ukrainischen Landesschulvereine (S. 62—64). — Schülerklassifikation an den ukrainischen Privatmittelschulen am Ende des I. Semesters 1912/1913 — von 1878 klassifizierten Schülern entsprachen allen Anforderungen 1341.

Heft 2. Die Pragmatische Sanktion und die Ukraine — die Pragmatische Sanktion ist auch für die Ukraine von Bedeutung (S. 65—68). — *P. Wendland*, Demosthenes' im Gymnasialunterrichte — eine den galizischen Schulverhältnissen angepaßte Übersetzung aus „Vergangenheit und Gegenwart“ (S. 69—75). — Dr. *S. Tomaszivśkyj*, Über orthographische Themen — ist das Schreiben großer Buchstaben überall begründet? (S. 76—78). — *M. Wozniak*, Über die erste Kommission für

ukrainische Schulbücher — ein Beitrag zur Geschichte des galizischen Schulwesens (S. 79—83). — *O. Terleckyj*, Zwei Geographiestunden an den Mittelschulen — Schluß (S. 84—81). — *J. Sitnickyj*, Bemerkungen zur Rektion der Zahlwörter (S. 92—94). — Schulchronik: Das 100jährige Geburtstagsjubiläum des Szewczenko, Erster internationaler Katechetenkongreß in Wien, Die Enquette betreffend die Schulärzte, Internationaler Kongreß für Schulhygiene in Buffalo, Die Frequenz an den österreichischen Universitäten u. a. (S. 95—107). — Rezensionen (u. a.) Kosog, Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer Reform — besprochen von J. Stefanowycz; H. Wolf, Angewandte Geschichte — besprochen von J. Krypiakewycz; J. Wychgram, Das höhere und mittlere Unterrichtswesen in Deutschland — angezeigt von Tomasziwškyj; außerdem ist ein ukrainisches Lehrbuch der Physik eingehend besprochen (S. 108—117). — Bibliographie (S. 118—120). — Tätigkeitsbericht der „Uczyt. Hromada" und des ukrainischen Landesschulvereines (S. 121—127).

Heft 3. *D. Lukianowycz*, Die Geschäftssprache des Gymnasiums — der Verf. versucht nachzuweisen, daß die privilegierte Stellung der polnischen Sprache als Amtssprache in Galizien ungerechtfertigt ist (S. 129—146). — *M. H. Smyrnowa*, Der Unterricht in der fremden Sprache und die Grundprinzipien der Psychologie und der Pädagogik — ein Beitrag zur Martyrologie der ukrainischen Schulen in Rußland (S. 147 bis 159). — *E. Grünwald*, Englische Stimmen über den klassischen Unterricht — eine freie Übersetzung aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" (S. 160—166). — *M. Wozniak*, Geschichte eines Lesebuches — ein Beitrag zur Geschichte des galizischen Schulwesens (S. 167—175). — *P. Franko*, Die körperliche Erziehung an ukrainischen Mittelschulen im Jahre 1911/1912 (S. 176—181). — Schulchronik: Schülerverbrechen, Das galizische Schulwesen, Die Koedukation in der Schule, Die Dienstpragmatik der Staatslehrpersonen u. a. (S. 182—189). — Aus dem Vereine „Uczyt. Hromada" (S. 190—192).

Heft 4—5. An der Schwelle des neuen Schuljahres — der anonyme Verf. fordert die ukrainische Lehrerschaft auf, vom neuen Schuljahre an nur die Bezeichnung „ukrainisch" statt der bisnun üblichen „ruthenisch" zu gebrauchen (S. 193—198). — Dr. *O. Tyrowškyj*, Bemerkungen über die Jugenderziehung — Gedanken und Ratschläge betreffend die Schülerautonomie (S. 199—216). — *M. Wozniak*, Die Bestrebungen zur Hebung des Ruthenentums am Gymnasium in Sambor in den Jahren 1849 und 1850 — ein Beitrag zur Geschichte des galizischen Mittelschulwesens (S. 217—233). — *O. Terleckyj*, Die Anthropo-Geographie an den Mittelschulen (S. 234—258). — Pompei — Reisenotizen nach A. France (S. 259—261). — Der neue Lehrplan der ukrainischen Sprache an Gymnasien und Realgymnasien — übersetzt und besprochen von Dr. W. Szczurat (S. 262—267). — Schulchronik: Die ukrainische Sprache und die galizischen Polen, Nationalstatistik an den galizischen Mittelschulen, Der ukrainische Studentenkongreß im Jahre 1913 u. a. (S. 268—281). — Rezensionen: Auerbach-Rothe, Taschenbuch für Mathematiker und Physiker; C. Th. Kaempf, Zur Frage der Organisation des mathematischen Unterrichts — beide besprochen von M. Czajkowškyj (S. 282 287). — Die literarwissenschaftliche Betätigung der ukrainischen Lehrer an den Mittelschulen (S. 288—292). — Tätigkeitsbericht des Hauptvorstandes der „Uczyt. Hromada" (S. 293—294). — Nachrichten aus dem ukrainischen Landesschulvereine — am Ende des Schuljahres 1912 1913 wurden in allen dem Vereine unterstehenden Privatmittelschulen insgesamt 1791 Schüler(innen) klassifiziert (S. 295—297). — Die Dienstpragmatik der Lehrer an den ukrainischen Privatmittelschulen (S. 290—304).

Stanislau. Dr. J. Demiańczuk.

X. Nastavni Vjesnik. Zeitschrift für Mittelschulen. Herausgegeben vom „Vereine der kroatischen Mittelschulprofessoren", zugleich Organ des „Vereines der slowenischen Professoren" und des „Vereines der Mittelschulprofessoren in Dalmatien". Agram 1912. Band XXI, Heft 6—10. Band XXII, Heft 1—3.

Band XXI, Heft 6, Februar 1912. Vorträge und Abhandlungen: *F. Mihletić*, Geometrie und Raum (Fortsetzung). — Dr. *V. Dvorniković*, Die Charakteristik der zeitgenössischen Psychologie und deren Unterricht in der Schule. — Miszellen: *M. Kuzmić*, Die Analytik des Aristoteles (Fortsetzung). — *P. Nenin*, Konstruktive Auflösung der Aufgaben aus der sphärischen Astronomie. — *S. Ivšić*, Etwas über das Zeitwort *baviti* in den slawischen Sprachen. — Bücherbesprechung: Dr. *S. Rittig*, Geschichte und Recht der slawischen Sprache in der kirchlichen Liturgie mit besonderer Rücksicht auf Kroatien. Band I, von 863 bis 1248, angez. von J. Gopić.

Heft 7, März 1912. Vorträge und Abhandlungen: Dr. *V. Dvorniković*, Die Charakteristik der zeitgenössischen Psychologie und deren Unterricht in der Schule (Schluß). — *A. Kondrat*, Über die homogenen Koordinaten in der Ebene. — Miszellen: *M. Kuzmić*, Die Analytik des Aristoteles (Fortsetzung). — Bücherbesprechung: *I. Marek*, Organische Verbrennungsanalyse ohne Verwendung eines Sauerstoffüberträgers (Journal für prakt. Chemie 1911, Band 84), ang. von M. Mohaček. — Die Publikationen des deutschen Lehrer-Vereines für Naturkunde E. V. Stuttgart, angez. von Dr. A. Langhoffer. — *M. Kišpatić*, Bauxite des kroatischen Karstes und ihre Entstehung (Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Beilage, Band XXXIV. Stuttgart 1912), ang. von Dr. F. Tućan. — Dr. *F. Tućan*, Zur Bauxitfrage (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Stuttgart 1913 [Autorreferat]). — Dr. *A. Bludau* und *Otto Herkt*, Flemmigo, namentreue Länderkarte von Österreich-Ungarn, Maßstab 1 : 1,500.000, angez. von Dr. M. Šenoa. Aus der Rezension des FZM. Freiherrn v. Steeb, welche in den Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, Wien 1912, über denselben Gegenstand veröffentlicht wurde, führt der Ref. nur den Teil, welcher sich auf Kroatien und Slawonien bezieht, an.

Heft 8, April 1912. Vorträge und Abhandlungen: *P. Ećimović*, Lehrstoff aus der kroatischen Grammatik für die erste Gymnasialklasse vor dem Unterrichte im Lateinischen. — *A. Kondrat*, Über die homogenen Koordinaten in der Ebene (Fortsetzung). — Miszellen: Dr. *P. Tomić*, Vom Lesen guter und für die allgemeine Bildung nützlicher Bücher. Eingangs erwähnt der Verf., daß im Jahre 1884 in Petersburg ein 846 SS. starkes Buch unter dem Titel „Was soll das Volk lesen?" erschienen ist. Das Buch wurde von 12 Lehrerinnen der Mädchenschule in Harkow unter Mithilfe der Lehrer veröffentlicht. Die Lehrerinnen gaben den Schülerinnen verschiedene Bücher zum Lesen, verlangten von ihnen ihr Urteil, das sie mit den eigenen Bemerkungen den betreffenden Büchern beisetzten. Außerdem wurde von ihnen alles gesammelt, was über die Volksbücher in den russischen Zeitschriften und Zeitungen gedruckt wurde. Auf diese Weise ist die erwähnte russische Liste der besten Bücher zustande gekommen. Auf Vorschlag John Lubocks, des Kanzlers der Universität von London, wurde im Jahre 1886 für das englische Volk eine Liste der 100 besten Bücher zusammengestellt. Im Jahre 1889 veröffentlichte der Verleger Friedrich Pfeilstücker in Berlin unter der Leitung des Prof. Dr. Max Schneidewin ein 108 SS. starkes Buch unter dem Titel „Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen. Ein deutsches Gegenstück zu der englischen Liste der 100 besten Bücher". Der Verf. erwähnt noch zwei andere ähnliche Bücher, und zwar A. E. Schönbach, „Über Lesen und Bildung", Graz 1900. 6., stark erweiterte Auflage, und „Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten" von F. Schlögel. Wien

1889. Der Verf. beklagt sich, daß bis jetzt für das kroatische Volk noch kein solcher Versuch gemacht wurde. Seine Liste ist nicht nur für die Schüler, sondern auch für die breiten Schichten des Volkes bestimmt, damit sie einen Wegweiser für ihre spätere Bildung haben. Aber auch jenen Schülern, welche die Anstalt nach der IV. oder V. Klasse verlassen, wird eine solche Liste der besten Schriftsteller sehr nützlich sein. Im Anschlusse an die Ausführungen des Prof. Ljubibratić, meint der Verf., daß Professoren und Schriftsteller ein Komitee bilden sollten, dessen Aufgabe es wäre, nach einer sorgfältigen Überprüfung der bedeutendsten Werke aus der Weltliteratur eine Liste der für die allgemeine Bildung nützlicher Bücher zu veröffentlichen. Es sei schwer zu sagen, führt der Verf. weiter aus, was alles für die allgemeine Bildung nötig ist. Die Bildung wird nicht nur durch den Unterricht in der Schule, sondern auch durch das Lesen guter Bücher gefördert. Aus dem Grunde sollen die Bücher in einer Bibliothek verschiedenen Inhalts nach dem Alter und dem Bildungsgrade der Leser sein. Auch von den bedeutendsten Schriftstellern sei eine Auswahl genügend, da „die intime Vertrautheit mit den Werken eines einzelnen Philosophen vorteilhafter als die oberflächliche Kenntnis aller“ ist. Eine Auswahl der besten Bücher ist auch die geeigneteste Waffe zur Bekämpfung der zunehmenden Verwilderung der sogenannten popularisierenden Literatur. In der von dem Verf. entworfenen Liste kommen weder Spezialwerke aus den verschiedenen Wissenschaften noch Literaturgeschichten vor. Die bedeutendsten Schriftsteller sind entweder in der Originalsprache oder in Übersetzungen vertreten. In dieser vom Verf. entworfenen Liste kommen 280 Schriftsteller mit insgesamt 638 Werken vor. — *M. Kuzmić*, Die Analytik des Aristoteles (Fortsetzung). — Bücherbesprechung: *W. Golther*, Die deutsche Dichtung im Mittelalter. Stuttgart, Metzler 1912, angez. von Dr. G. Šamšalović. — Dr. *F. Gottanka*, Die Genusregeln der konsonantischen und *i*-Deklination im Lateinischen. Progr. des Gymnasiums von Bayreuth 1912, angez. von Dr. J. Golik.

Heft 9, Mai 1913. Vorträge und Abhandlungen: *P. Ernović*, Lehrstoff aus der kroatischen Grammatik für die erste Gymnasialklasse vor dem Unterrichte im Lateinischen (Schluß). — Miszellen: Aus der Statistik der Mittelschulen in Kroatien und Slawonien (diese Statistik bezieht sich auf das Schuljahr 1911/12. — *F. Vajda*, Statistik der Mittelschulen in Krain, Steiermark, Kärnten und Küstenland (diese Statistik bezieht sich auf das Schuljahr 1911/12). — *M. Kuzmić*, Die Analytik des Aristoteles (Fortsetzung).

Heft 10, Juni 1913. Vorträge und Abhandlungen: *M. Mudrinić*, Schülervereinigungen zu Ausflügen. Eingangs hebt der Verf. hervor, daß der gewaltige Fortschritt der Kultur auf allen Zweigen der menschlichen Arbeiten Reformen verlangt. Die neue Zeit verlangt neue Mittel für die Bildung und das Wohl der Menschen und man will das auch von der Schule, wo die Jugend für das spätere Leben gebildet wird. Für die körperliche Bildung der Jugend wurden in unsere Schulen nebst der Gymnastik auch verschiedene Sports eingeführt, die aber ihr Ziel nicht erreicht haben, da nur die Muskeln zum Schaden der übrigen Erziehungsaufgaben gekräftigt wurden. Viele Sports dienen keinem erziehlichen Zwecke, veredeln das Herz der Jugend nicht, und andere wieder erreichen das Gegenteil, indem sie Leidenschaften erwecken. Zu diesen letzteren Sports gehört der Fußball. Aus diesem Grunde haben selbst die Nationen, bei denen diese Sports erwachsen sind, versucht, der Spielwut Einhalt zu tun, und dem angeborenen Triebe der Jugend auf eine andere Art Rechnung zu tragen. Und so wurden verschiedene Schülervereinigungen zu Ausflügen unter dem Namen: Wandervogel, Wanderschule, Pfadfinder usw. eingeführt. Schülervereinigungen zu Ausflügen existieren schon bei allen Kulturvölkern, da dieselben die Bestrebungen der Schule am wirk-

samsten unterstützen. Der expansive Trieb der Jugend verlangt nach Betätigung auch während der Erholungszeit, sonst gerät er auf Abwege. Nur die Ausflüge in der freien Natur können diesen Trieb befriedigen. Die erste gute Folge dieser gemeinsam unternommenen Ausflüge ist eine Erhöhung der Disziplin. Die gemeinsam unternommenen Ausflüge setzen voraus, daß jeder einzelne seinen persönlichen Willen den allgemeinen Interessen der Vereinigung unterordnet, und die Resultate der gemeinsam verrichteten Arbeit sind von solcher erziehlichen Kraft, daß auch jene turbulenten Elemente, mit denen sonst nicht leicht auszukommen ist, bewältigt werden. Wenn der Schüler in der Vereinigung zum Gehorsam angehalten wird, so wird er auch zu Hause und in der Schule gehorsam sein. Die Schülervereinigungen zu Ausflügen bilden den Unabhängigkeitssinn und den edlen Wetteifer in der Arbeit aus. Bei solchen Ausflügen lernt der Schüler nicht nur die Gegenstände und die Ortschaften, durch welche er geht, kennen, sondern er nimmt auch einen aktiven Anteil an der Lösung aller wichtigen Fragen, von denen der allgemeine Erfolg abhängt. Das Gefühl jedes einzelnen, daß von seiner Arbeit der Erfolg und der allgemeine Nutzen der Vereinigung abhängt, wird allmählich so stark, daß es ihn bis zur Selbstaufopferung treibt, damit das Ziel erreicht werde. Aber die schönste Aufgabe der Schülervereinigungen zu Ausflügen ist die Bildung des Charakters. Zur Devise jeder solchen Vereinigung wird die Liebe zur Wahrheit; dieser Wahlspruch hält alle Mitglieder zusammen und bildet die Stärke und den Stolz der Vereinigung. Der Verf. betont ausdrücklich, daß solche gemeinsame Schülerausflüge nur dann einen Nutzen haben können, wenn die Zahl der Teilnehmer nicht größer als 12 ist. Jede Vereinigung hat ihre Rechte, aber auch ihre Pflichten. Zu den Pflichten gehört besonders das absolute Unterwerfen des eigenen Willens unter das Interesse der Vereinigung und das Wahren der Achtung der Vereinigung durch ein anständiges Benehmen. Nach der Ansicht des Verf. soll wenigstens einmal in der Woche ein halbtägiger, einmal monatlich ein ganztägiger und einmal jährlich ein mehrtägiger Ausflug unternommen werden. Jeder Ausflug soll von dem Führer bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet sein; der Führer hat ein kurzes Tagebuch über den Ausflug zu führen und bei der Rückkehr über die Disziplin und über die bedeutendsten Ereignisse während des Ausfluges Bericht zu erstatten. Der Ausflug soll so organisiert sein, daß er seinem Ziele, der Gesundheit, der Unterhaltung und der Bildung, dient. Während des Ausfluges können verschiedene Spiele veranstaltet werden; die Betrachtung der die Ausflügler umgebenden Welt sorgt für die Bildung und die Erziehung. — Miszellen: *M. Kuzmić*, Die Analytik des Aristoteles (Schluß). — Bücherbesprechung: *H. Schmidt*, Goethe-Lexikon. Verlag Kröner, Leipzig 1912, angez. von Dr. G. Samšalović.

Band XXII, Heft 1, September 1913. Vorträge und Abhandlungen: *M. Stojković*, Charakteristik des Lebens und der Tätigkeit des Bartuo Kašić aus Pago. — Miszellen: Dr. *A. Vrgoč*, Über das Fühlen der Pflanzen. — Dr. *J. Majcen*, Zur Reform des mathematischen Unterrichtes in unseren Mittelschulen. — Dr. *F. Tućan*, Bemerkungen über die naturgeschichtliche Nomenklatur.

Heft 2, Oktober 1913. Vorträge und Abhandlungen: Dr. *D. Trbojević*, Spiel und Arbeit. Der Verf. bemerkt zuerst, daß die Ansichten über den inneren Zusammenhang zwischen Spiel und Arbeit ganz verschieden sind. Zur Bekräftigung dieser Worte führt er die Meinung B. Ottos an, nach welcher der innere Zusammenhang zwischen Spiel und Arbeit so stark ist, daß man das eine ohne die andere nicht denken kann, und die Baumann, der behauptet, daß zwischen Spiel und Arbeit kein Zusammenhang existiert. In der Schule ist der Zusammenhang zwischen Spiel und Arbeit bei weitem stärker als im gewöhnlichen Leben: der Schüler arbeitet entweder oder es spielt. Die Einrichtung der Schule

wird eine ganz andere sein, wenn man das Lernen als Spiel ansieht, als wenn man das Lernen als etwas dem Spiele Entgegengesetztes auffaßt. Im ersten Falle wird der Schüler so leicht und gern arbeiten wie es ihm leicht und angenehm beim Spiele ist; im zweiten Falle aber wird man die Arbeit ohne irgend welche Rücksicht auf diese zwei Momente einrichten müssen. Im ersten Falle wird man Freiheit, im zweiten Druck haben. Die Hauptcharakteristik des Spieles ist das Interesse; das Spiel ist für das Kind so interessant, daß es dabei die nötigsten Lebensbedürfnisse vergießt, weder Hunger noch Müdigkeit fühlt. Aber das ist nur dann der Fall, wenn das Kind selbst das Spiel gewählt hat; hat man ihm dagegen das Spiel bestimmt, so schwindet das Interesse sogleich. Dem Kinde muß man beim Spielen die volle Freiheit lassen, denn dadurch wird nicht nur das körperliche, sondern auch das geistige Wohl gefördert. Da das Kind am liebsten in der freien Natur spielt und die Natur an sich so verschiedenartig ist, so ist auch das Spiel des Kindes immer verschieden. Wie das Spiel eine besondere Eigenschaft der Kinder ist, so ist die Arbeit das eigene Charakteristikon der Erwachsenen. Wie das Spiel seine Äußerungen hat, so hat auch die Arbeit die ihrigen. Die Aufmerksamkeit ist das äußere Kennzeichen der Arbeit und zugleich auch das beste Zeichen für die Art der geleisteten Arbeit. Je aufmerksamer man bei der Arbeit ist, desto besser und erfolgreicher wird die verrichtete Arbeit sein. Nur oberflächliche Personen arbeiten mit wenig Aufmerksamkeit; die Aufmerksamkeit ist bei denjenigen gering, die ihre Gedanken bei der Arbeit nicht zusammenhalten können. Die Aufmerksamkeit soll aber auch dauerhaft sein. — Es ist schwer, die Aufmerksamkeit bei anderen zu kontrollieren. Oft glaubt man, daß die Schüler dem Unterrichte mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit folgen, aber wenn man an sie irgend eine Frage richtet, so sieht man, daß ihre Gedanken nicht bei der Arbeit in der Schule waren. Aber da es schwer ist, die Aufmerksamkeit auf einmal zu kontrollieren, so kann dies nur nach langer Beobachtung geschehen. Der Schlußerfolg ist das geeignetste Mittel, um die Arbeit zu beurteilen. Aber ein solches Mittel wäre für die Schule ohne besonderen Nutzen, deshalb muß man darnach trachten, durch besondere Mittel die Aufmerksamkeit wach zu erhalten. — Ein äußeres Zeichen der Aufmerksamkeit ist das Interesse und die Liebe, womit man seine Arbeit verrichtet. Ist jemand mit Interesse und Liebe bei der Arbeit, so wird er auch jede Minute vernünftig verwenden. Damit aber eine Arbeit mit Interesse und Liebe geleistet werde, soll sie frei gewählt sein. Wenn man unter einem Drucke arbeitet, so zeigt man bei der Arbeit weder Interesse noch Liebe. Und eine solche interesse- und lieblose Arbeit ist eben diejenige, welche von unseren Schülern in der Schule geleistet wird. Jedes Kind zeigt eine gewisse Zuneigung zu dieser oder jener Arbeit, oder einen ausgesprochenen Widerwillen gegen diese oder jene Art von Arbeit. Diese Zuneigung oder dieser Widerwillen ist ein sicheres und untrügliches Zeichen für gewisse Fähigkeiten des Kindes. — Der Verf. hebt weiter hervor, daß die Ansichten über die Natur der in der Schule zu leistenden Arbeit ganz verschieden sind: für die einen ist der harte Druck in der Erziehung unbedingt notwendig, während andere verlangen, daß die Arbeit in der Schule spielend verrichtet werde. Der Verf. steht auf dem Standpunkte, daß die Arbeit in der Schule ohne jeden Zwang und Druck, so frei wie das Spiel auf der Wiese, in der freien Natur, geleistet werden soll. •Will man von der Schule ein befriedigendes Resultat haben, so soll man darauf achten, daß alles, was der Schüler in der Schule und für die Schule leistet, mit Interesse, Liebe und Aufmerksamkeit geleistet werde. Aus dem Grunde sollte im Lehrplane nichts sein, was die Schüler gegen ihren Willen machen sollen. Alles, was der Schüler lernt, soll er nur deshalb lernen, weil er am Lernen eine Freude findet. Hat der Schüler in der Arbeit sowie beim Spiele freie Wahl, so wird er das wählen, was seinen Zuneigungen und seinen Fähigkeiten

entspricht, und diese Arbeit wird er mit Interesse, Liebe und Aufmerksamkeit verrichten, folglich wird diese Arbeit auch die beste sein. — Lernt und arbeitet der Schüler nur das, was ihn besonders interessiert, so wird er den ganzen Tag beschäftigt sein ohne dabei Müdigkeit zu fühlen, und in diesem Falle wird man von Überbürdung nicht sprechen können. Nach der heutigen Einrichtung der Schule bleibt den Schülern viel Zeit frei und doch spricht man immer von Überbürdung der Schüler. Und das geschieht nur deshalb, weil der Schüler vieles lernen und leisten soll, wofür er kein Interesse hat. — Der Verf. gibt zu, daß er viel verlangt, wenn er behauptet, daß die Schule so eingerichtet sein sollte, daß der Schüler sich nur jener Arbeit widmen könnte, für welche er Liebe und Interesse empfindet. In diesem Falle müßte man die heutige Einrichtung der Schule von Grund aus ändern. Und doch meint der Verf., daß man auch bei den heutigen Verhältnissen aus der Ähnlichkeit zwischen der Arbeit in der Schule und dem Spiele einen großen Nutzen ziehen könnte, wenn man mit Bewußtheit den Grundsatz beachten und durchführen wollte, einen Schüler in eine höhere Klasse aufsteigen zu lassen, auch wenn er in diesem oder jenem Gegenstande nicht entsprochen hat, falls seine Leistungen in den übrigen Gegenständen eine Gewähr bieten, daß er die betreffenden Gegenstände mit Interesse lernt und daraus gute Erfolge erzielt. Wenn man konsequent so handeln möchte, so würde der Schüler immer mehr Liebe und Interesse für die Gegenstände zeigen, für welche er eine besondere Zuneigung hat, während bei den heutigen Verhältnissen der Schüler immer mehr Widerwillen gegen den Gegenstand zeigt, für welchen er kein Interesse hat, und die Arbeit in der Schule wird ihm immer mehr verhaßt, da er keinen Erfolg von seiner Arbeit sieht. Nichts ist so geeignet, demoralisierend zu wirken, jede Lust an der Arbeit in der Schule zu töten als der Mißerfolg. Aus der Ähnlichkeit zwischen der Arbeit in der Schule und dem Spiele würde man noch größere Vorteile ziehen, wenn man es so einrichten könnte, daß der Schüler seine Zeit vernünftig und nützlich verbringe. Man müßte dabei dem Schüler volle Freiheit in der Wahl dessen lassen, was ihn während der freien Zeit beschäftigen wird. Aber ohne daß er es merke, sollte man ihn leiten, damit er gute und nützliche Sachen verrichte, die seinem eingeborenen Triebe entsprechen und sein Interesse fesseln. Zu diesem Zwecke sollte man an den Schulen Lesehallen, Vereinigungen zu gemeinsamen Ausflügen, Gesang- und Literarvereine usw. gründen. So könnte der Schüler auf eine leichte und angenehme Art, wie beim Spielen, seine eingeborenen Eigenschaften entfalten. — Miszellen: Dr. *J. Majcen*, Zur Reform des mathematischen Unterrichtes an unseren Mittelschulen (Schluß). — Dr. *G. Šamšalović*, Wielands Oberon in der Schule. — *M. Divković*, Etwas über den Aorist in der serbokroatischen Sprache. — Dr. *J. Turić*, Pädagogisch-psychologische Gründe des schlechten Erfolges aus einigen Gegenständen in der Mittelschule. — Dr. *S. Gjurašin*, „Aldrovanda vesiculosa L." der kroatischen Flora. — Bücherbesprechung: Dr. *V. Vogel*, Die Fauna der eozänen Mergel im Vinodol in Kroatien (Mitteilungen aus dem Jahrbuche der kgl. ungarischen geologischen Reichsanstalt, XX. Band, 2. Heft, Budapest 1912), angez. von Dr. F. Tućan. — *J. Glowacki*, Die Flora der slowenischen Länder, I. Heft, Laibach 1912, angez. von Dr. S. Beuk.

Heft 3, November 1913. Vorträge und Abhandlungen: Dr. *I. Kasumović*, Die Äsopische Fabel bei Horaz. — Miszellen: *K. Šuljak*, Die Bestimmung der Position auf offenem Ozean — *M. Stojković*, Die römisch-päpstliche Gegenreformation in den südslawischen Ländern. — *M. Ebrić*, Etwas aus der Statistik unserer Handelsschulen (diese Statistik bezieht sich auf das Schuljahr 1911/12). — Bücherbesprechung: *A. Pavić*, Über die Entstehung des „Osman" von Gundulić, Agram 1913, angez. von Dr. D. Surmin. — Dr. *S. P. Widmann*, Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte.

2. Auflage. Paderborn, Schöningh 1913, angez. von S. — Dr. *B. Cvijetković*, Ragusa und Ludwich der Große (1358—1382). Ragusa 1913, angez. von S. — *G. Novak*, Die Slawen und Venetien. Spalato 1913, angez. von S. S. — *F. Tućan*, Bauxit im neuen Licht (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1913. Autorreferat). — *F. Tućan*, Zur Kenntnis des mehligen Siliciumdioxyds von Milna auf der Insel Brač in Dalmatien mit besonderer Berücksichtigung der Bauxitfrage. Mit 3 Textfiguren (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1913. Autorreferat). — *T. Matić*, Der kroatische Schriftsteller M. A. Kuhačević und der Aufstand in Brinje (Sonderabdruck aus dem Archiv für slawische Philologie), angez. von K. Pavletić. — Verschiedene Mitteilungen: *R. Radić*, Wie können wir die Schüler während des Unterrichtes und der Pausen am leichtesten in Disziplin halten? Der Verf. hebt ausdrücklich hervor, daß der Lehrer bei den Schülern Respekt und Autorität genießen soll, wenn er in der Schule Disziplin haben will. Disziplin aber und Autorität verschafft sich der Lehrer durch sein äußeres Auftreten, durch die gründliche Kenntnis seines Gegenstandes, endlich durch Objektivität, Liebe und Wohlwollen zu den Schülern. — Damit in einer Anstalt gute und erfolgreiche Ordnung herrsche, ist es notwendig, daß der Direktor im Einverständnisse mit den Lehrern handle, daß er sich jeder Handlung enthalte, welche das Ansehen des Lehrers schädigen könnte. Aber auch die Mitglieder des Lehrkörpers sollen in Eintracht handeln, wenn sie Disziplin und Ordnung in der Anstalt haben wollen; denn nichts wirkt so demoralisierend auf die Schüler, als wenn ein Lehrer, der auf diese Weise bei den Schülern beliebt zu werden hofft, das zerstört, was ein anderer gebaut hat. — Im Verkehre mit den Schülern soll der Lehrer auf das Alter, das Naturell, die Individualität der Schüler Rücksicht nehmen und dementsprechend sein Verhalten beim Strafen, Tadeln und Loben einrichten. — Von den Schülern soll der Lehrer in erster Linie Gehorsam verlangen und das wird er am leichtesten erreichen, wenn er beim ersten Eintritte in die Klasse eine gewisse Übermacht zeigen wird. Seine Befehle müssen knapp und kurz sein und er soll darauf achten, daß dieselben auch ausgeführt werden. — Der Lehrer soll sich hüten, durch sein Benehmen den Schülern gegenüber Disziplinarvergehen hervorzurufen, denn dann wird der Direktor und der Lehrkörper einschreiten müssen, um die erschütterte Disziplin herzustellen, und das schadet sehr der Autorität des Lehrers. — Der Lehrer soll jede Intimität mit den Schülern vermeiden, denn wo ein intimer Umgang zwischen Lehrer und Schülern besteht, dort kann es keine Ordnung und keine Disziplin geben. — Das Klassenbuch soll so wenig als möglich benützt werden, weil es sonst seine Bedeutung verliert. Die Strafen sollen nur in äußersten Fällen verwendet werden. Hat man die Schüler am Anfange des Schuljahres aufmerksam gemacht, daß jede Störung der Disziplin, jede Ungehorsamkeit, Unartigkeit, Böswilligkeit und Gesetzwidrigkeit gestraft wird, so muß man dann im gegebenen Falle darnach handeln; denn drohen ohne die Drohung gegebenenfalls ins Werk zu setzen, ist sehr geeignet, das Ansehen der Schule zu untergraben. — Kollektivstrafen sollen überhaupt vermieden werden, da die Erfahrung lehrt, daß sie für viele Schüler eine Art von Unterhaltung sind. — Der Verf. schließt seine Bemerkungen mit der Aufforderung, so wenig als möglich Strafen zu verhängen; denn in einer Anstalt, wo viel gestraft wird, dort steht es schlecht mit der Autorität des Lehrkörpers und des Direktors.

Zara. W. Freiherr v. Ljubibratić.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".

Nr. 24.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsames Organ der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien und „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz. XXVII. Jahrgang. Wien, Hölder 1913.

III. Heft. Auf einen Standesangelegenheiten behandelnden Artikel „Von der Rechtsschutzkommission des Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine" (S. 155—157) folgt ein Bericht von Dr. *Karl Czerwenka:* „Pfadfinderbewegung und Mittelschule", in dem das Ergebnis der von den niederösterreichischen Mittelschullehrervereinen in dieser Angelegenheit veranstalteten Ausschußsitzungen niedergelegt ist. Weder die Pfadfinder- noch die Wandervogelbewegung und ähnliche Bestrebungen könnten ohneweiters bei uns in der Schule eingeführt, doch sollten der gute Geist, der in ihnen zum Ausdruck kommt, und einzelne brauchbare erziehliche Einrichtungen harmonisch in unseren Schulbetrieb eingefügt werden; in welcher Weise dies geschehen könnte, wird des näheren gezeigt (S. 158—168). — *A. Lebouton* gibt dann unter dem Titel „Vom Peloponnes nach Kleinasien" einen kurzen Reisebericht mit erläuternden Bemerkungen (S. 169—178). — *Literarische Rundschau*: *a*) Sammelreferate: *Valentin Pollak*: Literaturgeschichte (S. 179—185); *Alfred Nathansky:* Deutsche Lesebücher (S. 185—192); Dr. *Johann Oehler*: Klassische Philologie (S. 192 bis 204); *Franz Ingrisch:* Für die Schülerbüchereien (S. 204—205); Dr. *Johann Oehler:* Allgemeines (S. 205—206); Dr. *Emil Sofer:* Kalender (S. 206—207). — *b*) Einzelreferate (S. 207—210).

Brünn. St. Schüller.

II. Zeitschrift für das Realschulwesen. Herausgeg. von E. Czuber, A. Bechtel und J. Wallentin. XXXIX. Jahrgang. Heft 1—6. Wien, Hölder 1914.

Abhandlungen: Heft 1 und 2. *Fr. Kemény:* Internationale Unterrichtskonferenz in Haag 1914. *H. Tertsch:* Zur Behandlung der Petrographie in der Oberrealschule. *O. Leppin:* Aus

der Lehrmittelindustrie. *H. Freud:* Zur Einführung in die Logarithmenlehre. *J. Kuhn:* Erzeugung der gleichseitigen Hyperbel durch Kreisbüschel. *A. Petak:* Bericht über die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg a. d. Lahn. *R. Suppantschitsch:* Zur Frage der Infinitesimalrechnung an den Mittelschulen. — 3. und 4. Heft. *R. Richter:* Der Unterrichtsstoff im Französischen und Englischen usw. *Fr. Bock:* Die Betonung der lateinischen Eigennamen auf *-an*. *E. Zeisel:* Die Umgangssprache und die perfektivischen Zeiten im Französischen. *E. Müller:* Über die methodische Freiheit des Lehrers. *M. Fritz:* Das geologische Exkursionswesen an den Realschulen Wiens. *A. Lanner:* Die methodische Behandlung der konstruktiven Auflösung der sphärischen Dreiecke. *H. Böheim:* Die Schwingungsebene an die Schnittkurve usw. — Heft 5. *Fr. Strauß:* Gedanken zum Geographieunterricht an den österreichischen Mittelschulen. *St. Hanzlik:* Zur Methode des meteorologischen Unterrichtes an den höheren Klassen unserer Mittelschulen. *G. Da Fano:* Über den Bildungswert der darstellenden Geometrie. — Heft 6. Zum „Internationalen Briefwechsel". *E. Czuber:* Über rationale rechtwinklige Dreiecke (mit 1 Figur).

Schulnachrichten: Heft 1 und 2. Zur Neugestaltung der galizischen Realschulen. L'Institut français pour étrangers à Paris. Kundmachung der Simon Spitzerschen Stiftung. Billige Feriensonderfahrten. Heranbildung zum Offizier. — Heft 3 und 4. Beantwortung einer „Rundfrage" usw. XVI. Allgemeiner Neuphilologentag in Bremen 1.—4. Juni 1914. Cours de vacances a Lausanne. Österreichischer Alpen-Naturschutzpark. Die militärische Schulung in Frankreich usw. Ferienkurs in Jena 5.—18. August 1914. Archiv: Zur österreichischen Gesetzgebung. Zur ungarischen Schulgesetzgebung. — 5. Heft. Verband deutscher Schulgeographen. Die Erdkunde auf dem deutschen Philologentag. Die Oberrealschulen Preußens und der übrigen Bundesstaaten. Stenographie-Lehramt. Fachausdrucke im Luftwesen. — 6. Heft. Die deutsche Bücherei. Wissenschaftliche Hochschulferialkurse in Salzburg 1914. Die Aussichten im Oberlehrerberufe in Preußen.

In allen Heften Bücher-, Zeitschriften- und Programmenschau.

Wien. J. H.

III. Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. Organ der deutschen Mittelschullehrer-Vereine von Teplitz-Prag, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Linz und Marburg. Schriftleiter: Josef Rott, k. k. Professor i. R. in Saaz. XIII. Jahrgang. Aussig, Kommissionsverlag von Ad. Beckers Buchhandlung (Ed. Miksch) 1914.

I. und II. Heft. *J. Rott*: Der Anfang. Der Verf. nimmt gegen die in der neugegründeten Zeitschrift „Der Anfang, Zeitschrift der Jugend", zu Tage gekommenen Tendenzen Stellung und fordert die Berufsgenossen auf, zur Abwehr einerseits in der Öffentlichkeit durch Vorträge über Schule und Erziehung oder durch Erörterung solcher Fragen in der Presse aufklärend zu wirken, anderseits in der Schule die Reformierung der Disziplin im Sinne der Charaktererziehung mit Ernst und Ausdauer anzugreifen (S. 1—6). — Dr. *Karl Wagner:* Zum Lesestoff der vierten Klasse. Der Verf. zeigt, in welcher Weise der Lesestoff dieser Klasse benützt werden soll, um das Klassenziel zu erreichen, bezw. wie der Deutschlehrer den Lesetrieb der Schüler auf dieser Stufe seinen Bestre-

bungen dienstbar machen kann (S. 6—10). — *K.:* Zur Titelfrage. Der Artikel enthält Vorschläge zur Regelung der Titelfrage bei den Mittelschullehrern (S. 11—12). — Dr. *Watznauer* jun.: Akademiker und Nichtakademiker. Der Verf. wendet sich im Anschluß an die Besprechung eines besonderen Falles gegen die Bevorzugung der Nichtakademiker bei der Besetzung von Lehrstellen an Lehrerbildungsanstalten und verlangt eine Änderung der bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen (S. 12—16). — Der folgende Artikel „Standesgeist" von *Intrepidus* behandelt die Frage des Nebenverdienstes der Mittelschullehrer (S. 16—19) und in einem Nachtrag zu dem Artikel „Die Erforschung des jugendlichen Interesses (vgl. Heft IX, 1913) schränkt *J. Resch* sein hartes Urteil bezüglich der Beteiligung der deutschen Lehrerschaft Österreichs an der Interesseforschung ein (S. 20). — *Merksprüche* (S. 20). — *Vereinsnachrichten* (S. 20—28). — *Bücherbesprechung* (S. 29—38) — *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 39—43). — *Kleine Mitteilungen* (S. 43—51).

III. Heft. Dr. *Karl Wagner:* Zum Lesestoff der vierten Klasse. Der Artikel setzt die im I. Hefte begonnenen Ausführungen fort, wobei auch die Verhältnisse am Mädchenlyzeum in den Kreis der Erörterung einbezogen werden (S. 53—58). — *J. Rott:* Unser Stand und die Presse. Der Verf. regt die Gründung eines Presseausschusses der Mittelschullehrer an, der unberechtigte und unrichtige Urteile über Erziehung und Unterricht in der Presse abzuwehren und richtige Anschauungen darüber auf demselben Wege in der großen Öffentlichkeit zu verbreiten hätte. Zur Erläuterung des einzuschlagenden Weges wird der Bericht des Presseausschusses des Berliner und Brandenburgischen Philologenvereines 1912/13 abgedruckt (S. 58—62). — In dem Artikel „Der Jugendrat für die höheren Schulen Deutschböhmens" macht *J. Rott* auf diese Gründung aufmerksam und setzt den Zweck, die Einrichtung und Tätigkeit des Jugendrates auseinander (S. 67—70). — *Vereinsnachrichten* (S. 70—78). — *Bücherbesprechung* (S. 78—85). *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 85—88). — *Kleine Mitteilungen* (S. 88—93).

IV. Heft. In den Artikeln „Quinquennalzulagen und Ruhegenüsse der Staatslehrpersonen" von Dr. *E. Maschke* (S. 95—97), „Dienstpragmatik und Supplenten" von *Hellmut* (S. 97—99) sowie „Standesgeist und Nebenverdienst" von Dr. *Karl Paul* (S. 101 bis 103) werden Standesangelegenheiten behandelt. — *Merksprüche* (S. 106). — *Vereinsnachrichten* (S. 106—120). — *Bücherbesprechung* (S. 120—124). — *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 124—127). — *Kleine Mitteilungen* (S. 127—137).

Brünn. St. Schüller.

IV. Věstník českých professorů. Ročník XXI. 1914. Orgán ustředního spolku českých professorů (Anzeiger der böhmischen Professoren). XXI. Jahrgang 1914. Organ des Vereines böhmischer Mittelschulprofessoren.

5. Heft (Jänner). Das Heft wird mit einer Polemik gegen den Reichsratsabgeordneten Prof. *Kemetter* als Berichterstatter über unsere Dienstpragmatik S. 145—150 eröffnet. — Dann folgt S. 150—157 eine anonyme Besprechung eines vierbändigen Romanes „Der Supplent" von *Karl Klostermann*, in dem eine ausführliche Darstellung der Zustände in einem Lehrkörper gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboten wird. Der Rezensent will besonders auf die gegensätzliche Auffassung des

Direktors und des Landesschulinspektors aufmerksam machen. — S. 157 bis 160 sucht die Redaktion in einem Artikel „*Pro domo*“ mancherlei Angriffe abzuwehren. — Schließlich tritt S. 160—163 ein Anonymus für die Errichtung neuer Handelsakademien ein. — S. 163—168 Einzelnachrichten. — S. 168—176 wird *Kemetters* Referat über unsere Dienstpragmatik abgedruckt. — S. 177—181 Vereinsnachrichten. — S. 181—183 Sprechsaal. — II. Pädagogischer Teil, 3. Heft. *A*. Organisation des Mittelschulwesens und allgemeine Pädagogik. — S. 121 bis 125. Dr. *K. Veleminský* berichtet über die Mittelschulen Nordamerikas. — S. 125 Rezensionen. — S. 126 f. Bibliographie. (Es werden auch russische Bücher angeführt.) — S. 127 f. Zeitschriftenschau. — S. 128 f. Es wird über die Erfahrungen gesprochen, die man an der mährischen Landesrealschule in Leipnik mit sogenannten Schulgemeinden gemacht hat. *B*. Mittelschuldidaktik. Dr. *Ferd. Špišek*. — S. 129—133 wird von *Ferd. Špišek* über die verschwindend kleine Zahl von Lektoren an reichsdeutschen und an österreichischen Universitäten geklagt. — Über die Behandlung der Geometrie in der Oktava nach den neuen Lehrplänen spricht S. 133—139 Dr. *Joh. Vojtěch* und S. 139—143 Dr. *K. Vorovka* über den Unterricht in der Infinitesimalrechnung an Mittelschulen. — S. 143—150 Rezensionen. — S. 151—156 Einzelnachrichten. S. 156 wird erzählt, daß seit dem vergangenen Schuljahre an den Mittelschulen Chicagos der Unterricht in der böhmischen Sprache neben dem in der deutschen, französischen und polnischen als obligat eingeführt wurde. Die Beschreibung der dreistündigen schriftlichen Abgangsprüfung zeigt, daß ziemlich hohe Anforderungen gestellt werden. — *C*. Hygiene und körperliche Erziehung. — S. 156—158 stehen mancherlei Mitteilungen über die sogenannte Abstinentenbewegung. — *D*. Bibliothekswesen. — S. 158—160 wird die Anschaffung einer Anzahl von Werken für die Schülerbibliotheken empfohlen.

6. Heft (Februar). S. 185—187 wird mitgeteilt, daß unsere Dienstpragmatik im Abgeordnetenhause angenommen worden, die Sitzung selbst wird ausführlich auf S. 187—246 geschildert. — S. 247 f. Einzelnachrichten.

7. Heft (März). S. 249—251 wird vorgeschlagen, daß akademisch gebildete Lehrer an Mittelschulen nach Analogie der Universitätsprofessoren den Titel „Akademische Professoren“ hinfort im Gegensatz zu den Lehrern an Lehrerbildungsanstalten führen sollen. — S. 251 f. Personalnachrichten. — S. 253—268 Vereinsnachrichten. — S. 268 Sprechsaal. — S. 269—272 Einzelnachrichten — II. Pädagogischer Teil, 4. Heft. — *A*. Hygiene und körperliche Erziehung. *Gottlieb Tesař* bespricht S. 161—168 die neue Prüfungsordnung für Turnlehrer. — *B*. Organisation des Mittelschulwesens und allgemeine Pädagogik. Das Verhältnis zwischen Schule, Eltern und Gesellschaft erörtert S. 168—171 Dr. *J. Volprecht*. — Dr. *K. Veleminský* setzt S. 171—176 seine Schilderung des nordamerikanischen Mittelschulwesens fort. — S. 177 Besprechung der Schrift *F. W. Försters* „Strafe und Erziehung“. — S. 178 Bibliographie. — S. 178 f. Zeitschriftenschau. — *C*. Mittelschuldidaktik. S. 180—185 Kritik der soeben erschienenen Vorschriften über die böhmische Orthographie. — S. 185—187 Polemik *J. Menšiks* gegen *Hýsek*. — S. 188—190. Rezension eines deutschen Lesebuches für böhmische Mittelschulen. — *D*. Bibliothekswesen. S. 190—192 werden mehrere Schriften für die Schülerbibliotheken empfohlen.

8. Heft (April). S. 273—276 wird gegen die Einführung militärwissenschaftlicher Vorträge in Mittelschulen polemisiert. — S. 276—279 werden die böhmischen Supplenten Brünns getadelt, weil sie mit ihren deutschen Kollegen für die Erlassung der Dienstpragmatik mittels § 14 eingetreten sind. — Aus dem gleichen Grunde werden S. 280—287 von *O. Appelt* der Reichsverband und Reichsratsabgeordneter Prof. *Kemetter*

scharf angegriffen. (Man darf dabei nicht vergessen, daß sich der böhmische Professorenverein überhaupt gegen die Regierungsvorlage ausgesprochen hat). — Schließlich wird S. 287—290 über die Verhandlungen im Herrenhause über unsere Dienstpragmatik berichtet. — S. 290—309 Vereins- und Personalnachrichten. — Über den Stand des modernsprachlichen Unterrichts an den Mittelschulen Mährens belehrt uns S. 309—313 *Klemens Kralik*. — S. 313 f. Einzelnachrichten.

9. Heft (Mai). S. 305—312 werden ausführlich die Verhandlungen des Herrenhauses über unsere Dienstpragmatik besprochen. — S. 312 bis 316 behauptet *Em. Kouřil*, daß man an deutschen Mittelschulen bei der Anstellung von Zeichenassistenten zu liberal vorgehe. — Hierauf tritt S. 316—318 *Ferd. Pisecky* für die Abschaffung aller Titel ein. — Schließlich beendet S. 318—328 *Klem. Králik* seine Ausführungen über die moderne Philologie an den mährischen Mittelschulen. — S. 328 Personalnachrichten. — S. 329 f. Sprechsaal. — S. 331—336 Vereinsnachrichten. — II. Pädagogischer Teil. — *A.* Organisation des Mittelschulwesens und allgemeine Pädagogik. Es beenden Dr. *K. Veleminský* S. 193—198 und Dr. *J. Folprecht* S. 198—208 ihre Aufsätze. — S. 208—210 Einzelnachrichten. — S. 210 f. Bibliographie. — *B.* Künstlerische Erziehung. Dr. *Josef Bartoš* hält S. 211—214 eine Reform der sogenannten Schulpoetik für unbedingt notwendig. — *C.* Mittelschuldidaktik. Dr. *J. O. Hruška* bespricht S. 215—219 den modernsprachlichen Unterricht an unseren Mittelschulen — S. 219—229 Rezensionen. — S. 229 f. Übersicht über die Abstinentenbewegung. — S. 230 f. Einzelnachrichten.

V. Muzeum. Czasopismo poświęcone sprawom wychowania i szkolnictwa ... pod redakcyą Dr. Bolesława Mańkowskiego. Rok 1914, Rocznik XXIX. Tom. II. (Museum. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht ... unter der Redaktion des Dr. Boleslav Mańkowski). Jahr 1913, XXIX. Jahrgang.

II. Band, 5. Heft. *Alexander Jaworki* erörtert S. 623—635 die Bedeutung der psychopädagogischen Vorschriften. — Dr. *Josef Kretz* behandelt S. 636—666 in sehr ansprechender Form die Mängel unserer Disziplinarvorschriften und schlägt an Stelle der alten neue vor. — Welche Rolle die Linguistik in der Schule spielen kann, zeigt S. 667 bis 675 in anschaulicher Weise Dr. *M. Auerbach*. — S. 676—702 Rezensionen. — S. 702—707. Jugendschriften. — S. 707—710 Polemiken. — S. 711 f. Bibliographie. — S. 713—726 Einzelnachrichten. — S. 727 bis 730 hochortige Erlässe. — S. 731—798 Vereinsnachrichten. — S. 798 bis 801 Bericht über das polnische Schulmuseum.

Jahrgang 1914. I. Band, 1. und 2. Heft. Dieses Doppelheft wird S. 1—6 mit einer Polemik gegen den Erlaß des polnischen Landesschulrates eröffnet, mit dem die Lektüre der Werke des ruthenischen Dichters *Szewczenko* an den polnischen Mittelschulen angeordnet wurde. — S. 7 bis 28 steht ein Bericht über die polnischen Ferienkolonien. — Dr. *M. Bienenstock* macht S. 29—58 einige interessante statistische Zusammenstellungen über das polnische Mittelschulwesen auf Grund des letzten polnischen Professorenkalenders. — S. 59—80 beginnt Dr. *Stanislaus Turowski* eine recht interessante Studie über die experimentelle Psychologie in der Schule. — S. 80—113 Rezensionen. — S. 114 f. Bibliographie. — S. 116—124 Einzelnachrichten. — S. 125—132 hochortige Erlässe. (Mitteilung des neuen Lehrplanes der polnischen Sprache). — S 133—170 Vereinsnachrichten. — S. 170—174 Bericht über das polnische Schulmuseum.

3. Heft. S. 175—181 wird die Denkschrift abgedruckt, die der polnische Professorverein über die Fehler und über die Verwaltung des

Mittelschulwesens dem Statthalter vorgelegt hat. — S. 182—190 veröffentlicht *Aniela Szycówna* eine Biographie des polnischen Pädagogen und Psychologen *Joh. Ladislaus Dawid*. — Die ethische Erziehung nach der Auffassung *Fr. W. Försters* erörtert S. 191—197 Dr. *M. Bienenstock*. — S. 198—217 setzt Dr. *St. Turowski* seine interessante, mit zahlreichen Abbildungen versehene Studie fort — S. 218—243 Rezensionen und Jugendschriften. — S. 244 f. Bibliographie. — S. 246 bis 259 Einzelnachrichten. — S. 125—132 hochortige Erlässe. — S. 133 bis 170 Vereinsnachrichten. — S. 170—174 Bericht über das polnische Schulmuseum.

Wien. Dr. Karl Wotke.

VI. Magyar Paedagogia. Monatsschrift der Ungar. Pädagogischen Gesellschaft. Unter Mitwirkung Dr. E. Fináczys herausgegeben von Dr. Alexander Imre. Budapest, Franklin-Gesellschaft.

XXII. Jahrgang. X. Heft (Dezember 1913). Die ungarische Reformmittelschule (S. 605—622) von Aladár Fest. Auf Grund des Ministerialerlasses vom 27. September 1913, der die Reorganisierung des ungarischen Mittelschulwesens in Aussicht stellt, entwickelt Verf. die Organisation der neuen Mittelschule. Diese entspricht im wesentlichen dem österreichischen Reform-Realgymnasium. Das Latein, das in der 5. Klasse einsetzt, ist mit 27 Stunden bedacht. — Kleinere Mitteilungen. — Literatur. — Neue Bücher. — Revue.

XXIII. Jahrgang. I. Heft (Jänner 1914). Auf S. 1—5 publiziert E. Fináczy das Gutachten, in welchem er sich seinerzeit gegen die Einführung von sogenannten „Leitfäden" im Unterrichte ausgesprochen hat. Das Erziehungswesen in Alt-Ägypten (S. 6—21) von E. Mahler. — Auf S. 21—29 bespricht K. Gál die von Josef Fitz besorgte Neuausgabe der Werke des Methodikers Samuel Brassai. — Kleinere Mitteilungen. — Literatur. — Revue. — Bericht über die Oktober- und Novembersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

II. Heft (Februar 1914). Unsere pädagogische Literatur (S. 65—76) von E. Fináczy. — Die graphische Methode und die neuere Literatur darüber (S. 77—90) von Karl Goldziher. — Literatur. — Bericht über die Dezembersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

III. Heft (März 1914). Die Reform des inneren Schullebens (S. 129—146) von Moses Gaal. — Der Deutschunterricht in der Sárospataker Hauptschule unter Josef II. (S. 146—161) von Johann Végh. — Kleinere Mitteilungen. — Literatur. — Revue. — Politische Bildung von Oskar Suszter.

IV. Heft (April 1914) Ungarische Schulpolitik (S. 193—204) von A. Benisch. — Diderots Pädagogik (S. 205—219) von J. Nagy. — Die Mittelschulreform und die Volksschule (S. 220 bis 228) von Géza Somogyi. — Kleinere Mitteilungen. — Literatur.

V. Heft (Mai 1914). Die einheitliche Organisation unserer Mädchenbildung (S. 257—263) von J. Krammer. — Fichte als Pädagog (S. 263—269) von E. Szelényi. — Diderots Pädagogik (S. 269—286) von J. Nagy. — Kleinere Mitteilungen. — Literatur. — Revue.

Wien. Dr. C. F. Vrba.

VII. Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny (Mitteilungen des Landesverbandes der ungar. Mittelschulprofessoren). Redakteur Dr. E. Lévay. Budapest. XLVII. Jahrgang 1914.

Im 9. Heft (8. Jänner 1914) wird der neuernannte Staatssekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht Professor an der Technik und Reichstagsabgeordneter Dr. Ludwig Ilosvay begrüßt. — Über den Unterricht der modernen Sprachen in der ungarischen Mittelschule referiert Dr. Th. Kaiblinger. — Die brennendsten Fragen der Mittelschulreform von E. Karsai. — Die Schulaufsicht über die Mädchengymnasien von Dr. S. Kallós. — Berichte über die Sitzungen der Professorenklubs in Debrezin, Kaschau, Fiume, Preßburg. — Die konstituierende Sitzung des Komitees zur Reform des Geschichtsunterrichts von J. Szöts. — Bericht über die zu Ehren M. Kármáns veranstaltete Feier.

Im 10. Heft (22. Jänner) widmet D. Gagyhy dem bekannten ungarischen Schulmanne Emil Rombauer einen warmempfundenen Nachruf. — Berichte über die Sitzungen mehrerer Professorenklubs, u. a. in Budapest und Preßburg, die sich größtenteils mit der angekündigten Reform der ungarischen Mittelschule befassen. — In einem Aufsatze „Einige Worte zur Reform des Latein- und Deutschunterrichtes in der Mittelschule" kritisiert Jakob Bleyer die geplante Herabminderung des Lateinunterrichtes und die Verstiegenheiten der direkten Methode. — Ebenso beschäftigen sich zwei von B. Csüri und L. Bokor gezeichnete Artikel mit der vom Minister angekündigten Mittelschulreform.

Aus dem 11. Hefte (5. Februar 1914) bis 20. Hefte (18. Juni 1914) sei folgendes hervorgehoben: Im 11. Hefte wird die Denkschrift publiziert, welche die Lehrerschaft, betreffend die Regelung ihrer dienstlichen Verhältnisse, an den Minister gerichtet hat. — Die Schularztfrage und die Reform der Mittelschule von Dr. M. Habán. — Die Stenographie als obligater Unterrichtsgegenstand von B. Radnai. — In einem interessanten Artikel polemisiert Franz Kemény gegen die oben angedeuteten Behauptungen Jakob Bleyers. (11. Heft.) — Der langjährige, hochverdiente Führer und Berater der ungarischen Mittelschullehrerschaft Dr. L. Négyessy hat sein Amt als Präsident des Landesverbandes niedergelegt. — Wortlaut der Memoranda, welche die Fachkommissionen zur Beratung des modernsprachlichen und des historischen Unterrichts dem Minister überreicht haben. (12. Heft.) — Im Budapester Professorenklub wurde eine große Debatte über Standesfragen der Lehrerschaft abgeführt. (13. Heft.) — Die Koëdukation in Deutschland von V. Dániel. — Die Mittelschulen in Montenegro von Dr. A. Benisch. — Brauchen wir eine neue Mittelschultype? von Dr. E. Ernyei. — Die studierende Jugend in den Sportvereinigungen der Erwachsenen von L. Lenkei. — Die Stenographie als obligater Gegenstand von L. Verö. (14. Heft.) — Wie kann ungarisches nationales Empfinden in den nichtungarischen Mittelschulen des Landes gefördert werden? von Dr. P. Schiff. (15. Heft.). — Im 17. Heft gibt der neue provisorische Herausgeber des Közlöny Dr. F. Marczinkó eine interessante vergleichende Studie über die Standesverhältnisse der Professoren und Richter in Ungarn. — Heft 18. Die Mittelschule im Parlamente. Der Bericht wird im 19. Heft fortgesetzt. — Das 20. Heft (18. Juni 1914) enthält die Tagesordnung des Mittelschultages, der am in Budapest abgehalten werden wird. Auf der Tagesordnung stehen unter anderem folgende Vorträge: St. Schneller: Die Reform der Mittelschule; M. Mikola: Die Stellung der Natur-

wissenschaften im Mittelschulunterrichte; Dr. L. Sárkány: Statistische Aufhellungen zu einigen Fragen der Mittelschulreform. — Berichte über die Sitzungen mehrerer Professorenklubs u. a. Preßburg und Debrezin. — Prinzipielle Bemerkungen zur Reform des Geschichtsunterrichtes von Dr. Stefan Dékány. — Die jugendlichen Selbstbildungsvereine im Dienste des Antialkoholismus von Albert Walló.

Wien. Dr. C. F. Vrba.

VIII. Nastavni Vjesnik. Zeitschrift für Mittelschulen. Herausgegeben vom „Vereine der kroatischen Mittelschulprofessoren“, zugleich Organ des „Vereines der slowenischen Professoren“ und des „Vereines der Mittelschulprofessoren in Dalmatien“. Agram 1913.

Heft 4, Dezember 1913. I. Vorträge und Abhandlungen: *S. Pascher*, Etwas über die kroatischen Substantivsynonyma und über das Verhältnis der Schriftsprache zu ihnen. — II. Miszellen: Dr. *D. Prohaska*, Die russische Mittelschule. In Rußland gibt es zwei Arten von Mittelschulen: Privat- und öffentliche Mittelschulen. Bei den russischen Schulen ist nicht der Lehrplan die Hauptsache, sondern vielmehr der gesellschaftliche Geist der Schule. Wenn jemand bestimmte Erziehungsansichten hat und dieselben auf die Jugend übertragen will, so gründet er nach diesen Ansichten seine eigene Schule. Im Herbste, wenn die Schule beginnt, oder im Juli, wenn die Schule endet, kann man in den Hauptzeitungen spaltenlange Berichte von Privat- und öffentlichen Schulen lesen, so daß man den Eindruck gewinnt, als ob die Privat- und öffentlichen Schulen miteinander um die Popularität wetteiferten. Jede russische Mittelschule hat ihre eigene innere Organisation, welche mehr das Werk der Lehrer und der Schüler als der Regierung ist. Die Anstalten können Legate annehmen und damit frei verfügen; sie können Spiele, Vorstellungen, öffentliche Vorträge veranstalten, Geld zu welchem Zwecke immer sammeln, ohne dafür die Erlaubnis der Regierung einholen zu müssen. Nebst dem Direktor besteht bei jeder Mittelschule ein Administrator, der mit einem besonderen Komitee das Vermögen der Anstalt verwaltet. Beim Besuche des zehnten Staatsgymnasiums in Petersburg ist dem Verf. die besondere Reinlichkeit der Anstalt aufgefallen: die Stiegen, die Gänge sind mit Blumen geschmückt und überall herrscht die gründlichste Ordnung. In dem Erdgeschosse befindet sich ein Zimmer als Garderobe. Dort führt jeden Tag ein Lehrer die Aufsicht. Nach 10 Uhr ist die erste Pause. Nach 11 Uhr gehen die Schüler ins Büffet, wo sie eine kleine Stärkung erhalten oder das Mitgebrachte verzehren. Um 2 Uhr verlassen sie die Anstalt. Dem Direktor ist ein Lehrer zugeteilt, der die Aufgabe hat darauf zu achten, daß die Schüler die Disziplinarvorschriften befolgen. Die Lehrer erwählen untereinander auf drei Jahre den Sekretär und den Bibliothekar. Der Sekretär schreibt die Sitzungsprotokolle und führt die Chronik der Anstalt. Jeder von ihnen erhält eine monatliche Remuneration von ungefähr 38 K. Je zwei Klassen haben einen Klassenvorstand, der eine Remuneration von ungefähr 500—600 K jährlich bezieht. Die Anstalt hat auch einen eigenen Arzt. Das Schulgeld ist bedeutend höher als bei uns. Es verbleibt in den Anstaltskassen und dient zur Deckung der nötigsten Auslagen. Bleibt etwas davon übrig, so wird es zur Errichtung von Schülersanatorien verwendet. Seit dem Jahre 1905 besteht an dieser Anstalt auch ein Elternkomitee, welches den Lehrern die Wünsche und die Ansichten der Eltern vermittelt, so daß die Lehrer mit den Eltern in stetem Verkehre stehen. Den Sitzungen wohnt auch

ein Vertreter des Magistrats bei und hat eine Stimme. Die Schüler sind uniformiert, ebenso auch die Professoren. Der Verf. besuchte darauf die Privatmittelschule, welche im Jahre 1856 von Karl May gegründet wurde und noch heute seinen Namen führt. Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Schule ist, daß die Schüler, insoweit es möglich ist, nach ihren individuellen Anlagen erzogen werden. Zu diesem Zwecke besteht an der Anstalt ein Erziehungsrat, welcher aus acht Mitgliedern zusammengesetzt ist. Nach den Ansichten dieses Rates sind die Schüler in zwei Gruppen geteilt: diejenigen, deren Erziehung keine Schwierigkeit bietet, und diejenigen, welche sich schwer erziehen lassen. Diese letzteren sind wieder in zwei Untergruppen geteilt: Schüler mit mangelhafter Entwicklung oder physisch schwach, und Schüler mit normaler Entwicklung, aber störrisch, ungehorsam, unordentlich usw. Der Erziehungsrat hält für je eine Klasse besondere Beratungen ab, in welchen die Maßregeln für einzelne Klassen besprochen werden, steht in stetem Verkehre mit den Klassenlehrern und achtet darauf, daß die Forderungen, welche in den Klassensitzungen zur Sprache gebracht wurden, erfüllt werden. In Betreff der Strafen kann ohne Kenntnis des Rates nichts unternommen werden. Das ganze Trachten des Rates und der Lehrer ist darauf gerichtet, über die einzelnen Schüler ein objektives Bild zu bekommen. Es besteht an dieser Anstalt ein besonderer Brauch: die Schüler grüßen die Lehrer mit Händedruck. Ist ein Schüler ungezogen, so verliert er auf eine bestimmte Zeit dieses Recht. Der erzieherische Wert dieser Maßregel ist groß; denn jeder Schüler hütet sich, durch irgend ein Vergehen auf solche Art bestraft zu werden. Um dem Betätigungsdrange der Schüler zu entsprechen, hat man zu einem, bei uns fürwahr ungewöhnlichen Mittel gegriffen, man hat nämlich den Schülern die allgemeine Reinigung der Anstalt anvertraut. In der Anstalt bestehen verschiedene Schülervereinigungen zu literarischen, historischen und technischen Zwecken. Die Anstalt ist mit allen modernen Unterrichtsmitteln reichlich versehen, hat eine Tischlerwerkstätte und ein Modellierungskabinett, ein Palmen- und ein Treibhaus für diejenigen Pflanzen, welche ein Petersburgerkind sehr selten zu sehen bekommt, endlich auch ein kleines Aquarium. — Dr. *V. Vogrin*, Über einige Varianten des Scolia-Geschlechtes. — *K. Strajnić*, Über die künstlerische Erziehung. — III. Bücherbesprechung: Dr. *Murko*, Bericht über phonographische Aufnahmen epischer, meist mohammedanischer Volkslieder im nordwestlichen Bosnien im Sommer 1912. (Separatabdruck aus dem Anzeiger der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissensch. in Wien), angez. von D. Bogdanović. — Dr. *Murko*, Bericht über eine Bereisung von Nordwestbosnien und der angrenzenden Gebiete von Kroatien und Dalmatien behufs Erforschung der Volksepik der bosnischen Mohammedaner (Sitzungsberichte der kais. Akad. der Wissensch. in Wien), angez. von D. Bogdanović. — Dr. *Bade*, Handbuch für Naturaliensammler. Eine Praxis der Naturgeschichte, Berlin, 1913, angez. von S. Steiner.

Heft 5, Jänner 1914. I. Vorträge und Abhandlungen: Dr. *E. Kučera*, Das psychogalvanische Reflexphänomen in seiner Bedeutung für die Psychologie der Gefühle. — II. Miszellen: *J. Poljac*, Wann soll unsere Jugend lesen? Nach der Ansicht des Verf. soll die Jugend sobald als möglich mit der Lektüre beginnen. Dem Kinde ist eine sehr starke Wißbegierde angeboren, die sich besonders durch die vielen Fragen äußert, welche es an seine Umgebung stellt. Hat das Kind zu sprechen begonnen, so hört es mit großem Interesse zu, wenn ihm Märchen erzählt werden. Diese Vorliebe des Kindes für die Märchen hat einen großen erzieherischen Wert, da man auf diese Weise dem Kinde noch vor dem Besuche der Schule ethische und moralische Gefühle beibringen kann. Die Folge davon ist, daß das Kind später nur an einer ethischen und moralischen Lektüre seine Freude finden wird. Um aber dieses Ziel zu erreichen, soll man bei der Auswahl der zu erzählenden Märchen sehr vorsichtig sein

Neben den Volks- und Kindermärchen soll den biblischen Erzählungen die ihnen gebührende Stellung angewiesen werden. Darin wird nämlich das Kind viele Beispiele von erhabenen Gefühlen und Tugenden finden und daraus wird seine Seele den ersten geistigen und moralischen Unterricht schöpfen. Auf fast spielende Weise wird so das Kind allmählich für die Schule vorbereitet. Das Märchenerzählen in den frühesten Jahren ist für die spätere Privatlektüre des Kindes ausschlaggebend. — *J. Gopić*, Der Akzent der paraxytonierten Substantiva. — *M. Mudrinić*, Entwurf zur Gründung und Einrichtung von Schülerausflugvereinen. — III. Bücherbesprechung: Dr. *A. Ernout*, Historische Formenlehre des Lateinischen. Deutsche Übersetzung von Dr. H. Meltzer. 1913, angez. Dr. J. Golik.

Heft 6. I. Vorträge und Abhandlungen: *M. Cindrić*, Ein neuer Apparat für die Versuche mit den Wärmestrahlen. — *F. Mihletić*, Von der Bedeutung der Theorie in der Physik. — II. Miszellen: Dr. *Šamšalović*, „Soko mladoženja“ und ähnliche Motive. — *J. Gopić*, Genitiv der Mehrzahl bei den Substantiva in der kroatischen Sprache. — *F. Šuklje*, Einige Bemerkungen über den naturwissenschaftlichen Unterricht. — *J. Barić*, Einige aktuelle Gedanken bei der Diskussion über Methodik. — *P. Skoh*, Beiträge zur Erforschung der kroatischen Ortsnamen. II. — III. Bücherbesprechung: *M. Rose*, Einleitung in die Funktionentheorie (Theorie der komplexen Zahlenreihen). Sammlung Göschen. — Dr. *K. Knopp*, I. Grundlagen der allgemeinen Theorie der analytischen Funktionen. II. Anwendungen der Theorie zur Untersuchung spezieller analytischer Funktionen, Sammlung Göschen, angez. von Dr. M. Kiseljak.

Heft 7. I. Vorträge und Abhandlungen: *P. Ećimović*, Die alte und die moderne Pädagogik. — *F. Mihletić*, Von der Bedeutung der Theorie in der Physik (Schluß). — II. Miszellen: Dr. *G. Novak*, Von der Notwendigkeit guter geographischer Hilfsbücher. — *W. Freiherr v. Ljubibratić*, Die Frauengestalt in Schillers „Räubern“. — *J. Gopić*, „Vukijanizam“ [1]). — III. Bücherbesprechung: *W. Wundt*, Die Psychologie im Kampfe ums Dasein. Leipzig, 1913. — *W. Wundt*, Elemente der Völkerpsychologie. Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Leipzig, 1913, angez. von Dr. V. Dvorniković. — Dr. *K. W. Genthe*, Das System der höheren Schulen Amerikas und der biologische Unterricht. Leipzig, Berlin 1913, angez. von D. A. Langhoffer.

Heft 8. I. Vorträge und Abhandlungen: *P. Ećimović*, Die alte und die moderne Pädagogik (Schluß). — II. Miszellen: *F. Vajda*, Statistik der Mittelschulen in Krain, Steiermark, Kärnten und im Küstenland (für das Schuljahr 1912/13). — *J. Božičević*, Die Photographie als freier Gegenstand an den Mittelschulen. Der Verf. weist auf den Nutzen und den erzieherischen Wert der Photographie hin und gibt den Entwurf eines Lehrplanes für die Photographie als freien Gegenstand. Die Photographie sollte in zwei Kursen von je zwei Stunden wöchentlich unterrichtet werden; der eine Kurs wäre für die Anfänger, der andere für die Fortgeschrittenen bestimmt: zum ersten sollten die Schüler der V. und VI. (an den Realschulen der IV. und V.) Klasse zugelassen werden, zum zweiten die Schüler der zwei letzten Jahrgänge. Jeder Kursteilnehmer sollte einen im Einverständnisse mit dem Lehrer und dem Direktor der Anstalt bestimmten monatlichen Betrag zahlen. Von der so

---

[1]) Der Verf. behandelt in diesem Aufsatze eine besondere Theorie der Akzentuierung in der kroatischen Sprache. Da diese Theorie auf den Ansichten des Serben Vuk Stefan Karedžic beruht, so hat der Verf. seinen Aufsatz „Vukijanizam“ betitelt. Der Ausdruck wird jedem slawischen Philologen klar und verständlich sein, deshalb ist das Fragezeichen überflüssig.

zusammengebrachten Summe sollte der Lehrer eine Remuneration in der Höhe von 10 K für jede wöchentliche Unterrichtsstunde erhalten, der Rest (?) wird zum Ankaufen der nötigen Apparate und Materialien verwendet; außerdem wird monatlich ein Betrag für den Bau eines Ateliers (!) zur Seite gelegt. Den Schülern steht die Benützung der Apparate, der Materialien und der Kamera unter der Aufsicht des Lehrers frei. Die mit den Schülerbeträgen angekauften Materialien und Apparate bleiben Eigentum der Anstalt. Den Lehrer der Photographie soll der k. k. Landesschulrat auf Vorschlag des Direktors ernennen. (Uns erscheinen diese Vorschläge zwar gut gemeint, aber schon wegen der finanziellen Seite als undurchführbar.) — Über das Lernen der deutschen Sprache an den Mittel- und Handelsschulen. — III. Bücherbesprechung: Dr. *W. Sedzivick* und Dr. *E. Wilson*, Einführung in die allgemeine Biologie. (Leipzig, Teubner, 1913.) — Dr. *I. Wallentin*, Exkursionsbuch. Wien, Pichlers Witwe & Sohn, 1913, angez. von S. Šteiner. — Dr. *A. Witting* und Dr. *M. Gebhardt*, Beispiele zur Geschichte der Mathematik. Teubner, 1913. — *M. Merchich*, Organistik der Geometrie. Selbstverlag, 1914. — *F. Klein*, Elementarmathemathik vom höheren Standpunkt aus. Leipzig, Teubner, 1911/13, angez. von Dr. M. Kiseljak. — *Camille Jullian*, Histoire de la Gaule, angez. von Ž. Jakić. — *Gaetano Curcio*, Q. Orazio Flacco studiato in Italia dal secolo XIII. al XVIII, Catania, 1913, angez. von I. Kasumović.

Heft 9. I. Vorträge und Abhandlungen: Dr. *M. Maraković*, Bora. — II. Miszellen: *P. Sedar*, Ist eine besondere Begabung nötig, um die Mathematik zu verstehen? — *D. Jakšić*, Ferialkurse. — *M. Cindrić*, Über einige elektrische Experimente. — *F. Vajda*, Statistik der Mittelschulen in Krain, Steiermark, Kärnten und im Küstenland (Schluß). — III. Bücherbesprechung: *M. Band*, Dalmatien, das Land der Sonne. Wien, Hartleben. — *A. Chatelet*, Leçons sur la theorie des nombres. Paris 1913. — *O. Perron*, Die Lehre von den Kettenbrüchen. Teubner 1913, angez. von Dr. M. Kiseljak. — *J. Petzoldt*, Das Weltproblem, vom Standpunkte des realistischen Positivismus aus historisch-kritisch dargestellt. Leipzig 1912, angez. von Dr. F. Mihletić.

Heft 10. I. Vorträge und Abhandlungen: *N. Radojčić*, Eine russische Theorie der Geschichte. — II. Miszellen: *M. Ebrić*, Aus der Statistik der Mittelschulen in Kroatien und Slawonien (für das Schuljahr 1912/13). — *J. Božičević*, Aus der Statistik der Mittelschulen in Dalmatien (für das Schuljahr 1912/13). — *M. Urbani*, Ein einfaches Experiment mit Verbrennung von Magnesium. — III. Bücherbesprechung: *N. Engelhardt*, Istorija ruskoj literatury (Geschichte der russischen Literatur), angez. von Dr. P. Tomić. — *E. Picard*, Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft. Deutsche Übersetzung von F. und L. Lindemann, Leipzig und Berlin, 1913, angez. von Dr. F. Mihletić.

Zara. W. Freiherr v. Ljubibratić.

Eingelaufene Bücher:

Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. Frauenfeld, Huber & Co. Brosch. M. 2·80. — Aner, Praktische Bibelerklärung. 2, 3. Tübingen, Mohr. Pro Nummer M. —·50. — Artaria, Plan von Wien 1914. Wien, Artaria & Co. K 3·—. — Barthel, Der Irrtum „g". Leipzig, Hillmann. M. 1·—. — Bauch, Modern London. Cöthen, Schulze. M. 1·60. — Begemann, Die Lehrer der lateinischen Schule zu Neuruppin 1477—1817. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 2·—. — Bethe, Homer. I. Band. Leipzig, Teubner. Geh. M. 8·—, geb. M. 9·50. — Beyel, Zum Stil des grünen Heinrich. Tübingen, Mohr. Geh. M. 4·—. — v. Bischoff, Leitfaden für das Kartenlesen. Wien, Seidel & Sohn. K —·80. — Bornecque, Explication Littéraire. II. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 5·—. — Brill, Das Relativitätsprinzip. Leipzig, Teubner. Brosch. M. 1·20. — Brunner, Vorbereitung zur Aufnahmsprüfung. Wien, Perles. Brosch. K 1·80. — Dannheiser, England Past and Present. Cöthen, Schulze. Geb. M. 3·60. — Dessau, Inscriptiones Latinae. Vol. III, Pars I. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Brosch. M. 20·—. — Deutsche Literaturdenkmale, III. Folge. Nr. 28, 29 und 30. Berlin, Behrs Verlag. — Ellinger-Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. Wien, Tempsky. Geb. K 2·40. — Fecht, Griechisches Übungsbuch. Freiberg, Herder. Geb. K 2·88. — Fetter, La France et la français. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. Geb. K 2·40. — Französische und Englische Schulbibliothek. Reihe D, Band 1, 2, 5. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. — Frey, Schweizer Dichter. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1·25. — Freytag, Sammlung. Ackermann, Modern English. Wien, Tempsky. Geb. K 1·80. — Freytag, Sammlung. Wagner, Parsifal. Wien, Tempsky. K 1·20. — Friedmann, Die französische Literatur im XX. Jahrhundert. Leipzig, Haessel. Brosch. M. 1·20. — Fuhr, Demosthenes B. T. maior. Leipzig, Teubner. Geh. M. 4·50. — Göschen, Sammlung. Nr. 721, 722, 727, 729, 734, 435, 253, 333. Berlin, Göschen. Geb. M. —·90. — Goerlich, Materialien für freie französische Arbeiten. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. M. 1·50. — Glehn, Cours Français Du Lycée Perse. II. Cambridge Hefter, Sh. 1 6. — Gudeman, P. Cornelii Taciti. Leipzig, Teubner. Brosch. M. 14·—. — Grunsky, Griechische Kompositionsstücke. Stuttgart, Bonz & Comp. M. —·80. — Guenther, Vom Urtier zum Menschen. Lieferung 11—20. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Pro Lieferung M. 1·—. — Hahn, Leitfaden für Physikalische Schülerübungen. Berlin, Springer. Geb. M. 3·—. — Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte. Leipzig, Teubner. Brosch. M. 3·40, geb. M. 4·—. — Hasberg, Praktische Phonetik. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. Geb. M. 1·50. — Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 1·25. — Jochmann, Experimentalphysik. Berlin, Winckelmann & Söhne. Geb. M. 5·50. — Karollus, Auflösungen. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. K 1·—. — Klinghardt, Artikulations- und Hörübungen. Cöthen, Schulze. Brosch. M. 6·—, geb. M. 7·—. — Kochalsky, Epikurs. Leipzig, Teubner. Geb. M. 1·80. — Kraus, Geometrie und geometrisches Zeichnen. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. Geb. K 2·70. — Lamer, Griechische Kultur im Bilde. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 1·25. — Lehmann, Vom Mittelalter. München, Beck. M. 8·50. — Les Universités et les écoles françaises. Paris, Office National. — Marbe, Fortschritte der Psychologie. II. Band, 6. Heft. III. Band, 1. Heft. Leipzig, Teubner. — Marney, Toujours prêt. Stuttgart, Violet. M. —·80. — Natorp, Über Platos, Ideenlehre. Berlin, Reuther & Reichard. M. 1·—. — Niedermann, Indogermanische Bibliothek. VI. Band. Heidelberg, Winter. Kart. M. 3·60. — Peez, Erlebt — Erwandert. Weimar, Dunckers Verlag. Brosch. M. 1·70. — Ponten, Griechische Landschaften. Text. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Ponten, Griechische Landschaften. Bilder. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Reichel, Mathematischer Werkunterricht. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1·—. — Rusch, Lehrbuch der Erdkunde für Mädchenlyzeen. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. — Rusch, Lehrbuch der Geographie für Mädchenlyzeen. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. — Sachse, Der Oedipus auf Kolonos. Berlin, Weidmannsche

Buchhandlung. M. 1·—. — Scheindler, Praktische Methodik. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. — Scheindler, Praktische Methodik. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. — Schmekel, Die Positive Philosophie. II. Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 10·—. — Schmid, Handbuch der naturgeschichtlichen Technik. Leipzig, Teubner. Geh. M. 15·—, geb. M. 16·—. — Schmidt, Manuel de Conversation scolaire. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. — Schnaß, Der Dramatiker Schiller. Leipzig, Wunderlich. — Schonack, Ein Jahrhundert Berliner Philologische Dissertationen. Wolfenbüttel, Zwisslers. — Schulten, Die Keltiberer. München, Bruckmann. Brosch. M. 40·—. — Schwab-Lesser, Mathematisches Unterrichtswerk. Ausgabe B I. Geometrie, III. Teil. Geometrie für Real, I. Teil. Geometrie für Real, II. Teil. Wien, Tempsky. — Sperl, Die Neugestaltung. Wien, Deuticke. K 1·20. — Strigl, Übungsbuch der lateinischen Syntax. Wien, Deuticke. K 3·60. — Tibal, Études sur Grillparzer. Paris, Berger-Levrault. — Tschofen, Naturbilder. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. — Utitz, Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft. Stuttgart, Enke. M. 9·—. — Violets, Seule au Monde. Stuttgart, Violet. M. 1·80. — Vollmer, Poetae latini Minores. Leipzig, Teubner. M. 4·—. — Vosen, Hebräische Grammatik. Freiburg, Herder. — Walter, Der Gebrauch der Fremdsprache. Marburg, Elwertsche Buchhandlung. — Walter, Aneignung des Wortschatzes. Marburg, Elwertsche Buchhandlung. — Wendland, Rede auf Friedrich Leo. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. —·80. — Wiesenthal, Wörterbuch. Leipzig, Teubner. M. 1·—. — Wunderer, Einführung in die antike Kunst. Erlangen, Blaesing. — Wurm, Kunst und Seele. München, Müller. M. 5·—.







PAGE NOT AVAILABLE